Digitized by the Internet Archive
in 2019 with funding from
Getty Research Institute

https://archive.org/details/globusillustrier2618unse

Globus.

XXVI. Band.

Globus.

Illustrirte

Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde

mit

besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern

herausgegeben von

Karl Andree.

Deutsche Kolonialgesellschaft BERLIN

Sechsundzwanzigster Band.

Braunschweig,

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1874.

Inhaltsverzeichniß.

Europa.

Die ältesten deutschen Häuser 318.
Frequenz der Universität Leipzig 335.
Aus Ostfriesland von Hermann Meier: Das Kind und die Volksreime 266. 284. 311. — Neck- und Spottlust 88. 107. — Aberglaube 151.
Aberglaube in Westfalen 114.
Aus dem flamischen Belgien 138.
Das Niederdeutsche in Französisch-Flandern 10.
Eine Wanderung im südwestlichen Norwegen von Dr. D. Brauns 264. 279. 296.
Die Landstreicherhorden in Norwegen 135.
Die Tatern in Norwegen 184. 203.
Großbritannien. Auswanderung 335. — Anwachsen der Handelsmarine 142. — Einfuhr von Pferden aus Argentinien 16.
Auswanderung aus Irland 96.
Wilde über die Bevölkerung Irlands 293.
Frankreich. Volksmenge. 208. — Einwohnerzahl von Paris 16. 335. — Zunahme der Selbstmorde 256. — Vergleichung der Schifffahrtsbewegung der französischen Häfen mit Antwerpen 111.
An der ligurischen Riviera di Ponente (Mentone und Bordighera) 323. 337. 354.
Corsica 368.
Fürstenthum Montenegro 12. 41.
Aus den südslavischen Ländern 240. 291.
Die türkische Provinz Altserbien 157. (Arnautisirung; Feiertage, Hexen- und Vampyrglaube, Bulgarisches.)
Mädchenverkauf bei den Szecklern in Siebenbürgen 224.
F. Kanitz in Bulgarien 301.
Die rumänische Sprache 335.
Schilderungen aus Konstantinopel von Hermann Vambery 73.
Die katholischen Armenier in der Türkei 351. (Hassunisten und Kupelianisten.)
Rußland. Expeditionen im hohen Norden. Fischfang im Weißen Meere und Kaspischen Meere. Weinbau in Georgien 78. — Untersuchung des Onega- und Ladogasees. Fabriken in Tula 111. — Die Bevölkerung von Kasan 61. — Fabrikindustrie in Russisch-Polen und im Schadrinsker Kreise 62. — Steinsalzlager im Gouvernement Charkow. Länge der Eisenbahnen. Volksmenge in den Städten 382. — Getreideausfuhr 383.
Aus der Kalmückensteppe 127.
Die Tataren in der Krim 286.

Asien.

Albin Kohn. Die Russen in Sibirien 91. Ankunft derselben und Festsetzung 103. Ihre Colonisirung. Die Familie 186. Die Küche 236. Der freie Russe und die sociale Lage der Bauern 155.
Aus dem Amurgebiete 30. (Nikolajeffsk und die Deutschen.)
Karl von Neumann's Expedition nach dem Lande der Tschuktschen 313. 329. 347. 362. 369.
Goldentdeckungen in Ostsibirien 111.
Das Generalgouvernement Turkestan 144.
Aufnahme der Gegend zwischen dem Amu und dem Kaspischen Meere und dem Yani Darja. Die wissenschaftlichen Expeditionen 334.
Die Amu-Darja-Expedition 255.
Die arabisch-kaspische Expedition 61.
Befahrung des Syr Darja mit Dampfern 286.
Karawanenverkehr zwischen dem Amu und dem Kaspischen Meere 208.
Rußlands Handel mit Centralasien 382.
Die projectirte centralasiatische Eisenbahn 143. 175. 303.
Aus Osttnrkestan. Die Ausflüge der Mitglieder von Forsyth's Expedition 218. — Biddulph und Forsyth 230. — Trotter, Biddulph und Stoliczka nebst Gordon über die Pamir nach Wachan 281.
Centralasien 223. (Unruhen. Weninkoff über die russische Politik. Eine Wiener Generalkarte über Centralasien.)
Afghanistan. Wirren 272.
Kelat und sein Herrscher 173.
Ostindien. Wanderungen in 145. (In Bhopal; die Königin; Mohammedaner; die Prinzessin Bourbon und die Frantsis; Lustbarkeiten.) — Am Hofe der Begam. Das Volk der Dschats 161. — Das Thal von Bhilsa. Die Sculpturen von Udghiri. Die Topes oder Stupas. Der Buddhismus und sein Verfall in Indien. Der Tope von Bharat. Ein Königsfest im alten Palibothra 177.
In Allahabad am Ganges 308.
In Lakhnau, der Hauptstadt von Audh 356.
In Benares 209.
In Delhi, der Stadt des Großmogul 195.
In der Umgegend von Delhi 257. (Der Kutab. Brahminen und Bauern im Duab.)
Der zoologische Garten des Königs von Audh 383.

Das Dschagannathafest in Serampore 191.
Englische Studien der jungen Hindus. Die Mosaik und die Tadschmahal-Moschee zu Agra. Ermordung weiblicher Kinder. Sandelholz in den Wäldern von Maissur. Theeausfuhr. Bücherdruck 95.
Kohlen. Taback im Himalaya. Die Ausfuhr von Dschute. Hirtenbriefe der anglikanischen Bischöfe. Die Hochschule in Calcutta. Die Mohammedaner 319.
Die Eisenbahnen 351.
Das Volk der Santhals 342.
Cooper beim Volke der Mischmis in Assam 59.
Die Todas in der Nilgherris 71.
Das Kopfjagen bei den Nagastämmen in Assam 169.
Hinterindien. Buddhistische Pagoden 5. — Birma. Behandlung der Leichen. Britisch Birma 271. — Birmanen in Laos 100. — Siam. Erlernen der englischen Sprache 320. — F. Garnier im nördlichen Laos. Die wilden Völker am Mekong: Mutsen, Khas Khosk, Khas Khugs, Does und Lawas 97. — Annam. Vertrag mit den Franzosen 335.
Die Panthays 191.
China. Kirchenstreit 112. — Volksstimmung gegen die Ausländer 303. — Zeitvertreib der Chinesen 261. — Ueberschwemmung 367. — Kulihandel 63.
Bei den Wilden auf Formosa 253.
Japan. Alter der kaiserlichen Dynastie 144. — In einer deutschen Schule 79. — Aus Jokohama 224. — Heinrich v. Maltzan: Ein Ramadan in Arabien 234. 251.
Die Auswanderung der Tscherkessen aus dem Kaukasus 23.
Grove's Ersteigung des Elbrus 189.
Die Hungersnoth in Kleinasien 302.

Afrika.

Der gegenwärtige Stand der deutschen Expedition im äquatorialen Westafrika 331. 345.
Quer durch Afrika von Gerhard Rohlfs 327.
Georg Schweinfurth's Reisen in Innerafrika 273. 289. 305.
G. Schweinfurth in den Oasen der libysch-ägyptischen Wüste 223.
Ueber den Auszug der Juden aus Aegypten 381.
Gustav Nachtigal's Reisen 207.
Cameron in Udschidschi am Tanganyika-See 94.
Aus den Nilregionen. Oberst Gardon; Handel mit den oberen Nilregionen; Dar Fur und der Sklavenhandel; Eisenbahnen 367.
Die Sahara wird nicht in einen See verwandelt 303.
Vom Gambia (Handel von St. Marys Bathurst) 16.
Auf und an den Oelflüssen Westafrikas 56.
Der Handel von Lagos 16.
Thomas im Nigerdelta 56.
Reise des Marquis de Compiegne und A. Marche's auf dem Ogowe 379.
Die Goldfelder in Südafrika 270.
G. Fritsch über die Eingeborenen Südafrikas 93.
Die Kaffernvölker, insbesondere die Zulus 87.

Amerika.

Nordamerika.

Die Kinaivölker in Nordwestamerika 87.
Aus der canadischen Dominion 192.
Das Territorium Manitoba 206.
Custer's Erforschung der Schwarzen Berge in Dacota 239.
Die Indianerkriege in den Vereinigten Staaten 225. 241.
Entsittlichung der Indianer durch Branntwein 176.
Trauer um die Todten bei den Yamparica- (Wurzelgräber-) Indianern 176.
Das Budget der Vereinigten Staaten 210. — Bundesschuld 302.
Einwanderung 63.
Signalamt 144.
Handelsbewegung 350.
Ausbeute an Edelmetallen seit 1849 144.
Alaska. Stockfischfang 336.
Aus dem Territorium Washington 176.
Lachsfischerei am Columbiastrome 271.
Nach Californien 33. 49. — Quecksilbergruben 208. — Lateinische Bauern; Fruchtbarkeit 175. — Notizen 302.
Plan zur Bewässerung der Coloradowüste 143.

* * *

Amerikanisches Urtheil über amerikanisches Schulwesen 319.
Nordamerikas zukünftige Bevölkerung 176.
Verfall der Yankeerace 127.
Nordamerikanische „Aristokraten" 384.
Sterblichkeitsverhältnisse der verschiedenen Racen 143.
Zur Naturgeschichte des Neuyorker Loafers 26.
Die schwarzen Prediger 31.
Betrügerische Politiker (der Löffeldieb General Benjamin Butler) 112.
Die Quäker 110.
Wettstreit der Nationalküchen 272.
Annehmlichkeiten auf der Ueberlandbahn 352.
Pithole in Pennsylvanien 224.
Gefängnißwesen in St Louis 112.
Eine Leichenverbrennung in Kentucky 110.
Die Betseuche in Cincinnati 96.
Rabbi Felsenthal gegen die Temperanzseuche 160.
Justiz in Colorado 112.
Ein Judenconcil 190.
Trauung unter der Gaslaterne 192.
Anzahl der Neger 223.
Chinesische Studenten in Massachusetts 384.
Zustände der Neger in den Südstaaten 360.
Hochtrabende Namen der Neger 96.
Deutsche Singvögel 16.

Central- und Südamerika.

Neue Forschungsreise in Patagonien (Berg und Moreno auf dem Rio Negro) 350.
Betonnung der Magellanstraße 350.
Aus Argentinien. Eine Fahrt auf dem Parana 369. — Präsident Sarmiento 111. — Buenos Ayres. Ertrag der Saladeros 80. — Weiße Strauße in den patagonischen Ebenen 63.
Uruguay. Reihefolge der Revolutionen seit 1830 95.
Chile. Mineralreichthum 320. G. Thiele, Skizzen aus Chile 106. 122.
Peru. Die Guanolager 128. 350.
Bolivia. Die Armee 94.
Brasilien. Die oberen Gewässer und Zuflüsse des Amazonenstromes 127.
Keller-Leuzinger bei den Kautschuksammlern am Madeira 65. — Bei den Caripunas 1.
Indianer am Amazonenstrome 1. (Muras, Mundurucus, Araras, Parentintins.)
Am Javary; Dampfschifffahrt auf dem Amazonenstrome. Telegraphen 78. 79.
Deutsche Consulate in Brasilien 96. — Gegen die widerspänstige Geistlichkeit 94. — Einwanderung in Rio Grande 128. — Dichtigkeit der Bevölkerung 48. — Lange Lebensdauer 16.
Die Sambaquis oder Muschelhügelgräber, von Dr. Karl Rath 193. 214.
Saffray's Reisen in Neugranada 113. (Cali, Popayan, Vulcan Purace; Quindiogebirge, Bogota.) — Am Magdalenenstrom 129. (Der Rio Dagua. Buenaventura. Bodoque und Froschgift. Am Atrato. Cumas- und Caymanasindianer.)
Eisenbahnen und Telegraphen 96.
Dampfer auf dem Magdalenenstrome 175.
Ein widerspänstiger Clerus 94.
Ecuador 94. (Jesuiten und fromme Polizei.)
Venezuela. Der erste Census, von A. Ernst 75. — Umtriebe der Geistlichkeit 192. — Aufhebung der Nonnenklöster 48. — Karl Mauch und Kuntze in Venezuela 48.
Nicaragua. Die Jesuiten 48.
Haiti. Die Neger 176. 381.
Ueberreste der Eingeborenen auf den Antillen 378.
Namenliste der Präsidenten in Central- und Südamerika 80.

Der Hinterindische Archipelagus, Australien und die Südsee.

Die Orang Kubus auf Sumatra 44.
Michluko Maclay, Fahrten an der Südwestküste von Neuguinea 317. 333.
Entdeckungsreisen in Australien (Giles' zweite Expedition, Roß) 204. 283. — Notizen 224.
Aus Victoria 160. 368. — Queensland 160. 302. — Südaustralien 16. — Kohlenfelder auf Tasmanien 160.
Neuseeland 368.
Marianeninseln. Alte Denkmäler 336.
Malayische Perlenfischerei 352.
Hawaii. Vulcanische Verwüstungen 17. — König Kalakana und die Spiritualisten 336.
Neucaledonien 208.
Die Fidschi-Inseln 302.
Verminderung der Polynesier in der Südsee 221.

Vermischte Mittheilungen.

Das Museum für Völkerkunde in Leipzig 32.
Die vorgeschichtliche Stadt Birka in Schweden 235.
Renthiersculpturen in der Thaynger Grotte 32.
Paläontologischer Fund bei Odessa 382.
Paul Schumacher über Kjökkenmöddinge und alte Gräber in Californien 365.
Eine Purpurfabrik im alten Phönicien 237.
Neue Ausgrabungen in Ninive durch Smith 123.
Altpersische Graburnen 16.
Trojanische Gesichtsurnen 77.
Ein Runenstein in Tyrol 359.
Hutchinson über die Alterthümer Perus 29.
Zwei Pygmäen (Akka) aus Centralafrika in Kairo 27.

* * *

J. Lubbock über die Befruchtung der Blüthen durch Insecten 247.
Weyprecht's und Payer's Polarexpedition 207.
Der Vorübergang der Venus vor der Sonnenscheibe am 9. December 1874.
Tiefseemessungen der Tuscarora im nordpacifischen Ocean 224. 255.
Der Challenger im südlichen Eismeere (Termination-Eiland nicht vorhanden. Antarktische Eisberge) 8.
Die wissenschaftliche Reise des deutschen Schiffes Gazelle 43.
Kerguelen-Land eine der deutschen Stationen zur Beobachtung des Venusdurchganges 26. 39.
Das Telegraphenkabel im Großen Ocean 70.
Meilenlänge der Eisenbahnen und Telegraphenlinien 96.
Handelsmarine der seefahrenden Völker 383.
Die Cunard-Dampfer 384.

* * *

Verbreitung der methodistischen Missionen 167.
Livingstone über anglikanische Missionäre 62.
Anzahl der Jesuiten 96.
S. Ruge über das Verhältniß der Erdkunde zu den verwandten Wissenschaften 287.
Wurster's und Randegger's geographisch-kartographische Arbeiten 159.
Geographische Namengebung 240.
Der älteste Bädeker 268.
Iſleib's und König's sehr schlechter Atlas 176.
Die Verbreitung des Glaubens an Hexerei 300.
Das Wiederauftreten der orientalischen Pest 172. 256.
Der Wolf in Nordosteuropa 119. 139.
Der Schakal 293.

* * *

Die englische Sprache und ihre Reformatoren 160.
Fort mit der englischen Sprache 79.
Die Arche Noäh 320.
Juden, die nicht nach Zion wollen 336.
Shakespeare's „Othello" in hebräischer Sprache 16.
Ein „Kladderadatsch" in Japan 368.
Was bedeuten die Kometen in China und Japan? 368.
Eine literarische Curiosität in Peking 335.
Ein Japaner doctorirt in Berlin 271.

Berg 350. — Biddulph 281. — Bredow 64. — Cameron 48. — Cammerer 80. — Clapham 256. — Cooper 59. — Crowther 58. — Delaporte 32. — Dourneaux-Duperré 32. 128. — Ernst, A. 75. — Forrest 256. — Forsyth 191. — Fritsch 82. 93. 336. — Giles 282. — Grove 189. — Goering 335. — Hutchinson 29. — Kanitz 301. — Keller-Leuzinger 1. 65. — Krakowitzer 64. — Lenz 379. — Marshall 71. — Mohnicke 45. — Moreno 350. — Natorp 14. — New (Missionär) 16. — Ney Elias 191. 320. — Nordmann 111. — Przewalski 382. — Reindel 64. — Roß 283. — Rohlfs 327. — Rohmeder 64. — Shaw 256. — Stoliczka 127. 175. 281. — Smith 123. — Taiber, J. 63. — Taintor 253. — Taylor, Bayard 27. — Traut 80. — Trotter 281. — Vambery 73. — Wallis, Gustav 208. — Weniukoff 287. — Winkler 64.

Illustrationen.

Europa.

Ausgewanderter Tscherkesse 23.
Armenier 24.
Canis lupus 120.
Canis aureus 295.
Canis lupus 295.
Mentone, von der Westseite gesehen 322.
Landhaus bei Mentone 324.
Olivenernte 325.
Oelbäume 326.
Die Fischer 338.
Garten der Villa Bennet 339.
Brücke über den Carei 340.
Dolce Acqua 341.
Ventimiglia 354.
Moreno-Garten bei Bordighera 355.
Bordighera 356.

Asien.

Lamakloster in Tibet 5.
Das Innere der Pagode von Paleo 6.
Tat Chom Yong 7.
Hölzerne Buddhastatue im Tat Chom Yong 8.
Wilde aus der Umgegend von Muong Lim 98.
Frau in Muong Lim 99.
In einer birmanischen Wohnung zu Muong Yong, Laos 100.
Caryotapalme 101.
Geräthschaften zum Ackerbau und zum Weben bei den Laos 102.
Waffen und Geräthschaften der Laos 103.
Ansicht von Cali 114.
Die Begam von Bhopal 146.
Prinzessin Elisabeth de Bourbon 147.
Fakir-Joghis 148.
Die Kathacks 149.
Der Eiertanz 150.
Eine Gerichtssitzung im Walde von Sandschi 162.
Mollahs in Bhopal 164.
Mohammedanerin in Bhopal 165.
Dschat-Bauern im nördlichen Malwa 166.
Der Waraha Avatar in Udghiri 178.
Ruinen des Lat der Löwin und der südlichen Eingangspforte des Tope von Sandschi 179.
Scene in Palibothra; nach Basreliefs in Sandschi 180.
Oestliche Eingangspforte des Tope von Sandschi 182.
Die große Moschee in Delhi 198.

Mirsas aus der Familie des Kaisers von Delhi 199.
Die Tschandni-Tschak-Straße in Delhi 201.
Benares. Die Moschee Aureng seb's 210.
Fromme Bettler in Benares 212.
Das Ganesafest in Benares 213.
Das Thor Aladin's vor dem Kutab bei Delhi 258.
Bauern im Duab 259.
In einem indischen Eisenbahnwagen 260.
Musikalische Instrumente 261.
Putzkleid einer chinesischen Dame 262.
Schmuckgeräthe der Chinesinnen 263.
Chinesischer Krämer am Rechenbrette 264.
Mohammedanische Schule in Allahabad 309.
Eine Indigo-Factorei bei Allahabad 310.
Wohnung eines Pflanzers bei Allahabad 310.
Dorf der Santals in den Radschamahal-Bergen 343.
Santals und Malêrs 344.
Hindu-Bankiers 357.
Der große Imambara in Lakhnau 358.

Afrika.

Kaffermänner, Karosse nähend 82.
Zwei Zulu, Dacha rauchend 82.
Das Innere einer Kaffernhütte 83.
Kafferndorf 84.
Fingu-Familie auf der Wanderschaft 85.
Waffen der Zulu 86.
Geräthschaften der Kaffern 86.
Dr. Georg Schweinfurth 274.
Ein Schilluk 276.
Barken auf dem obern Nil 277.
Ein Dorf der Schilluk 278.
Mohammed wird von einem Büffel angegriffen 290.
Schilluk-Neger 292.
Nuehr 293.
Besuch der alten Schol bei Dr. Schweinfurth 306.
Dinka 307.

Amerika.

Erstes Zusammentreffen mit Caripunas 2.
Porträt eines jungen Caripuna-Indianers 3.
Embauba (Cecropia mit Bromelien) 4.
Wohnung eines reichen Seringueiro 66.
Im Schatten eines Urwaldriesen 67.
Mündung eines Seitenwassers des Madeira 68.
Philodendron 69.
Station Cisko am Placer County, Californien 34.
Das Zeltlager bei den Black Buttes in der Rothen Wüste 35.
Viaduct bei Secrettown 36.
Der Bloomerdurchstich bei Auburn 36.
Schneedächer 37.
Schneedach 37.
Gesellschaftszimmer im Salonwagen 38.
Das Innere eines Pullmann's Car 38.
Der Vater des Waldes in Calaveras County 50.
Winemuka, der Häuptling der Pah Yntes 51.
Das Innere eines Pavillons auf dem durchgesägten Stamme einer Sequoia 52.
Block einer Sequoia, 30 Fuß im Durchmesser 53.
Californischer Indianer, Jäger mit zwei Töchtern 54.
Indianerhäuptling mit Familie, in einer Reservation 55.
Winnebago 226.
Sioux, Männer und Frauen 228.
Pahnis 229.
Jim, Häuptling der Yutes am Weberflusse 242.
Schlagenindianer (Schoschoni). Yuteindianer 244.
Schlangenindianer von der Bande der Goschips 245.
Von Diluvium überlagerter Austernhügel als Decke für einen Todten 195.
Muschelhügel in der Bucht von Caneú, Bay von Santos. Mit neun aufgedeckten Grabhügeln, welche jetzt zu Kalk gebrannt werden 197.
Steinwaffen aus den Sambaquis 216.
Die Tiger-Insel in Parana 370.
Schlachten von Rindvieh in einem Saladero 371.
Argentinischer Gaucho 372.
Vertheilung von Taback an Gauchosoldaten 373.
Saladero Barranca de Parana 374.
Anländе für das Vieh 375.
Urwald an der pacifischen Küste Neugranadas 115.
Träger im Quindiogebirge 116.
Die Calle real in Bogota 117.
Das Stadthaus in Bogota 118.
Indianer in Choco 130.
Indianerin in Choco 130.
Ansicht von Juntas 131.
Schifffahrt auf dem Dagua 132.
Papaya-Baum 133.
Indianischer Mumienkopf 134.
Indianer in Choco auf der Wanderung 134.

Australien und die Südsee.

An der Küste von Hawaii 18.
Das Thal von Waïpio 19.
Meierhof in der Lava 20.
Rindvieh und Ziegen in der Lava 21.
Lavacascade 22.

Trojanische Gesichtsurnen (Dr. Schliemann's Ausgrabungen) 78.
Osterluzei (Aristolochia Clematitis) mit Blüthe im Längsschnitt 248.
Gefleckter Zehrwurz (Arum maculatum) und sein Blüthenkolben (a Staubblattblüthen) 248.
Gespornter Kelch der Kapuzinerkresse 249.
Bienensaug (Lamium album) mit Blüthenlängsschnitt 249.
Taubnessel (Lamium album) mit Blüthe von vorn und im Längendurchschnitt 249.
Graue Glockenhaide (Erica cinerea) mit Blüthenlängsschnitt 250.
Durchschnitt der Kamillenblüthe 250.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXVI. № 1.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 4 Thlr. Einzelne Nummern 5 Sgr. — 1874.

F. Keller-Leuzinger bei den Caripunas-Indianern am Madeira.

F. Keller's inhaltreiches Werk: „Vom Amazonas und Madeira" ist auch in Bezug auf Völkerkunde von entschiedenem Werthe. Der deutsche Ingenieur kennt einen beträchtlichen Theil Brasiliens aus eigener Anschauung; er hat Jahre lang mit Urbewohnern aus sehr verschiedenen Stämmen in vielfachem Verkehr gestanden und ist auch, so weit das ein Fremder überhaupt vermag, in ihr inneres Leben eingedrungen. Als ein sehr aufmerksamer Beobachter war er in der Lage, Vergleiche anzustellen und wir verdanken ihm die Mittheilung vieler charakteristischer Züge, die wir bei anderen Reisenden nicht gefunden haben.

Auf dem Amazonas traf er in der Mündungsgegend des Rio Negro und des Madeira auf einige Horden von Muras. Diese, einst ein mächtiger und zahlreicher Stamm, wurden zu Ende des vorigen Jahrhunderts durch die Mundurucus fast ganz aufgerieben; die Ueberreste zerstreuten sich; sie schwärmen seitdem in kleinen Flottillen in ihren Pirogen umher, treiben Jagd und Fischfang, haben flüchtige Negersklaven bei sich aufgenommen und stehen bei allen übrigen Stämmen gewissermaßen als Pariahs in Verachtung. Sie gehören zu den in starker Abnahme begriffenen Völkern und werden in nicht gar langer Zeit verschwunden sein.

Die Mundurucus bilden einen der zahlreichsten und streitbarsten Stämme; sie sind weit verbreitet, ihre Hauptsitze liegen am untern Tapajoz und sie haben seit nun fast einem Jahrhundert mit den Weißen Frieden gehalten. Keller sah in Manaos (Barra do Rio Negro) einige Prachtexemplare von blauschwarz tättowirten Häuptlingen. „Leider war diese etwas derbe Tättowirung des Gesichts der einzige Rest nationaler Eigenthümlichkeit in ihrer ganzen Tracht, indem dieselbe außerdem bestand in — einem farbigen Hemde, schwarzen Beinkleidern, Rock und einem hohen Cylinderhute! Der Eindruck der ganzen Erscheinung wurde dadurch zu einem eigenthümlich komischen und wilden."

Am untern Madeira spielen die Mundurucus keine große Rolle; dort waren die Araras mächtig und von ihnen sind in früheren Zeiten die Niederlassungen der Portugiesen vielfach beunruhigt worden. Nach und nach haben sie sich in die Wälder auf dem rechten Ufer zurückgezogen und noch heute wagen die Ansiedler nicht, in die kleineren Seitenthäler weit einzudringen. In sehr bösem Rufe stehen die Parentintins, raub- und mordlustige Horden, welche die Ufer des Madeira oberhalb Crato beunruhigen. Auf ihrem Gebiete findet man die ausgiebigsten Kautschukwälder, deren Ausbeutung jedoch aus Furcht vor diesen Anthropophagen keiner wagt. Bei der kleinen Niederlassung Crato sieht man noch die feuergeschwärzten Eckpfosten von der Wohnung eines Seringueiro- (Kautschuk-Sammlers), deren früherer Eigenthümer sammt seiner Familie vor wenigen Jahren von den Parentintins ermordet und aufgefressen wurde.

Sehr verschieden von diesen dann und wann wie ein Unwetter aus dem Dunkel der Wälder hervorbrechenden Unholden sind die weiter oberhalb in der Region der Wasserfälle des Madeira hausenden Caripunas. Auch sie stehen zwar nicht im Geruche der Heiligkeit, lassen sich jedoch unter Umständen zu freundlichem Verkehr herbei.

Als Keller mit den Caripunas zusammentraf, hatte er 80 Ruderer aus den bolivianischen Missionen, Leute von ge-

Erstes Zusammentreffen mit Caripunas.

ringer Wehrfähigkeit und Zuverlässigkeit; Verlaß war im Nothfalle nur auf die Weißen, sechs an der Zahl. Als wir, schreibt er, die größere, glatte Flußstrecke unterhalb der starken Schnelle von Caldeirao do Inferno durchfuhren, erblickten wir eines Morgens hart an dem gegenüberliegenden Ufer, halb versteckt unter dem überhängenden Buschwerk, drei von Indianern bemannte Rindencanots. Ehe wir noch Zeit hatten, irgend welchen Entschluß zu fassen, lenkte eines derselben in den Strom hinein und hielt gerade auf uns zu.

Das leichte Fahrzeug war geführt von zwei Indianern und einer stark beleibten Indianerin; sie waren vollkommen nackt; die letztere trug nur eine kleine Schürze. Kräftige Gestalten von mittlerer Größe, die einen außergewöhnlich fremdartigen und wilden Anblick darboten. Einer der Männer hatte das lange Haar in einen mächtigen Zopf zusammengewickelt; in den Ohrlappen steckten die stark gekrümmten Nagezähne eines Wasserschweins (Capivara; Hydrochoerus Capivara); in der durchbohrten Nasenwand trug er ein Büschelchen rother Tukanfedern. Waffen führten die Männer nicht, sie brachten eine Frau mit, waren also in friedlicher Absicht gekommen.

Porträt eines jungen Caripuna-Indianers.

Keller's Ruderer waren Moxosindianer aus Bolivia, die in ihren breiten Strohhüten und decenten Rindenhemden im Vergleich zu ihren wilden Brüdern philiströs anständig aussahen. Der sehr bigotte Steuermann äußerte, daß diese Wilden keine Christen seien, womit er sagen wollte, daß man mit solchen Heiden keinen Verkehr unterhalten müsse. Aber vor etwa anderthalb hundert Jahren haben seine Vorfahren noch eben so wild ausgesehen und das no christianos paßte auch auf sie. Sein Christenthum, auf das er sich so viel zu Gute that, beschränkte sich auch nur auf das Anhören der Messe, das Tragen des Rosenkranzes und das Absingen endloser Litaneien.

Der Steuermann, ein lebhafter Bursch von etwa 25 bis 30 Jahren, sprang sofort aus seinem Nachen in die plumpe Barkasse der weißen Männer und setzte sich so zwanglos hin als sei er ein alter Bekannter. Mit raschem Blick überflog er Alles; am meisten interessirten ihn die unter der Palmüberdachung der Boote hängenden Waffen: Flinten, Hirschfänger und Waldmesser.

Die Unterhaltung mußte fast ganz durch Zeichen geführt werden. „Falkenauge", „Adlerklaue" oder wie er sonst heißen mochte, geruhete ein Taschenmesser, einen kleinen Spiegel und eine Schnur weißer Glasperlen anzunehmen; von den letzteren trug er bereits eine so große Menge um den Hals, daß die regelmäßig geschlungenen Reihen ihm auf der Brust eine Art von Perlenpanzer bildeten. Von ihm war weiter nichts zu erfahren, als daß es bei seinem Stamme sehr viele süße Mandiocawurzeln gebe. Diese Aeußerung glaubte man als eine Einladung deuten zu können.

„Als wir, dem lustig vorantanzenden Rindencanot folgend, in die Nähe des jenseitigen Ufers gelangten, sahen wir unter dem schattigen Dache orchideenbedeckter Waldriesen, zwischen welchen fächerartige Strelitzien und prächtige Palmen ihre Wedel entfalteten, den ganzen Stamm, wohl über sechszig Krieger und eben so viele Frauen und Kinder, unserer harren. Voran stand der Häuptling, ein kräftiger, untersetzter Mann von etwa funfzig Jahren; das braune Antlitz war von dem langen Haupthaar umflattert, rings um den breiten Mund hatte er einen schwarzblauen Rand gemalt und seine ohnehin nicht anmuthige Erscheinung war geradezu abschreckend. In der Hand hielt er einen Bogen und zwei Pfeile. Außer dem obligaten Brustpanzer aus Glasperlen trug er in Ohren und Nase denselben Schmuck wie die anderen und außerdem noch ein prächtiges Diadem gelbrother Tukanfedern.

Er winkte uns, näher zu kommen; wir stiegen aus und folgten ohne Zögern dem voranschreitenden Häuptling auf einem nicht sehr breiten, äußerst rein gehaltenen Pfade zwischen gewaltigen Säulenstämmen inmitten einer von Palmen verschiedener Arten, üppigen Schlinggewächsen, blüthenbeladenen Orchideen und Bromelien strotzenden, geradezu paradiesischen Vegetation. Umringt waren wir von dem ganzen Schwarme, einigen ernst und gravitätisch blickenden Alten, von den jungen Kriegern, von lachenden und schwatzenden Frauen und Kindern. Blitzende Sonnenstrahlen, welche da und dort die stolzen Baumkronen durchbrachen, ließen hier einen bunten Federschmuck, dort die breiten Ringe weißer Glasperlen auf der braunen Haut unserer neuen Freunde glänzend hervortreten, während gleichzeitig dunkele Gruppen sich von dem glänzend grünen Laubwerke des Unterholzes als scharfe Silhouetten abhoben. Unsere Moxosindianer, deren lange Reihe sich im geheimnißvollen Dunkel des Urwaldes verlor, bildeten den Schluß des Zuges und des in seiner Art einzigen, wunderbaren Bildes.

In einer Entfernung von etwas mehr als tausend Schritt vom Ufer betraten wir eine kleine Lichtung; in der Mitte derselben standen die Hütten, drei sehr große, an der Seite geschlossene und eine kleinere, ringsum offene. Die größeren, deren schon vom Boden an dachförmig zulaufende Wände in zierlicher Weise dicht mit Palmblättern eingedeckt

waren, dienten augenscheinlich als Wohnung, während die kleinere, von hölzernen Pfosten getragene, eine Art von Versammlungsort für die Männer zu sein schien. Hier war es auch, wo wir, in den nicht allzureinlichen Hängematten sitzend, unsere Geschenke austheilten: Messer, Scheeren, Angelhaken, Glasperlen, rothe baumwollene Taschentücher und dergleichen. In der Folge konnten wir ausgezeichnete Mandiocawurzeln (Macacheira), schöne Maiskolben, ein halbes Dutzend Bogen und ein Bündel mächtiger Rohrpfeile eintauschen; auch gelang es, wenn auch nicht ohne einige Mühe, eine der kleinen, zierlich gewebten, mit Tukanfedern geschmackvoll verzierten Frauenschürzen zu erhalten.

Ein sehr großes Verlangen nach den Erzeugnissen unserer Industrie bezeigten sie gerade nicht, während bei anderen von der Civilisation einigermaßen berührten Stämmen, z. B. den Tapuyos am Amazonenstrome und den Moxos in Bolivia, das Gegentheil der Fall ist. Diese Caripunas hatten noch nicht genug Eisen in den Händen gehabt, um dieses nützliche Metall in seiner tausendfältigen Verwendung schätzen zu lernen. Noch schien ihnen die Pfeilspitze aus Bambus oder hartem Holz, der geschärfte Rand einer Flußmuschel eben so wirksam wie eine Messerklinge, und wenn sie unsere glänzend polirten Stahlwaaren annahmen, so war das mehr eine Art von Neugier, welche sie dazu bewog, als daß sie deren Zweckdienlichkeit vollkommen zu würdigen im Stande gewesen wären.

Außer den Hängematten hingen an den Pfosten noch Pfeile und Bogen; letztere werden aus dem dunkeln Holze der Paxiubapalme verfertigt, die ersteren aus den Blüthenstengeln des Ubarohres, sodann lange, dünne Trommeln zu festlichem Tanz und zierliche Körbchen aus Palmblättern; in diesen wird der Federschmuck aufbewahrt.

In diesem Versammlungshause befanden sich auch einige muldenförmige Vertiefungen, in deren Mitte glatte Steinplättchen lagen; diese dienten als Verschluß einer unterirdischen Höhlung. Es waren die Gräber der Krieger, die hier in großen Urnen oder Igaçabas beigesetzt sind. Wir zählten deren fünf und es war leicht zu sehen, daß, wenn auch die nachfolgenden unter Dach begraben werden sollten, binnen Kurzem ein Umzug oder ein Neubau erforderlich sein würde. Ein solcher wird übrigens bei allen diesen hauptsächlich von Jagd und Fischfang lebenden Völkern von Zeit zu Zeit aus mehr als einem Grunde nöthig. Man muß z. B. wildreichere Reviere aufsuchen, und die Coroados im südlichen Brasilien brennen ihre leicht gebaueten Hütten alle paar Jahre nieder, um das Ungeziefer zu vertilgen, und bauen sich, öfters ganz in der Nähe, andere auf.

An ein Ausgraben der Igaçabas war natürlich nicht zu denken. Ohnehin betrachteten auch die Caripunas, gleich anderen Stämmen, die geringfügigsten Dinge, welche nähere Beziehung auf die Todten haben, mit ehrfurchtsvoller Scheu.

Ich verlangte von einem Knaben im Tausche für eine Scheere ein eigenthümliches Instrument, nämlich ein dünnes, etwa 50 Centimeter langes Brett, welches einen sausenden Ton geben mußte, wenn es an dem durch die Mitte gezogenen Bindfaden geschwungen wurde. Er wandte sich unruhig an einen ältern Mann; dieser suchte mir mit ernstem Gesicht, zugleich aber auch mit einer Art von ruhiger Höflichkeit, die in ihrer Art bewundernswürdig war, begreiflich zu machen, daß diese Instrumente bei ihren Todtenklagen gebraucht würden und deshalb keine Tauschwaaren abgeben könnten. Dabei ahmte er den heulenden Ton des Instrumentes nach und umkreiste mit feierlichen Schritten die Begräbnißstellen. Ein derartiger Beweis von Zartgefühl, denn das ist es doch wohl, von Seiten eines Indianers aus den Urwäldern des Madeira ist noch überraschender als die Art, in welcher er gegeben wurde.

Embauba (Cecropia mit Bromelien).

Als wir aufbrachen, gab der ganze Stamm uns das Geleit. Die Frauen brachten eine große Menge der schönsten Mandiocawurzeln und schwere Büschel prachtvoller gelber und rother Maiskolben nach dem Landungsplatze. Offenbar schieden wir, als sich unsere Barken unter den ersten Ruderschlägen vom Ufer lösten, als die besten Freunde. Um so unangenehmer waren wir deshalb überrascht, als wir nach unserer Rückkehr nach dem Amazonasthale vernahmen, daß derselbe Stamm, wenige Monate nach unserm Besuche, das Fahrzeug eines bolivianischen Händlers überfallen und ihn nebst fünf seiner Ruderer getödtet hatte.

Die Caripunas reichen am Madeira nicht höher hinauf als bis zum großen Fall von Bananeiras. Oertlich und wohl auch sprachlich scharf von ihnen getrennt lebt in der Nähe der Vereinigung des Mamore und Guapore ein wilder Stamm, dessen Namen man nicht einmal kennt. Ueber ihre Aufenthaltsstätten weiß man weiter nichts, als daß sie die nie von Weißen durchzogenen Campos östlich vom Mamore gegen den Itonama zu inne haben. Auf ihren Streifzügen machen sie die Ufer der genannten Flüsse stromaufwärts bis zum alten Fort Principe da Beira unsicher. Sie sind die gefährlichsten aller Wilden und kein Jahr vergeht, in welchem sie nicht einen ihrer wohlberechneten, mit Blitzesschnelle ausgeführten Ueberfälle ins Werk setzten oder aus sicherm Versteck im Gebüsche des Uferrandes einen Reisenden oder einige von den zur Zeit der Cacaoreife stromab fahrenden Moxosindianern durch Pfeilschüsse tödteten. Auch das beste Feuergewehr ist von geringem Nutzen gegen diese nur mit dem Bogen bewaffneten Wegelagerer. Das schärfste Auge

wäre nicht im Stande sie zu entdecken, ehe der sicher treffende Pfeil durch die Luft schwirrt. Die einzig mögliche Deckung ist ein Panzer von gehärtetem Leder oder festen Pflastern, dergleichen noch vor wenigen Jahrzehnten von portugiesischen Truppen im Kampfe gegen die Botocudos am Rio Doce getragen wurden.

Buddhistische Pagoden in Hinterindien.

Adolf Bastian, der lange Zeit unter buddhistischen Völkern gelebt und unter Anleitung der Bonzen auch die heiligen Bücher gründlich durchforscht hat, äußert über den Buddhismus: „In der langen Reihe der Stifter aus einer anfangslosen Vorzeit hervorquellend, hat diese Religion tiefer als irgend eine andere sich in die Menschennatur hineingesenkt und zeigt sich auf das Innigste mit deren Wesenheit verwachsen; sie ist bestrebt den „leidensvollen Schmerz des Daseins" oder, wie Schelling sagte, das Unglück des Seins zu mildern." —

Gewiß ist, daß sich zur Buddhalehre reichlich die Hälfte des Menschengeschlechts bekennt, vielfach unter verschiedenen äußeren Formen, aber im Wesen einheitlich. Er herrscht bei Nomaden in den Steppen an der Wolga und der Mongolei, auf dem kalten Hochlande von Tibet, auf Ceylon und überall in Hinterindien. Er ist nicht minder verbreitet über

Lamakloster in Tibet.

ganz China, Japan und Korea. In den hinterindischen Ländern hat er den Pomp seines Cultus in glänzender Weise entfaltet, und die Pracht seiner Pagoden hat das bewundernde Erstaunen aller Reisenden erregt. Während die Pagoden im Blumenreiche der Mitte chinesischen Stil in ihrer Baukunst zeigen, hat in Birma, Siam, Kambodscha und Laos die indische Architektur viele Motive geliehen. Während der Dalai Lama in Lhassa in seinem von Gold erglänzenden buddhistischen Vaticone thront und die Klöster jener Hauptstadt Tausende von Mönchen beherbergen, sind dagegen die Klöster in den Gegenden, welche in Alpenhöhe über dem Meere liegen, einfach und bescheiden, haben prunklose Pagoden und stehen etwa so da, wie bei uns in Europa die Kirche eines armen Dorfes im Vergleiche zu einem Kölner Dom, einer Peters- oder Marcuskirche.

Was den Buddhismus in rühmlicher Weise kennzeichnet, das ist seine Duldsamkeit. Garnier, der leider ein so frühzeitiges Ende in Tonkin gefunden hat, ist darüber des Lobes voll. Die Expedition Lagrée's fand am Mekong überall willige Aufnahme und zwanglose Gastfreundschaft

Das Innere der Pagode von Palea.

bei den Bonzen und in den Pagoden. „Wir unsererseits sind übrigens gleichfalls bemüht gewesen, uns tolerant zu zeigen und jede Störung des Cultus zu vermeiden. Dabei brauchten wir uns keineswegs Zwang anzuthun; nur mußten wir uns sorgfältig hüten auf dem zur Pagode gehörenden Terrain ein Thier zu tödten. Hühner und Enten wurden also in einiger Entfernung und ganz abseit für den Topf hergerichtet. Beim Abschied versäumten wir nicht,

Tat Chom Yong.

die freundlichen Wirthe mit einer Entschädigung zu bedenken. In Paleo (etwas nördlich von 22° N.) räumte man uns willig eine ganz neue Pagode als Wohnung ein und die Gläubigen ließen sich in ihrer Andacht nicht im Mindesten stören.“ (Illustration S. 6.)

Weiter nach Norden hin beginnt das birmanische Gebiet. Die Laos in dieser Gegend waren früher unabhängig und bildeten eigene Staaten; späterhin kamen sie unter Siam, mit dessen Verwaltung sie weniger unzufrieden waren, als gegenwärtig mit jener der birmanischen Beamten. Muong

Yong war einst Hauptstadt eines mächtigen Königreiches; sie hat in Kriegszeiten viel gelitten und ihre Stätte ist mit Trümmern bedeckt, aber manche Pagoden sind stehen geblieben. Eine derselben steht auf einem hohen, terrassirten Hügel und ihre Bauart erinnert an jene der berühmten Pagoden von Angkor. Ueberhaupt kann man dort im hinterindischen Oberlande häufig beobachten, daß das Andenken an den Glanz und die Macht des alten Reiches Kambodscha noch heute lebendig ist. Die Reisenden wurden von den Bonzen manchmal gefragt, ob sie etwas über Tevata nakhon, d. h. Königreich der Engel, mitzutheilen hätten; mit diesem Namen bezeichnen sie das Reich der Khmer, d. h. der Kambodschaner der Vorzeit.

Unweit von Muong Yong erblickt man aus der Ferne von allen Seiten her den Tat Chom Yong, der allem Anschein zufolge in ein beträchtliches Alter hinaufreicht. Diese Pagode ist ein gefeierter, vielbesuchter Wallfahrtsort und wohl nur deshalb unzerstört geblieben. Am Fuße des Berges, auf welchem die Pagode steht, fließt der etwa dreißig Schritt breite Nam Yong, an dessen linkem Ufer ein Dorf liegt. Oben steht ein Puchrey, ein Banianenbaum, mit länglichen, stark dunkelgrünen Blättern, von gewaltigem Umfange. Wahrscheinlich ist derselbe, gemäß dem buddhistischen Brauche, gepflanzt worden, als man die Pagode bauete; er hat wohl an sechs Meter im Durchmesser, und in seiner Nähe befindet sich ein heiliger Brunnen.

Hölzerne Buddhastatue im Tat Chom Yong.

Das Bauwerk selbst bildet ein Viereck mit großen Gallerien; in der Mitte erhebt sich eine vergoldete Pyramide mit einer eisernen Krone. Vor der Pyramide werden die Opfergaben niedergelegt, neben kleinen Säulen, die man als Dock bo, d. h. Lotosblatt, bezeichnet; das Haus vor der Pyramide ist eine Capelle. Die Säulen sind mehrmals restaurirt worden, haben aber doch so ziemlich ihre ursprünglichen Formen behalten. Die Ornamente sind von Stucco. Im Allerheiligsten stehen mehrere Bronzestatuen; sie sind dadurch auffallend, daß die Augen weit hervortreten und das Kinn weit vorsteht. Auch Statuen von Marmor sind vorhanden und sehr fein gearbeitet ist ein Buddha aus Holz geschnitzt, welchen unsere Illustration darstellt.

Der „Challenger“ im südlichen Eismeer.

Stat glacies iners
Menses per omnes —

An diese Worte des Horaz erinnerte sich Georg Forster, als er mit James Cook den Südpolarkreis zum dritten Male (Januar 1774) überschritten und die größte südliche Polhöhe erreicht hatte, wo dann unabsehbare, dicht gethürmte Eismauern die Reisenden zur Umkehr nöthigten. Forster's Schilderungen von der Ausdehnung und Undurchdringlichkeit der Eismauer im antarktischen Ocean sind uns wieder in das Gedächtniß zurückgerufen worden durch die Fahrt des englischen Forschungsschiffes Challenger, welches einen wenn auch nicht sehr ernst gemeinten Vorstoß gegen den Südpol unter dem 94. Grade machte. Es sind am Südpol schon hohe Breiten erreicht worden, hier wie am Nordpol haben Walfischjäger (Biscoe, Weddell) Vorzügliches geleistet, ja der jüngere Roß erreichte (1842) eine Breite von 78° 10′. Das Forschungswerk am Südpol war indessen ganz ins Stocken gerathen, zumal in neuerer Zeit die uns näher gelegenen Nordpolarregionen das Interesse fast ausschließlich und berechtigter in Anspruch nahmen; nur Dr.

Neumayer wirkte unermüdlich in südlicher Richtung, wenn auch mit wenig Aussicht auf Erfolg.

Jetzt scheint indessen auch für die Forschungen am Südpol eine bessere Zeit anzubrechen; der „Challenger“ hat das alte Mysterium abermals „herausgefordert“; wahrscheinlich thun die deutschen und englischen Schiffe, welche nach Kerguelen zur Beobachtung des Venusdurchgangs gehen, auch etwas für die Sache *) und die Bewohner des aufstrebenden Continents Australien, die so Preiswürdiges in der nun vor dem Abschlusse stehenden Erforschung ihres eigenen Erdtheils geleistet, werden sicher dann auch jene gähnenden Lücken auszufüllen bestrebt sein, die gerade vor ihrer Thür liegen.

Vor der Hand sind wir dankbar für das von dem „Challenger“ Geleistete. Am 1. Februar (1874) verließ er Kerguelen und segelte südöstlich haltend nach den Heard-Inseln **), die schon am 6. erreicht wurden. Hierbei wurde die australische Klipperroute (great circle route) durchschnitten, die, südlich um Kerguelen herum, in 57 Tagen von Liverpool nach Melbourne führt. Die Heard-Inseln bestehen nach dem Bericht des „Challenger“ aus einer größern 25 bis 30 engl. Meilen langen Insel und zwei kleineren 25 Miles westlich von derselben gelegenen Eilanden, sowie einigen 10 Miles östlich gelegenen Felsen. Die große Insel soll etwa 7000 Fuß hoch sein und von ihrem hohen Pik steigen auf allen Seiten Gletscher ins Meer hinab. Indessen war das Wetter sehr trübe, so daß der „Challenger“ während seines zweitägigen Aufenthalts bei den Inseln keine genauen Beobachtungen machen konnte. Auf der Insel leben etwa 40 ausgesetzte Robbenfänger, meist Portugiesen von den capverdischen Inseln; die Unternehmer aber sind Amerikaner. Die Lebensweise dieser Leute, die auf Pinguine, junge Albatrosse, Eier und eine Zwergkohlpflanze angewiesen sind, ist eine höchst traurige. Die Ankerstelle heißt Schnapsbucht (Whisky Bay), von der Menge Branntweins, die hier vertilgt wird, wenn alljährlich das Vorrathsschiff anlangt.

Von den Heard-Inseln steuerte der „Challenger“ unter heftigem Sturme auf den Gürtel des antarktischen Eises zu, hatte aber nach einigen Tagen schönes Wetter und traf am 11. Februar unter 60° 52′ S. auf den ersten Eisberg, an den man heranfuhr, um sich an der herrlichen kobaltblauen Färbung desselben zu erfreuen, die von dem dunkelblauen Ocean und den braunen, grüngeränderten Wogen prächtig abstach. Die Eisberge wurden zahlreicher und zahlreicher und in der Nacht des 13. Februar gelangte das Schiff ins Packeis. Es erschien sehr fest und vom Maste aus waren keinerlei Oeffnungen in demselben zu erkennen. Man dreggte unter 65° 42′ S. und 79° 49′ östl. L. von Greenwich in 1675 Faden Tiefe ***). Der Anblick der endlosen soliden Eismasse auf der einen, der weite blaue Ocean auf der andern Seite boten bei ruhigem Wetter einen prächtigen Anblick dar. Neue Vögel traten hier auf, namentlich ein eleganter, kleiner, schneeweißer Sturmvogel; von alten Bekannten waren nur die sogenannten Captauben noch vorhanden, die zutraulich um das Schiff schwammen und selbst an Bord flogen.

Das schöne Wetter dauerte bis zum 16. Februar, an dem unter 78° 22′ östl. Länge von Greenwich der antarktische Polarkreis passirt wurde, nachdem man dem Pack 150 Miles in südlicher Richtung gefolgt war; hier aber begann die Eisschranke sich nach Nordosten zu wenden. Da das Wetter außergewöhnlich schön war, konnte man positiv wahrnehmen, daß im Süden kein Land lag; auch war in dieser Richtung kein Eisblink wahrgenommen worden.

Da die Instructionen dem „Challenger“ keineswegs die Erreichung einer hohen südlichen Breite vorschrieben und der Barometer auf schlechtes Wetter deutete, machte das Schiff sich vom Eise frei und steuerte östlich nach dem westlichsten Punkt des sogenannten Wilkes' Land zu, welches auf unserer Karte als eine Reihe abgebrochener, nur in ihren Nordküsten bestimmter Inseln sich zwischen 95 und 155° östl. L. von Greenwich unter dem südlichen Polarkreis hinzieht. Es heißt nun weiter in dem Berichte:

Am 18. Februar wurde das nördliche Ende des Packeises umsegelt, durch das wir, nicht so darauf vorbereitet wie Roß mit seinen gepanzerten Schiffen, nicht durchdringen konnten. Wir segelten noch 250 Miles östlich, wobei die Zahl der Eisberge stets zunahm, bis wir am Abend des 23. abermals auf den Pack unter 64° 18,5′ und 94° 47′ östl. L. trafen. Der Pack war daran Schuld, daß wir nicht näher als 20 Miles gegen Wilkes' Termination Land vordringen konnten, welches dieser Seefahrer in seinem Journal übrigens bloß als „anscheinend Land“, 60 Miles von ihm entfernt, erwähnt. Da wir nun bei klarem Wetter dem angeblichen Lande weit näher als er waren, so dürfen wir wohl schließen, daß Termination Land nicht existirt.

Bis dahin hatten wir uns des herrlichsten Wetters zu erfreuen, so daß wir leicht im Eise schiffen konnten; jetzt aber kamen Stürme und die Luft wurde so trübe, daß wir kaum 100 Yards weit sehen konnten. Dampf wurde aufgemacht, der dann auch das Schiff vor Zusammenstößen mit den zahlreichen dasselbe umgebenden Eisbergen im entscheidenden Augenblick rettete. Nochmals, am folgenden Tage, nachdem das Wetter sich aufgeklärt hatte, konnte der „Challenger“ bis auf 15 Miles sich Wilkes' „Landerscheinung“ nahen — sah jedoch abermals nichts. Hiernach dürfte es wohl an der Zeit sein, Termination Land von der Landkarte zu streichen.

Am 27. Februar trat der „Challenger“ den Rückweg nach Australien an und am 4. März wurde unter 53° 17′ S. und 109° 23′ östl. L. der letzte Eisberg passirt, doch war das Meereswasser noch kalt genug für die Berge, um, ohne sie zu schmelzen, bis zum 50. Breitengrade zu gelangen.

Die antarktischen Eisberge waren verschieden von dem, was wir uns darunter vorgestellt hatten. Statt phantastisch gezackter Erscheinungen fanden wir nur tafelförmig abgeplattete Eiswürfel, deren Oberfläche noch die ehemalige schneebedeckte Oberfläche des Gletschers war, von dem der Eisberg stammte. Sie waren gewöhnlich eine viertel bis halbe Meile breit und standen 150 bis 250 Fuß über dem Wasser empor. Da im antarktischen Meere die Temperatur des Wassers wie der Luft selbst im Sommer unter dem Schmelzpunkte des Süßwassereises ist, aus dem alle Eisberge bestehen, so können diese nur sehr langsam sich auflösen. In den wärmeren arktischen Meeren zergehen sie schneller und zeichnen sich durch mannichfaltigere, zerissene Formen aus.

Im südlichen Ocean, südlich vom 64. Parallel, ist die Temperatur des Wassers, in welchem die Eisberge schwimmen

*) Wir kommen auf diesen deutschen Antheil an der Forschung zurück.

**) Die geographische Nomenclatur dieser Inseln ist einigermaßen verwickelt, aber von August Petermann völlig aufgeklärt worden (Geographische Mittheilungen 1858, S. 17 und Tafel 1). Heard entdeckte am 25. November 1853 eine einzelne Insel; Attwaye fand eine große und kleine am 3. December 1854 (Attwaye-Inseln); Macdonald am 3. Januar 1854 nannte die große Young- die kleine Macdonald-Insel. Hutton nannte die Gruppe Sands-Gruppe (1. December 1854); Rees die kleine Gray-, die größere Dunn-Insel; Neumayer am 9. Januar 1857 die Gruppe die König-Mar-Inseln. Es ist nur billig, daß der älteste Name Heard-Inseln festgehalten wird, wie das auch von Seiten des „Challenger“ geschieht.

***) Wie aus der schönen Petermann'schen Südpolarkarte (Stieler 42a) ersichtlich, hatte der „Challenger“ hier die Routen von Kemp 1833, Biscoe 1831, Cook 1773, Moore 1845, Bellingshausen 1820 bereits durchschnitten, befand sich also in einem jungfräulichen Ocean.

(ein paar Faden Tiefe, welche von der Sonne erwärmt werden, ausgenommen), 29° Fahr. (= + 1,67° C.). Am Rande des Pack ist auch das Oberflächenwasser von dieser Temperatur.

Da eine der Hauptaufgaben des „Challenger" die Erforschung des Lebens in der Meerestiefe ist, so wurde auch im antarktischen Ocean fleißig gedreggt. Merkwürdigerweise stellte sich hierbei heraus, daß die Meeresfauna im Süden, wenn nicht identisch, doch fast genau dieselbe wie im Norden ist. Und so voll von Leben ist hier der Ocean, daß er als der ursprüngliche Geburtsplatz alles Aehnlichen angesehen werden kann. Das Schleppnetz kam buchstäblich mit Seethieren voll an die Oberfläche. Das Fehlen der Fische aber auf den reichen seichten Wassern um Kerguelen, bei den Crozet- und Heard-Inseln ist höchst auffallend.

Am 13. März, noch 400 Miles von Australien entfernt, thaten wir einen höchst wichtigen Zug aus 2600 Faden Tiefe. Der Boden bestand hier aus derselben Art chocoladenbraunen Schlammes, welchen wir in den tieferen Lagen des Nordatlantischen Oceans gefunden, seitdem aber nicht wieder angetroffen hatten. Neben vielen Geschöpfen der Tiefseefauna enthielt das Netz einen Eimer voll Manganoxyd mit einigen theilweise fossilen Haifischzähnen und Walknochen im Mangan. Wir glaubten nicht, hier noch so tiefes Wasser zu finden, doch stimmt die Beobachtung mit früher gemachten zusammen, nämlich, daß man das tiefste Wasser stets in der Nähe des Landes findet. Zur Erklärung dieser Thatsache kann man nur annehmen, daß kein großer Theil der Erdoberfläche höher als ein anderer durch vulcanische Kräfte u. s. w. gehoben werden kann, wenn nicht zur gleichen Zeit in der Nähe eine gleich große Aushöhlung oder Depression hervorgebracht wird. Um einen Hügel aufzuwerfen muß man die Erde dazu von einer andern Stelle nehmen. Daher dürfen wir stets in der Landnähe auf das tiefste Wasser rechnen und namentlich dann, wenn das Land vulcanisch ist. Die Meere in der Nähe großer Continente, wie der Nordatlantische und Stille Ocean, müssen hiernach tiefer als die südlichen Meere sein, die in der Hemisphäre der größern Wassermenge liegen.

Dieses ist denn auch der Fall; denn während Tiefen von mehr als 3000 Faden im Nordatlantischen Ocean häufig gefunden werden, ist die durchschnittliche Tiefe zwischen Südamerika und Australien unter 2000 Faden. Bei allen unseren Sondirungen in seichtern Wasser bestand der Boden entweder aus Globigerina- oder Diatomaceenschlamm. Den ersteren (die Schale eines winzigen Oberflächenthiers) bilden Kalkablagerungen; der letztere ist das Gerippe einer Oberflächenalge. Diese mikroskopischen, beständig auf den Meeresboden fallenden Theilchen bilden eine neue geologische Formation der zukünftigen Welt. Die eine wird aber selten in größeren Mengen in der Nähe der andern gefunden, jede Formation ist für sich getrennt. Beide wachsen schnell an, so daß die niedersinkenden Theilchen bald ein Fischgerippe oder andere auf den Meeresboden gefallene Dinge bedecken und so aufbewahren. Der chocoladenfarbige Thon, welcher oben erwähnt wurde, scheint dagegen chemische Eigenschaften zu besitzen, welche die Muschelschalen, die in ihn fallen, schnell zerstören. Die rasch anwachsenden Kalkbildungen liegen natürlich im seichtern Wasser, gegenüber dem langsam gebildeten Chocoladenthon.

Der „Challenger" ankerte am 17. März in Melbourne*).

*) Wir geben in der nächsten Nummer eine eingehende Beschreibung von Kerguelens Land, das die deutsche Station zur Beobachtung des Vennsdurchganges sein wird.

Das Niederdeutsche in Französisch-Flandern *).

Man bezeichnet den nordöstlichen Vorsprung des heutigen Frankreich als Französisch-Flandern. Dieser Landstrich besteht aus den Arrondissements Duinkerke und Hazebroek, die zum Norddepartement gehören, mit den Städten Grevelingen, Boerburg, Hondschooten, St. Winoks Bergen, Kassel, Hazebroek und Belle nebst den Umgegenden.

„Der französische König Ludwig der Vierzehnte, derselbe, welcher auch das Elsaß von Deutschland stahl, hat dieses französische Flandern im siebenzehnten Jahrhundert den Niederlanden abgestohlen und seinem eigenen Lande einverleibt. Jene Landschaft ist jedoch eine echt niederländische, die Bevölkerung von rein germanischem, vlaamschem Stamme. Nun wird sie seit beinahe zweihundert Jahren von Franzosen beherrscht und in so langer Zeit haben diese nichts gethan, um die vlaamsche Eigenart (Nationalität) in Sprache, Sitten ꝛc. zu pflegen oder zu heben; die französische Regierung, gleichviel ob sie königlich, kaiserlich oder republikanisch gewesen, hat hingegen Alles gethan, um in diesen unglücklichen Landestheilen die vlaamsche Eigenart niederzuhalten und zu bedrücken, um die edle vlaamsche Volksart und die herrliche vlaamsche Sprache auszurotten oder doch wenigstens zu verbastern, zu verunreinigen. Seit zwei Jahrhunderten führt das Romanenthum offenen und verdeckten Krieg gegen das Germanenthum."

„Aber jener nun schon so lange Zeit andauernde Kampf hat die vlaamsche Bevölkerung doch nicht französisch machen können. Im Gegentheil, das Volk ist auch heute noch gut vlaamsch, gut niederländisch in Wort und That. Es hat noch vlaamsche Namen, schöne, sinnreiche, echt germanische Namen, selbst solche die in Nordniederland ausgestorben sind. Man ist vlaamsch in Sprache, Sitten und Gebräuchen, und das Bewußtsein dem vlaamschen, niederländischen, germanischen Stamm anzugehören ist dem Volke noch nicht ganz verloren gegangen. Vielmehr tritt dasselbe oftmals und bei mancherlei Anlaß hervor, manchmal in ganz überraschender Weise, wie während des deutsch-französischen Krie-

*) Wir entnehmen das Obenstehende dem Algemeen nederduitsch en friesch Dialektikon, door Johan Winkler. 'S Gravenhage 1874. Zwei Bände. Wir werden auf diese vortreffliche, reichhaltige Arbeit mehrmals zurückkommen. Winkler, ein wackerer Friese und ausgezeichneter Sprachkenner, dabei von großgermanischem Geiste völlig durchdrungen, schildert das niederdeutsche Sprachgebiet und dessen Mundarten auf der ganzen Strecke von Livland bis vor die Thore von Calais, und macht die Eigenthümlichkeiten und Verschiedenheiten der niederdeutschen Mundarten anschaulich, indem er in allen das Gleichniß vom verlorenen Sohne giebt und den Text durch sprachliche Anmerkungen und Exeurse erläutert. Die Sprachwissenschaft ist ihm zu großem Danke verpflichtet.

ges im Jahr 1870. Kurzum, das eigentliche Volk in Französisch-Flandern, obwohl es einen oberflächlichen französischen Firniß bekommen haben mag, ist doch niederländisches, vlaamsches, germanisches Vollblut geblieben."

„Wann wird der Tag anbrechen, an welchem das in Leid und Streit so schwer geprüfte Volk von Französisch-Flandern wieder sich selbst angehören kann? Wann erscheint der Held, der die Männer des verlorenen Bruderstammes wieder vereinigt mit ihren Brüdern in West- und Ostflandern und sie zurückführt in das niederländische Vaterhaus?" —

Ganz Französisch-Flandern gehört, wenige Ausnahmen abgerechnet, dem niederdeutschen Sprachgebiet an. Nur in den Gemeinden Grevelingen (Gravelines) und St. Joris (St. George) im Norden, in Tienen (Thiennes), Haverskerke, Merville, Nieuw Berkijn (Neuf Berquin), Estaires, Lagorgue, Steenwerk und Nieppe im Süden wird ausschließlich Französisch und kein Vlaamsch mehr gesprochen. Nach der Grenze des französischen Sprachgebietes hin bilden die Gemeinden Boerburg (Bourbourg), St. Pieter's Broek (St. Pierre Brouck), Watten, St. Momelin, Reneschure, Blaringhem, Boeseghem, Steenbeek, Moerbeek, Oud Berkijn und Belle (Bailleul) die äußersten Grenzpunkte des niederländischen Sprachgebietes und in allen diesen Ortschaften spricht und versteht das Volk sowohl Vlaamsch wie Französisch. Dieses letztere herrscht in den sieben erstgenannten Gemeinden vor, in den übrigen das Vlaamsche. Aber, wie schon gesagt, der bei weitem größte Theil von Französisch-Flandern ist ganz unvermischt Vlaamsch, d. h. die eingeborene Bevölkerung spricht nur Vlaamsch und versteht zumeist gar keine andere Sprache, die meisten können auch nur Vlaamsch und nicht Französisch lesen. Das gilt vorzugsweise von den Dörfern; in den Städten können wenigstens die jüngeren Leute auch Französisch sprechen und schreiben. Aber die eigentliche Volks- und Muttersprache ist Vlaamsch.

Diese Volkssprache weicht im Allgemeinen nur wenig ab von der westflandrischen Mundart und auch nur in sehr unwesentlichen Dingen. Man spricht z. B. in einigen Gegenden von Französisch-Flandern das Sch wie im Hochdeutschen aus, in anderen als Sk wie in Friesland. Auch hat das Französische begreiflicher Weise einigen Einfluß ausgeübt und man hört viele französische Brocken und Bastardwörter; auch spricht man hastiger als bei den übrigen Vlamingen der Fall ist.

Die Amtssprache (gejkte Taal) ist Französisch. Von Regierungswegen wird auch nicht ein einziges niederdeutsches Wort geredet oder geschrieben, und eine Ausnahme wird nur gemacht, wenn die Regierung die Stimmen des Volkes für einen von ihr aufgestellten Candidaten günstig stimmen will; dann müssen die Bürgermeister (Maires) der Dorfgemeinden vlaamsche Flugschriften verbreiten. In den öffentlichen Schulen, hier mit einigen wenigen Ausnahmen, wird nur französisch unterrichtet, im Gerichtssaale nur französisch verhandelt, das Urtheil französisch abgegeben, ohne alle und jede Rücksicht auf das Volk, welches die fremde Sprache nicht versteht. Anders ist es in der Kirche; in ihr kommt das Vlaamsche zu seinem Rechte; der Geistliche predigt in der Landessprache und unterrichtet in derselben die Jugend. Es ist vorzugsweise die niedere Geistlichkeit, welche als Wächter und Schirmer des Vlaamschen wirkt; und das geringe Leben, welches sich noch in Bezug auf niederländische Literatur zeigt, geht von ihr aus; freilich beschränkt man sich vorzugsweise auf den Druck und die Verbreitung von Andachtsbüchern. Indessen muß erwähnt werden, daß ein Verein wackerer Männer besteht, denen noch niederländisches Blut in den Adern fließt und die eifrig bestrebt sind, das Niederländische festzuhalten und für die Bewahrung der vlaamschen Eigenart im Volke thätig zu sein. Dieses Vlaamsch Comiteyt van Brankrijk (Comité Flamand de France) hat als Sinn- und Wahlspruch: „Moedertael en Vaderland", also: Muttersprache und Vaterland! —

Wir können hier nicht alle einzelnen Ortschaften und Bezirke aufzählen, welche das vlaamsche Sprachgebiet umfaßt und müssen uns darauf beschränken, Einzelnes hervorzuheben.

Belle (Bailleul) ist noch eine ganz vlaamsche Stadt und die niederdeutsche Sprache hat, gegenüber der französischen, noch die Oberhand. Die Mundart hat das Eigenthümliche, daß das e vor einem l wie a ausgesprochen wird, z. B. malk für melk, Milch; gald für Geld. Diminutive bildet man durch Anfügung der Silbe tse, z. B. mannetse statt mannetje, Männchen; wüwetse statt wijfje, Weibchen, Frauchen. Statt wij, gij und zy (wir, ihr, sie) sagt man in Belle wider, gider, sider. Das r vor einem kurzen e verschwindet fast ganz, so daß man z. B. statt Kerke, Kirche, Kêke sagt, statt Berg — Bèg, statt Herberge — Hèbèg.

In Hazebroek ist das Verhältniß der beiden Sprachen ähnlich wie in Belle, und auch hier hat die Mundart ihre Eigenthümlichkeiten. Das Verkleinerungswort wird nicht, wie dort, durch Anfügung von tse gebildet, sondern durch ge; man sagt also: Mannetge, Wüwege; die Wörter willen und winnen spricht man wie wullen und wunnen aus; das kurze o vor dem r wird zu einem hochdeutschen ö, also statt borgen und sorgen sagt man börgen und sörgen.

Kassel liegt inmitten eines rein vlaamschen Sprachgebietes; in der Stadt spricht das eigentliche Volk nur Niederdeutsch und Französisch bildet die Ausnahme. In der Mundart von Kassel und den Dörfern der Umgegend bildet man das Verkleinerungswort durch Anfügung von kie; also Mannekie, Wüwekie. Das sogenannte schwere vlaamsche e vor r — im Holländischen ein langes a — wird in Kassel zu einem Zweiklang (Diphthong) und das r wird stumm. So wird aus aarde, Erde, iet oder ierd; man sagt a piet met a stiet, statt een peerd met een steert.

Stadt St. Winoks Bergen, gewöhnlich Bergen in Vlaandern genannt, liegt gleichfalls im rein vlaamschen Sprachgebiet. Hier eine Probe aus dem Gleichniß vom verlorenen Sohn in der dortigen Mundart.

'T was en keer en vader dat en poar zeuns adde. De joengsten van de twee, be! zegt en zoo tegen z'n 'oeden vader! zegt en, diinke muchte m'n part en van j'n goet, dè'me t'oekomt! En den o'eden braven man, ja, num deelde z'n fortune. — Tunsen, kors d'rachter, den joengen en griipt-'t ol diit-en adde, en-en giink 't op na'n varre streke. En miikte 't da ot weg diit-en in zen bezit adde, tot-en lasten soe. Ook en pakte 't breed etc.

En keer = einmal; dat = der (holländisch die); die Leute in Französisch-Flandern verwechseln vielfach die mit dat. — Be! oder bet! ein Flickwort wie well der Engländer oder das Halt im Deutschen. In Französisch-Flandern gebraucht man überhaupt viele derlei „stoopwordjes, tusschenwerpels und uitropingen", ähnlich wie die Franzosen mit ihrem eh bien! und dergleichen thun, z. B. wa' wei (wat wil' je, que voulez-vous); ja ꝛc. — Zegt en, sagt er; diinke, dat ick; part, Theil; en, hebben, haben; tunsen, dann; diit, dat; miikte, maakte; soe, das französische sou.

Die französischen Wörter, welche häufig eingesprenkelt werden, nehmen sich manchmal komisch aus. Wir finden z. B. in der Erzählung vom verlorenen Sohne noch folgende:

Kontraie, Gegend, contrée, was auch in Friesland vorkommt; Pricle, péricle, Gefahr; Domestike, Diener, Knecht; Kompasje, Mitleiden; Abiit, Kleidungsstück, habit; Erreveeren, ankommen, arriver; Parlasanten, praatjes maken, schwätzen, plaudern, auch fluchen; kommt aus dem Spanischen por los santos! ꝛc.

Dünkirchen, Duinkerke, war früher rein niederdeutsch und als Frankreich dasselbe in Besitz nahm, wurde von der Bürgerschaft kein französisches Wort gesprochen; heute reden nur noch Kleinbürger und gewöhnliche Arbeiter Vlaamsch. Sie sprechen das sch als sk aus, wie die Friesen; an skone Brauw, eine schöne Frau. Komisch klingt: van den eskajére montéren, monter l'escalier, „den trap beklimmen", wie die Holländer sagen. Sehr häufig werfen beim Gespräche die Duinkerker die Frage ein: inne woar? Ist's nicht wahr? Bei den übrigen Vlamingen nennt man sie de Keneuters; keun ist ein gut niederländisches Wort; daneben wird auch in Holland und zwar viel häufiger Konije für Kaninchen gebraucht, auch Karuijn (wie man in Niedersachsen Karninecken sagt). In der Umgegend von Dünkirchen sind Kaninchen häufig.

In den am weitesten nach Westen hin liegenden Theilen Französisch-Flanderns verliert das Vlaamsche alljährlich langsam an Boden; in Grevelingen, Gravelines, zum Beispiel, das im vorigen Jahrhundert noch rein niederdeutsch war, spricht man heute nur noch französisch; in Bourbourg hat dieses entschieden die Oberhand gewonnen, während das auf den Dörfern der Umgegend bis jetzt noch nicht der Fall ist.

Bis in den Anfang des vorigen Jahrhunderts reichte die niederdeutsche Sprache bis vor die Thore von Calais, vlaamsch Kales genannt. Alle Dörfer zwischen Gravelines und Calais waren vlaamsch; in Die, St. Folkijn, Oudekerke, Anderwyk, Polinkhove, Baienghem, St. Omar, Kapel ꝛc. ist bis 1845 Vlaamsch gesprochen worden; heute ist dasselbe dem Französischen unterlegen. Im Mittelalter war ganz Artesien (Artois) und ein großer Theil der Picardie, bis an die Städte Amiens und Abbeville, sprachlich getheilt und in vielen niederdeutschen Ortschaften redete man gar kein Französisch. Noch im siebenzehnten Jahrhundert reichte das vlaamsche Sprachgebiet bis über Boulogne hinaus; die Sprachgrenze wurde von einer Linie zwischen St. Omaar (St. Omer) und Boulogne gebildet; im Norden derselben sprach Alles Vlaamsch, das Volkssprache in den alten Grafschaften von Guines und Boulogne war. Gegenwärtig sind nur noch die Ortsnamen niederdeutsch, die Bewohner reden Französisch. Aus der Picardie ist das Vlaamsche völlig verschwunden, in einigen wenigen Ortschaften von Artois hat es sich bis heute behauptet. Im Departement Pas de Calais ist es noch im Gebrauch in den Dörfern Rüninghem, Hoogbrügge, Lijsel und Clairmarais, verliert aber rasch an Boden und wird nach ein paar Jahrzehnten dort verschwunden sein, wie schon seit längerer Zeit in der Stadt St. Omer.

Auch im Norddepartement, namentlich auch im Bezirk von Ryssel, französisch Lille genannt, bis nach Kammerich (Cambray), Douay und Valencijn, Valenciennes, war noch im vorigen Jahrhundert die Volkssprache auf dem platten Lande Vlaamsch, doch wurde daneben auch Französisch geredet. Bis zur Revolution von 1789 wurden in Ryssel vlaamsche Bücher gedruckt und zeitweilig vlaamsche Predigten gehalten; in der Umgegend dieser Stadt hat das Niederdeutsche erst im Laufe dieses Jahrhunderts dem Französischen völlig Platz gemacht.

Das Fürstenthum Montenegro.

Mitgetheilt von Prof. **M. P.** in Zombor.

I.

Die „Gelehrte Gesellschaft" in Belgrad veröffentlichte unlängst in ihrem Jahrbuche („Glasnik" XL.) sehr interessante ethno- und topographische Mittheilungen über das Fürstenthum Montenegro, die nun auch als Separatabdruck erschienen sind und als das zuverlässigste und beste Werk gelten können, welches je über diese kleine europäische Monarchie geschrieben wurde. Die Nachrichten, die in den letzten dreißig Jahren von A. Boué, Popow Kohl, Delarne, Ubicini, Bentley, Denton, Mackenzie und Irby, Noë, Rüffer und G. Rasch (!) über Montenegro veröffentlicht wurden, leiden durchweg, namentlich die jüngste von Rasch, an einer solchen Ueberschwenglichkeit der Darstellung, daß ein klarer Blick in die dortigen Verhältnisse zur Unmöglichkeit wird; und andererseits leiden sie auch an einem solchen Mangel an positiven Daten, daß ihr Werth für die Wissenschaft ein zweifelhafter ist.

Der Verfasser der obigen Mittheilungen im „Glasnik" ist der Archimandrit N. Dutschitsch aus der Herzegowina, der Nachbarprovinz Montenegros. Trotz seiner geistlichen Würde nahm er lebhaften Antheil an dem öffentlichen Leben seines Stammes und spielte schon eine nicht unbedeutende politische Rolle. Er betheiligte sich werkthätig an der herzegowinischen Insurrection vom Jahre 1861 und 1862 und galt als einer der muthigsten und umsichtigsten Insurgentenführer. Nachdem die osmanische Regierung den Aufstand unterdrückt hatte, flüchtete er sich nach Montenegro, wo er ein Priesterseminar gründete und ein Jahr lang leitete, später in verschiedenen diplomatischen Missionen vom Fürsten verwendet wurde, bis er schließlich im Jahre 1867 aus politischen Motiven das Land verlassen mußte. Seit dieser Zeit lebt nun Dutschitsch als doppelter Emigrant in Belgrad in Serbien, wo er bald auch als Schriftsteller allgemeine Anerkennung gefunden hat. Ein solcher Mann, der von sich mit Recht sagt, daß er auf jedem Fleck montenegrischer Erde gestanden, ist in der That im Stande, zuverlässige *) Mittheilungen über Montenegro zu geben und wir können es nicht unterlassen, einige Auszüge aus seinem serbisch geschriebenen Werke für das deutsche Publicum zu machen.

Montenegro liegt im westlichen Theile der Balkanhalbinsel zwischen 16° 16′ 27″ und 17° 14′ 12″ L. und befindet sich ganz im 42. Breitegrade östl. von Paris. Nach den

*) Wie schwer das ist, ersieht man am besten daraus, daß selbst dem Dutschitsch, als er von Belgrad aus Auskunft über einige harmlose statistische Daten verlangte, sein Begehren mit dem Bedeuten abgeschlagen wurde, daß diese Dinge zu den Staatsgeheimnissen gehören.

neuesten Messungen des russischen Topographen Bikow (die von demselben verfertigte Karte befindet sich im russischen Generalstab) beträgt das Areal Montenegros 76 □ M. mit einer Bevölkerung von 123,000 Seelen, die sämmtlich Serben sind und der griechisch-orientalischen Kirche angehören*). Die Bevölkerung ist in 374 Ortschaften vertheilt. Das Klima ist im Allgemeinen gesund, in einigen Gegenden ist es so mild, daß in denselben verschiedene Südfrüchte (der Oelbaum, die Feige ꝛc.) gedeihen. Das Terrain ist beinahe ausschließlich felsig und mit Ausnahme von vier kleinen Feldern giebt es keine Ebene, die nur ½ Stunde im Perimeter betragen würde. Blickt man vom Lowtschen, der höchsten Bergspitze im Lande, so sieht man nur Meer und nackte Felsen, Grauen erfaßt den Betrachter und unwillkürlich muß er sich fragen, ob es möglich sei, daß Menschen zwischen diesen Schluchten und Abgründen wohnen. Die Montenegriner selbst haben folgende Sage über die Entstehung ihrer Heimath: „Als Gott Steine auf der Erde säete, riß ihm der Sack auf der Stelle, wo jetzt Montenegro steht, so daß da der meiste Same fiel; deshalb ist Montenegro ganz aus Stein."

Die Residenz des Fürsten befindet sich in Cetinje, einem kleinen Städtchen mit 115 Häusern und 500 Einwohnern. Bis zum Jahre 1847 gab es in Cetinje kein Haus außer dem Kloster, in dem die Bischöfe, früher die Regenten Montenegros, wohnten. In diesem Jahre erbaute sich der letzte regierende Bischof abseits vom Kloster ein Schloß, welches im Volke den Namen „Biljarda" erhielt, weil der Bischof ein Billard in dasselbe brachte. Seit dieser Zeit begann in Cetinje das Billard- und Kartenspiel, und besonders das letztere gehört auch jetzt zu den beliebtesten Unterhaltungen, der sich die Montenegriner leidenschaftlich überlassen, so daß es oft vorkommt, daß einzelne Beamte ihren ganzen Jahresgehalt in einer Nacht verspielen. Mehrere vermögende Familien verloren in dieser Weise ihr ganzes Vermögen, so daß sich Fürst Danilo, der Vorgänger des jetzigen Fürsten, veranlaßt sah, das Kartenspielen um Geld zu verbieten. Doch währte dieses Verbot nicht lange. Fürst Nikola, welcher jetzt regiert, baute sich neben dem alten Schloß ein neues; in dem alten befindet sich jetzt das Priesterseminar und die Mädchenschule. Außerdem existirt in Cetinje auch ein größerer Gasthof.

Straßen giebt es in Montenegro eigentlich nicht; drei, die diesen Namen führen, sind mehr Stege, auf welchen man von einem Stein auf den andern mehr springt als geht. Einer dieser Wege führt von Cattaro nach Cetinje, die beiden anderen verbinden das Land mit den benachbarten türkischen Ortschaften. Aber keiner von ihnen ist für Wagen passirbar; deshalb giebt es in Montenegro keinen einzigen Wagen, sondern die nöthigen Gegenstände werden von Pferden und Maulthieren, meistens von Männern und Weibern transportirt. Es ist bekannt, daß während der Occupation der Bocche di Cattaro im Jahre 1812 der französische General Marmont den Montenegrinern den Antrag stellte, ihnen eine fahrbare Straße von Cattaro bis Nikschitsch, einer türkischen Festung nördlich von Montenegro, durch den felsigsten Theil des Landes zu bauen. Allein sie gingen darauf nicht ein, erstens damit ihr Land auch fernerhin unzugänglich bleibe für die feindliche Cavallerie und Artillerie, und zweitens weil diese Straße auch in ökonomischer Beziehung ihnen keinen Vortheil gebracht hätte, da die Production Montenegros sehr unbedeutend ist und die Leute das Wenige, das sie zu verkaufen haben, nach altem Brauche auf ihrem Rücken zu den benachbarten Märkten schleppen.

Von Anfange des 16. bis zu Ende der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts war Montenegro eine theokratische Monarchie. An der Spitze der Regierung stand ein Bischof (Wladika), seine Macht war jedoch lange Zeiten hindurch nur eine nominelle, denn die einzelnen Stämme regierten sich selbst und lange unterwarfen sich dieselben nur in kirchlichen Dingen den Geboten des Bischofs. Auch zahlten die Montenegriner bis zum Jahre 1831 Niemandem Steuern. Erst der letzte Bischof, Peter II., versuchte die Zügel der Regierung straffer an sich zu ziehen, was nicht ohne Blutvergießen abging. Dieser gebildete Herrscher wollte die Regierung des Landes auf europäischen Fuß bringen und führte in Montenegro das österreichische Centralisationssystem ein. Er führte auch die ersten Steuern ein, doch kein Stamm wollte sich in dieses für die armen Montenegriner schwere und ungewöhnliche Joch fügen. Sie beriefen sich darauf, daß die Montenegriner niemals Steuern gezahlt haben und daß sie Jahrhunderte lang mit eigenen Waffen und eigener Verpflegung ohne irgend welche Hülfe eben deshalb Krieg führten, um keine Steuern zu zahlen. So denken, erzählt Dutschitsch, die Montenegriner auch jetzt, dürfen es aber nicht sagen. Peter II., ein energischer Mann, sammelte eine kleine Truppe, füsilirte die Rädelsführer unter den Steuerrenitenten und nöthigte so die Stämme zum Gehorsam. Dieser Peter II., der im Jahre 1851 starb, bestimmte in seinem Testamente den jungen Danilo Petrowitsch zu seinem Nachfolger. Danilo hatte keine Zuneigung zum geistlichen Stande und erklärte in Petersburg (Rußland nahm noch unter Peter dem Großen Montenegro in seine Obhut und überhaupt ist das Ansehen Rußlands bei den südslavischen Stämmen sowohl in der Türkei als in Oesterreich-Ungarn ein ungewöhnlich großes), daß er nicht den Wunsch hege, Bischof zu werden; deshalb setzte ihn der russische Kaiser Nikolaus I. im Jahre 1851 zum ersten Fürsten von Montenegro ein. Damit verwandelte sich die schwache Theokratie in eine absolute Monarchie. Danilo vernichtete noch die letzten Spuren der patriarchalen Selbstverwaltung und organisirte ein Heer. Nach seinem tragischen Tode im Jahre 1860 (er wurde in Cattaro von einem verbannten Montenegriner meuchlings erschossen) proclamirte die verwittwete Fürstin Darinka, eine Kaufmannstochter aus Triest, seinen Neffen Nikola Petrowitsch zum Fürsten, der noch jetzt regiert.

Ebenso wie die montenegrinischen Stämme in administrativer Beziehung sich unabhängig von einander hielten, war auch die Gerichtsbarkeit nach den Stämmen getrennt und unabhängig. Geschriebene Gesetze gab es nicht. Es wurde geurtheilt nach dem Gewissen und dem jeweiligen Scharfsinn öffentlich und mündlich auf Grund der patriarchalen Stammestradition. Die Richter waren: der Häuptling mit 6 oder 12, manchmal auch 24 ausgewählten Stammgenossen, die „gute Leute" hießen. Das Gericht wurde gewöhnlich unter offenem Himmel gehalten, meistens vor einer Kirche im Stamme oder unter einem großen Baume und bei ungünstiger Witterung im Hause des Häuptlings. Die „guten Leute" aus 6 oder 12 Personen urtheilten sowohl über kleinere als auch größere Processe und Vergehen; die „guten Leute" aus 24 Personen urtheilten gewöhnlich in Blutprocessen, wenn die Familie des Ermordeten sich zur Aussöhnung bereit erklärte. In dieses Gericht wählten beide Familien (des Ermordeten und des Mörders) je 12 „gute Leute". Das Urtheil dieses gewählten Gerichtes wurde stets von beiden Parteien heilig gehalten.

In kleineren Streit- und Proceßsachen konnte jeder

*) In dem Ergänzungsheft Nr. 33 zu Petermann's Geographischen Mittheilungen 1872 ist das Areal Montenegros mit 80 Quadratmeilen und die Bevölkerung mit 100,000 Seelen angegeben.

Stammgenosse das Urtheil fällen, den die Proceßführenden einträchtig zum Richter wählten. Die Leute aus einem Stamme gingen nie vor das Gericht eines andern; das betrachteten alle als Erniedrigung.

Außer Geldbußen bei bürgerlichen und der Schürze bei militärischen Vergehen gab es keine andere Strafe. Wenn ein Montenegriner das Schlachtfeld aus Furcht verläßt, so wird ihm zum Zeichen der Schande und als Strafe die Schürze umgebunden. Wer nicht Geld hatte, um die Buße zu bezahlen, der konnte sie ebenfalls nach dem Urtheil der „guten Leute“ in Waffen, Vieh und schließlich in Feld erlegen. Aus der Geldbuße wurde der verursachte Schaden ersetzt; das Uebrige vertheilten die Richter unter einander. Eine andere Besoldung hatte weder der Häuptling noch die „guten Leute“.

Gefängniß und Stockprügel kannte man nicht in Montenegro bis zur Regierung Bischof Peter's II., der nebenbei gesagt einer der gefeiertsten und talentvollsten südslavischen Dichter war und als solcher noch heute gilt.

Persönliche Freiheit und Sicherheit des Vermögens waren in keiner Weise gesichert; erst unter Peter II., namentlich aber unter dem Fürsten Danilo wurde es auch in dieser Beziehung besser. Die Blutrache wurde eigenmächtig ausgeführt nicht nur am Mörder, sondern an welchem Mitgliede seiner Familie immer. Daneben blühte der Diebstahl, jeden Tag stahl und plünderte man sowohl unter den Stämmen als auch außerhalb Montenegros, wo die Häuptlinge selbst einzelne Banden anführten. Ein solcher Räuberzug wurde eben für eine nur etwas geringere Heldenthat als jene auf dem Schlachtfelde angesehen. Dem Fürsten Danilo gebührt das Verdienst, auch diesen Unfug ausgerottet zu haben.

Besonders unter den Bischöfen wüthete die Blutrache zwischen ganzen Stämmen. Die Beilegung derselben gehörte zu den Hauptsorgen der Bischöfe. Wenn sich zu einer solchen die Stämme bereit erklärten, war es Sitte, daß alle waffentragenden Männer aus diesen Stämmen an einem verabredeten Orte zusammenkamen. Früher mußte ihnen der Bischof das Gelöbniß abnehmen, daß sie sich ruhig verhalten würden, so lange die Unterhandlungen dauern. Am verabredeten Orte standen die Stämme unter den Waffen und zwar etwas entfernt von einander. Der Bischof kam zwischen dieselben mit dem Kreuze in der Hand und forderte sie auf, eine gleiche Anzahl, 5 bis 10, ihrer Stammgenossen, die ihr Vertrauen besitzen, zu wählen, welche sich mit ihm in die Mitte stellten und nach der Auseinandersetzung den Frieden schloffen. So lange dies dauerte, erwarteten die Uebrigen ruhig das Endresultat. Und geschah es, daß man sich nicht einigte, so waren die Stämme gleich nach der Entfernung des Bischofs vom Gelöbniß frei und begannen sogleich auf einander zu schießen. Doch kam es auch vor, daß man über dem Kopfe des Bischofs die Flinten abfeuerte.

Peter II. gründete den ersten ordentlichen Gerichtshof; er nannte ihn Senat. Derselbe war aus 12 bis 16 Häuptlingen zusammengesetzt. Neben dem Senat errichtete er noch einen kleinern Gerichtshof, der „Gwardija“ hieß. Die Mitglieder des einen wie des andern wurden vom Bischof ernannt. Fürst Danilo gab im Jahre 1855 ein Gesetzbuch heraus, das aus 95 Artikeln bestand. Der höhere Gerichtshof hat seinen Sitz in Cetinje, der kleinere in den Bezirken, wo der Bezirkshauptmann auch Gerichtspräsident ist. Den Richtern des einen wie des andern Gerichtes ist durch kein Gesetz ihre Amtssphäre vorgezeichnet. Sie urtheilen sowohl bei den kleinsten Vergehen als auch bei den größten Verbrechen. Die Bezirkshauptleute bereisen ihre Bezirke, fällen Urtheile und führen dieselben selbst aus. Das Gericht verhandelt öffentlich und mündlich. Die Strafen bestehen in der Geldbuße, im Gefängniß, Stockprügeln (obwohl sehr selten), Landesausweisung, Schürze und Tod. Aus der Geldbuße wird der Schaden ersetzt, von dem Reste kommen drei Theile in die fürstliche Casse, ein Theil kommt den Richtern zu. Wer mit dem Urtheile des kleinern Gerichtes nicht zufrieden ist, dem steht es frei, nach Cetinje vor den Senat und den Fürsten zu gehen, damit ihm dieses Recht sprechen. Die Senatoren wohnen übrigens nicht beständig in Cetinje, sondern befinden sich zu Hause, wo sie sich gleich den anderen Montenegrinern mit Ackerbau, Viehzucht oder auch Handel beschäftigen. Nach Cetinje kommen der Reihe nach je 4, wo sie einen Monat bleiben.

Bei dem kleinern Gerichte wird nur die Geldbuße ins Protokoll eingetragen, bei dem höhern nur das Urtheil. Ueber beiden Gerichtshöfen steht der Fürst, der jedes Urtheil eigenmächtig abändern kann. Selbst in Ehescheidungs- und anderen geistlichen Processen urtheilt der Fürst und der Senat, dem Metropoliten wird nur mündlich eine erfolgte Scheidung gemeldet. Bedenkt man schließlich, daß es auch heute in Montenegro Niemanden giebt, der die juridischen und Staatswissenschaften absolvirt hätte, dann kann man sich leicht den Wirrwarr in der Administration und Gerichtsbarkeit vorstellen.

Uebrigens denkt der Fürst gegenwärtig an eine zeitgemäße Reform der gesammten Staatsverwaltung. Professor Bogischitsch in Kiew, über dessen hervorragende literarische Thätigkeit unlängst das „Ausland“ berichtete, ist mit der Abfassung eines Gesetzbuches für Montenegro beschäftigt und damit in Verbindung steht eine Neuorganisirung der Gerichte in Aussicht.

Aus allen Erdtheilen.

Alter Aberglaube in Westfalen.

Seit dem Ende des dritten Jahrhunderts finden wir in dem Gebiete zwischen Elbe und Rhein einen einzigen Volksstamm, den der Sassen (Altsachsen), der dann in Westfalen, Engern und Ostfalen geschieden wird. — In Westfalen tritt das eigentlich städtische Leben nicht vor dem zehnten Jahrhundert auf und dies gilt in Folge der physischen Verhältnisse von dem südlichen gebirgigen Theile in noch höherm Maße als von dem leichter zugänglichen Flachlande nördlich von der Ruhr. Von den Bildungselementen, welche das deutsche Volk im Mittelalter durchdrangen, blieb Westfalen vielleicht länger unberührt als jeder andere deutsche Gau, und spätere Geschichtschreiber gaben ihm deshalb wohl den Namen des deutschen Böotiens. Es war und blieb ein hartes, zäh an seinen Gewohnheiten hängendes Geschlecht, welches in diesem westlichen Winkel unseres großes Vaterlandes wohnt, und dieser Charakter hat sich auch, trotz aller Umwandelungen der Neuzeit, nicht ganz verwischt.

Wie fest die Westfalen an dem heidnischen Glauben ihrer Vorfahren hielten, dafür spricht z. B. der Umstand, daß noch im Jahre 1669, acht Jahrhunderte nach Einführung des Christen-

thums, sich der Große Kurfürst veranlaßt sah, eine Verordnung an die Geistlichkeit der Grafschaft Mark zu erlassen, in welcher er dieselbe auffordert, den im Volke verbreiteten „heidnischen Aberglauben auszurotten". In diesem für die Culturgeschichte interessanten Actenstücke heißt es:

„Demnach wir in Erfahrung kommen, daß an etlichen Orten Unserer Grafschaft von der Mark viele abergläubische und böse Dinge annoch im Schwange gehen, als:

Daß auf Matthiä-Abend Blätter ins Wasser gelegt;

auf Petri-Tag der Söllvogel ausgetrieben;

gewisse kranke Leute durch Anblasen von Erbschmieden gebeutet;

Schweinshaare ins Feuer gelegt;

am Neujahrstage die Bänme gebunden;

Johanniskraut oder Donnerlauch auf Johannistag in die Wände gesteckt;

Geister verwiesen, Osterfeuer angezündet und dabei allerlei Gesänge mit Mißbrauch des Namens Gottes gesungen, auch viel Muthwillen getrieben;

bei Einlegung des Flachses ins Wasser zugleich Brot, Butter und Schmalz und dergleichen eingebunden und mit eingeleget;

Johanniskränze oder Kronen angehangen;

Opfer gebeten;

die Vehseichen gebüget;

Erbbrunnen gegen gewisse Krankheiten gebrauchet, auf Maitag das Vieh gequicket und die Quickruthe an die Thüren und Hecken des Hofes ausgestecket;

auf drei Feiertage gesegnet;

das Haar gegen gewisse Krankheiten abgeschnitten und mit Feuer verbrannt;

item bei Leichen das Reefstroh verbrannt und das Todtengebot zuletzt an einen hohlen Baum gebracht werde;

wie auch auf gewisse Tage das Vogelschießen gehalten und andere dergleichen unterschiedliche so recht heidnische als sonst abergläubische und gottlose Dinge verübet werden, die bereits guten Theiles von Uns mehrmals verboten worden sind; und Wir denn solche und dergleichen abergläubische verbotene Sachen bei Unseren Unterthanen ohne Unterschied der Religion ganz und gar abgestellet, darüber festgehalten und die Verbrecher zur gebührenden Strafe gezogen wissen wollen, als ergehet Unser gnädigster und zugleich ernster Befehl hiermit an Euch ꝛc." —

Dieses recht plumpe Verbot wird jenen alten Bräuchen, die sich im Volke viele Jahrhunderte hindurch erhalten haben, gewiß nicht andern Sinnes gemacht haben. Man sieht, sie alle sind durchaus harmlos, zum Theil poetisch. Was ging es den Kurfürsten an, ob ein westfälischer Bauer am Neujahrstage einen „Baum band", oder „Johanniskraut in die Wand steckte", oder dergleichen mehr? Aber die „Kirche" übte Zwang auf Alles, was mit ihren octroyirten Dogmen und Gebräuchen nicht übereinstimmt, und das innere Leben des Volkes hat von ihr schweren Druck erfahren; sie wollte Alles uniformiren mit ihren geistlichen Dingen und brachte überall einen Bruch in das innere Leben des Volkes; dabei mußte dann auch die weltliche Gewalt Handlangerdienste leisten und sie hat es bis in die jüngste Zeit nur allzusehr gethan.

Den obigen Ukas fanden wir in dem Werke: „Ruhr und Lenne, eine Fahrt durch das südliche Westfalen von Dr. Gustav Natorp" (Iserlohn, Verlag von Julius Bädecker). Es ist eine ganz vortreffliche Arbeit, welche uns anschaulich und anziehend diese auch in gewerblicher Beziehung so wichtige Gegend schildert. Das Buch ist gut geschrieben; Natorp behandelt seinen Stoff mit gründlicher Sachkenntniß und mit warmer Liebe für seine Heimath. Es wäre zu wünschen, daß wir über alle deutschen Gauen so reichhaltige Monographien erhielten wie die von Natorp über das südliche Westfalen, wie die Arbeiten über Ostfriesland von Hermann Meier in Emden, wie die Skizzen aus Niederdeutschland von Kohl, wie die Schilderungen der bayerischen Provinzen in dem Sammelwerke „Bavaria" ꝛc. Auf Natorp's Buch werden wir mehrmals zurückkommen; es ist eine reichhaltige Fundgrube. Wer die von ihm beschriebenen Gegenden gründlich kennen lernen will, hat an Herrn Natorp einen kundigen und zugleich anmuthigen Führer, dem er sich zu Dank verpflichtet fühlen wird.

Der ostafrikanische Sklavenhandel,

über welchen wir schon so häufig gesprochen haben, ist in den Londoner Blättern tagtäglich auf dem Tapete. Nach dem mit dem Sultan von Sansibar im Juni 1873 abgeschlossenen Vertrage wurde laut verkündet, daß England wieder ein großes Werk der Civilisation gethan und dem abscheulichen Menschenhandel „den Lebensnerv abgeschnitten" habe. Unsere Leser wissen, daß wir darüber unsere wohlbegründeten Zweifel geäußert haben, und in der That geht der schnöde Handel munter fort. Die Engländer übersahen eine Hauptsache. Sie konnten wohl dem Sultan, vor dessen Hauptstadt ihre Kriegsschiffe lagen, einen Vertrag aufzwingen, sie waren aber nicht in der Lage, ihm im Binnenlande eine Macht und Autorität zu geben, die er nicht hat. Seine Herrschaft ist selbst an der Küste vielfach precär und auf einer zweihundert deutsche Meilen langen Strecke im Innern, sagen wir von Kilwa im Süden bis Brawa im Norden, kann er den Sklavenkarawanen keine Hindernisse in den Weg legen, wenn er auch will. England verbietet seinen in allen ostafrikanischen Häfen wie Blutigel hängenden indischen Unterthanen, den Banianen, den arabischen Sklavenhändlern ferner keine Capitalien zum Betriebe dieses Geschäftes vorzustrecken; wie will es aber ein solches Verbot erzwingen? Was nicht mehr offen geschehen darf, geschieht heimlich, und eine Controle über Verleihen von Geld ist unmöglich. Sowohl diese indischen Kaufleute wie die Araber und Suaheli sind erbittert darüber, daß England ihnen ihren schnöden Kram stört, und wir dürfen nicht vergessen, daß sie als Orientalen den Sklavenhandel für ein legitimes Gewerbe halten. Und nun wollen diese Europäer sogar die Hausklaverei abgeschafft wissen. Darin sieht der Orientale abermals eine frevelhafte Anmaßung, denn auf dieser Einrichtung basiren dort alle gesellschaftlichen Verhältnisse. Gewiß meinen es die Engländer gut; aber Thatsache bleibt, daß sie durch ihr ganzes Vorgehen große Verwirrung in die Zustände an der afrikanischen Küste gebracht und obendrein ihren Zweck nicht erreicht haben. Die Orientalen raisonniren so: England hat früher mit dem Sultan Verträge abgeschlossen, durch welche demselben die Sklavenverschiffung gestattet war; auch durfte er von jedem Kopf eine Abgabe von zwei Dollars erheben. Nun auf einmal verbieten sie, was sie früher erlaubten; und welches Recht haben sie, sich in Angelegenheiten von Ländern und Völkern zu mengen, die ihnen nicht gehören? Ihre Anmaßung ist unerträglich; wir werden aber trotz derselben das Geschäft fortsetzen.

Das ist orientalische Logik. Und das Geschäft geht fort; wir lesen soeben, daß am 12. Mai eine Deputation beim Minister Disraeli erschien, um demselben eine Eingabe über den ostafrikanischen Sklavenhandel zu überreichen. Der Sprecher hob hervor, daß vom Commodore Tucker Berichte eingelaufen seien, denen zufolge im Binnenlande ein lebhafter Handel mit Sklaven zwischen Lamu und Brawa getrieben werde. Dr. Kirk meldet, daß auf diesem Wege binnen sechs Wochen 2804 Sklaven befördert worden seien. In Kismayo sei unter des Sultans Flagge eine Niederlassung von Sklavenhändlern gegründet worden; der Vertrag von 1873 werde vielfach verletzt. Es scheine, als ob der Sultan nicht in der Lage sei, den Landtransport von Sklaven innerhalb seiner (— wohlgemerkt: zumeist nominellen und in loser Abhängigkeit von ihm stehenden —) Besitzungen im Lande zu verhindern. England möge nun gegen diese neue Phase des Sklavenhandels einschreiten und den Sultan von Sansibar zwingen, eine Niederlassung zu gründen, wohin die befreieten Sklaven zu bringen seien; dafür werde sich die Umgegend von Mombas wohl eignen; Oberaufsicht könne einem britischen Viceconsul übertragen werden. —

Das sind vollkommen unpraktische Vorschläge, lustige Meinungen, die aus einem völligen Mangel an Kunde der Landes-

verhältnisse hervorgehen. Disraeli war verständig genug, auf das, was die Deputation vorbrachte, gar nicht einzugehen, wohl aber zu betonen, daß man gegen den Sultan nicht in der angedeuteten Weise verfahren und nicht gegen denselben auftreten könne. Es handle sich um eine schwierige Sache, bei der man sehr vorsichtig zu Werke gehen müsse.

Altpersische Graburnen.

Wir erhalten folgende Anfrage mit dem Ersuchen, sie im „Globus" zu veröffentlichen: Im Jahre 1819 kam der englische Lieutenant Thomas Lundson nach Buschir in Persien, wo ihm mehrere alte Graburnen gezeigt wurden. Sie waren gegen vier Fuß lang, an dem einen Ende spitz zulaufend und die Oeffnung des andern geschlossen. Als man sie öffnete, fand man in ihnen eine Menschenhaut und einige von den größeren menschlichen Knochen, die, sobald man sie anrührte, zu Staub verfielen. Sie müssen vor der Einführung des Mohammedanismus in Persien, demnach vor mehr als 1200 Jahren, begraben worden sein. — So lautet der Bericht Lundson's in seiner „Reise von Mirat in Indien nach London 2c.", und ich erlaube mir die Anfrage, ob ähnliche Funde anderweitig aus Persien bekannt sind. Auffallend erscheint die „Menschenhaut", die sich doch kaum 1200 Jahre erhalten haben dürfte *).

H. C.

* * *

— In Wien ist eine Uebersetzung von Shakespeare's Othello in — hebräischer Sprache erschienen.

— Von den 1,851,792 Einwohnern, die Paris zu Ende 1872 zählte und wobei 33,082 Mann der Garnison mit eingerechnet sind, waren nur 642,718 in Paris geboren. Einen „Pariser Schädeltypus" giebt es nicht, hat es auch nie gegeben.

— Wir berichteten jüngst, daß bei Albuquerque in Neumexico ein Landwirth mehrere Millionen Stück Schafe besitze. Auch in Texas haben manche Grundbesitzer einen colossalen Viehstand. Ein Capitän King hat einen Weidegrund von 70,000 Acres eingezäunt; im Ganzen besitzt er in den Counties Nueces und Duval 170,000 Acres. Im März dieses Jahres besaß er, wie der „Baltimore American" berichtet, 50,000 Häupter Rindvieh, 20,000 Schafe und etwas mehr als 10,000 Pferde. Er verkauft oder schlachtet im Jahre etwa 8000 Ochsen; jüngst hat er auch in Cameron County Weidegründe gekauft, auf denen er jetzt weitere 10,000 Stück Rindvieh hält. Er giebt sich große Mühe, die Race durch die besten Kentuckybullen zu veredeln.

— In England hat man angefangen, Pferde aus Argentinien einzuführen. Die erste Sendung dieser sehr ausdauernden Thiere ist gut ausgefallen und mehrere sollen folgen. Sie haben sich von der langen Seereise rasch erholt.

— Deutsche Singvögel in Nordamerika. Unser Sperling ist bekanntlich drüben schon seit mehreren Jahren einheimisch geworden und gewinnt sich in jedem Jahre neue Gebiete. Dieser „Gassenbube unter den Vögeln" gedeiht ganz vortrefflich. Unsere deutschen Landsleute haben aber auch und wie es scheint mit gutem Erfolg, Singvögel aus der alten Heimath kommen lassen. In Cincinnati wurden dieselben zu Ende der ersten Aprilwoche freigelassen. Die Lerchen stiegen sofort in die hohe Luft und waren bald aus dem Gesichtskreise der Anwesenden entschwunden. Finken, Hänflinge, Stieglitze, Zeisige, Meisen 2c. machten es sich auf den Bäumen in der Nähe behaglich; es war als ob sie schon längst in dieser Gegend gewesen seien. Auch die Drosseln scheinen an ihrer neuen Heimath Gefallen zu finden. Schon im Frühjahr 1873 hatte man eine Anzahl von Edelfinken auf den Wallnut-Hills gleichfalls bei Cincinnati freigelassen. Sie haben dort genistet und sind zu Ende März wieder an ihren vorjährigen Brutstätten erschienen. Ein Gleiches ist auch an anderen Orten der Fall gewesen, und man darf nun wohl annehmen, daß alle diese Vögel sich völlig eingewöhnen.

— Am Gambiastrome in Westafrika liegen die mohammedanischen und die heidnischen Neger seit Jahren in Fehde die nur kurze Unterbrechungen erfährt. Der englische Gouverneur in St. Marys Bathurst hat seine liebe Noth mit beiden Theilen, die ja unabhängig sind. Die Einfuhren haben im Jahre 1872 sich auf 123,088 Pf. St. gestellt, wovon nur 43,100 auf England entfallen; der Handel dort ist vorzugsweise in den Händen französischer Kaufleute. — Die Hafenstadt Lagos an der Sklavenküste wurde 1861 dem Negerkönige Dokemo ohne Weiteres von den Engländern weggenommen; sie ist wichtig für den Palmölhandel und Hafen für die große Landschaft Yoruba, durch welche eine Straße bis zur Spitze des Nigerdeltas geht. In Lagos stellten sich 1872 die Einfuhren auf 336,256 Pf. St., wovon 267,274 aus England; die Ausfuhr von Landesproducten, insbesondere Palmöl und Palmkerne, betrug 383,707 Pf. St. Die im Jahre 1871 veranstaltete Zählung ergab für die Stadt 36,005 Seelen, wovon nur 82 weiße Leute waren.

— Sehr lange Lebensdauer in Brasilien ist keineswegs ungewöhnlich. So starb z. B. am 28. Januar in Cantagallo bei Rio Janeiro der Portugiese Rezendo Vasquez, der 134 Jahre alt war. Unter seiner zahlreichen Nachkommenschaft befinden sich Kinder seiner Urenkel. — Am 1. März starb in St. Amaro, Provinz Pernambuco, ein freier Schwarzer, dessen Alter man auf 124 Jahre schätzte; er trat 1770, als er etwa 20 Jahre alt war, in die Brüderschaft des heiligen Benedictus. — In Santos, Provinz San Paulo, starb Domingos Maria, gebürtig aus Iguape, 102 Jahre alt.

— Aus Calcutta wird, unterm 10. Mai, gemeldet, daß Forsyth aus Turkestan durch Afghanistan nach Indien zurückreisen werde; sein wissenschaftlicher Stab hatte sich von ihm getrennt, um Pamir und Wachan zu erforschen.

— Der methodistische Missionär New, der schon längere Zeit an der Ostküste von Afrika verweilt hat, ist im Mai von London dorthin zurückgereist. Er will zunächst einige noch nicht näher bekannte Gegenden des Gestadelandes untersuchen und dann ins Innere vordringen, um nun seinerseits die Nilquellen zu entdecken, nachdem Livingstone dieselben nicht gefunden hat.

— Die Colonie Südaustralien zählt etwa 200,000 Bewohner. Diese importirten im Jahre 1873 für 3,700,000 Pf. St. Güter (900,000 mehr als im Vorjahre) und exportirten für 4,580,000 Pf. St. (840,000 mehr). Von den Ausfuhren entfallen 770,672 Pf. St. auf Mineralien, 957,000 auf Weizen, 725,450 auf Mehl, 1,600,000 auf Wolle. — Die Colonialeinnahmen für 1873 betrugen 937,000, die Ausgaben etwa 804,000 Pf. St.

*) Wir werden etwaige Antworten im „Globus" veröffentlichen und erbitten dieselben unter der Adresse des Herausgebers.

Inhalt: F. Keller-Leuzinger bei den Caripunas-Indianern am Madeira. (Mit drei Abbildungen.) — Buddhistische Pagoden in Hinterindien. (Mit vier Abbildungen.) — Der „Challenger" im südlichen Eismeer. — Das Niederdeutsche in Französisch-Flandern. — Das Fürstenthum Montenegro. Mitgetheilt von Prof. P. M. in Zombor. I. — Aus allen Erdtheilen: Alter Aberglaube in Westfalen. — Der ostafrikanische Sklavenhandel. — Altpersische Grabnrnen. — Verschiedenes. — (Schluß der Redaction 15. Juni 1874.)

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXVI. № 2.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 4 Thlr. Einzelne Nummern 5 Sgr. — 1874.

Vulcanische Verwüstungen auf Hawaii *).

Am 29. März 1868 lief in Honolulu auf Oahu ein Walfischfahrer ein; er brachte Briefe mit, welche meldeten, daß auf Hawaii ein Vulcan ausgebrochen sei. Am 2. April wurde auf der ganzen Eilandgruppe ein überaus heftiger Erdstoß verspürt, bis nach Kawaii, das mehr als 50 deutsche Meilen von der Eruptionsstätte entfernt liegt. An diesem Tage war auf Oahu der Himmel verschleiert, aber von Gewölk war auch nicht die leiseste Spur zu sehen. Die Sonne glich einer dunkelrothen Kugel; nach und nach erfüllte ein ganz feiner Staub die ganze Atmosphäre.

Man ahnte in Honolulu, daß eine gewaltige Katastrophe hereingebrochen sei und befrachtete unverweilt einen Dampfer mit Lebensmitteln, Kleidern und allerlei nothwendigen Sachen. König Kamehameha der Fünfte beschloß in eigener Person an Ort und Stelle zu gehen und schiffte sich am 8. April ein; sein Begleiter war Herr von Varigny, welchen die Leser des „Globus“ aus früheren Mittheilungen kennen und der als Augenzeuge spricht. Während der Fahrt wurde der Himmel immer düsterer, die Luft war von Rauch durchzogen und dann und wann setzte eine heftige Böe ein. Als der Dampfer am andern Nachmittage bei Hilo an der Ostküste von Hawaii ankam, war alles Volk am Strande versammelt und der dort ansässige englische Kaufmann Spencer erzählte, was sich in der jüngsten Zeit begeben hatte.

Der 2. April war ein entsetzlicher Tag für Hilo. Die Erdstöße folgten einander so rasch, daß es leichter war, die Pausen der Ruhe zu verzeichnen, als die einander förmlich jagenden Zuckungen. Am Nachmittage erfolgte ein Beben, von welchem sich Niemand eine Vorstellung machen kann, der es nicht selber erlebte; es war dasselbe, welches man auch in Honolulu so heftig empfunden hatte. Bei Kapapala im Bezirke Kau, das etwa 7 deutsche Meilen von Hilo entfernt liegt, öffnete sich eine weite Erdspalte, aus welcher Lava hervorquoll; der gewaltigste Ausbruch fand am Ende des Thales von Kapapala statt. Dort klaffte der Boden mit entsetzlichem Getöse weit auseinander und ungeheure Massen von Schlamm, Wasser und Steinen wurden mit einer solchen Heftigkeit hinausgeschleudert, daß der erste Ausbruch bis auf eine Entfernung von drei Viertel einer deutschen Meile Alles überdeckte und vernichtete, was ihm im Wege lag. Ganz in der Nähe der Stelle, wo der Ausbruch begann und die Erde zuerst aufplatzte, stand eine Bambushütte; sie wurde durch den Luftdruck umgeworfen, aber die ausgeworfene Masse sprang über sie hinweg ohne sie zu bedecken und fiel erst in einer Entfernung von etwa tausend Schritt vom Ausbruchspunkte entfernt nieder, rollte aber dann rascher fort als eine Kugel vermöchte. Dieser Schlammauswurf hatte einen Lauf von mehr als 4 Kilometer; seine mittlere Breite beträgt 1 Kilometer; an den Rändern liegt die Masse etwa 1 Meter hoch, in der Mitte jedoch mehr als 10 Meter! Alles was im Wege lag wurde vernichtet; das Vieh konnte nicht entrinnen; unsere an Ort und Stelle aufgenommene Zeichnung macht anschaulich, in welcher Weise Ochsen und Ziegen in diesem vulcanischen Schlamme umgekommen sind. Die

*) Vergleiche „Globus“ XXV, Nr. 23, S. 357, wo auch eine Karte der Insel, auf welcher die Lavaströme und die Vulcane verzeichnet sind.

Menschen hatten sich, gewarnt durch die Erdstöße, zu retten gesucht und waren nach allen Richtungen hin geflüchtet, aber in Hilo wußte man schon, daß 31 ihr Leben verloren hatten.

Varigny untersuchte Proben des Schlammes, welche von einigen Kanackas nach Hilo gebracht worden waren; derselbe bestand in einer rothen, staubigen Erde, dergleichen man häufig auf den Inseln im vulcanischen Boden findet; er war wie harter Mastix, zerkrümelte unter dem Hammer mit Leichtigkeit in einen ganz feinen Staub, ähnlich jenem, welcher seit einigen Tagen die Luft verdunkelte. Von Schlacke oder Lava war keine Spur in ihm zu finden.

Jener Schlammeruption folgte bald nachher ein Ausbruch siedenden Wassers, das anfangs trüb und gelblich, hinterher aber ganz hell war und sich einen Weg über die schlammige Masse bahnte. Dasselbe erkaltete nach und nach und die Quelle ist auch jetzt noch vorhanden; sie hat weder den Geschmack noch den Geruch eines Mineralwassers.

Während dieser Ausbrüche im Bezirke Kau zeigten sich an der Küste eigenthümliche Erscheinungen. Dort wohnte der englische Pflanzer Stackpole in dem sogenannten Volcanhause; er mußte dasselbe der heftigen Erdstöße wegen verlassen und flüchtete mitten in der Nacht dem Meeresufer zu. Nachmittags als er am Pali, d. h. der Schlucht von Keauhau, sich befand, erfolgte der schon mehrfach erwähnte heftigste Stoß. Der Mann sah von oben herunter, wie ungeheure Felsen- und Erdmassen abgelöst und weit und breit umhergeschleudert wurden; er selber sank bewußtlos nieder, erholte sich jedoch nach einiger Zeit. Vor ihm lag die Küste

An der Küste von Hawaii.

bei Apua, an welcher das Meer sich über ein Kilometer weit zurückgezogen hatte; es wallte und brodelte gewaltig auf und war mit einem rothen Schaume bedeckt; an manchen Stellen erhoben sich Wassersäulen, welche durch unterseeische vulcanische Gewalt emporgeschleudert wurden. An dem jäh abfallenden Gestadeufer brachen aus aufgerissenen Klüften Schlammwogen hervor, die sich ins Meer ergossen. Urplötzlich setzten sich diese nun in Bewegung nach der Küste zurück; mit furchtbarem Ungestüm rollten sie, die röthlichen Wogen übereinander herwälzend, mit rasender Schnelligkeit dem Lande zu. An diesem brachen sie sich und überflutheten dasselbe bis zu einer Höhe von mehr als 30 Fuß über der Fluthmarke mit einem so entsetzlichen Getöse als ob die ganze Insel untergesunken wäre. Häuser, Schiffe und Menschen waren im Nu verschlungen; sie verschwanden in einem Gewirr von entwurzelten, wild umhergeworfenen Bäumen und abgerissenen Steilwänden. Mehrmals wich der wüthende Ocean zurück und kam dann wieder, erst nach und nach beruhigte er sich. Aber von den Fischerdörfern war keine Spur mehr zu sehen, und jene Erscheinung hat man an der ganzen Küste Hawaiis bemerkt; am heftigsten war sie an der Nordküste.

Am 3. April begannen die Erdstöße wieder und noch am 8. schwankte auch bei Hilo der Erdboden hin und her, so daß die Bäume sich auf und ab wiegten. Der König erhielt dort am 9. durch zwei Boten Nachricht, daß bei dem Dorfe Waïohinu, im Bezirke Kau, ein neuer Krater sich geöffnet habe. Auch dort war der Boden durch unterirdisches Feuer auseinandergerissen, das Dorf selbst durch ein Erdbeben vernichtet worden; die Bewohner hatten sich auf eine Anhöhe geflüchtet, die unter ihnen hinwegbröckelte. Sie

sahen das, wollten aber bleiben. Ein irrsinniger Fanatiker des alten Glaubens hatte ihnen schon vor einigen Jahren verkündet, daß Pele, die Göttin der Vulcane, ihm erschienen sei; sie habe ihm offenbart, daß sie sich bald am Volke rächen wolle, weil dasselbe nicht mehr sie verehre sondern auf die Missionäre höre.

Der neue Krater hatte seinen Ausbruch am Nachmittage des 7. April gehabt, beim Pali von Manuala, in gerader Linie 45 Kilometer von Hilo entfernt. Die Lava strömte gleichzeitig aus vier Oeffnungen hervor, überfluthete die ganze Ebene von Woaïhinu und ergoß sich an der Südspitze der Insel ins Meer.

In Hilo selbst hatten die Erdstöße vergleichweise keine großen Verwüstungen angerichtet; eigentlichen Schaden erlitten nur die aus Stein aufgeführten Gebäude, namentlich die erst kurz vorher im Bau vollendete katholische Kirche, deren einer Thurm eingestürzt war, während der andere auch nicht mehr feststand. Beim dortigen katholischen Missionär waren Nachrichten von seinen Collegen aus Kau und Kohala eingelaufen, die sehr betrübt lauteten. Ihre Kirchen und Pfarrhäuser lagen in Trümmern, mehrere ihrer Katechumenen waren umgekommen, sie selber waren mit Mühe und Noth dem Tode entgangen.

Am 10. April verließ der Dampfer Hilo, um auch an anderen heimgesuchten Stätten Hülfe zu bringen. Er mußte auf der hohen See fahren, weil das Meer an der Küste ganz unsicher geworden war; als er in Sicht von Keauhau gelangte, wußte der Steuermann, der doch von dort gebürtig

Das Thal von Waipio.

war, sich nicht zurechtzufinden. Das Gestade hatte einen völlig veränderten Anblick, die hohen schwarzen Felsen, welche als Landmarke dienten, waren verschwunden, das hohe Ufer war nicht mehr vorhanden, die Küste flach geworden. Am Strande lagen Trümmer von Dächern, Balken und Bretter umher, die einzigen Ueberbleibsel von Dörfern der Fischer. Unterseeische Felsen die eben erst emporgehoben waren, zwangen zu äußerster Vorsicht, doch gelang es, den Dampfer durch und ans Ufer zu bringen. Die Eingeborenen, ganz ausgehungert, kamen nun von den Anhöhen herab und wurden gespeist; Wasser mußte aus weiter Entfernung herbeigeholt werden, aber die Unglücklichen hatten nicht einmal ihre Kalebassen retten können, die ihnen als Trinkgefäße dienen. Mehr als zweihundert Menschen waren in gänzlich hülflosem Zustande; sie mußten ernährt und gekleidet werden.

Für Hawaii war auch der große Menschenverlust doppelt beklagenswerth. Es fehlte ohnehin schon an einer genügenden Anzahl von Feldarbeitern und nun waren Hunderte von Männern und Frauen im besten Alter so urplötzlich vom Tode dahin gerafft worden!

Bei Punaluu war das Landen für den Dampfer noch viel schwieriger. Die Eingeborenen unterhielten auf einer Anhöhe ein weithin sichtbares Feuer, welches dem Piloten als Zeichen diente, aber diese zu allen Zeiten gefährliche Küstenstrecke war jetzt noch gefährlicher. Noch drei Seemeilen von der Küste warf das Meer heiße Wassermassen in die Höhe; schwarze Felsen waren über die Oberfläche emporgestiegen und an die Küste schlug eine heftige Brandung. Indeß gelang auch hier die Landung an einer nur 15 Kilometer, also etwa zwei deutsche Meilen, vom Krater

entfernten Stelle. Herr von Varigny sah, wie im Süden ein Lavastrom seine abwechselnd rothen und schwarzen Wellen über einen steilen Felsenabhang hinab ins Meer stürzte. Die Luft war heiß als käme sie aus einem glühenden Ofen; ein dicker Qualm zog sich träg und schwer an den Hügeln hin und war am Rande mit weißen Flocken umsäumt. Der kleine Hafen war nicht mehr vorhanden. Die Kanackas kamen nun von den Höhen herab, die eigentlich, der unaufhörlichen Erdstöße wegen, für sie noch gefährlicher waren als der Strand, an welchem sie durch Aufwallen des Meeres eine Ueberfluthung befürchteten.

Eine Anzahl der Bewohner von Waïohinu wo, wie schon gesagt wurde, der erste Schlammauswurf stattfand, hatte sich nach Punalun geflüchtet; ihr Dorf war nicht mehr und über einhundert Menschen hatten den Tod gefunden. Die Ueberlebenden flüchteten zuerst auf eine Anhöhe, die aber in fortwährender Bewegung blieb. Auch dort hatte ein Prophet das Ende der Welt verkündet; dem Untergange würden nur diejenigen entrinnen, welche mit ihm auf jenen Hügel gingen. Auch dieser Prophet hatte eine „Offenbarung“ gehabt. Die Missionäre konnten nichts gegen ihn ausrichten, der Bezirksrichter hatte ihn wie einen Irren behandelt; aber was geschah? Der sogenannte Finger Gottes zeigte sich; das Haus des Richters stürzte ein und erschlug seine Frau, und da wurde er selber gläubig. Die bethörten Kanackas blieben auf der Anhöhe, lebten von Gras und Wurzeln und stimmten Gesänge zu Ehren der Göttin Pele an, um den Zorn der Beherrscherin der Feuerberge zu besänftigen.

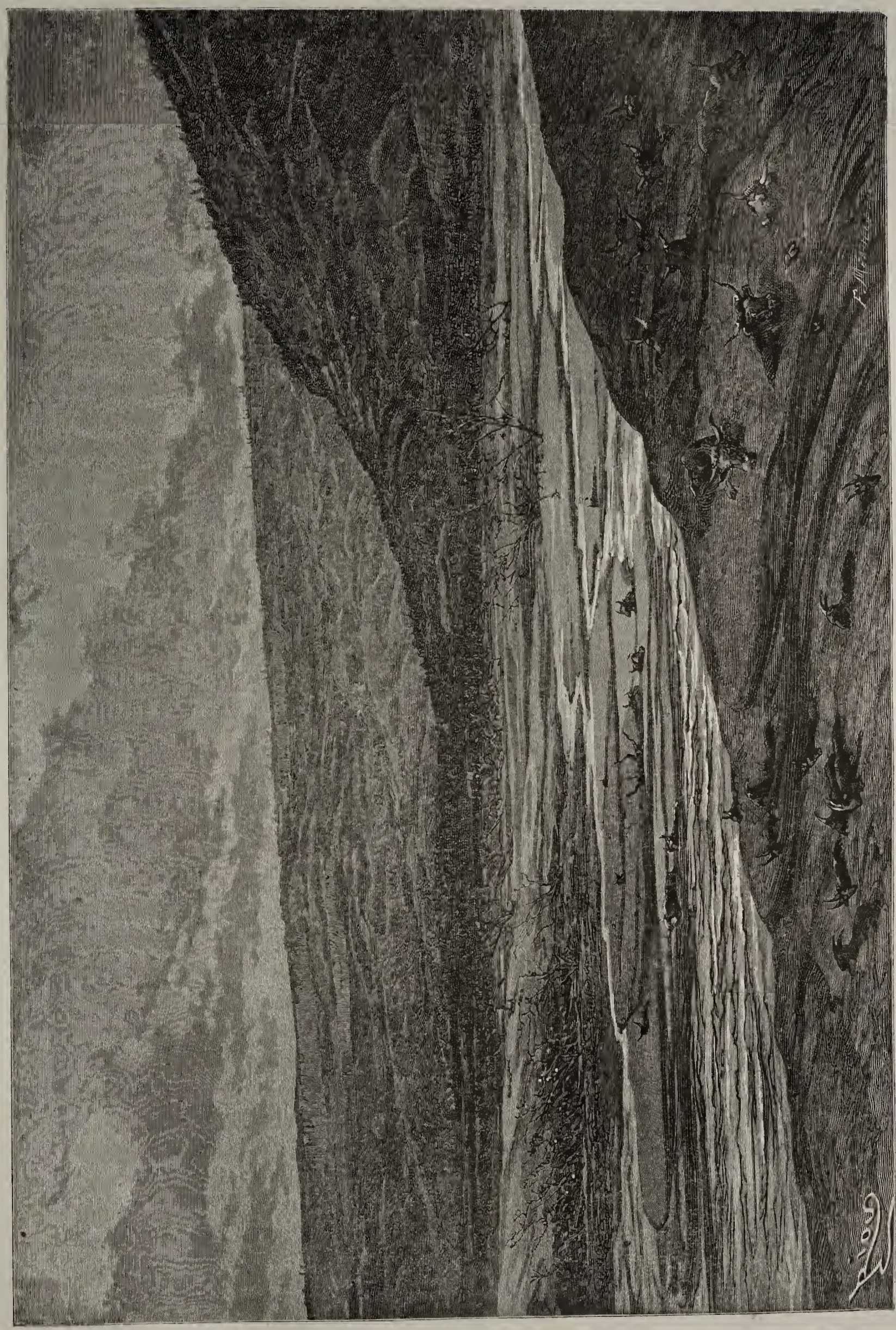
Herr von Varigny wagte einen Ausflug nach Waïohinu zu unternehmen. Unterwegs fand er weit und breit das Land mit Steinmassen übersäet und die Pferde konnten nur mit Mühe durch das Felsengewirr auf die Hochebene gelangen. Dort war der Boden leicht gewellt und von tiefen Einrissen durchzogen. Die meisten Bäume waren halb oder ganz entwurzelt. Man hatte einen weiten Ausblick auf die mit Schnee bedeckten Gipfel des Mauna Kea und Mauna Loa, an deren Abhängen dichter Qualm dahin zog. Die Feuersäule, welche aus diesen Vulcanen emporstieg, oscillirte je nach der Windrichtung und so konnte man in Zwischen-

Meierhof in der Lava.

räumen die Gipfel beobachten, welche wie Diamant erglänzten. Zur Linken zog sich eine lange schwarze und bewegliche Linie am Horizont hin; es war der Lavastrom der zum Meere hinabdrängte.

Viele Erdspalten waren so breit, daß sie umgangen werden mußten; die meisten waren bis zu 30 Fuß tief und aus allen stiegen Schwefeldünste empor; alle Bäume in der Nähe waren abgestorben. In der Nähe von Waïohinu, das am Abhang eines Hügels lag, dehnt sich eine Ebene hin, die einst ungemein fruchtbar nun zu einer ausgetrockneten und verbrannten Einöde geworden war. Einst war sie mit dem kostbaren viel gesuchten Sandelholz dicht bestanden, aber in den Jahren von 1830 bis 1840 wurde sie abgeholzt. Der Sandelbaum wächst langsam; man machte allerdings neue Anpflanzungen; nun gingen diese verloren und es können wohl vierzig Jahre verfließen, bevor die seit der unheilvollen Katastrophe nachgepflanzten wieder für den Handel brauchbares Holz liefern. Die Verwüstung war ganz grauenhaft. In einem Dorfe, an welchem man vorüber kam, stand kein einziges Haus mehr, die Kirche lag als Steingetrümmer am Boden, die Wände waren eingestürzt; Varigny schritt über Dächer, zerbrochene Kalebassen, eingebrochene Balken, Kleider, Hausgeräth einher; diese Trümmer rauchten noch. Ein Hügel in der Nähe war mitten auseinander gerissen.

Von Waïohinus Trümmerstätte ritt Varigny am folgenden Tage auf einem andern Wege nach dem eben erwähnten Lavastrome, den er in der Nähe beobachten wollte. Nach einem Ritte von etwa anderthalb Stunden befand er sich an Ort und Stelle. Die Quelle des glühenden Flusses lag nur wenige Kilometer von dort am Abhange des Gebirges und drang aus drei breiten Spalten hervor. Die Lava ergoß sich in compacter Masse bis an den Fuß des Berges; dann theilte sie sich, umfloß Hügel, füllte Niederungen aus, vereinigte sich wieder, und nahm einen eigensinnigen Lauf, bei welchem sie weite, etwas erhöht liegende Strecken unberührt ließ; diese bildeten dann feuerumflossene Inseln. Die Hitze war arg; auf dem Erdboden hin zog sich ein leichter, weißer Rauch. An der Oberfläche war die Lava schon hart geworden und stark genug um Menschen zu tragen; aber in



Rindvieh und Ziegen in der Lava.

der Mitte des Stroms schwankte sie unter den Füßen wie dünnes Eis unter einem Schlittschuhläufer. Varigny kam glücklich an die andere Seite dieses Lavastromarms, der eine Breite von nahezu eintausend Fuß hat; er lag zwischen zwei kleinen Hügeln und seine Dicke beträgt 50 Fuß. In dieser Gegend, wo der Feuerstrom sich mehrfach getheilt hat, liegen viele Hügelinseln in ihm; auf diesen Oasen hatten die Bäume, der Hitze ungeachtet, noch einiges Grün behalten, und die Ochsen und Kühe, welche sich dahin geflüchtet, fanden Futter; auf manchen anderen waren sie vor Hunger und Durst gefallen.

Auf dem Heimritt an die Küste kam Varigny bei mehreren Meiereien vorüber; Häuser und Aecker sind dort, wie unsere Illustration zeigt, zu Stein- und Lavafeldern geworden.

Die Kalaespitze, dieser südlichste Ausläufer von Hawaii, bildet ein steilabfallendes Vorgebirge, das weit ins Meer hinausragt; dasselbe hängt mit der Insel durch zwei hohe, durch ein schmales Becken von einander getrennte steile Strandfelsen zusammen. In dieses Becken drang der Lavastrom, fiel dort von einer etwa 500 Meter betragenden Höhe ins Meer hinab und hatte in diesem eine mächtige, pyramidenförmige Masse aufgethürmt! Nach einer Reihe von Tagen

Lavacascade.

hatte die feurige Strömung sich vermindert, doch war Nachts der Anblick dieser entsetzlichen Gluthschlange immer noch grandios und überwältigend. Die schwarzen von Feuer irisirten Massen fielen in Cascaden über die Abhänge hinunter und erloschen in dem siedenden Wasser mit einem Getöse, das weit landein hin vernehmbar war.

Zu diesen von Schlammausbrüchen, Lavaströmen und Erderschütterungen verwüsteten Landstrichen bildeten die, welche verschont geblieben waren, einen erfreulichen aber darum doch ergreifenden Gegensatz. Dort schien die Sonne auf grüne Wälder und Felder, die in tropischer Ueppigkeit prangten. Im Thale von Waipio, an der Nordostseite der Insel, waren die Bodenbewegungen nur schwach gewesen; die Häuser blieben stehen, kein Baum war umgefallen und jedes Feld unbeschädigt geblieben.

Es muß erwähnt werden, daß König Kamehameha sofort als er die erste Kunde von der gewaltigen Katastrophe erhalten, von Honolulu nach Hawaii fuhr und mit preiswürdiger Fürsorge bemüht war, die Noth der so schwer Heimgesuchten zu lindern. Allen, welche Haus und Feld verloren hatten, gab er Ländereien auf seinen eigenen Besitzungen, und Material zum Bau von Wohnungen; das Parlament bewilligte nicht unbeträchtliche Summen für die Nothleidenden und auch die Fischerdörfer konnten, nur freilich an anderen Stellen, wiederhergestellt werden.

Die Auswanderung der Tscherkessen aus dem Kaukasus.

Zehn Jahre sind verflossen, seitdem Rußland sich im völligen, von keiner Seite her bestrittenen Besitze des Kaukasus befindet. Nachdem die Adighe ihre Waffen gestreckt, waren alle Bergvölker unterworfen; eines nach dem andern hatte sich nach langer und verzweifelter Gegenwehr fügen müssen und seitdem ist Frieden im Gebirge; „der ewige Schnee des Elbrus wird nicht mehr vom Wiederschein brennender Aule geröthet.“

Nachdem Rußland des Kaukasus sicher war, hatte es freie Hand gegenüber den centralasiatischen Staaten, der Rücken war ihm frei, und es konnte mit ungetheilten Kräften seine Macht nach Osten hin entfalten, da von dem längst halb abhängigen Persien kein Widerstand zu besorgen war. Sofort begann das Vorgehen gegen die Chanate Turkestans, zuerst gegen Chokand, dann gegen Buchara, zuletzt gegen Chiwa; heute stehen russische Wachtposten auf den Pässen

welche über den Thian schan nach Osttürkestan führen; auch Kuldscha ist von Truppen des weißen Zars besetzt, die türkestanischen Chane sind dessen Vasallen; er kann sich großartiger Erfolge rühmen.

Es hat viele Jahre und Ströme Blutes gekostet, bevor die Bergvölker, diese Tschetschenzen, Schapsuchen, Kumücken, Lesghier und wie sie weiter heißen bezwungen wurden. Der lange erbitterte Kampf begann mit vollem Nachdrucke, seitdem Fürst Jermoloff im Jahre 1824 das Kreuz der griechisch-orthodoxen Kirche auf dem Berge Guda errichtete. Damit war angedeutet, daß es sich auch darum handle, diesem Kreuze den Halbmond zu unterwerfen. Das einst christliche Kaukasusland sollte dem Islam entfremdet werden, welcher noch im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts auch die Tscherkessen für die Lehre des Propheten von Mekka gewonnen hatte. Zuletzt leistete die Stammgruppe der Adighe Widerstand; sie umfaßte unter diesem Gesammtnamen die Anwohner der nordöstlichen Küste des Schwarzen Meeres, die Schapsuchen, Abasechen und Ubuchen, also die Völker, welche als Tscherkessen bezeichnet wurden und deren Kopfzahl auf etwa 700,000 Seelen veranschlagt wurde. Mit einer wahrhaft bewundernswürdigen Ausdauer haben sie sich gegen den Feind auch dann noch gewehrt, als jede Hoffnung, denselben auf die Dauer abwehren zu können, bereits geschwunden war. Sie wurden gleichzeitig von der See- wie von der Landseite her bedrängt und mußten eine Stellung nach der andern aufgeben. Noch im Sommer 1862 hatten sie mehrmals die Russen aufs Haupt geschlagen und denselben einige Forts abgenommen. Dann aber ist ihr Stern völlig erblichen. Sie hatten Abgeordnete nach Konstantinopel, London und Paris geschickt und um Hülfe gebeten, fanden aber nur unfruchtbare Aeußerungen der Theilnahme. Als sie immer mehr ins Gedränge kamen, entschlossen sich damals schon ganze Schaaren zum Auswandern nach Kleinasien und bereits kamen Tausende von ihnen nach dem Hafen Samsun an der Nordküste des Schwarzen Meeres. Die, welche noch zurückblieben, hofften immer noch auf Beistand und Hülfe, welche die Pforte ihnen insgeheim in Aussicht gestellt hatte. Aber diese blieb aus. Als Kaiser Alexander Livadia in der Krim besuchte, erschienen bei ihm Abgeordnete der Osseten und Kabardiner, also von Völkern, welche Jahrzehnte lang tapfern Widerstand geleistet hatten, und versicherten, daß sie nun getreue Unterthanen des großen Kaisers seien.

Auch das war ein herber Schlag für die Tscherkessen, um so mehr, da die Russen nun auch während der Wintermonate ihre kriegerischen Operationen mit gesteigertem Nachdruck fortsetzten und immer weiter ins Land eindrangen. Die Abasechen des Oberlandes mußten sich unterwerfen und um Erlaubniß bitten, nach der Türkei auswandern zu dürfen. Englische und polnische Abenteurer, welche im Kaukasus bei und mit den Bergvölkern kämpften, konnten das Geschick nicht abwenden; zuletzt wurde auf beiden Seiten der Kampf mit schonungsloser Grausamkeit geführt. Den mehr und mehr ins Gedränge gebrachten Tscherkessen begann es an Lebensmitteln und an Schießbedarf zu mangeln und sie waren nun mehr oder weniger wehrlos. Die Schapsuchen wurden zur Ansiedelung im Flachlande am Kuban auf russischem Gebiete gezwungen; wer von ihnen sich nicht zu dieser Verpflanzung verstand, mußte nach der Türkei auswandern. Nur die Ubuchen waren noch unbesiegt; als sie aber etwa zweitausend Mann in einer Schlacht verloren und Vardar, ihre letzte feste Burg, von den Russen erstürmt wurde, war es auch um sie geschehen und nun war auch der ganze westliche Kaukasus unterworfen. Die Russen waren dort seit beinahe einem Vierteljahrhundert, seit 1841, ununterbrochen an der Arbeit gewesen.

Ausgewanderter Tscherkesse.

Rußlands Politik hat in den von ihm eroberten vorderasiatischen Gegenden die Maxime befolgt, in nicht rein mohammedanischen Gegenden die Bekenner des Islams zur Auswanderung nach anderen Gegenden zu drängen. So geschah es, nachdem es sich im Jahre 1827 persisch Armenien und persisch Georgien hatte abtreten lassen. Auf die von den Mohammedanern geräumten Stätten wurden Christen, Armenier, verpflanzt, die man von den Hochebenen Kleinasiens heranzog und deren Anhänglichkeit an die christlichen Herrscher keinem Zweifel unterlag. So wurden auch nach Beendigung des Krimkrieges statt der Tausende von auswandernden Tataren fleißige bulgarische Bauern herangezogen. F. Kanitz in Wien, den wir in gewisser Beziehung als eine Art von Entdecker des Balkangebietes und Bulgariens bezeichnen können, hat jenes System Rußlands sehr gut mit folgenden

Armenier.

Worten gekennzeichnet: „Indem Rußland der Türkei die räuberischen oder religionsverschiedenen Elemente aus seinen neueroberten Ländern zusendet und ihr die ihm glaubensverwandten, culturfreundlichen Unterthanen entzieht, stärkt es sich auf Kosten seines Gegners und spinnt so den festen Faden, der es endlich sicher an das Ziel seiner Bestrebungen, nach Konstantinopel, führen muß."

Aus dem westlichen Kaukasus begann im Jahre 1864 ein Exodus, der seines Gleichen nicht hat. Im April 1864 meldeten mehrere Adigheståmme dem Großfürsten Michael ihre Unterwerfung an; es wurde ihnen kund gethan, daß alle Tscherkessen, welche nach Verlauf eines Monats nicht ausgewandert, sondern noch in den Bergen zurückgeblieben seien, als Kriegsgefangene behandelt werden sollten. Es war Absicht, die von ihnen verlassenen Aule mit Kosacken vom Don und vom Schwarzen Meere zu besiedeln.

Schon im Februar waren Tausende nach Kleinasien gezogen; von nun ab jedoch stiegen die Bergvölker in langen Karawanen aus dem Gebirge herab und fuhren, massenhaft zusammengedrängt in zumeist schlechten Fahrzeugen, von denen manche auf See verloren gingen, nach den türkischen Häfen Trapezunt, Samsun und Sinope. Indeß stellte bald Rußland Transportschiffe und mehrere Privatdampfer, die Pforte stellte den Flüchtlingen drei Fregatten und zwei Dampfer zur Verfügung und diese beförderten ununterbrochen Alle, welche an der Küste sich einfanden. Es giebt uns einen Begriff von der Gewalt dieser Auswandererwoge, wenn wir aus amtlichen Zählungen erfahren, daß vom Winter bis zum 10. Juli 1864 nicht weniger als 236,718 Tscherkessen verschifft wurden; davon 61,359 mit russischer Unterstützung. Von der Gesammtsumme wurden befördert von den Häfen: Taman 27,337; Anapa 16,452; Noworossiska 61,995; Tuapse 63,449; Kuban und Sotscha 46,754; Adler und Hosti 20,731.

Wir wollen das Elend dieser hunderttausende, zumeist völlig mittelloser Zwangsauswanderer nicht näher schildern. Die Türkei hatte nur mangelhafte Vorkehrungen zur Aufnahme und zur Verpflegung so zahlreich heandrängender Massen treffen können; und wenn auch von vielen Seiten her, auch aus Europa, keineswegs unbedeutende Spenden für die Hülfsbedürftigen einliefen, so reichten diese doch bei Weitem nicht aus für eine so große Anzahl. England, das einst so große Sympathien für die Kaukasier geäußert hatte, glaubte großmüthig zu sein, indem es von Malta aus — eine Schiffsladung Zwieback nach Samsun und Trapezunt schickte! Das großmüthige Albion.

Sehr bald brachen bei dem Mangel aller Vorkehrungen Seuchen aus und die Sterblichkeit war entsetzlich. Von etwa 100,000 in Trapezunt Gelandeten waren schon im Februar etwa 10,000 durch tödtliche Krankheiten hinweggerafft worden, und fortwährend wurde der Andrang von Tausenden und aber Tausenden immer stärker. Damit wuchsen die Gefahren. Im April war die Zahl der Hülflosen in Trapezunt auf 70,000, in Samsun von 30,000 bis auf 70,000 gestiegen. Nach Europa waren zu Anfang des Juni schon 35,000 Tscherkessen übergeführt worden. In Trapezunt starben im April täglich mehr als 400 von 24,000 Einwanderern, zu Sere Dereh, wo sie in großen Lagerplätzen untergebracht waren, täglich etwa 300, bei Samsun mehr als 500. Hier war das Elend am allergrößten, dort herrschte eine Zeitlang wirkliche Hungersnoth; dem amtlichen Berichte des italienischen Arztes Dr. Barozzi zufolge mußten die Leute mit Kräutern, Wurzeln und allerlei Brosamen sich begnügen. „Die Hungersnoth ist durch den Mangel einer gerechten und einsichtsvollen Oberleitung bei der Vertheilung des Brotes so riesengroß geworden."

Noch im August schifften sich Nachzügler ein; der 15,000 Köpfe zählende Stamm der Nakutasch bestieg in Noworossiska 15 Segelschiffe unter türkischer Flagge.

Als die Pforte daran ging, die Tscherkessen zu vertheilen, wurde die Lage derselben nicht etwa günstiger. Im October wurden die Passagiere dreier Schiffe in Larnaka auf Cypern gelandet; während der Ueberfahrt waren an 32 Tagen von 2700 nicht weniger als 1441 gestorben. Ein großer Theil der Auswanderer wurde in Kleinasien angesiedelt; Tausende brachte man auf Cypern, in der Gegend von Smyrna und bei Ismid unter. Von den bis gegen den Herbst nach Europa gebrachten gingen gegen 6000 Familien über Burgas nach Adrianopel und Esleimieh; 13,000 Familien über Warna nach Schumla in die Eyalets von Silistria und Widin; 12,000 in die Statthalterschaften von Nisch und Sophia. Von diesen letzteren wurden etwa 12,000 Köpfe in der Nähe des berühmten Amselfeldes und bei Prischtina untergebracht. Weitere 10,000 Familien kamen nach Sistow, Nikopoli, Rustschuck und in die Dobrudscha. Zu Ende August, als die Ausschiffung in den Donauhäfen ihr Ende erreichte, waren zwischen 150,000 und 200,000 Tscherkessen dort gelandet worden.

Aus den früher von den Russen unterworfenen Theilen des Kaukasus hat die Auswanderung der Bergvölker schon 1855, 1859, 1862 und 1863 ihren Fortgang gehabt; es waren in diesen Jahren schon etwa 80,000 fortgezogen. Rechnet man die Auswanderung von 1864 hinzu, so stellt sich eine Gesammtsumme von mehr als 400,000 Köpfen heraus. Die Lücke wurde durch christliche Ansiedler ausgefüllt, welchen die Regierung große Begünstigungen zu Theil werden ließ. Am Kuban waren schon 1864 nicht weniger als 90 Kosackendörfer (Stanitzen) mit etwa 103,000 Seelen vorhanden.

Einen sehr werthvollen Zuwachs aber bildeten die Armenier aus den türkischen Besitzungen in Asien. Die Pforte war außer Stande, diese friedlichen, betriebsamen Leute in ihrer alten Heimath gegen die Bedrückungen nomadisirender Türken- und Turkomanenhorden zu schützen, und als Rußland dann jenen für die Uebersiedelung große Vortheile in Aussicht stellte, fand es williges Gehör. Schon im Herbst 1864 waren etwa 1500 armenische Familien vom Wansee und der armenischen Hochebene ausgewandert und zahlreiche Nachkömmlinge folgten ihnen. Ihre Züge gingen durch Georgien nach Poti, von wo sie nach einem Hafen an der Küste des Kaukasus befördert wurden.

Die ausgetriebenen Kaukasier sind nun weit und breit über das osmanische Gebiet in beiden Erdtheilen zerstreut. Sie gelten überall als unwillkommene Gäste, als ein Element der Beunruhigung, denn zu den Künsten des Friedens verstehen sie sich nicht. Vielfach steckten nach altem, patriarchalischem Brauche die Häuptlinge ihre Schwerter in den Boden, um anzudeuten daß nun das Land ihnen gehöre. Damit waren die alten Besitzer mit nichten einverstanden; es entstand Kampf zwischen beiden Theilen und mehrmals war die Pforte genöthigt, die Tscherkessen zum Weiterwandern zu nöthigen. F. Kanitz, der auf seinen Forschungsreisen im Balkan und in Bulgarien mehrmals solchen Zügen begegnete, hatte gute Gelegenheit, diese heimathlos gewordenen Kaukasier genau zu beobachten.

Eine nicht unbeträchtliche Anzahl der nach Kleinasien eingewanderten Tscherkessen hat von der Pforte Wohnsitze im Taurus und Antitaurus bis nach Kappadocien hinein erhalten. Dort traf 1866 Wilhelm Lejean mit ihnen zusammen, und er entwirft von ihnen keine günstige Schilderung. Bei den Landeseingeborenen waren sie als Eindringlinge sehr unbeliebt und galten für Landstreicher, denen man bei Tage

und noch mehr zur Nachtzeit gern auswich. Am Flusse Zamantia, unweit von Azizieh, kam der von einem arnautischen Gensdarmen begleitete Wanderer Abends in ein Tscherkessendorf; er wäre lieber in einem Turkomanendorfe gewesen, bei „guten Leuten".

Während eine ganze Meute von Hunden an den Pferden hinaufsprang und entsetzlich heulte und bellte, erschienen mehrere bewaffnete Männer. Sie trugen auf dem Kopfe hohe Kalpacks von Schafsfell, der lange graue Rock fiel bis auf die Fußknöchel herab, vor der Brust waren die fächerförmig gestellten Patronenröhren befestigt; der rothe Vollbart und die zischenden Töne der Sprachen des Kaukasus ließen keinen Zweifel über die Nationalität dieser Männer; sie waren ausgewanderte Tscherkessen. Bald kamen auch Kinder und Frauen zum Vorschein; die letzteren boten keine anziehende Erscheinung dar, ihre Züge und ihr ganzes Auftreten hatten zu viel Männliches, aber von den Männern hatte jeder eine Haltung „wie ein Krieger aus der Iliade". Der arnautische Gensdarm, dem es doch sonst an Herzhaftigkeit nicht fehlte, trat in dieser „Höhle der Wilden" sehr anspruchslos und bescheiden auf.

Ein Tscherkesse verstand sich gegen einen Lohn von 12 Silbergroschen dazu, den Reisenden nach Azizieh zu geleiten. Die osmanische Regierung hatte erst vor Kurzem die aufständischen Turkomanen im Taurus gebändigt und wollte nun diesen Platz zu einer Militärstation machen, von welcher aus die Gebirgsleute unter Aufsicht gehalten werden können. Die Besatzung sollte aus Tscherkessen gebildet werden und man wollte Ansiedelungen dieser streitbaren Männer bis zum Kisil Irmak, diesem Halys der Alten, gründen. In Cäsarea hatten die Türken den Reisenden viel von dem Aufblühen Aziziehs zu rühmen gewußt, als derselbe jedoch dorthin kam, fand er wohlgezählt vierzehn Wohnhäuser, zumeist Kramläden und Kaffeehäuser, und nicht einmal eine Moschee. „Türkische Wirthschaft!"

Kerguelen-Land, die deutsche Station zur Beobachtung des Venusdurchganges.

I.

Besuch des „Challenger" auf Kerguelen im Januar 1874. — Der Walfisch- und Seehundsfang. — Neue Entdeckungen am Royal Sound.

R. A. Bekanntlich wird eine der deutschen Stationen zur Beobachtung des Venusdurchgangs am 8. December auf Kerguelen-Land, jener an den Pforten des antarktischen Meeres im Südindischen Ocean gelegenen großen Insel, errichtet und die Corvette „Gazelle" trägt die Mitglieder unserer Expedition nach jenen fernen Gestaden, welche auch eine englische zu demselben Zwecke entsandte Expedition beherbergen werden. Unter diesen Umständen wird ein aus Melbourne datirter Bericht von dem oft erwähnten britischen Forschungsschiff „Challenger" von doppeltem Interesse. Es heißt dort:

„Wir langten am 7. Januar (1874) in Kerguelen an und blieben dort über drei Wochen, beschäftigt mit der Untersuchung der Gestade und Buchten, um die Gegend kennen zu lernen, wo auf das beste Wetter zu rechnen ist, damit dort die Astronomen ihr Observatorium für den Venusdurchgang im December errichten können. Da wir an 12 Tagen unter den 25, die wir dort zubrachten, Beobachtungen machen konnten, so werden die Astronomen auch gute Chancen für die Ausführung ihrer Aufgabe haben. Das Wetter kann mit englischem Herbstwetter und die Winde können mit unseren Winterwinden verglichen werden.

Wir fanden drei amerikanische Schuner und eine Bark mit Walfischfang und Seeelephantenjagd hier und bei den benachbarten Heard Islands (Macdonald-Inseln *) beschäftigt. Die Bark kehrt alljährlich mit dem Ertrage nach Neulondon zurück. Die Walfangzeit dauert vom Januar bis Juli; die Fische besuchen die seichten Gewässer um Kerguelen und werfen in der Tangvegetation, welche in den stillen Gewässern der zahlreichen Föhrden wächst. Hier passen nun die Schuner auf und nur wenige Fische entgehen ihnen. Wenn die Alte gefangen ist, stirbt das Junge bald. Die Folge davon ist, daß die Fischerei, welche früher gegen 200 Fahrzeuge beschäftigte, jetzt nur ein halbes Dutzend Wale im Jahre liefert. Gegen Ende September gehen die Fahrzeuge nach den 250 engl. Meilen südlicher gelegenen Heards-Inseln, um Seeelephanten und Seebären zu schlagen, bleiben dort bis Mitte December und kehren dann nach Kerguelen zurück, indem sie auf jenen Inseln einige Mannschaft lassen, welche das Werk dort während des Winters fortsetzt. Alle Robben, die ihre Nahrung im Meere zu sich nehmen, sind genöthigt auf dem Lande zu werfen und dort zu säugen; während dieser Zeit nun fallen Alte wie Junge den Seehundsjägern zur Beute und gleich den Walen werden auch sie allmälig vernichtet. Die Männchen, welche am größten sind und den meisten Speck liefern, werden vorgezogen; doch vernichten die Matrosen die Weibchen und Kälber in gleicher Weise. Auf Kerguelen, wo diese Art Vernichtung seit vierzig Jahren betrieben wurde, sind nur noch wenige übrig, mit Ausnahme einer Bucht an der Westküste, welche die Seehundsjäger wegen der Brandung nicht erreichen können. Vor einigen Jahren wurde von den Jägern eine große Masse Speck gesammelt und ausgekocht; nachdem man aber jahrelang darauf gewartet, um sie zu verschiffen, setzte man sie schließlich in einer Anwandelung von Verzweiflung in Brand. Seitdem heißt jene Bucht Bonfire Beach. — —

Noch findet man auf Heard Island zahlreiche Seeelephanten (Morunga elephantina), um 40 Leuten, bei armseliger Lebensweise, vollauf Beschäftigung zu geben. Sie glauben, daß nicht allzufern Inseln liegen, wo die Thiere brüten, und daß auf diese Art ihre Zahl sich auf der Höhe erhält; doch wäre dies der Fall, so würden die gepeinigten Geschöpfe sich gewiß von Heard Island wegwenden. In diesem Jahre sind über 60 Seebären (Pelzseehunde) ge-

*) Es sind dies Neumayer's sogenannte „König-Max-Inseln".

fangen worden; unsere Boote erbeuteten deren drei. Ihr Fang als regelrechte „Fischerei“ ist schon lange vorüber.

Obgleich Kerguelen früher das Hauptquartier zahlreicher Walfischjäger war, finden wir doch die einzigen gedruckten Berichte darüber in Cook's und Roß' Reisen und die Karte der Insel ist sehr unzuverlässig, die Ostseite ausgenommen, welche in zahlreiche Fjorde zerschnitten ist; diese bilden eine Reihe prächtiger Häfen. Nach den vom „Challenger“ eingezogenen Erkundigungen scheint es, als ob die bisher nicht aufgenommene Westküste ähnlich beschaffen sei und daß etwa im Mittelpunkt der Insel die Buchten von der Süd- und Westküste sich so tief ins Innere erstrecken, daß es dort gebräuchlich ist die Boote über den trennenden Isthmus hinwegzuziehen. Wir erfreuten uns des schönsten Wetters im Royal Sound, der tiefsten Bucht der Südostküste. Dieselbe zeigt eine herrliche, großartige Scenerie, ein wahres Labyrinth von kleinen Eilanden, welche über die 20 Miles lange, vom Wasser eingeschlossene Bucht zerstreut liegen, die im Süden von der Wyville-Thomson-Kette begrenzt ist, einem 3160 Fuß (englisch) hohen vulcanischen Berge, der als enormer Kegel in einem Kreise kleiner zuckerhutförmiger Picks sich erhebt. In Westen liegen Mount Lizard und der herrschende, schneebedeckte Pick des Mount Roß, der 6200 engl. Fuß in einer fortlaufenden Erhebung ansteigt und von dem zahlreiche Gletscher in die niedrigen Thäler ausgehen. Im Norden endlich die Crozierkette, 3250 Fuß hoch. Cook gab ihm ganz passend den Namen „Königlicher Sund“. Er war stets glücklich bei seinen Namengebungen.

Die Insel ist 90 Miles lang und 60 Miles breit, also ungefähr so groß wie Corsica oder Wales und liegt etwa in derselben Breite wie das letztere *). Gewiß hat sie nicht die Temperatur wie Wales und obgleich wir mitten im (südlichen) Sommer dort waren, stand das Thermometer selten über 42° F. (= + 5,56° C.); das Wetter war kalt genug um von uns an den Bergabhängen stark empfunden zu werden.

Wir schossen viele Enten, sahen aber keine Säugethiere. Die Seehundsjäger haben außer dem Pinguin und den Seevögeln alles vernichtet. Wenn aber Kaninchen hier eingeführt würden, könnten sie von den überall wachsenden Kohlpflanzen prächtig sich ernähren. Wir landeten drei Ziegen, in der Hoffnung sie hier einzubürgern; doch sind sie wohl kaum wild genug um den Seehundsjägern zu entgehen. Dr. Hooker, der 1859 (soll heißen 1840) mit Roß die Insel besuchte, machte dort eine so vollständige botanische Sammlung, daß wir nicht viel Neues derselben hinzufügen können.

Die Insel wurde zuerst (?) the Island of Desolation genannt und ist unter diesem Namen den Robbenschlägern bekannt; doch stimmten wenigstens wir nicht mit dieser Benennung überein, da wir während unseres kurzen Aufenthalts sehr vergnügt waren. Indeß die Seehundsjäger denken wohl anders. Allerdings zeigt sich eine große Einförmigkeit in der Landschaft; doch der herrliche grüne Teppich von Moos und Kohlpflanzen, der sich 500 Fuß hoch an den Bergen emporzieht, die zahlreichen Wasserfälle, die von kleinen, liegengebliebenen Schneefeldern die felsigen Bergabhänge hinabströmen, machen eine höchst charakteristische Scenerie aus.

Bei einem zweiten Versuche, nachdem wir durch einen Sturm aus Westen zurückgetrieben waren, gelang es uns Cap George zu umfahren, den südlichsten von Cook gesehenen Punkt, und das Südcap der Insel zu fixiren, welches wir Cap Challenger nannten.“

*) Dies ist ein Fehler des Berichterstatters. Wales liegt unter 52° N., Kerguelen aber unter 49° S. — Die Größe der Insel wird zu 126 deutschen Quadratmeilen angegeben.

Zwei lebendige Pygmäen aus Centralafrika in Kairo.

Unter den nordamerikanischen Reisenden ist Bayard Taylor hervorragend. Er war vor zwanzig Jahren mit Commodore Perry in Japan; war 1852 im Nilgebiete bis über Chartum hinauf, bis ins Land der Schillucks, gekommen und kennt die verschiedenen Länder Europas, von Italien bis zum Nordcap und bis Haparanda in Lappland. Die Vereinigten Staaten hat er nach allen Richtungen durchwandert; noch im vorigen Jahre war er am nördlichen Redriver und in Manitoba. Deutschland, dessen Sprache und Literatur er, der beste Uebersetzer von Goethe's Faust, so gründlich redet und kennt wie ein Deutscher, ist gleichsam seine zweite Heimath. Taylor ist ein Mann von gediegenen Kenntnissen und die Reisewerke, welche er veröffentlichte, sind von reichem Inhalt. Gegenwärtig finden wir ihn wieder am Nil, wo er interessante Vergleiche zwischen den gegenwärtigen und den früheren Zuständen Aegyptens anstellt. Wir gehen heute auf diese Schilderungen nicht ein.

Taylor hatte in den letzten Tagen des März Empfang beim Vicekönig, mit dessen Vater, Ibrahim Pascha, „dem alten Löwen des Orients“, er im Jahre 1845 in Florenz bekannt geworden war. Zunächst brachte der Chedive das Gespräch auf einen unvermeidlichen Gegenstand, — die Unterdrückung des Sklavenhandels in seinem Gebiete, und erörterte dann seine Stellung dem Sultan von Dar Fur gegenüber. Dieser zieht aus dem Sklavenhandel beträchtliche Einkünfte. Zwischen Dar Fur und Kordofan, das zu den ägyptischen Besitzungen gehört, wandert ein Nomadenstamm, welchem bisher die Unabhängigkeit gelassen worden ist und zwar unter der Bedingung, daß er die ägyptischen Behörden von allen feindseligen Bewegungen Dar Furs in Kunde setzt. Nun hatte der Sultan von Dar Fur etwa 10,000 Streiter zusammengebracht und war mit diesen nebst drei Kanonen ins Feld gerückt; die letzteren sind ihm früher vom verstorbenen Vicekönig Said Pascha zum Geschenk gemacht worden. Jene Nomaden haben nun ihre Verpflichtung nicht erfüllt; haben nichts über die Rüstungen der Furier verlauten lassen, sondern abwarten wollen, welcher Seite der Sieg bleiben werde. Der ägyptische Befehlshaber in Kordofan hatte nur etwa 300 Soldaten zur Verfügung, raffte aber in aller Eile sämmtliche Civilbeamten zusammen, die alle bewaffnet sind, und brachte trotz der geringen Anzahl, denn er verfügte über nur etwa 600 Mann, dem angreifenden Feind eine Niederlage bei. Diesen Sieg erfocht er weil seine Soldaten Remingtongewehre, einige gezogene Kanonen und auch eine Mitrailleuse hatten. Der Feldherr der Furie blieb im Gefecht. Nun hat der Sultan abermals ein Heer aufgestellt, welches unter der Führung seines Sohnes wieder in Kordofan einrücken soll; der Chedive hat aber die

nöthigen Vorkehrungen getroffen, um die Angreifenden zu züchtigen.

Wir bemerkten früher im „Globus“ (XXV, S. 176), daß im Januar der Chedive sich gegen Gerhard Rohlfs, Dr. Zittel und die übrigen Mitglieder der deutschen Expedition zur Erforschung der Libyschen Wüste sehr scharf gegen Samuel Baker ausgesprochen habe. Nun ist gerade in den letzten Monaten Baker in England mit Ruhm und Lorbeeren förmlich überschüttet worden, John Bull treibt mit ihm eine Art von Abgötterei und fast in jeder Woche hält derselbe da oder dort lange Reden, die allemal auf eigene Selbstverherrlichung hinauslaufen über die von ihm vollführten Großthaten. Der Pascha ist ein Mann von gewaltiger Energie, von einer Kaltblütigkeit, die uns eben so große Achtung einflößt, wie sein unbeugsamer Muth. Auch fehlt es ihm nicht an Schlauheit, denn er versteht seine Landsleute an ihrer schwächsten Modeseite zu fassen. Er setzt des Breitesten auseinander, daß er dem Sklavenhandel am obern Nil das Garaus gemacht habe; — das ist eine Behauptung, die freilich den Thatsachen nicht entspricht, welche für ihn aber die Dienste thut, welche er beabsichtigt und die der Engländer gern hört.

Taylor vermied es beim Chedive der von uns mehrfach erwähnten Expedition des Obersten Gordon zu erwähnen, weil er in Kairo erfahren hatte, daß der Vicekönig nur sehr ungern etwas hören mag, was auf Sir Samuel Baker Pascha Bezug hat. „Dieser letztere hat etwa drittehalb Millionen Dollars verausgabt, ohne irgend etwas mehr erreicht zu haben, als augenblickliche Vortheile über einige Stämme, — in jedem Falle viel weniger als er versprochen hatte oder als man von ihm erwartete. Was er ausgerichtet hat, ist auf keinen Fall genügend um auch nur den allerbescheidensten Selbstruhm zu rechtfertigen.“ So schreibt Taylor; er bemerkt weiter, daß Gordon möglicherweise, da einmal die Bahn in gewisser Hinsicht gebrochen sei, das Werk vollenden könne, bei welchem Baker, als Pionier, scheiterte. („New York Weekly Tribune“ vom 27. Mai.)

Der Chedive sprach von dem Zwergvolk das in Centralafrika (durch) Georg Schweinfurth) jenseits des Landes der Niam Niam entdeckt worden sei, und meinte, Taylor solle sich doch ja die beiden Individuen des Zwergvolkes ansehen, die vor Kurzem in Kairo angelangt seien. „Wir (d. h. Taylor und Oberst Knox aus Neuyork) fuhren sofort hinaus nach Bulak, wo sie sich jetzt befinden. Dort zeigten uns die Soldaten im innern Hofraume zwei kleine Personen, welche Jacke und Hosen von weißwollenem Zeug und ein Fes trugen. Beim ersten Anblick hätte ich sie für Kinder aus irgend einem äthiopischen Stamme halten können, aber bei näherer Betrachtung überzeugte ich mich, daß der eine ein ausgewachsener Mann ist.“

Taylor erwähnt dann, daß Georg Schweinfurth einige Individuen des Zwergsvolkes bei den Niam Niam gesehen habe, indeß in ihr Land selbst nicht habe eindringen können (— der Akka, welchen er mitgebracht, starb ihm bekanntlich während der Reise auf dem Nil —). Aber nach Schweinfurth unternahm der bekannte italienische Reisende Miani eine Wanderung nach Innerafrika, von welcher er nicht mehr zurückgekommen ist. Am 6. November 1873 kamen einige Boote in Chartum an; sie hatten die Tagebücher Miani's an Bord, der im Lande der Monbutto gestorben ist. Der Statthalter von Chartum nahm diese Sachen in Verwahrung und gleichzeitig drei Pygmäen, welche für Sklaven galten. Der Chedive traf dann die Anordnung, daß jene dem italienischen Consul ausgeliefert, die Pygmäen jedoch ihm nach Kairo geschickt werden sollten. Die Zwergfrau starb unterwegs, die beiden anderen kamen zu Anfang des März wohlbehalten an.

„Die Zwerge wurden uns von den Soldaten vorgeführt und sie kamen halb willig, halb trotzig. Ein schlanker Dinkaneger vom obern Nil, schwärzer wo möglich als die schwärzeste Kohle, der mit ihnen kam, war einer der Begleiter Miani's gewesen; er sprach etwas Arabisch und so war es möglich, sich einigermaßen mit ihm zu verständigen. Die Pygmäen, sagte er, würden Naam genannt (— Akka, nach Schweinfurth; gewiß richtiger, da das Naam an Niam Niam erinnert —); ihr Land liegt anderthalb Jahr weit von Chartum entfernt (wahrscheinlich ist das die Dauer einer Handelsexpedition hin und zurück); der Ort von wo die Kleinen gekommen seien heiße Takkatikát. Der größere, Tubbul genannt, war 20 Jahr alt, der jüngere, Karal, 10 bis 12.“

Die kleinen Burschen sahen mich mit klarem, festem Blick gleichsam fragend an, während ich sie prüfte und maß. Tubbul ist 46 Zoll hoch; Beine 22 Zoll; Leib nebst Kopf 24. Kopf und Arme ganz ebenmäßig, das Rückgrat aber auffallend nach einwärts gekrümmt, so daß der Bauch weit vorstand, welcher ohnehin schon beträchtlich aufgetrieben war, wahrscheinlich weil sie vorzugsweise Bohnen und Bananen genossen. Tubbul mißt rund um die Brust 26, um den Unterleib 28 Zoll; Hände und Füße sind plump geformt, aber nicht groß; das Kniegelenk ist unverhältnißmäßig dick und plump. Gesichtswinkel durchschnittlich (fully up to the average); Gehirn gut entwickelt, Augen hübsch und intelligent, die Nase jedoch so platt, daß wenn man von oben hinunter sieht, man nur die über die Nase hinaus hervorstehenden Lippen wahrnimmt. Die Nasenlöcher sind erstaunlich groß und wie viereckig; Hautfarbe wie bei einem dunkeln Mulatten.

Karal, 43 Zoll hoch, hat ähnliche Verhältnisse. Das Haar ist bei beiden wollig, war vor der Stirn ganz kurz abgeschoren, auf dem Oberkopfe war ein runder Fleck kleiner, krauser Büschel stehen geblieben. Tubbul ist offenbar in den angegebenen Jahren, hat aber keinen Bart. Ich hob ihn in die Höhe und er kann höchstens 65 Pfund schwer sein. Die Soldaten sagten mir, daß die Zwerge nur einige wenige arabische Wörter gelernt haben, aber mit einander viel in ihrer eigenen Sprache sich unterhalten. Als Tubbul zum Sprechen aufgefordert wurde, ging er fort; ein Soldat holte ihn wieder, und nun blieb er sehr verdrießlich stehen. In der jüngsten Versammlung des ägyptischen Institutes wurde bemerkt, daß die Sprache dieser Pygmäen mit keiner andern centralafrikanischen Aehnlichkeit habe.

Das Land Naam oder Takkatikát, oder wie es sonst heißen mag, wird als ein äquatoriales Tafelland geschildert, das mit dichtem Gestrüppe bewachsen ist; in diesem verbergen sich diese Zwerge. Der Chedive bemerkte mir, die kleinen Leute seien sehr kriegerisch und für ihre höher gewachsenen Nachbaren, Neger, keineswegs verächtliche Feinde; sie seien so flink wie Affen und in ihren Schlupfwinkeln nur sehr schwer aufzufinden. Die Darwinianer werden in ihnen schwerlich ein Uebergangsglied zwischen ihren Menschen und den Affen finden können. Ihre physischen Eigenthümlichkeiten, namentlich das gekrümmte Rückgrat, der sehr große Mund mit platten aber genau markirten Lippen, die viereckigen, ungemein großen Nasenlöcher tragen kein Affengepräge. Diese Naamleute gleichen einem Tschimpanse viel weniger als manche hochgewachsene athletische Negervölker.“

Ueber die Zwergleute im Innern Südwestafrikas, die Babongo, hat Adolf Bastian in seinem neuesten Werke eine Menge von Angaben. Wir werden dieselben für eine unserer folgenden Nummern zusammenstellen.

* * *

Die Notizen über die beiden Akka in Kairo (S. 28) waren bereits gedruckt, als wir lasen, daß die Pygmäen durch Professor Panceri mit Erlaubniß des Chedive nach Italien gebracht und dort dem Könige Victor Emanuel vorgestellt worden sind. Man hat sie dann nach Neapel in eine Missionsanstalt gebracht, wo sie erzogen werden sollen.

Die italienische geographische Gesellschaft hat in Rom (Stabilimento Civelli, 21. Mai) ein Flugblatt drucken lassen, das vor uns liegt. Dasselbe enthält über die beiden Akka, nach Panceri's Beobachtungen, einige Angaben, durch welche jene Taylor's vervollständigt werden. „Beide sind von verschiedenem Alter; der eine ist wohl 10, der andere 15 Jahre alt. Miani gab dem einen den Namen Thibaut (— nach dem frühern, in Chartum gestorbenen, französischen Consul —), den andern nannte er Schair Allah (Bene de Dio). Sie reden die Sprache ihres Stammes, die von allen anderen bis jetzt bekannten afrikanischen Sprachen abweicht. Der sudanesische Soldat, welcher sie begleitet, verdolmetscht dieselbe nur sehr unvollkommen; er allein ist noch übrig von denen, welche mit Miani in das Land der Monbutto gingen. Die Akkas stammeln einige Worte Arabisch.

Panceri charakterisirt die Pygmäen folgendermaßen: Sono curiosi, intelligenti, osservatori, memori, riconoscenti a chi loro si mostra amorevole e discreto. Sdegnano di esser guardati e palpati como animali. Hanno senso de pudore e di una salvaggia dignita.

Demnach wären sie wißbegierig, intelligent, beobachten was um sie her vorgeht; sind auch erkenntlich gegen die, von welchen sie gütig behandelt werden, müssen wie Thiere unter Aufsicht gehalten werden, sind nicht ohne Schamgefühl und haben eine gewisse wilde Würde. — Ihre Physiognomie erinnert mehr an jene der südafrikanischen Buschmänner als an jene der Negervölker.

Wir wollen hier bemerken, daß in A. Petermann's Mittheilungen (17. Band, 1871, S. 139) ein wohl von A. Behm verfaßter Aufsatz: „Ueber Zwergvölker in Afrika“ mitgetheilt worden ist.

Hutchinson über die Alterthümer Perus.

Thomas J. Hutchinson, der schon mehrere vortreffliche Werke über die afrikanische Westküste geschrieben hat und dem wir auch ein Buch über Argentinien verdanken, war schließlich zwei Jahre lang britischer Consul in Callao, von wo aus er Peru nach verschiedenen Richtungen durchreiste. Als Frucht dieser Reisen, auf denen Hutchinson namentlich den Alterthümern des Landes seine Aufmerksamkeit widmete, liegt jetzt ein Buch vor, welches den Titel führt: Two years in Peru; with Exploration of its antiquities, 2 vols, London, Sampson Low and Co. 1874.

Wir wollen uns hier einfach berichterstattend verhalten, denn Hutchinson spricht eine große Anzahl von „Ketzereien“ aus, die völlig im Gegensatze zu den bisher herrschenden Ansichten über die Geschichte und Alterthümer Perus stehen. Namentlich kommt Garcilasso de la Vega bei ihm schlecht weg, den er einen Fabulator nennt; was über die Inkas bisher angenommen wurde, wird von ihm gleichfalls stark in Zweifel gezogen. Sie waren nach Hutchinson weit davon entfernt ein Reich, eine Civilisation, einen Cultus geschaffen zu haben; im Gegentheil, sie rissen nur nieder, verwischten und zerstörten die Spuren von allem, was Peru glücklich und civilisirt gemacht hatte, ehe sie ihren Fuß über dessen Grenzen setzten. Städte, religiöse Bauten, Festungen, Begräbnißstätten von hohem Alter oder herrlicher Bauart wurden von ihnen zerstört und entheiligt. Trotzdem befand sich Hutchinson, wie er selbst zugesteht, als er im April 1871 nach Peru kam, gleichfalls im „Inkawahne“, wie die meisten anderen Menschen, die ein Interesse an peruanischer Geschichte und peruanischen Alterthümern haben. Nachdem er jedoch die Küste entlang von Arica bis San Jose gereist war, das Binnenland bis Arequipa und Ica gesehen, das Thal Jejetepeque und Machucana besucht, war er überzeugt, daß alle Kunst- und Architekturüberreste zwischen dem Stillen Weltmeer und der ersten Cordillere einer weit vor den Inkas liegenden Zeit angehörten. Die berühmten Tempel der Sonne jenseit Truxillo und von Pachacamac haben nach ihm mit den Inkas nichts zu thun und auch die Festung von Paramunka hat — abgesehen von Garcilasso's und Rivero's Zeugniß — nicht den geringsten Anspruch darauf ein Monument der Inkas zu sein, das ihren Sieg über die Tschimus verherrlichen soll. Im Gegentheil, sie war nach Hutchinson eine Festung der Tschimus selbst.

Wie frühzeitig schon die Besiedelung der pacifischen Küste erfolgte ist trotz aller von Squier, Markham und anderen Forschern gesammelten Belege immer noch eine offene Frage.

Um das Alter der Menschen hier zu bestimmen, hat man besonders die Ueberreste in den Guanoablagerungen zu Rathe gezogen und Hutchinson wendet diesem Gegenstande besondere Aufmerksamkeit zu. Bis zu einer Tiefe von 35 Fuß wurden unter dem Guano der Chinchainseln verschiedene in Holz geschnitzte Idole aufgefunden; ja in 62 Fuß Tiefe lagen unter reinem Guano noch ein Steinbildniß und steinerne Wassertöpfe. Wie viele tausend Jahre sind vergangen, seit die Race, welche diese keineswegs unkünstlerischen Gegenstände schuf, hier lebte und wirkte? Noch künstlerischer sind die „königlichen Embleme und Hausgötzen“ aus Holz gestaltet, die gleichfalls in den Guanolagern, in einer jedoch nicht genau beobachteten Tiefe gefunden wurden.

Schlüsse, die auf das Alter von Gegenständen gezogen werden können, welche unter geologischen Ablagerungen ausgegraben werden, sind immer unsicher und müssen mit der größten Vorsicht aufgenommen werden. Wir wollen nur daran erinnern, wie verschieden man nach den wohlbekannten Nilanschwellungen und Nilschlammlagen das Alter von menschlichen Erzeugnissen in Aegypten berechnete, die in der Tiefe gefunden wurden. Oder die Artefacte aus den Ablagerungen des Mississippideltas. Hutchinson selbst führt an, wie auf den Guañape-Inseln unter einer Schicht von Guano, die 32 Fuß mächtig war, der Körper eines Pinguin gefunden wurde, der durch Pressung der auf ihm lagernden Masse zu der Dicke von nur einem halben Zoll zusammengequetscht war, doch noch so gut erhalten, daß er aufrecht gestellt und für das vorliegende Buch gezeichnet werden konnte. Unter diesem so zusammengedrückten Vogel fand man ein Stück Zeug, das zugleich mit dem Körper aufgefunden wurde.

Die Schwierigkeit hieraus Schlüsse ziehen zu wollen liegt darin, daß wir das Alter der Guanoablagerungen oder viel-

mehr die Zeit nicht kennen, welche nothwendig war um eine Schicht von 32 Fuß Mächtigkeit des werthvollen Stoffes anzusammeln. Gewiß ist jedoch, daß durch jenes Stück Zeug, durch die geschnitzten Idole und die anderen menschlichen Spuren im Guano die Annalen der südamerikanischen Bevölkerung und ihrer Civilisation in eine sehr ferne Zeit zurückversetzt werden. Wie vorsichtig man aber bei der Bestimmung aller solcher Dinge sein muß, ergiebt sich daraus, daß unter den 1872 von Hutchinson bei Ancon aufgefundenen Schädeln und Alterthümern sich auch — ein ganzer Maulthierhuf befand, der natürlich nicht älter als dreihundert Jahre sein kann. Auch in dem Bericht von Price über die von Hutchinson aufgefundenen Irdenwaaren finden wir den außerordentlich guten Zustand der Erhaltung, die schöne Politur erwähnt — alles Zeichen, die mit einem sehr hohen Alter sich nicht gut vereinigen lassen. Wir stimmen überein mit Baldwin, dem Verfasser des Werkes „Ancient America", über welches im „Globus" berichtet worden ist, daß hier Reliquien eines Volks vorliegen, das etwa von den Chinchas vertrieben wurde; die Chinchas selbst waren Vorgänger der Yuncas, die ihrerseits vom Inka Pachacutec im 15. Jahrhundert unterworfen wurden. Aehnliche Ueberreste bestätigen, nach Hutchinson, das Vorhandensein derselben Race in Pisco, Ica und dem Cañetethal.

Wenn wir von den durch Montesinos und Garcilasso sowie durch ihre spanischen Nachbeter verbreiteten Fabeln absehen, so liegen in den Gebäuden, Grabstätten und anderen alten Ueberbleibseln die Grundlagen zu einer peruanischen Archäologie vor, die unter den Händen Tschudi's, Markham's und des Verfassers sich zu einer positiven Wissenschaft gestaltete. Die von Hutchinson mitgetheilten vortrefflichen Abbildungen setzen jeden sachkundigen Leser in den Stand, sich in dieser Angelegenheit selbst ein Urtheil zu bilden, und die Angaben über seine Ausgrabungen in den Ruinen thun das Uebrige. Namentlich zu Pacha-Cámac, dieser berühmten und geheimnißvollen Ansammlung peruanischer Denkmäler, erzielte Hutchinson mit seinen Grabungen vortreffliche Ergebnisse. Er verwandte Chinesen zu seinen Arbeiten, deren Schaufeln und Hacken denn auch ein paar hundert Fuß unter der obersten Terrasse eine ungeheure Anzahl mit Seilen umwickelter Leichen zu Tage förderten, welche sofort bei Berührung mit der Luft zerfielen. Ihre Augenhöhlen waren mit Baumwollpfropfen ausgestopft*). Bei einigen weiblichen Leichen fand man rohe Frangengürtel, vielleicht das einzige Kleidungsstück damaliger Zeit; bei anderen lagen rohe Thonfiguren, menschliche Köpfe darstellend oder Bündel von Cocablättern, die den Schädel deckten. (Cocablätter gelten heute noch bei den christlichen Indianern als Opfergabe, die auf den Altären der Kirchen eigenthümlich verpackt niedergelegt werden. v. Tschudi a. a. O. S. 309.) Hoch über dieser großen Huaca (Begräbnißstätte) lag nun der sogenannte Sonnentempel. Weshalb aber, fragt Hutchinson, finden wir in diesem der Sonnenverehrung gewidmeten Tempel eine große Anzahl Nischen oder Alkoven, die als Zellen für die Verehrer angesehen werden, die aber alle gegen Abend liegen, statt dem Aufgange des leuchtenden Himmelskörpers zu? Und weshalb finden wir hier Nischen für Götzenbilder und endlich Spuren von Opferfeuern an der Mauer gegen Norden? Wer häufte die ungeheueren Erdmassen zu den Terrassen auf, über denen sich die Mauern aus Stein oder aus Adoben (lufttrockenen Ziegeln) erheben? Der ganze Hügel ist zwischen 200 und 300 Fuß hoch, hat, bei einer Länge von einer halben englischen Meile, eine halbmondförmige Gestalt und wendet die concave Seite nach Süden. Die Höhe zwischen den einzelnen Terrassen schwankt zwischen 6 und 8 Fuß, doch ist die ganze Masse bereits zu zerfallen und ruinenhaft, um sie klar beschreiben zu können Die Gipfelfläche, zu der Hutchinson in spiralförmigem Ritt hinaufgelangte, umfaßt zehn englische Acker.

Uebrigens ist das System der Terrassenbauten bei Cuzco oder Quito kaum minder bedeutend entwickelt und bei Moyobamba verfolgte Hutchinson Terrassenlinien, die sich mehr als zwei englische Meilen lang an den Bergflanken hinziehen und eine über der andern sich mehr als hundert Fuß erheben. An der Eisenbahn von San Bartolomé nach Surco sah er am Abfalle der Berge Ueberreste von Terrassenbauten, die aus so ungeheueren Steinblöcken aufgeführt waren, daß der Verfasser sich über die hierbei zur Anwendung gekommenen mechanischen Kräfte keine Rechenschaft zu geben wußte. Fraglich bleibt, ob wir derselben Zeit und derselben Race von Erbauern die ungeheueren Steinmauern von vier Ellen Stärke bei Santa Clara und die mit schönen Sculpturen bedeckten Felsen am Jouanpasse, die Mauern von Tschantschan und andere zurechnen sollen.

Was Hutchinson selbst gesehen, gezeichnet und beschrieben hat, ist werthvoll. Wir bedauern nur, daß er sich schließlich in wilde Speculationen eingelassen hat. Er zieht zum Vergleich griechische und phönizische Alterthümer, ja die Ausgrabungen Dr. Schliemann's herbei und kommt hierbei zu so merkwürdigen Sprüngen, daß wir sie am besten ganz übergehen. Werthvoll ist dagegen wieder, was er über die gegenwärtigen Zustände Perus mittheilt, wiewohl wir hier nicht gerade Neues erfahren.

*) v. Tschudi (Reisen durch Südamerika V, 175) fand künstliche Augen in peruanischen Mumien, nämlich die Augensterne eines großen Tintenfisches (Loligo gigas).

Aus allen Erdtheilen.

Aus dem Amurgebiete.

D. Dem Briefe eines Deutschen aus Nikolajewsk am Amur vom 19./31. Januar d. J. entnehmen wir Folgendes.

Die Stadt Nikolajewsk liegt am linken Ufer des Amur, 45 Werst von der Mündung, unter 53° 08′ 05″ nördl. Br. und 140° 42′ 58″ östl. L. von Greenwich, auf erhöhter Ebene an einer kleinen Bucht von 5 Fuß Tiefe. Der Ort dehnt sich dem Flusse entlang von Ost nach West gegen drei Werst aus und zieht sich eine Werst ins Land hinein. Um die Wirkungen einer Feuersbrunst abzuschwächen, hat man die Häuser alle sehr weit von einander gebaut. Letztere sind nur von Holz, Blockhäuser. — Die Stadt, 1851 gegründet, entwickelte sich sehr langsam. Seitdem aber 1855 die Marine-Etablissements von Petropawlowsk auf Kamtschatka hierher verlegt wurden (im September 1873 leider wieder weggenommen und nach Wladiwostock an der Victoriabay gebracht), nimmt die Einwohnerzahl rasch zu, und jetzt zählt man 74 Kronhäuser, 500 Privathäuser und bis 4000 Einwohner. — Die Rhede, 7 bis 15 Faden tief, bedeckt sich Ende October mit Eis und wird erst Anfangs Mai wieder frei. Auf einer kleinen Insel oberhalb der Stadt, 1½ Werst gegen S.-W., steht der Constantinowsche Leuchtthurm, welcher aber

selten leuchtet, weil die russische Bedienung das Oel austrinkt. Es ist ein viereckiger Thurm von Holz, 29½ Fuß hoch, weiß angestrichen und oben mit einer grauen Laterne versehen. Das weiße, feste Feuer, in einer Höhe von 40 Fuß über dem Wasserspiegel, erleuchtet den Horizont auf 7,3 Meilen und dient sowohl den von oben als den aus der See kommenden Schiffen als Richtungszeichen.

Das Land in der Umgegend ist meistens felsig, weiter im Innern jedoch giebt es viel Moor. Die Ufer des Amur, besonders das rechte, schlängeln sich sehr und sind von bewaldeten Bergrücken eingerahmt, eine Höhe von 1080 Fuß erreichend, hier bei Nikolajewsk Chrebet Tatarskii genannt. Weiter stromauf kommen Chrebet Wanda, Chingan und Jablonnoi, lauter Ausläufer der nach dem Innern aufsteigenden Hochgebirge. Stellenweise nähern die Berge sich dem Ufer in der Form abschüssiger Felsen; zuweilen bilden sie Niederungen mit Wiesen, doch ziemlich entfernt vom Ufer.

In der Flora findet man hauptsächlich vertreten: Rosen, gelbe und rothe Lilien, blaue Iris, Maiblumen, Potentillen, Myosotis, Veilchen, Lärchen und andere Nadelhölzer, Birken und Haselsträucher. Weiter stromauf, da wo der Amur von Süden kommt, stehen schon Eichen, Erlen, wilde Aepfel, wilder Wein, Ahorn, Ulmen, Cedern.

Zerstreute Giljaken-Ansiedelungen liegen besonders am rechten Ufer, sowohl oberhalb als unterhalb der Stadt. Auf dem linken Ufer, unterhalb, trifft man indeß keine, außer einigen Hütten oder Filzzelten auf dem Cap Tschadbach. Der wichtigste Platz unterhalb am linken Ufer ist der Militärposten Tschenerach, 10 Werst von hier, mit ungefähr 1200 Einwohnern.

Die Breite des Amur bei der Mündung zwischen den Caps Tabach und Pronge beträgt 14 Werst, also 2 deutsche Meilen; weiter hinauf wird er allmälig schmaler, bei Cap Nale 9, bei Wasse und Tschnurrach 3½, bei Nikolajewsk noch 2½ Werst.

Der Amur hat hier verschiedene Namen. Die Tungusen nennen ihn Sachalin-Ula (schwarzer Fluß), die Chinesen Jalong-Kiang (Drachenfluß). Er entspringt bekanntlich im Dauurischen Alpenlande aus zwei Quellflüssen, der Ingoda und dem Onon, welche vereint den Namen Schilka erhalten. Seine Länge beträgt 510 Meilen, wovon 360 Meilen schiffbar sind und von 20 Dampfschiffen befahren werden.

Die Nationalität der Ein- und Anwohner bietet eine bunte Musterkarte. In der Stadt sind es meistens eingewanderte Russen und eingeborene Jakuten, etwa 20 Deutsche und einige Engländer. In der Umgegend wohnen Giljaken; der Verkehr führt außerdem Chinesen, Mandschuren, Tataren, Golden und Haradschonen vorübergehend hierher.

Der Handel erstreckt sich auf alle nur denkbaren Importartikel. Das Haus Diekmann u. Comp., von Hamburg aus gegründet, führt ein: Spirituosen jeder Art vom Branntwein bis zum Champagner, Getreide, Mehl, Colonial- und Eisenwaaren, Bijouterie- und Goldwaaren, Delicatessen, Waffen, Manufactur- und Lederwaaren.

Die Preise stehen mit europäischen in gar keinem Verhältniß. Das Pud (32 Zollpfund) Rindfleisch kostet 5 Silberrubel, Eier, je nach der Jahreszeit, 1½ bis 4 Kopeken, 100 Stück frischer Lachs im August nur 3 bis 5 Silberrubel, wobei die Größe der Fische gar nicht in Betracht kommt. Caviar kauft man im Sommer das Pfund zu 20 Kopeken. Ein Faden Holz kostet in der Stadt 4½, weiter stromauf nur 2½ Silberrubel. Sehr theuer sind dagegen alle Luxusartikel, z. B. 100 rauchbare Cigarren 7 Silberrubel, die Flasche Porter oder Ale 1 Silberrubel.

Eine regelmäßige Dampfschiffverbindung mit dem Auslande giebt es nicht, doch gehen seit dem Sommer 1873 Dampfer der russischen Compagnie von Hamburg über London und Suez auf hier, z. B. der „Alexander", Capitän Hummel, der „Nikolai", Capit. Schütz, letzterer ist jedoch auf der Rückreise bei Nagasaki gescheitert. Capitän Hummel machte seine erste Reise auf hier in 64 Tagen. Wie man sagt, sollen noch mehr Dampfer gebaut werden. Mit einem Segelschiffe dauert die Fahrt von Hamburg reichlich ein halbes Jahr, da der Atlantische Ocean bis zu 40° südl. Br. durchschifft werden muß, von wo der Curs nordöstlich durch die Sundastraße, dann nach Norden geht.

Die Lebensweise, namentlich die Verpflegung, in unserm (deutschen) Hause ist ausgezeichnet und läßt nichts zu wünschen übrig. Nach nordischer Sitte trinkt man vor der Mahlzeit am Büffet einen Schnaps, dann giebt es zu Mittag eine gute Suppe, darauf einen Braten (Rind, Fasan, Birk- und Schneehuhn, Auerhahn, Rephuhn), zuweilen auch Renthier- oder Bärenschinken, Fische mit Kartoffeln. Letztere beziehen wir von der Insel Formosa, da sie hier zu wenig gebaut werden. Den Schluß macht irgend ein Dessert. Dazu fehlt der Rothwein nie. Bier trinken wir im Hause nach Belieben, obgleich es ein kostspieliger Artikel ist. Ueberhaupt werden viel Spirituosen getrunken, aber im Winter schadet es nicht, weil die Kälte so streng ist. — Nach beendigter Geschäftszeit, Abends 7 Uhr, begeben wir uns wieder ins Speisezimmer, welches zugleich der Sammelpunkt aller Gäste ist. Nach dem Abendbrote wird getanzt, musicirt, gesungen oder Karten gespielt. Im Sommer geht man statt dessen auf die Kegelbahn, übrigens ein theures Vergnügen, denn die Stunde Kegelschieben kostet 2 Silberrubel. Zuweilen wird ein Picknick in der Umgegend arrangirt. Zu unserer Unterhaltung haben wir im Hause auch eine kleine Bibliothek. Den Club hat uns der Gouverneur leider aus Mißgunst geschlossen! Da alle sonstigen Vergnügungen fehlen, so sind wir ganz auf ein geselliges und cordiales Zusammenleben angewiesen.

Die schwarzen Prediger in Nordamerika.

Auch die eifrigsten Negerfreunde und Abolitionisten leugnen jetzt nicht mehr, daß die Entsittlichung und Verwilderung unter den Schwarzen entsetzlich zunehme und die guten Erwartungen, welche man von ihnen hegte, in bedauerlicher Weise getäuscht worden seien. Man hatte die Erfahrung unbeachtet gelassen, welche lehrt, daß der Neger überall verwildert, wo er jeder Controle überhoben seinem Hange folgen kann. Nun kommen bittere Klagen über das, was doch jeder Unbefangene voraussah und voraussagte. Arg ist auch die religiöse Verwilderung und der Fetischdienst des Wodu; die Verehrung der Schlange bei nächtlichen Orgien greift unter den schwarzen Vollbürgern immer weiter um sich und verquickt sich mit dem Kirchenthum, welches durch die Neger carikirt wird.

Ein Abolitionist und Negerfreund, dazu Geistlicher, Dr. A. S. Stephens, giebt in Neuyork die religiöse Zeitschrift „Der Methodist" heraus. Bekanntlich sind die Neger zumeist Methodisten und der Reverend Stephens wollte sich persönlich überzeugen, wie es in Bezug auf die Kirche unter seinen schwarzen Glaubensbrüdern bestellt sei; er unternahm deshalb eine Inspectionsreise nach den südlichen Staaten, ist aber durchaus nicht erbaut über das, was er gesehen hat. Er schreibt in seinem „Methodist": „Es wimmelt im Lande von schwarzen Predigern, aber sehr viele derselben können kaum lesen. Sie glauben, daß die Extravaganzen, denen sie sich hingeben, das kennzeichnende Merkmal wahrer Gottesverehrung seien. Wenn sie auf der Kanzel stehen, legen sie es darauf an, in ihren Gemeinden tolle Raserei aufzustacheln, und mit den Bibeltexten gehen sie ganz abscheulich um. Am liebsten predigen sie über die Thiere in der Offenbarung Johannis, über Engel und Drachen, über Hesekiels Räder. Die meisten Predigten, welche ich mit angehört habe, waren weiter nichts als sinnloser Wortschwall ohne jeglichen Zusammenhang, und damit brachten sie unter ihren Zuhörern eine Aufregung hervor, die sich bis zur Gluthhitze steigerte. Ein Kirchehalten ohne derartigen Effect würde für durchaus verfehlt gelten. Ausnahmen gebe ich allerdings zu. Hier oder da fand ich notable Leute, die höher stehen als manche weiße Prediger, sie sind aber unter dem unzähligen Schwarme schwarzer Prediger wahre Anomalien. Wer aufrichtig beobachtet wie die Dinge stehen, wird zugeben, daß wahr ist, was ich hier sage."

Derselbe Dr. Stephens will von einer religiösen Vermischung der beiden Racen nichts wissen.

„Jeder unparteiische Beobachter wird mir einräumen, daß der Versuch, die Racen den öffentlichen Gottesdienst gemeinsam besuchen zu lassen, durchaus unpraktisch ist, einzelne locale Fälle ausgenommen, solche nämlich, wo die Episcopalen und die Presbyterianer von früher her ihre alten farbigen Gemeindemitglieder zulassen, aber das auch nur auf der obern Gallerie oder an einer vorbehaltenen Stelle in der Kirche. Was auch über Hochmuth oder Parteilichkeit der Weißen beim Gottesdienste gesagt werden mag — ich betone, daß der Uebelstand von den Schwarzen selber herrührt. Sie nehmen wohl zeitweilig unsere weißen Missionäre auf, aber nur als Aushülfe so lange bis sie wieder einen farbigen Prediger bekommen können."

„Was soll nun geschehen? Einige unserer höchsten Autoritäten sind dafür, daß dem Gottesdienste in der Kirche Weiße und Schwarze gemeinsam beiwohnen sollen. Abstract genommen ist das ganz richtig und entspricht dem Geiste des Christenthums. Aber in Anbetracht der wirklichen Sachlage in den südlichen Staaten und gegenüber der Stellung beider Racen ist es platterdings unthunlich. Darüber sind auch alle unsere Missionäre durchaus einverstanden." —

Für die Geruchsnerven der Weißen, die sich mit einer größern Anzahl von Negern in einem und demselben Raume befinden, ist auch die Hautausdünstung der letzteren in hohem Grade widerwärtig und das „Parfum d'Afrique" verursacht nicht selten wahre Uebelkeit. Das ist auch ein Grund, weshalb man in Gasthäusern ꝛc. nicht mit Negern zusammen sein will. Unter den Tausenden von Schwarzen, die sich zu Predigern aufwerfen, weil sie als solche nicht zu arbeiten brauchen, sondern ihren Unterhalt durch Gebrüll auf den Kanzeln und Aufregen ihrer rohen Zuhörer mühelos erwerben, befinden sich unzählige Vagabunden schlimmster Art. Hier ein Beispiel aus dem „Buffalo Courier" vom 11. April 1874.

„Der Polizeimann Darguval verhaftete gestern Abend auf der Straße einen farbigen Gentleman nebst dessen Begleiterin. Beide wankten, Arm in Arm, hin und her, denn sie waren arg betrunken und erregten Aufsehen. Im Stationshause erklärte der farbige Gentleman, er heiße Georg R. Williams, sei 51 Jahre alt und von Profession Schuhmacher; er habe aber bisher als Prediger an der Methodistenkirche zu Rochester gewirkt. Die weiße Lady nannte sich Mary A. Williams und erklärte, daß sie mit dem Reverend, der allerdings wie ein Geistlicher gekleidet war, durch die heiligen Bande der Trauung vereinigt worden sei. Man ließ sie ihren Rausch im Stationshause ausschlafen."

Renthiersculpturen der Thaynger Grotte.

Künstlich verzierte und bearbeitete Knochenstücke aus der Renthierperiode sind bisher fast nur in Frankreich, namentlich in den Höhlen der Dordogne, aufgefunden worden. Die Aechtheit der auf denselben eingeschnitzten Mammuthe, Renthiere ꝛc. ist mehrfach bezweifelt worden, zumal aus anderen Ländern keine künstlerisch gestalteten vorgeschichtlichen Knochenreste vorlagen. Jetzt sind solche vom Realschullehrer Merk in der Thaynger Grotte bei Schaffhausen aufgefunden worden. O. Fraas berichtete darüber in der würtembergischen anthropologischen Gesellschaft am 7. März: „Abgesehen davon, daß alle Nadeln, Pfriemen und Pfeilspitzen mit einer vollendeten Präcision zubereitet sind, fanden sich Gravirungen an einem Griffe, die alle bisher gefundenen rohen Zeichnungen an Schönheit übertreffen. Auf einer breiten Renthierstange, durch welche am Oberende ein rundes Loch gebohrt ist, ist ein grasendes Renthier eingegraben. Die ganze Haltung des Thieres, die Musculatur der Beine, des Kopfes, die Gestalt des viel verästelten Geweihes mit der breiten Augensprosse, die Behaarung des Leibes und des Unterkiefers, alles das verräth einen wirklichen Künstler unter jenen Wilden, der in seinen Mußestunden etwas Anderes zu treiben verstand als Markknochen aufzuschlagen und auszusaugen."

So leicht man auch geneigt ist, solchen künstlerischen Leistungen aus vorgeschichtlicher Zeit gegenüber Verdacht zu schöpfen, daß eine Täuschung oder Fälschung vorliegt, muß man doch bedenken, daß noch heute Völker auf einer tiefen Civilisationsstufe ähnliche Kunstproducte liefern und daß dieselben gerade Thierfiguren mit außerordentlicher Treue darzustellen vermögen.

Wir erinnern an die Walroßzahnschnitzereien der Koriäken, an die Malereien in den Buschmannshöhlen, von denen uns G. Fritsch in seinem großen Werke über Südafrika jüngst noch Proben mittheilte. Von den Negern an der Westküste Afrikas sind auch vortreffliche Elfenbeinschnitzereien bekannt, wie namentlich der von Adolf Bastian mitgebrachte, im Berliner Museum befindliche Elephantenzahn beweist, der mit der einfachen Hülfe eines eisernen Nagels, ohne jedwedes andere Instrument, hergestellt ist.

* * *

— In Leipzig ist jüngst das Museum für Völkerkunde feierlich eröffnet worden. Einrichtung, Aufstellung und Anordnung der verschiedenen Gegenstände sind vortrefflich, namentlich ist jede Ueberfüllung vermieden worden. Einen beträchtlichen Theil des Museums bildet die ethnographische Sammlung, welche der verstorbene Dresdner Oberbibliothekar Gustav Klemm im Verlaufe von 36 Jahren unermüdlich aus allen Gegenden her zusammengebracht hatte. Aber es ist den Bestrebungen einer Anzahl um die Gründung dieser Anstalt verdienter Männer gelungen, die Sammlung nach verschiedenen Richtungen hin mit vielen werthvollen Gegenständen schon beträchtlich zu vermehren, und Alles bürgt dafür, daß der Eifer diese treffliche Schöpfung immer mehr zu vervollständigen nicht erkalten werde.

— Der Maler Delaporte, welcher Mitglied der Expedition Lagree's und Garnier's auf dem Mekong war, hat im Auftrage der französischen Regierung in Kambodscha Forschungen in den Ruinen von Angkor angestellt, die von Wichtigkeit sind. Er ist jedoch vom Fieber derart heimgesucht worden, daß er nach Frankreich hat zurückkehren müssen. Seine Mitarbeiter Bouillet, Rath und Julien haben weniger vom Fieber gelitten und sind in Saigong zurückgeblieben, um demnächst die Arbeiten in Angkor wieder aufzunehmen.

— Georg Schweinfurth bemerkt auf eine Anfrage Duveyrier's in einem Briefe an diesen letztern, daß er in den von ihm besuchten Gegenden im obern Nilgebiete keine Ueberreste von früheren Racen gefunden habe, welche Spuren des Daseins zurückgelassen hätten. Die Neger, sagt er, haben stets dasselbe Leben geführt wie noch heute; sie haben keine Mauern und keine Oefen gebaut; man findet keine Inschrift, nicht einmal Zeichnungen. Ihr einziges Steindenkmal ist eine Handmühle.

— Dourneau-Dupéré ist auf einer Wanderung nach dem Innern der Sahara begriffen. Den letzten Nachrichten zufolge war er von Tuggurt aufgebrochen und hatte die Oase Ghadames erreicht.

Inhalt: Vulcanische Verwüstungen auf Hawaii. (Mit fünf Abbildungen.) — Die Auswanderung der Tscherkessen aus dem Kaukasus. (Mit zwei Abbildungen.) — Kerguelen-Land, die deutsche Station zur Beobachtung des Vennsdurchganges. I. — Zwei lebendige Pygmäen aus Centralafrika in Kairo. — Hutchinson über die Alterthümer Perus. — Aus allen Erdtheilen: Aus dem Amurgebiete. — Die schwarzen Prediger in Nordamerika. — Renthiersculpturen der Thaynger Grotte. — Verschiedenes. — (Schluß der Redaction 20. Juni 1874.)

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage: Literarischer Anzeiger Nr. 6.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXVI. № 3.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 4 Thlr. Einzelne Nummern 5 Sgr. — 1874.

Nach Californien.

I.

Die pacifische Weltbahn. — Sonst und heute. — Ueber die Sierra Nevada. — Die Leute in San Francisco. — Die Ortschaften an der Bahn und ihre erste Bevölkerung. — Richter Lynch. — Das Zeltlager an den Black Buttes in der Rothen Wüste.

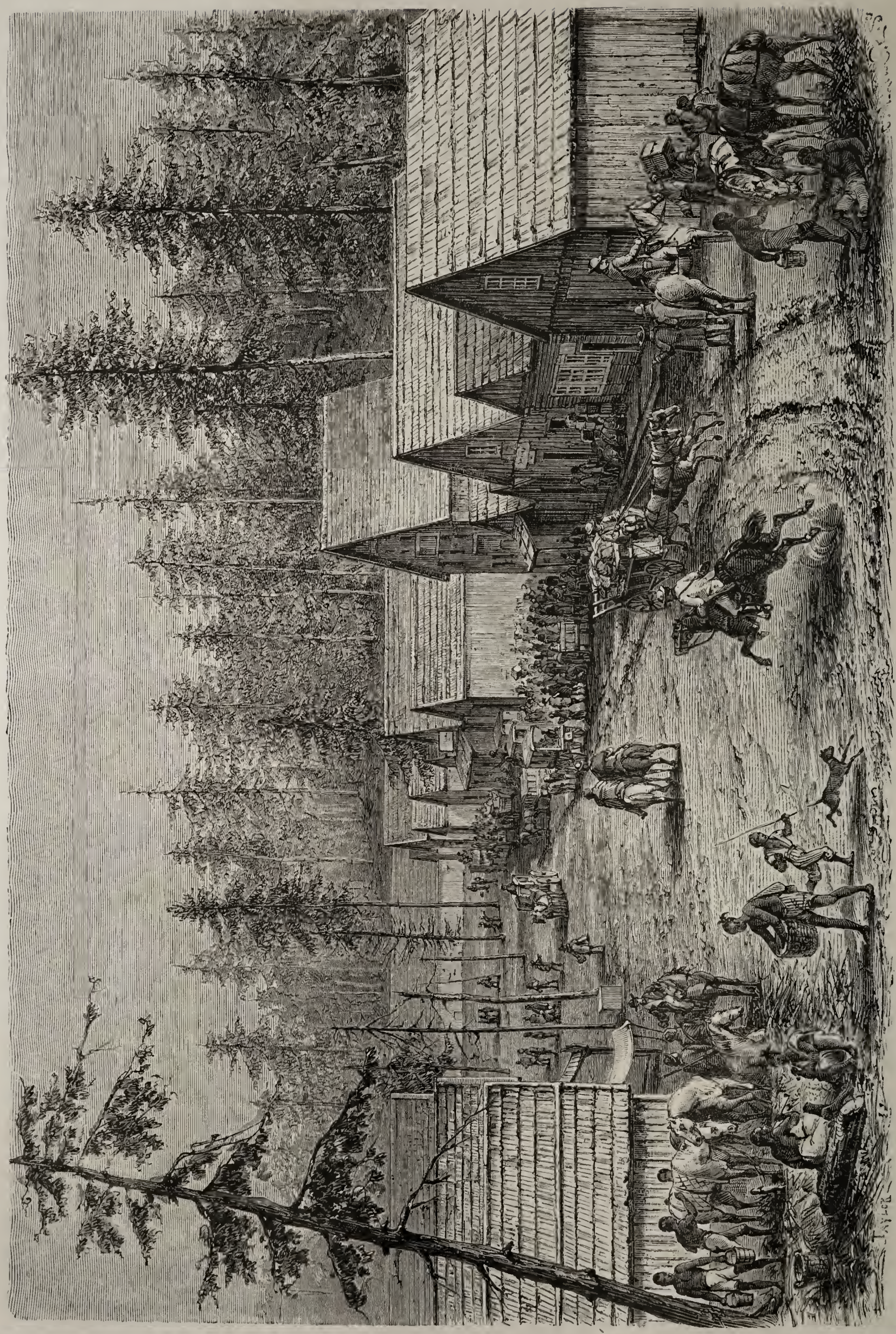
Am 10. Mai 1869 ist die letzte Schiene gelegt worden, welche den westlichen und den östlichen Strang der durch Nordamerika führenden Eisenbahn mit einander in Verbindung brachte. Seitdem legt man die Strecke zwischen Neuyork an der Mündung des Hudson und San Francisco am Gestade des großen Weltmeeres, eine Entfernung von 3181 Miles oder 5300 Kilometer, in sechs bis sieben Tagen zurück. Jene Verbindung fand statt bei Promontory Point, in 4943 Fuß Höhe über dem Wasserspiegel des Oceans, im Territorium Utah unter 41° 45′ N., 114° bis 115° W. von Paris. Von Promontory Point bis San Francisco hat man etwa 800, bis Neuyork 2500 Miles.

Diese große Pacificbahn ist sieben Jahre früher fertig hergestellt worden als vertragsmäßig in ihrem Freibriefe bedungen war. Von den 1727 Miles zwischen Omaha am Missouri in Nebraska und San Sacramento wurden im Jahre 1863 gebaut 20 Miles; 1864 eben so viele, 1865 schon 60, im Jahre 1866 schon 290; dann aber 1867 gleichfalls 290 und 1868 bis Mai 1869 nicht weniger als 1092 Miles.

Seit Vollendung dieser Weltbahn, zu welcher im Laufe der nächsten Jahre noch drei andere den Continent Amerikas durchschneidende Schienenwege kommen, ist der Verkehr ungemein beschleunigt und erleichtert worden. Vermittelst derselben ward es möglich, eine Reise um den Erdball in drei Monaten zurückzulegen. Die Auswanderer, welche von Osten nach Westen ziehen, nach Nebraska, Wyoming, Colorado, Utah, Montana und Idaho, Nevada, Californien, Oregon und in das Territorium Washington, nahmen zumeist diesen Weg und ihm ist es zu verdanken, daß diese Gebiete während der letztverflossenen Jahre die Zahl ihrer Bewohner so beträchtlich steigern konnten.

Wer die Mittel besitzt, kann es sich während der Fahrt bequem machen und die weite Strecke ohne irgend welche Beschwerde gemächlich zurücklegen; er findet reich ausgestattete Salonwagen, die sogenannten Pullmann's Cars, gute Küche und ein Schlafgemach. Er zahlt für die Fahrt jetzt 100 Dollars und hat 100 Pfund Gepäck frei; früher, mit der unbequemen Postkutsche, bis 1868, zahlte er beinahe drei Mal mehr und hatte für jedes Pfund Gepäck über 25 Pfund einen Dollar zu entrichten. Nicht minder hat diese Bahn einen schon jetzt nicht unbeträchtlichen Theil des ostasiatischen Handels an sich gezogen. Die Dampfer aus China und Japan bringen nach San Francisco Thee, Seidencocons und Grains; Californien und Nevada verfrachten auch ihre Edelmetalle und mancherlei Landesproducte. Diese Verkehrsbewegung zwischen dem asiatischen Osten und Nordamerika ist aber heute nur erst in ihren schwachen Anfängen; sie entwickelt sich mit jedem Jahre mehr.

Es hat sich getroffen, daß nur sechs Monate nach Er-



Station Cisto um Placer County, Californien. September 1868.

Das Zeltlager bei den Black Buttes in der Rothen Wüste (September 1868).

öffnung dieser pacifischen Bahn eine zweite großartige Weltverkehrsstraße eröffnet werden konnte. Wir meinen den Suezcanal; bald nachher, 1871, war auch der Schienenweg über und durch den Mont Cenis hergestellt. Somit sind binnen kurzer Zeit drei der großartigsten Werke vollendet worden. Drei mächtige Schranken, welche den Verkehr erschwerten, sind gefallen.

Vor dem Jahre 1868 war der Reisende auf einer Strecke von mehr als eintausend Miles auf die Benutzung der Ueberlandkutschen angewiesen. Er war herzlich froh, wenn er diese Bahnlücke hinter sich hatte und statt der öden Wüstenei endlich in eine civilisirte Gegend kam. Der Ingenieur Simonin schildert mit Wärme die Gefühle, welche ihn bewegten als er bei Truckee wieder Schienen sah, und wie er bei Summit die Höhe von 7042 Fuß auf der Sierra Nevada erreicht hatte, welche bekanntlich die Ostgrenze Californiens bildet. Freilich stand in Truckee, im letzten Drittel des Septembers, der Thermometer auf Null, aber in Summit, das viel höher liegt, Morgens doch schon + 7° C. Man erstaunt, daß dieser mächtige Gebirgswall von der Bahn überwunden wurde, ohne daß der Bau von Tunnels nöthig war; man findet nur einige kurze Gallerien. An manchen Stellen ist die Bahn überdeckt, um nicht unter Schnee begraben zu werden; doch gewähren diese Dächer nicht allzeit Schutz und mehrmals hat sie im Winter wochenlang nicht benutzt werden können. Dann haben die durch Dampf bewegten Schneepflüge eine gewaltige Arbeit zu verrichten. (Vergleiche „Globus“ XXV, S. 351.)

Viaduct bei Secrettown.

Der Bloomerdurchstich bei Auburn.

Auf weiten Strecken gleiten die Wagen ohne Dampf hinab und werden gebremst; nach aufwärts muß man den Zug durch mehrere starke Maschinen ziehen lassen. Endlich sieht man Wälder; man läßt die mit Schnee bedeckten Berggipfel hinter sich und kommt an Höhen, die mit Tannen bestanden sind. Dann und wann erblickt man einen See, dessen ruhige Oberfläche wie ein Spiegel erglänzt. Berühmt ist der Donnersee, sogenannt nach dem Trapper, welcher ihn entdeckte; dann auch der Krystallsee mit wunderbar klarem Wasser. Er liegt unweit des Flusses Yuba, und von der Stadt Cisco aus, die von der Bahn berührt wird, besucht man ihn häufig.

Der Europäer, der an soliden und massiven Bahnbau gewöhnt ist, empfindet ein gewisses Unbehagen, wenn er die zierlichen, kühnen, luftigen Holzbrücken und die kecken Curven sieht, welche die Bahn macht; er erstaunt über die colossalen Durchstiche, namentlich über den Bloomerdurchstich in der Nähe von Auburn. Nach und nach treten statt des Nadelholzes Laubbäume auf, insbesondere Eichen und Manzanillas, diese Sträucher mit wilden Aepfeln (Manzanas), welche von den Indianern genossen werden. Nun steigt die Temperatur auf + 28° C.! Zur Rechten und zur Linken arbeiten Goldwäscher in den Placeres. Man kommt nach Auburn und gelangt bald nach San Sacramento.

Als Simonin diesen Sitz der Regierung Californiens erreichte, war gerade Ausstellung von Landesproducten. Besonders auffallend waren ihm die colossalen Rüben und Kürbisse, das herrliche Obst, namentlich die Aepfel und Birnen, die anderthalb Fuß im Umfange hatten, und die drei bis fünf Pfund schweren Weintrauben. Man findet dergleichen in Hülle

und Fülle auch auf dem Markt in San Francisco, das man füglich als eine Weltstadt bezeichnen kann. Es zählt heute zweimalhunderttausend Einwohner; 1847 stand dort ein spanisch-mexicanisches Dorf, Yerba buena.

In den großen Gasthäusern geht es sehr lebhaft zu. Die Gäste und die Leute, welche bei ihnen vorsprechen, unterhalten sich von Politik, Coursen, vorzugsweise aber von Gold-, Silber- und Quecksilbergruben. Jeder, so schreibt Simonin, der die Stadt schon einmal im Jahre 1859 besucht hatte, kaute oder rauchte Taback. Manche wiegen sich im Schaukelstuhle hin und her und scheinen sich der Träumerei hinzugeben; es versteht sich von selbst, daß sie die Beine in die Höhe strecken und die Stiefel irgendwo anlehnen, gleichviel ob auf Bank oder Stuhl oder Tisch oder auf eine Fensterbank. Das Ganze ist mehr als zwanglos, es ist unangemessen, nach unseren Begriffen unanständig. Deshalb haben die Damen auch einen besondern Eingang und sie sind eben so anmuthig wie die Männer nur allzuoft plump und nachlässig in ihrer Erscheinung.

„In San Francisco trägt man sehr viel Schmuck an sich, große, schwere Goldringe, lange Busennadeln mit Diamanten oder einem Stück goldhaltigen Quarzes. Der Werth eines Mannes wird bestimmt nach seiner Körperschwere und nach der Menge und dem Glanze des Schmuckes, welchen er an sich trägt. Wenn man dann eine mit Thalern gefüllte Tasche hinzudenkt und einen Körper, der gut und gern seine zweihundert Pfund wiegt, dann hat man den vollendeten Gentleman vor sich."

Schneedächer.

Schneedach.

„Das ist aber noch nicht Alles. In dieser demokratischen Gesellschaft hat Jedermann einen Titel. Besonders seit dem Kriege der Yankees gegen die Conföderirten grassirt eine ganz entsetzliche Titelwuth. Wer ist oder will denn nicht sein: Commodore, General, mindestens Colonel, sodann Judge (Richter), Doctor, Professor, Präsident, Governor? Vor dem Kriege war womöglich Jedermann Capitän; das ist jetzt zu niedrig (— die Eisenbahnschaffner z. B. sind am liebsten Colonels —). Auf solche neugebackenen Titel, die ein Jeder sich nach Belieben selbst beilegt, halten die Leute eben so viel, wie unsere europäischen Adligen auf ihren Stammbaum, auf den Grafen, Herzog, Marquis, Baron, Herrn von, auf und zu. Jene Titel kosten nichts und werden auch sehr freigebig Ausländern zuerkannt. Im Osten treibt man diese Kinderei noch viel ärger als im pacifischen Westen. Auf den Leichenäckern in Boston findet man auf vielen Grabmonumenten Wappenschilder angebracht. In Neuyork thut man sich viel darauf zu Gute ein Knickerboker sein zu wollen, d. h. seine Ahnen bis in die holländische Zeit hinaufreichen zu lassen. In Virginien, wo jede Familie sich für f. f. V. (first family Virginia) ausgiebt, also zu den ersten Familien gehören will, leitet man den Ursprung von alten und vornehmen englichen Familien ab. In Californien möchte man Pionier von wo möglich vor Anno 1847 oder wenigstens von Anno 1848 sein."

Aber in diesem Californien bildet sich nach und nach ein eigener Typus heraus, der von dem in der weiten Welt nichts weniger als beliebten neuengländischen Yankeetypus oder auch von jenem der mittleren atlantischen Staaten sich vortheilhaft unterscheidet. Es wird sich ein amerikanisch-pacifischer Typus

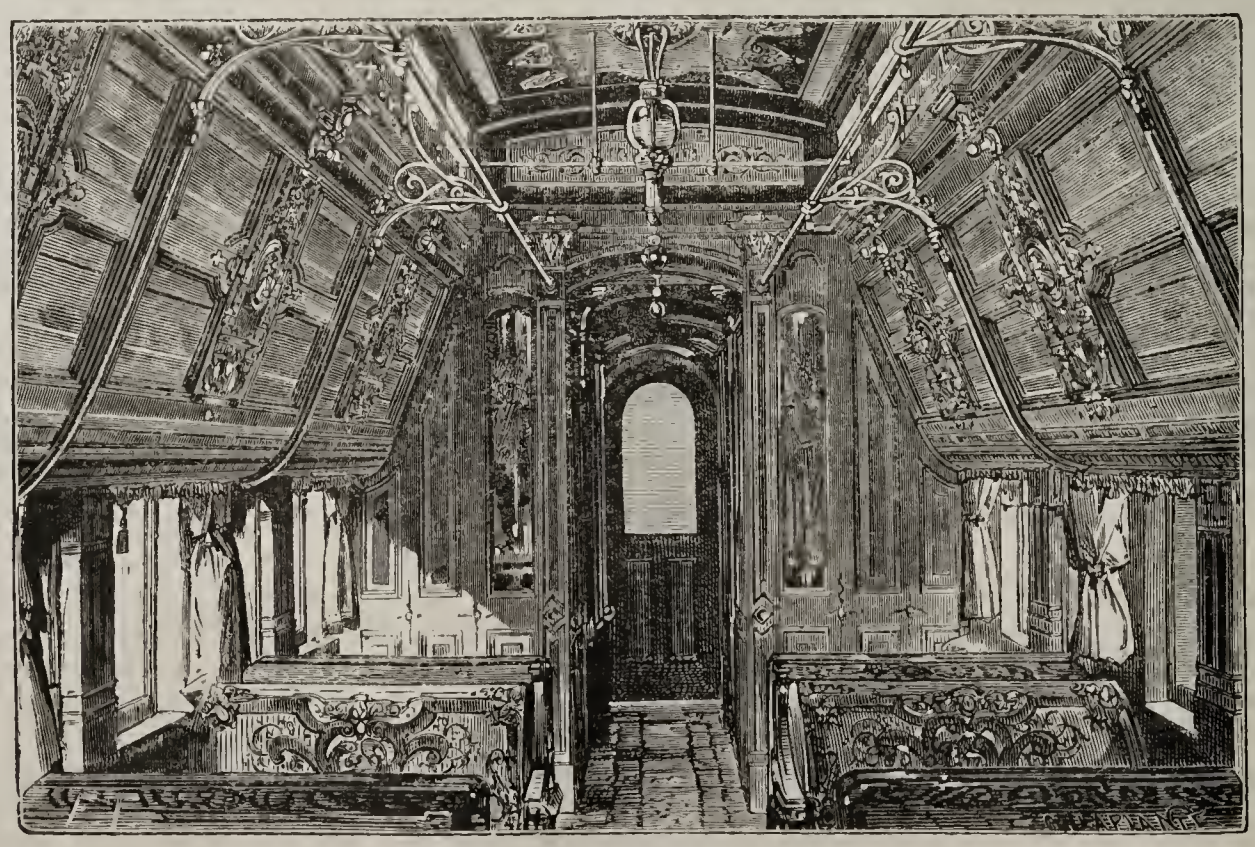
herausarbeiten im Gegensatze zu dem amerikanisch-atlantischen. „In Californien hat man offenere, freiere Gedanken, das ganze Leben hat einen mehr heitern Anstrich. Aber im Allgemeinen sind die Leute doch noch allzu amerikanisch, d. h. auf rasches Geldmachen und auf Gewinn erpicht. Die Frauen hingegen sind anziehend, lebhaft, liebenswürdig und nicht selten pikant."

* * *

Eine Reise nach Californien wird gegenwärtig als „ein

Gesellschaftszimmer im Salonwagen.

kleiner Ausflug", a little trip, bezeichnet. Bis 1868 aber war sie, wie schon angedeutet, ein solcher mit nichten; denn eintausend Meilen weit durch eine Einöde buchstäblich hindurchgerüttelt zu werden, ist keineswegs angenehm. Und doch war für den aufmerksamen Beobachter eine solche Fahrt nicht ohne einen gewissen Reiz; er sah, wie Ortschaften gleich Pilzen rasch emporwuchsen, er sah auch solche, die gleichsam über Nacht wieder verlassen wurden. Leicht und



Das Innere eines Pullmann's Car.

rasch war eine solche „Stadt" aus dem Nichts ins Dasein gerufen. Anfangs schlug man Zelte auf, bald auch einige Bretterbuden, dann nach Verlauf weniger Wochen kamen Häuser von Fachwerk fix und fertig aus den Fabriken Chicagos, die darauf völlig eingerichtet waren, den Bedarf in kürzester Zeit an Ort und Stelle zu liefern. Im Jahr 1867 war Inlesburg ein wichtiger Platz zwischen Omaha und den Felsengebirgen; als bald nachher Cheyenne aufkam, war von ihm kaum noch die Rede.

Daß es in diesen neuen Ortschaften, wo sich der Ab-

schaum der weißen Grenzstrolche in größerer oder geringerer Anzahl zusammenfindet, in der ersten Zeit mehr als wild hergeht, ist bekannt. Richter Lynch, dort ein wahrer Wohlthäter, und die Vigilanzausschüsse haben alle Hände voll zu thun und mancher Baum trägt an einem schönen Morgen einen baumelnden Halunken oder auch mehrere. Die dortigen rechtschaffenen Leute sind so wenig sentimental, so wenig albern und so praktisch, sie haben soviel gesunden Menschenverstand, daß sie einen Mörder, einen gemeingefährlichen Taugenichts kurzer Hand ungefährlich machen, indem sie ihn aufhängen. Sie thun ganz recht daran. Sie würden einem Individuum, das ihnen die Abschaffung der Todesstrafe den Mördern gegenüber empfehlen wollte, hell ins Gesicht lachen und ihm verächtlich den Rücken kehren. Gewohnheitsdiebstahl, professioneller Meuchelmord, Pferdediebstahl und Raufboldthum finden bei Richter Lynch keine Sympathie und deshalb säubert er durch drastische aber praktische Mittel die Ortschaften von nichtsnutzigem Gesindel. Dann stehen auch bald solche Bretterbuden leer, deren Verkaufswaaren in Büchsen, Flinten, Revolvern, Patronen, Zündhütchen und langen, scharfen Messern bestehen. Den ausgetriebenen Galgenvögeln folgen dann die wenigen „Damen", welche sich eingefunden haben, um jenen Gesellschaft zu leisten.

Von den Black Buttes bis zur Rothen Wüste ist das ganze Land eine dürre, traurige Einöde, in welcher Simonin keiner menschlichen Seele begegnete, auch nicht einmal einer Antilope. In solch einer Wüstenei liegt auch die Station Separation, genau auf der Wasserscheide zwischen den beiden Oceanen. In der Postkutsche fand der Reisende im September 1868 eine keineswegs ansprechende Gesellschaft, eine Anzahl von Yankees rauhesten Schlages. Sie schrien und fluchten, pfiffen und tranken und kaueten natürlich auch Taback. An der Station Black Buttes, 792 Miles von Omaha am Missouri, wo die Bahn ein Ende hatte, standen mehrere Zelte, in welchen die Bahnarbeiter ein Unterkommen fanden; das größte derselben war die Schenke, die mit Branntwein reichlich versehen war, desto armseliger aber mit Speisen, nämlich nur mit Brot und Speck. Ein Nachtlager wurde den beiden europäischen Reisenden rundweg abgeschlagen und sie mochten sehen, wo sie nun eine Schlafstätte fänden. Und an dieser Station mußten sie drei Tage und drei Nächte warten; zum Glück hatte ein Mann, dessen Zelt etwas abseit stand, sie aufgenommen.

„Endlich kam der Postwagen, in dem unser neun Männer wie Häringe zusammengepackt wurden. Unsere nicht gerade civilisirten Reisegefährten kaueten unablässig Taback und spieen unaufhörlich aus. Schnupftücher galten ihnen für Luxus, sie benutzten statt derselben ihre fünf Finger. Die Tracht bestand in einem wollenen Kittel ohne Kragen; Halstücher fehlten, die Beinkleider wurden in die hohen Dragonerstiefel gesteckt, den Kopf bedeckte ein großer Schlapphut. Es ist in der That nicht angenehm, mit solchen Leuten volle sechszig Stunden ohne Unterbrechung in einer Ueberlandpostkutsche zu sitzen, in einer Wüstenei, wo das Auge auf Steinfelder und nackte Felsen fällt und nur in weiten Zwischenräumen einige Cedern, Lärchen oder Tannen, häufiger jedoch Artemisiabüsche und wohl auch Immortellen erblickt; den Wasserläufen entlang wächst die canadische Pappel, Populus monilifera, aber zu nur unbeträchtlicher Höhe.

Zu diesem armseligen Pflanzenwuchs und der dürren Einöde bilden dann allerdings die californischen Wälder mit ihren Riesenbäumen einen schroffen aber im höchsten Grade erfreulichen Gegensatz.

Kerguelen-Land, die deutsche Station zur Beobachtung des Venusdurchganges.

II.

Entdeckungsgeschichte: Kerguelen, Rosnevet, Cook, Rhodes, Roß. — Geologische Verhältnisse. — Kohlen. — Botanisches. — Verwandtschaft mit der Flora von Feuerland. — Der Kerguelen-Kohl.

Die Insel Kerguelen wurde von dem französischen Seefahrer, dessen Namen sie trägt, am 13. Februar 1772 gesichtet und für einen Theil des nördlichen Randes des großen Südlandes angesehen, dessen chimärische Existenz erst durch Cook's Reise in den antarktischen Ocean zerstört wurde. Die Entdeckung Kerguelens wurde von französischer Seite weiter verfolgt; zwei Fahrzeuge, Roland und L'Oiseau, ersteres unter Kerguelen, letzteres unter Rosnevet, gingen im folgenden Jahre wieder nach Kerguelen. Nur Rosnevet landete und nahm von dem nordöstlichen Theile am 6. Januar 1774 — vor nun gerade einem Jahrhundert — für Frankreich Besitz.

Cook, ohne von Kerguelens Entdeckung zu wissen, fand die Insel Weihnachten 1776; er ankerte in dem nordöstlichen Sunde, den Rosnevet für Frankreich in Besitz genommen, und nannte ihn Christmashafen. Dort fand er eine Flasche mit einer Inschrift auf Pergament, welche die französische Entdeckung bestätigte. Cook segelte der Ostküste entlang und erkannte deren föhrdenreiche Bildung; er giebt auch eine gute Beschreibung des Landes und seiner Thierwelt, das er wegen seiner öden Beschaffenheit gern Desolationland genannt hätte, dem er aber in Anerkennung der Verdienste des Entdeckers den Namen Kerguelenland gab.

Weitere Kunde über die Nord- und Ostküste erhielten wir durch den britischen Capitän Rhodes, der 1799 dort Aufnahmen machte, welche bis heute die wesentlichste kartographische Quelle für unsere Darstellungen Kerguelens sind *). Es verging geraume Zeit ehe unsere Kenntniß Kerguelens erweitert wurde und zwar durch den jüngern (James Clarke) Roß, der mit den Schiffen „Erebus" und „Terror" dort 1840 eintraf und namentlich naturwissenschaftliche Untersuchungen, aber wieder im leicht zugänglichen Nordosten, anstellte. Der berühmte Botaniker Hooker befand sich an Bord. Von da, bis zu diesem Jahre, in welchem der „Challenger" Kerguelen besuchte, war dieses der

*) Vergleiche das Kärtchen in Petermann's Geographischen Mittheilungen 1858. Tab. I.

wissenschaftlichen Welt ziemlich aus den Augen gekommen und nur Aufenthaltsort der Walfischjäger, so daß die Westküste auch heute noch auf unseren Karten nur als unbestimmte Linie eingetragen werden kann.

Aus Hooker's Beobachtungen über die Natur der Insel heben wir das Nachstehende hervor (Petermann's Mittheilungen 1858, S. 24). Das Nordende der Insel ist ganz und gar vulcanischen Ursprungs; die kühnen Vorlande des Caps Cumberland und Cap Français gewähren einen auffallenden Anblick von der See aus, da das Trappgestein, aus dem sie bestehen, eine Reihe fast horizontaler Terrassen bildet, welche eine große Aehnlichkeit mit geschichtetem Sand- oder Kalkstein haben. Basalt ist das vorherrschende Gestein, er tritt in prismatischer Form auf und geht häufig in Grünstein und die verschiedenen Modificationen von Amygdaloid und Porphyr über. Die allgemeine Richtung der Bergkette ist von Südwest nach Nordost, ihre Höhe variirt von 500 bis 2500 Fuß (siehe dagegen die oben mitgetheilten Beobachtungen des „Challenger"). Viele Hügel werden von Trappadern durchsetzt. Einige derselben, mit kraterähnlichen Gipfeln, sind augenscheinlich einst vulcanische Oeffnungen gewesen. Drei oder vier, eigenthümlich isolirte Hügel in der Cumberlandbai bestehen aus Fragmenten eines vulcanischen Gesteins, durch die an manchen Stellen die Hauptmasse in prismatischen Säulen hervorbricht. Die ungeheure Menge Trümmergestein, die sich an ihrem Fuße aufgehäuft hat, erreicht an vielen Punkten die Höhe von 200 bis 300 Fuß und giebt einen schlagenden Beweis von der raschen Verwitterung, welcher die Felsen hier bei dem häufigen und plötzlichen atmosphärischen Wechsel unterworfen sind. Die merkwürdigste geologische Erscheinung ist das Vorkommen von fossilem Holz und Kohlen auf der Insel. Das erstere, meist stark versteinert, findet sich in Basalt eingeschlossen, während die Kohle in Lagern von wenigen Zoll bis 4 Fuß Mächtigkeit in den Schluchten zu Tage tritt, in engem Contact mit dem darüberliegenden Porphyr- und Amygdaloidgrünstein. Die Oberfläche der ganzen Insel scheint von zahlreichen kleinen Seen und Wasserläufen unterbrochen zu sein. Von den heftigen Regenfällen angeschwellt, welche mit Schnee und Frost abwechseln, rauschen die Bäche die Schluchten und Abhänge hinab, waschen die Gesteine aus und bestreuen Ebenen und Thäler mit Gerölle und fruchtbarem Alluvium.

* * *

In dem Bericht über den Aufenthalt des „Challenger" auf Kerguelen ist der botanischen Untersuchung der Insel durch Hooker (1859) und wiederholt der „Kohlpflanze" Erwähnung gethan. Dies giebt uns Gelegenheit, hierauf (nach einem Aufsatze in Gardner's Chronicle 1867) einzugehen. Ein schmales Rasenband umgrenzt die tiefen Küsteneinschnitte Kerguelens und über diesem Bande befinden sich die braunen Massen einer eigenthümlichen Doldenpflanze (Azorella Selago), welche man von fern für den Rasen eines Mooses oder eines Steinbrech halten möchte. Ein wenig weiter entdeckt man hier und da zerstreut einige Gramineen und Kräuter, welche dem trockenen Boden ihre Existenz abringen. Der Naturforscher der Cook'schen Expedition, Dr. Anderson, klagt über die Dürftigkeit der Flora; er fand während des Sommers im Ganzen 18 Pflanzen, Phanerogamen und Kryptogamen zusammengenommen. Hooker dagegen, welcher den Winter dort zubrachte, fand 130 Arten (18 Phanerogamen, 1 Farnkraut, 33 Moose, 48 Algen). Alle diese Pflanzen sind perennirende und nur eine einzige von ihnen war durch ihre Größe bemerkenswerth, jener „Kerguelenkohl", eine riesige Crucifere. Während eines Zeitraums von $4^1/_2$ Monaten hatte die Hooker'sche Expedition kein anderes Gemüse als dieses und dasselbe wurde täglich genossen; dafür kam aber auch unter den 120 Personen kein Fall von Scorbut vor. Der botanische Name dieses Kohls ist Pringlea antiscorbutica, so benannt nach Sir John Pringle, der im vorigen Jahrhundert eine Monographie über den Scorbut schrieb. Diese Kreuzblume war am Meer im Ueberfluß vorhanden und ist generisch mit keiner anderen Crucifere der südlichen Halbkugel verwandt. Sie bildet überhaupt ein ganz vereinsamtes botanisches Vorkommen, so daß über ihren Ursprung oder ihre Verwandtschaft mit anderen Floren sich nichts sagen läßt.

Bei den übrigen Phanerogamen Kerguelens kann man dagegen ihre Stammheimath recht gut bestimmen. Die einzige Gattung, welche sonst noch der Insel eigenthümlich, die Lyellia, ähnelt einer andischen Form. Unter den übrigen 16 Species gelten vier als Kerguelen eigenthümlich, aber drei von ihnen sind so ähnlich den Arten derselben Gattungen auf Feuerland, daß man sie nur als Varietäten betrachten kann, und die vierte stimmt mit einer australischen Art. Von den 12 übrigen finden sich 10 auf Feuerland und von diesen sind vier ausschließlich diesem und Kerguelen eigen, mit Inbegriff der erwähnten merkwürdigen Doldenpflanze Azorella, die zu einer für die Flora der südamerikanischen Anden sehr charakteristischen Gattung gehört. Fünf Arten gehören allen um den Südpol gelegenen Ländern an und eine einzige ist Kerguelen und den Aucklandinseln gemeinsam. Endlich sind drei Arten auch europäisch, nämlich die bekannten Wasserpflanzen Callitriche verna, Limosella aquatica und Montia fontana. Es geht hieraus die Annäherung der Flora Kerguelens an jene Feuerlands hervor; sie muß von dort stammen, trotzdem die Entfernung eine sehr bedeutende ist. In der That liegen Afrika wie Australien Kerguelen näher als die Südspitze Amerikas. Ueberschaut man aber eine Karte der Meeresströmungen, so findet man, daß die antarktische Driftströmung von Feuerland gerade in östlicher Richtung auf Kerguelen zuführt. Und hierin mag eine Erklärung für die Uebereinstimmung beider Floren liegen.

Die vorstehenden kurzen Notizen geben einen Ueberblick unserer heutigen Kenntniß eines Landes, das etwa dem Großherzogthum Hessen an Größe gleichkommt, aber in seiner westlichen Hälfte noch so gut wie unerforscht ist. Lassen auf botanischem Gebiete sich auch schwerlich dort noch neue Entdeckungen machen, so bleibt doch die Erforschung der Westhälfte noch eine dankbare Aufgabe, welche von Seiten der „Gazelle" gelöst zu werden verdient.

Das Fürstenthum Montenegro.

Mitgetheilt von Prof. **M. P.** in Zombor.

II.

In Montenegro giebt es weder Gemeinde- noch Staatsländereien. Der gesammte Boden ist nach Stämmen und Häusern vertheilt. Der Hausherr kann im Einverständnisse mit seinen Angehörigen unbeschränkt über sein Feld verfügen. Nirgends in Montenegro giebt es auch nur ein Gut, das einem Rittergute ähnlich sähe und einer Familie angehören würde. Selbst das väterliche Erbtheil des Fürsten beträgt nicht mehr als 10 Joch. Die übrigen Häuser besitzen ungleich 1 bis 10 Joch. Obwohl man unbeschränkter Herr seines Feldes war, so blieb doch von Alters her die Sitte, daß, wenn Jemand sein Feld verkaufen wollte, er es zuerst seiner Familie antragen mußte, und wenn sich in dieser kein Käufer fand, einem Angehörigen seines Stammes. Fand er auch hier keinen Käufer, dann erst durfte er ihn in einem andern Stamme suchen. Die Familie sowie der Stamm mußten dem Verkäufer eine schriftliche Bestätigung geben, daß er ihnen den Kauf angetragen habe, oder er mußte ehrliche Leute als Zeugen haben; sonst konnten ihn später die Familie oder der Stamm gerichtlich belangen. Uebrigens sind solche Verkäufe an einen andern Stamm äußerst selten.

So lange die Eltern leben, können die Söhne ihren Antheil am väterlichen Gute nicht bekommen, wenn nicht die Eltern dazu ihre Einwilligung geben. Ein Vater, der selbst etwas außer dem von seinem Vater Geerbten erworben hat, konnte dieses unter die Söhne zu gleichen oder ungleichen Theilen vertheilen, oder es auch jemandem andern von seinen Angehörigen nach seinem Gutdünken schenken. Das aber, was er geerbt hatte, mußte er unter die Söhne zu gleichen Theilen vertheilen. Willigt der Vater in die Theilung der Söhne, so wird das ganze Vermögen nach der Zahl der männlichen Individuen, wo auch der Vater mitgezählt wird, in gleiche Theile getheilt. Lebt die Mutter nach dem Tode des Vaters, so genießt sie den Antheil ihres Gatten, so lange sie am Leben ist; wenn sie stirbt, vertheilen die Söhne auch diesen Antheil unter sich. Wenn sich die Söhne nach dem Tode des Vaters in das Vermögen theilen, so bekommt der älteste Bruder in der Regel die väterlichen Waffen und der jüngste verbleibt nach altem slavischen Brauche im väterlichen Hause. Die Töchter erhalten keinen Antheil vom väterlichen Vermögen; wenn sie heirathen, besteht ihre ganze Mitgift in ihren Kleidern. Stirbt jedoch der Vater ohne Söhne zu hinterlassen, so erben seine Töchter, falls sie verheirathet sind, das bewegliche Vermögen und das Feld; das Haus aber und der Garten um dasselbe sammt den Waffen fällt seiner Familie anheim, und zwar jenem Zweige derselben, der ihm am nächsten blutsverwandt ist. Sind seine Schwestern noch am Leben, so erben diese einen Theil, die Töchter aber zwei Theile. War die Tochter, als ihr Vater starb, noch ledig, so konnte sie sich einen Gatten wählen, selbstverständlich aus einer andern Familie, der dann in ihr Haus kommt. Alsdann gehören ihr auch das Haus, der Garten und die Waffen, denn ihr Gatte gilt nun als Glied der Familie. Ist die Wittwe jung, dann genießt sie, so lange sie nicht wieder heirathet, den Antheil ihres Gatten, und nach der Heirath bekommt sie durch so viele Jahre jährlich 10 Thaler, als sie verheirathet und verwittwet war.

Die Weiden im Gebirge sind nicht nach den Häusern vertheilt wie der Boden, sondern nach Stämmen. So hat jeder Stamm seine gemeinschaftliche Weide. Jedes Haus dieses Stammes hat gleiches Recht auf derselben sein Vieh zu weiden und Holz zu fällen. Uebrigens wurde in neuerer Zeit an vielen Orten auch die Weide getheilt. Außer diesem haben die Stämme nichts Gemeinschaftliches, noch haben sie einen Begriff von der Gemeinde und ihren Rechten und Pflichten in jener Form, wie es anderwärts in Europa der Fall ist.

In Montenegro existirt von Alters her ein erblicher Adel, der sich in zwei Rangstufen theilt: Wojwode (Herzog) und Serdar (Ritter). Obwohl der Fürst den Adel jedem Montenegriner, der sich auf dem Schlachtfelde auszeichnet, verleihen kann, so hat doch dieser verliehene Adel nicht den Werth des erblichen. Wiewohl die montenegrinische Aristokratie ihren Boden gleich den übrigen Einwohnern selbst bebaut und wenn sie auch was Bildung anbelangt diesen gleichsteht, so gestatten es doch nicht die größeren Familien, besonders die Häuser, aus denen die erblichen Wojwoden oder Serdaren sind, daß sich mit ihnen kleine und unbedeutende Familien und Ansiedler verschwägern, die nach ihrer Ansicht ihnen nicht gleich wären.

Montenegro war dreihundert Jahre lang ohne eigentliche Schulen. Lesen und Schreiben konnte man nur in den Klöstern lernen, aber wer nicht daran dachte Geistlicher oder Mönch zu werden, der besuchte gar nicht die Klosterschule. Die Montenegriner dachten überhaupt, Bücher wären nur für die Bischöfe, Mönche und Geistlichen. Auch war der Unterricht in den Klosterschulen ein sehr armseliger. Viele Schüler konnten nur ein Buch lesen, dasjenige, aus dem sie lernten. Selbst die meisten Bischöfe waren jeder höhern Bildung bar, denn auch sie waren gewöhnliche Klosterschüler. Der aufgeklärte Bischof Peter II., der Schüler eines serbischen Dichters und nachher selbst einer der Heroen des südslavischen Parnassus, errichtete im Jahre 1834 die erste Schule in Cetinje. Der jetzige Fürst, auch ein Dichter, widmet seine größte Sorgfalt der Entwickelung des Schulwesens. Gegenwärtig besteht in Montenegro ein Priesterseminar, das von der russischen Synode mit 8000 Rubeln jährlich dotirt wird, eine höhere Töchterschule, die auf Kosten der russischen Kaiserin (5500 Rub.) erhalten wird, und gegen 40 Volksschulen. Die Lehrer an den letzteren bekommen ihren Gehalt aus den Einkünften der montenegrinischen Klöster, die gegen 16,000 Gulden betragen. In allen montenegrinischen Schulen gab es im vorigen Jahre 2000 Schüler und 100 Schülerinnen, so daß gegenwärtig schon 2 Proc. der Bevölkerung des Lesens und Schreibens kundig sind.

In Montenegro ist jeder, der Waffen tragen kann, Soldat. Doch gab es bis zur Regierung des Fürsten Danilo keine eigentliche militärische Organisation. Jeder Stamm ging in den Kampf mit seinem Häuptling, mehr freiwillig und weil es so Sitte war, als nach militärischem Gesetz und aus Disciplin. Der militärische Geist, welcher in den Montenegrinern mächtig entwickelt ist, ihre Vaterlandsliebe und ihr Ehrgeiz entflammten in ihnen die Tapferkeit und Kampflust und führten sie immer voll Begeisterung auf das

Schlachtfeld. Wenn man in Erfahrung brachte, daß sich die Türken gegen sie rüsten, berief der Bischof sogleich die Häuptlinge der Stämme nach Cetinje, um zu verabreden, wo die Montenegriner zusammenkommen und wie sie die Türken abweisen sollen. Hernach führte jeder Häuptling seinen Stamm an den bestimmten Ort, wo auch der Bischof im Lager war, um die Leute zum Kampfe zu ermuthigen. Die Stämme bildeten nicht einmal im Kriege eine Truppe, noch richteten sie sich nach den Befehlen eines Commandanten, sondern nahmen instinctiv einer neben dem andern Platz und trieben die Türken zurück, wetteifernd, welcher von ihnen sich mehr auszeichnen und mehr türkische Köpfe abschneiden werde. Wenn der Montenegriner in den Kampf geht, trägt ihm sein Weib die Nahrung nach.

Erst Fürst Danilo ordnete das Land auch in militärischer Beziehung. Er bildete eine Garde, die er aus den größten „Helden" aller Stämme zusammensetzte. Fürst Nikola ließ die Montenegriner durch Offiziere aus Serbien einexerciren. Er vertheilte die Miliz in Rotten, Bataillone, Brigaden und Divisionen. In jeder Rotte sind 100 Soldaten, ein Bataillon bilden 4 bis 6 Rotten, die Brigade 4 bis 6 Bataillone, die Division zwei Brigaden. Die gesammte Miliz zählt 16,700; in diese Zahl sind alle männlichen Einwohner von 16 bis 60 Jahren eingerechnet. Sie ist mit neuen österreichischen Gewehren (Kaliber 13,8) aus Sedel's Fabrik bewaffnet, darunter befinden sich 2500 Hinterlader nach dem System von Krnka.

Der Ackerbau ist in Montenegro sehr unbedeutend; der wenige culturfähige Boden wird mit primitiven Werkzeugen bearbeitet. Selten ist ein Jahr, wo der Erlös der Ernte die nothwendigsten Bedürfnisse der Einwohner decken würde. Deshalb gehen in Friedenszeiten jedes Jahr 2000 bis 3000 Montenegriner nach Konstantinopel, Kleinasien und Aegypten, wo sie sich durch Arbeit so viel erwerben, als zur Erhaltung ihrer Familie nöthig ist. Das Leben des montenegrinischen Völkleins ist im Allgemeinen armselig und voll Entbehrungen. Dennoch liebt der Montenegriner feurig seine felsige Heimath und verläßt sie nicht ohne große Noth. Das Klima ist je nach den Bezirken verschieden wegen der Höhen und Abgründe und deshalb ist es auch die Production. Am meisten werden aus Montenegro exportirt kleine getrocknete Fische, dann auch etwas Krapp, Seidencocons, Käse, Butter, getrocknetes Fleisch unter dem Namen „Castradino", Kraut und Kartoffeln; außerdem werden noch ausgeführt einige Rinder, Ziegen und Schafe. Der Import ist ebenso unbedeutend und erstreckt sich auf Tuch, Leinwand, Baumwolle, Kaffee, Zucker, Spiritus und billige Schmucksachen, am meisten werden jedoch Salz und Mais eingeführt. Das Getreide wird von einzelnen Häuptlingen (im Einverständnisse mit dem Fürsten) aus Triest angeschafft und unter das Volk zu einem Preise vertheilt, den der Fürst mit dem Senate bestimmt. Dieser Preis ist nach 8 bis 10 Monaten auszuzahlen und falls der Betreffende zu dieser Zeit kein Geld hat, kann ihm sein ganzes Mobiliarvermögen gepfändet werden. In Montenegro werden noch jetzt Anleihen auf „gut Wort" geschlossen und selten ist ein Schuldner, der sein Wort brechen und die Schuld ableugnen würde. Doch ist das Geld sehr rar und Dutschitsch glaubt, daß man in ganz Montenegro mit Ausnahme der fürstlichen Casse keine 100,000 Gulden auftreiben könnte.

Gewiß existirt in ganz Europa kein Volk, das freiwillig so armselig leben möchte wie das montenegrinische. Man kann sich leicht einen Begriff davon machen, wenn man bedenkt, daß es in Mißjahren Montenegriner giebt, die den ganzen Tag mit einer gebratenen oder gekochten Kartoffel zubringen. Die Nahrung besteht im Allgemeinen aus Kartoffeln, Kraut, Käse, Maisbrot und im Sommer aus Milch. Selten findet man Häuser, in welchen mit Ausnahme der hohen Feiertage Fleisch gegessen wird. Dasselbe gilt vom Wein und Schnaps; trotzdem es überall im Lande Wirthshäuser giebt, die an Feiertagen mit Vorliebe besucht werden, so sieht man doch keinen Montenegriner betrunken.

Die Häuser sind sehr einfach gebaut, die der Häuptlinge und der vermögenderen Leute sind auch für den Kampf eingerichtet. Oefen giebt es nur in Cetinje. Dem Aeußern entsprechend ist auch die innere Einrichtung sehr dürftig. Von Tellern, Messern und Gabeln findet man keine Spur. Die ganze Familie ißt aus einer Schüssel. Kerzen findet man nur in wenigen Häusern. Den größten montenegrinischen Schmaus bildet der Schafsbraten, welchen der Hausherr am Tische vor den Gästen mit seinem Handmesser zerschneidet, das er beständig am Gürtel trägt und mit dem er auch die Türkenköpfe abschneidet; daran nimmt dort Niemand Anstoß. Sind mehrere Gäste zugegen, so wird das Fleisch vertheilt, jeder bekommt ein Stück und vor den angesehensten stellt der Hausherr den Schultertheil. Da man gewöhnlich mit den Fingern ißt, so werden die Hände vor und nach dem Essen gewaschen, jedoch ohne Seife, da man solche selten in einem Hause findet. Nicht einmal die Wäsche wird mit Seife gewaschen, sondern man verwendet dazu aus Asche bereitete Lauge. Bis vor Kurzem noch würde sich kein Montenegriner unterstanden haben, sich mit Seife zu waschen oder sich zu kämmen; ein solcher würde sich den Spott seiner ganzen Gesellschaft zugezogen haben, denn das Frisiren ziemt nach der dortigen Anschauung wohl den Weibern, nicht aber den Helden. Doch hat sich inzwischen auch diese Anschauung theilweise geändert. Die in Cetinje wohnenden Häuptlinge waschen sich nicht nur mit aromatischer Seife, sondern schmieren auch, wie es Dutschitsch, der schlichte und einfache Mönch, mit innerer Entrüstung erzählt, ihr Haar mit Pomade ein.

Wo es genug Holz giebt, brennt wenn es sehr kalt ist das Feuer die ganze Nacht, besonders in armen Häusern, die nicht genug warme Kleidung besitzen; um das Feuer sitzt die ganze Familie schlummernd, in welcher Lage sie auch der Morgen antrifft. Auch sonst liegen die Montenegriner im Winter sehr gern neben dem Feuer, indem sie diesem den Rücken oder die Füße zukehren. In dieser Weise heilen sie auch die Verkühlungen. In ganz Montenegro befindet sich nur ein Arzt, der fürstliche Leibarzt in Cetinje, und dieser versteht gewöhnlich nicht Serbisch. Dagegen beschäftigen sich viele Leute mit dem Sammeln von Kräutern und verstehen sich namentlich auf Heilung von Wunden.

Der Montenegriner setzt seinen ganzen Stolz in die Schönheit seiner Waffen und seiner Kleidung; deshalb giebt es unter ihnen manche, bei denen die Waffen und die Kleidung mehr werth sind als ihr ganzes sonstiges Vermögen. Das Handwerk steht in keiner großen Achtung, man findet es unverträglich mit dem Stande eines „Helden" und deshalb betreiben nur sehr wenige ein Handwerk, doch verfertigen sich die meisten die Hausgeräthe selbst. Schmiede sind gewöhnlich Zigeuner, Schneider Serben aus der Türkei, Maurer Serben aus Dalmatien und der Herzegowina. Andere Handwerke kennt man gar nicht.

Die Einkünfte des Fürstenthums belaufen sich auf 175,000 Silbergulden; in diese Summe ist eingerechnet die jährliche russische Aushülfe in der Höhe von 45,000 (außer den Beiträgen Rußlands auf die Lehranstalten) und die österreichische in der Höhe von 20,000 Silbergulden. Oesterreich bezahlt diese Summe seit dem Jahre 1866, wo die Montenegriner (falls Dutschitsch wahr berichtet) einen Vertrag mit Oesterreich für den Fall einer italie-

nischen Diversion auf der dalmatinischen Küste geschlossen haben. Die gesammten Ausgaben betragen 52,543 Silbergulden. Der ganze Ueberschuß von 122,957 Gulden wird zur Bestreitung der Ausgaben des Hofes verwendet, d. h. der Fürst verfügt darüber unbeschränkt!

Interessant ist es auch, zu hören wie der Verfasser das Leben der früheren montenegrinischen Herrscher, der Bischöfe, schildert. Sie lebten schlicht und einfach; in ihrer Residenz, dem Cetinjer Kloster, hatten sie für ihre Person nur zwei Zimmer mit einer einfachen Bettstelle, einige hölzerne Stühle, einige Heiligenbilder an der Wand und — viele Waffen. Ihr ganzer Hofstaat bestand aus einem Archimandriten und einem Diacon, sie hatten nur einen Diener und einen Koch, der ein gewöhnlicher Montenegriner war. Auch ihre Nahrung war einfach; im Winter: getrocknetes Fleisch und Kraut, Käse, Fische und rother Wein; im Sommer: frisches Fleisch, Fische, Käse und Milch. Nichts von diesem kauften sie für Geld, sondern bekamen es von den Klostergütern. Darin bestand ihr ganzer Luxus und so ist das gewöhnliche Leben in einem serbischen Kloster. Sie kleideten sich theils in das schwarze Mönchsgewand, theils trugen sie die volksthümliche Tracht, ihre Kleidung war aber stets einfach. Für ihren Gebrauch hielten sie sich ein, höchstens zwei Pferde.

Mit Wehmuth vergleicht Dutschitsch dieses beschauliche Leben der montenegrinischen Bischöfe mit dem Leben und Luxus des spätern fürstlichen Hofes in Cetinje, wo die französische Küche die montenegrinische ersetzte und sich Bordeaux, Champagner, der Frack, die Glanzhandschuhe u. s. w. einbürgerten. Der Verfasser macht für das ganze Unglück, das über das Fürstenthum gekommen sei und noch kommen werde, diese Aneignung der äußern Seite der europäischen Civilisation verantwortlich, wir aber sehen diese Dinge für harmloser an und wollen ihm hierin nicht Recht geben, sondern glauben, daß diesem äußern Anstriche der Civilisation bald auch ihre besseren Errungenschaften folgen werden.

Die wissenschaftliche Reise des deutschen Schiffes „Gazelle“.

Gleichzeitig mit dem Berichte über die Fahrt des „Challenger“ brachten die vom kaiserl. Admiralitätsrath Dr. Neumayer in Berlin vortrefflich redigirten „Hydrographischen Mittheilungen“ (1874, Nro. 11) einen Aufsatz über die wissenschaftlichen Aufgaben, welche der „Gazelle“ gestellt sind, die, geführt vom Capitän von Schleinitz, die deutschen Mitglieder zur Beobachtung des Venusdurchgangs nach Kerguelen bringt. Die „Gazelle“ hat die Aufgabe, während ihrer Fahrt einen Theil der vielen noch vorhandenen Lücken in der Hydrographie der Oceane auszufüllen. Deshalb wird sie auch besonders diejenigen Meerestheile besuchen und erforschen, welche der „Challenger“ offen gelassen hat, und nur an einigen Stellen die Route desselben kreuzen, um dort die beiderseitigen Ergebnisse und die Beobachtungsmethoden zu controliren. Ueberhaupt trifft es sich für das ganze deutsche Unternehmen günstig, daß bei Gelegenheit der Expeditionen für die Beobachtung des Vennsvorüberganges alle Staaten mit einander wetteifern werden, für die Förderung der nautischen Wissenschaft wichtige Resultate zu liefern und daß somit der deutschen Marine Gelegenheit geboten wird, mit Erfolg in diesen friedlichen Wettkampf einzutreten.

Außer rein astronomischen, vorzugsweise den Zwecken der Venusexpedition dienenden Arbeiten werden die Offiziere der „Gazelle“ noch eine große Anzahl von wichtigen physikalischen und hydrographischen Aufgaben und Untersuchungen vollführen, zu welchem Zwecke ihnen die geeigneten Instrumente mitgegeben werden. Die Art dieser Aufgaben wird am besten durch folgende nähere Schilderung der für die „Gazelle“ vorgeschriebenen Route und der Motive derselben ersehen werden können.

Die „Gazelle“ wird nach der gewöhnlichen Fahrt von Europa bis zu den Capverdischen Inseln zwischen diesen und der Küste von Afrika nach dem Aequator hin segeln, alsdann einen Punkt im südlichen Atlantischen Ocean besuchen, welcher zwischen der Küste von Afrika und der Route des „Challenger“ liegt und Gelegenheit giebt, das Profil durch das südatlantische Becken zu vervollständigen. Jenseit der Linie wird sie, falls die Umstände es gestatten, sich nach der Westküste von Afrika begeben, nach Banana an der Mündung des Congo, um durch ihre Beobachtungen der von der dort befindlichen deutschen afrikanischen Expedition errichteten wissenschaftlichen Basis erhöhten Werth zu verleihen. Die Expedition wird bei dieser Fahrt bis dorthin Gelegenheit haben, die Aequatorial- und Guineaströmung an der Küste von Afrika genauer zu untersuchen und ihre Grenzen für die Beobachtungszeit festzulegen, namentlich aber die wegen der Eigenartigkeit der magnetischen Verhältnisse an jener Küste so höchst wichtigen magnetischen Bestimmungen vorzunehmen. Von Banana wird sie sich nach dem Cap der guten Hoffnung begeben; die dortige Sternwarte wird die Mittel gewähren, alle Instrumente aufs Neue zu controliren und Vergleichungen zu machen. Die vielfach ventilirte Frage über den Verlauf resp. das Umbiegen des warmen Agulhasstromes bis zum Cap der guten Hoffnung kann hier näher untersucht werden.

Bei der Fahrt vom Cap der guten Hoffnung bis Kerguelen können die dazwischen liegenden Crozetinseln besucht werden, wo die Amerikaner eine Station zur Beobachtung des Vorüberganges der Venus einrichten werden, wobei eine Verbindung mit dieser und der deutschen Expedition sehr wünschenswerth ist. Während des Aufenthalts der letztern auf Kerguelen können außer den astronomischen Arbeiten gleichzeitige (und hierauf ist besonders Gewicht zu legen) meteorologische Beobachtungen an Land, Bestimmungen der magnetischen Elemente, der Fluthphänomene, der Schwerkraft der Erde an den einzelnen betreffenden Punkten, der Länge des Secundenpendels u. s. w. vorgenommen werden, — Beobachtungen und Messungen, welche an anderen Stationen der südlichen und nördlichen Halbkugel für die Beobachtung des Vorüberganges der Venus gleichzeitig von anderen Nationen veranstaltet werden und die wichtigsten Resultate für die Physik der Erde und Oceane versprechen.

Die weitere Reise der „Gazelle“ von Kerguelen aus wird davon abhängen, ob der eigentliche Zweck der astronomischen Expedition erreicht wird oder nicht, d. h. ob der Vorübergang der Venus beobachtet worden ist oder nicht. Im Falle des Mißlingens wird die „Gazelle“ schon Mitte December dieses Jahres mit den Astronomen der Expedition nach Mauritius gehen und sie dort absetzen; im Falle des Gelingens wird sie aber wegen der noch anzustellenden wei-

teren Positionsbeobachtungen noch bis gegen Ende Januar 1875 frei sein, um eine Reise bis zu dem südlichen Polarkreise vorzunehmen und der schon früher vermutheten warmen Strömung zwischen 68° und 80° Ostlänge nachzuspüren, welche es ermöglichen würde, so weit nach Süden vorzudringen, um die Grenzen von Wilkes' Continent (— der nicht vorhanden ist —) nach Westen und Süden hin zu bestimmen.

Alsdann würde die „Gazelle" sich ebenfalls nach Mauritius begeben, um die Gelehrten der Venusexpedition daselbst an Land zu bringen, von wo dieselben mit Postschiffen nach Europa zurückkehren würden; sie selbst würde ihre größere Reise durch die drei großen Oceane fortsetzen. Zunächst soll sie quer durch den Indischen Ocean nach der noch wenig untersuchten Nordwestküste von Australien segeln, die Nicolbai, Port-Darwin und die Torresstraße untersuchen; es wird sich ihr hier auf dieser Route, wo noch im Ganzen wenig erforscht ist, ein reiches Feld zu neuen, in physikalisch-geographischer Beziehung interessanten Untersuchungen darbieten. Alsdann soll die „Gazelle" die durch die neueren wichtigen Forschungen und Aufnahmen durch die Engländer zugänglicher gewordene Südostküste von Neuguinea untersuchen und geeignete Beobachtungen und Vermessungen anstellen, vielleicht auch dann noch Neubritannien und Neuirland, ferner die für die Deutschen wichtigen Samoa- und Fidschi-Inseln besuchen und nach den neuen Hebriden und der Nordinsel von Neuseeland sich begeben; von dort soll sie quer durch den Stillen Ocean bis nach der Magellanstraße segeln und überall hier wie auf der ganzen Reise Beobachtungen und Messungen über die verschiedensten oceanographischen Verhältnisse anstellen. Auch sind die geeigneten Maßregeln und Vorkehrungen getroffen worden um in naturwissenschaftlicher und ethnographischer Beziehung in den bisher noch weniger erforschten Gebieten Mikronesiens, Melanesiens und Polynesiens Forschungen anzustellen und die Wissenschaft zu bereichern. Von der Magellanstraße aus soll die „Gazelle" durch den Atlantischen Ocean zurück nach der Linie und von dort nach Europa gehen.

Dies ist in flüchtigen Umrissen das Programm für die bevorstehende wissenschaftliche Reise des deutschen Schiffes „Gazelle", aus welchem übrigens schon zu ersehen ist, daß es sich hier um die Bearbeitung interessanter Fragen der Erdphysik handelt. Es ist zu hoffen, daß die Verhältnisse danach angethan sein mögen, die Durchführung desselben zu gestatten, wodurch, wie mit einiger Zuversicht vorausgesehen werden kann, eine für unsere deutsche Marine höchst ehrenvolle Bereicherung der Wissenschaft nach verschiedenen Richtungen hin erzielt werden wird.

* * *

Wir wollen hier die nachstehende Notiz beifügen, welche wir in der neuesten Nummer der „Newyork Tribune" finden.

Der nordamerikanische Dampfer Swatara nahm in den letzten Tagen des Maimonates in Neuyork den wissenschaftlichen Stab an Bord, welcher den Venusdurchgang an verschiedenen Punkten beobachten soll. Derselbe steuert zunächst nach Rio de Janeiro, wo er einige Zeit verweilt, geht dann nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung und weiter nach den südöstlich von dort liegenden Crozetinseln, wo er einige Gelehrte landet; ein Gleiches wird auf Kerguelen der Fall sein. Von hier steuert er nach Tasmanien, wo die dritte Partie gelandet wird; die vierte auf Neuseeland, die fünfte östlich von dort auf den Chathaminseln. Er soll dann die freie Zeit benutzen, auf einer Strecke von 300 bis 400 Seemeilen nach Osten hin die Küsten einer Anzahl von Inseln aufzunehmen, und die vier erst genannten Partien abholen. Seine Rückreise macht er durch den Suezcanal und das Mittelländische Meer. Die auf Tasmanien ans Land Gesetzten werden auf einem andern Wege heimkehren.

Das Volk der Orang Kubus auf Sumatra.

Die holländische Residentschaft Palembang umfaßt einen großen Theil der Südostküste der Insel Sumatra. Im Innern derselben lebt im nordwestlichen Theile zwischen den Flüssen Musi und Jambi in einem weit ausgedehnten, niedrigen Flachlande, das von vielen Gewässern durchzogen und mit Urwald bestanden ist, ein noch ganz wildes Volk, die Orang (Leute) Kubus. Sie sind Jagdnomaden, welche alle Berührung mit anderen Völkern vermeiden; ihr Verkehr mit diesen beschränkt sich auf stummen Handel.

Nachdem die Malayen verrätherischer Weise manche von ihnen überfallen und in die Sklaverei abgeführt hatten, wurden die Wilden scheu und zogen sich völlig in ihre unzugänglichen Wälder zurück. Aber das Bedürfniß, allerlei Waaren zu beziehen, deren sie nicht entbehren konnten, war mächtiger als die Furcht und rief einen stummen Handel ins Leben. Heute bringt der Orang Kubu an eine den fremden Handelsleuten wohlbekannte Stelle, was er im Walde gesammelt hat und schlägt mit der Keule auf einen hohlen Baumstamm; dann eilt er sofort in das Dickicht zurück. Die Kaufleute finden sich ein und legen ihrerseits Waare hin, welche der „braune Mann" abholt. Er meidet gern die Malayen, während er Chinesen und Arabern gegenüber nicht so schüchtern ist. Manchmal findet dieser stumme Verkehr auch in umgekehrter Weise statt; die Araber oder Chinesen schlagen auf eine weithin schallende Kesselpauke oder ein Metallbecken (Gong), legen ihren Tand nieder und gehen fort. Dann kommt der Orang Kubu und bringt allemal reichliche Gegengabe. (Karl Andree, Geographie des Welthandels I, S. 24.)

Eine eigentliche Kleidung tragen sie nicht, sondern nur ein Stück weichgeklopfter Baumrinde (een lap gestampte boomschors om de middel) um den Leib; die Haut wird zum Schutze gegen die Insectenstiche mit Schlamm oder mit Harz überzogen. Feste Wohnplätze haben sie nicht; sie schlagen an einer beliebigen Stelle ihre aus Zweigen und Blättern bestehenden Hütten auf, bringen die Nacht auch wohl in hohlen Bäumen zu. Die Nahrung besteht aus Wurzeln und Früchten, welche der Wald liefert, in Thieren, welche sie erlegen, und auch Schlangen werden genossen. Sie leben ohne Obmänner und nur in kleinen Horden in geringer Anzahl bei einander. Jede Familie bleibt für sich und hält große Hunde, welche ihr die Nähe von Menschen und Tigern anzeigen. (De Hollander, Land- en Volkenkunde van Nederlandsch Oost-Indien. Breda 1861. I. S. 602 f.)

Ueber diese in ihrer Art interessanten Wilden haben wir eben jetzt eingehende Nachrichten durch Dr. Otto Moh-

nicke erhalten *), denselben gründlichen Forscher, der, wie die Leser des „Globus“ wissen, auch mit Japan so vertraut ist, und der während seines langjährigen Aufenthaltes im Indischen Archipelagus als dirigirender Sanitätsoffizier in der niederländischen Armee die weite Eilandflur von Sumatra bis Amboina genau kennen gelernt hat. Dafür liefert auch das vorliegende Werk einen Beweis, das uns in anschaulicher Weise in das Leben und in die Verhältnisse der hier behandelten Gegenden einführt und zugleich in ethnographischer Beziehung eine ergiebige Ausbeute liefert. Gerade jetzt wo Sumatra durch den Krieg heimgesucht wird, welchen die Niederländer gegen Atschin zu führen haben, kommt es zu rechter Zeit.

Dr. Mohnicke erhielt über die Kubus eingehende Nachrichten während seines Aufenthalts in Palembang vom Obersten de Kock, von dem Pangeran Ferdana Mantri, dem Residenten Oberst Ophuyzen und anderen wohlunterrichteten Leuten; auch lernte er zwei Kubufrauen persönlich kennen, die sich 1847 als Sklavinnen unter dem Hausgesinde eines Pangeran in Palembang befanden.

Der bei Weitem größte Theil der Kubus führt, wie schon bemerkt wurde, ein unstätes Jägerleben. Es ist aber doch den Bemühungen der niederländischen Regierung im Laufe der Zeit gelungen, einige von ihnen zu fester Niederlassung zu bewegen und so entstanden allmälig verschiedene kleine, ausschließlich von Kubu bewohnte Dörfer (malayisch Dussun); diese liegen von den Wohnstätten der übrigen Bevölkerung entfernt, aber doch in einigermaßen zugänglichen Gegenden. Der Sungei (Fluß) Tungkal, S. Lalan, S. Dawas, S. Bayat, S. Batang Leko und S. Rawes, Nebenflüsse des Musi oder Jambi, sind von etwa 350 Familien bewohnt; dieselben zählen an 1500 Köpfe. Die Anzahl derer, welche in den Wäldern umherschweifen, ist viel beträchtlicher; nach einigen Angaben soll sie 10,000, nach anderen 30,000 betragen.

Die in den Dussons wohnenden stehen nur insofern etwas höher als die übrigen, als sie einige wenige Bedürfnisse kennen gelernt haben und nicht mehr wie die letzteren ausschließlich von thierischer Nahrung leben. Weder die einen noch die anderen treiben Ackerbau, noch zeigen sich bei ihnen auch nur die ersten Anfänge irgend welcher Kunstfertigkeit oder handwerksmäßigen Arbeit. Sie verstehen nur die wenigen eisernen Geräthschaften, deren sie benöthigt sind, auszubessern und zu verändern und zu dieser Arbeit dient ihnen das allereinfachste Werkzeug, ein Stein als Ambos, ein anderer als Hammer und ein Stück Bambusrohr als Blasebalg. Sie benutzen Angeln, Harpunen, Spitzen für Lanzen und Wurfspieße, dann auch Parangs (malayische Haumesser), die nach Umständen als Beil oder Schwert dienen.

Dr. Mohnicke hebt dann die Abneigung aller Kubus gegen den Verkehr mit der übrigen Bevölkerung hervor, und sagt: „Die in den Wäldern Herumschwärmenden wissen sich demselben gänzlich zu entziehen, die Dussun-Kubu vermeiden denselben so viel sie nur können.“ Er schildert dann den stummen Handel näher. Palembangische Handelsleute begeben sich in die Tiefe des Waldes und breiten unter einem sich durch Höhe und freiern Stand von seinen Nachbarn unterscheidenden Baum ihre Waaren aus. Diese bestehen in den schon oben angeführten Geräthschaften für die Jagd und den Fischfang aus Eisen, sodann Taback, Salz, verschiedenen Thongefäßen, groben chinesischen Porzellantassen und dergleichen mehr. Dann thun sie Schläge auf ein kupfernes Becken und ziehen sich weit zurück. In der Regel sind sie schon längst von den Kubu beobachtet worden ohne daß sie selbst einen dieser letzteren zu Gesicht bekommen haben. Wenn sie aber nach einiger Zeit zu dem Baume zurückkehren, finden sie statt der von ihnen niedergelegten Waaren andere: Bienenwachs, Honig, Elfenbein, Rotang (Stuhlrohr) (— nach de Hollander auch Benzoë und Drachenblut —). Der Handel mit den Dorfkubus geschieht mehr von Hand zu Hand; diese tauschen auch noch Reis, Flurmatten und grobe Baumwollstoffe ein.

Körperlich weichen die Kubu von der übrigen Bevölkerung in allen wesentlichen Punkten nicht ab; Gestalt, Gesichtsbildung und Hautfarbe sind bei beiden dieselben (— Junghuhn rechnet sie zu seiner Battarace; de Hollander sagt: Zy zyn forscher van gestalte dan de overige Sumatranen —). Der Unterschied zwischen ihnen in ihrer Erscheinung wird allein durch den verschiedenen Grad ihrer Civilisation, ihre von einander abweichende Lebensweise und ihre Kleidung bedingt. Auch wurde mir mitgetheilt, daß der Gesichtsausdruck bei den Kubu wilder, ihr Blick stechender und unstäter, ihre Haltung mehr vornüber gebeugt, ihr Gang weniger fest und mehr schleppend sei als bei der übrigen Bevölkerung von Palembang. Unter den jüngeren Frauen sollen gut aussehende, ja selbst schöne, gar nicht selten sein. Von den beiden, welche ich sah, war die eine ein schlankes, wohlgebautes Mädchen von etwa funfzehn Jahren mit ganz angenehmen malayischen Gesichtszügen, die andere eine schon ältere Frau. Beide waren wie die übrigen Dienerinnen gekleidet und von diesen nicht zu unterscheiden.

Die Gemüthsart der Kubu wird gelobt; man hält sie für sanft, gutmüthig und sehr ehrlich, für muthig und unerschrocken; keiner weicht davor zurück, nur mit einem Wurfspieß bewaffnet, einen Tiger zu beschleichen. Mord und Diebstahl sind bei ihnen unerhört. Ehebruch kommt nicht selten vor, giebt aber keine Veranlassung zu blutiger Rache. Anthropophagie kam nie und kommt auch heute bei ihnen nicht vor und in dieser Beziehung unterscheiden sich diese auf einer so niedrigen Culturstufe befindlichen Stämme von den bei einem Vergleich mit ihnen hochgebildeten Battas. Denn bei diesen blüht der Ackerbau; sie haben ganz verständige Gesetze und Gemeindeeinrichtungen, sie wohnen in wohlgebaueten, größere und kleinere Ortschaften bildenden Häusern; sie besitzen eine eigene Schrift und selbst eine Art Literatur. Dennoch aber ist bei ihnen der Genuß von Menschenfleisch im Gebrauch.

Die Hütten der Kubus sind auch bei denen in Dörfern von der einfachsten Art; Wände und Dach bestehen aus Baumrinde; der Hausrath enthält einige irdene Kochgeräthschaften, ein paar Töpfe, in welchen der eingesammelte Honig aufbewahrt wird, und vielleicht eine grobe Flur- und Schlafmatte. Der Bekleidung mit einem Lendenschurz von weichgeklopfter Baumrinde wurde schon oben erwähnt; bei denen in den Dörfern besteht derselbe aber schon aus grobem Baumwollenzeuge und nach und nach findet bei ihnen die Tracht der übrigen Bevölkerung Eingang; sie genießen auch schon Reis, während jene in den Wäldern, wie bereits bemerkt wurde, von animalischer Nahrung leben. Sie essen Affen, Hirsche, Tiger, Schlangen und Krokodile und das Fleisch der wilden Schweine gehört zu ihren Lieblingsspeisen. Sie verschmähen aber das Fleisch der Elephanten und des Bären, dieses Bruang (Ursus malaianus), welches sie für ungesund halten.

Wer ein Mädchen heirathen will, lebt mit demselben eine Zeitlang in geheimer Verbindung; wenn die Erwählte ihm auf die Dauer zusagt, wendet er sich an ihre Mutter, welche ihre Verwandten zusammenberuft; ein Gleiches thut der Vater des jungen Mannes mit den seinigen. Jene Mut-

*) Banka und Palembang nebst Mittheilung über Sumatra im Allgemeinen. Münster, Aschendorff 1874, S. 195 ff.

ter erklärt dann, daß die Ehe geschlossen sei, der Vater bestätigt das dadurch, daß er einige Schläge gegen ein ausgehöhltes Stück Holz führt und damit ist die Sache abgethan. Bei den Waldkubus findet nach Ehebruch oder Entführung einer verheiratheten Frau manchmal eine Art von Zweikampf um den Besitz derselben statt. Der beleidigte Ehemann und der Entführer gehen in einen Fluß, wo ihnen das Wasser nur bis zur Brust reicht und ringen mit einander; sie suchen sich zu Falle zu bringen und zu ertränken; wer Sieger ist, behält die Frau. Bei den Dorfkubus werden Zwiste um Frauen durch die Dorfältesten auf eine friedlichere Weise geschlichtet. Hat die Frau dem Entführer die letzte Gunst noch nicht geschenkt, dann muß sie zu ihrem Manne zurück und dieser erhält von jenem verschiedene Tauschartikel im Werthe von etwa zehn niederländischen Gulden; dieser Betrag stellt sich jedoch auf das Viersache, wenn die Frau ihre Untreue eingesteht, sie bleibt dann bei dem Entführer. Kein Grad der Verwandtschaft, Bruder und Schwester allein ausgenommen, tritt einer Ehe hindernd entgegen.

Das sogenannte Gottesbewußtsein und die Ahnung von einem Leben nach dem Tode ist bei ihnen höchst dunkel. Alle Bekehrungsversuche glaubenseifriger Mohammedaner sind ohne Erfolg geblieben. Die Kubu meinen, daß die Seelen ihrer Anverwandten den Ort wo ihre Gebeine ruhen als Geister umschweben. Sie legen die Leiche auf ein von Pfählen gestütztes Flechtwerk allen Einflüssen von Wind, Sonne, Wetter, Insecten und größeren Raubthieren bloß, und geben ihr einen Eßtopf und einen Becher aus Bambusrohr mit. Ob und wann der Sterbende ein Geist geworden sei, erkennen die Umstehenden daran, ob sie nach seinem letzten Athemzuge ein leises, zischendes Geräusch vernehmen oder zu vernehmen glauben. Alle bei denen sich dieser Ton nicht hören läßt sind einfach todt.

Die Kubu erfreuen sich einer guten Gesundheit und werden in der Regel alt. Sie halten sich überzeugt, daß sie bei Vermischung und durch größere Gemeinschaft mit der übrigen Bevölkerung dieses Vorzuges verlustig gehen würden, und darin liegt eine Hauptursache ihrer Absonderung. Sie glauben fest, daß jeder Verkehr mit anderen als ihren Stammgenossen ihnen Krankheiten zuführen würde (— und darin haben sie den richtigen Treffer —). Epidemische Krankheiten kommen bei ihnen selten vor; die natürlichen Pocken sind während eines Jahrhunderts kaum zwei- bis dreimal bei ihnen aufgetreten. Schon ein mit bloßem Husten Behafteter wird von ihnen gemieden. Syphilis ist bei ihnen unbekannt geblieben. Alle Krankheiten werden durch den Einfluß böser Geister veranlaßt; gegen solche, welche für nicht ansteckend gelten, rufen sie ihre Doctoren. Diese verhüllen sich den Kopf, beräuchern sich und den Kranken mit Benzoë und rufen die guten Geister an, bis sie selbst ermattet und betäubt zu Boden sinken. Sie versichern, daß ihnen in solchem Zustande Eingebungen über den Sitz der Krankheit zu Theil werden und wie dieselbe durch Reiben, Kneten, Belecken mit der Zunge, Bestreichen mit Speichel und dergleichen zu heilen sei.

Ueber die Sprache konnte Mohnicke nichts Näheres erfahren. Man sagte ihm, sie sei eine „eigenthümliche“, werde bei den nomadisirenden Horden noch rein und unvermischt gesprochen, während jene der Dusson-Kubu schon stark mit malayischen Wörtern vermengt sei, so daß eine Verständigung mit ihnen der übrigen Bevölkerung nicht schwer falle. (— Jene Eigenthümlichkeit angenommen, würde eine starke Vermischung doch einen langen Verkehr mit Malayen voraussetzen, was aber der strengen Abgeschlossenheit der Kubus nicht entspricht. —) „Sehr interessant wäre es namentlich, näher zu erfahren, wie sich das Idiom der Kubus zu den älteren auf Sumatra bewahrt gebliebenen malayischen Dialekten, namentlich zu dem der Battas verhält.“

Aus allen Erdtheilen.

Die Italiener im Auslande.

Bis vor wenigen Jahren waren die aus Italien Ausgewanderten vorzugsweise nur in den Ländern am Mittelmeere verbreitet, namentlich in der sogenannten levantinischen Domäne; jetzt aber richtet sich die Auswanderung, insbesondere aus den nördlichen Provinzen, auch nach Südamerika, vorzugsweise nach dem La Plata. Die Regierung hat jüngst durch ihre Consuln Berichte über die Italiener in fremden Ländern eingezogen und Herr Bodio, Director des statistischen Bureaus zu Florenz, hat Nachstehendes veröffentlicht. Herr Malvano, Beamter im Ministerium des Auswärtigen, schätzt die Zahl auf 432,000 bis 478,000, doch ist dieselbe wohl zu niedrig gegriffen. Man weiß z. B., daß auch in Paraguay Italiener wohnen; für Peru werden im Census nur 1321 aufgeführt, während der Consul zu Lima allein für diese Stadt etwa 3500 angiebt. Aehnlich verhält es sich mit Brasilien und Venezuela.

Professor Bodio nimmt für die verschiedenen Staaten Europas 213,396 an; für Nord- und Südamerika 217,690; für Kleinasien, Aegypten, Algerien, Tunis, Tripolis, Marokko 44,360; etwa 1000 für Australien und ungefähr 100 für Ostindien, China und Japan. Demnach vertheilt sich die Auswanderung nach Europa und Amerika ziemlich gleichmäßig; sehr ungleichmäßig sind aber die Bestandtheile derselben. Ein nicht unbeträchtlicher Theil ist bekanntlich keineswegs productiv, wir meinen die Kinder, Orgeldreher und Hausirer. Die Betriebsamen ziehen die sogenannten lateinischen Länder vor. So werden für die südamerikanischen Staaten 147,547 angenommen, doppelt so viele wie für die Vereinigten Staaten von Nordamerika, das nur etwa 70,000 Italiener zählt, während jetzt allein auf Argentinien mehr als 90,000 kommen, wovon 46,000 in Buenos Ayres wohnen. Die Italiener lassen sich vorzugsweise gern in den Städten nieder.

Zum Contingent der Einwanderer lieferte Oberitalien 45,35 Procent, also beinahe die Hälfte; Centralitalien 10,96, Süditalien 9,33, Sicilien und Sardinien 4,26. Die Auswanderer nach europäischen Ländern kommen vorzugsweise aus Ober- und Mittelitalien, jene nach Amerika aus Süditalien, Rom, Toscana und der Aemilia; die nach Asien aus der neapolitanischen Provinz Basilicata; die nach Afrika aus Sardinien und Sicilien; das männliche Geschlecht überwiegt; für Südamerika stellt sich dasselbe auf 65 für Argentinien und 93 für Peru. Das Alter der Kinder unter sieben Jahren wechselt von $^1/_{10}$ auf $^1/_6$. In einer Tabelle über die Beschäftigungen, welche eine Gesammtzahl von 270,000 Individuen umfaßt, sind mehr als 100,000 als ohne Beschäftigung aufgeführt; man kann also annehmen, daß diese sogenannte Straßengewerbe treiben; von den übrigen sind 86,634 als Handwerker und den industriellen Classen angehörig aufgeführt, nur 21,141 als Ackerbauer und 17,657 als im Handelsbetriebe beschäftigt. Geistliche 1367,

Grundeigenthümer nur 2728, Hausdiener 7678, Gelehrte, Literaten und Künstler 6724 Individuen.

Zur Naturgeschichte des Neuyorker „Loafers".

Der „Loafer" (müßige Eckensteher, Händelsucher, Raufbold und Unheilstifter) ist eine Pflanze, die in der neuen Welt sehr häufig vorkommt und am vorzüglichsten in der Stadt Neuyork gedeiht. Man trifft gewöhnlich sechs bis zehn Exemplare derselben beisammen; ihre schönsten Blüthen entfaltet sie an freundlichen Abenden, an welchen ein lebhafter Verkehr in den Straßen herrscht; sie erregt dann an den Ecken, wo zwei Straßen sich kreuzen, die Aufmerksamkeit aller Vorübergehenden auf mancherlei Weise, wenn auch nicht immer durch die Schönheit und den Wohlgeruch ihrer Blüthen. Sie erreicht gewöhnlich das Alter von 18 bis 20 Jahren, mit welchem sie von den Straßenecken verschwindet und sich einen andern, solidern Boden sucht. Die Umwandlung, die dann mit ihr vorgeht, kündigt sich dadurch an, daß die Pflanze Stacheln oder besser gesagt einen zarten Flaum treibt, der ihr ein rauheres Aussehen giebt. Wie verschieden auch die Varietäten der Pflanze sein mögen, es läßt sich bei allen Exemplaren die Familienähnlichkeit nicht verkennen. Einer besondern Beliebtheit erfreut sich die Pflanze eigentlich nicht, denn die Vorübergehenden weichen ihr aus und unter Umständen soll die nähere Bekanntschaft mit ihr geradezu gefährlich sein.

Um indessen der Botanik keinen allzu großen Zwang anzuthun, ist der Leser gebeten, sich das Genus „Loafer" von rein menschlichem Standpunkt anzusehen. Der „Loafer" ist gewöhnlich ein junger aufgeschossener Mensch in der „Blüthe" der Flegeljahre, muthwillig, zudringlich und zu schlimmen Streichen jeder Art geneigt; er ist bis zu einem gewissen Grade das Product der amerikanischen Durchschnittserziehung, thut sich viel auf seine Würde als Amerikaner zu gut, obgleich seine Eltern gewöhnlich Eingewanderte sind, und scheint es ganz besonders auf „Dutchmen" abgesehen zu haben. In seiner Kleidung macht sich zuweilen das krampfhafte Bemühen bemerklich, der herrschenden Mode gerecht zu werden; es kommt dann zu der schäbigen Noblesse, die ihn auszeichnet, noch eine gewisse Steifheit der Bewegungen oder eine im Keim verkrüppelte Grandezza hinzu. Das Tabackkauen und das kunstgerechte Ausspucken lernt der „Loafer" schon sehr frühzeitig. Am meisten fühlt er sich in seinem Elemente, wenn er mit Vorübergehenden anbinden kann; jeder Anlaß, der sich ihm dazu bietet, ist ihm willkommen. Das weibliche Geschlecht, besonders den im Alter von 12 bis 18 Jahren stehenden Theil desselben, incommodirt er durch zudringliche Blicke und unziemliche Bemerkungen. Nur wenn er denkt an einem der Vorübergehenden „seinen Mann zu finden" entwickelt er etwas mehr Vorsicht. Schadenfreude und Heimtücke sind hervorstechende Züge seines Charakters. Wenn er unbemerkt einen Stein auf einen vorübergehenden Festzug oder in einen offenen mit Excursionisten gefüllten Pferdebahnwagen werfen kann, so macht ihm das gewaltiges Vergnügen, ohne Rücksicht darauf, ob er nicht vielleicht einem der Vorüberziehenden einen Schaden fürs ganze Leben beibringt. Auch mit dem Gebrauch des Messers und anderer Waffen ist der „Loafer" nicht selten vertraut und macht davon oft bei den geringfügigsten Veranlassungen Gebrauch. Zuweilen kommt er an den „unrechten Mann", z. B. wenn er mit betrunkenen Irländern anbindet, die eben von einem Ausflug nach einem der Parke im obern Stadttheil zurückkehren. Es passirt ihm dann, daß er eine schwere Tracht Prügel erhält oder gar von seinen „Collegen" nach der nächsten Apotheke geschleppt werden muß. Seine edeln Züge werden dann öfters mehrere Wochen lang durch gewaltige Streifen Heftpflaster entstellt.

Vor 20 bis 25 Jahren hatte der eingewanderte Deutsche dem Neuyorker „Loafer" gegenüber einen ganz besonders schweren Stand: er wurde als Prügeljunge betrachtet und wehe ihm, wenn er die Verwegenheit hatte, sich mit einer Pfeife im Munde oder mit einem Schnurrbart in der Straße zu zeigen! Erst nachdem der „Loafer" die „deutschen Hiebe" gründlich hatte kennen lernen, wurde er dem eingewanderten Deutschen gegenüber etwas manierlicher und vorsichtiger. Gegenwärtig, nachdem sich Neuyork einer so imposanten deutschen Bevölkerung rühmt, wird der Deutsche von dem „Loafer" nicht mehr incommodirt als andere Eingewanderte auch. Das „Loaferthum" trägt auch nicht mehr ganz seinen gefährlichen Charakter von früher. Ein absoluter Müßiggänger ist der „Loafer" nicht, denn nicht selten unterzieht er sich während des Tags einer leichten Beschäftigung, um dann Abends oder an Sonntagen seinem Lieblingsamüsement, der Eckensteherei, obzuliegen. Ein abgesagter Feind jeder harten Arbeit ist er unter allen Umständen. Hat er durch ehrliche Arbeit einige Dollars erübrigt, dann gönnt er sich Ruhe und Erholung, bis der Mangel an Fonds ihn wieder zwingt, auf die außerordentliche Eckensteherei (während des Tags) vorübergehend zu verzichten.

Manchmal passirt es dem „Loafer" auch, daß die Behörden etwas mehr Abwechselung in sein zeitweise einförmiges Dasein bringen und ihn wegen kleiner Conflicte mit dem geschriebenen Gesetze eine Erholungsreise auf Kosten der Stadt oder des County nach Blackwells Island und anderen interessanten Gegenden machen lassen. Die Veranlassung dazu ist in manchen Fällen darin zu suchen, daß der „Loafer" in Gesellschaft einiger Collegen eine deutsche Wirthschaft besucht und dem Eigenthümer des Locals, der seinen „Pappenheimern" nicht pumpen wollte, auf feige Weise eine Verletzung beigebracht hat, oder auch daß der „Loafer" vergessen hat, irgendwo etwas liegen zu lassen was nicht sein Eigenthum war. Denn auch solcher Vergehen macht er sich zuweilen schuldig und liefert dadurch den Beweis für die Richtigkeit des Sprüchwortes „Müßiggang (loafing) ist aller Laster Anfang".

Im Alter von 18 bis 20 Jahren tritt im Leben des „Loafer" die kritische Wendung ein, die über seine Zukunft definitiv entscheidet: entweder er beginnt sich des „Loaferthums" zu schämen und tritt noch als nützliches Mitglied in die Gesellschaft ein, oder er beharrt bei seinen früheren Gewohnheiten und endet im Zuchthaus oder am Galgen. Was die männlichen Eigenschaften und den Muth des „Loafers" betrifft, so hat man während des letzten Krieges die Erfahrung gemacht, daß davon bei ihm nicht viel vorhanden ist und daß er einen feigen und unzuverlässigen Soldaten macht. Die Regimenter, welche das verrottete Element der Neuyorker Jugend in beträchtlichem Grade in sich aufgenommen hatten, erwiesen sich als die schlechtesten vor dem Feinde und die am schwierigsten in Disciplin zu erhaltenden vor und nach der Schlacht.

Seit Beendigung des letzten großen Kriegs ist dem „Loafer" durch die Theuerung aller Lebensbedürfnisse sein früheres Treiben sehr erschwert; er kann nicht mehr harmlos vegetiren wie die Lilien im Felde, nicht mehr sein Leben fristen wie die Vögel des Himmels, die nicht säen und nicht ernten und die ihr himmlischer Vater dennoch nährt: diese schöne Zeit ist dahin und der „Loafer" muß wohl oder übel arbeiten und das Geschick der meisten seiner Mitmenschen theilen. Er ist mithin gewissermaßen gezwungen, ein besserer Mensch zu werden, doch hat er in den wenigsten Fällen den guten Willen dazu.

Brasilien.

In der „Deutschen Allgemeinen Zeitung für Brasilien" finden wir folgende Zusammenstellung:

Wäre Brasilien so bevölkert wie Belgien, so hätte es im Verhältniß zu seinem Flächeninhalt anstatt 10,000,000 Einwohner deren 1,333,044,720, oder 37 Mal mehr als Frankreich. Brasilien würde dann beinahe 4 Mal mehr Bevölkerung haben, als China und 17 Mal mehr als Rußland. Es wäre schon hinreichend, hätte Brasilien im Verhältniß die Bevölkerung Portugals, um, außer China, das bevölkertste Reich der Erde zu sein. In diesem Falle würde es eine Seelenzahl von 307 Millionen, oder 10 Mal mehr als Großbritannien haben. —

Nun das Gegentheil. Hätte Belgien im Verhältniß die

Stärke der Bevölkerung Brasiliens, so wäre seine Einwohnerzahl nicht stärker als die der Stadt Pará, oder 10 Mal weniger als die der Stadt Rio de Janeiro. Die letztere hätte 3 Mal mehr Bevölkerung als das Königreich Portugal, wenn die Stärke der Einwohnerzahl dieses Landes der Brasiliens gleichstände.

Die kleinste Provinz Brasiliens, Espirito Santo, ist größer als Belgien, oder Sachsen, oder Holland.

Die Provinz Rio de Janeiro ist größer als die Schweiz oder Dänemark und ein wenig kleiner als Griechenland. Würtemberg ist nur halb so groß als die Provinz Rio de Janeiro.

Ceará ist so groß wie Portugal, aber größer als Schottland, oder Irland, oder Bayern.

Das Deutsche Reich, welches auf der Karte so groß aussieht, kann mit Belgien und der Schweiz zusammen noch in die Provinz Minas Geraes hineingestellt werden.

Mato Grosso ist größer als irgend ein europäischer Staat, Rußland ausgenommen, etwas kleiner als die drei größten Staaten Europas vereinigt, aber unbedingt größer wie Deutschland und Oesterreich zusammen, oder Deutschland, Frankreich und Spanien, oder alle europäischen Länder der lateinischen Race zusammengenommen.

Brasilien ist 15 Mal größer als Frankreich und die Provinz Minas Geraes 1,5 Mal größer als dieses.

* * *

— Der Judenpatriarch Abraham war ein — Irländer. Im zehnten Capitel der Genesis Vers 28 bis 31 wird uns der Stammbaum des jüdischen Patriarchen Abraham aufgeführt; wir erfahren, daß sein Vaterland „Ur" hieß, daß es in Chaldäa lag und daß von dort Thareh, Abraham, Lot und ihre Weiber nach Haran und weiter gen Canaan zogen.

Für die Männer der Wissenschaft herrschte bisher kein Zweifel darüber, daß Chaldäa in Mesopotamien zu suchen sei, wenn auch seine Grenzen sich wissenschaftlich schwer feststellen lassen. Die Ursitze der Semiten lagen überhaupt weiter östlich, im heutigen Armenien und am Südfuße des Kaukasus. Wenigstens deutete Alles darauf hin. Indessen hier liegt ein bedauerlicher Irrthum vor und diejenigen Leser, welche noch an diesem Irrthum kleben sollten, werden davon gründlich geheilt werden, wenn sie das neue Werk der Frau Anna Wilkes lesen, welches den vielversprechenden Titel: Ireland, Ur of the Chaldees (London 1873, published for the author by Trübner and Co.) trägt. Frau Wilkes ist der britische Obermüller; auch mahnt sie in vielen Stücken an Professor Jacobi in Leipzig und besitzt unzweifelhafte Familienähnlichkeit mit Dr. med. Riecke in Nordhausen. Das allein muß schon in der wissenschaftlichen Welt ein günstiges Vorurtheil für sie erwecken, und wir verdienen uns gewiß den Dank der Leser, wenn wir einige der wichtigsten Ergebnisse aus dem Werke der Frau Wilkes hervorheben. Nachdem wir Obermüller, Jacobi und Riecke wiederholt gewürdigt haben, darf eine solche Würdigung der Frau Wilkes in den Spalten des „Globus" keineswegs unterbleiben.

Das wichtigste Resultat ihrer Untersuchungen ist kurz folgendes: Ur ist Irland und von hier zog der alte Jude nach Haran und Canaan. Wie er nun mit seinen Kameelen diese Reise bewerkstelligt hat, wird freilich nicht näher angegeben, doch kann man mit Hülfe einer geologischen Hypothese leicht über diese kleine Schwierigkeit hinwegkommen; man braucht nämlich bloß anzunehmen, daß Irland zur Zeit Abrahams noch mit dem Festlande zusammenhing, und der Patriarch zog trockenen Fußes ins gelobte Land. Kelten und Hebräer sind nach Frau Wilkes ein und dasselbe Volk und damit ist für die Wissenschaft wieder eine große Thatsache errungen worden, die von Frau Wilkes etymologisch begründet wird. Denn: stimmen die Wörter Hibernia, Hebriden und Eboracum (der alte Name für die Stadt York) nicht mit Hebräern überein? Die Religion der alten Briten und Iren war der Druidismus. Und was war dieser? Die Verehrung Gottes durch Opfer auf Altären aus unbehauenen Steinen, nach der Manier Noah's. Die Druiden aber bewahrten Noah's Religion auf. So steht wörtlich zu lesen.

Ferner: „Als der Patriarch Heber nach Irland kam, wurde er von einer Gesellschaft von Druiden und Ladies begrüßt, welche der Race des Lughaid oder Lud, des Bruders des Arphaxad, angehörten. Die Luditen werden von Nennius als die „große rollende Woge" bezeichnet und ihre Nachkommen sind auf den britischen Inseln bekannt unter dem vergleichweise modernen Namen Llogd, Logd, Luard und Loudon in Wales und Irland; in Schottland dagegen als Mc Leod oder Söhne des Lud. Diese Race Luds dehnte sich über einen beträchtlichen Theil Westeuropas aus. Der alte Name von Lyon war Lugdunum. Mane-Lud bei Lok mariaker in der Bretagne ist berühmt wegen seiner megalithischen Denkmale, die in ähnlicher Weise wie irische Steindenkmale ausgehauen sind. Auch Ludlow, Ludwig, Ludborough, Luddendenfoot, Ludgate und der alte Name der Londoner City, Caer-Lud, einer der drei Sitze der britischen Erzdruiden, gehören hierher."

Ohe, jam satis est; ohe libelle!

— Wir finden die Notiz, daß schlimme Nachrichten über Cameron's Expedition in Ostafrika von Sansibar eingelaufen seien. Die Mitglieder haben von Anfang an viel durch Krankheiten zu leiden gehabt. Nun heißt es, Dillon habe in einem Fieberanfall sich ums Leben gebracht; Murphy sei schwer krank nach Sansibar zurückgekommen, Cameron jedoch weiter ins Innere gegangen, um auf dem Wege des Nils oder des Congo bis an die Küste zu gelangen. Nähere Nachrichten müssen wir abwarten.

— Der französische Ministerresident Tissot zu Tanger hat die augenblicklich günstigen Verhältnisse in Marokko benutzt, um eine Wanderung ins Innere gegen Fez hin zu unternehmen. Er hat von einem Theile desselben eine Karte entworfen und sich insbesondere den alten Römerstraßen und der alten Station am See Kephisias zugewandt.

— Aus Caracas unterm 21. Mai schreibt uns unser fleißiger Mitarbeiter, Dr. A. Ernst:

Unser Landsmann, Karl Mauch, der Afrikareisende, ist gegenwärtig hier in Caracas; er macht mit Otto Kuntze aus Leipzig eine botanische Reise um die Erde. Am heutigen Tage haben beide Herren die Besteigung der Silla de Caracas begonnen.

Venezuela schreitet fort. In den nächsten Tagen werden die Nonnenklöster aufgehoben und die Schwestern haben ihr warmes Nest bereits verlassen müssen. Präsident Guzman Blanco ist ein freisinniger Mann und hat insbesondere die Ueberzeugung, daß gute Verbindungswege und gute Schulen für das Land nützlicher und nothwendiger seien als Mönchs- und Nonnenklöster, die man als höchst überflüssige Dinge betrachtet.

— Nicaragua, wo die Jesuiten nach Vertreibung aus den übrigen centralen amerikanischen Republiken sich angesammelt und eingenistet haben, will dieselben nicht länger dulden, weil sie „unverbesserliche Ränkeschmiede und Feinde der öffentlichen Ruhe und der Volkserziehung" seien. In Ecuador dagegen, ihrem Paradiese, herrschen sie unumschränkt, weil der dortige Dictator ganz und gar ihr Werkzeug ist. In allen anderen ehemals spanischen Colonien sind sie theils ausgetrieben worden, theils allgemein verhaßt.

Inhalt: Nach Californien. I. (Mit acht Abbildungen.) — Kerguelen-Land, die deutsche Station zur Beobachtung des Venusdurchganges. II. (Schluß.) — Das Fürstenthum Montenegro. Mitgetheilt von Prof. M. P. in Zombor. II. (Schluß.) — Die wissenschaftliche Reise des deutschen Schiffes „Gazelle". — Das Volk der Orang Kubus auf Sumatra. — Aus allen Erdtheilen: Die Italiener im Auslande. — Zur Naturgeschichte des Newyorker „Loafers". — Brasilien. — Verschiedenes. — (Schluß der Redaction 28. Juni 1874.)

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXVI. № 4.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 4 Thlr. Einzelne Nummern 5 Sgr. — 1874.

Nach Californien.

II.

Die Riesenbäume in Calaveras County. — Die Indianerhorden. — Ein namenloser Volksstamm und dessen Untergang. — Eigenthümliche Sitten und Gebräuche desselben. — Die Meidus und ihre Erntetänze. — Wer die Welt erschaffen hat. — Etikette bei den Konkow-Indianern. — Der Pah Yute-Häuptling Winemuka.

Die „Riesenbäume“ in Californien sind weltbekannt und hundert Mal beschrieben worden. In Calaveras County findet man die colossalsten dieser „Big Trees.“

Von Sacramento aus führt die Straße dorthin über eine Anzahl von Grubenstädten: Mokelumne Hill, Dryton, Fiddle town, Amador, Sutter Creek, Jackson und Volcano, über die große goldhaltige Quarzader, von welcher Californien in der Richtung von Norden nach Süden durchzogen wird. Von Mokelumne Hill an sieht man zu beiden Seiten des Weges manche verlassene Gruben und Ortschaften; von einer der letzteren, Murphy, erreicht man den etwa sechszehn Miles entfernten „Riesenwald“ in Calaveras County. Auch in den Counties Mariposa, Tuolumne und Fresco wachsen die colossalen Sequoias. Die Engländer bezeichnen dieselben als Wellingtonias, die Nordamerikaner als Washingtonias; wir ziehen die Benennung Sequoia gigantea vor.

In Calaveras County ist dieser herrliche Wald für Staatseigenthum erklärt und damit den Waldschindern ein Riegel vorgeschoben worden. Die Yankees hatten sich schon daran machen wollen, die Bäume niederzuschlagen und die Wunderwerke der Natur in Dollars umzuprägen! Viele dieser Sequoias haben 10 bis 15 Meter im Umfange und 100 Meter und mehr an Höhe. Im Londoner Sydenhampalaste sieht man die von einem Engländer dorthin gebrachte Rinde eines Baumes, welche um ein Gezimmer oder Gestell von 106 Fuß Höhe gelegt worden ist. Der leere Raum innerhalb dieses Rindenüberzuges ist 26 Fuß breit und hat 78 Fuß im Umfange. Man sieht aber noch heute im Walde selbst manche noch viel colossalere Bäume. Der eben erwähnte abgerindete steht nach wie vor trotz jener Verstümmelung; man bezeichnet ihn als Mutter des Waldes; er hat eine Höhe von 327 Fuß englisch, und das Abrinden kostete den Engländer 4000 Dollars.

Eine andere Sequoia ist über der Wurzel abgesägt worden. Auf dem Stamme steht ein Kiosk, in welchem sechszehn Personen bequem Quadrille tanzen können. Man hatte acht volle Tage zum Absägen nöthig. Auf einem der abgetrennten Aeste wurde in San Francisco ein Bazar eröffnet; nachdem die Waaren verkauft waren, hielt man auf dem Durchschnitt dieses Astes einen kleinen Ball ab.

Auf dem Wurzelberg in Thüringen, im Lande Schwarzburg-Rudolstadt, wo sich noch ein Stück Urwald mit colossalen Bäumen erhalten hat, sind die mächtigsten Bäume mit Schildern bezeichnet, deren jedes den Namen eines bedeutenden Mannes der Wissenschaft trägt (Humboldt, Willdenow, Decandolle, Jussieu ꝛc.). Die Yankees haben den gewaltigsten Waldriesen Namenschilder angeheftet von eini-

Der Vater des Waldes in Calaveras County.

gen großen und vielen miserabelen Politikern, von Washington an bis herunter auf — Grant, dem gegenwärtigen kläglichen Präsidenten ihrer verflossenen „Musterrepublik“! An manchen haben sie auch sehr überflüssige Sprüche angebracht, z. B. von folgendem seichten Kaliber: „Die Wälder sind die ersten Tempel der Gottheit gewesen!“ und dergleichen mehr.

Manche Bäume sind von den Indianern angebrannt worden oder haben durch den Blitz gelitten, andere sind in Folge hohen Alters umgefallen; man kann dasselbe auf reichlich 4000 Jahre veranschlagen und sie sind „mindestens 2000 bis 3000 Jahre älter als die Religion der Christen, 1000 Jahre älter als jene der Juden, viel älter als jene der Buddhisten, älter als Ninive und die ägyptischen Pyramiden“. In einen dieser am Boden liegenden ausgefaulten Stämme kann man zu Pferde nahe an 100 Fuß weit hineinreiten.

Einer dieser am Boden liegenden Stämme, der Vater des Waldes, war 450 Fuß englisch hoch (etwa 140 Meter); ein anderer, dessen Stamm abgerindet worden ist, die Kajüte des Pioniers, hat am untern Ende 32 Fuß Durchmesser, die Schönheit des Waldes 300 Fuß, die Beiden Schildwachen haben 315 Fuß.

Rings um diese Sequoien wachsen mancherlei andere zapfentragende Bäume: Fichten, Tannen, Cedern, Lärchen, Cypressen, in deren Gezweige sich die Eichhörnchen umhertummeln; sie sind so dreist, daß sie auf die nuten Vorübergehenden Zapfen herabwerfen.

Der Eindruck, welchen solch ein Riesenwald macht, erregt kein Staunen, weil die Verhältnisse der Bäume harmonisch sind; die Dicke des Stammes steht im Verhältnisse zur Höhe. Der Wald liegt etwa in 400 Fuß Höhe über dem großen Ocean. Am Morgen des 18. Octobers 1868 zeigte der Barometer 638 Millimeter, der Thermometer + 5° C. Um diese Jahreszeit kommen nur noch wenige Touristen dorthin.

Während der Riesenwald vor Vernichtung bewahrt wird, schwinden die Eingeborenen Californiens mehr und mehr dahin. Die Indianer des Landes sind auf den Aussterbeetat gesetzt und rettungslos dem Untergange geweiht. Viele Stämme sind bis auf den letzten Mann verschwunden; die Kugelbüchse der Weißen, die ansteckenden Krankheiten, das Abdämmen der Flüsse, welche ihnen ihr Hauptnahrungsmittel, die Fische, lieferten, das Verscheuchen des Wildes, das Alles hat dazu beigetragen, ihre Zahl rasch zu vermindern. Als vor nun einem Menschenalter die Yankees in das Goldland einzuströmen begannen, betrug die Anzahl der Eingeborenen reichlich über 100,000 Köpfe und nach anderen Annahmen mehr als eine viertel Million. Davon sind heute, nach einer hochgegriffenen Abschätzung, keine 20,000 mehr übrig. Und diese verenden in geradezu Grauen erregender Weise Jahr nach Jahr in wachsender Menge, einerlei ob sie noch ungehindert ihr freies Leben der Fischer- und Jägernomaden führen dürfen, oder ob man sie auf sogenannte Reservationen verwiesen hat, wo der Stamm auf einen bestimmten Raum eingepfercht ist, den er nicht verlassen darf. Dort bekommt er eine Art von Viertels- oder Achtelcivilisation und gerade diese trägt wesentlich dazu bei, seinen Untergang zu beschleunigen. Wir werden in diesem Bande des „Globus“ eine große Karte mittheilen, in welcher die Reservationen zwischen dem Missouri und dem Stillen Weltmeere verzeichnet sind, sodann die verschiedenen Forts, welche zur Ueberwachung derselben von Seiten der Washingtoner Regierung angelegt worden sind, ferner auch die Oertlichkeiten, welche die Reste der verschiedenen Stämme innehaben.

Winemuka, der Häuptling der Pah Yutes.

Die Indianer in Californien waren und sind in einer Weise zerklüftet, zu welcher man kaum in Australien ein Nebenstück findet. Auf der ganzen weiten Strecke zwischen Oregon und dem Californischen Meerbusen (42 bis 32° N.) hat es zwischen der Sierra Nevada und dem Großen Ocean niemals das gegeben, was wir als ein Volk bezeichnen können; wir finden nur Horden in mehr oder weniger geringer Anzahl und von vielen derselben ist entweder gar nichts mehr übrig oder ihre Zahl erreicht nicht mehr als einige hundert Köpfe. Wir werden, wenn wir die eben erwähnte Karte erläutern, auf diesen Gegenstand näher eingehen, heute wollen wir einige Züge geben, welche das Leben und Treiben einiger dem Untergange geweiheten Horden kennzeichnen. Mehr oder weniger verkommen sind sie schon alle ohne Ausnahme.

Am Mill Creek, der zum Stromsystem des San Sacramento gehört, lebt eine Horde, deren Name allen anderen Indianern und auch den Weißen völlig unbekannt ist; nur sie allein weiß, wie sie sich nennt und sie wird untergehen, ohne daß man wissen wird, wie sie geheißen. Diese namenlosen Indianer bilden unter den übrigen eine durchaus fremdartige Erscheinung. Sie sind Barbaren, sind Wilde, welche der sogenannten Civilisation mit den Waffen Widerstand geleistet haben bis auf den letzten Bock (so bezeichnet der „civilisirte“ Yankee den braunen Mann), die letzte

Squaw und das letzte Papuse (Frau und Kind). Einst sind sie ein für californische Verhältnisse zahlreicher Stamm gewesen, im Jahre 1870 waren von demselben noch fünf Individuen am Leben. Niemand sah diese zwei Männer, zwei Frauen und ein Kind, außer in langen Zwischenräumen ein einzelner Jäger, welcher die vulcanischen Einöden durchstreifte oder die Gestrüppwälder, in denen diese Wilden sich von allen übrigen Menschen fernhielten. Solch ein Jäger sah dann wohl nach Einbruch der Dunkelheit ein schwaches Lagerfeuer, vor dem sich eine Menschengestalt hin und her bewegte. Er, mit seiner Flinte bewaffnet, kroch vorsichtig näher, bevor er jedoch sich in Schußweite befand, waren die Gestalten verschwunden und wenn er dann bis an das Feuer kam, fand er nichts. Diese Namenlosen kochten ihr Abendessen, aber ihre Schlafstelle suchten sie an einem andern Orte, wo sie kein Feuer anmachten, um sicher vor Feinden zu sein. Denn für einen Feind galt ihnen Jedermann. Tage und Wochen lang trieben sie sich zwischen vulcanischem Getrümmer umher. Man weiß, daß diese Fünf oftmals auf einer Anhöhe neben einander kauerten und in die Weite hinausstarrten, oder daß sie auf die niedrigen Bäume kletterten, um aufzulauern bis ein Hase vorüber kam.

Stephen Powers, der gründlichste Kenner der californischen Indianer, erzählt („Overland Monthly", San Francisco, May 1874, S. 418) Folgendes. In Chico und der Umgegend leben manche Männer, die hoch und theuer geschworen haben, daß diese fünf Indianer eines blutigen Todes sterben sollen, aber Wochen und Jahre sind vergangen, ohne daß sie dieses abscheuliche Gelübde hätten erfüllen können. Nun sind vier Jahre vergangen seitdem man die dem Untergang verfallenen Fünf zuletzt gesehen hat. Im Februar 1870 war es einigen Jägern gelungen, die beiden Squaws einzufangen und dadurch mit den Männern in Verbindung zu kommen. Sie versprachen denselben sicheres Geleit und die Herausgabe der Frauen, falls jene bündig betheuern wollten, fortan jede Feindseligkeit zu unterlassen. Nun kamen die beiden Männer, das Kind brachten sie mit. Einer der Jäger gestand mir persönlich ganz offen zu, es sei ihre Absicht gewesen, allen Fünfen das Lebenslicht auszublasen. Als alle auf demselben Lagerplatze waren,

Das Innere eines Pavillons auf dem durchgesägten Stamme einer Sequoia.

fiel es einem der Weißen ein, zu ermitteln wie viel Pfund sein Körper wiege. Er band sich zu diesem Zwecke einen Strick um; darüber geriethen die Wilden in Angst und Schrecken und waren, wie Rehe laufend und springend, im Nu verschwunden.

Die Weißen sahen, daß einer der Männer eine Schußwunde in der Hand und mehrere dergleichen am Arme hatte. Seitdem hat Niemand sie wieder gesehen. Als die Horde noch nicht aufgerieben war, wohnte sie am Mill- und am Deercreek, nachdem sie aber von 1858 an in ununterbrochener Fehde mit den Weißen lebte, flüchtete sie sich nach den vulcanischen Terrassen und in das niedrige Bergland im Westen des Millcreek. Ihre Kriegsführung trug allerdings den Charakter wildester Grausamkeit und daraus erklärt sich auch, daß die Leute in und um Chico geschworen hatten, sie ganz und gar auszurotten. Sie wurden aus ihrem Wiesen- und Waldlande in jene fast wasserlosen vulcanischen Einöden getrieben, sahen wie einer ihrer Nachbarstämme nach dem andern von den Weißen überwunden wurde, aber sie wollten und wollten sich nicht fügen, und so sind sie untergegangen.

Dieses namenlose Volk hatte einige Sitten und Gebräuche, welche von denen anderer Indianer Californiens völlig abwichen. So waren z. B. die Schwitzhäuser bei ihnen nicht im Gebrauch und folglich auch nicht die Tänze in der großen Badehütte, dagegen hatten sie Rundtänze im Freien. Ferner bauten sie keine warmen, dick mit Erde überworfenen Wohngebäude, welche der eigentliche Californier so sehr liebt, sondern nur Schuppen aus Zweigwerk und häufig hatten sie keinen andern Schutz als Erdlöcher und Höhlen. Sodann waren sie außerordentlich grausam gegen ihre Gefangenen, welchen sie abscheuliche Martern zufügten. Die anderen californischen Indianer mißhandeln wohl den todten Feind, aber sie martern den lebendigen nicht. Es ist auch kein Charakterzug der letzteren, die Fehde gegen die Weißen bis zu völliger Vernichtung durchzuführen und doch haben die Namenlosen es gethan. Diese sengten und schnitten ihr Kopfhaar kurz ab, bis es kaum einen Zoll hoch war; alle anderen Stämme lassen das Haar lang wachsen und herabhängen.

Eigenthümlich war ihnen auch die Art und Weise wie sie den Hirsch jagten. Sie nahmen das grüne Geweihe,

kratzten das Mark heraus und es war dann so leicht, daß der Indianer es auf seinem Kopfe tragen konnte. Dann ging er in den Wald, machte alle Bewegungen eines Hirsches mit dem Kopfe nach, welchen er aus dem Gezweig hervorsteckte, und gelangte leicht zum Pfeilschusse. Ob man aber aus allen diesen Eigenthümlichkeiten den Schluß ziehen darf, daß jene Namenlosen am Millcreek vom Atlantischen Ocean hergekommen seien, lassen wir dahingestellt sein.

Einen für Californien verhältnißmäßig zahlreichen Stamm bilden die Meidus (Meidoos); sie wohnen vom San-Sacramento-Flusse bis an die Schneelinie in der Sierra Nevada und vom Big Chico Creek bis zum Bear River. Einen gemeinschaftlichen Namen haben sie weiter nicht, als daß alle zum Stamme oder Volke gehörenden Leute sich als Meidu, Volk, bezeichnen; sie zerfallen in eine große Anzahl von Sippen oder Dorfschaften. Am Chico liegt ein Dorf, dessen Bewohner sich Otakey nennen, ihr Dorf aber bezeichnen sie als Otakumnen. Es ist eine schwierige Aufgabe, sich in dem Gewirr dieser californischen Stammnamen zurecht zu finden. Als Sippen der Meidus finden wir z. B. am Feather River die Ollas gegenüber der Mündung des Bear River; von da aufwärts an derselben Seite die Koolmehs, dann die Hoacks, die Teeshums und, der Mündung des Yuba gegenüber, die Yubas. Sodann am linken Ufer: die Toamchas und die Hoancuts; am rechten Ufer die Bokas, Tychedas, Biyus und Holoaloopis, diese letzteren Oroville gegenüber. Am Honkut Creek die Totos und Heltos; am Butte Creek die Eskins; am Chico Creek die Michoapdos; im Concowthale die Concows, die früher zahlreich waren; am Yuba bei Nevada City die Dostomas; weiter abwärts die Panpacans. Das Land am Bear River und dessen Nebenflüssen hatten die Neeshenams inne.

Die Meidustämme fangen auf sinnreiche Weise Wasservögel in Netzen und führen eine beträchtliche Anzahl verschiedener Tänze auf, die wir als Jahreszeitentänze bezeichnen können. Einer der wichtigsten ist der Eicheltanz (— Kameeny Kampaywa lacoam, d. h. the

Block einer Sequoia, 30 Fuß im Durchmesser.

all-eating dance —) im Herbste, wenn der Winterregen einsetzt. Sie führen ihn auf, damit im nächsten Jahre eine ergiebige Ernte der Eicheln nicht ausbleiben möge. Etwa funfzig und mehr Leute versammeln sich im Schwitzhause, das in keinem Dorfe fehlt; dort tanzen Männer, Frauen und Kinder in zwei Abtheilungen gesondert. Die Männer haben ihren Federschmuck, die Weiber Glasperlen und sonstigen Zierrath angelegt. Nachdem der Tanz eine Zeitlang gedauert hat, treten zwei alte Männer, Priester, vor; sie haben einen prunkenden Kopfputz und lange Mäntel, welche aus den Federn des schwarzen Adlers verfertigt sind. Sie stellen sich an zwei entgegengesetzten Enden der Hütte auf und jeder legt das Kinn auf einen der Querbalken, welche das Dach stützen. Er schlägt die Augen nach oben hin auf und richtet Bitten an die Geister, indem er in der Priestersprache, welche das Volk nicht versteht, kurze Sentenzen singend vorträgt; der zweite Priester giebt dann darauf Antworten; das Volk ruft in gewissen Zwischenräumen mehrmals Ho!, was etwa dem Amen der Christen entspricht, dann folgt tiefes Schweigen; nachher beginnt ein allgemeiner Tanz. Das geht so stundenlang fort und in Zwischenräumen wird Eichelbrei gegessen. Dieser Tanz hat offenbar eine religiöse Beziehung.

Die Meidus haben ferner den Kleetanz, wann der Klee blüht, und wann die Manzanitabeeren reif sind den Manzanitanz, Weeducan cameeny; er heißt der kleine Tanz im Gegensatze zum Kleetanze, welcher als der große bezeichnet wird, Haylin cameeny. Zweck des großen Geistertanzes ist es, den höchsten der Dämonen günstig zu stimmen. Dieser hat nichts geschaffen, ist kein guter Geist und hat keine andere Gewalt als die, Böses zu thun; ihm sind kleinere Geister untergeben, welche auf Hügeln ꝛc. sich umhertreiben.

Haylin meidu, der große Mann, hat die Welt und Alles, was darin ist, erschaffen. Die Erde war ursprünglich eine Kugel von geschmolzener Materie. Aus dieser kommt in Baumstämme und Wurzeln das verborgene Feuer, welches die Indianer vermittelst des Quirlstabes aus denselben hervorzubringen verstehen. Der große Mann schuf zuerst eine Frau, die sein Weib war und aus der Verbindung beider entstanden die Menschen, welche auf der Erde wohnen. Der Blitz ist der große Mann selbst; doch wird auch ange-

Californiſcher Indianer, Jäger mit zwei Töchtern.

nommen, daß Donner und Blitz zwei böse Geister seien, welche es darauf absehen, alle Menschen durch Feuer auszurotten. Der Regenbogen aber gilt für einen guten friedfertigen Geist, welcher Zorn und Wuth der Menschen besänftigt und welchem diese es verdanken, daß sie noch längere Zeit auf der Erde bleiben dürfen.

Die nachstehenden Thatsachen sind in mehr als einer Art kennzeichnend. Woalocki und Yoatowi, zwei junge Konkow-Indianer, waren Bruder und Schwester. Eines Tages bei Sonnenaufgang wurde ihr Dorf von den Amerikanern überfallen, viele Indianer verloren das Leben, andere wurden gefangen abgeführt. Jene Geschwister wurden mit anderen auf einen Wagen geladen; aber der, welcher sie als Sklaven betrachtete, mußte als Menschenräuber einhundert Dollars Strafe zahlen und beide freigeben. Die Weißen, welche sie ihm abnahmen, betrachteten nun diese beiden Indianer als „Lehrlinge“ und als solche wurden sie einem Yankee zugetheilt, der für einen großen Philanthropen galt und häufig

Indianerhäuptling mit Familie, in einer Reservation.

donnernde Reden gegen die Nichtswürdigkeit des Sklavenhandels gehalten hatte. Nun, dieser überaus philanthropische Yankee behielt die beiden eine Zeitlang und vertauschte sie dann gegen einen eisernen Ofen, den ihm ein schwarzer Barbier gab. So gingen sie in das Eigenthum eines Negers über. Dieser behielt sie nicht lange, sondern verkaufte sie das Stück für 25 Dollars; das war damals der landläufige Preis, welchen man für einen jungen Indianer zahlte. Die Geschwister blieben aber ungetrennt, und als sieben oder acht Jahre vergangen waren, hatten beide das volle Alter der Mannbarkeit erreicht.

Nun gelang es ihnen freigegeben zu werden und sofort machten sie sich auf den Weg nach ihrem heimathlichen Thale, wo man erfahren hatte, daß sie zurückkommen würden. Sie werden im Dorfe zur Erdhütte ihrer Eltern geleitet, steigen auf der Leiter ins Innere derselben hinab und setzen sich nieder, ohne ein Wort zu sprechen. Vater und Mutter werfen auf ihre wiedergewonnenen, lange Jahre verlorenen

und verschollenen Kinder einen Blick, lassen aber nicht ein Wort verlauten und verziehen auch keine Miene. So vergehen einige Stunden; die beiden sitzen laut- und bewegungslos am Boden, während die Eltern in der Hütte sich mit allerlei beschäftigen. Spät erst werfen die Eltern verstohlene, flüchtige Blicke auf die Kinder; im Verlaufe der nächsten Stunde thun sie das mehr und mehr, aber noch verlautet kein Wort; so will es die Etikette dieser Indianer; sie verlangt, daß kein äußeres Anzeichen verrathe was im Innern vorgeht. Endlich aber drängen sich Thränen aus den Augen; nun werden die Kinder bei Namen genannt. Vater und Mutter stürzen auf sie zu, man umarmt sich und jetzt erst wird gesprochen. Bei den Konkows verlangt der herkömmliche Brauch, daß ein Gast, welcher in die Hütte kommt, erst nach drei Stunden mit einem Worte begrüßt werde. —

Die Indianerstämme am Pit River haben vor Ankunft der Amerikaner ihre Todten verbrannt. Sie glauben, daß die Geister der Abgeschiedenen auf Erden bleiben und das Betragen der Lebenden überwachen. Die Guten kommen rasch in das glückselige Land, das fern im Westen liegt, die Bösen aber müssen auf der Wanderung dorthin immerfort gehen, ohne dasselbe jemals zu erreichen.

Wer aber hat die Welt erschaffen? Der Gott der Hebräer schuf sie bekanntlich aus Nichts, und aus Nichts ist sie auch vom Coyote, dem amerikanischen Prairieschakal, erschaffen worden. Dieses schlaue Thier spielt überhaupt in der Kosmogonie der braunen Leute eine hervorragende Rolle. Als Gehülfe bei Erschaffung der Welt hatte er einen Adler und die beiden gingen in folgender Weise zu Werke. Zuerst kratzte der Coyote aus Nichts mit seinen Füßen eine Menge von Hügeln auf, die jedoch dem Adler nicht hoch genug waren, deshalb erhöhete dieser die Hügel. Als er dann über denselben kreisete, gingen ihm manche Federn aus. Diese fielen auf die Erde, schlugen Wurzeln, wuchsen zu Bäumen empor und aus den kleineren wurden Büsche und andere Pflanzen. Beim Erschaffen der Thiere arbeiteten der Coyote und der Fuchs gemeinschaftlich; der erstere war ein böser, der zweite ein guter Geist. Beide geriethen in Streit darüber, ob die Menschen leben sollten oder nicht. Der Coyote sprach: „Wenn sie sterben wollen, so lasse sie sterben;“ der Fuchs dagegen: „Wenn sie kommen wollen, so lasse sie kommen.“ Zuletzt brachte der Coyote Feuer in die Welt, denn den Menschen wurde die Kälte sehr empfindlich. Der Coyote ging weithin gen Westen an eine ihm bekannte Stelle, wo Feuer war. Er stahl etwas von dem Feuer, das er in seinen Ohren heimbrachte. Damit zündete er auf seinen Bergen ein Feuer an, und als dann die Indianer den Rauch emporsteigen sahen, kamen sie und holten sich auch Feuer, das sie heute noch haben und an welchem sie sich wärmen. —

Wir theilen einige Illustrationen von californischen Indianern mit. Die in Reservationen eingepferchten, welche in häufige Berührung mit den Weißen kommen, werden in ihrer äußern Erscheinung bald zu Carricaturen. Man sieht das an Winemuka (s. S. 51), einem in seiner Art berühmten Häuptling der Pah Yutes. Dieser Indianer hat sich in Virginia City photographiren lassen. Da steht er als ein wunderliches Zerrbild vor uns; das lange, straffe Haar fällt vorn über die Brust herab; in den Nasenflügeln trägt er Knochen von einem wälschen Hahn; sehr stolz ist er auf die Epauletten, die Hosen schlottern um die Beine, er hat sich sogar nach Art der Europäer Crachats, Ordenszeichen, angeheftet und gleicht dadurch einem „civilisirten“ Commercienrath oder Hoflakaien. — Die Indianerfamilie auf einer Reservation hat sich zu einigem Ackerbau herbeigelassen und ist halb- oder viertels-civilisirt. Der Jäger hat noch Manches von echtem Indianerthum behalten.

Auf und an den Oelflüssen Westafrikas.

Am Bonnyflusse. — Das Dschu-schu-Haus und der Cannibalismus. — König Pepple; Oko Dschumbo und dessen Palast. — Am Neukalabar. — Religiöse Feierlichkeiten. — Die Stationen der Missionäre. — Die Blattern und ein Fetischpriester. — Lokodscha.

Als Oelflüsse bezeichnet man die Gewässer des weitverzweigten Nigerdeltas und andere zu beiden Seiten desselben ins Meer fallende Ströme: den Benin, Niger, Braß, Neukalabar, Bonny, Ossobo, Altkalabar und Cameroues. Seit etwa einem Menschenalter haben dieselben eine große commercielle Bedeutung gewonnen, weil von ihnen her alljährlich größere Quantitäten Palmöls in den Handel kommen.

Ungeachtet der langen Berührung mit Europäern ist aber dort Alles urafrikanisch-barbarisch geblieben und der Cannibalismus geht noch immer munter im Schwange. Unter diesen Menschenfressern recrutirten, wie wir im „Globus“ nachwiesen, die Engländer zum Theil ihre Hülfsgenossen im Kriege gegen die Aschantis. Das Leben und Treiben in diesem Nigerdelta ist ein ganz eigenthümliches und verdient unsere Aufmerksamkeit. Die nachfolgenden Schilderungen stellen wir aus zwei neueren Berichten zusammen, welche Nicholas Thomas und der bekannte schwarze Bischof Crowther gegeben haben.

Herr Thomas fuhr im März 1872 mit einem kleinen Dampfer über die Barre des Bonny, denn die großen Seeschiffe können oftmals dieselbe nicht passiren. Auf dem Strome liegen viele Hulks, abgetakelte große Segelschiffe, zumeist alte Ostindienfahrer, welche den Europäern als Wohnung dienen, und in denen die Oelfässer lagern, bevor sie zur Verschiffung über See auf die Dampfer gelangen. In dem mörderischen Klima dürfen die Kaufleute es nicht wagen am Lande zu verweilen und zu hausen, denn die Stadt Bonny liegt mitten in Sumpf und Morast. Die Hulks, deren Thomas vor Bonny nicht weniger als 14 zählte, waren sehr bequem und zweckmäßig eingerichtet.

Der Bonny war seit der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts ein Hauptmarkt für den Sklavenhandel, der von Holländern, Engländern und Portugiesen dort sehr schwunghaft betrieben worden ist, denn im Durchschnitt kamen etwa 16,000 Sklaven im Jahre zur Ausfuhr, zumeist aus dem Ibu- (Eboe-) Land und aus Allaku. In den verschiedenen Dörfern am Strom und dessen Nebengewässern wurde allemal nach Verlauf von sechs Wochen ein Markt abgehalten, von wo man die schwarze Waare in großen Kähnen nach Bonny hinabschaffte; jeder derselben war mit 120 Sklaven beladen.

Die Einfahrt zum Bonny bildet eine weite Wasserfläche,

in welche auf der Ostseite der Bonny selbst, auf der Westseite der Neukalabar mündet. Die Einfahrt in den erstern bietet ein sehr verwickeltes Fahrwasser dar, doch hat die Barre manchmal bis zu 24 Fuß Tiefe. An beiden Ufern ziehen sich Mangrovegebüsche hin; am linken Ufer liegt dann die sogenannte Stadt Bonny, in welcher der vielbesprochene König Pepple herrscht, der vor nun zwölf Jahren in London die Schwachköpfe der Exeterhall so ergötzlich an der Nase herumführte und mit mehr als 10,000 Pfund Sterling im Sacke nach seinem morastigen Paradiese heimkehrte. Neben ihm herrscht sein Sohn oder Neffe, „Prinz" Oko Dschumbo, derselbe welcher mit seinen Cannibalen am Rio Volta unter Capitän Glover's Befehl am Aschantikriege Theil nahm. Indeß haben auch noch einige andere Leute ein Wort zu sagen.

Alles in Bonny ist noch wild, nicht einmal eine Anlände ist vorhanden; wer im Boot dem seichten, schlammigen Ufer nahe kommt, wird auf dem Rücken von Negern ans Land getragen. Die Hütten bestehen aus Flechtwerk, das mit Lehm beworfen und mit Rohr oder Palmblättern bedacht ist. Der Hausrath besteht aus einigen Matten, Stühlen, Bänken von getrocknetem Schlamm und allerlei Küchengeräth.

Die größte Merkwürdigkeit ist der Tempel, das Dschu-dschu-Haus. Dieses Monument der Cannibalenbarbarei ist mehrfach von Augenzeugen beschrieben worden und auch Thomas hat dasselbe besucht. Auch er betont, daß das Abschlachten von Leuten zum Zwecke der Menschenfresserei seinen Fortgang nehme, und daß namentlich bei den landeinwärts wohnenden Stämmen die erschlagenen oder gefangenen Feinde verzehrt werden.

Das Dschu-dschu-Haus ist aus geflochtenem Bambus aufgeführt; Wände und Dach sind mit Schlamm beworfen. Auf den ringsum im Innern angebrachten Gestellen, von welchen die Wände bedeckt sind, waren Hunderte von Menschenschädeln aufgestellt. In der Mitte stand ein aus Schädeln aufgebauter Altar, welcher eine Art Tisch bildete; vor demselben werden die Opfergaben niedergelegt. Der Anblick ist entsetzlich; wohin das Auge blickt starren und grinsen ihm Schädel entgegen; an manchen derselben sieht man deutlich Spuren von Feuer; die Leiber waren geröstet worden. Unter den Opfergaben befand sich auch ein sehr starker, mit hübschem Schnitzwerk verzierter Elephantenzahn.

Der Palast Oko Dschumbo's, des Freundes und Bundesgenossen der christlichen Engländer, ist auch von Schlammpfützen umgeben. „Dieser Prinz-Biedermann empfing mich freundlich, er trug die Landestracht, die sehr einfach ist, weil sie nur in einem Lendenschurze besteht. Der muskelstarke Mann spricht sehr geläufig Englisch, setzte mir vortrefflichen Madeirawein vor, war äußerst redselig und von aufgeräumter Laune. Seine Sklaven und Arbeiter waren eben dabei, ihm einen neuen Palast zu errichten, bei dessen Bau auch Steine verwandt werden sollen; die alte Schlammhütte ist ihm nicht mehr anständig genug."

„Pepple, König von Bonny, ist der eigentliche Herrscher, kümmert sich aber um öffentliche Angelegenheiten gar nicht mehr, sondern lebt zurückgezogen. Als ich nach dem Flusse zurückging, traf ich einen ziemlich erwachsenen Negerknaben, der fast ganz nackt war, und in einem Lehrbuche der Mathematik las. Als ich ihn fragte, wie er zu demselben gekommen sei, antwortete er, Prinz Oko Dschumbo sei sein Vater; er selber sei erst kürzlich aus England zurückgekommen, wo er Erziehung und Bildung genossen habe!"

Die Uferlandschaft am Neukalabar ist nicht so einförmig wie jene am Bonny; in der Mündung lagen zehn bis zwölf Hulks. Das Klima an ihr ist wo möglich noch mörderischer als am Bonny. Man nennt den Neukalabar auch Rio real; die Negerstadt liegt etwa 8 Miles aufwärts von den Hulks. Thomas wurde dort vom Consul Hopkins bei König Amochri II. eingeführt. Das Hüttengewirr, welches er als seinen Palast bezeichnet, ist ringsum mit Pfahlwerk umgeben, das in den Schlamm eingerammt worden ist. Es ist unmöglich den Schmutz und Unrath in den Gassen und bei den Häusern dieser Königsstadt zu beschreiben. Beim Gehen sieht man förmlich wie verpestete Luft aufsteigt und die muß man einathmen.

Am Ufer lag eine Anzahl von Kriegskähnen, deren jeder etwa 60 Ruderer faßt. In der Mitte sitzt der König, vorn am Bug steht eine alte Kanone. König Amochri ist ein wohlgebauter Mann, war anständig gekleidet, trug jedoch über jedem Handgelenk gewaltig große Ringe von Elfenbein und um den Hals aufgereihete Korallen; die Stränge waren mit Gold durchflochten. Er bewirthete seine Gäste mit Cognac und Wasser; auch Tombo, Palmwein, wurde ihnen vorgesetzt.

Es war ein Dienstag, welcher bei den Negern ist was bei den Christen der Sonntag; sie halten Gottesdienst. Mächtig große Metallbecken, deren Schall weithin drang, verkündeten den Anbeginn der Feierlichkeiten im Dschu-dschu-Hause. Die Europäer wurden in demselben vom Oberpriester empfangen, einem breitschultrigen, für einen Kalabaresen hübschen Mann, der nackt war, bis auf einen Lendenschurz; seine Hautfarbe hatte einen gelblichen Anhauch, der Kopf war auf der ganzen rechten Seite kahl geschoren und von da ab war er an dieser Seite bis zur Mitte des Leibes weiß bemalt. Sein Diaconus überreichte ihm eine als Opfergabe dargebrachte Ziege, welcher er sofort den Hals abschnitt; das Blut ließ er in ein Erdloch laufen; dann wurde die Ziege gebraten.

Im Dschu-dschu Hause wurden häufig die Gongs geschlagen und Glocken bewegt, den Europäern aber wurde bald klar, daß man in ihrer Gegenwart sich einem gewissen Zwang anthat; sie sollten nicht Alles sehen. Alle Häuptlinge waren zugegen, aber keine Frau. Jene tranken viel Rum und Palmwein und geriethen bald in große religiöse Aufregung. Ein Häuptling hatte eine rothe Perrücke über seine schwarze Kopfwolle gestülpt, was ganz abscheulich aussah; ein anderer trug eine schwarze Perrücke. Wer einen solchen Kopfputz trägt, gilt für einen vollkommenen Stutzer und für eine Art von Europäer, denn es giebt ja auch Weiße welche Perrücken tragen und das ist maßgebend für die Mode. Hinter dem Altare war an der Wand ein reiches Sortiment von allerlei europäischen Kinderpuppen aufgehängt neben kleinen Spiegeln und einigen scheußlichen, bunt angepinselten Götzenbildern von Holz. Der Oberpriester erklärte, der Schmuck sei da, „um Alles für Dschu-dschu recht hübsch zu machen." Opfergaben lagen in Menge da, insbesondere schöne Elephantenzähne, Rum und Palmwein. Während die Weißen im Dschu-dschu-Hause waren, schrie draußen eine alte Negerin mit entsetzlich kreischender Stimme religiöse Gesänge und klatschte dabei mit den Händen. Bald kam auch eine Schaar anderer alter Weiber, entsetzliche Gestalten, welche Tänze aufführten und dann ein Trinkgeld, ein „Dasch", forderten.

Da, wo am Ufer Fischer wohnen, hingen an Bambusstangen lebendige Hühner mit dem Kopf nach unten; wenn sie elendiglich gestorben sind, ist das ein dem Gotte wohlgefälliges Opfer.

* * *

Im Nigerdelta sind bekanntlich eine Anzahl von Missionen von Seiten der englischen Hochkirche gegründet worden. Dieselben stehen unter Aufsicht des schwarzen Bischofs Samuel Crowther, welcher alljährlich seinen Bezirk bereist

und einen Bericht über die Verhältnisse desselben nach London einschickt. Aus mehreren derselben haben wir im „Globus“ Auszüge gegeben und wir konnten dem Missionsbischof Crowther nachrühmen, daß dieser Neger sich in seinen Mittheilungen vorzugsweise an die Sache selbst hält und mit den bekannten frömmelnden Redensarten nur insoweit sich befaßt, wie es handwerksbräuchlich bei seinen weißen Collegen ist.

Seinen Bericht über die Rundreise im Jahre 1873 finden wir in der Mainummer des „Church Missionary Intelligencer“.

Crowther besuchte zuerst die Station Akassa an der Einfahrt in den Nun. Im Jahre 1861 war es gefährlich auf dem Niger zu reisen und jeder Handelsdampfer mußte ein Kanonenboot als Bedeckung mitnehmen. Eine Anzahl von Missionsagenten, die von Sierra Leone gekommen waren, konnten nicht nach den Stationen Onitscha und Gbebe, am Zusammenflusse des Knorra-Niger mit dem Benuë-Tschadda, hinauf, und deshalb gründete man Akassa, wo sie bis auf Weiteres blieben. Diese Station ist seitdem ein Halteplatz, wo die nach oben hin bestimmten die Abfahrt des Regierungsdampfers erwarten, welcher in jedem Jahre einmal die verschiedenen Stationen besucht. Allmälig haben auch Handelsleute in Akassa sich eingefunden, und die Missionäre gründeten eine Schule, mit der es aber nicht vorwärts will, namentlich seitdem 1868 Crowther am Braß River auf Wunsch des dortigen Königs eine Mission gründete. „Akassa kommt mir nun vor, wie eine einsame Cottage in einen Gurkengarten.“ Die Eltern wollen ihre Kinder nicht in die Schule gehen lassen und schweifen ihrerseits vielfach umher. Die Kirche wird Sonntags durchschnittlich von 19 Erwachsenen besucht. Akassa soll verlassen werden.

Schon 1872 war der deutsche Missionär J. Düring von dort nach Osamare gegangen, wo es ihm übel erging. Er wohnte in einer Hütte; der Niger trat über die Ufer und setzte auch das Missionshaus unter Wasser; Düring mußte zwei Monate, September und October, im Hause bleiben, ehe er wieder trockenen Boden unter den Füßen hatte. Die Mission soll nun auf eine trockenere Stelle verlegt werden und zwei Häuptlinge wollen dabei behülflich sein. Osamare liegt 20 Miles von

Onitscha. Diese Station ist im Jahre 1873 durch die Blattern schwer heimgesucht worden; diese Krankheit raffte auch den „König“ Idiari hinweg, welcher erst vor Kurzem seinem Vater „auf dem Throne“ gefolgt war. Missionären gelang es, etwa 200 Personen zu impfen und von diesen sind nur zwei gestorben. Die nachstehenden Mittheilungen Crowther's sind kennzeichnend für die dortigen Zustände.

Als König Idiari an den Pocken gestorben war, äußerte einer seiner Feinde, welcher Anspruch auf den Thron erhob, darüber laut seine Freude. Daraus zog das Volk den Schluß, daß dieser Mann die Blattern ins Land geholt habe, um den König zu tödten. Sofort traten die Häuptlinge zusammen, ließen den Prätendenten holen und er wurde dann ohne Weiteres todt gemacht. Bald nachher wurden zwanzig alte Weiber der Hexerei beschuldigt; es hieß, sie hätten die Krankheit verursacht. Sie mußten als Probe für Schuld oder Unschuld den Gifttrank nehmen, an welchem etwa die Hälfte derselben starb; die überlebenden galten dann für unschuldig. Nachher wurde behauptet, die Blattern seien ausgebrochen, weil in der Stadt Schweine und Schafe vorhanden wären, und nun wurden diese als Urheber der Seuche abgeschlachtet, aber die Krankheit ließ trotzdem nicht nach.

Da kam ein Fetischdoctor auf einen sinnreichen Einfall. Er wollte herausgebracht haben, wo die Schuld eigentlich läge. In der Mission war 1872 ein etwa 80 Fuß tiefer Brunnen gegraben worden und so tief war man vorher im Lande niemals in die Erde eingedrungen. Der Missionär Romaine hatte die Arbeit geleitet; natürlich waren die Pocken durch das Brunnengraben entstanden und sie seien nur dadurch zu beschwören, daß man einen Menschen opferte, die Leiche in den Brunnen warf und diesen zuschüttete! Diesen Rath fand das Volk vortrefflich und es sollte zum Menschenopfer geschritten werden, als ein junger Mann, der sich vor Kurzem hatte bekehren lassen auftrat und sprach: „Ich will meinerseits mit dabei helfen den Brunnen zu verschütten, wenn Ihr mir versprechen könnt, daß hinterher Niemand mehr an der Krankheit stirbt.“ Das machte die Leute stutzig und man ließ den Brunnen wie er einmal war.

Crowther beklagt, wohl mit Recht, daß der Einfluß, welchen die weißen Handelsleute üben, ein unheilvoller sei. Die Neger halten es für selbstverständlich, daß dieselben gute Christen seien; unmoralische Handlungen, welche von diesen ausgeübt werden, gelten ihnen für nicht unrecht. Es sei peinlich für die Missionäre, den Schwarzen sagen zu müssen, daß die und die Agenten in den Factoreien keine guten oder wahren Christen seien. „Aber sie zu dem Glauben zu bringen, daß letzteres nicht der Fall sei, fällt ihnen schwerer als sie dem heidnischen Aberglauben zu entwöhnen. Je mehr der Handel an Ausdehnung gewinnt und je mehr gewissenlose Agenten angestellt werden, um so ärger wird das Uebel und um so schwieriger wird es für uns unsere Bekehrten vom Rückfall abzuhalten.“

„Die schwarzen Leute sind geldgierig und habsüchtig geworden und gleichgültig gegen die Religion. Es scheint als ob sie Wohlstand nicht ertragen könnten; einst waren sie sehr arm. Je mehr Handel bei ihnen getrieben wird, um so unausstehlicher benehmen sie sich; sie machen die Maße in welcher sie das Product zu Markte bringen kleiner und verlangen doch mehr dafür, und als die Kaufleute sich darein nicht fügen wollten, hielten sie wochenlang mit ihren Waaren zurück.“

Gegenwärtig ist Onitscha ohne König; der älteste Bruder des Verstorbenen führt die Regierung bis ein neuer Regent ernannt worden ist. Die Mission hat dort zwei Stationen, von denen manche Dörfer im Innern besucht werden. Auch ist eine Station in Asaba, am rechten Ufer des Flusses, gegründet worden, etwa 4 Miles oberhalb Onitscha auf höherm Boden. Die Leute dort gehören zum Volke der Ibus.

Lokodscha hat während des Aufstandes der Bunus unruhige Tage gehabt. Diese Bergbewohner wollten sich vom Joche der mohammedanischen Regierung (der Fulbe) frei machen, aber Lokodscha war ihnen dabei ein großes Hinderniß, weil es Missionärstation, Handelsposten und von den Mohammedanern besetzt ist. Dort finden sich unruhige Kriegsleute zusammen und unternehmen Raubzüge weit und breit. Die Bunus beschlossen daher Lokodscha zu zerstören und die Magazine der Kaufleute und die Mission auszuplündern.

König Masaba von Bida hatte 1841 diese (von Dr. Baikie gegründete) Ortschaft dem Atta von Idda aberobert; viele Bewohner kamen dabei um, andere zerstreueten sich. Zweimal schon hatten die Gebirgsleute versucht, Lokodscha einzunehmen; sie hofften, der Fulbesultan von Gando werde seinen Vasallen, den nun verstorbenen König Masaba von Bida, absetzen, und auch 1873, am 2. März, als die Bekehrten in der Kirche waren, wagten sie eine Ueberrumpelung, wurden aber, natürlich „durch göttliche Dazwischenkunft“, mit großem Verluste zurückgeschlagen.

In Bida ist nun König Umoru Nachfolger Masaba's. Ein stets unruhiger Häuptling, welcher die Flußstrecke zwischen Lokodscha und Egga beunruhigte, ist gefangen und geköpft

worden, so daß die Fahrt jetzt sicher ist. Die Bekehrung nimmt einen sehr langsamen Fortgang; im Ganzen hören 135 Seelen die Predigt am Sonntage, die Schule wird von 21 Kindern besucht. Die Kinder reden drei afrikanische Sprachen und Englisch, denn in Lokodscha ist ein Zusammenfluß vieler verschiedener Völker. Pastor Schön hat eine Fibel in der Haussasprache drucken lassen; Pastor Paul übersetzt Stücke aus dem Neuen Testament in das Nupe.

T. T. Cooper beim Volke der Mischmis in Assam.

R. K. Wir gaben im vorigen Bande des „Globus“ (S. 313. 347 ff.) Schilderungen aus den Erlebnissen Cooper's unter den verschiedenen Stämmen, welche am Brahmaputra und in den Gebirgen Assams wohnen. Es gelang dem kühnen Reisenden bis an die Grenze von Tibet vorzudringen, es war ihm jedoch unmöglich, dieselbe zu überschreiten und so verfehlte er den eigentlichen Zweck seiner Wanderung; er mußte im Lande der Mischmis umkehren. Wir verdanken ihm eine ethnographische Skizze dieses Volksstammes, die manches Neue enthält *).

Schon während des ersten Nachtlagers auf dem Zuge nach dem Lande der Mischmis machte er Bekanntschaft mit einer der größten Plagen Assams, den Landblutigeln. Tiger, Schlangen und Blutigel sind nach Flex die Landplagen Assams. „Die letzteren,“ sagt er, „bedeckten vorzüglich die waldigen und sumpfigen Theile in Myriaden, und verstanden es, mit satanischer Schlauheit sich unter die Kleider zu schleichen und an den Gliedern unbemerkt sich fest zu saugen. Man schleppte sie den Tag mit sich herum und sah erst am Abend beim Auskleiden an den mit Blut getränkten Strümpfen und zerquetschten Ueberresten der Thiere, daß man unbewußt um ein paar Unzen Blut leichter geworden war. Wenn unser Doctor diese lebendigen Schröpfköpfe brauchte, so schickte er den Hospitalgehülfen in den ersten besten Sumpf. Dieser blieb etwa fünf Minuten im Schlamm stehen und marschirte dann mit von Blutigeln dicht behangenen Waden nach Hause.“

Nur allmälig gewöhnt man sich an die scharfen Bisse dieser Blutsauger, welche, etwa einen Zoll lang und nicht dicker als eine gewöhnliche Nähnadel, so wie man sich setzt, zu Dutzenden mit großer Schnelligkeit auf ihre Beute losschießen. Das Thier heftet sein eines Ende mittelst seines glockenförmigen Saugers an ein Blatt oder den Erdboden, krümmt sich in einen Bogen zusammen, schiebt dann sein anderes Ende vor u. s. s. und das alles rascher, als Worte es beschreiben können. Geradezu fürchterlich ist es, wenn sich die kleinen Bestien senkrecht aufrichten, dabei von einer Seite zur andern schwanken und nach Beute umherspähen.

Nach fünf Tagemärschen kamen die Reisenden nach dem weitberühmten, aber durchaus nicht großartigen Wallfahrtsort Bramakand (d. i. heilige Quelle), einem dünnen Wasserfaden, welcher am linken Ufer des Brahmaputra von einer Felsklippe in ein tiefes Felsenbecken fällt. Letzteres enthält sehr viel große Fische, welche von Hindufakirs, den Wächtern der Quelle, gefüttert werden, sowie von Pilgern aus allen Theilen Assams und Bengalens, welche während der kalten Jahreszeit in dem geheiligten Wasser baden. Die Fische gelten den umwohnenden Mischmis für heilig und für Behälter der Seelen gestorbener Fakirs.

Die Mischmis zerfallen in die Degarn, Meju und Tschallah Cottah oder stutzhaarigen Mischmis, letztere so genannt, weil sie sich die Haare rund um den Kopf so stutzen, daß es aussieht, als trügen sie einen pilzförmigen Hut. Dieser Stamm, welcher das Bergland gerade nördlich von Sadiya bis an die tibetische Grenze hin bewohnt, ist sehr kriegerisch und räuberisch und verwüstet alljährlich das Gebiet seiner beiden Bruderstämme mit Feuer und Schwert. Ja, einmal beunruhigte er die indische Regierung dermaßen, daß diese seinen Angehörigen bei Todesstrafe den Besuch von Sadiya verbot. Das machte sie kirre; sie schickten Abgesandte an die Engländer, gelobten Ruhe zu halten, und durften nun wieder Handel mit den Bewohnern der Ebene treiben und den Markt von Sadiya besuchen. Doch treiben sie weniger Handel dorthin, als nach Tibet, wo sie für Bisam und Teta (eine Art Fiebermittel) Yaks, Messer, Speerspitzen, eiserne Kochgeschirre, Glasperlen, Messingpfeifen ꝛc. eintauschen.

Südlich von diesen, zwischen dem Brahmaputra und dem kleinen Flusse Chundil (Khoondil) wohnen die Degarns, den nordöstlich von ihnen sitzenden Meju in Kleidung, Sitten, Gebräuchen und Aussehen gleich, aber sich von ihnen durch die Sprache unterscheidend. Zwischen beiden Stämmen findet jedoch Zwischenheirath statt. Sie sind von kleiner Statur, selten über 5½ Fuß hoch, aber stark, hell kupferfarbig und mit unverkennbar mongolischen Gesichtszügen. Ihre Kleidung besteht nur in einem sackähnlichen Gewande von Baumwolle oder Yakhaaren, das der Länge nach zusammengelegt und an einer Seite herunter zusammengenäht vom Halse bis zum Knie reicht und mit Löchern für den Kopf und die Arme versehen ist. Dieser Sack wird über den Hüften von einem Streifen Leder oder einer Schnur zusammengehalten, woran vorn ein schürzenähnliches Stück Zeug, das bis auf die Knie geht, und eine Tasche aus Bären- oder Affenfell zur Aufbewahrung von Stein und Stahl u. s. w. hängt. Das lange Haar wird in einen Knoten zusammengedreht und von einer hölzernen Nadel festgehalten; eine große Mütze aus dem Pelze eines fuchsähnlichen, kleinen Thieres zeichnet den Häuptling aus. Die Männer tragen Messingreifen um die Arme und große Scheiben von Bambus oder Silber in den aufgeschlitzten und ausgeweiteten Ohrläppchen. Ihre Waffen sind Bogen und Giftpfeile; eine 8 Fuß lange Stange dient doppeltem Zwecke: am einen Ende befindet sich die Lanzenspitze zur Jagd, am andern eine einfache Spitze, welche aus der Waffe einen Bergstock macht. Unter dem rechten Arme hängt an einem Lederriemen ein kleines Messer, welches bei Häuptlingen mit mächtigen Messingbuckeln verziert ist. Letztere führen außerdem das lange und scharfe tibetische Messer, auf welches sie zwar sehr stolz sind, das sie aber doch bei Kriegszügen lieber mit dem früher beschriebenen, praktischern Messer der Khamti vertauschen. Alle diese Stämme verstehen sich vortrefflich auf die Jagd, welche unzählige Bären, wilde Rinder, Elephanten, Eber, Bisamhirsche und Takins liefert. Takin ist ein großes, dem Mischmilande eigenthüm-

*) The Mishmee Hills. An account of a journey made in the attempt to penetrate Thibet from Assam to open new routes for commerce. By T. T. Cooper, acting political agent at Bhamo. London 1873.

liches Thier, das wie eine Kreuzung von Hirsch und Rind aussieht. Der kaiserliche Garten in Peking hat mehrere lebende Exemplare davon, das britische Museum ein ausgestopftes.

Diese Mischmis tauschen von den Tibetern und den birmanischen Khamtis Sklaven und Messer gegen Bisam und Teta, in Sadiya bunte Taschentücher, Decken ꝛc. gegen Wachs und Teta ein.

Die Frauen sind in der Jugend hübsch; sie sind abgehärtet, thätig, tragen mit Leichtigkeit und Anstand schwere Lasten und verkehren mit Fremden, ohne zudringlich zu werden, doch frei und rückhaltlos. Sie tragen kurze, ganz zugeknöpfte, kurzärmelige Baumwolljacken und einen engen Rock von demselben Stoffe, der die Waden unbedeckt läßt. Mannichfaltig ist ihr Schmuck: ein Silberstreifen um den Kopf, breit auf der Stirn und nach hinten schmal zulaufend; silberne oder messingene Ringe von 2 bis 3 Zoll Durchmesser in der Ohrmuschel und nagelförmige Silberstücke in den Ohrläppchen; Ketten von rothen und weißen Perlen und Spangen von Messingdraht um den Hals, welch letztere Zier bei Häuptlingsfrauen oft 10 bis 12 Pfund wiegt; schließlich messingene und silberne Armspangen chinesischen Fabrikats, welche aus Tibet kommen.

Individuen dieses Volks lernte Cooper schon bei Bramakand kennen; der folgende, sehr beschwerliche Marsch durch Gebirgsgegend führte ihn in ihr Land und in ihre Wohnhäuser, die von außen Hühnerställen und von innen mehr Düngerhaufen, als menschlichen Behausungen gleichen. Sechs Fuß über der Erde erhebt sich auf Bambuspfählen der Fußboden, bis auf welchen das Dach aus getrocknetem Gras mit langen Transen herabreicht, so daß es die undichten Wände aus Flechtwerk ganz verbirgt. Die Häuser sind etwa 12 Fuß breit, aber von sehr verschiedener Länge, je nach der Anzahl von Frauen des Besitzers, deren jede ihr Gemach für sich hat, so daß die Wohnung eines reichen Häuptlings mitunter 120 Fuß Länge erreicht. Am einen Ende befindet sich eine 6 Fuß hohe Thür, zu welcher man auf einem Balken mit Einschnitten emporsteigt. Dann betritt man eine lange Gallerie, zu deren beiden Seiten die Gemächer liegen. Das erste, für Gäste bestimmte, hat einen beweglichen Ofen. Das Auffallendste in jenem Gange ist die große Menge von Thierschädeln, von wilden Rindern, Büffeln, Bären, Tigern, Hirschen, Affen und Takins, bei mächtigen Häuptlingen oft mehrere hundert Stück. Nach ihnen bemißt sich der Reichthum eines Mannes, da sie auch als Geld dienen, für welches man bei anderen Stämmen Sklaven und Messer eintauscht. Das Wort „Kopf“ hat demgemäß bei den Mischmis eine sehr weite Bedeutung und bezeichnet im Handel Tauschmittel der verschiedensten Art, z. B. auch einen eisernen Topf, ein Stück Zeug und dergleichen.

Während der kalten Jahreszeit brennt fast in jedem Gemache ein kleines Feuer und erfüllt dasselbe mit dichtem Rauche, in Folge dessen viele alte Leute an Augenkrankheiten leiden.

Bei jedem Hause stehen auf vier Pfählen kleine Scheuern, so viele, als Frauen im Hauptgebäude sich befinden. Eine jede sammelt darin so viel Getreide und andere Vorräthe, wie sie zusammenbringen kann, und sie sucht es in Menge und Güte ihrer Schätze ihren Mitfrauen zuvorzuthun.

Rinder, Schweine und Hühner bilden den ganzen Viehstand, und zwar nur bei Häuptlingen, und auch da nur in geringer Menge. Dafür wimmelt es überall von Ratten, die in den Schädeln ihren Wohnsitz aufgeschlagen haben und zu deren Vernichtung in jedem Hause ein paar Katzen gehalten werden. Schmutz und Ungeziefer in jedem Winkel! Die Leute waschen sich nie; ihr mitunter gar nicht häßliches Gesicht ist meist mit einer dicken Lage Ruß und Schmutz bedeckt, aus welchem bei alten Leuten die Runzeln wie weiße, aufgemalte Linien hervorleuchten.

Während des Sommers leben die Mischmis von den in der kalten Jahreszeit gesammelten Vorräthen, welche in getrockneten Fischen und ein paar Getreidearten, namentlich Bergreis und Mais, sowie Mehl von den Früchten der Sagopalme bestehen. Im Ackerbau sind sie über alle Begriffe faul und nachlässig; kaum daß ein paar Weiber und Sklaven ein Stückchen Land mit einer hölzernen Hacke aufkratzen und etwas dürftiges Getreide oder Baumwolle säen. Natürlich nagen sie dann gegen Ende des Sommers meistens am Hungertuche. Um so sorgfältiger und reichlicher bauen sie Opium und Taback, denen sie im Uebermaße huldigen, und zwar von den jüngsten Kindern, die kaum stehen können, an bis zu den ältesten Greisen und Greisinnen. Auch Honig und Wachs werden gesammelt und in die Ebene hinuntergeschafft. Dort unten schwelgen sie dann während der paar trockenen Monate im Fleische der zahlreich erlegten Thiere.

Zum Vergnügen halten sich manche große Häuptlinge Hofnarren, meist schwachsinnige Sklaven, die sie vom „Teufel“ besessen glauben, komisch mit einem hölzernen Schwerte und Federkopfputz ausstaffirt, dürftig bekleidet, welche allerlei Thierstimmen nachahmen und zur großen Belustigung der Gäste schmutzige Witze und Geschichten vortragen.

Wird ein Mädchen oder eine Frau verführt, so fühlt sich dadurch der ganze Stamm beleidigt. Der betroffene Familienvater schlachtet dann einen Ochsen oder Yak und ladet die Aeltesten des Dorfes zu einem Feste. An der Straße wird ein 12 Fuß hoher Bambuspfahl errichtet und an dessen Spitze befestigt man Schädel und Kinnbacken des Thieres. Alle Vorübergehenden wissen dadurch, daß der Stamm beleidigt wurde, und verbreiten diese Nachricht, worauf sich alle Häuptlinge versammeln und die Buße des Verführers feststellen, welcher derselben nur dadurch entgeht, daß er den Ochsen bezahlt und die Frau heirathet. Thut er dies, so wird jener Pfahl fortgeräumt; unterläßt er es, so muß er dem Geschädigten die festgesetzte Buße bezahlen oder verfällt der Rache desselben und seines Stammes.

Da man nur sehr selten ein Stück Vieh schlachtet, so wird dabei stets mit einer gewissen Feierlichkeit verfahren. Das Thier, mit einem Strick um den Hals, wird von einem Sklaven gehalten; rings herum stehen mit gezückten Messern die männlichen Mitglieder der Familie, während sich Frauen und Kinder in respectvoller Entfernung halten. Dann schreitet unter feierlichem Stillschweigen der Häuptling oder das Familienhaupt heran, beobachtet das Opfer einige Minuten ganz ruhig, macht dann plötzlich einen Sprung wie ein Tiger, und trifft es mit einem fürchterlichen Hiebe seines langen tibetischen Messers ins Kreuz, wodurch es sofort gelähmt wird. Der Häuptling zieht sich nun zurück und mit entsetzlichem Geheul stürzen sich alle Männer auf das arme Thier und hacken und schneiden von seinem noch lebenden, zuckenden Leibe Fleischfetzen, welche von den Frauen und Kindern in Empfang genommen und zu Hause fürs Festmahl gekocht werden. Auf dieselbe Weise werden auch Gefangene ums Leben gebracht, wie noch unlängst die beiden Missionäre Crick und Bourie, eine Grausamkeit, welche die Engländer dadurch rächten, daß sie den Häuptling Kysa fingen und aufhängten.

Merkwürdig sind die Heirathsgebräuche der Mischmis. Frauen haben einen Preis von 50 bis zu 500 „Köpfen“, und eine Menge namentlich hübscher Töchter ist darum etwas sehr werthvolles. Der Vater oder das Familienoberhaupt des Heirathslustigen unterhandelt zuerst mit den Eltern der Braut, und dann beginnt ein großes Feilschen, um

so langwieriger, je schöner die Auserwählte ist. Steht der Preis endlich fest, so besucht der junge Mann seinen zukünftigen Schwiegervater und übergiebt ihm eine Anzahl „Köpfe“ als Anzahlung, womit er das Recht erwirbt, der Schönen den Hof machen zu dürfen. Darauf erwiedert der Brautvater den Besuch und macht dabei seinem Schwiegersohne ein entsprechendes Geschenk. Wenn nach dieser Visite alle Parteien zufriedengestellt sind, bezahlt der Bräutigam den Rest der Kaufsumme und erhält dafür die Schöne, welcher ihr Vater einen Theil der für sie erlegten „Köpfe“ als Aussteuer mitgiebt. Mann und Frau speisen nie zusammen, bevor ihre Kinder erwachsen sind; auch darf kein Mann, außer bei sehr feierlichen Gelegenheiten, in dem Hause seines Schwiegervaters Fleisch essen, was ihm, wenn er viele Frauen hat, mitunter nur in seinem eigenen frei steht. Die jüngeren Söhne der Familie, denen der Vater nicht hilft, müssen meist sich lange gedulden und Jahre lang Tauschhandel treiben, ehe sie ihre Frauen zu sich nehmen können. Nachdem sie einen Theil des Kaufpreises bezahlt haben, dürfen sie freilich heirathen und ihre Frauen im elterlichen Hause besuchen; aber diese und deren Kinder bleiben daselbst und arbeiten für den Schwiegervater, bis das Ganze bezahlt ist: ein mächtiger Antrieb für die jungen Männer, sich fleißig in der Jagd und in Handelsunternehmungen zu versuchen.

Bei Krankheitsfällen wird ein Wahrsager herbeigerufen, welcher gewöhnlich je nach dem Zustande des Patienten ein Huhn oder ein Schwein opfern läßt, um dadurch den die Krankheit verursachenden Dämon zu begütigen. Wenn der Kranke stirbt, werden, namentlich wenn er ein Häuptling ist, Rinder, Hühner und Schweine in Menge geschlachtet und von den alten Leuten beiderlei Geschlechts zu Ehren des Todten verzehrt. Denn Gastfreundschaft gilt als große Tugend, und während des Schmausens preisen die Esser die trefflichen Eigenschaften des Verblichenen. Die Leiche wird nach zwei Tagen verbrannt und die Asche in einem kleinen Häuschen unweit der Wohnung des Todten beigesetzt. Eine Anzahl der von ihm bei Lebzeiten angesammelten Schädel wird als Denkmal dort aufgestellt; den Rest vertheilen seine Söhne, respective seine nächsten, männlichen Verwandten unter sich. Der älteste Sohn und Haupterbe nimmt dann den Häuptlingstitel an und feiert seinem Vater ein jährliches Fest, dessen Abhaltung eine heilige Pflicht für ihn ist.

Ueber Todtschlag berathschlagen die Häuptlinge, und wenn die Schuld des Mörders erwiesen ist, wird er entweder vom nächsten Verwandten des Opfers erschlagen oder muß demselben schwere Buße zahlen. Ist der Getödtete ein Sklave, dann muß eine Buße von fünf Rindern erlegt werden; sonst setzt sich der Mörder einer gleichen Vermögensbeschädigung von Seiten des Geschädigten aus. Ueber seine eigenen Sklaven steht dem Herrn das Recht über Leben und Tod zu.

Die religiösen Begriffe der Mischmis sind sehr verworren; sie huldigen einem mit allen Gebräuchen des Fetischismus versetzten Polytheismus. Als Cooper zu einem Häuptlinge von der Existenz eines „guten Christengottes“ sprach, der über alle bösen Geister herrsche, sagte dieser: „Ihr Engländer müßt sehr glücklich sein, daß Ihr einen so guten und mächtigen Gott bei Euch habt. Wir Mischmis sind sehr unglücklich; überall umgeben uns böse Dämonen. Sie leben in den Flüssen, den Bergen und Bäumen; sie gehen herum in der Finsterniß und hausen im Winde. Stets quälen sie uns!“ Und auf Befragen erklärte er den Feuerdämon für den mächtigsten und gefährlichsten, da er das Wasser austrockene und die Berge verbrenne. Doch sei er auch freundlich gegen die Menschen, insofern er sie erwärme und ihre Speisen koche.

Vom Tode sprechen sie ungern; doch scheint das Gedenkfest, welches der Sohn dem Vater feiert, für ihren Glauben an eine Fortexistenz nach dem Tode zu sprechen.

Es war unserm Reisenden vergönnt, dieses Volk näher kennen zu lernen und unter ihm zu verweilen; aber seinen Zweck, in Tibet einzudringen, erreichte er nicht. Noch ehe er das Gebirge überstiegen hatte, welches die mit England verbündeten Völker von den chinesischen Alliirten trennt, versuchten die Mischmis ihn zur Umkehr zu bewegen; sie setzten ihm immer mehr und mehr zu, da die tibetischen Behörden in Lhassa es verlangten, und nur gegen das Versprechen sofort zurückkehren zu wollen, ließen sie ihn bis Prun am Brahmaputra vorgehen. Als er dort aber erfuhr, daß wenige Tagemärsche weiter stromaufwärts in Rumah 200 tibetische Soldaten ständen, die bereit wären, ihn nöthigenfalls mit Waffengewalt zurückzuweisen, gab er jeden weitern Versuch auf und kehrte, ohnehin schon durch ein heftiges Fieber und einen Abscess am Beine sehr geschwächt und entmuthigt, auf demselben Wege, den er gekommen war, nach Assam und Calcutta zurück.

Aus allen Erdtheilen.

Aus dem russischen Reiche.

Die Naturforschergesellschaft in Petersburg erhielt vom Finanzministerium den Betrag von 10,000 Silberrubel behufs Ausrüstung einer aralisch-kaspischen wissenschaftlichen Expedition. Dieselbe bezweckt die Erforschung der Fauna im Aralsee und Kaspischen Meere, dann der geologischen Formation und Fauna der nördlichen Theile des Ust-Urt, Mangischlak und des Theiles vom Amu-Darja, soweit derselbe zu Rußland gehört. Zur Erforschung des Aralsees betreffs der Fauna wurde Alenicyn, des Kaspischen Meeres hingegen Grimm ausgewählt. Die Expedition zu Lande, an welcher Barbot de Marny zu geologischen, Rohdanow und Butlerow zu zoologischen Forschungen theilnehmen, wird zuerst Mangischlak berühren. Von hier aus begiebt sie sich entlang dem Nordabfalle des Ust-Urt an den Aralsee, wird über denselben fahren und an den Mündungen des Amu-Darja landen, wo die Forschungen am Delta und am rechten Ufer dieses Flusses ihren Abschluß finden sollen. Die Erforschung des alten Bettes des Amu-Darja gehört nicht in das Programm dieser Expedition.

— In Irkutsk ist der diesjährige Winter sehr gelinde ausgefallen. Alte dort längst angesessene Leute behaupten, daß sich das Klima von Irkutsk und der Umgebung mit jedem Jahre ändere und milder werde.

— Im Gouvernement von Kasan, welches 1,670,000 Einwohner zählt, leben, dem „Golos“ zufolge, kaum zur kleinern Hälfte Russen. Der Rest dagegen besteht aus Tataren (Mohammedanern), sowie Tscheremissen, Tschuwaschen, Mordwinen und Wotjaken, die bis auf den heutigen Tag Heiden geblieben sind. Seit dreihundert Jahren bemüht sich die russische Regierung, um diese Heiden und Mohammedaner zur

russisch-orthodoxen Kirche zu bekehren, kann aber damit keine bemerkenswerthen Resultate erzielen. In letzter Zeit hat es sich zur Genüge erwiesen, daß die Heiden nur zum Schein das Christenthum annehmen und in die Kirchen bloß dann kommen, wenn irgend eine religiöse Ceremonie (Taufe, Trauung, Begräbniß ꝛc.) vorgenommen werden soll; bei sich jedoch zu Hause sind alle heidnischen Gebräuche noch immer üblich. Schlimmer ist die Sache mit den Tataren, welche religiös organisirte Gemeinden sowie auch bei Moscheen Religionsschulen haben, in denen der Mollah die Knaben und seine Frau die Mädchen unterrichtet. Solcher Schulen giebt es im ganzen Gouvernement sehr viele, weil schon auf 200 bis 300 Einwohner eine entfällt. Man hat auch die Bemerkung gemacht, daß Tausende von getauften Tataren wieder zum Islam zurückkehren, was hauptsächlich diesen Schulen sowie auch der Verbreitung von mohammedanischen, in tatarischer Sprache verfaßten Andachtsbüchern zugeschrieben wird, welche Voraussetzung sich um so mehr bestätigt, daß die solcher Propaganda ausgestellten getauften Tataren ohne genügende Kenntniß der russischen Sprache und ohne Verständniß der altrussischen Kirchensprache auch demgemäß schwerlich im neuen Glauben befestigt werden können. Auf diese Weise ist es leicht erklärlich, daß man auf 451,000 Tataren, welche das Gouvernement von Kasan bewohnen, kaum 40,000 zählt, die sich, äußerlich wenigstens, zur russisch-orthodoxen Kirche bekennen. Der „Golos" bemerkt dabei, daß die Verbreitung des russisch-orthodoxen Cultus um so wichtiger erscheinen müsse, weil dann die Russification der Tataren viel leichter erfolgen würde. Bisher wurden unter den Heiden bloß die Mordwinen russificirt. Behufs energischer Verbreitung des russisch-orthodoxen Cultus bildete sich vor nicht langer Zeit ein St.-Georgs-Verein, welcher zu diesem Zwecke in ganz Rußland Geldsammlungen veranstaltet. Dieser Verein stiftete bereits 411 Schulen, in welchen 2524 getaufte Knaben und 377 Mädchen von Tataren, Tscheremissen, Wotjaken und Tschuwaschen in ihrer Muttersprache Unterricht genießen.

— Die bedeutendste Fabrikindustrie in Russisch-Polen ist vorwiegend im Gouvernement von Piotrkow (Petrokow, deutsch Petrikau) concentrirt. Bekanntlich ist Lodz die größte Fabrikstadt in ganz Russisch-Polen; es sind aber auch im genannten Gouvernement größere Fabriken in der Umgegend von Brzeziny und Lask. Die Gesammtproduction aller dieser Fabriken und Etablissements beträgt jährlich 22,753,000 Silberrubel.

Unter den Fabriken nehmen den ersten Rang ein Baumwollspinnereien und Webereien, welche sowohl reine als auch mit anderen Stoffen gemischte Gewebe verarbeiten. Den Centralpunkt dieses Industriezweiges bildet Lodz; außerdem aber befinden sich noch derlei Fabriken in Pabianice, Zgierz und Tomaszow. Die Production aller Spinnereien und Webereien erreichte 1872 die Höhe von 10,846,000 Silberrubel, wobei 18,539 Arbeiter beschäftigt waren. Auf Lodz allein entfällt die Summe von 8,427,075 Silberrubel und 8063 Arbeiter. — In den Städten Tomaszow und Zgierz werden meistens Wolle und diverse Gattungen von Tuchstoffen verarbeitet. Die Production für 1872 betrug 3,668,563 Silberrubel. — Im Gouvernement von Kalisch waren im genannten Jahre 735 Fabriken mit 6832 Arbeitern thätig. Der Werth der Production bezifferte sich auf 6,337,331 Silberrubel, gegen das Vorjahr (1871) um 637,331 Silberrubel mehr.

— In einigen Ortschaften des Schadrinsker Kreises im Gouvernement Perm beschäftigen sich die Einwohner unter anderen Gewerben auch mit dem Verfertigen von hölzernen Theeschalen. Gegenwärtig sind dort etwa 100 derlei Etablissements, von denen jedes eine bis fünf und auch mehr Drehbänke besitzt. Diese Schalen werden vorwiegend aus Fichtenholz verfertigt, welches aus den dem Staate gehörenden Wäldern angekauft wird. Ein 7 Arschin langer und 6 Zoll dicker Holzklotz kommt mit Transportkosten auf 35 bis 50 Kopeken zu stehen. Aus solchem Klotz macht man 7 Dutzend Schalen. Ein tüchtiger Arbeiter verfertigt im Laufe eines Tages 100 bis 150 Schalen, doch giebt es auch gewandte Leute, die bis 200 Stück täglich zu Stande bringen. Den Drechslern zahlt man 6 Silberrubel für 1000 Schalen. Aus der Drehbank gehen dann die Schalen in die Hände des Malers über, welcher für Bemalen eben derselben Anzahl 12 Silberrubel erhält, wobei man ihm jedoch die nöthigen Farben selbst liefern muß. Die Herstellungskosten per Mille betragen demnach 18 Silberrubel; da aber noch andere verschiedene Ausgaben (Holzankauf, Oel, Farben ꝛc.) hinzugerechnet werden müssen, so steigert sich der Preis für den Producenten auf 40 Silberrubel. Diese Schalen werden ausschließlich auf den Jahrmärkten in Irbitsk und Krestowsk von den Baschkiren und Kirgisen, theilweise auch von den Tataren das Tausend für 60 bis 70 Silberrubel gekauft. Im ganzen Bezirk von Schadrinsk producirt man jährlich 600,000 solcher Schalen, welche einem Werthe von 36,000 bis 42,000 Silberrubel gleichkommen.

Livingstone über anglicanische Missionäre.

Ueber das oft im höchsten Grade anstößige Treiben und den widerwärtigen Handwerksneid, der so vielfach bei den Missionären hervortritt, hat sich Livingstone, der doch selber Missionär war, auf das Schärfste ausgesprochen. Von Unyanyembe aus schrieb er einen langen Brief an den Herausgeber des „Newyork Herald" (9. April 1872), welcher bekanntlich Stanley's Expedition auf eigene Kosten ausgerüstet hatte. Er spricht in demselben über die Sklaverei, die Harems der Araber in den Negerländern, das häusliche Leben der schwarzen Völker und ihren Ackerbau; an diese Schilderungen knüpft er dann Betrachtungen über die unevangelischen, unchristlichen Eifersüchteleien und das sehr irdische Benehmen, welches viele Sendboten kennzeichne. Auch an Winken für die Schwachen an Geist, welche einem solchen Gebahren durch Geldbeiträge Vorschub leisten, läßt Livingstone es nicht fehlen.

Zunächst hebt er hervor, daß die Missionäre in Ostafrika nicht pflichtgetreu seien. „Wenn einer von ihnen in Sansibar das Fieber bekommt, nun, so macht er sich das Vergnügen, eine kleine Luftfahrt nach den Seychellen zu unternehmen; er geht an Bord eines englischen Regierungsdampfers, wo er freie Fahrt und Beköstigung hat. Ja, gewiß darf der heilige Mann sich das erlauben; ein so kostbares Leben muß ja geschont werden! Allein die Menschennatur ist schwach, Sansibar ist ungesunder als die übrigen Stationen an der Küste des Festlandes. Indem aber die Regierung ein Kriegsschiff zur Verfügung dieser guten Missionäre stellt, in der Meinung, sie dadurch in ihrer Arbeit zu fördern, geschieht das gerade Gegentheil. Seit acht Jahren geben barmherzige Christen Geld zur Evangelisirung Centralafrikas. Nun aber ist trotzdem die centralafrikanische Diöcese unter der Obergewalt des Teufels, der occupirt sie. Ich sage das mit schwerem Herzen, allein durch zahlreiche Thatsachen hat sich herausgestellt, daß die Leute, welche den Missionär spielen und sich damit begnügen, ihren Sprengel durch das Fernglas zu betrachten, doch eine ganz andere Pflicht und Aufgabe erfüllen sollten."

Livingstone schildert dann die skandalösen Vorgänge auf Madagaskar. „Im Jahre 1868 gab es in der Hauptstadt (Antanana rivo) nicht weniger als zwölf verschiedene Christencongregationen. Dahin hatten unabhängige Missionäre es durch funfzigjährige Bemühungen gebracht. Die von ihnen Bekehrten waren standhaft geblieben trotz grausamer Verfolgungen; die ersten Missionäre waren von der Insel vertrieben worden. Nach eingetretenem Regierungswechsel durften sie zurückkommen; später erwirkte Königin Victoria vom Nachfolger der alten Königin die Erlaubniß zur freien Ausübung des Christenthums. Da schickte sofort die protestantische Gesellschaft für die Verbreitung des Glaubens in London ihrerseits Missionäre nach der Hafenstadt Tamatawe, wo viele Tausend Heiden wohnen. Als sie von Capstadt abreisten, gab ihnen der dortige Bischof den wohlgemeinten Rath: „Mischt euch nicht in die Angelegenheiten der schon gegründeten Kirchen." Aber kaum waren diese über-

eifrigen Individuen auf Madagaskar gelandet, so schrieben sie flugs nach London und verlangten von dort Erlaubniß, in der Hauptstadt Antanana rivo zu arbeiten! Die Directoren der Gesellschaft (welche diese Erlaubniß gaben) mußten sich selbst sagen, daß sie keineswegs der christlichen Liebe gemäß verfuhren, als sie solchergestalt die Resultate der Arbeiten ihrer Vorgänger sich — aneigneten, während es doch bei Millionen unbekehrter Heiden viel zu bekehren gegeben hätte. Auch wird oftmals ohne sorgfältige Ueberlegung zu Werke gegangen."

„Hier nur ein Beispiel. Der hochachtbare Ellis, der späterhin auf Madagaskar das Bekehrungswerk in Gang brachte, arbeitete im ersten Drittel dieses Jahrhunderts in Honolulu auf den Sandwichinseln. Dorthin kamen amerikanische Presbyterianer, welche auch gern arbeiten wollten. Sofort überließ Ellis ihnen seine Wohnung, Schule, Kirche und Druckerei und suchte sich ein anderes Feld. Die Amerikaner haben mit Erfolg gearbeitet und das Christenthum auf den Sandwichinseln verbreitet. Da wollte man nun in London die Entdeckung gemacht haben, daß den von jenen Presbyterianern Bekehrten ein Bischof Noth thue, den die englische Episcopal- (Hoch- oder Staats-) Kirche zu ernennen habe. Und sie schickte wirklich einen solchen, beiläufig bemerkt ein unhöfliches Subject, einen Mann, der sich um die amerikanischen Missionäre, welche doch wahrhaft apostolischen Geist bewährt hatten, gar nicht kümmerte, sondern in den Straßen von Honolulu, einen großmächtigen Papierhut auf dem Kopfe tragend, umherging und Allen, die es hören wollten, vordemonstrirte, er allein sei der wahre Bischof!"

„Die Missionäre und insbesondere die Missionärbischöfe sollten wenigstens wohlerzogene Menschen sein. Und ist es nicht einigermaßen auffallend, zu sehen daß jene lieben Brüder ohne Weiteres sich in eine Herde eindrängen, welche ein Nachbar unter halbhundertjährigen Anstrengungen und Mühen zusammengebracht hat? Sie machen sich dadurch einer Handlung schuldig, welche einem Viehdiebstahl gleicht. Und doch machen gerade sie den Wilden aus dem Viehdiebstahl einen schweren Vorwurf!"

„Die excellenten anglicanischen Bischöfe, die so viel Interesse an der Mission für Centralafrika zur Schau tragen, werden sicherlich bedauern, daß alle ihre Anstrengungen zu nichts, aber auch zu weiter gar nichts geführt haben, als daß in Sansibar ein Caplan beim Consulat angestellt wurde."

Man sieht, wie scharf Livingstone sich ausdrückt, er, ein Mann der That, der anderthalb Menschenalter hindurch in großartiger Weise thätig war und alle Tage furchtlos dem Tode ins Auge sah. Er hatte wohl ein Urtheil über die Phrasenmacher und „faulen Bäuche".

Ueber den Kulihandel.

Endlich ist die Verschiffung chinesischer Kulis aus Macao auch von der portugiesischen Regierung verboten worden, und hoffentlich haben nun die Greuel ein Ende, welche bei der Verschiffung so häufig vorgekommen sind. Die „Overland China Mail" bringt ein langes Verzeichniß von Kulischiffen, an deren Bord Meuterei ausgebrochen ist oder die anderweitig in den Jahren 1845 bis 1872 heimgesucht worden sind. Die Zahl derselben beträgt — 308! Auf 23 Fahrzeugen brachen Meutereien aus; in 13 Fällen wurde die Schiffsmannschaft theilweise oder ganz ermordet, Offiziere eingeschlossen. Die Sterblichkeit ist grauenhaft. An Bord der „Lady Montague", die 450 Kulis in Macao an Bord nahm, starben etwa 300; auf dem „Waverley" 295 von 442, an Bord des „Calvin" 110. Die „Flora Temple" hatte 850 an Bord; das Schiff ging an der Küste von Cochinchina mit Mann und Maus verloren. Die „Dea del Mare" nahm 350 Kulis ein und landete nur 162 auf Tahiti; die „Jeddo" verlor von 480 Kulis nicht weniger als 200. Die „Providenza" hatte in Macao 380 an Bord genommen; als sie auf der Höhe von Hakodadi, Nordjapan, umhertreibend gefunden wurde, lebten noch 42. Die „Dolores Ugarte" war von den Kulis selber in Brand gesteckt worden; sie verbrannten alle, 600 an der Zahl! Unter den Kulischiffen segelten unter britischer Flagge 15, amerikanischer 4, pernanischer 3, französischer 8, italienischer 5 und je 1 unter holländischer, belgischer und san salvadorianischer Flagge.

* * *

— Weiße Strauße auf den patagonischen Ebenen. Der südamerikanische Strauß (Randu, Struthio rhea) nimmt dort eine vorragende Stelle ein; gleich dem südafrikanischen läßt er sich ohne große Mühe zähmen. Ein deutscher Arzt, Dr. J. Taiber, der in der argentinischen Armee dient, besuchte im vorigen Jahre das Fort El Ciudadano, östlich von Tapalquen, im Süden der Provinz Buenos Ayres. Unter den etwa zwölf zahmen Straußen, welche zum Fort gehörten, bemerkte er zwei vollkommen weiße. Ich hatte, schreibt er, noch nie so schöne durchgehends weiße gesehen; denn die in Olavarria wie das gewöhnliche Hausgeflügel herumlaufenden Thiere gleicher Gattung sind bräunlich und haben bloß am hintersten Theile der Flügel große, weiße Federn. Sie verlassen öfters das Fort, kommen aber jedesmal wieder; sie bringen auch manchmal wilde Strauße mit und so geschieht es nicht selten, daß selbst solche Thiere, die noch nicht an den Anblick der Menschen gewöhnt sind, sich mit der Zeit in das Innere der Forts hineinwagen, um die ungeheure Gefräßigkeit zu befriedigen, welche die Natur diesen Geschöpfen gegeben hat. Daraus erklärt sich, daß viele derselben ohne Zuthun der Menschen und ohne jede Abrichtung die Art und Weise des Verhaltens der zahmen annehmen. Bemerkenswerth ist, daß die Indianer die in geringerer Anzahl vorkommenden weißen Strauße nie tödten. Sie lassen dieselben unbehelligt, weil sie die Meinung hegen, die Strauße überhaupt würden aufhören zu existiren, wenn man die weißen verfolge. Weißen Thieren wird überhaupt von ihnen eine besondere Berücksichtigung gezollt; weiße Kühe oder Pferde werden nicht geschlachtet. — Ueberall, wo argentinische Soldaten lagern, ist der größte Ueberfluß an Fleisch, überall liegt dasselbe roh, gekocht oder gebraten umher. Dort sättigen sich täglich Hunderte, ja Tausende in Schwärmen anlangender Geier, die nicht geschossen werden, weil sie hartes Fleisch haben, und sich deshalb furchtlos nähern; kein Wunder, daß der wilde Strauß dem Beispiele des zahmen folgt. Der Strauß verschlingt alles was in das Bereich seines Schnabels kommt. Ich sah Vögel mit unglaublicher Hast die verschiedenartigsten Sachen verschlingen: mehrere ellenlange dicke Stricke, Leder, Bleistifte, Flintenkugeln und dergleichen mehr. Die Verdauungsorgane sind derart eingerichtet, daß Stoffe, welche in anderen Organismen unverdaut abgehen würden, der gründlich durchgreifenden Auflösungsfähigkeit des Magensaftes unterworfen und aufgesaugt werden. Das Strauß-Pepsin, dieser bei der Verdauung thätigste Stoff, verdient mit vollem Rechte den Ruf, welchen dasselbe erlangt hat.

— Notizen über Einwanderung in Nordamerika. Seitdem die Commission für Einwanderung in Neuyork errichtet ist, nämlich seit dem 1. Mai 1847, seit dieser Zeit sind nach der geführten Liste jener Commission 5½ Millionen Einwanderer in Neuyork gelandet. Dies beträgt bis Ende 1873 ungefähr 200,000 Einwanderer für das Jahr. Seit den letzten fünf Jahren war die Einwanderung beträchtlich; nämlich nur in Neuyork sind für das Jahr 1869: 395,922, für 1870: 378,796, für 1871: 352,456, für 1872: 362,236, für 1873: 330,518 Einwanderer verzeichnet. 64 Procent der Einwanderung seit 1847 waren über 20 Jahre alt und in voller Lebenskraft; 1,933,915 waren von Irland, 2,219,925 von Deutschland und Skandinavien und 1,048,431 von anderen Ländern. Bemerkenswerth ist es, daß auf einen Deutschen, der nach den östlichen Manufacturgegenden sich begiebt, 13 Irländer kommen und daß wiederum auf einen Irländer, der nach den mittleren und westlichen Staaten geht, 3 Deutsche kommen. Nach dem Süden vom Ohio und Potomac sind im Ganzen seit obigem Zeitraum von der in Neuyork gelandeten Einwanderung nur 4½ Proc. der

irischen und nur 6 Proc. der deutschen Einwanderung gezogen. Rechnet man die Gesammteinwanderung auf 8½ Millionen, so fallen auf England und Irland 4,448,603, auf Deutschland 3,028,552, 486,096 auf die lateinische, 24,964 auf die slavische und 110,200 auf die asiatische Race. Die Commission in Castle Garden rechnet auf jeden Einwanderer mindestens 50 Dollars baares Geld, das sie in dies Land bringen. Dies beträgt zu 8½ Millionen Einwanderer die Summe von 444 Millionen Dollars in Gold. Natürlich ist die Arbeitskraft und die Industrie dieser Einwanderung für dies Land von weit höherm Werthe. (Neuyorker Journal.)

— Daß loser Schneefall nicht selten den Locomotiven auf den Eisenbahnen Hindernisse in den Weg legt, ist begreiflich, daß aber Heuschrecken in solcher Menge und in solcher Höhe auf den Schienen liegen, daß der Verkehr gehemmt wird, ist neu, jedoch Mitte des Mai auf der Bahn zwischen Oran und Algier vorgekommen. Der Zug traf, eben wegen der Heuschrecken, in letzterer Stadt sechs Stunden später ein als gewöhnlich.

Vom Büchertische.

Krackowizer, Dr. Ferd., **Heimathskunde von Oberösterreich.** Mit Benutzung der neuesten Quellen bearbeitet. Herausgegeben vom oberösterreichischen Lehrerverein. Linz 1872. Verlag von Vinzenz Fink. 8. 140 S.

Zu einem Handbuche für den Lehrer, sowie zu einem Nachschlagebuche für Gebildete außerhalb des Lehrerstandes bestimmt, enthält diese Landeskunde, wie das Buch wohl besser benannt werden könnte, eine fleißig gearbeitete Zusammenstellung des bezüglichen Stoffes in drei Abtheilungen: 1) Geschichte; 2) Geographie, Topographie und Statistik; 3) Verfassung und Verwaltung. Der Nutzen, den das Buch in der Hand des geschickten Lehrers erzielen wird, würde noch erhöht werden, wenn bei einer neuen Auflage in dem geschichtlichen Abschnitte statt der Uebersichten aus der allgemeinen Geschichte und der Geschichte des österreichischen Staates die eigentliche Landesgeschichte und besonders die Schilderung der Culturzustände mehr Raum fände. Im geographischen Theile ist ein näheres Eingehen auf die Natur des Landes nach Boden, Klima und Producten, die doch so reiches Material für geographische Anschauung dargeboten hätte, zu vermissen, und das reiche statistische Material würde hier und da durch Angabe procentaler Verhältnisse an Klarheit gewonnen haben.

Theodor Schacht's **Lehrbuch der Geographie alter und neuer Zeit,** mit besonderer Rücksicht auf politische und Culturgeschichte. Von Dr. Wilhelm Rohmeder, Lehrer an der städtischen Handelsschule in München. Achte vollständig neu bearbeitete Auflage. Mit 4 Karten, 3 Kupfertafeln und dem Porträt des Verfassers. Mainz 1873.

Schacht's Lehrbuch ist eines der frühesten, welche in ausgiebiger Weise die Geschichte mit der Geographie verbunden haben. Man vergleiche darüber Ritter's Abhandlung über das historische Element in der geographischen Wissenschaft, vorgetragen am 10. Januar 1833. Diese Methode ist genugsam bekannt und zählt noch gegenwärtig ebensowohl Freunde als Gegner. Daß aber, abgesehen von dieser Verschmelzung zweier verwandter Wissenschaften, das Buch durch seine dem Zwecke des Unterrichts angepaßte Gruppirung des Stoffes, von allgemeinen Begriffen ausgehend zuerst ein Bild unseres deutschen Vaterlandes giebt und von hier aus den Blick zu den Nachbarländern richtet, ist als lobenswerth hervorzuheben. Lesbar und gut geschrieben eignet es sich sehr wohl zu einer belehrenden Lectüre, wie auch namentlich die einleitende Abhandlung über den geographischen Unterricht immer wieder betont zu werden verdient, wenn sich auch gegen einzelne Thesen manches mit Grund erwiedern ließe. Der neue Bearbeiter hat sich bemüht, überall zu feilen und zu bessern; doch könnte noch Manches zum Beispiel gleich in der Schilderung der deutschen Gebirge: Fichtelgebirge, Erzgebirge ꝛc. klarer und correcter veranschaulicht werden. Die neuen Veränderungen in der politischen Geographie der außereuropäischen Erdtheile sind sorgfältig nachgetragen.

Der Leitfaden der Geographie von Franz Reindel, königlichem Rector in Kempten (Kempten 1870) ꝛc.,

zeichnet sich weder durch besonders strict durchgeführte Methode noch sonstige Anordnung des Lehrstoffes aus, wohl aber durch eine recht ansehnliche Anzahl von Druck- und anderen Fehlern, die in dem kleinen Werke um so auffallender sind!

Großbritanniens Handelsflotte ist mit 7½ Millionen Tonnen (S. 89) und die der Vereinigten Staaten von Nordamerika mit 6 Millionen Tonnen ein wenig zu hoch angegeben (S. 133). S. 104 werden die Ufer des Ganges „wunderschön" genannt und S. 121 wird Marokko als besonders wasserreich bezeichnet. Daß Herr Verfasser die Eskimos zu den Mongolen rechnet, ließe sich noch entschuldigen, dagegen dürften Känguruh und Schnabelthier sich als Nagethiere (S. 146) weniger behaglich fühlen. Celebes hat 2 bis 3 Millionen „niederländische" Einwohner erhalten (S. 109) und als Gegensatz ist es den braven Bayern ermöglicht, des Tschadsees trübe Fluthen zu schlürfen, denn derselbe nimmt nach S. 118 die Hälfte von Bayern ein. Point de Galle ist consequent Port de Galle genannt und dem „Imam" von Maskat manch Stücklein Land zugesprochen, das er nicht mehr besitzt (S. 112 ein Theil der persischen Küste und S. 123 Zanzibar). Abuschehr (gedruckt —schär) wird ans Rothe Meer versetzt (S. 112) und St. Thomas und St. John werden Nordamerika zugesprochen (S. 138). Daß unter den Producten Hinterindiens der Reis und bei Brasilien Kautschuk nicht genannt sind, ist unangenehm. Weitere Fehler sind in beliebiger Menge aufzusuchen. Die eingedruckten Karten zeichnen sich durch merkwürdige Einfachheit der Umrisse aus.

Leitfaden zur physikalischen und mathematischen Geographie. Für höhere Bildungsanstalten, insbesondere für Schullehrerseminarien, sowie zum Selbstunterricht. Herausgegeben von F. Winkler. Dresden 1871. Wolf'sche Buchhandlung.

Dies Buch enthält eine nach Klöden, Ritter, Peschel, Müller-Pouillet, Humboldt und vielen Anderen zusammengestellte Uebersicht des Nothwendigsten aus dem Gebiete der auf dem Titel genannten Disciplinen. Die physikalische Geographie würde jedoch noch einige Bezeichnungen, die die Erdkunde bietet, bringen und definiren müssen. Für den Unterricht in der mathematischen Geographie würde Recensent auch den Seminarien „Brettner" empfehlen.

Mathematische Geographie. Leitfaden für höhere Unterrichtsanstalten von Brettner. 6. Auflage. Herausgegeben von Dr. Bredow. Breslau 1872.

Dieses Werkchen ist anerkannt einer der besten Leitfäden und bedarf keines Lobes. Es enthält eine gedrängte, dabei, so weit es der Raum gestattet, eingehende und wissenschaftliche Darstellung des Stoffes der mathematischen Geographie. Auswahl und Behandlung sind so weit als möglich populär. Vorausgesetzt werden Kenntniß der Physik und Trigonometrie.

Denselben Stoff, jedoch weniger übersichtlich und klar, behandelt Leitfaden der mathematischen Geographie für höhere Schulen von C. Holl. Stuttgart 1871.

Inhalt: Nach Californien. II. (Mit sechs Abbildungen.) — Auf und an den Oelflüssen Westafrikas. — T. T. Cooper beim Volke der Mischmis in Assam. — Aus allen Erdtheilen: Aus dem russischen Reiche. — Livingstone über anglicanische Missionäre. — Ueber den Kulihandel. — Verschiedenes. — Vom Büchertische. — (Schluß der Redaction 8. Juli 1874.)

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXVI. № 5.

GLOBUS

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 4 Thlr. Einzelne Nummern 5 Sgr. — 1874.

Franz Keller-Leuzinger bei den Kautschucksammlern am Madeira *).

Die Fahrt auf dem Amazonenstrome bis zur Mündung des Madeira und auf dem untern Laufe des letztern ist mit einem Ruderboote, dessen Franz Keller sich bediente, eine starke Prüfung der Geduld, denn die Landschaft trägt jenen Charakter der Einförmigkeit, welcher Riesenflußthälern eigenthümlich ist, deren Ufer auf Hunderten von Meilen aus Alluvion bestehen. Da im Allgemeinen der Igapo, d. h. die jüngste Bodenablagerung, vorherrscht, so treten nur selten die eigentlichen Formen des Urwaldes auf, doch erhebt sich da und dort der dicke Stamm einer Bombacee über die schlanken, weißrindigen Cecropien. Auf vielen Bäumen sieht man die glatten, lichtgrünen Blätter der kletternden Vanille mit den Büscheln ihrer grünen, schotenförmigen Früchte. Diese haben frisch gepflückt nicht die geringste Spur von ihrem bekannten Wohlgeruche, der sich erst beim Trocknen entwickelt.

Häufig werden die Ruderboote am Anlegen verhindert durch breite Gürtel schwimmenden Grases (Canna rana), welches auf weite Strecken hin das Ufer von der freien Wasserfläche trennt **). Die Anwohner des untern Madeira haben schwarzes, straffes Haar und eine dunkle Hautfarbe, so daß man sofort die starke Beimischung indianischen Blutes erkennt; sie sind still und verschlossen, wie die Indianer selbst, treiben Fischfang und haben kleine Cacaopflanzungen. Bis Borba aufwärts ist die Schifffahrt für alle Flaggen frei. Keller schildert diese „Stadt" als eine Anhäufung eines Dutzend niedriger, schmutziger Hütten, die um eine halbvollendete Capelle herumliegen. „Hier beutet ein roher, herrschsüchtiger Priester die Unwissenheit seiner naiven Pfarrkinder in der scandalösesten Weise aus, was leider auch noch an vielen anderen Orten des Innern geschieht." Diese Vigarios sowie die Commandanten der Guarda nacional, welche die Befugniß haben, die zum Militärdienst tauglichen Leute nach Belieben auszusuchen, mißbrauchen diese Gewalt zu den schändlichsten Erpressungen. Sie begünstigen z. B. diejenigen, welche umsonst für sie arbeiten, auf Kosten der Uebrigen. Sie sind das größte Hinderniß für die Entwickelung dieser reichen Länder.

Oberhalb Borba treten die ersten hochstämmigen Exemplare des Kautschuckbaumes auf, dieser Siphonia elastica oder, wie sie allgemein dort genannt wird, der Seringa. Am Amazonas und untern Madeira ist dieser werthvolle Baum in Folge unausgesetzter, rücksichtsloser Ausbeutung schon beinahe ausgerottet! Auch einzelne Hütten der Kautschucksammler werden sichtbar; sie haben niedrige Dächer von Palmblättern, unter deren einem Ende sich ein aus Latten von Palmenholz verfertigter Fußboden anderthalb bis zwei Meter über der Erde befindet. Auf diesen kann sich der zur Zeit des Hochwassers fast amphibisch lebende Bewohner zurückziehen. Den Hintergrund dieser oft

*) Vergleiche „Globus" XXV, S. 369 bis 372; XXVI, S. 1 bis 5.

**) In der Linga geral, dem Tupi, bedeuten die Anhängesilben arana oder rana immer falsch, unecht, so daß Canna rana, eine Mischung von Portugiesisch und Tupi, die Bezeichnung eines Grases ist, welches dem Zuckerrohre gleicht, ohne dessen anderen schätzbaren Eigenschaften zu besitzen.

Wohnung eines reichen Seringueiro.

Im Schatten eines Urwaldriesen.

malerisch gelegenen Behausungen bildet gewöhnlich das dunkele, glänzende Laub der Siphonia, von welchem sich die schlanken, silberfarbigen Stämme scharf abheben.

Da, wo künstliche Wiesen bis an das Flußufer heraustreten, findet man dann und wann eine Estaucia, d. h. eine zum Betriebe der Viehzucht angelegte Meierei (— die für den Ackerbau angelegten heißen Fazendas —). Das Hornvieh ist aus Bolivia auf Barken dorthin gebracht worden und gedeiht ganz vortrefflich. Noch vor wenigen Jahren, als die ersten bolivianischen Kautschucksammler an den Madeira kamen, war für die brasilianischen Uferbewohner eine getrocknete Ochsenhaut eine große Merkwürdigkeit. Wenn sie eine solche nach Herzenslust betastet hatten, äußerten sie wohl, daß solch ein Ochs doch ein gewaltiges Thier sein müsse.

Oberhalb Crato haben sich 10 bis 12 bolivianische Seringueiros, d. h. Kautschucksammler, angesiedelt, deren jeder mit etwa zwanzig bis dreißig Moxos-Indianern arbeitet. Vor nicht langer Zeit wurde die Wohnung eines brasilianischen Seringueiro von wilden Parentintins-Indianern überfallen. Die unglücklichen Opfer dieser Cannibalen sind dann nach herkömmlicher Weise auf einer der nahen Sandbänke gebraten und verzehrt worden. Die Menschenfresser wurden verfolgt und sind dann nicht wieder am Strom erschienen, aber noch heute würde kein Seringueiro es wagen, in jener Gegend in eines der kleineren Seitenthäler einzudringen, obwohl dort noch reiche, unausgebeutete Seringaës, d. h. Kautschuckwälder, stehen.

Mündung eines Seitenwassers des Madeira.

Malariafieber sind in jenen weiten Thalniederungen nicht etwa ganz allgemein verbreitet, sondern im Gegentheil örtlich beschränkt und manche Seringueiros haben von denselben zu leiden; bei den ärmeren ist die Chinarinde ein seltenes Heilmittel, obwohl sie in schweren, mit Ochsenhaut überzogenen Päcken schon ihren Weg von der Cordillere nach den Flüssen Mamore und Madeira gefunden hat und nach Para zur Verschiffung über See gebracht wird. Früher wurde sie ausschließlich über die Hochgebirge nach den Häfen am Stillen Ocean gebracht. Man wendet gegen das Fieber die Caferana an, ein bitteres Kraut, das in den Wäldern wächst.

Unter den Seringueiros am Madeira fand Franz Keller auch einen Deutschen. „Er ist einer der im Jahre 1852 nach Brasilien gekommenen holsteinischen Soldaten, der sich auch am La Plata gegen Rosas geschlagen hatte; nun führte er hier ein Robinsonleben. Er soll einer der fleißigsten Kautschucksammler sein und bereitet mit seiner Gefährtin, einer Indianerin, in den 3 bis 4 Erntemonaten über 100 Arrobas, d. h. 3200 Pfund Seringa, während sonst die mittlere Production einer Familie 50 Arrobas nicht übersteigt. Das freudige Erstaunen des vor seiner Hütte stehenden Mannes, als ihm aus einem mit Indianern bemannten Boote ein lautes: Grüß Gott, Herr Landsmann! entgegenschallte, war ergötzlich zu sehen. Wir erkannten ihn an seinem blonden Bart um so eher, da man uns zwei Tage vorher auf seine Begegnung vorbereitet hatte. Neben ihm stand seine Frau, eine kräftige, untersetzte Tapuya, und hinter ihnen standen einige hoffnungsvolle Sprößlinge, deren helles Haar mit der braunen Haut seltsam contrastirte."

Unsere Illustration (S. 66) zeigt die Wohnung eines reichen Seringueiro. Im Mittelgrunde steht die ganz mit Palmblättern eingedeckte Hütte, rechts im Vordergrunde ein Dickicht glattstämmiger Bananen (der Pacova oder Banana da terra, der einheimischen Musacee) mit colossalen Fruchttrauben, deren eine durch einen Moxos-Indianer nach der Hütte geschleppt wird. Der Seringueiro trifft die ersten Anstalten zu häuslicher Niederlassung auf einem hohen Ufer, jedoch in der Nähe der feuchten Kautschuckwälder, unter dem Schatten riesiger Bäume und richtet sich nach Landesart ein. Er spannt eine reich gestickte Hängematte, welche aus der brasilianischen Provinz Mato Grosso kommt, zwischen zwei Bäumen aus und das dichte Moskitonetz spannt er über eine zweite, welche ihm zum eigentlichen Nachtlager dient und die mit einer leichten Strohdecke bedeckt ist. In seiner Küche ist Vorrath an colossalen Flußschildkröten, die auf den Rücken gelegt machtlos und lautlos des tödtenden Axthiebes harren. Seine zeitweilige Gemahlin schaukelt sich, Cigarren rauchend, gleichfalls in einer Hängematte.

Franz Keller giebt ausführliche Nachrichten über die Siphonia, ihre Bereitung und den Handel mit ihrem werthvollen Producte, dem Kautschuck. Dieses Wort ist indianischen Ursprungs, während Seringa, d. h. Spritze, und Borracha, d. h. Schlauch, Bezeichnungen eben desselben Materials sind, welche von den Portugiesen gegeben wurden, weil die Form, unter welcher ihnen das von India-

nern fabricirte Gummi elasticum bekannt wurde, die eines Schlauches war.

Brasilien nimmt unter den Kautschuck liefernden Ländern in Bezug auf Güte und Menge der Waare die erste Stelle ein. Wir erwähnten schon weiter oben, daß an den Ufern des eigentlichen Amazonas die Ausbeutung in Folge unverständigen Verfahrens und weil nie Bäume nachgepflanzt wurden, die Production schwach geworden ist, aber die Seringaës am Madeira, Purús und anderen Zuflüssen des großen Stromes liefern noch eine gewaltige Menge. Allein aus der Provinz Amazonas gelangen über 50,000 Arroben oder 1,600,000 Pfund im Jahre zur Ausfuhr, während der Gesammtexport des ganzen colossalen Stromgebietes jährlich sich auf reichlich 400,000 Arroben oder 12,800,000 Pfund beziffert. Zu Pará, der Hafenstadt, wohin die Landesproducte zur Seeverschiffung kommen, stellte 1869 die Ausfuhr sich auf 12,897,598 Milreis (= 20 Sgr., also 2 Mark deutschen Reichsgeldes; je nach dem Coursstande 10 bis 20 Pfennige mehr). Davon entfielen auf das Kautschuck 9,698,721 Milreis, also etwa drei Viertel (— auf Cacao 1,271,488 Milreis —). Die nachstehenden Ziffern thun dar, wie Menge und Preis in wenigen Jahren angewachsen sind. Es wurden exportirt:

1865: 256,967 Arroben, Werth 3,969,036 Milreis,
1866: 291,091 Arroben, Werth 5,521,853 Milreis,
1867: 301,170 Arroben, Werth 5,937,441 Milreis,
1868: 334,975 Arroben, Werth 8,003,550 Milreis,
1869: 365,354 Arroben, Werth 9,698,721 Milreis.

Diese Zunahme des Preises bei gesteigerter Production ist jedenfalls ein Beweis, daß die lange Liste von Gegenständen der allerverschiedensten Art, bei deren Herstellung das Kautschuck mit Vortheil verwandt wird, vom uralten, zuerst von Indianern verfertigten Gummischuh bis zur Isolirungsschicht für die Drähte elektrischer Telegraphen, bei Weitem noch nicht geschlossen ist oder daß wenigstens ein gesteigerter Bedarf bei den meisten derselben sich fühlbar macht. Leider ist bis jetzt in Brasilien auch noch nicht der kleinste Versuch zur Anpflanzung dieses nützlichen Baumes gemacht worden und alles Kautschuck, welches von Pará zur Ausfuhr gelangt, wird aus den natürlichen Seringaës bezogen. Durch das wiederholte Anzapfen und Entziehen des Milchsaftes leiden die Bäume auch bei glimpflicher Behandlung und Ausbeutung und sterben vor der Zeit ab. In Folge dessen müssen die Seringueiros immer weiter im Innern in noch unerforschten Thälern neue Wälder aufsuchen. Ein An- und Nachpflanzen wäre um so eher gerathen, da der Baum den werthvollen Milchsaft schon in größerer Menge liefert, wenn er 25 bis 30 Jahr alt ist.

Philodendron.

Aber bei der Trägheit des Mestizenvolkes und der Kurzsichtigkeit der brasilianischen Regierung werden dahin zielende Maßregeln erst dann getroffen und ins Werk gesetzt werden, wenn die Kautschuckausfuhr in Folge von Ausrottung der Bäume schon abgenommen haben wird und der Erfindungsgeist der Fabrikanten in Europa und Nordamerika ein mehr oder weniger passendes Ersatzmittel für das dann allzutheure Gummi elasticum gefunden haben wird.

Franz Keller lernte bei einem Seringueiro aus Bolivia, der sich am Madeira niedergelassen hatte, die Zubereitung desselben genau kennen. Der Baum gedeiht nur dann, wenn der Stamm durch die jährlichen Ueberschwemmungen auf mindestens anderthalb Meter unter Wasser gesetzt wird. Nur in diesem Falle giebt er einen nennenswerthen Ertrag an Milch. Deshalb ist der ihm zusagende Standort der Igapo, d. h. die jüngste kaum über Niederwasserhöhe liegende Alluvion. Dort in der Nähe der Kautschuckwälder findet man, wie schon gesagt, die Hütten der Seringueiros auf erhöhetem Boden. Das Leben des Eigenthümers, der zur Regenzeit im Walde nicht arbeiten kann, hat dann Muße vollauf, sich von den Moskitos zerstechen zu lassen und die Intervalle zwischen seinen Fieberanfällen genau zu berechnen. Aber paradiesisch schön ist eine solche Niederlassung in der trockenen Jahreszeit, besonders wenn noch rings um die vielleicht erst seit Kurzem errichtete Hütte majestätische Palmen und hochstämmige Bertholletien ihre gewaltigen Kronen erheben und ein Blick auf den weiten Strom und seine sonnigen Sandbänke uns den kühlen Waldesschatten doppelt schätzen lehrt.

Von der Hütte führen schmale Pfade durch das dichte Unterholz zu den einzelnen Kautschuckbäumen. Sobald die Jahreszeit (die trockene) es erlaubt, geht der Seringueiro, mit einem kleinen Beile bewaffnet, in den Seringal, um kleine Löcher in die Rinde oder vielmehr in den Splint der Gummibäume zu schlagen. Aus diesen beginnt alsbald der milchweiße Saft zu fließen über eine auf den Stamm geklebte Ausgußmündung aus Thonerde in ein darunter gebundenes, becherartig zugeschnittenes Stück Bambusrohr. So geht er von Baum zu Baum, bis er endlich auf dem Rückwege des leichtern Transportes halber die Bambusröhren in eine große mit einem Tragband aus Lianen versehene Kalebasse entleert. Den Inhalt derselben gießt er zu Hause in eine jener großen Schildkrötenschalen, die im ganzen Amazonasthale als Becken für vielerlei Sachen gebraucht werden und die das unentbehrlichste Hausgeräth für eine Tapuyofamilie sind.

Da die harzigen Theile sich bei zu langem Stehen absondern und die Qualität des Kautschucks verringern würden, so schreitet man unverzüglich zu dem eigenthümlichen Processe

der Räucherung. Die über eine Form gegossene Milch wird dem Rauche von den Nüssen der Urucury- oder der Uanassupalme ausgesetzt. (Beide sind Species von Attalea, die letztere hat gigantische Wedel.) Diese allein besitzen die Eigenschaft, die Milch augenblicklich gerinnen zu machen. Ein irdener Topf ohne Boden mit flaschenförmig verengtem Halse wird als eine Art von Kamin über einen in Gluth befindlichen Haufen trockener Nüsse gestülpt, so daß der weiße Qualm in dichten Wolken aus der engen Oeffnung hervorquillt. Der daneben sitzende Arbeiter gießt dann aus einer kleinen Kalebasse eine geringe Quantität der weißen, wie fette Kuhmilch aussehenden Flüssigkeit über eine Art leichter Holzschaufel, auf welcher er sie durch geschicktes Drehen und Wenden gleichmäßig zu vertheilen sucht. Er fährt damit schnell in den weißen Qualm über der Mündung des Topfes, dreht einige Mal hin und her und alsbald nimmt die Milch eine mehr graugelbe Farbe an, wird auch fest. So bringt er Lage auf Lage, bis die Kautschuckschicht auf jeder Seite der Schaufel 2 bis 3 Centimeter beträgt und die Plancha fertig ist. Sie wird nun an einer Seite aufgeschnitten, von der Schaufel abgenommen und zum Trocknen der Sonne ausgesetzt, weil zwischen den einzelnen Schichten noch viel Wasser eingeschlossen ist, das verdunsten soll. Die Farbe der Plancha ist anfänglich ein helles Silbergrau, sie wird aber nach und nach gelblich und geht zuletzt in das bekannte Braun des in den Handel gebrachten Kautschucks über.

Ein guter Arbeiter kann auf solche Weise in einer Stunde 5 bis 6 Pfund festes Kautschuck liefern. Je dichter, gleichartiger und von Blasen frei die ganze Masse erscheint, um so höher ist die Qualität und der Preis, welcher bei der besten Sorte nahezu das Doppelte der geringsten beträgt. Diese letztere, der sogenannte Sernamby oder Cabeça de negro, d. h. Negerkopf, besteht aus den am Fuße des Baumes aufgelesenen Tropfen und den Resten der Milch, welche in den Gefäßen zusammengescharrt wird. In Pará schneidet man, um sich der Qualität völlig zu versichern, jede Plancha noch einmal quer durch. Dabei kommen nicht nur die Blasenräume zu Tage, sondern man bemerkt auch eine etwaige Verfälschung mit Milch von der Mangaba. Diese schöne Pflanze mit glänzenden, dicken Blättern ist es, welche wir jetzt in Europa so häufig als Schmuck in unseren Zimmern haben und die wir unrichtig als Gummi- oder Kautschuckbäume bezeichnen.

Unsere Illustration (S. 67), welche einen Halt im Schatten eines Urwaldriesen nach Keller's Skizze darstellt, zeigt die Macht, Gewalt und Fülle der Waldvegetation an vielen Uferstrecken des Madeira. Die Boote liegen am Ufer, die Reisenden sind Mittags ans Land gegangen, um die Kühle zu genießen und ihr Mahl einzunehmen. Auch ihre indianischen Arbeiter ruhen aus und einer derselben hat einen primitiven Herd hergestellt, auf welchem er die Speise für seine Gefährten kocht. Ueppig ist auch der Pflanzenwuchs an den Seitengewässern des Madeira, deren eines unsere Abbildung veranschaulicht. Der mächtige, seine Nachbarn stolz überragende Baum mit der dichten Krone ist der Castanheiro, Bertholletia excelsa, dessen Nüsse unten dem Namen Brasilnüsse längst in großer Menge nach Europa kommen. Im Vordergrunde links sieht man die Schüsselblätter der Victoria regia. Vom geräuschlos durch die Fluthen gleitenden Rindencanot schießt ein Indianer nach Fischen. Der Baum, unter welchem ein Jäger eben sein Gewehr anlegt, ist ein Philodendron, von den Brasilianern Imbu genannt. Die straff gezogenen, am Boden sich wieder festklammernden Luftwurzeln der hoch oben in den Aesten der Waldriesen sitzenden Pothosgewächse und Aroideen gehören zu den für die Europäer auffallendsten Erscheinungen der tropischen Vegetation.

Das Telegraphenkabel im Großen Ocean.

In der ersten Woche des Junimonats war Cyrus Field in San Francisco, um eine passende Stelle für den Anfangs- oder Endpunkt der projectirten Telegraphenlinie zu ermitteln, welche den nordamerikanischen Ueberlandtelegraphen mit dem in Jokohama, Hongkong und Indien verbinden soll. Dieser Nordamerikaner hat sich um die transatlantischen Telegraphen große Verdienste erworben; vorzugsweise auf seinen Antrieb wurde das Wagniß unternommen, die alte Welt mit der neuen elektrisch zu verbinden.

Der „Welttelegraph" hat bekanntlich noch eine große Lücke; zur Ausfüllung derselben muß ein unterseeisches Kabel durch den Stillen Ocean gelegt werden. Als im Jahre 1866 die atlantischen Kabel zeitweilig den Dienst versagten, faßte man in Nordamerika und Rußland den Plan, einen Landtelegraphen herzustellen, welcher der Westküste Nordamerikas entlang bis nach Alaska im Norden geführt und dann nach Asien unterseeisch hinübergeleitet werden sollte. Die Vorarbeiten wurden mit großem Eifer betrieben; Ingenieure untersuchten mit Eifer die Küste des Ochotskischen Meerbusens, die Gegenden am Aldan und an anderen nordostsibirischen Strömen und es sind damals einige Millionen Thaler verausgabt worden. Als dann die atlantischen Kabel ihren Dienst wieder regelmäßig verrichteten, ließ man jenen Plan fallen und die erwähnte Lücke im Welttelegraphen ist bis heute geblieben.

Jetzt aber denkt man ernstlich daran, das pacifische Kabel zu legen. Schon im vorigen Jahre hat der amerikanische Regierungsdampfer Tuscarora Tiefseemessungen veranstaltet und er ist auch gegenwärtig mit solchen beschäftigt. („Globus" XXV, S. 32.) Derselbe befuhr vom 17. bis 30. October den Bogen von Cap Flattery bis nach Atscha, einer der aleutischen Inseln, eine Strecke von 1114 Seemeilen (4 = 1 deutschen Meile). Von Cap Flattery nahm die Tiefe des Seebodens plötzlich ab, von 1500 Faden (6 = 1 Fuß) bis auf 600, also um 3600 Fuß. Von dort bis zum letzten Vermessungsplatze, in 54° N., 153° der Länge, wo die Tiefe 2534 Faden betrug, war eine Zunahme der Meerestiefe von etwa einem Faden auf die Seemeile beobachtet worden.

Nun lesen wir („Newyorker Journal" vom 16. Juni), daß im Laufe des Frühjahrs Commandeur Belknap mit der „Tuscarora" Vermessungen in südlicheren Breiten angestellt hat, um die Meerestiefe zwischen Honolulu auf den Sandwichsinseln und Jokohama zu ermitteln. Die größte Tiefe welche er auf jener Strecke fand, beträgt 3287 Faden. Er glaubt sich zu der Annahme berechtigt, daß von Japan eine ununterbrochene unterseeische Bergkette laufe. Sechs Gipfel derselben, von welchen der niedrigste 7000, der höchste 12,600 Fuß hoch ist, sind von ihm vermessen worden; daß sie vulcanischer Natur sind, unterliegt keinem

Zweifel, da Stücken Lava von ihnen ans Tageslicht hinaufgezogen wurden.

In San Francisco hat sich Field sehr ausführlich über das projectirte Unternehmen ausgesprochen („Daily Evening Bulletin“ vom 1. Juni; für dessen freundliche Uebersendung wir Herrn Theodor Kirchhoff besten Dank sagen). Zwei Routen sind ins Auge zu fassen. Die eine würde von San Francisco aus nordwestlich nach Atscha und von da in südwestlicher Richtung nach Jokohama laufen; die andere von San Francisco aus nach Südwesten bis Honolulu und von da gen Nordwesten bis Jokohama.

Auf der erstern beträgt die Entfernung bis Atscha etwa 2200 Seemeilen und von hier bis Jokohama etwa eben so viel; auf der andern hat man bis Honolulu ungefähr 2200, und von hier bis Jokohama 3400 bis 3500. Auf der südlichen Route würde Ocean Island, das etwa 1000 bis 1100 Seemeilen von den Sandwichinseln nach Nordwesten hin liegt, eine Station bilden, weil dann eine raschere Beförderung möglich ist. Eine 3500 Meilen lange Strecke ist zu weit für ein unterseeisches Kabel. Nehmen wir als Beispiel die beiden Kabel zwischen Irland und Neufundland und dann das von Brest nach der französischen Insel St. Pierre, die gerade südlich von Neufundland liegt. Diese letztere Linie ist beträchtlich länger als die beiden anderen und sie kann in einer gegebenen Zeit nur zwei Drittel so viel leisten wie jene, und wenn diese Brester Linie ihren Endpunkt irgendwo in Massachusetts hätte, so würde sie noch viel weniger leisten können.

Cyrus Field sprach sich zu Gunsten der südlichen pacifischen Linie aus. Auf der nördlichen Route, so äußerte er, sei auf weiten Strecken das Wetter so kalt und stürmisch, daß eine Ausbesserung des Kabels mit großen Beschwerlichkeiten und Hindernissen verbunden sein würde. Auf der südlichen Route könnte das Kabel viele Depeschen von den Sandwichsinseln selbst annehmen, und es würde wohl nicht ausbleiben, daß man von Honolulu aus ein Zweigkabel über die Samoa-Inseln (Navigatoren) und die Fidschi-Eilande nach Neucaledonien und Australien legen würde. Damit wäre dann eine gerade Linie zwischen London und Sydney hergestellt und die Telegramme zwischen beiden Punkten würden nach Verlauf einer halben Stunde abgeliefert werden können.

Ein endgültiger Entschluß soll erst gefaßt werden, nachdem der Meeresboden genau erforscht worden ist. Die „Tuscarora“ hat, wie gesagt, im vorigen Herbst einen beträchtlichen Theil der nördlichen Strecke untersucht, bis sie wegen des stürmischen Wetters umkehrte; jetzt hat sie Forschungen auf der südlichen Linie vorgenommen. Es fällt beim Kostenanschlage beträchtlich ins Gewicht, von welcher Beschaffenheit der Meeresboden ist, auf welchen das Kabel zu liegen kommt; durch dieselbe wird es auch bestimmt ob das Kabel armsdick oder vom Umfange eines Silberthalers sein muß. Das Kabel auf der südlichen Linie wird, die Beschaffenheit des Meeresbodens als gleich angenommen, etwa drittehalb Millionen Dollars mehr kosten als eins auf der nördlichen Route.

Das pacifische Kabel wird viele Telegramme zwischen London und Schanghai befördern. Jetzt erfordert eine Depesche zwischen diesen beiden Punkten nicht selten 11 bis 12 Stunden. Sie geht von Schanghai, wo viel Andrang auch aus anderen chinesischen Plätzen ist, nach Singapore, wo die aus Australien und Java einlaufenden Telegramme sich ansammeln und befördert sein wollen. Von dort geht sie nach Indien, wo sie in Ceylon und Bombay warten muß, und nach Aegypten und Malta, dann durch die Straße von Gibraltar nach Lissabon, wo gleichfalls überall Andrang ist, und dann erst kommt sie nach London. Derartige Verzögerungen würden, wie Field meint, beim pacifischen Kabel nicht vorkommen. Ein Telegramm zwischen London und Neuyork gebraucht im Durchschnitt 12 Minuten und 8 Secunden. Die Gesellschaft, welche das pacifische Kabel legt, wird zu ihrem ausschließlichen Gebrauche einen Landtelegraphen zwischen Neuyork und San Francisco herstellen, und wenn die Geschäftsleute in London oder Neuyork sehen, daß sie in 30 bis 40 Minuten mit Jokohama oder Schanghai correspondiren können, dann werden sie einen derartigen Vortheil zu schätzen wissen. Als das atlantische Kabel gelegt wurde, kamen anfangs täglich im Durchschnitt nur 29 Telegramme zur Beförderung, heute zwischen 700 und 800.

Daß San Francisco großartigen Nutzen aus einem pacifischen Kabel, namentlich im Verkehr mit Ostasien und Australien, ziehen würde, ist selbstverständlich.

Marshall über die Todas in den Nilgherris.

Das Nilgherrigebirge. — Die Todas sind ein seßhaftes Hirtenvolk mit Dorfwechselwirthschaft. — Die Helotenstämme der Badagas und Kotas. — Religiöse Vorstellungen; Verehrung der Kuh. — Kindermord und Vielmännerei.

Vor einigen Jahren („Globus“ XVIII, S. 353) brachten wir einen Bericht über die Todas in den Nilgherribergen im südlichen Vorderindien nach Major W. Roß-King. Seitdem ist dieser merkwürdige Volksstamm von einem andern britischen Offiziere, Oberstlieutenant William E. Marshall, zum Gegenstande des Studiums gemacht worden und sein Buch*) ist geeignet, manches in den Mittheilungen von Roß-King zu ergänzen. Marshall begab sich aus Gesundheitsrücksichten in die Nilgherris und fand dort in dem deutschen Missionär F. Metz, dem einzigen Europäer, welcher die Todasprache redet, und in dem Geistlichen G. U. Pope, einem vorzüglichen Kenner der Dravidamundarten, zwei sehr nützliche Begleiter. Die Regierung in Madras öffnete ihm außerdem ihre Archive, in denen eine Menge noch unveröffentlichter Actenstücke über den Kindermord unter den Todas lagen. Mit dieser Hülfe und der eigenen Anschauung schrieb Marshall sein Buch, dem auch Photographien von Todas und ihren Geräthschaften sowie Landschaftsbilder aus den Nilgherris beigegeben sind. Im Appendix finden wir eine kurze Grammatik und ein Vocabular der Todasprache, welche von den beiden genannten Geistlichen herrühren.

Ob die Todas zu der eingeborenen und aboriginen Bevölkerung gehören, welche schon lange vor der arischen Einwanderung in Indien seßhaft war, oder ob sie nur kurz vor den Sanskritvölkern einwanderten, bleibt unentschieden. Als

*) A Phrenologist amongst the Todas; or the Study of a Primitive Tribe in South India. London. Longmans and Co. 1873.

sicher aber dürfen wir betrachten, daß die Todas seit Jahrhunderten in fünf Stämme getheilt die Hochlande der Nilgherris bewohnen, während eine kleine zu ihnen gehörige Abtheilung auf dem niedriger gelegenen Plateau Wynaad angesiedelt ist.

Die „blauen Berge", die Nilgherris, sind himmelweit verschieden von dem großen Gebirgswall, der Vorderindien im Norden umsäumt. Sie stellen sich nicht als ein großes Amphitheater dar, bedeckt mit ewigem Schnee, gekrönt von wolkenragenden Piks; auch fehlen ihnen die Cedern und die tiefen, cascadendurchrauschten Hohlschluchten des Himalaja. Ihre Schönheit ist ganz eigenartig, sie sind ein Mittelgebirge, mit allen lieblichen Reizen eines solchen ausgestattet. Grüne, abgerundete Berge mit kurzem Graswuchs bedeckt, dehnen sich hier zu weiten Plateaulandschaften aus oder öffnen sich dort zu engen Thälern, welche mit dichtem Wald bestanden sind und von klaren Wassern durchflossen werden. Die Erhebung beträgt 5000 bis 7000 engl. Fuß; die Luft in den Bergen ist frisch und rein und die feuchtigkeitsbeladenen Monsuns wechseln ab mit brennendem Sonnenschein. So bietet der reiche fruchtbare Boden alles dar, was zum Unterhalt eines Hirtenvolks nöthig ist.

Der Raum für das sehr wenig zahlreiche Völkchen ist vollauf genügend, Futter für die Herden, Wasser, Brennstoff, alles ist vorhanden und so leben denn die Todas hier glücklich und ungestört; sie brauchen nicht, wie andere benachbarte Stämme, auch Geflügel zu züchten, Reis oder Getreide zu bauen, Holz zu schlagen, Lasten zu schleppen. Dem Toda ist sein Büffel alles und obgleich ein Hirt, ist er doch kein eigentlicher Nomade. Er bleibt in seinem Mand oder Dorfe und auf seinem Weidegrund und wechselt diesen nur, um ein zweites oder drittes Mand aufzusuchen, das ihm, nebst den Weiden, gleich dem ersten gehört. So treibt er eine Art Dorfwechselwirthschaft. Auf dem ganzen Plateau zählte Marshall hundert Mands, von denen aber nur vierzig gleichzeitig bewohnt waren, während sechszig als Reserven dienten, die je nach Bedürfniß aufgesucht wurden, wenn der Weidegrund in der Nähe der bewohnten Mands erschöpft war. Ein einziger Raum genügt der Familie. Die Häuser, besser gebaut als jene der ackerbautreibenden Stämme in der Ebene, sind aus festen Planken, zerspaltenem Rohr und Bambus errichtet. Das Dach ist mit Gras gedeckt, die Wände werden mit Lehm und Kuhdünger gedichtet. Bei jedem Mand befinden sich ein Schuppen für die Büffel und Gebäude zur Aufbewahrung der Milch.

Das ganze Dichten und Trachten der Todas hängt mit ihren Herden zusammen und was darüber hinausliegt, existirt für sie einfach nicht. Wenn die Thiere früh zur Weide getrieben werden, begrüßt der Toda die aufgehende Sonne, und wenn er Abends heimkehrt, murmelt er ein kurzes Gebet. Neben und unter den Todas wohnen zwei Stämme, die den Hinduglauben angenommen haben und sich den Todas gegenüber in einer Art Helotenstellung befinden, da sie letzteren jene Bedürfnisse zu liefern gezwungen sind, welche diese nicht selbst erzeugen. Es sind dieses die Badagas und Kotas. Die Todas erlauben ihnen in bestimmten Gegenden den Boden zu bestellen, wofür jedoch ein Tribut entrichtet werden muß. Mit diesem Tribut kaufen sich die Todas Getreide, Salz, Zucker, Taback; auch verwenden sie den Erlös aus dem Ueberschuß ihrer Milchwirthschaft zum Ankauf dieser Dinge. Nur selten verzehrt der Toda etwas Kalbfleisch; Milch und Butter machen seine Hauptnahrung aus.

Die Sprache der Todas ist dravidisch, wahrscheinlich altcanaresisch mit Zusatz von tamulisch. Von Malayalam ist keine Spur in derselben und nur wenige Ausdrücke erinnern an das Telugu. Was aber ganz natürlich erscheint bei einem so primitiven Volke, ist die Aufnahme gewisser Culturbegriffe aus dem Sanskrit und ihre Wörter für Gottheit, Sünde, Geister und Dämonen sind dieser Sprache entlehnt, so daß diese Todaausdrücke den orthodoxen Hindu in ganz Indien verständlich sind. Keinenfalls aber ist die Sprache indoeuropäisch und als ein Wahngebilde muß die auch ausgesprochene Ansicht zurückgewiesen werden, daß in den Todas — einer der verlorenen Judenstämme zu finden sei!! Dem sehr begrenzten Bedürfniß dieses Volkes an Ideen wird durch eine geringe Anzahl Wörter genügt und wenn ein Toda unterscheidende Bezeichnungen für die Verwandtschaftsgrade, die Zeiteintheilung, für Sonne, Mond, Wind, Regen, für die ihn umgebenden Thiere, die Hirtengewohnheiten, für die Geräthe, die mit der Milchwirthschaft zusammenhängenden Dinge, für die Priesterschaft hat, dann besitzt er vollkommen genug für seinen Ideenkreis. Die Todasprache ist demgemäß sehr arm.

Was die Religion des Völkchens betrifft, so hat sie weder mit dem Götzendienste noch dem Pantheismus der Hindu etwas zu thun. Hier wie da ist jedoch die gleiche Verehrung für die Kuh vorhanden. Der Toda verehrt Sonne und Mond, er hat einige Vorstellungen von Geistern und Zauberei, doch keine von einer Hölle und auch ein persönlicher Gott, der mit den Attributen der Gnade, Allmacht und Gerechtigkeit ausgerüstet wäre, erscheint ihm unbekannt. Wohl aber kennt er ein höchstes Wesen, Swami, den Herrn über Alles. Bezeichnend ist, daß die begüterteren Stämme von dem ärmsten, der nur wenige Herden besitzt, sagen, „er habe keine Gelegenheit zu einem Gotte", der als höchstes Wesen Leben und Eigenthum schütze. „Kein Eigenthum, kein Gott" ist ihr Grundsatz. Die Milch, von der ihr Leben abhängt, ist ihnen eine göttliche Flüssigkeit und besondere Kühe werden ausgewählt, welche uralte Glocken tragen, die direct vom Himmel stammen sollen und als ehrwürdiges Inventar von Geschlecht auf Geschlecht vererben. Die „Glockenkühe" bleiben in einem heiligen Dorfe, Tirieri. Das Wort soll nach dem Verfasser von dem Sanskrit shri, verehrungswürdig, herstammen, doch scheint es eher an das über ganz Indien verbreitete Wort tirtha, Pilgerschaft, heiliger Platz, zu erinnern. An jedem heiligen Platze wohnt ein Palâl, ein asketischer Milchmann, der einen ihm untergeordneten Hirten, den Kavilâl, hat. Der Palâl heirathet nicht, er trägt langes Haar, verschmäht die Reinlichkeit und wird von seinem Stamme als ein Kind Gottes verehrt. Falls er Schmutz und Cölibat satt bekommt, darf er einen Stellvertreter suchen und wieder Mensch werden.

Wenn auch der Toda keine Götzenbilder anbetet und an kein Stadium der Wiedervergeltung glaubt, so hat er doch eine bestimmte Idee von einem dereinstigen glückseligen Zustande, in den er sicher einzugehen hofft. Bemerkenswerth bleiben vor allen zwei Gebräuche der Todas, der Kindermord und die Vielmännerei, und für beide hat der Verfasser des vorliegenden Buches entschuldigende Worte. Der Kindermord ist ihm ein Liebeswerk, das ohne unnütze Härte ausgeübt wird, die Lösung eines schwierigen physikalischen Problems, indem hierdurch ein nothwendiges Gleichgewicht hergestellt, Uebervölkerung, Hungersnoth ꝛc. vermieden wird. Die Polyandrie wird ähnlich vertheidigt. Das Weiberhalten erschien als kostspieliges Ding, daher die Theilung der Frau unter drei, vier, fünf Genossen und die Erwürgung der Mädchen. Indessen wir brechen hier ab, da wir früher diesen Gegenstand schon beleuchtet haben, ebenso wie die Bestattungsweisen der Todas, die Marshall als green funeral und dry funeral unterscheidet.

Schilderungen aus Konstantinopel*).

Von **Hermann Vambery.**

Wer sehen, hören und erfahren will, der muß einheimisch werden. Man muß hinter den Vorhang gelangen, denn um den Orient zu erkennen, muß man selber Orientale werden. Meine Umgestaltung ist nur in diesem und in keinem andern Sinne aufzufassen.

Es ist ganz selbstverständlich, daß ein solcher Umgestaltungsproceß nicht ohne physische und materielle Unannehmlichkeiten vor sich geht. Der Geist der islamitischen Gesellschaft, dem Leben und Treiben unserer occidentalen Welt gegenübergestellt, trägt immer das Gepräge des Todes an sich. Der Ausdruck dieses Todes, nämlich: die Stille, das melancholisch düstere Aussehen der ganzen Hänslichkeit, der müde, schleppende Gang der Menschen, die leise Conversation, mit einem Worte: der Mangel jedes belebenden Elementes — woran natürlich die stramme Trennung der beiden Geschlechter die Hauptschuld trägt —, alle diese Erscheinungen wirken auf das Gemüth des Europäers niederdrückend und er glaubt immer sich in irgend einem Kloster zu befinden. Auch die materielle Verschiedenheit der Lebensweise ist alles, nur nicht behaglich, kostete aber mich, welcher der Entbehrungen so viele ertragen, nur wenig Ueberwindung.

Anfangs sträubte sich wohl mein Naturell, in jene Schüssel mit den Händen zu greifen, aus welcher mehrere rauh aussehende Türken verschiedenen Standes mit ihren groben Fingern die Fleischstückchen herausfischten. Unappetitlich zu essen ist im Grunde genommen, wenn man Hunger hat, viel besser, als gar nichts zu essen, und da die Noth, die große Lehrerin, uns von allen Vorurtheilen und alten Gewohnheiten so gründlich zu heilen versteht, so nahm ich mit der Zeit auch gar keinen Anstand, mit den wie schmutzig immer aussehenden Türken mein Mahl aus gemeinschaftlicher Schüssel zu verzehren. Ach wie gern hätte ich diese Unannehmlichkeit im Hause Husein Pascha's noch ertragen! Doch mein Schicksal wollte es anders. Der Pascha ward in die Provinz geschickt, sein Haus in der Stadt wurde aufgegeben und ich stand nun wieder ohne Stütze und Obdach da, gedrückt von den schwersten Lebenssorgen.

Dieses Mal ließ jedoch die tröstliche Besserung nicht lange auf sich warten. Der Kreis meiner Bekanntschaft unter den Türken der vornehmsten Häuser war schon so ziemlich erweitert und ich brauchte nur meine Verlegenheit bekannt zu machen, als schon Rath und That der Freunde mir kräftig unter die Arme griff und mir ein Engagement im Hause des Großkanzlers des kaiserlichen Diwans (Beylikdschi diwani Numajun) verschaffte. Herr A . . . Bey war eben damals auf einer Erholungsreise in Paris, und wen ich im Französischen, Geographie und Geschichte zu unterrichten hatte, war sein Schwiegersohn K . . . Bey, ein begabter und ehrgeiziger junger Mann, der später die Pforte an dem Wiener und St. Petersburger Hofe vertrat und noch heute einen wichtigen Posten in der innern Verwaltung des Staates einnimmt. Er hatte bei mir im Französischen und obengenannten Wissenschaften bedeutende Fortschritte gemacht, aber auch ich hatte von ihm Vieles gelernt, denn er war ein gründlicher Kenner der türkischen Schriftsprache (Kiatib), was am Bosporus schon heute nicht häufig anzutreffen ist, und machte mich mit den Kunstgriffen und Schönheiten der unvergleichlich schweren türkischen Stilistik so ziemlich vertraut. In den frühen Morgenstunden war ich sein Professor, in den Nachmittagsstunden wieder sein Schüler.

Es war eine Zeit der anstrengenden Thätigkeit, die ich im Hause des Großkanzlers verlebte, eine glückliche Fortsetzung der bei Husein Pascha begonnenen Lebensweise, die nun aber über alle Erwartung meinen Wünschen entsprach. Meine theoretischen und praktischen Studien hielten so ziemlich gleichen Schritt mit einander. Während ich nun einerseits die höheren d. h. die schwereren Erzeugnisse der türkischen Literatur kennen gelernt hatte, verschaffte mir andererseits meine sociale Stellung einen genug tiefen Einblick in das höhere, ja höchste gesellschaftliche Leben der osmanischen Hauptstadt. Die Winterwohnung des Großkanzlers war und ist noch heute in der Nähe der Hohen Pforte; im Sommer wohnten wir im Dorfe Tschanbidschia, das auf dem Berge über Scutari eine so reizend schöne Lage hat, und war gleich die häusliche Einrichtung nicht besonders reich und luxuriös, denn A . . . Bey, obwohl vom berühmten Küprüln abstammend, ist nicht sehr bemittelt, so hatte sich doch jeden Abend in unserm Hause eine kleine Gesellschaft von Schöngeistern und Mollahs eingefunden, deren Conversation und Denkungsweise mir reichlich zu lernen gaben, und mich schon früh in das vergleichende Studium der europäischen und asiatischen Weltanschauung gebracht hatten.

Das Leben in einem solchen Gesellschaftskreise hatte natürlich auch viele, ja sehr viele Schattenseiten. Hierher gehören in erster Reihe die täglichen Zechgelage nach Untergang der Sonne. Die auf der Pforte so zu sagen abgematteten Efendis pflegen dann zu den mit Raki gefüllten Glasbechern zu greifen. Man tischt eine Unzahl von Imbissen auf. Die wohlriechende Mastika geht ohne Unterlaß von Hand zu Hand, und in welcher Stimmung ich, dessen hungriger Magen nach dem Nachtmahl sich begierig sehnte, diesem oft bis Mitternacht anhaltenden Vortische beiwohnte, wird der Leser wohl begreifen. Eben so langweilig war mir das Mitansehen des Trictracspieles, das die Türken mit leidenschaftlicher Wuth oft stundenlang treiben, und dem ich des Anstandes halber oft stundenlang als stummer Zeuge beiwohnen mußte. Mich des Rakis zu enthalten, da ich nie in meinem Leben ein Freund der Spirituosen gewesen, nicht spielen zu wollen, da ich nie ein Spiel gelernt hatte, auch nie erlernen konnte, das war den Türken alles, nur nicht verständlich. Einige lachten über meine Enthaltsamkeit, wie sie es hießen, andere schüttelten mißtrauisch das Haupt, beleidigt aber, auch nur im entferntesten Sinne des Wortes, wurde ich nie.

Diese Gutmüthigkeit und Sanftmuth, diese schonungsvolle Behandlung, welche mir von Seiten der bessern türkischen Gesellschaft zu Theil wurde, hatte mich gleich im Anfange sehr angenehm berührt und zu unendlichem Danke ver-

*) Wir haben im vorigen Bande (S. 171, 201, 218) die Jugendwanderungen des berühmten Reisenden geschildert, insbesondere auch seine Reisen in Persien, wohin er nach einem mehrjährigen Aufenthalt in Konstantinopel ging. Hier war er in ausgedehnten Verkehr mit vielen angesehenen Türken gekommen und hatte sich mit Sprache und Literatur der Osmanen gründlich vertraut gemacht. Im Obigen ergänzen wir aus seiner Selbstbiographie die früheren Schilderungen durch einige Episoden, welche uns einen Einblick in das Wesen der Gesellschaft bei den vornehmen Türken in Stambul geben.

pflichtet. Auch ich zeigte mich möglichst nachsichtig gegen ihre Vorurtheile. Ich schmeichelte nie den mannichfachen Schwächen ihres socialen Lebens, pries aber auch nie mit vollem Munde alles Europäische an; denn auch bei uns ist nicht alles Gold, was glänzt, und da ich nie den schroffen Stein des Anstoßes bildete, so wurde ich auch überall geduldet, an vielen Orten sogar geliebt. Vieles hatte natürlich zu diesen Verhältnissen meine leidenschaftliche Vorliebe zur Sprache und Literatur der Osmanlis beigetragen. Ein Freng (Europäer), der die Dichter und die berühmten Stilistiker der Vergangenheit stets auf den Lippen hat und aus ungeschicktem Eifer sich oft einer mehr bombastischen Sprache als die Einwohner selbst bediente, muß natürlich Jedermann auffallen. Wohl lächelte man immer, wenn ich einen Literaturausdruck in der Conversation anwendete, doch eben dieser Eifer fand überall Wohlgefallen, mitunter auch Bewunderung; denn die heutigen Osmanlis, welche eben in der kritischen Periode der Umgestaltung sich befinden, haben schon längst aufgehört, Kenner und Pfleger ihrer nationalen Geschichte und Literatur zu sein, ohne natürlich auch nur den Anfang in der Bildung des nachbarlichen Westens gemacht zu haben. Wer einem heutigen Efendi aus Konstantinopel Gedichte aus Baki oder einzelne Stellen aus der prachtvollen Geschichte des Saadweddin aus dem Gedächtnisse hersagt, wer ihm von Hadschi Chalfa's erstaunlicher Gelehrsamkeit erzählt, und endlich wer ihm einige markige und urwüchsige Quatrains Kemalpaschazade's declamirt, der ist in seinen Augen jedenfalls kein alltäglicher Mensch; und wenn dazu noch Europäer ein außergewöhnliches Phänomen.

So verhielt es sich mit der Kritik über meine Wenigkeit bei der halbeuropäischen und aufgeklärten Efendi-Classe. Die fanatischen Mohammedaner, ob Laien oder Mollahs, sahen mich mit einem ganz verschiedenen Auge an. Die Mehrzahl hielt mich für einen in der That zum Islam bekehrten Europäer; doch wenn ich ihnen über Einzelheiten der Lebensgeschichte des Propheten oder der theologischen Streitfragen sprach, wenn ich mir hier und da irgend eine individuelle Meinung, z. B. in Betreff Moawiah's und Jezid's, erlaubte, da wurde ich immer mit verdachtvollen Blicken betrachtet.

Ihrer religiösen Ueberzeugung nach wäscht sich die Sünde des religiösen Unglaubens erst in der dritten Generation rein, und wenn ein Neophyt, wie ich, in die Arcana der Religion etwas tiefer hineinzublicken gedachte, so meinte man immer, er thue dies in der Absicht, um bei einer etwaigen Controverse seinem eigenen Glauben den Sieg zu erringen. Ich und Controverse, welcher Unsinn!

Ich habe in meinem Leben nichts Unheilvolleres, nichts Wahnsinnigeres gekannt als über positive Religionen, und noch dazu in Asien, einen siegreichen Streit führen zu wollen; und nun meinten die guten Leute, daß eben dieses das Ziel meiner langen Kämpfe, meines Forschens und Streitens sei. Diesen Leuten gegenüber mußte ich selbstverständlich die größte Mäßigkeit und strengste Objectivität bewahren, und nur so konnte ich mir unter ihnen einen kleinen Kreis von Gönnern und Freunden verschaffen. Es befand sich unter letzteren der damalige Scheich ul Islam und der Reichshistoriker Dschewdet Efendi, durch dessen Güte ich so manches werthvolle Manuscript auf dem Gebiete der osmanischen Geschichte zu Gesicht bekam.

Ich hatte nur zwei Jahre in der türkischen Hauptstadt gelebt, als mein Name schon in den höchsten Kreisen der türkischen Gesellschaft genannt wurde, und ich bald vom Hause des Großkanzlers ins Haus Rifaat Paschas, des ehemaligen Ministers des Aeußern, eines der reichsten Würdenträger, gelangte. Ich sollte Lehrer und Gesellschafter Reouf Bey's, des einzigen Sohnes dieses berühmten Staatsmannes, werden und muß gestehen, daß dieses Engagement als die größte Glücksquelle meiner ganzen Laufbahn im Osten zu betrachten ist.

Reouf Bey, schon damals Mitglied des obersten Justizrathes, war ein bildschöner Mann von edlem Aussehen, aber von noch edlerer Denkungsweise und seltener Herzensgüte. Auch bei ihm war mein türkisches Sprach- und Literaturstudium der Magnet unseres Verhältnisses. Als Sohn eines türkischen Wesirs, und selbst ein kleiner Krösus, war Reouf Bey um so mehr seiner schönen Muttersprache zugethan, da ihm das Erlernen des Französischen nach mehrfachen Versuchen mißglückte. In der rhythmischen Prosa einen glücklichen Reim zu finden oder irgend eine glänzende Metapher geschaffen zu haben, galt in seinen Augen als ein überaus großes Verdienst. Sinn und Tendenz eines Buches schienen ihm Nebensache zu sein, nur die meisterhafte Form war es, die ihn entzückte, und dieser seiner Leidenschaft verdanke ich es, so manche Feinheit der osmanischen Sprache, die das fremde Auge vergebens suchen würde, schon früh kennen gelernt zu haben.

Daß in seinem Hause die Gastfreundschaft in großartigstem Maßstabe geübt wurde, braucht wohl kaum gesagt zu werden. Die Tafel war immer mit einer großen Anzahl von Gästen besetzt. Jeden Abend im Winter oder im Sommer gab es in seinem Hause große Cirkel. Die erstgenannte Jahreszeit wurde in einem Palaste in der unmittelbaren Nähe der Hohen Pforte, die letztere auf einem prachtvollen Sommersitze am asiatischen Ufer des Bosporus im Dorfe Kanlidschia zugebracht. An diesen Cirkeln betheiligten sich auch die ersten Würdenträger der damaligen Türkei, und da der edle Reouf Bey mich auch auf seinen Visiten mitzunehmen pflegte, so bedurfte es kaum eines halben Jahres um mich mit den ersten und vornehmsten türkischen Häusern bekannt zu machen. Ich hatte im Hause Aali Pascha's und Fuad Pascha's Eintritt, die im Sommer noch dazu unsere Nachbaren waren. Durch Selaheddin Bey, den Schwiegersohn des ersten, und durch Nazim Bey, den Sohn des letztern, wurde mir Gelegenheit verschafft, diesen beiden großen türkischen Staatsmännern der Neuzeit nahe zu kommen und so manche Triebfeder der damaligen politischen und socialen Bewegung zu erkennen. Fuad, der Weltmann, der türkische Franzose, wenn ich mich so ausdrücken darf, war gegen mich sehr höflich, gut, aber er interessirte sich blutwenig für meinen Sinn und Hang, da nach seinen persönlichen Anschauungen nur materieller Wohlstand, nur der mächtige Einfluß und das bewegte Leben für das würdige Ziel des Menschen galt. Aali hatte von meiner Wenigkeit einen ganz andern Begriff. Dieses Oberhaupt der jungen Türkei, dessen Persönlichkeit ein sonderbares Gemisch von europäischen und asiatischen Weltanschauungen repräsentirte und der Zeit seines Lebens fortwährend in der Wahl beider Culturen schwankte, sah in mir einen Menschen, der nach seinen Ansichten eben so viel des Europäischen als des Asiatischen in sich hatte und daher fand er mich seiner Beachtung würdig. Aali, dessen französisch-diplomatischer Stil von aller Welt mit Recht angestaunt wurde, hatte in der That einen tiefen Einblick in unser Leben und Treiben, in unsere Gegenwart und Vergangenheit; und nur weil ihm Europas Tugenden und Laster in gleicher Weise bekannt waren, nur deshalb kann sein Schwanken einigermaßen gerechtfertigt werden.

Aali war andererseits auch im geistigen Leben des mohammedanischen Orients so weit fortgeschritten, wie nur wenige seiner Zeitgenossen, ja fast keiner der damaligen Türken. Er war sehr gewandt in der Controverse über die Vor- und Nachtheile der beiden Culturen, wiegte sich gern in der Hoffnung dem Osten einen moder-

nen Zuschnitt geben, ja ihm sogar zum Triumphe über den Westen verhelfen zu können. Was ihm am meisten am Herzen lag, war die Erweckung eines Nationalgefühls bei den Türken; ein Bestreben, das so ziemlich als eine Utopie bezeichnet werden kann, da der Islam in seinen Grundprincipien der erklärte Feind jeder nationalen Sonderstellung ist, nie eine solche geduldet hat, und nach dem heutigen Bestehen des Islams nie eine solche dulden wird. Aali wollte natürlich den Irrthum, in dem er sich befand, und die ungeheuere Schwierigkeit seines Vorhabens nicht anerkennen. Er arbeitete rüstig an der Purificirung der türkischen Sprache von den arabisch-persischen Elementen. Er versuchte eine besonnene und bescheidene Schreibart an die Stelle der altgewohnten bombastischen Stilistik einzuführen; und als er meine Begeisterung für die ältere und reinere türkische Mundart, gewöhnlich Dschagataisch oder Osttürkisch genannt, bemerkte, da verwandelte sich seine kalte Höflichkeitsmanier gar bald in eine bemerkbare Wärme. Abgesehen davon, daß er mit Wohlgefallen zuhörte, wie ich so manches arabisch-persische Wort durch ein alttürkisches ersetzen wollte, lieh er mir noch die werthvollsten Handschriften seiner Bibliothek, um mich im Osttürkischen zu vervollkommnen. Ja er ward eine Hauptstütze meiner Reise in Mittelasien.

Daß ich in den Palästen beider erwähnten Großen nebst den Geheimnissen des türkischen Staatslebens auch so manche geheime Fäden und mitunter auch so manche bedauerliche Ungeschicklichkeit unserer europäischen Politiker zu Gesicht bekam, ist wohl selbstverständlich. Wer bei den Orientalen kalten Indifferentismus und blöde Theilnahmlosigkeit zur Schau trägt, wer sich hüten kann, den Gegenstand seiner Beachtung mit stieren Blicken zu betrachten, der ist vor Verdacht und Mißtrauen so ziemlich sichergestellt. Ich habe dieser Regel überall gehuldigt, und war daher auch überall geduldet.

Außer genannten Celebritäten näherte ich mich so ziemlich ungenirt einigen Schwiegersöhnen des verstorbenen Sultans Abdul-Medschid. Ich hatte Eintritt im Hause Kamil Pascha's, des Präsidenten des Staatsrathes, eines Mannes, der, aus Arablin in Anatolien gebürtig, als Diener nach Konstantinopel kam und zu den höchsten Würden gelangte. Er war eben damals mit der Uebersetzung Telemach's beschäftigt, eines Werkes, das erst jüngst im Drucke erschienen ist und in welchem so manche Blüthe der türkischen Stilistik niedergelegt wurde. Denn Kamil Pascha war der letzte Sprosse jener türkischen Schöngeister, unter welchen zur Zeit Sultan Mahmud's II. die türkische prosaische Romantik ihren Abschluß gefunden; eine Schule, deren Meister als Pertew Nagib von den heutigen Efendis kaum verstanden werden können. Ich hatte auch mit einer notorischen Person der Gegenwart, dem nun Exgroßwesir Mahmud Pascha nämlich, nähern Umgang, dessen Schwiegersohn ich anderthalb Jahre hindurch in Bebek dreimal wöchentlich Unterricht ertheilte und immer zugleich auch der Gast des Hauses war. Mahmud, das heute von aller Welt verabscheute Oberhaupt der Alttürken, hat mir schon vor Jahren durch seine Anschauungen manche Ueberraschung verursacht. Er pflegte im Winter von 5 Uhr Abends bis 12 Uhr Nachts bisweilen auch noch länger am Zechtische zu verweilen. Ich nahm Theil an der Gesellschaft, theils weil ich des Nachtmahls harrte, theils aber Anstandes wegen auch harren mußte. Außer mir waren noch zugegen: sein Schwiegersohn und Privatsecretär, ein nächster Verwandter und ein Ordensbruder der Mevlevi-Derwische, welch letzterer mit der Flöte in der Hand immer die kläglichsten Weisen ertönen ließ, so oft der Pascha im Nebel des Mastikarausches einen tiefen Seufzer aus der Brust geholt hatte. Bei der fünften oder sechsten Runde des Gläschens sprühte das schielende Auge Mahmud's feurige Funken, er bewegte sich ungeduldig auf dem weichen Diwan hin und her, und als er mit seinen Händen auf den Knien den Tact zu schlagen begann, da war der Schreiber sofort in Bereitschaft, die Verse aufs Papier zu bringen, welche seine Excellenz in solch wonnetrunkenem Zustande zu improvisiren pflegte. Und die Gedichte dieses Mannes, der ein gründlicher Kenner seiner Muttersprache ist, waren in der That oft entzückend schön. Er sang von Wein, Rose und Weib, von Zephyr, Cypresse, Erdenglück und Nirwana, wie so viele Tausende vor ihm; doch seine poetische Ader war keine erzwungene, daher seine Gedichte in der höchsten Damenwelt beliebt waren, ja diesen verdankte er es, daß der kaiserliche Harem ihn in Schutz nahm und er später das Siegel des Großwesirats erhielt.

Der erste Census in Venezuela.

Von **Dr. A. Ernst** in Caracas.

Am 3. Juni 1873 erließ Präsident Guzman Blanco das wichtige Decret, wonach am 7. November desselben Jahres im ganzen Gebiete der Republik ein Census ausgeführt werden sollte, und wurde zur Leitung des Unternehmens ein aus drei tüchtigen Männern (Andres A. Level, Isaac J. Pardo und Dr. Manuel M. Urbaneja) gebildetes Directionscomité ernannt und mit den nöthigen Vollmachten versehen.

Wie es von diesen Herren zu erwarten war, wurden alle vorbereitenden Schritte mit Eifer und Sachlenntniß getroffen, so daß in der That an dem festgesetzten Morgen des 7. November zum *ersten* Male in Venezuela die höchst wichtige Arbeit einer allgemeinen Volkszählung vollzogen wurde. Als Resultat liegt nun zunächst vor ein stattlicher Foliband unter dem Titel: Primer Censo de la República de Venezuela. Verificado en los dios 7, 8 y 9 de Noviembre de 1873. Primera Parte. (XXIX und 584 Seiten.) Caracas 1874.

Dieser erste Theil enthält nur die Bevölkerungsstatistik, und die in ihm zusammengestellten Resultate sind von solcher Bedeutung, daß einerseits die ganze Arbeit eines der schönsten Denkmäler ist, welche General Guzman sich gesetzt hat, andererseits dieselbe ein sehr gutes Zeugniß ablegt von der Geschicklichkeit, mit welcher die Direction arbeitet.

Die benutzten Formulare enthalten 17 Rubriken für jeden Hausstand, nämlich 1. Name, 2. Geschlecht, 3. Zwillingsgeburt, 4. eheliche Geburt, 5. Alter, 6. ob verheirathet oder nicht, 7. Verwandtschaftsbeziehung zum Hausherrn, 8. Beschäftigung, 9. wissenschaftlicher oder militärischer Grad, 10. kann lesen, 11. kann schreiben, 12. Bildungsweg (ele-

mentar, wissenschaftlich, künstlerisch, keiner), 13. Religion, 14. Nation, 15. Ort der Geburt, 16. Ort des Domicils, 17. physische Fehler oder constante Krankheiten. Aus leicht ersichtlichen Gründen konnte leider das wichtige Racenelement nicht berücksichtigt werden, würde auch falsche Resultate ergeben haben.

Folgendes ist nun zunächst das Hauptresultat:

	Einwohner.	Hauptst.	Einwohner.
Bundesdistrict . . .	60,010	Caracas	48,897
Staaten:			
Guárico	191,000	Calabozo	5,618
Bolivar	129,143	La Guaira	6,763
Carabobo	117,605	Valencia	28,594
Barquisimeto . .	143,818	Barquisimeto . . .	25,664
Falcon	99,920	Coro	8,172
Portugueſa . . .	79,934	Guanare	4,674
Yaracui	71,689	San Felipe	6,320
Guzman Blanco .	94,151	Victoria	6,523
Cojédes	85,678	San Cárlos . . .	10,420
Zamora	59,449	Barínas	3,950
Nueva Esparta . .	30,983	Asuncion	2,758
Apure	18,635	San Fernando . .	3,052
Barcelona	101,396	Barcelona	7,674
Guayana	34,053	Ciudad Bolivar . .	8,486
Maturin	47,863	Maturin	12,944
Guzman	67,849	Mérida	9,727
Trujillo	108,672	Truxillo	2,648
Táchira	68,619	San Cristóbal . .	3,345
Cumaná	55,476	Cumaná	9,427
Zulia	59,235	Maracaibo	21,954
Territorien:			
Amazonas . . .	23,048	—	
Mariño	6,705	—	
Goajiro	29,263	—	
	1,784,194		236,469

Zum leichtern Verständniß einiger Staatennamen will ich hier gleich anführen, daß Bolivar früher Caracas hieß, Falcon ist Coro, Guzman Blanco der Staat Aragua, Zamora hieß ehedem Barinas, Nueva Esparta ist die Insel Margarita, Guzman ist Mérida. Das Territorium Mariño (auf der Trinidad gegenüberliegenden Halbinsel Paria) ist seit Kurzem wieder mit Cumaná vereinigt, so daß dieser Staat nun 62,181 Einwohner hat. Es wurde aus militärischen Gründen gebildet, da die Feinde der gegenwärtigen Ordnung der Dinge Invasionen mit bewaffneter Hand von Trinidad aus beabsichtigten.

Speciellere Angaben enthält das Werk über den Census namentlich in Betreff des Bundesdistricts. Derselbe besteht aus Caracas und den fünf Ortschaften El Recreo, Chacao, El Valle, La Vega und Antimano. Caracas selbst hat sechs Parochien, wie aus nachfolgender Tabelle ersichtlich.

	Häuſer.	Einw. männlichen Geſchl.	Einw. weiblichen Geſchl.	Zuſammen
1. Caracas	6437	21,069	27,828	48,897
nämlich				
Kirchſpiel Catedral .	1518	5601	6450	
„ Altagracia .	1290	3778	5228	
„ San Pablo	738	3068	3346	
„ Sta. Roſalia	1052	3154	5025	
„ San Juan .	846	2803	3704	
„ Candelaria	993	2665	4075	
2. El Recreo	185	628	753	1381
3. Chacao	258	864	1096	1960
4. El Valle	678	1922	2211	4133
5. La Vega	227	659	678	1337
6. Antímano	363	1127	1175	2302

Es ist demnach in Caracas das Verhältniß der Männer zu den Frauen wie 100 : 132, und im ganzen Bundesdistrict wie 100 : 128,4.

Von den Bewohnern des Districts waren 36,814 eheliche Kinder, 23,196 uneheliche (61,3 Proc. und 38,7 Proc.) der Gesammtbevölkerung. In der Hauptstadt war das Verhältniß der ersteren zu den letzteren 100 : 66 (29,489 und 19,408), in den Landparochien dagegen 100 : 51,7 (7325 : 3788).

Nach dem Alter gruppirt waren im Bundesdistrict 2427 unter einem Jahr, 8555 von 1 bis 7 Jahren, 13,851 von 7 bis 18, 3983 von 18 bis 21, 8303 von 21 bis 30, 8396 von 30 bis 40, 5192 von 40 bis 50, 3277 von 50 bis 60, 1728 von 60 bis 70, 787 von 70 bis 80 und 211 von mehr als 80 Jahren.

Eigenthümlich und interessant ist die Vergleichung der in jeder der genannten Altersstufen für beide Geschlechter geltenden Zahlenwerthe. Setzt man nämlich die Zahl der Männer 100, so ist successiv die der Frauen 105, 103 109, 112, 138, 145, 163, 146, 198, 280 und 500, so daß also die Frauen weit mehr Aussicht auf ein hohes Alter haben.

Von der Gesammtbevölkerung des Bundesdistricts waren unverheirathet 46,714 (20,802 männlichen und 25,912 weiblichen Geschlechts), verheirathet 9484 (4771 Männer, 4713 Frauen) und 3812 verwittwet (696 Wittwer und 3116 Wittwen). Dieses letzte Verhältniß ist sehr auffallend; denn die Zahl der Wittwer verhält sich zu der Zahl der Wittwen fast wie 100 : 448, ein Beweis für die durch die Bürgerkriege verursachten Verluste an Menschenleben.

Lesen können 13,465 Männer und 17,829 Frauen, zusammen 31,294 Personen (also 52 Proc. der Gesammtbevölkerung); schreiben können 11,770 Männer und 13,838 Frauen, zusammen 25,608 Personen (42,6 Proc.).

Nach der Nationalität sind 55,960 Venezuelaner, 219 gehören zu anderen südamerikanischen Republiken, 37 sind Nordamerikaner, 175 Holländer (meist aus Curaçao), 164 Engländer, 411 Franzosen, 2250 Spanier (meist von den canarischen Inseln), 414 Deutsche, 242 Italiener, 43 Dänen und 95 nicht näher specifirt. In Caracas wohnen 396 Deutsche, nämlich 214 männlichen und 182 weiblichen Geschlechts.

Elementarbildung haben empfangen 3033 Mann, 149 machen Ansprüche auf eine höhere und 307 auf wissenschaftliche Bildung (meist Aerzte und Advocaten), während 100 sich der freien Künste und 562 der mechanischen Künste befleißigen.

Nach der Religion sind 59,679 Katholiken, 308 Protestanten und 23 Juden.

Angaben über Einwohnerzahl der einzelnen Städte lassen sich leider für die meisten Staaten im Censo nicht finden, da die gegebenen Zahlen sich auf die Districte beziehen. Hoffentlich wird dies nach Erscheinen des zweiten Theils möglich.

Puerto Cabello hat 7958 Einwohner (darunter 95 Deutsche). Seltsam dürfte noch folgendes Factum sein: Im Staate Carabobo sind angegeben 449 Generales, 627 Coroneles, 967 Comandantes, 818 Capitanes, 504 Tenientes und 85 Subtenientes, also zusammen 3450 Militärpersonen von einigem Range. Da in demselben Staate die Zahl der männlichen mehr als 21 Jahr alten Bewohner 22,952 beträgt, so folgt daraus, daß über 15 Proc. derselben Offiziersrang in der Armee haben oder hatten!

Von ethnographischem Interesse sind noch die An-

gaben über die beiden Territorien Amazonas und Goajiro.

Der Gouverneur des ersteren, José Joaquin Fuéntes, macht unter dem 25. November 1873 nachfolgende Mittheilungen: San Fernando de Atabapo hat 269 civilisirte Indianer, Maroa 36 und San Carlos 223, zusammen 528.

Von Indios reducidos, d. h. unterworfenen Stämmen, nennt er die folgenden.

Banivas, zwischen Atabapo und Guainia	2000	Köpfe
Maquiritare, am obern Orinoco	580	„
Baré, zwischen Guainia und Casiquiare	1000	„
Piaroa, zwischen Rinoco, Mataven und Vichada	500	„
Guahibos, am Vichada	800	„
Macos, am Ventuario	200	„
Puinaves, am Inírida	1500	„
Achaguas, am Guaviare	90	„
Cabríos, am obern Orinoco	50	„
Ciáperos, am Castaño	300	„
Zusammen	7020	Köpfe

Unabhängige Stämme:

Banivas, zwischen San Fernando, Marora und San Carlos	2000	Köpfe
Mariquitare	700	„
Piaroas	3000	„
Guahibos	3000	„
Macos	1000	„
Puinave	2500	„
Guajaribos, im Quellgebiet des Orinoco	3000	„
Maguaca, am obern Orinoco	300	„
Zusammen	15,500	Köpfe

Die Banivas, Baré, Maquiritare, Maguacas und Puinaves sammeln Kautschuck und andere Waldproducte und helfen als Bootsleute bei der Flußschifffahrt. Die Piaroas machen fast alle im Gebiete gebrauchten Blaserohre (cervatanas, von einer Arundinaria) und Harzfackeln.

Ueber das venezuelanische Gebiet der Goajirohalbinsel macht Hermes Balbuena aus Maracaibo die nachstehenden Angaben:

Orte.	Stämme.	Cazike.	Zahl.	Charakter.
Cojoro	Alpucianas	Tamiyare	400	kriegerisch
Cuce	Urianas	Pararúnjuna	600	„
Güincúa	Jarariyúes	Lucijirare	250	„
Jururabáin	Alpucianas	Paraípa	150	„
Atapurí	Jarariyúes	Juan Fernandez	240	friedlich
Mocoró	Urianas	José de la Rosa	250	„
Sararapa	Epieyúes	Candelaria	600	„
Jararáuis	Jilnnés	Cachanamais	300	„
Jurípch	Cijuanas	Guarurich	400	„
Piesí	Piesíes	Caijuna	650	„
Sahuáchiru	Secuanas	Jarianare	1000	„
Jasipayare	Epieyúes	Juanatire	1000	„
Catáis	Urariyúes	Atuanapur	1500	„
Guárcaru	Ipuanas	Juan Tomas	1200	„
Uripall	Epieyúes	Casutay	1600	„
Osostú	Jarariyúes	José Agustin	1600	„
Isuó	Alpucianas	Cururache	1000	„
Bocasaíru	Ipuanas	Guainaima	2000	„
Asijau	Parsayúes	Yocutin	1500	„
Jiborne	Urianas	Arnacáo	100	„
Unóri	Ipuanas	Arijana	200	„
Cepana	„	Mariquisar	300	kriegerisch
Guajarima	Epieyúes	Ariya	300	kriegerisch
Iruapur	Arariyúes	Taralar	2000	friedlich
Güipa	Pusainas	Neirata	100	„
Irua	„	Montería	2000	„
Mezenarí	Uriauas	Juan Pachito	100	„
Merúnai	„	Maguana	2500	kriegerisch
Aritaimarú	Epieyúes	Casírchon	50	„
Arariéru	Urianas	Túrujuay	200	„
Yuripiche	Epieyúes	Mecor	150	„
Alpunápana	Urianas	Yuyachapar	100	„
Tórichi	Ipuanas	Rópatir	1000	friedlich
Parasi	Pusainas	Cayetano	2000	„
Astaipa	„	Cacique	100	„
Ispápuiri	Yusayúes	Paraipo	1000	„
Múcina	Pusainas	Guomolier	150	„
Guarero	Sapuanas	Hermenejildo	150	„
Torotosay	Urianas	Eleuterio	60	„
Yarguachon	Sapuanas	Cacauchon	65	„
Amúrchor	Ipuanas	Guararapo	40	kriegerisch
Guaicemena	Urianas	Guaicopure	48	friedlich
Toconimana	Yayariyúes	Cauyá	40	kriegerisch
Caijema	Alpucianas	Caipana	200	„
Meancisár	„	Juan Pacito	70	„

Also zusammen 45 Ortschaften und 45 Stammabtheilungen (sogenannte parcialidades) mit 29,263 Indianern. Die Zahl scheint mir viel zu hoch gegriffen. Näheres über die Goajiroindianer habe ich in der Zeitschrift für Ethnologie von Bastian und Hartmann (1870, Seite 328 bis 336, 394 bis 403) mitgetheilt.

Die hier gegebenen Namen sind mit geringer Ausnahme (unter den Caziken) gewiß der Goajirosprache angehörig, und dürfen darum als Zusatz zu meinem Glossar gelten. Eine größere grammatische und lexicographische Arbeit über diesen Gegenstand bereite ich vor.

Aus allen Erdtheilen.

Trojanische Gesichtsurnen.

r. d. Das große Werk Schliemann's über die Alterthümer Trojas ist in Leipzig bei F. A. Brockhaus erschienen und die Kritik hat sich in Deutschland, England und Frankreich lebhaft mit demselben beschäftigt. Das Urtheil der Archäologen ist ziemlich übereinstimmend ausgefallen und lautet etwa dahin: Dr. Schliemann hat sich durch seine aufopferungsvollen Aus-

grabungen um die Wissenschaft hohe Verdienste erworben; er hat die Archäologie um einen der wichtigsten Schätze bereichert, es ist auch möglich, daß er die vielbestrittene Stelle Trojas entdeckt hat — aber die Deutungen, die er den ausgegrabenen Objecten giebt, die Schlüsse, welche er daraus zieht, sind dilettantenhaft und beweisen, daß Schliemann kein Gelehrter ist. Er glaubt an die Person Homer's — er ist kein Wolfit —, er nimmt jede im Homer vorkommende Silbe als historische Thatsache, glaubt an die Existenz aller einzelnen in demselben vorkommenden Personen und sucht dieselbe durch seine Ausgrabungen zu beweisen, wobei

Trojanische Gesichtsurnen. (Dr. Schliemann's Ausgrabungen.)

es ihm schließlich wie den Leuten geht, die das Grab Max Piccolomini's aus Schiller's Wallenstein suchen.

Unter den von Schliemann ausgegrabenen Gegenständen spielen kleine Thongefäße eine wichtige Rolle. Der unermüdliche Mann wollte in ihnen ein Abbild der blauäugigen Athene sehen, der *γλαυκῶπις Ἀθήνη*, welche hier in der Form eines Eulenkopfes dargestellt ist. Er versucht einen bei den Haaren herbeigezogenen Beweis, um *γλαυκῶπις* auf einen Eulenkopf zu deuten und hofft sogar in Mycenae Darstellungen der Hera mit dem Ochsenkopfe — *βοῶπις* — zu finden. Max Müller hat nachgewiesen, daß die Deutung von glaukopis auf einen Eulenkopf völlig unstatthaft und mit diesem Ausspruche eines der ersten Kenner der griechischen Sprache müssen wir uns begnügen.

Nachdem nun die Abbildungen der fraglichen Gegenstände in Photographien uns vorliegen, können wir uns eher über dieselben ein Urtheil bilden und hier unterliegt es nun keinem Zweifel, daß wir es mit Gesichtsurnen vom reinsten Wasser und in sehr schöner Ausführung zu thun haben. Die Leser des „Globus" sind über diese Urnen orientirt (Bd. XXV, S. 38) und werden auf den ersten Blick nach den hier mitgetheilten Illustrationen erkennen, daß Schliemann die Fundstätten der Gesichtsurnen um eine neue bereichert hat. Die beiden kleineren sind Typen derjenigen Art, die er als eulenköpfige Darstellung der Minerva auffaßt.

Aus dem russischen Reiche.

Wissenschaftliche Expeditionen im hohen Norden Rußlands. Aus Archangel sollen im Sommer dieses Jahres zwei wissenschaftliche Expeditionen abgehen. Die eine nach Kemy am Karelischen Ufer im Golf von Onega, und nach Lappland behufs geologischer Forschungen und Beobachtungen über die dort vorhandenen Spuren von Gletschern. Die zweite dagegen an die Ufer des Weißen Meeres, um die dortige Fauna zu studiren. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß besonders die letzteren Nachforschungen zu einem günstigen Resultate führen werden, weil schon vor zwei Jahren ein Pole, Dr. Jarzynski, während seiner Fahrt im nördlichen Eis- und im Weißen Meere viele noch ganz unbekannte Species von Fischen und Krebsen entdeckte.

— In Petersburg erschien soeben von Buniakowski, Mitglied der Akademie der Wissenschaften, ein Werk in russischer Sprache unter dem Titel: Anthropologische Forschungen in Bezug auf die männliche Bevölkerung in Rußland. Der Verfasser berechnet, daß im Jahre 1870 in ganz Rußland zusammen 740,054 Militärstellungspflichtige waren. Wenn man davon die Kosaken und anderes irreguläre Militär ausschließt, so ergiebt sich die runde Zahl von 700,000 jungen Leuten, welche alljährlich sich zum Militär stellen sollen. Daraus will der Verfasser den Schluß ziehen, daß wenn ein allgemeiner Landsturm in Rußland zusammenberufen wäre, sich über 9,000,000 Soldaten im Alter von 21 bis 40 Jahren versammeln würden. Wir können unsererseits hinzufügen, daß diese Berechnung auf dem Papier zwar sehr imposant aussieht, ob aber auch die Ziffern in Wirklichkeit zutreffen, möchten wir stark bezweifeln.

— Fischfang im Weißen Meere. Wie man dem „Golos" aus Kola berichtet, sollen im Laufe des Sommers viel mehr Industrielle und Kaufleute zum Fischfang ausziehen als dies in früheren Jahren der Fall war. Der Fischfang wird diesmal in umfangreicher Weise, hauptsächlich im Westen der Muromskischen Küste, von Jeretikow bis zur Ura-Bai betrieben werden. Viele reiche Bürger der Stadt Kola miethen behuf des Stockfischfanges Fischer aus Motowsk und Petschjenga. In mehreren Flüssen und Bächen der Umgegend dieser beiden Ortschaften hat man auch Perlmuscheln aufgefunden.

— Fischfang im Kaspischen Meere. Einem in den „Astrachaner Nachrichten" erschienenen Artikel von A. Schultz: Ueber den Fischfang im Kaspischen Meere, entnehmen wir nachstehende kurze Angaben über den Häringsfang. Bis zum Jahre 1854 benutzte man die Häringe ausschließlich zur Gewinnung des Fettes; von da an wurde erst auf Zureden des Mitgliedes der Akademie der Wissenschaften Behr in Astrachan angefangen, die Häringe einzusalzen. Seit dieser Zeit wurden die Astrachaner Häringe im Handel immer mehr verbreitet, so daß sie jetzt einen wichtigen Handelsartikel bilden. Als Beweis davon können statistische Angaben über die Ausfuhr der Häringe dienen. Es erreichte der Export aus Astrachan: 1855 circa 10 Millionen Häringe, 1856 schon über 20 Millionen, 1857 ungefähr 50 M., 1871 140 M., 1872 circa 160 und 1873 etwa 180 Millionen.

— Weinbau in Georgien. Nach dem russischen „Staatsanzeiger" befinden sich im Gouvernement und Bezirk von Tiflis 2600 Weinberge, im Bezirk von Telaw 4200, Signach 10,850 und Gori 10,300. Die Weincultur wird jedoch sehr nachlässig betrieben; trotzdem erzielte man im vorigen Jahre 1,100,000 Eimer Wein, welcher an Ort und Stelle durchschnittlich mit 80 bis 90 Kopeken pro Eimer bezahlt wurde, was also zusammen einen Werth von 880,000 bis 990,000 Silberrubel repräsentiren möchte.

— Nach dem letzten amtlichen Ausweis zählte Warschau am 13. Januar d. J. (1. Januar alten Stils) 279,502 Einwohner, darunter 130,483 Männer und 149,019 Frauen.

Aus Brasilien.

Die Regierungen von Brasilien und Peru lassen durch eine gemeinschaftliche Commission die Grenzen ihres Gebietes am Amazonas bestimmen; die Arbeit ist nicht ohne Gefahren. Als die Commissäre den Javary, einen sehr bedeutenden Nebenfluß, hinaufsteuerten, mußten sie die Durchfahrt erkämpfen. Um hindurchzukommen, hatten sie die Baumstämme zu entfernen, welche den Indianern als Brücken dienen; einer derselben hatte 6 Fuß Durchmesser. Bei einer frühern Expedition auf dem Javary verlor der brasilianische Commissär das Leben, der peruanische ein Bein durch Indianerpfeile. Als jüngst die Expedition am Lande ausruhete, wurde sie urplötzlich aus dem Dickicht heraus mit einem wahren Pfeilregen überschüttet, und wenn sie nicht Revolver und Hinterlader gehabt hätte, wäre

es ihr schlimm ergangen. Zwei Tage später fanden die Boote etwa 150 Indianer am Ufer; wieder kam ein Pfeilregen, der aber keinen Schaden anrichtete, weil die Fahrzeuge mit einem Drahtgeflecht um- und überspannt waren. Sie gaben sofort Feuer, die Indianer flohen und ließen zwei Todte am Ufer zurück, darunter einen Häuptling, den man an seiner Federkrone erkannte. Die Verwundeten nahmen sie mit in den Wald. Unter den von ihnen zurückgelassenen Waffen war der Bogen des Häuptlings sehr hübsch gearbeitet, die anderen waren von roher Arbeit; alle hatten Spitzen aus Knochen und waren ohne Federn. Die Expedition pflanzte einen Grenzpfeiler auf und kam glücklich nach Manaos am Rio Negro zurück.

Die Dampfschifffahrt auf dem Amazonenstrome. Die englische Amazon Steam Navigation Company hat sich mit den beiden brasilianischen Compagnien geeinigt und deren Schiffe angekauft, so daß nun ein umfassender Fahrplan möglich ist, bei welchem Alles rasch ineinander greift. Die Schiffe fuhren ursprünglich zwischen Para an der Mündung und Tabatinga und Loreto an der pernanischen Grenze. Durch Ankauf der kleinen Flotte, welche der Companhia fluvial Paraense gehörte, ist es nun möglich, von Para querüber die Mündung des Amazonas eine Linie nach Mazaga herzustellen und auch den Guama und den Toeantins regelmäßig zu befahren. Die von der Companhia do Alto Amazonas erworbenen Schiffe befahren den Rio Negro aufwärts bis S. Isabel, den Purus bis Hyutunahan und den Madeira bis zu den Wasserfällen von San Antonio, wo die zum Mamoré führende, augenblicklich ins Stocken gerathene Eisenbahn beginnen wird. Der Tapajoz wird aufwärts bis Itai tuba befahren. So wird nach und nach immer mehr Leben in diese herrlichen Einöden kommen, die man schon jetzt von Europa aus in vier Wochen erreichen kann.

Die Telegraphen Brasiliens. Die Linie von Lissabon nach Pernambuco querüber den Südatlantischen Ocean wird im Laufe dieses Jahres hergestellt werden; ebenso wird die ganze Strecke von Para der Küste entlang bis Buenos Ayres fertig gestellt werden, also Anschluß an den transandinischen Telegraphen bis nach Valparaiso und sämmtliche Linien Chiles gewonnen. Jetzt lesen wir, daß die West-India und Panama-Telegraphencompagnie ein Uebereinkommen mit den brasilianischen Telegraphen geschlossen hat, welches dem Verkehr große Vortheile bietet. Dieses „System" besteht 1) in der Linie der brasilianischen submarinen Telegrapheneompagnie von Lissabon über Madeira und St. Vincent nach Pernambuco; 2) in der Küstenlinie der Western and Brazilian Telegraph Company von Para bis zum Rio de la Plata; 3) in der Linie der Central American Telegraph Company von Para nach Westindien und den Vereinigten Staaten. Nun hat die Westindia and Panama Telegraph Company Linien von Trinidad nach Demerara in Betrieb, und um jede „Duplication der Kabel" zu vermeiden, ist sie mit der Central American Company übereingekommen, ihr das Kabel von Para nach Demerara abzukaufen, sobald dieses gelegt worden ist, und sie wird außerdem eine noch zu erwerbende Linie kaufen, welche die dänische Insel St. Croix mit Porto rico verbindet. So kommt das brasilianische System in Verbindung mit den Vereinigten Staaten, respective mit Europa auf diesem Wege, und wenn dem Lissaboner Kabel ein Unfall zustoßen sollte, würde jene Linie benutzt werden können. Die verschiedenen Compagnien sind bei dieser Combination einander freundlich entgegengekommen. (— Wir lesen soeben, daß das Kabel zwischen Sanct Vincent und Pernambuco dem Betrieb übergeben worden, Brasilien also mit Lissabon in directe Verbindung gebracht worden ist. —)

— Brasilien bezieht deutschen Weizen zur Aussaat von Hamburg. — Auf der Börse in Rio de Janeiro war im April eine Varietät von Kaffee ausgestellt, die für neu galt. Sie unterscheidet sich von anderen dadurch, daß die Bohne runder und gelb ist; sie soll um ein Drittel reichhaltiger an Kaffeïn sein als die gewöhnlichen. Sie wurde bei Botacutu in der Provinz San Paulo entdeckt.

Eine deutsche Schule in Japan.

Freiherr Alexander von Hübner hat auf seinem „Spaziergang um die Welt" (Leipzig, T. O. Weigel 1874) auch Japan besucht und im persönlichen Verkehr mit dem Mikado wie mit dem Minister Iwakura die Reformabsichten der Regierung kennen gelernt. Es ist viel Ueberstürzung dabei und wie unpraktisch die Sachen manchmal betrieben werden, erläutert er in der Schilderung einer deutschen Schule in Yeddo: „Ich besuchte sie unlängst und fand ein Dutzend Knaben und Jünglinge, welche folgende zwei Sätze im Chor wiederholten: „Der arme Mann will sein wie der reiche Mann." Zuweilen irrten sie sich und sagten, der Reiche will sein wie der Arme. Der Lehrer, das Urbild des deutschen Schulmeisters, gerieth in Entrüstung. „Arimazen," rief er mit strengem Tone, „arimazen nicht, nicht!" Und die Knaben fielen wieder im Chore ein: „Der — ar — me — Mann — will — nicht — sein — wie — der — reiche." Hierauf neuer Zornesausbruch des Schulmeisters. Das Wort reich bereitete den japanischen Kehlköpfen unüberwindliche Schwierigkeit. Ich glaube in meinem Leben nicht herzlicher gelacht zu haben. Das Komischste aber war der Herr Lehrer. Diese Jungen werden wahrscheinlich das Deutsche wieder vergessen; noch wahrscheinlicher werden sie es nie erlernen; aber der Grundsatz wird in ihren Gemüthern eingeprägt bleiben — es steht nicht im Evangelium — daß Reichthum mehr werth ist als Armuth."

* * *

— „Fort mit der englischen Sprache!" Die Yankees wollen im Jahre 1876 große Festlichkeiten veranstalten, ein „Centennium" zur Verherrlichung ihrer ausgezeichneten Vorfahren, welche sich für unabhängig von England erklärten. Es verlauten nun manche Stimmen, welche als allein würdige Feier ein Trauerjahr in Sack und Asche als allein zweckgemäß betrachten; während voller zwölf Monate solle das heute völlig entartete, seiner Großväter durchaus unwürdige Volk in sich gehen, Buße thun und „wieder ehrlich zu werden suchen". Der Vorschlag ist gut gemeint, wird sich aber in einer so corrumpirten Gesellschaft nicht ausführen lassen. Einem andern guten Rathe wird es nicht besser ergehen und eine Forderung, welche ein Mann aus Minnesota, H. F. Widstroad, stellt, hat aus einigen guten Gründen keine Hoffnung anerkannt zu werden. In einer Eingabe an den Bundessenat hat er ausführlich auseinandergesetzt, daß es dem großen amerikanischen Volke keineswegs zum Ruhme gereiche, die Sprache eines europäischen Volkes zu reden. Daß dieses der Fall sei, wäre der „Republik" unwürdig; die Selbstachtung fordere, daß man „sich von der englischen Sprache losreiße, die überhaupt eine grundschlechte sei. Ueberhaupt ist gar keine moderne Sprache würdig als Nationalsprache für unsere große, glorreiche Republik angenommen zu werden." Yankee Widstroad erklärt, daß er seinerseits zu bescheiden sei, um die allein würdige Sprache zu bezeichnen, aber der Patriot könne verlangen, daß am Jubiläumstage, 4. Juli 1876, die schlechte englische Sprache dann ein- für allemal abgeschafft erklärt werde. — Ganz wohl; aber was tritt an die Stelle, denn sprechen und Reden halten müssen die Yankees doch? „Nach meiner Theorie ist das Indianische einzig und allein berechtigt, unsere Landessprache zu sein." Da es nun aber keine indianische Sprache giebt, wohl aber eine große Anzahl indianischer Sprachen und Mundarten, so bleibt dem sinnreichen Manne aus Minnesota nur noch übrig, eine Indianersprache zu erfinden, womit dann alle Schwierigkeiten sofort beseitigt wären. Und da die Abschaffung des Englischen ein „gottgefälliges Werk" ist, so wird ja wohl, Herrn Widstroat zu Liebe, der heilige Geist seine Schuldigkeit thun; derselbe hat ja die Gabe, Zungen zu verleihen.

— Namenliste der Präsidenten in Süd- und Centralamerika im Juli 1874:

Argentinien	Domingo Sarmiento.
Uruguay	Jose Ellauri.
Paraguay	Salvador Jovellanos.
Bolivia, provisorisch .	Thomas Frias.
Chile	Federico Errazuriz.
Peru	Manuel Pardo.
Ecuador	Garcia Moreno.
Neugranada	Manuel Murillo.
Venezuela	Guzman Blanco.
Costa rica	Thomas Guardia.
Nicaragua	Vicente Quadra.
San Salvador . . .	S. Gonzalez.
Honduras, provisorisch	Leiva.
Guatemala	Rufino Barrios.
Mexico	Lerdo de Tejada.

Die ehemals spanischen Besitzungen auf dem amerikanischen Festlande bilden demnach heute 15 Republiken. Dazu kommt dann noch St. Domingo, wo vor einiger Zeit der Dictator Baez gestürzt worden und ein definitiver Präsident noch nicht gewählt worden ist. In dem Negerstaate Haïti tritt in den nächsten Monaten der Präsident Nissage-Saget ab und die Schwarzen sind noch nicht einig über die Wahl seines Nachfolgers. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika hat Ulysses Simpson Grant den für ihn abgegebenen Stimmen der Neger (etwa 800,000) es zu verdanken, daß er zum zweiten Mal Präsident einer Republik geworden ist, die staatlich und administrativ ihre alten, gesunden Grundlagen verlassen hat.

— In Argentinien werden nach und nach alle Professuren technischer und naturwissenschaftlicher Fächer an den höheren Lehranstalten mit deutschen Gelehrten besetzt. Dr. J. Tauber ist zum Director der mineralogischen Studien an dem Nationalcollegium der Provinz Salta ernannt worden, Herr Heinrich Kreplin in gleicher Eigenschaft an jenem zu Catamarca.

— In den Saladeros und Talgfabriken der Provinz Buenos Ayres sind im Jahre 1873 geschlachtet oder, wie der amtliche Ausdruck lautet, „benesicirt" worden:

415,969 Stück Hornvieh,
57,661 „ Stuten,
1,801,352 „ Schafe.

Von den letzteren wurden allein im Septembermonate nicht weniger als 454,722 und im October 483,038 geschlachtet.

— Im Hafen von Genua haben sich in den drei ersten Monaten des laufenden Jahres 5944 Auswanderer nach Buenos Ayres eingeschifft.

Vom Büchertische.

Die Verlagsbuchhandlung von Tobias Dannheimer in Kempten hat die erste Lieferung eines geographischen Handbuches erscheinen lassen unter dem Titel:

Handbuch der neuesten Erdkunde. Dem Unterrichte und den Freunden dieser Wissenschaft gewidmet von Anselm Andr. Cammerer, weil. königl. Studienrector und Seminardirector in Neuburg an der Donau. Funfzehnte Auflage, dem allerneuesten Standpunkte entsprechend revidirt, verbessert und vermehrt. Erste Lieferung 1874.

Genau mit demselben Titel und genau mit demselben Letternsatze des Titels erschien 1869 bei derselben Verlagshandlung die vierzehnte Auflage. Allein es ist uns nicht möglich gewesen, eine weitere in die Augen fallende Aehnlichkeit zwischen beiden Büchern herauszufinden bezüglich des Inhalts. Bei sorgfältiger Vergleichung haben wir nicht einen einzigen vollständigen Satz der vierzehnten Auflage in der funfzehnten wiedergefunden. Wir haben zwei vollständig verschiedene geographische Arbeiten vor uns; aber mit welchem Rechte die Verlagshandlung denselben Titel gebrauchen darf, wissen wir nicht anzugeben.

Daß die funfzehnte so wenig Aehnlichkeit mit der vierzehnten Auflage hat, gereicht ihr indeß nur zur Ehre, denn die frühere Auflage gehörte zu den schlechtesten geographischen Lehrbüchern, die uns vorgekommen sind. Und mit demselben Rechte als der Name des verstorbenen Cammerer auf dem Titel mißbraucht ist, könnte auch der Name eines Mädler oder Berghaus, Scherzer und Anderer darauf prangen, da Citate aus den Schriften dieser Gelehrten einen größern Raum in der neuen Auflage einnehmen als die „Citatenversuche" aus dem sel. Cammerer. Der Verfasser — er ist mehr als Herausgeber — der neuen Auflage sollte seinen Namen an die Stelle Cammerer's setzen, denn ihm gebührt der Platz, da er sich redlich bemüht hat, ein brauchbares Buch zu schaffen. Nur ein Capitel müssen wir als gänzlich mißrathen bezeichnen: S. 37, §. 21, die geschichtliche Entwickelung der Erd- und Völkerkunde; es enthält so arge Verstöße, daß der Sachkundige wohl herausfühlt, hier habe sich der Verfasser auf ein ihm gänzlich unbekanntes Feld gewagt. Desgleichen hat die Völkerkunde, §. 18 (S. 31), manche bedenkliche Wendung und Auffassung und bedarf einer gründlichen Remedur. Ist ferner der Verfasser in der Lage, das Werk im Unterricht selbst zu gebrauchen, so wird er bald finden, daß die zahlreichen aus Hübner, dem gothaischen Hofkalender und Behm's geographischem Jahrbuch entlehnten Tabellen ziemlich unfruchtbar sind und die Jugend wie eine Dornenhecke anstarren, an welcher sie lieber in gebührender Entfernung vorübergeht. Die Darstellung Deutschlands ist mit Liebe und Sorgfalt entworfen und somit das beste Capitel der ersten Lieferung.

Dr. H. Th. Traut, Lehrbuch der Erdkunde. Zweite Auflage. Halle 1871.

Ueber dieses Lehrbuch liegt bereits (Dr. A. Petermann's Mittheilungen 1872, S. 156) eine Beurtheilung vor, welcher entgegenzutreten wir uns nicht veranlaßt finden.

Unter den an falschen Vorstellungen reichen Capiteln nennen wir §. 33 Ebenen. Hier heißt es: „Haiden nennt man diejenigen Tiefebenen, die mit dem bekannten Haidenkraut einförmig bedeckt sind." (Sind die schottischen Haiden auch Tiefebenen?) Ferner: „Der Winter macht die Steppen zu einem pfadlosen, fleckenreinen Schneegefilde." (Auch die Llanos?) Geestland wird in demselben Paragraph erklärt als ein „hohes, trockenes, daher wenig fruchtbares Land." Endlich lesen wir hier sogar den ergötzlichen Satz: „Humus füllt die Kornkammern der Menschen." — Im §. 34: „Gebirge", meint Verfasser: „Hochgebirge über 5000 Fuß Höhe — ragen über die Schneegrenze hinaus." (Auch in der heißen Zone?) — Nach §. 42 bilden der Hwang ho und der Yang tse, welche noch als Zwillingsströme aufgeführt sind, Delta an ihren Mündungen. — Nach §. 44 sind die Türken kaukasischer Abstammung, aber die Tataren mongolisch!

Es ist nicht nöthig, die Zahl der Beispiele noch zu vergrößern. Sie genügen, um zu beweisen, daß das Buch einer gründlichen Durchsicht und Correctur bedarf, um brauchbar zu werden.

Inhalt: Franz Keller-Leuzinger bei den Kautschucksammlern am Madeira. (Mit vier Abbildungen.) — Das Telegraphenkabel im Großen Ocean. — Marshall über die Todas in den Nilgherris. — Schilderungen aus Konstantinopel. Von Hermann Vambery. — Der erste Census in Venezuela. Von Dr. A. Ernst in Caracas. — Aus allen Erdtheilen: Trojanische Gesichtsurnen. (Mit drei Abbildungen.) — Aus dem russischen Reiche. — Aus Brasilien. — Eine deutsche Schule in Japan. — Verschiedenes. — Vom Büchertische. — (Schluß der Redaction 15. Juli 1874.)

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Ama zulu.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXVI. № 6.

GLOBUS

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In
Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von
Karl Andree.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 4 Thlr. Einzelne Nummern 5 Sgr. — 1874.

Die Zulu-Kaffern.

Die Gruppe der A-Bantu-Völker. — Geographische Verbreitung der Kaffern.

Die Kaffern gehören zu den sogenannten Bantuvölkern, welche eine gemeinschaftliche, obwohl in den Einzelnheiten vielfach abweichende Sprache reden. Diese Sprachgruppe, zu welcher jedoch die Hottentoten und Buschmänner nicht gehören, umfaßt alle übrigen Völker Südafrikas, nach Norden hin bis ungefähr zum 4. Grade nördlicher Breite und sie weicht in Bezug auf körperlichen Typus und die verschiedenen, ihrer Cultur zu Grunde liegenden Elemente von den Negern vielfach ab. Die Bezeichnung Kaffern rührt bekanntlich von den Arabern her, welche die Nichtmohammedaner als Kafirs, Ungläubige, bezeichnen, und sie wurde von den Portugiesen angenommen. Die Kaffervölker selbst bezeichnen sich als A-Bantu; dieses Wort bedeutet Leute, Menschen von ihrem eigenen Völkerschlage; die weißen Menschen werden, im Gegensatz, als Ama slungi bezeichnet.

Wir finden die Kaffervölker im südöstlichen Afrika zwischen den sogenannten Drachenbergen, diesem Kwathlambagebirgszuge, und dem Indischen Ocean etwa von 27° bis 32° S.; westlich von denselben im Innern, 28° bis 16° S., die in 23 Stämme zerfallenden Betschuanas; westlich von ihnen die Herero (Damaras) 23° bis 19° 30′ S.; nordöstlich von ihnen die Owampo. Die Kaffern sind, vom ethnographischen Standpunkt aus betrachtet, eine in hohem Grad interessante Menschengruppe. Man nimmt allgemein an, daß sie in das Gebiet, welches sie inne haben, von Norden her eingewandert seien. Sie sind, gleich allen Bantu- und auch Negervölkern, in eine große Anzahl von Stämmen zerklüftet, welche in Einzelnheiten und Nüancen mancherlei Abweichendes haben, im Großen und Ganzen aber das gleiche körperliche und geistige Gepräge zeigen. Die Behauptung, daß sie ein Mischlingsgeschlecht aus Negern und Arabern seien, ist ohne alle und jede Begründung. Gegenwärtig kann man für die vielen Kafferstämme fünf größere Complexe annehmen: die Ama tonga, Ama swazi, Ama zulu, Ama ponda und Ama xosa *). Die südafrikanische Abtheilung der Bantusprachen, die präfix-pronominal sind, zerfällt nach Dr. Bleek in vier Species: Kafir, Setschuana, Tegeza und O Tyi Herero; zu ersterer gehören die eigentliche Kafir-, die Zulusprache und der Ma-swazi-Dialekt; zur zweiten das Se rolong, Se suto und Se tlapi, zur dritten die Ma-uclosi-, Ma-tonga- und Ma-sloenga-Dialekte.

Die Stämme der östlichen Gruppe werden nach ihren Repräsentanten gewöhnlich als Ama zulu und Ama xosa bezeichnet oder als „eigentliche Kaffern“; jene der mittleren

*) Wir haben früher ausführliche Schilderungen aus dem Leben und Treiben der Kaffern, mit einer großen Anzahl von Illustrationen, mitgetheilt („Globus“ XIX, Nr. 4 ff. und XX, Nr. 10 ff.) und auch geschichtliche Angaben beigefügt.

als Betschuana und die westlichen als Ova herero oder Damara. Die Ama swazi stehen ihrer Geschichte nach in gleichem Range mit den Zulu und Xosa, sind aber gegenwärtig viel geringer an Macht und Ansehen als diese und das Gleiche gilt von den Ama ponda und anderen Stämmen. (— Namen der Stämme werden gebildet durch die Vorsatzsilbe ma [z. B. Ma tebele] oder durch das Doppelpräfix Ama [Ama Xosa, Ama Zulu ꝛc.]; also Leute des Xosa, Ponda, Zulu. —)

Alle A-Bantu-Stämme haben eine dunkele, schwärzlich pigmentirte Haut und wolliges Haar, dessen Länge und Beschaffenheit sehr variirt, aber nie schlicht oder straff wird. Die ebenfalls sehr veränderliche Hautfarbe geht durch die verschiedensten Nüancen vom tiefen Sepia bis zum Blauschwarz; fahle, matte und röthliche Pigmentirungen kommen häufig genug vor und sind als abnorm zu bezeichnen. Der Körper ist meist kräftig entwickelt, der Schädelbau dolichocephal und hoch, die Gesichtsbildung bei reiner Race nie wirklich europäisch, sondern zeigt einen abweichenden Typus.

Kaffermänner, Karosse nähend.

In der nachfolgenden Darstellung folgen wir wesentlich den vortrefflichen Darstellungen des Dr. Fritsch.

Die Ama zulu bilden die nördliche Abtheilung der Kafferstämme. Auch hier wie bei anderen liegt der Name eines frühern Häuptlings zu Grunde, nach welchem sich die Eingeborenen noch heute A-Bantu ba kwa zulu nennen, d. h. Leute aus Zulu's Gebiet, oder kurzweg Bakua zulu. Sie zerfallen in eine ganze Reihe kleinerer Abtheilungen mit besonderen Namen, obwohl die einzelnen sehr gern ihre Zugehörigkeit zu dem mächtigen, gefürchteten Volkskern aufrechterhalten. Das Zuluvolk entstand als Verkörperung eines großen militärischen Gedankens; der durch die Zulu unter den Völkern der Natalküste herauf beschworene Sturm ist vernichtend über das Land hingezogen und hat manchen Stamm entwurzelt, so daß seine Stelle nicht mehr zu finden ist; andere hat er verweht und sie tauchen in entfernten Gegenden wieder auf, bald als Unterdrücker, bald als unterdrückte Reste. Die sehr übersichtliche historische Karte von Südafrika, welche Dr. Fritsch seinem Werke beigegeben hat, veranschaulicht die Verschiebung und die gegenwärtige Stellung der verschiedenen Völker in jener Region.

Zwei Zulu, Dacha rauchend.

Bei den einzelnen Zulustämmen handelt es sich in Folge der Kriege und Eroberungen mehr um Abhängigkeit als um Verwandtschaft. Es ist aber wohl zu beachten, daß ein großer Theil der nun nicht mehr vorhandenen oder noch als Reste fortbestehenden Völkerschaften Aufnahme gefunden hat in die Gemeinschaft ihrer Unterdrücker und wenigstens insoweit mit ihnen verwandt ist. Zu den wichtigsten Abzweigungen der Zulu gehören: die Ama swazi, ein Volk im Nordwesten der eigentlichen Zulu und diesen an Macht fast ebenbürtig; die Matebele, d. h. die Verschwindenden, welche gegenwärtig auf dem linken Ufer des Limpopo in dessen obern Laufe gegen den Sambesi hin wohnen, und die Fingu. Die Matebele haben nationale Selbständigkeit und eigenes Gebiet. Andere unabhängige Zulustämme sind beschränkt auf das Litorale der Ostküste bis an die Kwathlambabergkette; sie sind im Südosten von der Colonie Natal durch den Büffelfluß und den untern Lauf des Tugela geschieden. Diejenigen Zulus und Fingus, welche in dieser Colonie wohnen, sind auf gewisse über das ganze Land zerstreute Oertlichkeiten angewiesen und wohnen zwischen der weißen Bevölkerung. Die sogenannten „Natalkaffern“ zählten im Jahre 1853 etwa 120,000 Köpfe, aber eine Schätzung von 1862 nimmt 180,000 an. Die Stärke der unabhängigen Zulustämme wird von Dr. Fritsch auf etwa eine Million angenommen; sie bilden eine Macht, welche ihre Streifzüge bis über den Sambesi hinauf ausdehnt, und sie haben an diesem Strome 1866 die portugiesische Niederlassung Senna zerstört.

Die Zulu gehören unter die besten Repräsentanten dunkelpigmentirter Racen. Das Amalgamiren fremder Elemente gehörte bei ihnen zur Staatspolitik und ist nicht ohne Einfluß geblieben auf die äußere Erscheinung und körperliche Entwickelung; die Zufuhr frischen Blutes, die Kreuzung, wenn auch in engen Grenzen, hat günstig gewirkt. Wir finden bei den Zulu ein Volk von verhältnißmäßig guter Entwickelung des Körpers bei beträchtlicher Größe, welche die des Europäers durchschnittlich nicht übertrifft, wenn auch häufig Gestalten von hohem Wuchse vorkommen. Die mittlere Höhe des Wuchses bei 13 erwachsenen Männern fand Dr. Fritsch 171 Centimeter.

Nicht selten treten Züge auf, bei denen man ohne nähere Vergleichung versucht sein könnte, sie als europäische zu bezeichnen. Ein Beispiel davon zeigt die obere Figur der beiliegenden Tafel. Aber bei näherer Betrachtung ergeben sich durchgreifende Unterschiede, die nur abgeschwächt erscheinen. In erster Linie steht die sehr breite Nasenwurzel, wodurch sich die Flachheit der Nasenbeine und die große Interorbitalbreite des Schädels kenntlich macht. Das Vorspringen der Nase im Profil beruht bei diesem Kopfe wie bei ähnlichen wesentlich auf der starken Entwickelung der Nasenfortsätze des Oberkiefers und nicht auf der Wölbung der Nasenbeine *).

*) Dr. Fritsch macht hier eine Anmerkung, die wir beifügen

Der Mund ist immer noch breiter als er beim Europäer durchschnittlich vorkommt; die Lippen sind dick, die Oberlippe hat schon einen gewissen Schwung, aber es fehlt auch hier, wie bei den übrigen Zügen, an Anmuth und Feinheit, welche selbst bei relativ edlen, regelmäßigen Formen dem Nigritier nach den Erfahrungen Fritsch's abgeht. Die andere Figur wird wohl Niemand für europäisch ausgeben wollen. Beide Portraits gehören jungen Männern der Natal-Zulus an.

Eine nationale Eigenthümlichkeit sind die künstlich geformten Haartouren, deren bizarre Art viel zu dem wilden Ausdruck der Gesichter beiträgt. Bei den jungen Burschen hängt das Haar wild um den Kopf in dünnen, verfilzten Strähnen, oder, was noch häufiger ist, sie ordnen es in besonderer Weise, indem sie durch dichteres Verfilzen der Enden und Einmischen von Gummi eine Kappe daraus formen (Figur 2), in anderen Fällen quer gestellte Kämme daraus aufrichten (Figur 1). Die Strähne bleiben dann entweder stehen, so daß die vordere Abtheilnng eine Art Heiligenschein bildet, oder sie werden gleichfalls verfilzt und man erhält so den Uebergang zur Kappenform. Laune und Geschmack des Zulu-Stutzers bringen eine Menge wunderlicher Formen zum Vorschein, doch werden diese alle nur vorübergehend getragen und so lange die jungen Leute noch nicht zu den Kriegern gezählt werden. Die eigentlich nationale Haartracht ist der Ring oder Kranz. Zur Anfertigung desselben wird der ganze Kopf geschoren und nur rund um den Scheitel bleibt ein Kranz von Haaren stehen, welcher unter Benutzung von Sehnenfäden zu einem festen Ringe gestaltet wird. Man überzieht ihn mit einem Gemische von Acaciengummi und Kohlepulver und sobald er trocken geworden ist, giebt man ihm Glanz vermittelst eines Fettes. Die Mädchen halten

Das Innere einer Kaffernhütte

das Haar ohne alle Künstelei einfach kurz; bei Frauen scheert man den Kopf bis auf den höchsten Theil des Scheitels. Dort bleibt ein Haarbüschel stehen, welcher durch Einreiben von Okererde und Fett zu einer dichten Masse, zu einem faustdicken Wulst oder Knopfe wird.

Der Zulu trägt einen schmalen Ledergürtel, an welchem in gewissen Abständen gedrehete Streifen langhaariger Felle oder die geringelten Schwänze der wilden Katze hängen, so daß sich vorn und hinten ein dichtes Büschel solcher Zierrathen sammelt. Dadurch entsteht eine Art Schurz, welcher Schamglied und Hintertheil bedeckt. Aber noch vor einem Jahrzehnt waren auch die weißen Ansiedler in Natal an den Anblick der ganz unbekleideten Eingeborenen so gewöhnt, daß selbst in Europa erzogene Damen bald nichts Unanständiges mehr darin sahen. Bei ungünstigem Wetter trägt man den Fellmantel (Karoß, welcher von Männern zusammengenäht wird, denn diese schneidern, s. Abbild. S. 82) oder eine wollene, zumeist braune Decke. Bei feierlichen Gelegenheiten, zu Festlichkeiten, Kriegstänzen und zum Kriege putzen die Männer sich in abenteuerlicher Weise auch mit recht grellen Farben heraus und schmücken den Haarkranz mit den langen Schulterfedern vom blauen Kranich. Dazu kommen noch

wollen, weil sie den Aufstellungen eines Berliner Aegyptologen den Garaus macht: „Den diametralen Gegensatz zu solcher Gestaltung bilden die Mumiennasen Aegyptens, welche geringe Interorbitalbreite, feine Nasalfortsätze des Oberkiefers und colossal gewölbte, stark hervortretende Nasenbeine haben. Da bei den Koin-Koin (Hottentoten) die Bildung der Nase noch flacher ist als bei den A-Bantu, so erscheint dieser einzige Unterschied bedeutend genug, alle die Phantasien über den ägyptischen Ursprung südafrikanischer Stämme über den Haufen zu werfen. Jedenfalls ist er wichtiger als die sogenannte, im entgegengesetzten Sinne verwerthete Verwandtschaft der Sprachen, welche nicht durch Vocabularien, sondern nur durch die Grammatiken nachgewiesen werden soll, — als wenn die letzteren sich bei ähnlichen Gesetzen des Denkens nicht ähnlich entwickeln könnten!"

Gehänge von Fellstreifen, welche die Brust bedecken, ein Gürtel von Katzenschwänzen und weiße Fellbüschel an Oberarm und Waden.

Für die Bewaffnung ist der 4 bis 5 Fuß hohe, ovale Schild (S. 86) charakteristisch; er besteht aus roher Ochsenhaut, ist von regelmäßigem Zuschnitt und sauberer Arbeit, und hat einen langen Stab in der Längsachse als Stütze; dieser ist oben mit dem geringelten Felle eines Leopardenschwanzes oder anderm Pelzwerk verziert. An diesen Stab wird die Haut mit Streifen aus roher Haut befestigt. Unter den großen kriegerischen Führern der Nation, z. B. Dingaan, unterschieden sich die Regimenter durch die Farbe der Schilde. Die Wurfkeule, Kiri, ist allgemein im Gebrauch, aber eigentliche nationale Angriffswaffe ist die Assegai. Bei den Zulu herrscht, im Unterschiede von den eigentlichen Kaffern, eine Form mit kürzerm, starkem Holze und langer, kräftiger Klinge vor, deren kurzer Stiel fest und sicher in die Handhabe eingefügt ist. In solcher Gestalt eignet sich der Spieß wegen des bedeutenden Gewichtes und der geringern Schwungkraft nicht sowohl zum Wurf als zum Stoß und dies ist auch seine Bestimmung.

„Wohl nirgends hat sich die Macht der blanken Waffe in stürmender Hand so gewaltig gezeigt, wie unter den Eingeborenen Südafrikas. Der von Natur feige Charakter derselben, welcher sie die enge Fühlung mit dem Feinde fürchten läßt, veranlaßte sie allgemein, den Kampf aus der Ferne vorzuziehen. Eines einzigen Mannes, Tschaka, Verdienst ist es, erkannt zu haben, welches Uebergewicht eine Streitmacht haben müsse, die den Spieß in geschlossenem Nahekampf verwendet. Indem er, auf diesem Gedanken fußend, die Gestalt der Assegai änderte, und seine Unterthanen daran gewöhnte dieselbe in der entsprechenden Weise zu führen, schuf er aus einer schwachen, wenig kriegerischen Nation von Krämern, was sie bis dahin waren, die am meisten gefürchtete Macht Südafrikas. Bei sonst gleichen Bedingungen war die Ueberlegenheit so entschieden auf Seite der Stürmen-

Kafferndorf.

den, daß kein Stamm in freiem Felde Widerstand zu leisten vermochte, bis die Europäer ihnen einen Damm entgegen setzten.“

Die Klinge der Assegai wurde früher auch bei friedlichen Verrichtungen als schneidendes Instrument benutzt; gegenwärtig sind europäische Messer ziemlich verbreitet. Vielerlei Geräthschaften (S. 86) haben die Kaffern nicht. Häufig gebraucht werden von den Männern lange eiserne Nadeln oder vielmehr Ahlen, welche besonders für die Fellarbeiten zum Vorbohren der Löcher dienen, und häufig in mannichfach verzierten Scheiden am Halse getragen werden. (Siehe die Illustration, ganz rechts).

Alle südafrikanischen Eingeborenen sind leidenschaftliche Raucher und Schnupfer. Der Kaffer führt seinen Taback oder Dacha (Kraut von der Cannabis indica oder verwandter Species) nebst Zubehör gewöhnlich in einer kleinen ledernen Tasche, die mit Metallknöpfen und Glaskorallen verziert ist; er hängt dieselbe über die Schulter. Bereits präparirter Schnupftaback, zwischen Steinen zerrieben, mit einer Art Pfefferkraut und etwas Asche vermischt, bewahrt man in Dosen auf, die aus kleinen Kürbisfrüchten, ausgehöhlten Röhrchen, Knochen, Horn ꝛc. verfertigt und mit eingeschnitzten Figuren, Glasperlen und dergleichen verziert werden. Man bedient sich beim Schnupfen nicht der Finger sondern kleiner Löffel von Elfenbein oder Metall; arme Leute reiben den Taback in ein Stückchen dichtbehaarten Felles, halten dasselbe dicht vor die Nase und ziehen die Körnchen in dieselbe hinauf. Auch die Gestalt der Tabackpfeifen ist in gewisser Beziehung den europäischen nachgeahmt, dagegen ist die Pfeife, aus welcher man Dacha raucht, unverkennbar echt südafrikanisch.

Diese Wasserpfeife besteht aus einem Kuh- oder Antilopenhorne, in welches ein etwa 20 Centimeter langes Rohr seitlich in schräg aufsteigender Richtung eingesetzt ist. Das Rohr trägt am obern Ende einen kleinen Kopf zur Aufnahme des Krautes; derselbe ist entweder aus Thon oder aus Stein verfertigt. Das Horn wird zum größten Theile mit Wasser gefüllt, durch dasselbe bringt man den Rauch des angezündeten Dacha oder Tabacks zum Austritt, indem man die Luft aus dem obern Theil ansaugt. Hierbei liegt

die für einen Europäer fast unüberwindliche Schwierigkeit vor, die weite, fast gerade zugeschnittene Oeffnung eines Kuhhorns mit dem Munde luftdicht zu schließen. Die Mundpartie des Kaffern ist für diese Verrichtung günstiger gestaltet; er erreicht seinen Zweck, indem er die eine Seite des Mundes dagegen legt und den Rest der Oeffnung vermittelst der angedrückten Wange schließt. Ein gerades Ansetzen der Pfeife würde nicht zum Ziele führen, da die Krümmung der Kinnladen verhindert, beide Wangen zugleich gehörig gegen die Oeffnung zu pressen. Ein armer Mann hilft sich in Ermangelung der Wasserpfeife, indem er auf dem flachen Boden Lehm zu einer Form knetet, die einem kleinen Backofen ähnelt. Wo bei einem solchen der Schornstein liegt, befindet sich hier eine kleine Höhlung zur Aufnahme des Krautes; von derselben führt ein Canal durch die Lehmmasse zur andern Seite und an diese, welche der Thür des Backofens entspricht, legt der platt auf den Bauch ausgestreckte Raucher den Mund. Das Dacharauchen wird zum geselligen Vergnügen, indem sich mehrere Leute, gewöhnlich zwei, einander gegenüber niederkauern und derselben Pfeife bedienen (S. 82). Als Regel zieht der Südafrikaner den Rauch nicht nur in den Mund sondern voll in die Lungen und ein Theil wird verschluckt; er bemüht sich dann, den Rauch möglichst lange zurückzuhalten und nimmt zu diesem Zweck aus einer bereit stehenden Kalebasse Wasser in den Mund.

Die Kaffern verstehen sich gut auf Bearbeitung der Metalle, insbesondere des Eisens und auf die Verfertigung geschnitzter Gegenstände. Als Gefäße benutzen sie Kalebassen, flache Schüsseln und Töpfe von Holz, Melkeimer; in Herstellung von Flechtwerk haben sie eine bewunderswürdige Fertigkeit. Was man in einem andern Lande zusammenleimt, ineinanderfalzt, mit Nägeln oder eisernen Bänden vereinigt, wird von ihnen durch Bindwerk zusammengefügt, und sie stellen wasserdichte Gefäße aus geflochtenem Grase her, dem hochwachsenden zähen Cypergrase (Cyperus textilis), dessen Halme sich zu einem complicirten Flecht-

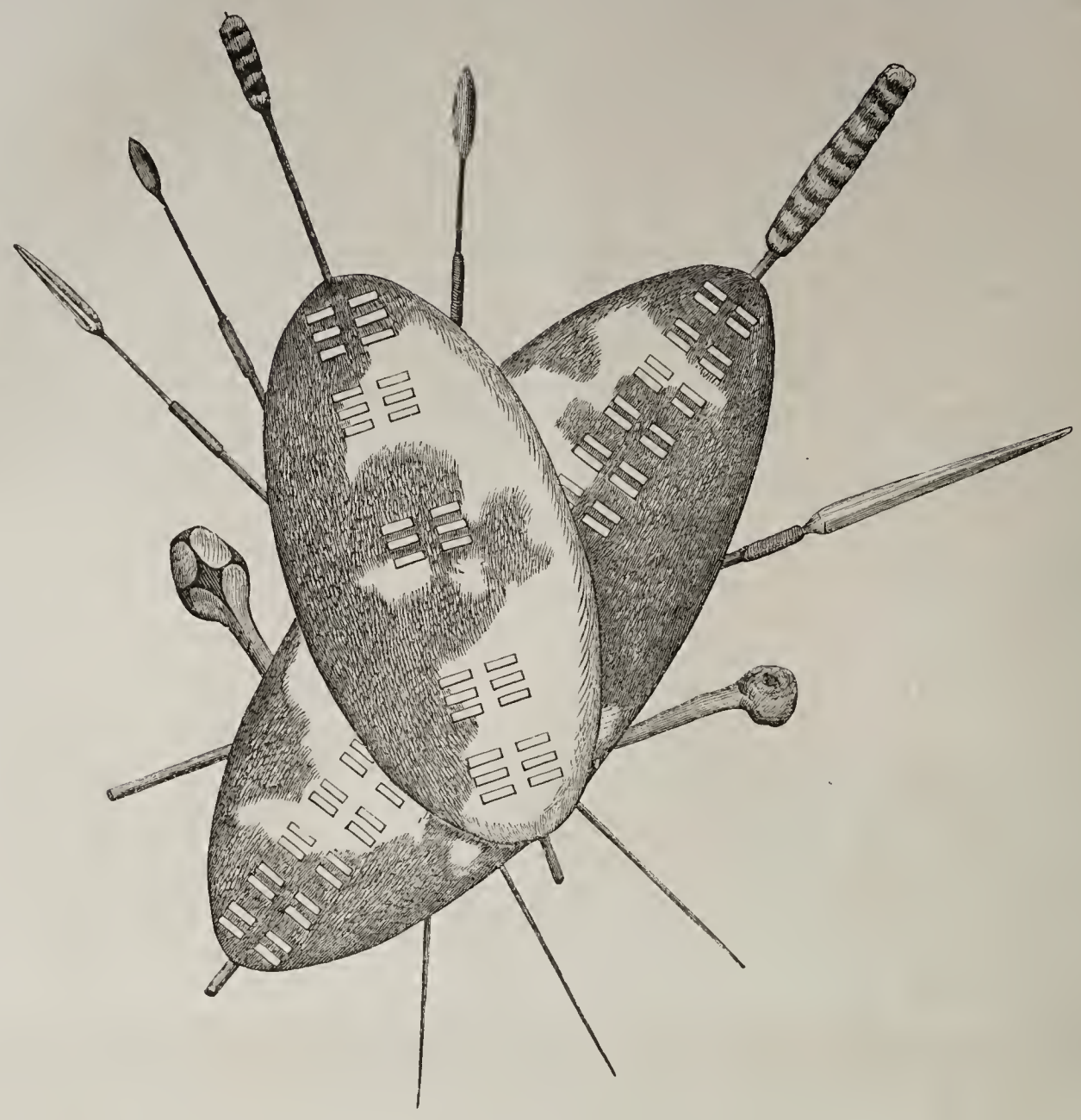
Fingu-Familie auf der Wanderschaft.

werk herstellen lassen. Die aus denselben verfertigten Körbe halten dicht und lassen weder Wasser noch Bier oder Milch durch.

Alle Hütten haben eine kuppelförmige Gestalt, die an flache Bienenkörbe erinnert (S. 83). Die Wandung stützt sich auf einen oder mehrere Pfosten, welche der Mitte nahe stehen. Um diese werden im Kreise biegsame Stangen eingegraben, welche man gegen die Mitte herunterzieht und mit Bastseilen befestigt. Der solchergestalt gebildete Korb wird mit Lagen von Schilfgras gedeckt, derart daß die einzelnen Schichten wieder mit solchen Seilen in ihrer Lage erhalten werden. So entsteht eine Art von Korb, dessen Gerüst im Boden feststeht, ohne Fenster und ohne Schornstein; als Thür bleibt eine kleine Oeffnung von weniger als einem Meter Höhe. Diesem Eingange gegenüber befindet sich der Feuerplatz der Hütte, welcher näher der Thür angebracht ist und sich auf dem ebenen Lehmboden durch eine niedrige, wallartige Erhebung von kreisförmiger oder länglich runder Gestalt kennzeichnet. Zum Verschluß dient ein aus Reisern geflochtener Schirm, dessen Größe genau der Oeffnung entspricht; manchmal findet man vor dem Eingang auch einen kleinen Vorbau. Die Illustration (S. 84) giebt einen guten Begriff von dem Anblick eines Kafferndorfes und dem Getreibe derselben in friedlichen Zeiten; die Männer liegen träg vor den Hütten herum, die Frauen sind mit häuslichen Arbeiten beschäftigt oder plaudern. —

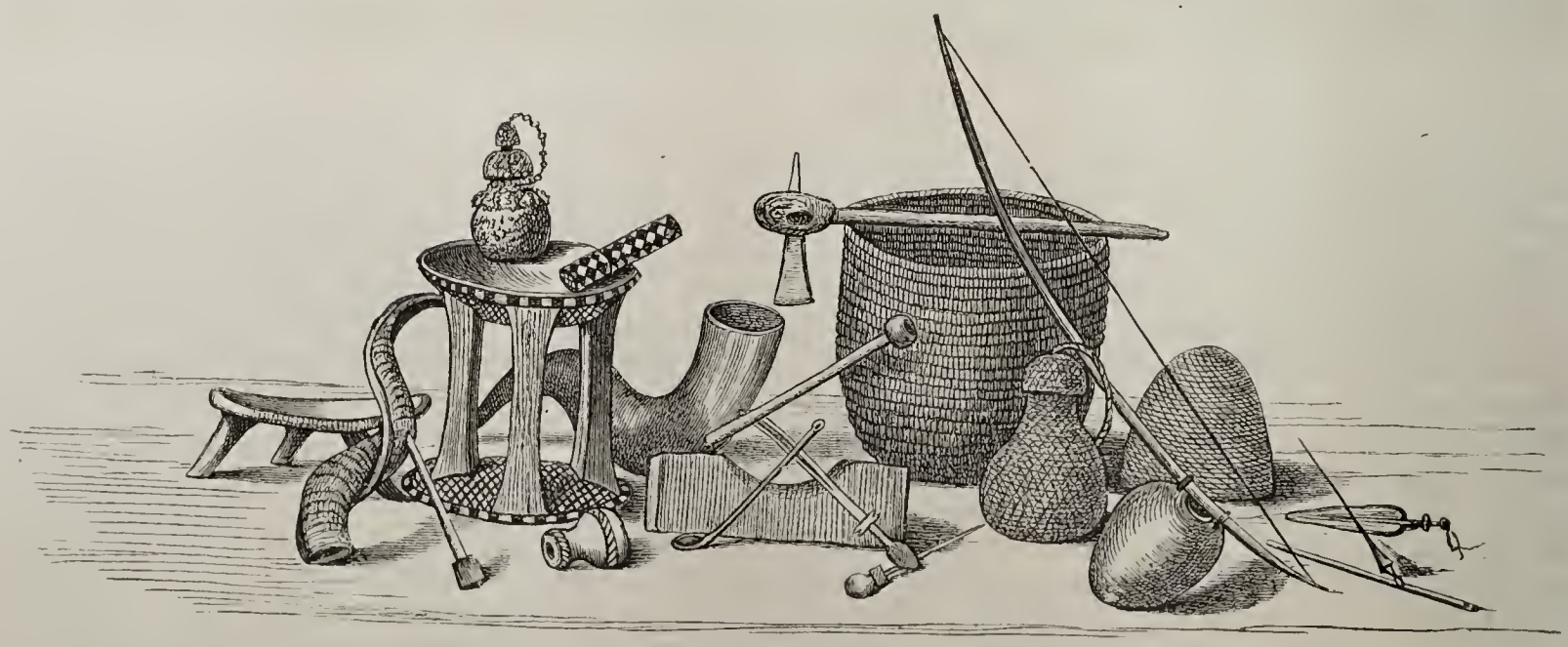
Weiter oben ist erwähnt worden, daß der kriegerische Häuptling Tschaka eine große Anzahl von Stämmen unterjochte, von denen nun viele verschollen sind. Andere wurden zersprengt und lebten unter den Ama xosa in Knechtschaft. Im Jahre 1835 benutzten sie den zwischen den Kaffern und den Engländern ausbrechenden Krieg um sich an den Gouverneur d'Urban um Befreiung zu wenden; er gab ihrem Wunsche nach und deckte den Auszug der Unglücklichen von denen dann auf einmal 16,800 Männer, Weiber und Kinder mit ihrer geringen Habe auf britisches Gebiet übertraten.

Diese Eingeborenen, deren nationale Benennungen verloren gegangen waren, wurden von ihren Unterdrückern Ama fengu genannt (arme Leute, welche Beschäftigung suchen, oder auch Kehricht); in der Colonie bezeichnet man sie als



Waffen der Zulu.

Fingu. Die Illustration (S. 85) veranschaulicht, nach einer von Baines entworfenen Skizze, eine Gruppe dieser Wanderer. Viele von den Ama fengu, welche nicht zur Auswanderung gelangen konnten, wurden von ihren Gebietern niedergemacht.



Geräthschaften der Kaffern.

Als Gouverneur d'Urban den Häuptling Hintza wegen des Niedermetzelns wehrloser Menschen hart anließ, entgegnete der Barbar kaltblütig: „Nun was ist denn weiter dabei? Kann ich mit meinen eigenen Hunden nicht thun was ich

will ?“ — Man sieht es sind nicht immer Europäer gewesen, welchen Vernichtungskriege zur Last fallen. Die Fingu sind von ihnen gerettet worden; die Regierung hat sie an verschiedenen Punkten angesiedelt, wo sie z. B. auch in der Nähe von Port Elisabeth, Grahamstown ꝛc. friedlich beisammen wohnen.

Ueber die Kinaivölker im äußersten Nordwesten Amerikas.

Die Völkerstämme im ehemals russischen Theile Amerikas sind in vieler Beziehung merkwürdig und jetzt eben erhalten wir über die Gruppe der sogenannten Kinai oder Kenai einen wichtigen Beitrag zu ihrer nähern Kunde durch die Bemühungen des berühmten Sprachforschers L. Schiefner in St. Petersburg. Derselbe veröffentlicht (in den Mémoires de l'académie des sciences de St. Petersbourg, VII. Serie, Tome XXI, Nro. 3) Leopold Radloff's Wörterbuch der Kinaisprache. Uns interessirt zunächst nur das Vorwort des Herrn Schiefner, welchem wir für freundliche Uebersendung der Aushängebogen unsern besten Dank sagen.

Leopold Radloff's Gesundheit war durch anhaltende Studien tief erschüttert worden; er ging, um Genesung zu suchen, nach Deutschland und starb nach eben vollendetem 47. Jahr in Gotha am 29. October 1865. Die Sprachen der Stämme im nordwestlichen Amerika, über welche er werthvolle Abhandlungen veröffentlichte, beschäftigten ihn lebhaft, namentlich die Kinaisprache, über welche er Wörterverzeichnisse zusammengestellt hatte. Ein Gleiches war von Seiten des Bergingenieurs Doroschin der Fall gewesen und dieser hatte ihm bereitwillig das in den Kinaigegenden gesammelte Material zur Verfügung gestellt. So konnte er sein Wörterbuch zusammenstellen, dessen Herausgabe nun Schiefner geleitet hat. Er konnte dabei nicht nur Doroschin's sprachliche Notizen für die Kinaisprache benutzen, sondern auch jene über die Atnah am Kupferflusse und außerdem reichhaltige ethnographische Notizen. Aus diesen wollen wir nachstehend einige Mittheilungen geben, zuvor jedoch bemerken, daß die Kinaivölker sich selber als Thnaina, d. h. Menschen, bezeichnen. Zu ihnen gehören die Kinai-tana am Cooksfunde, die Kaiyukho tana (die Ingalik der Russen) an beiden Ufern des untern Yukon, im Thale des obern Kukoswim und in der Region zwischen beiden Flüssen, die Unakho tana oder Junnacho-tana am Yukon bis zum Koynkuk und auch die Atnah am Kupferflusse ꝛc.

Woher kamen die Kinai und wer hat sie geschaffen? Sie sagen, ihre Vorfahren seien von Norden oder Nordosten gekommen und wer sie geschaffen habe, das sei der Rabe. Noch jetzt sagt man den Kindern: „Was werft Ihr den Raben mit Steinen? Er ist ja unser Vater.“ Die Ueberlieferung weiß Folgendes. Im Anfange kamen vom Kupferflusse zwei Schwestern. Das Geschlecht der älteren hieß Tschixgy, von der rothen Farbe, welche sie unterwegs fanden, und jenes der jüngern Xkali, d. h. Fischkopf. Von diesen beiden Stämmen zweigten sich die anderen ab: Kazgi, so genannt, weil ein Rabe krächzte, als die Ahnfrau ihren Erstling gebar; Tlaxdana, von dem Riedgras, auf welchem sie niederkam; Mintuxtana, von der Vorderwand der Hütte, an welcher sich gewöhnlich die Gefächer befanden. Die Stammmutter kam unter einem solchen Fache nieder, weil es außerhalb der Hütte sehr kalt war. Nuxschi, von dem Harze, das vom Baume herabfloß und das die Schwangere genommen hatte. Tultschina stammt von Wasserwesen, welche durch Abwaschung mit Urin in Menschen verwandelt wurden; diese Abwaschung nahm mit ihnen ein Kinai vor, der sie gefangen hatte. Kattungs tana leben an der Spitze der Bucht, sind also Buchtige; Tschischlax tana, vom Raben; Nitschxi, von der Farbe, sie kamen vom Kupferflusse ꝛc.

Die Schamanen spielen unter den Kinai eine wichtige Rolle. Jeder von ihnen muß seine eigenen Lieder haben und darf jene eines andern Schamanen nicht wiederholen. Nachdem der Schaman sich stattlich aufgeputzt, sein Gesicht bemalt und sich mit Hermelinen behängt hat, legt er eine Maske vor und dreht sich um das Feuer. Alle Anwesenden wiederholen seine Worte im Chor. Nachdem er ein Lied zu Ende gebracht, wiederholt er es und singt dann ein zweites, ein drittes je nach der Wichtigkeit der Sache und nach der Gelegenheit, bei welcher er thätig ist. In diesen Liedern erzählt er, was ihm erscheint und singt von seinem Verkehr mit den Geistern, die ihm dienstbar sind. Man ruft den Schaman zu dem Kranken und zu dem Todten; dem ersteren soll er die Gesundheit wiedergeben, dem Verstorbenen aber den Weg zeigen, welchen Menschen zu wandeln haben, damit sie nicht auf den Weg der Hunde gerathen.

Nach Ansicht der Schamanen zerfällt der Mensch beim Tod in drei Theile. Der Geist (biitsch) fliegt in die Luft, der Leib bleibt zurück; der Schatten (biik) geht unter die Erde und lebt dort mit Seinesgleichen fort; aber die Jahreszeiten da unten sind denen auf der Erde gerade entgegengesetzt. Die Schatten der Hunde leben besonders für sich und zusammen mit den Schatten böser Menschen, d. h. der Geizigen, der Ungastlichen und der Diebe. Aber dann und wann geräth auch ein guter Mensch auf den Hundeweg und davor kann ihn der Schaman behüten, indem er den Verstorbenen begleitet und ihm den richtigen Weg zeigt. Die Unterwelt wird als Tuexna bezeichnet.

Das Sternbild des Großen Bären wird Na tschiatka genannt, d. h. unser Großvater; er sendet den Erdbewohnern Fische; zu Anfang hat der Rabe ihm solche gestohlen um sie den Menschen zu geben. Nakltane wird im Wörterbuch als Bezeichnung für den Gott der Christen angegeben und als gleichbedeutend mit dem Sternbilde des Großen Bären, aber diese Benennung ist erst seit Bekanntschaft mit den Russen zur Bezeichnung des Gottesbegriffes in Anwendung gekommen. In den Seen lebt Binnato-Xtenaia, der die Ertrunkenen zu sich nimmt. Im Meere giebt es Meermenschen, eine Art Nixen, blond wie die Russen, mit langen Haaren, welche an der Oberfläche des Wassers schwimmen. Wenn eine solche Nixe lächelt, zieht sie die Baidare (das Boot) zu sich heran. Auch die Felsen am Meere haben ihre Gebieter.

Es giebt Bergmenschen, tgili tenai, deren Oberhaupt Kluesch heißt. Die Kinai, welche zur Jagd ins Gebirge ziehen, bringen ihm Opfer dar: Knochentäfelchen, welche sie zu einem Spiele gebrauchen, bei welchem der eine errathen muß, in welcher Hand des andern sich ein so oder so bezeichnetes Täfelchen befindet; sodann Adlerfedern und getrocknete Fischrogen, Thran und gedörrte Fische. Indem sie diese Gegenstände ins Feuer werfen, sagen sie: Kluesch, siehe

ich gebe dir dies, gieb du mir dagegen irgend ein Thier. Dann legt man sich schlafen; am andern Morgen färbt man sich das Gesicht roth, bepudert sich das Haar mit Federn und geht dann auf die Jagd aus. Im Gebirge richtet man eine Wohnung her und zündet ein Feuer an; in dieses werden Adlerfedern geworfen, Thran, Graphit, gedörrte Fische und getrockneter Fischrogen; dabei ruft man aus: Nimm, Kluesch, dies als Gastgeschenk; ich bin zu Dir zu Gaste gekommen.

Der Jäger, welcher ins Gebirge zieht, beräuchert sich mit der Wurzel eines Gebirgskrautes, um den Fischgeruch zu vertreiben; auch färbt er sich, damit es dem Thier angenehm sei, ihm zu begegnen. Ein Verzweifelnder zieht sich einen Graphitstrich vom Nasenrücken bis zur Mitte des Unterkiefers; daran erkennt Jeder, daß ihm das Leben gar nichts mehr werth ist. Die Farben dürfen nur durch eine Jungfrau gekocht werden; kleine Mädchen dürfen ihnen dabei helfen. Sie hat ein reines Hemd angezogen und sich bemalt.

Das ganze Leben und Treiben des Jägers hat Beziehung auf Kluesch. Der Kinai ist im Gebirge sehr schweigsam und er singt dort kein anderes Lied als das Berglied. Der „Herr des Gebirges“ hat es nicht gern, daß man in seinem Gebiete die gewöhnliche Sprache redet und deshalb werden für manche Gegenstände ganz andere Benennungen gewählt als im täglichen Leben. So nennt man die Russen in der Niederung Kastana, im Gebirge aber bezeichnet man sie als weiße Menschen, Kxikajá tenai; Flinte, Messer, Feuer, Schale ꝛc. werden im Gebirge anders genannt als sonst; auf die Frage, woher sie diese Gebirgssprache genommen, antworten sie, ein Kinai, der alles verspielt hatte, war bei Kluesch und bei diesem hörte er sie.

Im Gebirge unterliegt jeder Schritt, jede Bewegung, ja fast jedes Wort herkömmlichen Regeln und dies alles aus Rücksicht auf Kluesch. Doroschin erzählt, daß ein Schütz, der ihn ins Gebirge begleitete, dort alle herkömmlichen Gebräuche auf das Strengste beobachtete. Nachdem er seine Fallen zum Fange der Murmelthiere aufgestellt hatte, ging er unter einen Baum, unter welchem ein Feuer brannte. Neben demselben blieb er am Tage, in der Hütte verweilte er nur bei Nacht. Dort ließ er das Fleisch der in der Falle gefangenen Murmelthiere hängen und die Felle trocken werden. Die mit der Kugel erlegten oder im Fangeisen gefangenen schafft er sofort nach Hause, die in der Falle gefangenen aber erst nach Schluß der Jagdzeit. Der Kinai spricht nicht gern von den Fallen, die er aufgestellt hat, weder von der Anzahl derselben, noch von jener der gefangenen Murmelthiere. Der Schütz Doroschin's sammelte die Augen der Murmelthiere sorgfältig, denn es wäre schlimm, wenn sie von den Hunden aufgefressen würden. Nach Beendigung der Jagdzeit vergräbt er sie oder wirft sie ins Wasser.

Wenn zur Regenzeit die Sonne sich zeigt, darf man auf diese nicht mit dem Finger hinweisen; sie würde sonst zornig werden und es würde wieder Regen kommen.

Abends im Gebirge, wenn die Kohlen in der Hütte nur noch im Glimmen sind, stimmt der Jäger das Berglied an. Nach Beendigung desselben wirft er rasch Holzspähne auf die Kohlen, um die Hütte plötzlich stark zu beleuchten; dadurch verhindert er die auf den Gesang des Berglliedes herbeigeeilten Seelen der Bergschafe die Hütte zu verlassen. Er glaubt, daß er dann am nächsten Morgen die Bergschafe selbst leichter werde erlegen können. Das Berglied aber ist in der gewöhnlichen Sprache verfaßt und lautet: „Steige vom Berg herab und komm zu mir.“

Doroschin hat einige von den Liedern, welche die Schamanen singen; hier eines, das einer im Namen des Fisches singt, der ihm unterthan ist: „Er nimmt zu, bewegt sich fort, — sammt dem Wasser, — zur Hälfte gestiegen, — wartet; — das Wasser nimmt zu, — es ist zu Ende.“

Die Kinai geben jedem Monate 30 Tage und wundern sich demnach nicht mit Unrecht: wo denn die Zeit bleibe.

Takoši, die Gänse fliegen südwärts, der Bär verkriecht sich, die Thiere werden trächtig;
Banantlxci, es fängt an zu schneien;
Banan tukstä tlxē, die Tage fangen an zuzunehmen;
Tunejaší, der Schnee fängt an zu schmelzen;
Tlxu xakaneu, als wenn man Salmo orientalis gefangen;
Talxeneu, die Gänse kommen geflogen;
Koonaneó, man hat Salmo proteus gefangen;
Banankantlxti, die Beeren reifen;
Banantc'tanáši, man zieht auf die Berge;
Bananktičiki, das Laub wird roth;
Bkančenšáne, die Erde fängt an kalt zu werden;
Golčana nagá, man geht zu einander zu Gast.

Zur ostfriesischen Neck- und Spottlust.

Von **Hermann Meier** in Emden.

I.

Die Neck-, Spott- und Schimpflust ist dem deutschen Volke ureigen und ließe sich vielleicht auf mehr als ein Jahrtausend zurückverfolgen, wenn es Jemand gelüsten sollte wegen dieser Sache die Siebenmeilenstiefeln rückwärts anzuziehen. Viele Zöpfe sind in letzteren Jahren gefallen, aber in allen Gauen lebt die Lust zum Necken und Spotten beharrlich fort, weil diese eben nicht zum Zopfe gehört. Hauptsächlich wendet sie sich gegen die Schwaben, die ja erst mit 40 Jahren klug werden sollen, sodann gegen die ehrenhaften Gemeinden als da heißen: Schilda, Schöppenstädt, Büsum, Gansloſen (jetzt Andorf), Vechte, Bopfingen, Tetenow, Polkwitz u. a., über welche alle ein volles Maß solcher Volkspoesie mit Stacheln und Dornen ausgegossen ist. Der Witz aber kennt weder Paß noch Grenzstein und so finden wir manchen Ulk verschiedenen Gegenden und Gemeinden angehängt und die Nachbaren schwören darauf, daß solcher nur hier erb- und eigenthümlich sei.

Auch unser Ostfriesland — dem die Fremden so gern Schwerfälligkeit und das Frisia non cantat anhängen — participirt an dieser Lust und ist seit jeher sofort bereit gewesen, gereimt und ungereimt, seinem Nächsten einen zu versetzen.

Besonders sind die „Felings“ (westphälische Strumpfhändler) hier die Sündenböcke und vertreten nach hüben und drüben die Schildbürger vollständig. Als einer dieser zum ersten Mal nach Ostfriesland kam und bis über den Knöchel in den nassen weichen Klei versank, sprach er zu seinem Reisegefährten: Dat is hier 'n raren Sand. Als er mit demselben Pflaumen stahl und keine fangen konnte, sondern alle geschüttelten vom Boden aufsuchen mußte, scheint er Pflaume und Frosch verwechselt zu haben, denn er schrie: Geerd, hebben de Plumen ok Beenen, anders heb' k'n Pogge dalsloken (haben die Pflaumen auch Beine, sonst habe ich einen Frosch verschluckt); er freut sich, endlich eine Pflaume ohne Stein verzehrt zu haben, aber es war eine — Schnecke. Als ihrer Sieben ein Glas Bier getrunken hatten, jauchzten sie ob der genossenen Lust. Die verschiedenen Sagen, die wir hier über die „Felings“ haben, finden sich auch bei den Schildbürgern, Büsumern und den anderen Leidensgenossen.

Das Heer der Neck-, Schimpf-, Spott-, Spitz- und Stichelworte, welches sich bald in humoristisch-gemüthlicher, bald in satyrischer, bald in bloß neckender, bald in ernst beleidigender Weise für die nächste Gegend als „geflügeltes Wort“ hervorthut und verbreitet, ist auch in unserm Gau ein nicht geringes und wird um so reicher, je mehr man sich der Ostgrenze des Eddenried (altes Weserflußbett, jetzt unser Hochmoor bildend) nähert. Hier hat fast jeder Ort, jedes größere Gebäude seinen Spitznamen der sich entweder auf die Lage, auf den Bau, auf die Bauvorkommnisse, oder auf eine Eigenthümlichkeit seiner Bewohner, auf einen komischen, lächerlichen oder spaßhaften Vorgang innerhalb seiner Grenzen ꝛc. bezieht. Natürlich erwiedert jede solches in oft derberer, nicht selten derbster Weise und kommt es dann gewöhnlich bei erster Gelegenheit zu einer wenig gemüthlichen Prügelei, resp. Advocatenfutter.

Wir lassen eine Auswahl derartiger Ehrentitel hier folgen und geben soweit nöthig und uns möglich kurze Erklärung und Uebersetzung hinzu.

Von ganz Ostfriesland heißt es:

Ligt Land, lose Lü;
Sware Klei, grofe Ossen.
Wo leger Land, wo loser Lü,
Wo swarer Klei, wo grofer Ossen.

Das will sagen: je leichter der Boden, desto pfiffiger die Leute, je schwerer, also ergiebiger jener, desto grober und anmaßender diese.

Diese Zeilen charakterisiren den Unterschied zwischen Geest- und Marschbewohner gar deutlich. In unserer Schrift „Ostfriesland in Bildern und Skizzen, Land und Volk in Geschichte und Gegenwart 1868“ sagten wir anschließend an Hermann Almers S. 5 u. f. w.: „Die Bewohner der Marsch gleichen dem Boden. Reich wie jener, ist er auch stabil wie jener. Trägt sein Acker hundertfältige Frucht, so kennt seine Ueppigkeit und der von ihm entfaltete Luxus keine Grenzen; treten weniger gute Ernten oder gar Mißwachs ein, dann läßt er sofort den Kopf hängen und klagt ohne Aufhören. Der Marschbauer ist der consequenteste Vertreter des phlegmatischen Temperaments.

Der Geestbauer hat äußerlich nicht so gute Tage, wie sein College auf der Marsch, aber hinsichtlich seines Temperaments würde er nicht mit jenem tauschen. Er kennt die Wechselfälle des Schicksals besser als jener; was er seinem eigensinnigen Acker abgewinnt, ist das Resultat seines Bienenfleißes; kein Product ist ihm werthlos; leicht wie der Boden ist sein Sinn, auch trägt er leichter die Bürde des Daseins. Er ist leicht zu erregen, gelehrig, erfinderisch, bei seinen Festen heiter bis zur lärmenden Lustigkeit. Sein Temperament ist durchaus sanguinisch.“

Den Dialektenunterschied verschiedener Gegenden bezeichnen die Reime:

„Nee“ un „jawal“,
Seggen de Krumhörners*) al,

und

„Nich“ un „wol“,
„Schul“ un „schal“,
Seggen de Overledingers**) al.

Also auch hier auf kleinem Raum Langued'oui und Langued'oc.

Unser gutes Emden liegt sich mit seinen Schwesterstädten Aurich und Leer recht häufig in den Haaren; kein Wunder bei einer Stadt, die so lange Staat im Staate zu sein sich bestrebte und sich über ihres Gleichen stolz erhob. Nennt Emden manches Unternehmen, welches nicht solide zu sein scheint, nur „Leerder Wind“, so rächt sich Leer mit „Stiefe Emders“, weil man sich hier nicht so leicht Neuerungen hingiebt, wie dort, und noch stets gern an der bessern Vorzeit zehrt. Leer ist der frische Jüngling, der freilich oft ungestüm dazwischen fährt, Emden hat das reifere Mannesalter längst überschritten und wenn ihm der Himmel nicht ganz besondere Segnungen schenkt, gehört es gar bald zu den Greisen.

Und Aurich, einst die Perle des Landes, die Residenz der ostfriesischen Fürsten, in deren Glanz sich die devoten Unterthanen sonnten, jetzt noch der Sitz der höchsten Behörden unserer Provinz, hat längst seinen ehemaligen Höhepunkt verlassen müssen; sein Vermögen ist seit gerauner Zeit fort, aber die ihn umgebenden Sümpfe sind geblieben.

Um Beides zu verhöhnen, sangen die reichen Emder:

Auerker Pogge
Maak mi'n paar Schoh
„Ik heb geen Leer (Leder),
„Ik heb geen Smeer (Schmiere),
„Ik heb geen Pick“ (Pech).
Aurik, kik — kik.

Auch das He kikt dör de Haar as'n Auerker Swien, „ist mager, weil das Futter fehlt“, deutet auf Aurichs Dürftigkeit hin. Und auch der Dichter von:

Negen Logen un een Stadt,
Hebben mit'n ander een Slötelgatt,

womit er Aurich und die umliegenden negen Logen (neun Dörfer) meinte, hat damit gewiß der Residenz nicht schmeicheln wollen.

Aurich rächte sich durch: He kumt van Emden, Gott betert, denn was konnte von diesem Herd der steten Revolution Gutes kommen für die, die sich sonnten im Anblick des fürstlichen Hofes? De Kuutse barst, de Emders komen mit negen Man; 't is 'n Emder Fracht verhöhnt eine übertriebene Sparsamkeit der reichen und stolzen Emder. Wie es aber mit deren Gastfreundschaft bestellt war, besagt die Redeweise: Lüst Ju wat miteten, ik denk van „Nee“ seggen de Emders. Aehnlich heißt es von denen zu Norden: Was Ji wat eerder komen, har Ji wat miteten kunt, seggen de Nörders.

Sehen wir uns jetzt die verschiedenen Sonntagsnamen, mit welchen einzelne Gemeinden und Gegenden sich reciprok belegt haben, etwas näher an und zwar vorläufig besonders diejenigen, die nur aus einem einzigen Kraftausdruck bestehen. In vielen Fällen ist die Erklärung schwer, wenn nicht

*) Eine gottgesegnete Gegend zwischen Emden und Greetsiel.

**) Eine Gegend südlich der Leda (Nebenfluß der Ems).

unmöglich. Warum z. B. heißen die Harlingerländer Stusslanders und ihr Land Stussland? Warum heißen die Esener bei den Wittmundern Hottentoten, warum diese bei jenen Lungefreters, bei den Eggelingern Ganten (Gänseriche), warum letztere bei jenen Göse (Gänse)? Warum die Ditzumer Langsteerten? Daß die Ditzumer auch sonst noch Puddegroobüxens heißen, läßt sich leicht erklären, wenn man weiß, daß diese einst Jemgum bestehlen wollten, dabei aber ertappt wurden und nun in eiligster Flucht ihr Heil suchten. Dabei ging's nicht nur über Stock und Stein, sondern auch geraden Weges durch die Gräben und mancher Büxen (Beinkleid) mag Puddegroo (Entenflott, Lemna) genug mit heimgebracht haben.

Bunde theilt mit Leer, Norden und anderen Gemeinden dasselbe Schicksal, wenn man von dessen „Wind" (Windbeutelei) spricht.

An Hexen hat es hier so wenig gefehlt wie sonst irgendwo im heiligen römischen Reich, nur haben wissenschaftliche Forschungen noch nicht ergeben, ob solche zu Blocksberg oder zu Plytenberg *) oder Nabbelsberg *) zogen zur gemeinsamen Berathung und Freude.

Riepe verbrannte 1543 und 1544 nicht mehr als 21 Hexen, nachdem ihnen Urtheil und Recht geworden war. Wenige Jahre später spedirte Norden zwei Hexen per Scheiterhaufen ins Jenseits.

Das Jahr 1590 lieferte bedeutende Beute: Wittmund verbrannte 2, Leer 2, Pewsum 2, Norden 3 und Kuyphausen nur 20 Hexen. Weit humaner handelte man in Jever, woselbst man 1569 bloß 2 Hexen verbrannte, die übrigen aber im Gefängniß todtfrieren ließ.

Wer Unterricht im Hexen will, dee ga na Blexen (Butjadingen) un lehr 't Hexen.

Drei ostfriesische Dörfer haben, so weit unser Wissen reicht, noch jetzt die Ehre, mit Hexen und Zaubereien in Verbindung gebracht zu werden. Obenan steht Rysum, „dat Hexenloog"; Juist heißt in einem alten Reim über sämmtliche ostfriesische Inseln dat Toverland (Zauberland) und die Thunumer werden Bockhexen genannt.

Mit letzteren verhält es sich folgendermaßen: Einst verspürten die Bewohner Thunums — ein Dorf bei Esens — sehr stark eine Sorte Hexen auf dem Bock (First) ihrer Häuser.

Darüber entsetzten sie sich, ließen den Priester des Ortes herbeirufen und baten ihn, seinen geistlichen Einfluß zur Vertreibung jener Unholde geltend zu machen. Der Priester ging bereitwillig auf das Ansuchen ein. Er exorcisirte! Als die Feierlichkeit vorüber war und die gesammte männliche Einwohnerschaft des Ortes muthig die Unholde anzugreifen gedachte, entpuppten sich die Hexen als edle Thunumer Hauskatzen. Derhalben entsetzte man sich noch mehr und gelobte, die Sache verheimlichen zu wollen. Es war aber ein Schalk in der Gemeinde, der die Geschichte den Nachbaren erzählte und der prickelnde Spitzname: Bockhexen war da.

Die Thunumer sind aber darob so erbost, daß sie schon ein absichtliches curioses Hüpfen, gleichsam einen Hexensprung, mit einer Tracht Prügel honoriren. Sie fehlen übrigens nicht, wenn sich's darum handelt, dem Nächsten einen anzuhängen, und da heißen denn die Werdumer — Wurstbidders, die Butforder — Fillers (Schinder), die Berdumer — Sleepers, die Karolinensieler — Klockendeefe.

Bekanntlich ist es auf Geest und Moor Sitte, daß die Beamten des Dorfes: Nachtwächter, Todtengräber, Läuter, Bälgentreter und Lehrer, sich zu Neujahr ihr Extraordinarium in Mettwürsten aufholen. In dem bedeutenden Werdum soll dies abweichend von allen übrigen Ortschaften Harlingerlands ebenfalls stattfinden und ist dadurch der Sonntagsname erklärt.

Ueber den Ursprung des Namens Fillers wird Folgendes erzählt: Als einst zur Zeit einer Viehseuche die Butforder ihr sämmtliches Vieh verloren, dauerte es sie um die schönen Häute. Mit Trauer betrachteten sie die crepirten Stücke und faßten den Entschluß die Häute zu retten, es koste, was es wolle. Weil aber der Schinder fern und das Häuten theuer, legten die Ortsbewohner in stiller Stunde selbst Hand an. Manches Stiefelpaar wurde gerettet. Leider aber waren einige Werdumer Burschen dem Acte zu nahe getreten, die Sache wurde ruchbar und die Butforder heißen seitdem Fillers. Eine andere Sage ist etwas abweichender Art: Bei Viehsenchen war es früher gestattet, daß jeder sein crepirtes Vieh selbst abdeckte; doch für ehrenvoll hielt man es eben nicht. Trotzdem geschah es häufig, da die Haut ja das Einzige war, was von dem Thiere gerettet werden konnte. In den meisten Gemeinden aber dingte man sich einen Paria zu solcher Arbeit. Es war aber einmal ein arger Filz bei Butforde, der sich nicht entschließen konnte, irgend Jemand etwas verdienen zu lassen; der häutete selbst sein gefallenes Vieh und war so roh, daß er sogar am hellen Tage auf öffentlichem Wege sein unsauberes Werk betrieb. Da geschah es eines Tages, daß die Berdumer eine Brautfahrt hatten mit großem Gefolge, während der Filler auf dem Kreuzwege gemüthlich einer todten Kuh die Haut ablöste, wobei er sein Morgenbrot verzehrte und während des Kauens, um die Hand frei zu haben, das Brot auf dem kahlen Leichnam liegen ließ. Den Brautleuten und den Gästen war das sehr wenig nach dem Sinn; sie fühlten sich dadurch beleidigt, schimpften und schleuderten manchen Fluch auf den schamlosen Schinder hinab. Wie in solchen Fällen häufig geschieht, wurde auch hier die Ausnahme zur Regel gemacht und alle Butforder als Fillers gebrandmarkt. — Die Butforder und Werdumer Gerechtsame liegen sich sehr nahe und sind nur durch ein „Tief" getrennt. Im Sommer erscheint nun regelmäßig als perennirendes Unkraut Folgendes: Man neckt sich — fängt leise an zu schimpfen — wird lauter — formt von Seiten der Butforder eine Heuwulst in Wurstform und pflanzt dieselbe auf einer Heugabel weithin sichtbar auf; — macht auf der Werdumer Seite die Pantomime des Messerschärfens und Häutens — schimpft gräßlich — watet durchs „Tief" — und die Keilerei geht los. Die Losung heißt Blootdeelen (Bluttheilen).

Mit dem Spottnamen Sleepers für die Berdumer hat es folgende Bewandtniß. Einst wollte man in Berdum eine Leiche zum Kirchhofe tragen, blieb aber unterwegs im bodenlosen Wege stecken. Man stellte den Sarg auf Schlittenkufen und führte ihn so zum Kirchhofe. Die Leiche war an Ort und Stelle gebracht und die Nachbardörfer sorgten für den Spott. Noch heute gilt hier die Pantomime des Nachschleppens für eine arge Beleidigung, die nur mit Fäusten gerächt werden kann.

Die Karolinensieler heißen Klockendeefe und manche andere Gemeinde verdient der Sage zufolge den gleichen Namen. Die Karolinensieler haben zu Esens eine Glocke entwandt, solche aber, da sie verfolgt wurden, unterwegs versenkt. Weil sie dies Unglück hatten, stand der Spott für sie fertig, während dahingegen Esens die mit Glück in Thunum annectirten Glocken täglich läuten ließ.

't is 'n Marienhafer Rover, datirt gewiß aus jener urgemüthlichen Zeit, als unsere Obrigkeiten mit den Victua-

*) Zwei ostfriesische Hügel.

lienbrüdern, die unter Störtebeker in Marienhafe ihre Beute bargen, Compagniegeschäfte trieben.

Die zu Hooksiel heißen mit Recht Fohlfangers. Denn ist doch einmal deren Freude, einen gewaltigen Fisch im Netz zu haben, dadurch zu Schanden geworden, daß sich solcher als ein todtes Füllen entpuppte.

Die Russen in Sibirien.

Eine Studie von **Albin Kohn.**

I.

Es ist eine eigenthümliche, in hohem Grade interessante Erscheinung, daß es einer Handvoll Räuber, Kasaken, unter der Anführung eines unternehmenden Häuptlings gelingen konnte, in Sibirien zahlreiche Völkerstämme zu unterjochen und viele derselben gänzlich zu vertilgen, andere dagegen dem Aussterben nahe zu bringen. Es geschieht das keineswegs durch Waffengewalt, wie es in Nordamerika der Fall ist, vielmehr ist in Sibirien dieser Vertilgungskampf ein unblutiger, aber trotzdem ein furchtbarer. Die einer höhern Cultur unfähigen Stämme kommen in Berührung mit einer Race von hoher geistiger Befähigung, von anerkannter Tüchtigkeit. Obwohl nun die in Sibirien lebenden Individuen dieser Race selbst noch nicht auf einer hohen Culturstufe stehen, ist dennoch ihre Einwirkung auf die roheren Volksstämme eine vernichtende. Die geistige Ueberlegenheit des Eindringlings wirkt niederschlagend auf den Pseudoautochthonen, der diese Ueberlegenheit fühlt und hierdurch niedergeschlagen, traurig, fast melancholisch wird, sich immer mehr in seine dichten Wälder zurückzieht, welche ihm jedoch keinen Schutz wider das, was für ihn ein Uebel ist, verleihen; er wird physisch unfruchtbar, wie er es schon seit unvordenklichen Zeiten geistig gewesen ist, und sinkt ruhmlos ins Grab, das später der eisige „Burjan“ *) unter einer dicken Schneedecke verbirgt.

Von allen den Volksstämmen, welche die Russen gegen das Ende des 16. Jahrhunderts, als sie in Sibirien eindrangen, vorfanden, existiren nur noch wenige und auch diese wenigen sind nicht zahlreich. Sie leiden, man möchte sagen, an der galopirenden Schwindsucht, eine Folge ihrer plötzlichen, durch nichts vermittelten Berührung mit einem höher befähigten Völkergeschlecht. Man sucht vergebens nach Spuren der Wogulitschen, Assanen, Ariuen; von anderen, wie von den Telëuten, Kamassingen, Ostjaken, Samojeden, sind nur armselige Trümmer übrig geblieben; nur die am höchsten in der Civilisation stehenden Tataren haben sich in relativ größerer Anzahl erhalten und scheinen überhaupt mehr Lebensfähigkeit als die selbst physisch niedriger stehende mongolische Race zu besitzen. Wenn man auch bei den Tataren keinen Zuwachs bemerken kann, so ist die Abnahme ihrer Kopfzahl wenigstens keine rapide. Der der großen Slavenfamilie angehörende Russe beerbt alle ausgestorbenen und noch in Sibirien vegetirenden Volksstämmchen. Wir wollen uns hinfort mit diesem glücklichen Erben beschäftigen.

I. Die Ankunft der Russen in Sibirien und ihre Festsetzung im Lande.

Bis gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts war es den russischen Großfürsten gelungen das Joch der „goldenen Horde“ abzuschütteln und über verschiedene ihr angehörenden Volksstämme, wie z. B. über die Mordwinen, Syrianen, Wotjaken, Permjaken, ja selbst über die mächtigen Kasaner Tataren die Oberherrschaft zu gewinnen und bis tief in den Ural hinein wenn auch schwache Colonien vorzuschieben, welche überall mittelst des obwohl höchst ungeschickten Pfluges, der monströsen „Socha“, die nomadisirenden Hirten- und Jägerstämmchen bekämpften und besiegten. Hand in Hand mit dem Ackerbau, der ja, selbst wenn er noch auf der niedrigsten Stufe steht, eine Arbeitstheilung bedingt, ging auch die Industrie, vorzüglich aber die Eisenindustrie, zu deren großartigen Entwickelung besonders der an Mineralien reiche Ural die Mittel lieferte. Schon um 1580 begegnet man im Uralgebirge den Strogonow's, einer reichen Schmiedefamilie, welche einige Städtchen und mehrere Dörfer und Bergwerke besaß, und ihre Fabrikate auf der Kama und Wolga ins Innere Rußlands sendete. Diese Strogonow's müssen schon damals sehr reich gewesen sein, da sie, wie wir aus dem Chronisten Sibiriens, Müller, sehen, im Gebirge zum Schutze ihrer Besitzungen Blockhäuser errichtet hatten und eine nicht unbeträchtliche Anzahl bewaffneten Volkes, „Kasaken“, unterhielten. Diese Vorsichtsmaßregeln waren nöthig, weil die Besitzungen der Strogonow's beständig von den östlich des Urals hausenden Tatarenstämmen angegriffen und beunruhigt wurden.

Wie immer nach großen, langwierigen Kriegen, so blieben auch nach den mit der Abschüttelung des Barbarenjochs endenden Kriegen der Moskauer Großfürsten große Räuberbanden zurück, welche sich die Wolga zum Schauplatz ihrer Thaten auserwählt hatten. Die bewaldeten Ufer und Inseln dieses riesigen Stromes boten gleichzeitig Schlupfwinkel für die Verbrecher und Baumaterial zu den leichten Kähnen, auf denen die Räuber ihre Ausflüge machten, Handel und Industrie brandschatzten und den armen Ackerbauer schädigten.

Iwan der Grausame machte diesem Räuberunwesen ein Ende. Die Kasaken wurden aus ihren Schlupfwinkeln vertrieben, viele von ihnen getödtet oder gefangen, während es einer Abtheilung von einigen Hundert Mann unter der Führung Jermak Timofjejew's gelang, auf der Wolga und Kama stromaufwärts zu entfliehen, nach Perm und von dort in die Besitzungen der Strogonow's zu gelangen, denen sie anfangs erwünschte Gäste waren, da sie die Besatzungen ihrer Blockhäuser vermehrten, ja sogar die Erbauung neuer Befestigungen ermöglichten.

Mit der Zeit jedoch wurde die Jermak'sche Bande auch den Strogonow's eine Last und Plage. Sie begnügte sich nicht mit dem, was ihr Gastfreund ihr gab, sondern raubte und plünderte, wie es eben die Umstände erlaubten, und machte

*) Nordwestwind, der mit der größten Gleichmäßigkeit 24 bis 48 Stunden weht, mikroskopisch kleine Eisflocken herbeibringt, die trocken sind wie der Sand der Sahara und der dermaßen durch Mark und Bein dringt, daß man unter seinem Einflusse jeglichen Humor verliert und fast melancholisch wird.

sich nicht nur den in und an den Ostabhängen des Urals wohnenden asiatischen Stämmen, sondern auch denen furchtbar, deren friedliche Arbeit sie schützen sollten. Die Strogonow's sannen auf ein Mittel, sich Jermak's und seiner Kasaken auf anständige Weise zu entledigen, da ihre eigenen Kräfte nicht ausreichten, um ihren Uebermuth zu zügeln, geschweige denn sie gefangen zu nehmen und nach Moskau zu senden, wo ihrer der Galgen wartete, zu dem sie längst in contumaciam verurtheilt waren.

Man fand dieses Mittel in der Organisation eines Angriffskrieges wider die Tataren Sibiriens. Die Strogonow's gossen in ihrem Hüttenwerke einige Kanonen und rüsteten sie für einen Feldzug; die Jermak'schen Kasaken wurden fleißig in den Waffen geübt und ihre Zahl durch angeworbenes Gesindel bedeutend vermehrt. Wagen und Pferde wurden angeschafft, um Geschütze und Munition trnasportiren und die nöthigen Reiter ausrüsten zu können; kurz, es wurde, wie der Chronist Müller sagt, nichts geschent, um die Kasaken los zu werden.

Als die kleine, kaum 2000 Mann zählende Armee Jermak's vollständig ausgerüstet war, rückte sie gen Osten, und begann die an den Abhängen des Urals und in der Tjumener Ebene wohnenden einzelnen tatarischen Stämme zu beunruhigen. Die vielen Flüßchen, welche die letztere und die Gegend zwischen Tjumen und dem heutigen Tobolsk durchschneiden zwangen die Abenteurer sich Kähne zu bauen, welche sie dann von Fluß zu Fluß mit sich tragen mußten.

Indessen war das Gerücht von der Jermak'schen Expedition nach Moskau und zu den Ohren Iwan's gedrungen, der jedenfalls glauben mochte, daß es einer seiner Sklaven, und noch dazu ein zum Tode verurtheilter Verbrecher, an der Spitze einer Räuberbande auf eigene Faust wage, Krieg mit den sibirischen Tataren anzufangen, wohl gar für sich ein Reich zu erobern.

Eine Folge dieser Annahme war, daß er sogleich einen Brief an die Strogonow's schrieb und ihnen sowie auch ihrem Sendlinge Jermak bei Strafe seiner Ungnade verbot, den Krieg nach Sibirien zu tragen. Der Brief und die in ihm enthaltene Drohung verfehlten ihre Wirkung. Es ist selbst wahrscheinlich, daß die Strogonow's Jermak von demselben gar keine Kenntniß gegeben haben, um ihn in seinem Vorhaben nicht schwankend zu machen.

Die Kasaken drangen also trotz des großfürstlichen Briefes vor, bewältigten ungeheuere Schwierigkeiten und bemächtigten sich einiger tatarischer Städte und Dörfer. Einer der Häuptlinge des Landes, Sultan oder Chan Kutschum, machte im Anfange einen schwachen Versuch, den Eindringlingen, welche dem Asiaten nicht durch die Zahl zu imponiren vermochten, das weitere Vordringen zu erschweren, sie womöglich zurückzuwerfen. Jedoch vergebens. Einer seiner Vasallen, Tausaka mit Namen, gerieth bei einem solchen Versuche in die Gefangenschaft Jermak's, der ihn jedoch, wie Müller erzählt, bald frei ließ und an Kutschum zurücksendete um diesem von der Macht des Eindringlings, von seiner furchtbaren Bewaffnung zu erzählen und ihn und seine Leute durch Schreckenserzählungen einzuschüchtern und zu demoralisiren. Diese Absicht scheint Jermak so ziemlich erreicht zu haben.

Wie die Chronik erzählt, habe Tausaka seinem Herrscher gesagt: „Jeder Widerstand gegen die Russen ist vergebens. Die russischen Krieger sind stark; wenn sie mit ihren Bogen schießen, fährt Feuer und Dampf heraus, worauf ein Donnerschlag folgt und ohne daß man einen Pfeil sieht, werden die Menschen schrecklich verwundet und getödtet. Gegen diese Pfeile schützt keine Rüstung, Alles wird zerschlagen und zerschmettert."

Der Chan soll über diese Nachricht in die größte Bestürzung gerathen sein. Er sammelte in der Eile ein Heer und sandte es unter den Befehlen seines Verwandten Mametkul gegen die Russen, während er selbst sich am Fuße des Berges Tschuwascha verschanzte. Am Ufer des Flusses Tobol stieß Mametkul auf Jermak's Schaar; es entspann sich eine Schlacht, in welcher das Feuergewehr über den Bogen, die Anfänge einer höhern Civilisation über die veraltete niedere, den Sieg davon trugen. Unweit des Irtisch vertheidigte ein anderer einheimischer Fürst seine Hauptstadt, aber auch er unterlag und bald darauf ereilte dasselbe Schicksal die dritte Heeresabtheilung des Chan Kutschum; auch sie wurde am Irtisch geschlagen. Der Sieg kostete Jermak einige Todte und viele leicht Verwundete. Der unermüdliche Jermak griff noch in der Nacht nach diesem dritten Siege die Stadt des Mursa (Mirsa, Fürst) Atik an und eroberte sie. Es blieb den Russen nur noch übrig, das Lager des Kutschum am Tschuwascha zu erstürmen und ihn aus demselben zu vertreiben, um sich zu Herren der Gegend diesseits des Irtisch zu machen.

Bevor sich Jermak an diese Arbeit machte, versammelte er eine Art Kriegsrath, in welchem einige der anwesenden Untercommandanten die Meinung äußerten, daß es Zeit sei, sich zurückzuziehen, da der Winter nahe sei. Diejenigen, welche dieser Ansicht waren, wurden jedoch von denen überstimmt die für ein weiteres Vorrücken waren. Auch Räuber haben einen Point d'honneur und dieser war es, den man als Hauptursache gegen die Rückbewegung geltend machte. „Wenn wir," sagten die Anhänger der Vorwärtsbewegung, „jetzt schon zurückkehrten, so müßten wir uns ja vor den ehrlichen Leuten, vor den Strogonow's, schämen. Wenn wir hier sterben, so sterben wir mit Ruhm und Ehre, darum also vorwärts!"

Die Berathung war kaum geendet (23. October 1581), und noch war die Sonne nicht aufgegangen, als auch Jermak's Schaar schon vor den Verschanzungen Kutschum's erschien, um das Lager zu erstürmen. Ein Hagel von Pfeilen empfing sie und als dieser die Angreifer nicht zur Umkehr zwang, brachen die Angegriffenen selbst aus ihren Verschanzungen hervor, um sich auf den andringenden Feind zu werfen. Der Kampf war hartnäckig, das Handgemenge allgemein und verderblich für die Tataren. Der Sieg blieb den Kasaken. Der Sohn Kutschum's, Prinz Mametkul, wurde in der Schlacht verwundet und die ostjakischen Fürsten, welche sich mit dem Chan gegen Jermak verbunden hatten, flohen bestürzt gegen Norden in ihre undurchdringlichen Wälder. Kutschum selbst flüchtete in seine Hauptstadt Sibir am Irtisch, raffte dort von seinen Schätzen zusammen was er konnte und floh gegen Osten. Drei Tage nach der Schlacht am Berge Tschuwascha, am 26. October, zog Jermak mit seinen Schaaren in das verlassene Sibir ein, wohin schon am 30. d. M. die früheren Verbündeten Kutschums, die Ostjakenfürsten, kamen, um ihm ihre Unterwerfung anzubieten und Tribut und Proviant zu bringen. Wenige Tage später kamen auch schon viele entflohene Tataren mit Weibern und Kindern zurück und nahmen von ihren verlassenen Jurten Besitz.

Nach einigen weiteren für die Tataren immer verderblichen Schlachten, in deren einer selbst der tapfere Sohn Kutschum's, Mametkul, in die Gefangenschaft der Kasaken gerieth, und nach denen den alten Chan auch mehrere Mursas, lehnpflichtige Fürsten, verließen, verzweifelte Kutschum an dem Siege: „Wem Allah zürnt, dem wird Schande statt Ehre zu Theil und den verlassen auch seine besten Freunde," soll er bei der Nachricht vom Abfalle der Seinigen ausgerufen haben, und wenn er auch den Kampf noch

einige Jahre hindurch fortsetzte, ja sogar im Jahre 1584 seinen Feind schlug und ihn zwang sich mit schwerer Rüstung in den Irtisch zu stürzen, in welchem er ertrank, so war er doch nicht mehr im Stande, das Land dem Großfürsten von Moskau zu entreißen, für den es der einfache Kasak, der geächtete Räuberhauptmann, der „Oprischek“ *) Jermak erobert hatte.

Noch im Jahre 1582, nach der Gefangennehmung Mametkul's, beschlossen Jermak und die Strogonow's Iwan dem Grausamen die Erfolge der Kasaken zu melden und dem Fürchterlichen anzuzeigen, daß sie unter der Führung Jermak's seiner Krone ein neues Reich einverleibt hätten, von dessen Umfange und Werthe damals wohl kein Mensch sich eine Vorstellung machen konnte.

Es wurde eine Gesandtschaft nach Moskau geschickt, in der sich die Strogonow's selbst und einer der zu Tode verurtheilten Kasakenatamans, Iwan Kolzo, befanden. Die Gesandtschaft, welche reiche Geschenke aus dem unterworfenen Lande mitbrachte, wurde von Iwan aufs Gnädigste empfangen, den Kasaken wurden ihre früher begangenen Verbrechen verziehen, die Strogonow's zu Bojaren und der russische Pizarro, Jermak, zum Wojewoden Sibiriens ernannt.

Wenn wir den Angaben des Chronisten Müller, der übrigens nicht Augenzeuge gewesen ist und seine Chronik aus den Papieren der Strogonow's und den im Archive zu Tobolsk befindlichen Acten zusammengestellt hat, trauen dürfen, so zählte Sibirien zur Zeit der Eroberung durch Jermak $5^1/_2$ Millionen Einwohner, also ungefähr 2 Millionen mehr als jetzt, nachdem es fast 300 Jahre im Besitze Rußlands ist.

Es versteht sich wohl von selbst, daß Jermak nicht ganz Sibirien eroberte; er hatte nur den Weg gewiesen, den Grundstein zu neuen Eroberungen gelegt. Von Tobolsk aus, das auf dem Boden der verschollenen Hauptstadt „Sibir“ steht, sind bis an die Lena nahezu 3500 Werst oder 500 deutsche Meilen und von der Lena bis an den Stillen Ocean ist die Entfernung um vieles größer. Hieraus dürfte es klar sein, daß die Eroberung des ungeheuern Landstriches nur nach und nach erfolgen konnte, und dieses um so mehr, als er in Folge seiner natürlichen Beschaffenheit der Entwickelung großer Streitkräfte nicht günstig ist. Die Front einer vordringenden Armee mußte — besonders in jenen Zeiten — immer kurz sein, und nur die bessere Bewaffnung konnte ihr den Sieg über den mit Pfeil und Bogen bewaffneten Feind verleihen.

Es kann unmöglich meine Absicht sein, hier Schritt für Schritt der russischen Armee zu folgen, um zu zeigen, wie sie allmälig vordrang bis an die Lena und den Baikalsee, wie sie sich ferner jenseits dieses großen Wasserbeckens in Daurien und Nertschynsk festsetzte und noch gegen das Ende des 17. Jahrhunderts mit den Chinesen um den Besitz des jetzigen Nertschynsker Verwaltungsbezirkes zu kämpfen hatte. Meine Aufgabe ist es, den Russen als den jetzigen Bewohner des ungeheuern Landstriches zu schildern, da er unstreitig der nächste Erbe der auf dem Aussterbeetat der Natur stehenden Völkerstämme Sibiriens ist.

*) Der Abgesprungene, sich auflehnende Gesetzesverächter.

Aus allen Erdtheilen.

Gustav Fritsch über die Eingeborenen Südafrikas.

Im Jahre 1868 erschien ein Werk des Dr. G. Fritsch, welches sofort nicht bloß in streng wissenschaftlichen Kreisen Aufmerksamkeit erregte, sondern auch bei einem gebildeten Theile des größern Publicums die ihm gebührende Würdigung fand. Es führt den Titel: „Drei Jahre in Südafrika“ und bringt zahlreiche Illustrationen nach Photographien und Originalzeichnungen des Verfassers nebst einer Uebersichtskarte der ausgeführten Routen. Breslau, bei F. Hirt.

Beim Studium dieses Buches berührte uns sofort die Unparteilichkeit und Wahrheitsliebe des Verfassers. Hier hatten wir einen Forscher vor uns, der für die Lösung der Aufgabe, welche er sich gestellt, in jeder Beziehung vortrefflich vorbereitet war und dessen unbefangene Auffassung der Menschen und Dinge den Reisenden wie er sein soll kennzeichnet. Das Werk ist klar und ansprechend geschrieben, es verschmäht jeden überflüssigen Redeschmuck, fesselt aber den Leser von Anfang bis zu Ende und läßt, nachdem es ihn reichlich belehrt hat, einen durchaus befriedigenden Eindruck zurück. Man scheidet von dem Verfasser mit voller Hochachtung, man weiß ihm Dank dafür, daß er uns in einer in vieler Beziehung merkwürdigen Region Afrikas vortrefflich orientirt und unserer Anschauung durch eine große Anzahl von bildlichen Darstellungen zu Hülfe kommt, die an Treue nichts zu wünschen übrig lassen. Die Uebersichtskarte zeigt, daß Dr. Fritsch von Capstadt aus der Südküste der Colonie entlang wanderte, eine große Strecke ihrer östlichen Hälfte durchzog, von Port Elisabeth und Grahamstown nach Norden hin bis über den Wendekreis des Steinbocks hinaus ging und den Oranjefreistaat und die Colonie Natal besuchte. Ueber diese Gegenden alle ist sein Buch das beste und zuverlässigste Reisebuch welches wir kennen.

Jüngst nahmen wir dieses lehrreiche Werk wieder zur Hand als wir an das Studiren eines andern gingen, in welchem Fritsch seine afrikanischen Arbeiten in einer uns imponirenden Weise zum Abschlusse gebracht und durch welches er sich einen Ehrenplatz in der vordersten Reihe der Anthropologen und Ethnographen gesichert hat. Wir meinen: „Die Eingeborenen Südafrikas, ethnographisch und anatomisch beschrieben von Gustav Fritsch. Mit zahlreichen Illustrationen, großentheils nach Originalphotographien und Zeichnungen des Verfassers in Holzschnitt ausgeführt, 20 lithographirten Tafeln mit Abbildungen einzelner Skeletttheile, Proben der Hautfärbungen und Buschmannzeichnungen, nebst einem Atlas, enthaltend 60 radirte Portraitköpfe.“ Verlag der Buchhandlung F. Hirt in Breslau, welche für die Herausgabe eines so kostspieligen Werkes entschieden belobt zu werden verdient.

Fritsch hat volle drei Jahre darauf verwandt jene südafrikanischen Gegenden kennen zu lernen. Als er 1866 eben nach Europa zurückgekehrt war, erfüllte er seine Wehrpflicht im preußischen Heere; 1868 schloß er sich der deutschen Expedition an, welche in Aden an der arabischen Küste die Sonnenfinsterniß beobachtete, und nachher der photographisch-archäologischen in Oberägypten. Nach der Rückkehr vom Nil ging er an die Ausarbeitung des Werkes, welche jedoch abermals eine Unterbrechung erfuhr, als Dr. Fritsch im Jahre 1870 wieder unter die Waffen trat; er konnte dasselbe erst 1872 vollenden.

In seinem Vorworte preist er sich besonders glücklich, daß es ihm noch vergönnt war, kurz vor dem Hereinbrechen der Vernichtung der Eingeborenen diese in ihrer Originalität kennen gelernt zu haben. Er schildert dieselben (Kafferstämme, Hottentotenstämme und Buschmännner) nach ihrer physischen Beschaffenheit, ihrem Aeußern, ihrem Charakter und ihrer Lebensweise, soweit diese Verhältnisse ihnen eigenthümlich sind. So

erhalten wir ein getreues Bild, das fixirt bleibt, auch wenn der Untergang dieser südafrikanischen Abantu, Koikoin und Bosjesmänner über kurz oder lang zu einer Thatsache geworden ist.

Diese Stämme werden in eingehender Weise dargestellt und die einzelnen Abschnitte sind mustergültig gearbeitet. Dr. Fritsch ist von Haus aus Anatom und Mediciner und geht als solcher gründlich auf die somatischen Verhältnisse ein; aber er ist nicht bloß „Knochenanthropolog" sondern auch das was man heute als „Völkerpsychologen" bezeichnet. Er behandelt seine Gegenstände erschöpfend und äußerst genau, er beherrscht den Stoff mit vollkommener Sicherheit; auch bei scheinbar geringfügigen Zügen weiß er die Bedeutung derselben ins Licht zu stellen. Ihm kommt es in aller Weise zu statten, daß eine große Summe gediegener Kenntnisse ihm zu Gebote steht. Auch fehlt es ihm nicht an feiner Beobachtungsgabe und an kritischem Scharfsinn; er tritt gegen die Schönfärbereien vieler Missionäre auf, fällt über Livingstone ein strenges Urtheil und spricht sich sehr ruhig und gemessen über die Darwin'schen Theorien und die „Renaissance-Naturphilosophie" aus.

In der historischen Uebersicht schildert Fritsch in ansprechender, übersichtlicher Weise die Gründung und Entwickelung der Capcolonie; die Herrschaft der Engländer, das Emporkommen der Zulus und ihre hervorragenden Häuptlinge, die Kriege mit den Kaffern und die neuere Geschichte der inländischen Stämme; auch fehlt eine kurze Charakteristik der südafrikanischen Sprachen nicht. In einem Anhange giebt er Tabellen über die von ihm vorgenommenen Körpermessungen und eine Reihenfolge von lithographirten Tafeln über Schädel- und Beckenbildungen. Außerdem veranschaulicht eine Tafel neun Varietäten der Hautfarbe, und dazu kommen Zeichnungen und Malereien der Buschmänner, von welchen wir im „Globus" gelegentlich eine Probe mittheilen wollen.

Ganz besonders verdient auf den Atlas hingewiesen zu werden. Derselbe giebt, wie schon der Titel des Werkes anführt, auf 30 Tafeln Racentypen in 60 Portraits, die von vorn und von der Seite nach Originalphotographien des Verfassers aufgenommen worden sind. H. Brückner in Dresden hat dieselben ganz ausgezeichnet in Kupfer radirt und zwar, um möglichste Treue zu erreichen, unter besonderer Leitung Fritsch's. Durch die Freundlichkeit des Herrn Hirt sind wir in der Lage, drei dieser Tafeln den Lesern des „Globus" vorlegen zu können. Die erste, welche wir dieser Nummer beigeben, veranschaulicht zwei Zulutypen; zwei andere, welche wir später beigeben, bringen Typen von Koikoin und Buschmännern.

Es gereicht uns zur Freude, auf dieses vorzügliche, in mancher Beziehung musterhafte Werk eines deutschen Reisenden und Forschers hinzuweisen; dasselbe bildet eine Fundgrube für die Wissenschaft und sollte wenigstens in keiner größern Bibliothek fehlen, am allerwenigsten in einer Universitätsbibliothek. So viel wir wissen, fehlt es heute noch in denen von Erlangen, Innsbruck, Kiel, Gießen, Würzburg, Straßburg und Jena.

Lieutenant Cameron zu Udschidschi am Tanganyika-See.

Wir gaben jüngst die Notiz, daß in Sansibar schlimme Nachrichten über Cameron's Expedition eingelaufen seien. Dillon habe in einem Fieberanfalle sich ums Leben gebracht, Murphy sei krank nach der Küste zurückgebracht worden, Cameron aber weiter ins Innere vorgedrungen (S. 48). Jetzt lesen wir, daß Briefe des letztern vom 28. Februar 1874 eingelaufen sind. Er befand sich damals in Udschidschi und es war ihm gelungen, ein großes Boot mit Segeln und 14 Rudern zu bekommen. Mit demselben wollte er die gesammte Küste des Tanganyika-Sees genau erforschen und dann erst seine Reise gegen Westen in das Land Manyuema antreten. Den Markt zu Udschidschi fand er wohlversehen mit Fischen, Eiern, Yams, süßen Kartoffeln, süßen Citronen und Granatäpfeln. Seine Mondsbeobachtungen ergaben für die Länge von Udschidschi 30° 4′ 30″ O.; die Breite bestimmte er zu 4° 58′ 3″ S. Die Höhe des Tanganyika über dem Meeresspiegel giebt er nach vier Aneroidmessungen auf 2740 Fuß engl. an; nach sieben Siedepunkt-Thermometern auf 2540 Fuß; Speke nahm eine Höhe von 1844 Fuß an, Livingstone eine solche von 2884 Fuß. — Cameron fand in Udschidschi das Tagebuch Livingstone's aus Mikindany und eine Kartenskizze des letztern, und er wollte diese Documente durch einen besondern Boten nach Sansibar schicken. Hier sind auch Proben vom Wasser des Sees angekommen, die in London einer chemischen Analyse unterworfen werden.

Aus Südamerika.

Aus Bolivia werden folgende statistische Angaben gemeldet: Die Armee der Republik besteht aus 1660 Mannschaften und — 1629 Offizieren. Von diesen sind: 1 Divisionsgeneral, 6 Brigadegenerale, 292 Obersten und Commandeure, 373 Majore und Lieutenants. Dazu kommen 9 Aerzte und Wundärzte, 61 Sergeanten mit Lieutenantsbesoldung, 181 Sergeantmajors, 188 Sergeanten, 179 Corporale bei den Lanziers, 192 Corporale und 147 Cadetten. Diese wunderliche Erscheinung ist eine Folge der häufigen Revolutionen, bei deren jeder Beförderungen stattfinden.

— Aus allen südamerikanischen Staaten kommen Klagen über die unerträglichen Anmaßungen des papistischen Clerus, nur allein Ecuador, wo die Jesuiten unumschränkt herrschen, macht eine Ausnahme. Dort wurde am Palmsonntage in der Hafenstadt Guayaquil die Polizeimannschaft eingesegnet und dann zum Abendmahle commandirt, das sie von da an in jeder Woche zu nehmen hat; „damit wird ihr Tugend und Gnade von oben verliehen werden. Jene Handlung der Frömmigkeit am Palmsonntage wird der Himmel mit allen guten Dingen belohnen und namentlich Regen fallen lassen, dessen wir jetzt sehr benöthigt sind. Gegen eine so fromme Polizei werden die Pforten der Hölle nichts ausrichten können." So schreibt die „Prensa" von Guayaquil. Nun hat aber das fromme Ecuador seine auswärtigen Gläubiger schmachvoll betrogen und deswegen bemerkt ein in Panama erscheinendes Blatt: „Schade, daß das so fromme Ecuador so unehrlich ist; aber freilich, die sogenannte Religion muß für viele Sünden und Nichtswürdigkeiten als Deckmantel dienen."

In Neugranada herrscht große Erbitterung gegen „die Knechte des Vaticans". Dort ist in den Blättern eine scharfe Polemik gegen „die frechen, staatsgefährlichen Umtriebe" eines Theiles der Priesterschaft eröffnet worden. So schreibt z. B. das „Diario de Cundinamarca" wörtlich: „Der papistische Clerus erhebt nun auch hier im Lande die Klage, er werde von den Feinden der Kirche arg verfolgt; er klagt darüber Tag für Tag und indem er unablässig diese Klagen wiederholt, gedenkt er Schwachköpfe zu bethören; sie sollen meinen, daß Grund zu Klagen vorhanden sei. Aber bei uns in der columbischen Republik hat ja doch Niemand daran gedacht und keiner denkt daran, die Geistlichkeit irgendwie zu behelligen und doch schreiet sie: die Kirche sei in Gefahr, die Kirche werde von Staatswegen verfolgt und deshalb sei es nothwendig, in ähnlicher Weise Ungehorsam gegen die Gesetze und die Regierung zu predigen, wie das in der Schweiz der Fall ist."

Aus Rio de Janeiro wird gemeldet, daß die Erbitterung gegen die Uebergriffe der päpstlichen Priesterschaft insbesondere gegen die rebellischen Bischöfe, welche sich gegen Gesetze und Staatsgewalt auflehnen, sehr im Steigen sei. Sie werden in der Presse mit rücksichtsloser Schärfe behandelt. Ein Witz- und Spottblatt, „Mosquito" (Stechmücke), vom 11. April bringt ein Bild gegen clericale Anmaßungen. Dasselbe stellt ein Bankett dar. Nachdem die Unfehlbarkeit des Papstes erklärt und Alles was der berüchtigte Syllabus der Jesuiten befiehlt, siegreich durchgeführt worden ist, sitzen Bischöfe, Priester, Mönche, Nonnen beim Becher fröhlich und freudestrahlend beisammen. Der Papst mit seinen geistlichen und weltlichen Janitscharen tafelt an einem Tische, der ein Kreuz bildet. „Sie leben ja vom

Kreuze, werden dick und fett vom Kreuze." So besagt die Legende. Als dienende Aufwärter dieser Praffer und Weinvertilger, lustiger Mönche und Nonnen, sind verschiedene Monarchen der Christenheit porträtähnlich dargestellt: sie warten an der Tafel den „neuen Souverainen der Welt" auf. Königin Victoria reicht Neubekehrten Aepfel dar, Victor Emanuel servirt Maccaroni, der König von Portugal entkorkt eine Flasche, Kaiser Wilhelm bringt eine colossale Bratwurst, andere Könige ꝛc. bringen andere Speisen. Daß in einem streng katholischen Lande derartige Caricaturen so großen Beifall finden, daß die Nachfrage kaum befriedigt werden kann, ist gewiß auch ein Zeichen der Zeit und ein Resultat der Auflehnung des papistischen Unfehlbarkeitsclerus gegen Gesetz und gesunden Menschenverstand.

Reihenfolge der Revolutionen in Uruguay.

Seitdem die ehemals spanischen Colonien in Amerika unabhängig geworden sind und sich zu „Republiken" erklärt haben, zählen in ihnen die Aufstände und Revolutionen nach Hunderten. Nach Hunderten zählen auch die Präsidenten, deren Mexico allein mehr als funfzig aufzuweisen hat. Es gehört im Allgemeinen zu den Ausnahmen, daß ein Präsident ohne vorherige Revolution ins Amt gelangt. Nur Chile und Costa rica sind vergleichweise von solchem Unwesen frei geblieben. Vor einiger Zeit gaben wir einen Katalog der Präsidenten von Bolivia, von denen fast alle eines nicht natürlichen Todes oder doch in der Verbannung gestorben sind. Ein Nebenstück liefert Uruguay, diese ehemalige Banda oriental, zwischen dem La Plata und Brasilien. Dasselbe wurde 1829 nach dem Kriege zwischen Argentinien und Brasilien als unabhängig anerkannt; während desselben hatten die Generale Rivera und Lavalleja eine hervorragende Rolle gespielt. Ruhe hat diese Republik, die heute kaum eine halbe Million Seelen zählt, wovon etwa ein Drittel eingewanderte Europäer sind, eigentlich gar nicht gehabt. Wir geben nachstehende Data:

1830. General Rivera wird zum Präsidenten gewählt; er ist der erste in der Reihe.

1833. General Lavalleja, der selber Präsident werden will, erhebt sich gegen ihn; die Revolte wird niedergeschlagen.

1834. Oribe wird Rivera's Nachfolger.

1835. Auf Rivera's Antrieb bricht eine Revolution gegen Oribe aus.

1836. Rivera wird aufs Haupt geschlagen und entflieht nach Brasilien.

1838. Rivera wird von Buenos Ayres aus unterstützt; Bürgerkrieg, Oribe wird verjagt; Rivera erklärt sich aus eigener Machtvollkommenheit zum Präsidenten.

1839. Nun erhält Oribe von Buenos Ayres her Unterstützung, fällt in Uruguay ein und damit beginnt ein Bürgerkrieg, der ohne Unterbrechung bis 1851 andauert. Während desselben hat die Stadt Montevideo eine neunjährige Belagerung ausgehalten.

1851. Brasilien und Entre Rios interveniren; die Belagerung von Monkevideo wird aufgehoben; Oribe wird geschlagen und flieht aus dem Lande.

1853. Militäraufstand in Montevideo; Präsident Giro wird vertrieben. Provisorische Regierung; sie besteht aus den Generalen (— es sind allemal Generale, säbelrasselnde Taugenichtse im Vordergrunde —) Rivera, Lavalleja und Oberst Flores.

1854. Flores wird zum Präsidenten erklärt und wendet sich an Brasilien um Unterstützung. Das Land ist unruhig und will die Brasilianer nicht dulden.

1855. Die brasilianischen Truppen werden zurückgezogen, Oribe kommt aus Spanien zurück und beginnt einen neuen Bürgerkrieg. Flores wird aus dem Lande gejagt. Provisorische Regierung. Bustamente wird Präsident.

1856. Rivera wird zum Präsidenten ausgerufen.

1857. Kein Aufstand aber gelbes Fieber.

1858. Wieder Revolution. An der Spitze derselben steht General Cesar Diaz Pereira. Derselbe erhält Unterstützung von Brasilien und Buenos Ayres. Er flüchtet sich nach Buenos Ayres, kommt zurück und wird in der „Massacre von Quinteros" erschossen. Schreckensregierung.

1859. Austreibung der Jesuiten als Unruhestifter.

1860. Berro wird zum Präsidenten erklärt. Ausbruch der Parteifeindlichkeiten zwischen den Weißen und Rothen (Blancos und Colorados). Daraus erwächst

1863 eine Revolution, an deren Spitze Flores steht. Dieselbe dauert bis

1865. Brasilien ist für Flores; Paraguay mischt sich ein zu Gunsten der Feinde desselben. Flores wird zum Präsidenten erwählt. Krieg mit Paraguay, der bis zum März 1870 andauert. Inzwischen wurde Flores 1868 in einer Meuterei zu Buenos Ayres ermordet.

1870. Lorenzo Battle Präsident. General Aparicio setzt eine Revolution in Scene. Blutiger Bürgerkrieg andauernd bis

1872. Battle wird gestürzt, die Colorados unterliegen.

1873 und 1874. Präsident Ellauri. Gegenwärtig dumpfe Gährung gegen ihn, weil es ihm nicht gelungen ist, für eine so unruhige „Republik" in Europa eine Anleihe von etlichen Millionen Pfund Sterling abzuschließen.

Aus Indien.

Unter den jungen Hindus, welche sich des Studiums der englischen Literatur befleißigen, sind viele, die nicht bloß Dramen von Shakespeare lesen, sondern mehrere derselben auch theatralisch aufführen. Am 1. Januar 1874 führten die Hindustudenten des Radschkumar College zu Radskote König Richard den Zweiten auf; sie sind der guten Darstellung wegen öffentlich belobt worden und die beiden jungen Braminen, welche die Rollen des Bolingbroke und des John o Gaunt spielten, „waren bewundernswürdig". Von den jungen Hindus sind auch Shakespeare-Gesellschaften gebildet worden.

— Die Mosaik in der Tadsch Mahal, der Prachtmoschee in Agra, Indien, hat ihres Gleichen nicht. Nach einer Zusammenstellung des Obersten Anderson wurden zu derselben verwandt: mehr als 900 Maunds Cornalin, 240 M. Türkise, 440 M. Lapis Lazuli, 100 M. Korallen, 500 M. Agat und Onyx, 45 M. Opal; außerdem noch eine große Menge weniger werthvollen Materials. Den werthvollsten Bestandtheil bilden 54 Maunds Rubine, 97 M. Smaragd, 145 M. Saphir und 75 M. glänzende Steine, womit wohl Krystalle gemeint sind. Während des etwa 20 Jahre dauernden Baues, welcher mehr als 20,000 Arbeiter beschäftigte, waren bei demselben folgende Künstler thätig: Ein Christ aus Rom, welcher die Pläne zeichnete; er bekam monatlich 1000 Rupien (2000 Mark). — Amanat Chan, ein Perser aus Schiras, „Schreiber der kaiserlichen Titel"; er bekam ebenso viel. — Mohammed Dschannof Chan, Director der Maurerarbeiten, 500 R. — Mohammed Scherif, ein Christ, 500 R. — Ismael Chan, der „Kuppelverfertiger", 500 R. — Mohammed Chan aus Bagdad, „der sehr zierlich schreiben konnte", 900 R. ꝛc. — Der zuerst erwähnte „Christ aus Rom" war ein talentvoller Franzose, Auftin aus Bordeaux, in welchen der Großmogul Akbar großes Vertrauen setzte; die Eingeborenen nannten ihn Nadir ul Asur, Wunder des Zeitalters. Er starb in Cochin, angeblich von den Portugiesen vergiftet.

— Der Vicekönig von Indien hat neuerdings Maßregeln gegen die Ermordung weiblicher neugeborener Kinder bei nicht weniger als 60 Sippen und in 280 Dörfern in den Districten Alighar und Ghasipur angeordnet.

— Sandelholz ist in Indien noch in beträchtlicher Menge vorhanden, namentlich in den Wäldern von Maissur (Mysore), wo es seit alten Zeiten unter strenger Aufsicht und Ueberwachung der Regierung steht. Hayder Ali und Tippu Sahib ließen den Abtrieb genau regeln und die britische Regierung hält an dem Monopole fest; deshalb kann eine Waldverwüstung

nicht stattfinden. Sie verkauft jährlich für nur etwa 400,000 Rupien Sandelholz. Vortreffliche Bäume wachsen in Malnad, wo sie schlank eine große Höhe erreichen, und von dort gehen die Bretter nach Bombay, wo sie zu allerlei „Bombay Work" verarbeitet werden. Die in den Ebenen wachsenden Bäume werden aus Mangel an hinlänglicher Feuchtigkeit nicht so hoch, aber der Geruch des Holzes ist feiner und kräftiger. Das Sandelholz wird in Indien vorzugsweise zur Verfertigung von Kästen, Fächern und allerlei dergleichen Sachen benutzt; die Sägespäne dienen als Räucherwerk und das Oel giebt ein hochgeschätztes Attar, lieblichen Wohlgeruch. Die Abfälle werden sowohl von Hindus wie von Parsis bei ihren Feueropfern verwandt.

— In den Monaten April, Mai und Juni 1873 sind in Madras 177 Bücher gedruckt und verlegt worden; darunter waren Englisch 34, Tamil 53, Telugu 26, Malayalam 6, Canaresisch 11, Hindustani 30, der Rest Sanskrit, Persisch und Lateinisch.

— Die Ausfuhr indischen Thees nimmt rasch zu. Sie hat im März 1874 betragen 812,471 Pfund gegen 625,367 Pfund in demselben Monate des Vorjahres. — Auf Absatz nach den unter russischer Herrschaft stehenden Theilen von Turkestan dürfen die indischen Theebauer nicht rechnen. Wir lesen soeben, daß der russische Generalstatthalter von Turkestan die Einfuhr von Thee und Opium aus Indien nach dem gesammten russischen Gebiete in Asien verboten hat. Der Einfuhrzoll auf alle anderen von dort kommenden Waaren ist erhöht worden, nur allein für Baumwolle, Musselin und Indigo ist der alte Tarif geblieben. Baumwolle liefert Turkestan selbst. Indigo wird dort nicht gebaut und Baumwollenwaaren tragen so hohe Fracht, daß sie den Absatz russischer Gewebe nicht beeinträchtigen können.

* * *

— Das deutsche Reich hat in Brasilien Consulate, respective Viceconsulate, an folgenden Stationen: Rio de Janeiro, Petropolis, Santos, S. Paulo, Campinas, Paranagua, Desterro, Donna Francisco, S. Francisco do Sul, Blumenau, Rio Grande do Sul, Porto Alegre, Bahia, Aracaju, Natal, Pará, Parahyba (do Norte), Pernambuco, Maceió, Maroim, Ceará, S. Luis de Maranhao. Bis auf zwei sind sie alle von Deutschen besetzt.

— Im Verlaufe von sechs Jahren, 1866 bis 1873, haben die Verkehrsmittel eine geradezu colossale Ausdehnung genommen; die Telegraphenlinien z. B. von 57,166 deutschen Meilen auf etwa 77,000. Der Draht reicht von San Francisco durch Nordamerika, das Atlantische Meer, Europa, Sibirien bis an den Amur, und Zweiglinien verbinden Indien, Japan und Australien. Die Meilenlänge der Eisenbahnen ist von 24,500 auf 37,300 angewachsen und auf den Bahnen werden täglich im Durchschnitt 4 Millionen Leute befördert. Die Briefpost besorgt im Jahre 3300 Millionen Briefe, 100 in jeder Secunde. Im Jahre 1860 hat der Werth der Ein- und Ausfuhren etwa 30,000 Millionen Mark betragen und 1870 war derselbe auf 46,000 Millionen angewachsen.

— Die Auswanderung aus Irland hat sich seit dem 1. Mai 1851, von wo ab genaue Zählungen vorhanden sind, bis zum 1. April 1874 auf 2,275,174 Personen gestellt.

— Die Anzahl der Jesuiten hat zu Anfang des laufenden Jahres 9101 betragen. Frankreich, „an der Spitze der Civilisation marschirend", hat das Glück, nicht weniger als 2303 Mann von dieser schwarzen Garde des römischen Papstes zu beherbergen; Italien 1527, Großbritannien und dessen Colonien 1080; als Missionäre sind 1588 thätig; die übrigen vertheilen sich auf verschiedene Länder, namentlich auf die Musterrepublik Nordamerika, wo ihr Hauptsitz in St. Louis ist.

— In Cincinnati, wo die Betseuche der verrückten Weiber unbeirrt im Schwange geht, halten dieselben noch immer Versammlungen ab, um „den Teufel" niederzutreten, der sich in geistigen Getränken und Lagerbier verkörpert habe. Im Juni stand dort an der Spitze der „Heul- und Betbrigaden" eine Frau Wells; sie predigte auf der Straße über „den Gott, der mein Gott ist, über ihren Gott der Erlösung und den feurigen Ofen. Wenn Ihr auf meinen Gott schauet, so werdet Ihr Euch vor nichts fürchten und wenn man Euch auch ins Gefängniß sperrt. Sehet, vorgestern waren nur vier unserer frommen Schwestern beisammen, aber wir beschlossen dennoch, das Kreuz zu erheben und gegen den Teufel anzustürmen, wenn wir unsern Herrn Jesus durch Beten vermögen könnten, mit uns zu gehen. Und siehe da, er erhörte uns und zog uns voran und die Betstunde, welche wir unter seiner Leitung abhielten, war unaussprechlich süß. Also, Schwestern, verzaget nicht, rückt aus mit mir; durch Beten und Singen werden wir den Teufel sicherlich machtlos zu Boden werfen." Dann trat ein Methodistenpastor auf, der C. H. Payne heißt. Dieser „Bonze" hat eine überraschende Entdeckung gemacht. Die Deutschen, gleichviel ob Protestanten oder der Kirche des römischen Papstes angehörig, gelten für äußerst verstockte Menschen, mit welchen die gegen das Biertrinken heulenden Weiber bis dato noch gar nichts ausrichten konnten. Der schlaue Pastor nun glaubte den Starrsinn der Teutonen auf eine andere Art brechen zu können, indem er erklärte, daß er nicht etwa Krieg gegen irgend eine Confession oder Nationalität führe; er wisse, daß die in Amerika ansässig gewordenen Fremden gute Republikaner geworden seien und Allem, was monarchisch sei, abgesagt hätten, sobald sie sich klar darüber geworden seien, was monarchisch, also ohne Weiteres auch sündhaft und verwerflich sei. „Ihr Deutschen könnt doch unmöglich monarchische Einrichtungen aus Deutschland auf diesen amerikanischen, freien, republikanischen Boden verpflanzen wollen!" Demnach ist das Biertrinken eine monarchische, also verwerfliche Einrichtung. Quod erat demonstrandum!

— Die Neger sind überall sehr darauf erpicht, sich die Namen hervorragender Männer beizulegen. Es giebt kaum einen Ort, in welchem nicht eine Anzahl schwarzer George Washington's zu finden wäre. Neuerdings haben einige farbige Bürger in Neuorleans sich keinen geringern Namen als den Otto Bismarck's angeeignet. Ein schwarzer Methodistenprediger, der auch stark in Politik macht, ist höher hinaufgestiegen; als Reverend glaubte dieser Sprößling Aethiopiens das thun zu können. Er ist Vicepräsident des radicalen Centralclubs (— radical sind alle Neger —) des sechszehnten Stadtviertels in Neuorleans und nennt sich Reverend Emperor William. Kaiser Wilhelm als Negerpastor ist wirklich nicht übel.

— Die Regierung von Colombia (Neugranada) hat der Public Works Construction Company eine Garantie von 7 Procent auf 500,000 Dollars angeboten, um für diese Summe indische Kulis und Colonisten einzuführen. Mit Hülfe derselben sollen die Eisenbahnen und andere öffentliche Arbeiten gefördert werden. Sie zahlt einem Herrn Gustin jährlich 160,000 Dollars, damit er alle Telegraphenlinien in bester Ordnung erhalte. — Der Staat Antioquia hat einen Vertrag zum Bau einer Eisenbahn nach dem Magdalenenstrome beschlossen.

Inhalt: Die Zulu-Kaffern. (Mit sieben Abbildungen und einer Kupfertafel.) — Ueber die Kinaivölker im äußersten Nordwesten Amerikas. — Zur ostfriesischen Neck- und Spottlust. Von Hermann Meier in Emden. I. — Die Russen in Sibirien. Eine Studie von Albin Kohn. I. — Aus allen Erdtheilen: Gustav Fritsch über die Eingeborenen Südafrikas. — Lieutenant Cameron zu Udschidschi am Tanganyika-See. — Aus Südamerika. — Reihenfolge der Revolutionen in Uruguay. — Aus Indien. — Verschiedenes. — (Schluß der Redaction 28. Juli 1874.)

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXVI. № 7.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 4 Thlr. Einzelne Nummern 5 Sgr. — 1874.

F. Garnier im nördlichen Laos.

Die wilden Völker am obern Mekong in Laos. — Die Mu tseu. — Lagree's Expedition auf dem Wege nach Paleo. — Caryotapalmen. — Die Khas Khos. — Nach Siem Lap. — Das große Fest zu Anbeginn der Regenzeit. — Die Khas Kuys. — Ein Fluß mit heißem Wasser. — Ankunft in Muong Yong. — Die Herrschaft der Birmanen in Laos. — Die Does und ihre Dörfer. — Die Lawas. — Lagree beim König von Xieng Tong. — Abreise nach China.

Die Expedition Lagree's und Garnier's auf und am Mekong bis in die chinesische Provinz Yünnan hinein hat namentlich in ethnographischer Beziehung eine reiche Ausbeute geliefert und uns bisher unbekannte Völkerstämme kennen gelehrt. Wir haben eine Anzahl Typen von „Wilden" geliefert, die im nördlichen Laos wohnen (z. B. der Lemeth, der Wilden von Pak Ben, „Globus" XXII, S. 322, 324 ꝛc.). Nördlich von Muong Lim, bis wohin wir früher die Reisenden begleitet haben, fanden sie in der Nähe der chinesischen Grenze abermals einen eigenthümlichen Stamm, jenen der Mu tseu, über welche schon 1839 Mac Leod einige Nachrichten gegeben hatte. Oberst Yule stellt die Ansicht auf, daß sie möglicherweise mit den Miao tse verwandt sein können, die bisher zumeist ihre Unabhängigkeit gegenüber dem Kaiser von China tapfer und in ununterbrochenen Kriegen behauptet haben. Garnier wagt nicht, darüber ein Urtheil zu fällen, meint aber, es würde interessant sein festzustellen ob diese Miao tse Stämme von „kaukasischem" Typus seien, welche von den sonst überall in Ostasien hereinbrechenden Völkerwogen mongolischer Race sich getrennt zu halten wußten.

Unsere Illustration der Mu tseu zeigt einen nicht mongolischen Typus, auch die Tracht ist eine besondere. Die Leute behängen sich mit allerlei Flitterkram etwa wie die Zigeuner. Der Kopfputz der Frauen ist originell; derselbe besteht aus einer Reihenfolge von Bambusstreifen, die mit geflochtenem Stroh umwickelt sind. Die Außenseite ist vor der Stirn mit silbernen Kügelchen verziert und weiter nach oben hin mit zwei Reihen weißer Glasperlen eingefaßt; an der linken Seite hängt eine Quaste herab, die aus weißen und rothen Baumwollenfäden besteht und mit allerlei buntfarbigen Glasperlen besetzt ist, häufig kommen auch Blumen hinzu. Die Vorderärmel der Frauenjacken und der Röcke sind mit weißen Glaskorallen bestickt; an letzteren ist vor der Brust eine Platte angebracht. Zum Putz gehören auch hohe, enganliegende Gamaschen, die bis zur Wade gleichfalls mit solchen Perlen besetzt sind. Ohrgehänge dürfen nicht fehlen; sie bestehen aus getriebenen Silberkugeln und Perlen; dazu kommen Armringe, Gürtel, Halsbänder und allerlei Brustgehänge von Muscheln und chinesischen Münzen, die auf einen Faden gereiht werden. Die Männer haben eine turbanartige Kopfbedeckung, weites Beinkleid und eine Jacke mit silbernen Knöpfen; bei ungünstiger Witterung wird ein aus Blättern verfertigter Mantel umgeworfen. Eine Frau, welche eine Last zu tragen hat, legt ein rundes Holzbrett auf die Schultern, in welchem für den Hals eine genügende Oeffnung sich befindet; an diesem Halsbrett ist der Tragkorb befestigt. (S. 98.)

Manche dieser wilden Mu tseu in der Gegend von Muong Lim lassen das Haar lang wachsen, flechten es jedoch nach Art der Chinesen in Zöpfe. Die Sprache ist von jener der Laos durchaus verschieden; sie hat harte und zischende Laute, durch welche man sie sofort von den übrigen Sprachen des nördlichen Indochina unterscheiden kann. Die Häuptlinge verhielten sich sehr schweigsam und zurückhaltend und Delaporte hatte viele Mühe und Umstände bevor es ihm gelang eine Frau, die er zeichnen wollte, zu ruhigem Sitzen zu vermögen.

Die Expedition hatte im nördlichen Laos, seitdem sie in Gegenden gekommen war, welche den Birmanen unterworfen sind, mancherlei Widerwärtigkeiten und unnützen Aufenthalt. Die Verzögerungen waren um so unangenehmer, weil die Regenzeit begonnen hatte. Die Reisenden hatten nun den 22. Grad nördlicher Breite erreicht und mußten die weitere Richtung nach Nordosten hin einschlagen, um zunächst nach Paleo zu gelangen. Auf ihrer Wanderung waren mehrere kleine Flüsse zu durchwaten; Brücken über solche findet man erst weiter im Norden, wo sich chinesischer Einfluß geltend macht. Mit der Gesundheit aller Mitglieder stand es nun, im Juli-monate, sehr schlimm. Zuerst erkrankte der Maler Delaporte sehr gefährlich, er konnte weder gehen noch reiten und mußte getragen werden. Aber kein Eingeborener wollte sich zum Tragen eines Kranken herbeilassen, weil er dann, wie der Volkswahn annimmt, selbst erkranken würde, und so mußten die annamitischen Diener der Expedition, welche ohnehin schwer bepackt waren, auch noch diese Verrichtung der Reihe nach auf sich nehmen. Noch mehr; sobald man einer Ortschaft nahe kam und die Bauern sahen daß ein

Wilde aus der Umgegend von Muong Lim.

kranker Mann getragen wurde, widersetzten sie sich dem Einzug in das Dorf, in welches ein solcher nicht gebracht werden dürfe; das könne Unglück bringen. Sie ließen von ihrem Widerstand erst ab wenn man ihnen Flinten und Revolver zeigte. In dieser Gegend sind Caryotapalmen häufig, deren Stamm bis zu 40 Fuß hoch wird. Derselbe ist wenn noch jung ganz von vertrockneten Blattscheiden umgeben, späterhin wird er glatt, verursacht aber dem, welcher an ihm hinaufklettert, einen brennenden Schmerz; man bezeichnet den Baum deshalb als Brennpalme. (S. 101.)

Weiterhin trat wieder viel Wald auf. In der Umgegend von Paleo trafen die Reisenden abermals mit „Wilden“ zusammen, den Khas Khos, deren Typus jenem der Chinesen viel näher steht als dem der Annamiten. Sie scheeren das Haupthaar ab und lassen nur einen Zopf stehen, den sie mit silbernen Reifen verzieren und turbanartig um den Kopf wickeln. Die Frauen haben eine ähnliche Tracht wie die weiter oben geschilderten der Mu tseu, aber Kopfschmuck darf nur von verheiratheten Weibern getragen werden. Ein solcher wird für jede Frau besonders angefertigt; sie schmückt sich damit am Tage der Hochzeit und wird mit demselben begraben. Die Khas Khos besitzen viele silberne Gegenstände mit geschmackvoller ciselirter Arbeit, und haben namentlich sehr hübsche silberne Tabackspfeifen. Zum Trägerdienste wollten auch sie sich nicht herbeilassen, weil ihnen das Unglück bringen werde.

Während der Wanderung nach Siem Lap regnete es stark und die Reisenden mußten mitten im dichten Wald übernachten, welcher die Abhänge der Hügel und Thäler bedeckte. In offenen Gegenden wird dort Baumwolle gebaut

und in der Ebene von Siem Lap viel Reis. „In diesem Orte waren unser Dolmetscher und zwei Annamiten, die wir vorausgeschickt, bereits angelangt und als wir eintrafen, fanden wir, daß sie in einer Pagode alles vorgerichtet hatten, um uns ein leckeres Abendmahl zu bereiten. Das ging so zu. Unterwegs zwischen Paleo und Siem Lap sahen sie, wie ein Tiger sich über einen großen Hirsch herstürzte. Der Dolmetscher und der annamitische Sergeant feuerten sofort ihre Gewehre ab, nicht um den Tiger zu verwunden, was für sie gefährlich hätte werden können, sondern um ihn zu erschrecken. Als er den doppelten Knall hörte, ließ er seine Beute im Stiche und machte sich davon; der am Boden liegende Hirsch zuckte noch. Da er zu schwer war, als daß sie ihn ganz hätten fortschaffen können, schnitten sie das ganze Hintervierte ab, welches sie sofort nach ihrer Ankunft in Siem Lap eingesalzen hatten. Nun konnten wir uns gütlich thun. Aber mit der Gesundheit stand es sehr schlimm. Wir hatten die letzten Tagemärsche durch Wald und inmitten von Reisfeldern machen müssen; der vom Regen aufgeweichte Erdboden hauchte gefährliche Miasmen aus und wimmelte von Myriaden Blutegeln, deren Bisse Fieberanfälle verursachten; viele unserer Diener hatten Geschwüre an den Beinen."

Am 16. Juli wurde in Siem Lap ein großes Fest gefeiert. Die Laos haben Monatsmonde und rechnen die Tage vom Neumond bis zum Vollmond, was sie als Zeit des wachsenden Mondes bezeichnen, und vom Vollmonde bis zum Neumonde die Zeit des abnehmenden Mondes. Der 16. Juli nun war im Kalender der Laos der erste Tag des abnehmenden Mondes, und von ihm an rechnet man den Eintritt der Pha Vasa, Regenzeit, welche drei Monate dauert. Während derselben dürfen die Bonzen nicht außerhalb der Pagode schlafen oder dieselbe verlassen. Sie wuschen vom frühen Morgen bis zum Abend an dem großen Standbilde Buddha's herum; die Bäuerinnen brachten frisches Wasser und sammelten dasjenige, mit welchem die Statue schon abgespült worden war. Die ganze Nacht hindurch wurde unaufhörlich gebetet und am 16. Juli in der Frühe strömten die festlich gekleideten Andächtigen in die Pagode. Jeder brachte Früchte und Blumen, verbrannte Kerzen oder in Oel getauchte baumwollene Dochte und schüttete während des Gebetes von Zeit zu Zeit Wasser in ein im Boden befindliches Loch. Diese Ceremonie hat Bezug auf den weiblichen Engel Nam Patoram, welcher Schutzgeist des Wassers ist. Nachmittags bestieg der Oberbonze die Kanzel, und las den aufmerksamen Zuhörern zwei Capitel aus dem Suwana Tschonpu, einem Sutra, das wohl nur der nordbuddhistischen Literatur angehört.

Wer hier seine Begrüßungen vor dem Altare beginnt, macht zuerst eine Bewegung mit der Hand als ob er die Fliegen verjagen wolle. In der Regenzeit werden sehr viele Feste gehalten, nämlich eins alle acht Tage, bei jedem Mondviertel, während in den neun Leeng, d. h. trockenen Monaten, nur alle zwei Wochen ein solches stattfindet.

Während des Festtages erschienen Wilde vom Stamme der Khas Kuys in der Pagode; sie waren aus der Umgegend von Muong Lim gekommen; ihre Sprache ist dieselbe mit jener der Mu tsen bei Muong Lim, aber ihr Typus ein ganz abweichender. Sie ähneln den Birmanen, haben eine gebogene Nase, langen Kopf, „ein Profil wie die Klinge eines Barbiermessers," zurückweichendes Kinn, tragen einen Schnauzbart, setzen einen Turban auf und kleiden sich im Uebrigen wie die Laos. Der Kopfputz der Frauen gleicht jenem bei den Mu tsen, nur ist er einfacher. Sie haben keine Schriftzeichen, verehren Geister und begraben ihre Todten; jede Familie hat ein gemeinschaftliches Grab. Man kann diese Khas Kuys als fast unabhängig betrachten, da sie den Häuptlingen der Laos keine Abgaben zahlen, sondern nur Matten und Baumwollenzeug als Geschenke bringen und wenn dieselben reisen ihnen Träger stellen und Reis liefern. Taback und Baumwolle wird in Menge von ihnen gebaut und an die Chinesen verkauft.

Frau in Muong Lim.

Auf dem Zuge nach dem kleinen Dorfe Sop Yong kamen die Reisenden an einen halb ausgetrockneten Waldstrom, an dessen Ufern kahler Boden war. Die Steine, zwischen welchen der Wa erfaden hindurchfloß, nahmen sich eigenthümlich aus; sie waren weiß, mit Salzkruste überzogen. Garnier fand, daß die drei Quellen dieses heißen Wassers aus einem steil abfallenden Felsen hervordrangen und dampften; er konnte die Hand nicht hineinhalten und mußte vorsichtig sein, um die Füße nicht zu verbrennen; als er einen Thermometer hineinhielt, zeigte dieser 86° C.

Am 7. August kamen sie an den Fluß Nam Uang, über welchen eine Holzbrücke geschlagen worden war. Die Dörfer in dieser Gegend deuteten auf Wohlstand, die Pagoden erinnerten mit ihren nach aufwärts gekrümmten Dächern an den chinesischen Baustil, der sich dann auch in Muong Yong zeigte, das einst Hauptstadt eines kleinen Königreiches war und noch jetzt mit Wall und Graben umzogen ist. Die Reisenden hatten mancherlei Unannehmlichkeiten mit dem birmanischen Beamten, der sie dort zurückhalten wollte, bis er aus Xieng Tong Bericht erhalten ob er sie weiter ziehen lassen dürfe. Lagree machte dem Laoshäuptling von Muong Yong einen Besuch und bat denselben um 38 Träger. Dieser „König" war ein freundlicher Mann und auch der Birmane veränderte bald sein anfangs sehr barsches Wesen, nachdem er eine Flinte zum Geschenk erhalten hatte; auch

seine Frau und die Familie des Königs wurde mit allerlei europäischen Gegenständen bedacht, und die Erlaubniß zur Weiterreise wurde nun willig ertheilt. Der Birmane warnte vor den Chinesen, bei welchen den Fremden wohl vielerlei Widerwärtigkeiten begegnen würden; die Laos ihrerseits beklagten sich bitter über die Erpressungen der Birmanen, welche von ihnen Man genannt werden.

Die Umstände erforderten, daß Lagree in eigener Person nach Xieng Tong reisen mußte, um dort beim König und den birmanischen Oberbeamten allerlei Schwierigkeiten, welche sich von Neuem erhoben hatten, aus dem Wege zu räumen. Die inzwischen in Muong Yong verweilenden Mitglieder der Expedition und fast alle ihre Diener empfanden die nachtheiligen Einflüsse der ungesunden Regenzeit immer stärker; sie waren schwer erkrankt und wurden von Delirien heimgesucht. Trotzdem aber empfingen sie manchen Besuch und die Annamiten gaben Theatervorstellungen, welche viele Zuschauer herbeilockten. Die Frau des birmanischen Beamten war ein hübsches, frisches Weib, von lebhaftem Geiste, wißbegierig und ungemein anmuthigem Behaben. Garnier erhielt von ihr mancherlei Nachrichten, z. B. über die Silbergruben von Kenma und dann auch über China, das sie als Muong ho bezeichnete.

Garnier meint, daß die Birmanen schwerlich darauf rechnen können, auf die Dauer diese Gegenden im nördlichsten Laos zu behaupten. Sie gehen dort allerdings mit einer gewissen Schonung zu Werke, außer wo der Fiscus in Frage kommt, und haben an verschiedenen Punkten Zollstätten, an

In einer birmanischen Wohnung zu Muong Yong, Laos.

welchen sie Abgaben erheben. Alle chinesischen Kaufleute, welche mit den südlichen Theilen des birmanischen Laos Handel treiben, sind gehalten, Muong Yong zu passiren, was für sie lästig und zeitraubend ist. Auch der Krieg der mohammedanischen Panthays gegen die Mandarinen im benachbarten Yünnan wirkte störend auf den Geschäftsverkehr. Als Garnier in Muong Yong sich befand, war seit drei Jahren die Karawane der chinesischen Kaufleute ausgeblieben. Verwaltung und Rechtspflege sind den einheimischen Häuptlingen belassen worden, was auch im siamesischen Laos der Fall ist, nur die Titel sind anders und so wird z. B. der zweite König statt Opalat im birmanischen Laos als Paidabong bezeichnet. Garnier will bemerkt haben, daß man die Oberherrschaft der Siamesen zurückwünsche und sich nach festen, geordneten Verhältnissen sehne. Das Land hat durch häufige Kriege noch im laufenden Jahrhundert viel gelitten. Während des Mittelalters war es eine Zeitlang den Chinesen unterworfen, wie es scheint im dreizehnten Jahrhundert, zur Zeit des gewaltigen Mongolenherrschers Kublai Chan. Die Chinesen betrachteten Muong Yong als einen wichtigen Vertheidigungsplatz für ihre Südgrenze und baueten dort am Flusse Nam Uang eine Citadelle. Ihre Herrschaft hat aber nicht lange gedauert; das Land war bis ins sechszehnte Jahrhundert im Besitze der Fürsten von Xieng Moi und dann kam es in Besitz der Birmanen.

In dem Gebirge, welches Muong Yong von Xieng Tong scheidet, lernte Lagree den Stamm der Does kennen, welche man als Wilde bezeichnet, wahrscheinlich weil sie keine Buddhisten sind. Ihre Betriebsamkeit steht hinter jener der Laos keineswegs zurück und es ist unstatthaft, sie als Khas

(Wilde) zu bezeichnen. Die Does kleiden sich ähnlich wie die Siam unterworfenen Lus, tragen Jacke und Beinkleider von blauer Farbe und einen rothen Turban. Ihre Dörfer sind groß und gut gebaut, die Häuser geräumig, das Dach reicht bis tief herab und bildet eine gegen Sonne und Regen geschützte Gallerie. Bemerkenswerth ist, daß die Häuser nicht wie bei den Laos zerstreut aus einander liegen, sondern dicht neben einander stehen und eine hübsche, regelrechte Straße bilden. Die Gärten, in welchen auch viel Thee gepflanzt wird, liegen außerhalb des Dorfes. Man hat diese Bauart wohl deshalb gewählt, weil dort auf jenen Höhen keine Ueberfülle an Wasser ist; dasselbe wird aufgefangen und in Bambusröhren zu den Wohnungen geleitet. Die zu den Dörfern führenden Wege sind in gutem Stande und werden vermittelst hölzerner Schranken gesperrt, damit das Vieh die Aecker und insbesondere die Baumwollenfelder nicht heimsuche. Die hölzernen Umfriedigungen werden rasch von Kletterpflanzen überzogen und bilden grüne Schutzhecken.

Caryotapalme.

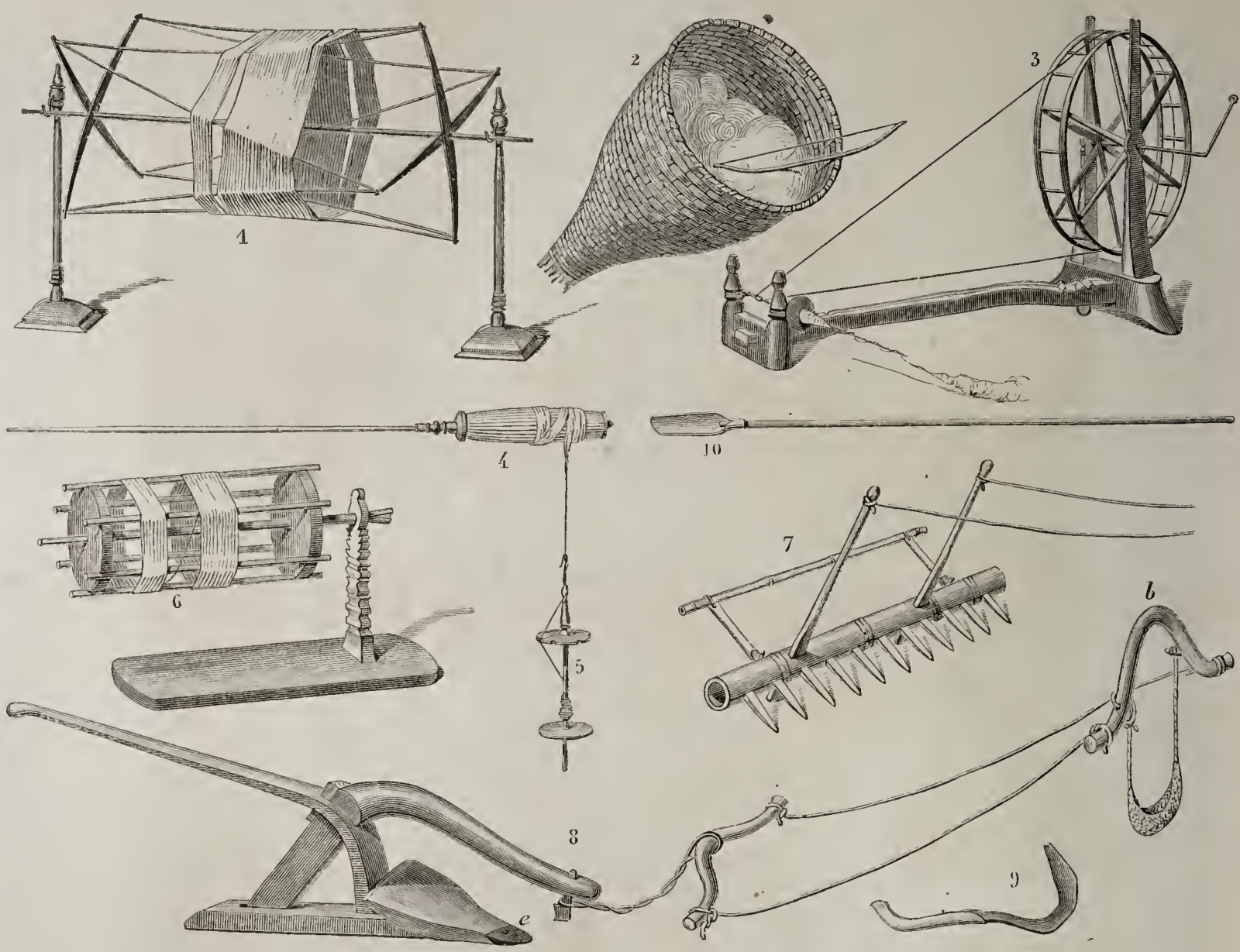
Die Does sind sehr gewandte Jäger. In ihrem Gebiete fehlen große, zusammenhängende Wälder und ausgedehnte Grasfluren, also fehlen auch die großen wilden Thiere, welche im centralen Indochina so häufig sind: Elephant, Rhinoceros und Tiger, aber Stachelschweine und Wildschweine kommen in Menge vor und liefern Fleisch für die Küche. Mac Leod (1839) beschreibt die Lawas, mit welchen er auf seiner Reise nach Xieng Tong in Berührung kam. Die Gegend, in welcher er sie fand, und das, was er von ihren Sitten und ihrer Industrie erzählt, berechtigen zu der Annahme, daß sie zu der Race der Does gehören, auf welche freilich nicht paßt, daß der Schotte die Lawas als schmutzig und widerwärtig schildert. An die Does kann man auch die Lemeths anschließen, welche sich ähnlich kleiden und dieselbe Sprache reden. Der Ansicht Yule's zufolge wären die genannten Wilden „der ausgeartete Typus der Mutterrace der Laos und Thais (Siamesen) in der Zeit, da dieselbe noch keine Umwandelung durch die Ein-

flüsse des Buddhismus erhalten habe." Richtig ist, daß die Does noch heute in vielen Stücken den Thais gleichen; sie selber nennen sich Hoi Maug, und behaupten, daß es „Wilde" am Strome Salueu gebe, welche mit ihuen gleichen Ursprungs seien und ihre Sprache reden; sie heißen Hoi Kun.

Auf der Hochebene von Xieng Tong liegen zwischen den Dörfern der Does auch solche der Khas Khos zerstreut, dann auch große Wohnorte der Laos.

Während der Abwesenheit Lagree's unternahm Garnier trotz seiner Krankheit Ausflüge in die Umgegend von Muong Yong. Eine Wegstunde entfernt liegen neben einem großen und schönen Dorfe Schwefelquellen, bei welchen täglich ein Markt abgehalten wird. Dort halten pegnanische und birmanische Krämer allerlei Waaren feil und es war Ueberfluß von solchen Dingen vorhanden, die man in der benachbarten Stadt theils gar nicht haben konnte, theils viel theurer bezahlen mußte; hier freilich erhob der birmanische Beamte keine Abgabe.

Am 26. August erhielt Garnier die Mittheilung, daß nun der Weiterreise nichts mehr im Wege stehe. Lagree war inzwischen in Xieng Tong angekommen und hatte dort nebst seinen beiden Begleitern Audienz beim Könige gehabt; die Aufnahme ließ nichts zu wünschen übrig. Er begab sich dann sofort in die Versammlung der 32 Mandarinen, deren jeder Vertreter eines Muong, Provinz oder Bezirkes,



Geräthschaften zum Ackerbau und zum Weben bei den Laos.

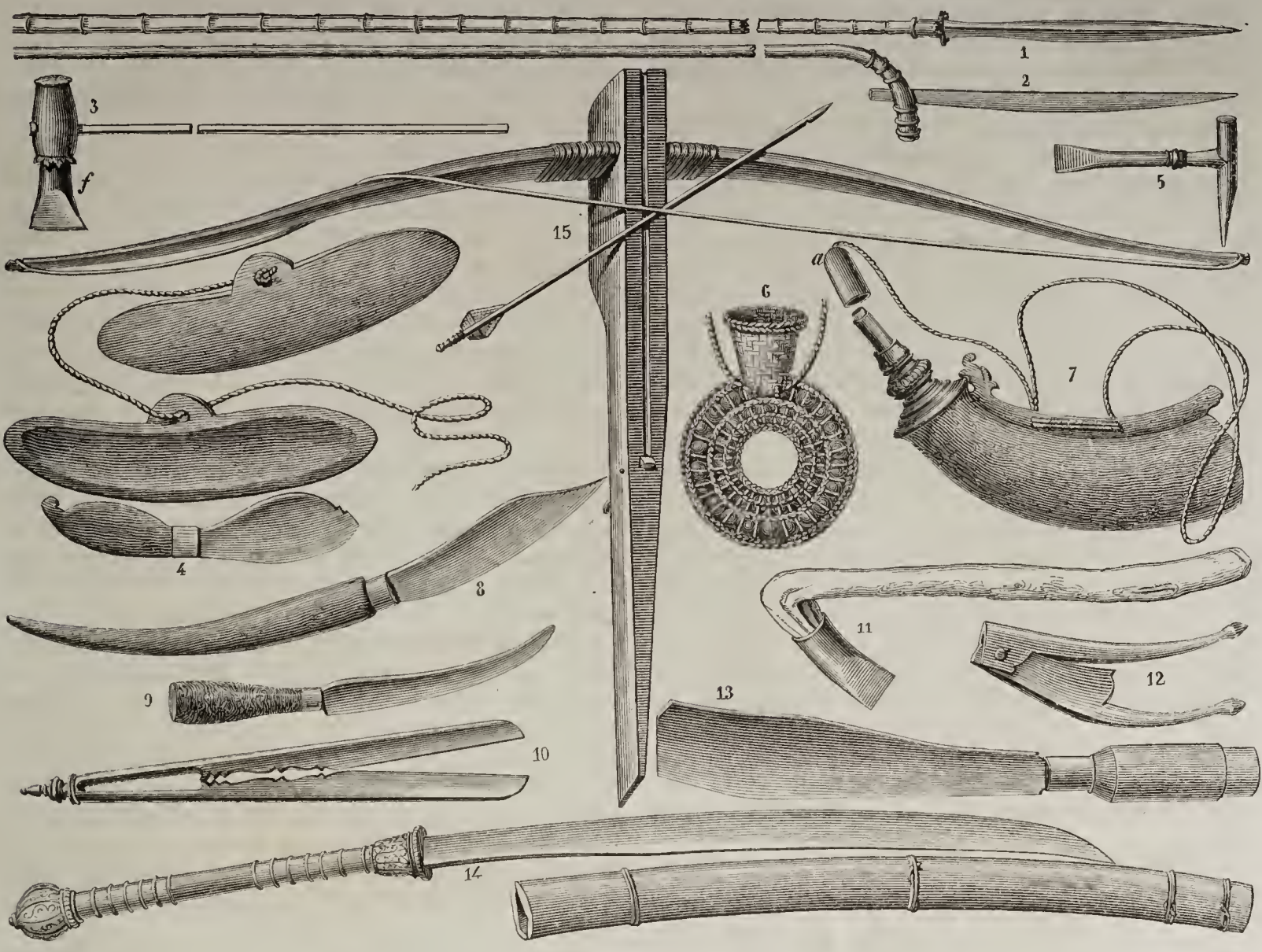
1 Garnwinde. 2 Korb und Bogen zum Entkörnen der Baumwolle. 3 Spinnrad. 4 u. 5 Spindel für Hanf. 6 Garnwinde für Seide. 7 Egge, 1,30 Meter lang. 8 Pflug von Holz, 1,80 M. lang; *e* Schneide von Eisen, *b* Joch für die Zugbüffel. 9 Sichel, 0,20 M. lang. 10 Hacke.

war. Sie werden vom Könige ernannt, nur die beiden Vorsitzenden werden vom birmanischen Hofe ernannt und stehen im Range höher als die anderen. Der dortige birmanische Oberbeamte hatte verlangt, daß Lagree vor der Audienz beim Könige die Fußbekleidung ablegen solle, er bestand aber nicht mehr auf dieser Zumuthung als sie rundweg verweigert wurde, und veranstaltete zur Erheiterung der Fremden ein Ballet, welchem ein Ringkämpfen folgte.

Die Stadt Xieng Tong liegt auf vier oder fünf kleinen Hügeln und ist mit einer unregelmäßigen Backsteinmauer nebst Graben umzogen; ihr Umfang beträgt etwa 12 Kilometer, aber nur ein Viertel davon ist bebaut. Man findet Häuser aus Holz, Bambus und gestampfter Erde; manche stehen auf Pfählen, andere auf dem platten Boden. Die Bauart der etwa 20 Pagoden erinnert an China. Die Europäer kamen rasch mit dem König in das beste Einvernehmen; er lud sie für jeden Abend ein, ließ alle Etikette bei Seite und ließ sich gern unterrichten über die Besitzungen der Europäer in den indochinesischen Ländern. Es ergötzte ihn sehr, wenn er sah wie Abends der Botaniker mit einem Arm voll Pflanzen heimkam, und eines Tages ließ er mehr als 50 verschiedene Arten herbeischaffen; er war sehr erstaunt, daß derselbe sie alle schon kannte. Schreibzeug, Feder, Loupe ꝛc. gaben ihm Anlaß zu mancherlei Fragen.

Eines Tages äußerte der König den Wunsch, zu sehen,

wie die Europäer ihre Mahlzeiten halten. Sie ließen also ihren Koch mit den erforderlichen Geräthen in den Palast kommen, wo man ihm Hühner, Eier, Bohnen, Schweinsfleisch ꝛc. zur Verfügung stellte. Er verrichtete seinen Dienst und die Speisen wurden dann in englischen Fayencegeschirren und silbernen Schüsseln des Königs aufgetragen. Die



Waffen und Geräthschaften der Laos.

1 Lanze zur Elephantenjagd, 4,20 Meter lang. 2 Lanze für das Fußvolk. 3 Scharfe Hacke zum Niederhauen von Bäumen, 1,20 M. lang; der Theil *f* ist beweglich und kann perpendiculär gestellt und als Hohlbeil verwandt werden. 4 Rasirmesser im Futteral, 0,20 M. 5 Schraubenzieher und Hammer für die Flinte. 6 Kugelbüchse aus geflochtenem Bambus. 7 Hölzernes Pulverhorn, der Deckel *a* ist das Pulvermaß. 8 Gewöhnliches Messer, 0,40 M. 9 Dolchmesser, 0,25 M. 10 Scheere, 0,30 M. 11 Kleine Hacke, 0,30 M. 12 Scheere zum Zerbrechen der Arekanüsse, 0,17 M. 13 Hackmesser. zum Bahnbrechen im Gestrüpp, 0,40 M. 14 Säbel und Scheide. 15 Bogen und Pfeil aus Bambus.

Königin war hoch erfreut über so viel Neues, das sie gesehen hatte.

Am 8. September verließ die Expedition Muong Yong, wo sie mehr als vier Wochen aufgehalten worden war, und trat die Wanderung nach der chinesischen Grenze an. Wir sind ihr durch das Land der Laos gefolgt und scheiden nun mit ihr von diesem in vielfacher Beziehung interessanten Volke des sogenannten Hinterindiens oder Indochinas. Zum Schlusse geben wir zwei Illustrationen, welche dem Leser Geräthschaften und Waffen veranschaulichen.

Die Russen in Sibirien.

Eine Studie von **Albin Kohn.**

II.

II. Rußland colonisirt Sibirien.

Wohl schon während der Periode, in welcher die Eroberung Sibiriens ihren Verlauf nahm, sendete die russische Regierung Colonen aus, um das Land zu russificiren. Am wahrscheinlichsten ist es, daß sie schon damals Kasakencolonien einrichtete, denn darauf weisen die vielen Dörfer hin, in denen sich noch heute die Tradition erhalten

hat, daß sie einst „Stannicy“, Kasakenstandquartiere, gewesen sind. Es ist dieses das römische System, mittelst dessen, nachdem die Legionen einen Landstrich erobert hatten, sie in demselben ansässig wurden und gewisse Ländereien erhielten, welche sie bebaueten und für sich benutzten. Auch die Kasakencolonien waren mit Ländereien ausgestattet und hatten nur die Pflicht, kampfbereit zu sein, sowohl für den Angriffs- wie für den Vertheidigungskrieg.

An eine Entsendung freiwilliger, nicht militärischer Colonen konnte wohl die russische Regierung nicht denken, einmal deshalb nicht, weil selbst das europäische Rußland sehr dünn bevölkert ist und in ihm jetzt kaum 700 Menschen auf die Quadratmeile kommen, in Folge dessen, wie Tengoborski in seinen „Etudes sur les forces productives de la Russie“ sehr treffend und kurz sagt: „Ce sont plutôt les bras qui manquent au travail,“ und zweitens, weil der Bauer in Rußland bis noch ganz vor Kurzem Leibeigener des Gutsherrn war, und ihm also nicht das Recht der freien Verfügung über sich zustand. Die Bauern der sogenannten „Krongüter“ oder Staatsdomänen nach Sibirien überzusiedeln, hat wohl kein Herrscher Rußlands versucht, weil er hierdurch diese Güter entwerthet hätte.

Wie in allen despotischen Staaten, erlaubt auch das Gesetz in Rußland die Verbannung, und wohl diese Strafweise war es, welche frühzeitig angewendet wurde, um die nach und nach den Mongolen und den ihnen verwandten Stämmen bis an den Ural hin entrissenen Provinzen zu colonisiren, ihnen einen russischen Anstrich, den besiegten und unterjochten Volksstämmen aber Wächter und Rechtsnachfolger zu geben. So wurde das Gouvernement Wjätka, Perm, Astrachan, ja selbst Nischnynowgorod bevölkert, das ja einst größtentheils im Besitze der Tataren war; so wurde auch später Sibirien mit Europäern, ja sogar mit Asiaten bevölkert.

Die Regierung legte in den successive eroberten Landestheilen Bergwerke, besonders Goldwäschereien, Eisen- und Kupferwerke an, in welche sie Verbrecher als Strafarbeiter sendete; sie waren die ersten nicht militairischen Bewohner russischen Ursprungs.

Ich muß hier einzelne, dem Europäer gewöhnlich unbekannte Eigenthümlichkeiten der gesetzlichen Bestimmungen Rußlands anführen, um dem Leser den Schlüssel zum Verständnisse des Colonisationssystems zu bieten.

Das russische Strafrecht kennt die Todesstrafe für gemeine Verbrechen nicht; nur dem politischen Verbrecher droht Galgen oder Kugel. Jedes strafrechtliche Urtheil, außer wenn es nur auf einstweiliges Entfernen des Verurtheilten von seinem Wohnorte lautet, zieht den bürgerlichen Tod und den Verlust jeglichen Eigenthums, das ihm während der Vorlesung des Urtheils gehört *), nach sich. Der Verurtheilte verliert überdies alle Standesrechte, sowohl die ererbten als auch die erworbenen und jegliches Recht an seine Familie. Mit dem Augenblicke der Vorlesung des verdammenden Urtheils hört selbst die Ehe auf, und kann ihre Gültigkeit nur dadurch wieder hergestellt werden, daß der nicht verurtheilte Ehegatte dieses ausdrücklich erklärt. In diesem Falle hat er auch das Recht, dem verurtheilten Gespons in die Verbannung zu folgen und wird wie der Verurtheilte auf Staatskosten an den Bestimmungsort des Verurtheilten befördert. Hat der nicht verurtheilte Gatte nicht erklärt, daß er nach der Verkündigung des Urtheils seine Ehe für zu Recht bestehend erachtet, so kann der Deportirte nach seiner Ankunft in Sibirien sofort wieder eine eheliche Verbindung eingehen. Jedenfalls gehörten aber die Nachkommen eines zur Deportation Verurtheilten dem Staate an, waren zeitlebens rechtlos, und erstreckte sich dieses Verhältniß auf die ganze Descendenz. Erst Kaiser Alexander hob die letztere Bestimmung auf und gab den sogenannten „Maloletki“ (Minderjährigen) bäuerliche Rechte, er stellte sie rechtlich mit den freigeborenen, nicht von deportirten Strafarbeitern abstammenden Bauern gleich.

In Rußland wird zwar der Verbrecher auch, wie in anderen Ländern, nur zu einer bestimmten Anzahl von Jahren zu Strafarbeiten verurtheilt, indeß ist diese Bestimmung rein illusorisch. Nur der politische Verbrecher hat die Hoffnung, einst wieder frei in seine Heimath zu gelangen und zwar nicht auf Grund irgend eines bestehenden Gesetzes, sondern lediglich in Folge einer Begnadigung, welche gewöhnlich in Folge irgend eines außergewöhnlichen Hofereignisses in Form eines „Manifestes“ gewährt wird. Solche Manifestbegnadigungen werden häufig auch, besonders nach dem Tode eines Kaisers und der Thronbesteigung seines Nachfolgers, auf die gemeinen zu Strafarbeit verurtheilten Verbrecher ausgedehnt. Diese werden jedoch nicht in ihre Heimath entlassen, sondern müssen für ihr ganzes Leben in Sibirien als Ansiedler, „Posjelenjec“, verbleiben, zu welchem Loose auch derjenige verdammt ist, der seine Strafzeit in der Strafanstalt „in der Arbeit“ verbüßt hat.

So lange in Rußland die Leibeigenschaft dauerte, hatte der Staat noch eine Quelle, aus welcher er Colonen bezog. Der Gutsbesitzer nämlich war zwar Herr über Leib und Seele sowie auch über das Vermögen des Leibeigenen, besaß aber nicht das Jus gladii; er durfte sein lebendes, auf zwei Füßen gehendes Eigenthum mißhandeln, bis aufs Blut peinigen und aussaugen, aber nicht tödten. Dieses eigenthümliche Verhältniß veranlaßte sehr häufig die Bojaren, daß sie ihnen unangenehme Individuen dem Staate zur Ansiedelung in Sibirien oder auch zum Einstecken in die Armee schenkten.

Sehr treffend äußert sich hierüber der russische Schriftsteller Schelgunow, daß der Gutsherr das Stubenmädchen, dessen Physiognomie der Gutsdame nicht gefiel, oder die Wäscherin, welche ihm das Hemd schlecht geplättet hatte, nach Sibirien sendete, wo sie fern von den Ihren ein freudenloses Dasein führten.

Erst spät, und zwar schon zur Zeit des jetzigen Kaisers, sah man lange Züge freiwilliger Colonisten mit ihren Familien und ihrer fahrbaren Habe Sibirien passiren. Sie siedelten sich jedoch nicht in Sibirien selbst an, sondern gingen ins Amurland. Wenigstens ist keiner der Züge in Sibirien geblieben, mit welchen ich während meines vieljährigen Aufenthaltes daselbst in Berührung gekommen bin. Alle aber stammten aus solchen Gegenden des europäischen Rußlands, welche sich nicht durch Fruchtbarkeit auszeichnen, in denen der Bauer bei der Befreiung von der Leibeigenschaft nur ein kleines Stück Acker (Nadjel = Antheil) erhalten, und in denen sich die Industrie noch nicht entwickelt hat.

Aus Obigem darf nicht gefolgert werden, daß die Voreltern aller jetzigen Bewohner Sibiriens zu Strafarbeiten verurtheilte Verbrecher gewesen seien. Gewiß ist, daß einige, wenn auch wenige Familien freiwillig aus Rußland kamen und sich in den nach und nach erbaueten Städten ansiedelten. Außerdem wurde und wird doch nicht jeder Verbrecher auf der That ergriffen, oder es wird ihm das Verbrechen doch nicht dermaßen erwiesen, daß er zu Strafarbeit verurtheilt werden kann. Solche Verbrecher und diejenigen, die sich ein Vergehen haben zu Schulden kommen lassen, wurden (und werden wohl noch) zur einfachen Deportation, zur soforti-

*) Nach der Publication des Urtheils kann der Verurtheilte in den Besitz von Millionen gelangen; sie verbleiben sein unbestrittenes, gesetzliches Eigenthum.

gen Ansiedelung (Posjelenje) verurtheilt, und schon ihre Kinder erhalten die gewöhnlichen bürgerlichen Rechte, d. h. sie werden bäuerlichen oder städtischen Gemeinden zugeschrieben.

Die Nachkommen dieser letztern Kategorie von Ansiedlern bilden den Kern, die Hauptmasse der jetzigen russischen Bewohner Sibiriens. Die zur Strafarbeit verurtheilten haben sehr wenig zur Vermehrung der Volkszahl beigetragen. Die eigenthümliche Einrichtung der Strafanstalten ermöglichte es den Verbrechern jederzeit aus ihnen zu entfliehen, ja reizte sie hierzu an und sie führten ein wahres Nomadenleben, da sie während des Sommers in Freiheit von Ort zu Ort, häufig bis nahe an ihre Heimath zogen, sich im Winter fangen, unter falschem Namen verurtheilen und wieder nach Sibirien senden ließen. Sie wurden in diesem Falle, wenn ihnen kein neues Verbrechen bewiesen werden konnte, höchstens zu einer vierjährigen Strafarbeit verurtheilt, welche viele aushielten, um später als Ansiedler ein ruhiges Leben zu führen. Die meisten jedoch lebten nur als Vagabunden, „Bradjaga“, welche das Gefängniß ihr „Vaterhaus“ nennen und in diesem sterben.

Die russische Regierung hätte längst einsehen müssen, daß sie, durch diese Art der Benutzung Sibiriens, das ja selbst dortige hochstehende Beamte nur ein großes Gefängniß nennen, in welchem es eigentlich gleichgültig sei wo sich der deportirte Europäer aufhalte, das ungeheuere Land nicht bevölkern könne. Jährlich gehen durch Tobolsk, wo die Hauptexpedition der Deportirten, der „Prikas o ssilnych“*), ist, über hunderttausend Individuen. Im Jahre 1863 gingen durch diese Expedition 104,031 Mann. Nach Kolbe und Pokrowski, welche über die Deportation und die Gefängnisse Rußlands genaue Untersuchungen angestellt haben, befinden sich im großen Durchschnitte jährlich 321,612 Menschen in den Gefängnissen des europäischen Rußlands in Untersuchungshaft, und werden alljährlich 79,029 verurtheilt und deportirt. Anderen Quellen zufolge soll die Durchschnittssumme der Untersuchungsgefangenen 376,512, die der Deportirten aber mehr als 100,000 betragen. Wenn wir diese enormen jährlichen Menschensendungen mit der actuellen Bewohnerzahl Sibiriens (kaum 7,000,000 inclusive der Pseudoautochthonen) vergleichen; wenn wir ferner in Betracht ziehen, daß diese Sendungen schon über 200 Jahre dauern, so muß uns das Verderbliche des Systems um so klarer werden, als wir wissen, daß das europäische Rußland durchaus nicht an Uebervölkerung leidet und es nicht die hinreichende Menschenzahl besitzt, um seine ungeheueren Naturschätze zu heben und in Volksreichthum umzuwandeln.

Wir haben, ehe wir das Capitel über das russische Colonisationssystem verlassen, noch eine Seite desselben, die moralische, zu beleuchten.

Rußland sendete bis jetzt den Abschaum seiner Bevölkerung — wenn wir die nicht für immer deportirten politischen und Staatsverbrecher ausnehmen — nach Sibirien, und bevölkerte es mit den Elementen der Unordnung in jeglicher Beziehung. Räuber und Raubmörder, Gatten-, Gattinnen- und Kindermörder, Diebe und Hehler, Falschmünzer, Betrüger, untreue Beamten sollten bis jetzt das Land bevölkern und sich der socialen, durch das Gesetz vorgeschriebenen Ordnung fügen. Hierzu kommen noch die religiösen Fanatiker, die sogenannten „Starowjerzy“ (Altgläubigen), die physisch unfruchtbaren „Skopcy“ (Gehammelten, Verschnittenen), welche selbst den ehrlichen Menschen für unrein halten, und die fast unfähig sind, sich einer nicht in den alttestamentalischen Bibelkram hineinpassenden Ordnung zu fügen.

Wenn wir dieses Alles überdenken, wenn wir außerdem noch erwägen, daß jeder der ungezählten Völkerstämme Rußlands sein Contingent Deportirter nach Sibirien sendet, in Folge dessen man dort der Religion nach Orthodoxe, Altgläubige, Skopzen, Sabbathfeierer (eine besondere Secte der griechischen Kirche), römische Katholiken, Protestanten (beider Confessionen), Juden, Karaiten (eine jüdische Secte, deren Hauptsitz Troki im Gouvernement Wilna ist), Mohammedaner, Kryptofetischanbeter; der Nationalität nach: Russen, Polen, Deutsche, Esten, Sirianen, Mordwinen, Wotjaken, Permjaken, Kasansche Tataren, Grusiner, Armenier, Lesghier, Bulgaren, Perser, Türken, Zigeuner, ja sogar hin und wieder einen Mohren findet, so wird man die Unzulänglichkeit der Deportation nach Sibirien begreifen und einsehen, daß in diesem Lande eigentlich der Belagerungszustand der normale Rechtszustand der Bewohner sein muß, unter dessen Drucke auch naturgemäß diejenigen leiden, welche entweder freiwillig nach Sibirien gekommen oder doch gesetzlich als freie Menschen zu betrachten sind.

In neuester Zeit ist zwar das Gefängnißsystem in Rußland geändert worden; es werden auch, wie die Bestimmungen lauten, nur schwere Verbrecher deportirt und in die Kohlengruben der halb russischen, halb japanischen Insel Sachalin gesendet; aber die Verwaltung Sibiriens ist immer noch in den Händen von Generälen, welche keinen Sinn für bürgerliches Recht haben und bis jetzt war leider das Land nur einmal, am Anfange unseres Jahrhunderts, der Verwaltung eines durch Talente und Verdienste ausgezeichneten, aus den unteren Ständen emporgestiegenen Civilisten, des auf dem Sterbebette zum Grafen ernannten Speranski, anvertraut, dessen sich heute noch alte Männer mit Thränen der Dankbarkeit im Auge erinnern. „Daj Boch Speranskawo“ (Gott gebe einen Speranski), ist der fromme Wunsch der Sibirier, welche Speranski nur aus der Tradition kennen.

Soweit mir bekannt, hat bis jetzt in Sibirien noch Niemand, wie es in Australien der Fall gewesen, gegen die Einführung von Verbrechern remonstrirt. Die russische Regierung würde auch nicht, wie die englische, eine solche Remonstration für einen Beweis von Reife und Moralität des Volkes, sondern für eine Auflehnung angesehen und sie schwer geahndet haben, da man leider in Petersburg noch nicht so weit ist, das Volk für etwas mehr denn für Figuren auf dem Schachbrette und für Steuerproducenten zu halten.

*) Der Prikas o ssilnych war wenigstens dort als ich nach Sibirien deportirt wurde und mir meine Notizen sammelte. Seit einigen Jahren ist er in Tjumen.

Skizzen aus Chile.

Von **Dr. med. Georg Thiele.**

I.

Zur See von Valparaiso nach Chañaral.

Der Morgen des 16. October (1873), welcher dem Abend unserer Abfahrt von Valparaiso folgte, war kalt aber klar, so daß sich die nahe chilenische Küste deutlich übersehen ließ. Es war ein dürres Sandland, über welchem wenige Schritte landeinwärts vegetationslose Felsen, etwa bis zur Höhe von 500 bis 800 Fuß, sich erhoben. Etwa gegen Mittag, unmittelbar hinter einem steilen und höhern Felsen, trat das Ufer zurück und ward allmälig unsichtbar. Dies war der Eingang zur Bucht von Tongoi, von wo eine Eisenbahn nach Ovalle führt, welcher letztere Ort eine früher reiche, jetzt sehr wenig ergiebige Kupfermine hat, und außerdem führt jetzt eine Eisenbahn von Ovalle nach la Serena, so daß Tongoi ganz verfallen ist.

Allmälig bekamen wir das Ufer wieder zu Gesicht, immer gleich dürr und hoch, bis nach Coquimbo. Hier erscheint zuerst ein ganz baumloser aber völlig grüner Berg, dessen helle Farbe in Verbindung mit seiner beträchtlichen Höhe sonderbar gegen das dürre, felsige Ufer absticht. Dann kommt noch ein sehr schroffer, ganz weiß aussehender Fels, auf dessen Spitze sich der hohe Thurm des Schmelzwerkes von Guayacan erhebt; und ist man um diese Ecke herum, so befindet man sich in der Bucht von Serena. Serena ist nach Valparaiso und Santiago eine der bedeutendsten Städte des Landes. Sie liegt in einer sehr fruchtbaren Gegend, und wir sahen sie in ein anmuthiges Grün gehüllt im Hintergrunde der Bucht liegen. Da diese zu seicht ist, so gehen die Schiffe nur bis Coquimbo, einem kleinen Städtchen, mit dem jenes durch eine Eisenbahn verbunden ist.

Das Schiff, dessen Verdeck fortwährend mit Fruchthändlern überfüllt ist, so daß es einem wandelnden Frucht- und Gemüsegarten gleicht, blieb in Coquimbo sechs Stunden und wir begaben uns ebenfalls ans Land. Während landeinwärts überall fruchtbarer Boden ist, ist die Küste allenthalben dürr und steinig. Das gut gebaute Städtchen hat eine Markthalle, breite Straßen und auf dem Marktplatze geschmackvolle Parkanlagen. Auf einer Estrade vollführte eben eine Musikbande ein wahrhaft schauriges Concert. Einige Coquimbaner und Coquimbanerinnen lustwandelten zu diesen erheiternden Klängen in der Abendkühle. Nachts 1 Uhr dampfte das Schiff aus dem Hafen hinaus.

Hinter Coquimbo beginnt allmälig der unfruchtbarste Theil Chiles, die eigentliche Wüste Atacama, nur hin und wieder von einzelnen fruchtbaren Thälern durchzogen. Ein solches ist Huasco, wo wir gegen Mittag des 17. anlangten. Das Ufer selbst ist öde wie überall, und ein großer, noch ganz dürrer Berg verdeckt die Aussicht in das Thal, das eins der schönsten in Chile sein soll. Es ist auch ziemlich groß und beherbergt zwei leidlich bevölkerte Städtchen, Freirina und Vallenar. Indessen ist diese Gegend noch ziemlich terra incognita, und es wohnt weder in Freirina noch in Vallenar ein Europäer. Auch der Menschenschlag hier ist wegen seiner Schönheit wohl belemmundet. Wir sahen davon nur eine Menge junger Mädchen, die auf das Schiff kamen um Früchte zu kaufen, und sie stachen durch ihre stattlichen Figuren gegen die meist kleinen und unansehnlichen Chilenen vortheilhaft ab. Auch näherten sich ihre Gesichter mehr unseren europäischen Begriffen von Schönheit als die übrige Race hier im Lande; dagegen waren sie alle tief kupferbraun und sonach wohl noch unvermischte Indianer.

Nach Huasco wird der Anblick des Ufers immer abschreckender und dürrer. Selbst die Cacteen, die bis dahin noch hier und da auf den Uferfelsen saßen, beginnen zu fehlen. Gegen 4 Uhr erreichten wir Carrizal Bajo, wo große Kupferminen sind. Der Ort ist einer der volkreichsten Plätze an der Küste, hat aber verhältnißmäßig wenig Leben und Verkehr, da sonst alles ausschließlich Domäne eines großen Grundbesitzers ist.

Hinter Carrizal Bajo beginnt das Ufer niedrig zu werden. Ein großer sargförmiger Berg zeigt den Seeleuten, daß sie sich der Bucht von Caldera nähern. Caldera selbst ist noch über eine geographische Meile vom Berge entfernt, neben dem sich die ehemalige Mündung des Flusses Copiapó befindet, sowie der Platz, wo einst Puerto Copiapó stand. Letzteres war einst, ehe Caldera erbaut wurde, der Hafen der Provinz; heute aber steht kein Haus mehr da und lebt keine Seele daselbst, obgleich auf den in Deutschland üblichen Karten Puerto Copiapó als ziemlich große Stadt gedruckt erscheint.

Wir erreichten Caldera in der Nacht und verließen am Morgen des 18. das Schiff. Caldera ist eine Stadt, die erst 20 Jahre alt ist oder noch jünger. Am Ende der funfziger Jahre stieg der Export von Erzen aus Copiapó derart, daß man sich veranlaßt fand, eine Eisenbahn von Copiapó nach der Küste zu bauen. Man führte diese Eisenbahn nach dem Punkte der Küste, der den besten Hafen bietet und hier entstand Caldera; das erwähnte Puerto Copiapó ging ein. Caldera liegt an einem sanft ansteigenden Sandufer und ist regelmäßig gebaut, sehr sauber für dieses Land und hat einige größere öffentliche Gebäude. Zur Zeit seiner Blüthe zählte es über 6000 Einwohner, heute wenig über 1000, hat aber als Haupthafen der Provinz viel Verkehr. Es hat, wie man sagt, von allen Städten Südamerikas das beste Klima. Da es indessen hier nie regnet und auch keine Süßwasserquellen giebt, so hat es auch keine Vegetation — nichts als Sand und im Hintergrunde die nackten Felsen der Wüste Atacama.

Um 12 Uhr fuhren wir mit dem Zuge nach Copiapó. Die Fahrt dahin ist für den, der die Wüste noch nicht gesehen hat, sehr interessant. Wir fuhren zuerst über eine große Sandfläche, rechts und links von rothen Hügelreihen begrenzt. Der Sand ist nicht ganz ohne Vegetation, es wachsen einige Blumen und Kräuter darin, die sogar recht hübsch gefärbte und stark riechende Blumen tragen. Für gewöhnlich sehen sie verdorrt und vertrocknet aus, da es hier nie regnet; nach einem recht feuchten Nachtnebel werden sie jedoch für einige Tage ganz grün und blühen schleunigst. Allmälig erreicht man die Hügelreihen und fährt in ein etwas schma-

leres Thal hinein, aus dem ein wasserloses Flußbett herauskommt, das noch weit in die Wüste hinein zu erkennen ist durch den reichlichen Wuchs einiger Gräser, der sich in ihm entfaltet. Dies ist der ehemalige Fluß Copiapó. In deutschen Geographiebüchern wird noch von einem schiffbaren Flusse Copiapó gesprochen. Das Flußbett ist aber gewiß schon seit mehr als 100 Jahren von Copiapó ab, wo fast alles Wasser zur Bewässerung der Felder gebraucht wird, ohne Wasser. Ein Theil sickert wohl im Grunde des Sandes dem Meere zu, daher die stärkere Vegetation.

Da, wo die Eisenbahn das Flußbett erreicht, ist die erste Station, Monte amargo (Bitterberg). Der Boden ist hier überall mit einer beinahe weiß aussehenden Erde bedeckt, welche reichlich Soda enthält. Ein Engländer hat darum hier ein vorläufig noch sehr bescheidenes Etablissement zur Gewinnung von Soda errichtet. Die Fahrt geht nun in einem langen, meist sehr schmalen Thale weiter bis Piedra colgada (hängender Stein), so genannt von einem kleinen Felsen, der aussieht als ob er jeden Augenblick über die Schienen herunterfallen wollte. Hier erweitert sich das Thal wieder und es beginnt einige Vegetation, ziemlich dichtes Gesträuch und hohes Gras. Zwei kleine Haciendas sind nicht weit von der Eisenbahnstation.

Etwas nach 3 Uhr erreichten wir Copiapó. Die Lage der Stadt ist ganz so wie man sich eine Oase in der Wüste vorstellt; rund herum umgeben von ziemlich hohen, ganz kahlen Bergen, gewährt dieselbe mit den vielen Gärten, welche die ganze Stadt durchziehen, in der That einen sehr hübschen Anblick. Auch weiter hinauf im Thale wird noch Ackerbau getrieben und namentlich sind die Früchte von Copiapó als sehr gut berühmt, besonders Orangen und Wein, auch eine Palme gedeiht noch daselbst. Das Klima jedoch ist nicht gesund, da außerordentlich heiße Tage mit recht kalten Nächten abwechseln. Die Stadt ist ziemlich alt, wohl schon 300 Jahre, und verdankt ihre Existenz in einer Gegend, wo eigentlich wenig Menschen leben, zwei Umständen. Erstens führt in ihrer Nähe der niedrigste und gangbarste Paß von ganz Südamerika über die Cordillera nach der argentinischen Republik. Die Mehrzahl der großen Rindviehtransporte, mit denen die argentinische Republik die ganze Westküste versorgt, geht über Copiapó und Caldera. Zweitens sind in ihrer Nähe von Alters her große Silber- und Kupfergruben. Am Ende der funfziger Jahre waren dieselben sehr ergiebig, so daß Copiapó einen enormen Aufschwung erfuhr. Deshalb baute man eine Eisenbahn, die wiederum zur Erbauung von Caldera führte. Die nachfolgenden Jahre waren die Blüthezeit der ganzen Gegend. Im Jahre 1866 förderte eine einzige Grube über zwei Millionen Dollar an Silber zu Tage. Dies war der berühmte Silberfund von Chañarcillo, der größte, der je in Südamerika gemacht wurde. Allmälig wurden aber die Gruben unergiebig und sind augenblicklich so schlecht, daß nur wenige die Bearbeitungskosten eintragen. Außerdem wurden reiche Minen zu Caracoles, einem weiter nördlich gelegenen, zwischen Chile und Bolivia streitigen Gebiete, entdeckt. Alle Minenspeculanten ꝛc. verließen Copiapó und so ist es gegenwärtig auf 1000 Einwohner gesunken. Indessen erwarten diese einen neuen Aufschwung der Stadt von einem andern Unternehmen. Schon lange trägt man sich mit dem Gedanken, Chile und die argentinische Republik durch eine Eisenbahn zu verbinden. Diese Eisenbahn wird wohl ohne Zweifel (?) über den oben erwähnten Paß geführt werden und dann auch über Copiapó gehen. Bereits ist das Project genehmigt und wird vielleicht auch ausgeführt werden.

Im Uebrigen läßt sich von Copiapó wenig sagen. Die Stadt ist, wie alle spanischen Städte, mit großer Raumverschwendung gebaut. Fast jedes Haus hat seinen meist ziemlich großen Garten; sie sind alle einstöckig, der hier sehr häufigen Erdbeben wegen. Die Plaza (der Hauptplatz) gleicht einem sehr hübschen Parke. Mit dem einzigen Zuge, der täglich geht, fuhr ich gegen Mittag nach Caldera zurück, bestieg am Montag Morgen die Limeña und kam nach einer Fahrt von 4 Stunden, die nichts bot als den Anblick der nackten steinigen Ufer, an den ich nun schon gewöhnt war, nach Chañaral.

Zur ostfriesischen Neck- und Spottlust.

Von **Hermann Meier** in Emden.

II.

Hier mag es uns gestattet sein, einige weitere Zärtlichkeiten aus dem benachbarten Jeverlande mitzutheilen. Da heißen die Sillensteder Puutfangers, die Oldorfer Butsteckers, die Waddenwarder Ziefersökers, die Schortenser Hundedragers, die Clevernser Tunsingers, die Sengwarder Schaapdeefe, die Burhaser Buddelers, die Waddenser Kröge, die Stollhammer Strappenlukers, die Abbehauser Jahnuppers; sodann heißen die Münsterländer Flintsteenen, Münsterland und Hümling Fürsteenenland.

Die Erklärung dieser Benennungen ist nicht leicht und da uns Sagen dafür fehlen, so unterlassen wir es gern, unsere Hypothesen mitzutheilen und begeben uns wieder in das Herz Ostfrieslands.

Die Gastfreundschaft, von der schon oben die Rede, ist nicht bloß in Emden und Norden, sondern auch noch in mancher sonstigen Gemeinde das Object der Satyre. Von Königshook, Brookzeterlerfehn und Iheringsbäck heißt es:

Hook un Brook un Bäk
Dat is'n quade Sträk;
Dee nix het un nix kan kriegen
De mag man to Hook un Brook un Bäk utbliefen.

Von Norden:

Nörden is'n grote Stadt,
Dee wat het, dee köft sük wat.
Man dee nix het un nix kan kriegen
Dee mag man ut Nörden bliefen.

Von Hage heißt es ebenfalls:

In Hage
Is anders nix as Kummer un Plage,
De nix het etc.

Wer von Kniephusen (Kuyphauſen) un Holfast (Holtgaſt) iſt, iſt auf dem Wege, ein Harpax zu werden, wenn er's nicht ſchon ſo weit brachte.

In beſſerm Geruch ſteht Timmel:

Wen't up is, wen't al is,
War krieg wi wat wär?
Dan ga wi na Timmel,
Un bädeln wat wär.

In Aardorf iſt aber nichts zu erwarten, denn deſſen Bewohner ſind wenig ökonomiſch, darum iſt:

Aardörp 'n naar Dörp,

und

Dat is de Aardörpers hör Nood,
's Winters geen Botter un's Sömmers geen Brood.

Trauriger iſt's in Midlum, denn

De Midlemer Klatten
Hangen bi de Latten.
Se fräten de Lusen
Bi Hundert un Dusend.

Hier muß es arg ausgeſehen haben, wenn nicht ein galliger Reimſchmied bloß ſeinem Privathaß Genüge gethan hat. Welches Midlum gemeint (wir haben ein Groß- und Klein-Midlum) iſt nicht geſagt; war's je wahr, hat ſich's jetzt ins Gegentheil verkehrt für beide Gemeinden.

Auch in Stapelmoor muß die Gaſtfreundſchaft oder der Fleiſchvorrath nicht groß geweſen ſein:

In Stapelmoor, in Stapelmoor
Dar wohnt'n Wief, 't heet Antje.
Wenn ik dar koom, wenn ik dar koom,
Dann braad's Purren (Kröten) in't Pantje.

Für den Durſtigen paßt es nicht in Collinghorſt:

Hest du Dörst
Ga na Cöllinghöst;
Dar is'n lutjet Hundje
Dat p— di wat in't Mundje.

Oder bezeichnet das „Hundje" das Schnapsglas? Dann wär's hier faſt ſo gut, wie zu Heſel:

Weet Ji wal, war Hesel ligt?
Hesel ligt in't Runde.
Hesel is dat Supersloog (Säuferdorf)
Dar supt't Jungvolk as Hunde.

Ferner iſt Remels den Trinkluſtigen und Arbeitsſcheuen zu empfehlen:

Remels ist dat fiene Loog
In't Uptlengender Kuntrei
's Mörgens in un ut de Kroog
De Glasen grot un vul genoog
Un nix to doon as: „Lang ins her!"
Jee's wat spälen de Remelsders moj Wär.

Dahingegen liefert Filſum „wat vör 't Mes", aber der Magen ſeiner Bewohner vermag auch was:

In Fils'm hebben s'de Swien so dick,
De Fils'mer Buren de mög'n wol'n Stück,
Um dat s'de Swiene so verehrt
Sünt s' ok wol de dikke Swiene werth.

und iſt der Aufenthalt hier jedenfalls angenehmer als

In Ihren
War alle Swiene gieren,
War de Kalfer blarren,
War de olde Wiefen gnarren (knurren).

Hochmuth und Verſchwendung wird in folgenden Reimen gegeißelt:

He leeft as de Heer van Hage,
Dragt sien moj Kleed alle Dage.

Wat is d'r 'n Wind in Westerbur,
Wat is d'r 'n Staat in Akkum.

Krunkel mi de Kraag nich, 'k bin van Jever; trotzdem heißt es auch hier: Jung, haal mi vör 'n Groten Törf in 'n Slutkörf (Armkorb).

Auch die Audörper Stackohren ſind ſtolze, ſteife Leute. Doch was iſt das gegen Manſlagt, wo einſt Frauen ihre Männer erſchlugen? (Soll auch ſonſt paſſirt ſein!) Darum: Alles in de Welt, man geen Wief ut Man-slagt. Freilich ſagen die Damen dieſes Dorfes, daß jene Deutung falſch ſei, daß ſich dort einſt zwei Männer, beide Ritter, vor Wuth entbrannt, gegenſeitig verzehrten. Natürlich beſtreiten die Männer Manſlagts wiederum dieſe Lesart.

Schlimm muß es auch um Aurich herum ſein, reſp. geweſen ſein:

Extum, Haxtum, Rah'
Dar hau'n se sü'k mit d' Spa (Spaten).
In Wall
Wohn'n de Schelms un Deefe al.
De Sandhöster Heer
Ridd up appelgraue Peer.
In Wallinghusen
Dar slan se sük mit Klusen;
De olde Wiefen mit Speeken (Speichen)
Dat kun wal Walkenhusen heeten.
Egels ligt bi de Sied
De Galg is hör neet wied,
Popens is 'n Loog
Karkdörp is'n Hoorenploog.

Da bekommen alſo die neegen Loogen (neun Dörfer) mehr oder weniger ihr Theil. In Sandhorſt reſidirten früher die oſtfrieſiſchen Fürſten, in der Nähe von Egels war einſt der Richtplatz.

Nicht ſo ſchlimm, aber doch noch immerhin arg genug, iſt's dort, von wo es heißt:

Dun'mer Deuters
(in Dunum hat man Moſes und die Propheten).
Nägenbarger Fleuters
(ziehen als Flötenſpieler im Lande herum).
Warnsater Junkers (ohne Geld).
Burhafer Prunkers
(thun ſich gern „dicke", ohne dies zu ſein).
Upstäder Deefe
d' Abenster lopen mit Zädels un Breefe
(collectiren gern, weil ſie ungern arbeiten).

Auf eine ſolche Nachbarſchaft darf Wittmund ſich ſchon etwas zu Gute thun. Hier wie dort ſcheint die theologiſche Sünde eingezogen zu ſein, das Gute hörte auf as 't Bäden to Minsen (un to Wallum).

Auch Roggenſtede ſteht trotz ſeiner Methodiſtengemeinde im Schuldbuche: Liek to, as de Düfel to Roggstä. Da läßt man ſich doch immerhin lieber nach Nöttens verwünſchen, um dort 't Gösewaren (Gänſehüten) to lehren oder bleibt bei den Siegelſummern, die Katulen, oder bei den Neuburgern, die Sitt-in-de-Hosen heißen.

Das gute Hinte, reſp. Hinta, welches einſt die quade Foelke gebar, wenn ihre Wiege nicht in Strackholt ſtand, berühmt durch ſeinen auf dem Ausſterbeetat ſtehenden Markt und durch ſeine Pfeffernüſſe, hat ebenfalls mit der Kritik zu thun. Da heißt es einmal höchſt neumodiſch:

Weet Ji wal, wat Hinte is?
Hinte is 'n Loog
Un wen mien Brör (Bruder) na Hinte geit,
Dan bin ik blied (froh) genoog
De Hinter Pepernöten (Pfeffernüsse)
De sünt so krüdrig söten.

Das wäre nun gar schön, wenn es nur nicht sonst noch hieße: He het sük versehn, as de Backer to Hinte, de sien Wief vör'n Brod in d' Stä in de Backofen schoof (er hat sich versehen, wie der Bäcker zu Hinte, der anstatt des Brotes sein Weib in den Ofen schob). Wenn wir nun auch wissen, daß die Hinter Pfeffernüsse seit Jahren nicht besser geworden sind, da wird doch daran das „Weib" nicht Schuld sein. Doch Schuld oder Nichtschuld! wir traben lieber nach Norden, wo die Wissenschaft im Sinne Moleschott's, Liebig's und Anderer blüht, denn

Dree grote Bonen sünt so good,
as 'n Snute vul drög Broot,
seggen de Nörders,

und sie hatten und haben Recht, wenn sie nur an den Nahrungswerth dachten.

Auch die zu Riepe sind auf dem Gebiete der Naturwissenschaft wohl bewandert; leider steht aber auch hier das Utilitätsprincip oben an, wie bei so vielen anderen Völkerschaften. „'t rägnet Gras un Göseeier," segt de Riepster, wenn ein warmer Frühlingsregen sein Hoffnungsthermometer steigen läßt. Das ist doch immerhin eine bessere Gegend, als die, von der es heißt:

Backband, Plackland,
Heidfeld, Meedland, läge Gast
Sch—t in de Hood, wat darup wast!

Oder:

De Strackholders mit hör Sch—t, Sch—t, Sch—t,
Dat smiten se an de Weg bi Sied.
Dar putjen s' dör, dar patjen s' dör
Un kriegen 'n moje lechtbrune Klör.

Oder

Wult du 't Bessembinden lehren
Ga na d'Oldendörpster(Aurich—Oldendorf)Heeren;
De leggen 'n olle Stäl up't Pad
Un haun d'r 'n Foor Bessem Ries um plat.

Fruchtbarkeit, Reinlichkeit und Besitz müssen hier also gar nicht zu Hause sein.

Die zu Larrelt, Timmel und Felde haben mit der Geographie zu thun:

Larrelt ligt midden in de Warreld,

aber

Timmel ligt midden unner de Himmel,
Un Fell ligt midden boven de Hell.

Dem fragenden Zweifler oder zweifelnden Frager wird die Antwort: Dee 't neet löfen (glauben) will, kan 't meten. Ob derartige Versuche gemacht sind und welche Resultate sie gehabt haben, ist uns nicht bekannt geworden.

Durch ihren Patriotismus glänzen die Pilsumer. Sie singen:

Ik bin in Pils'm geboren,
Un seh ik de Pils'mer Toren,
Den krilt mi de Haar up de Hood.

Nicht so denken unsere Insulaner, die da klagen: Wat is 'n Eilandsleven? und der Junge, der die Nase kaum in die Fremde gesteckt hatte, seufzte: 't geit nargens maller her as in de Welt un up 't Eiland, und die Festländer riefen ihm bei diesem Stoßseufzer zu: Achter 'nander, as de Eilanders un de Göse, womit sie natürlich eben keine Schmeichelei ausdrücken wollten. Auch nachfolgende Erzählung ist nicht ganz spottfrei:

Up't Eiland Baas! heeten 's al mit 'nander Klaas. Klaas hest mien Klaas ok sehn? Ja Klaas, dien Klaas un mien Klaas sünt mit 'nander na Klaas Klaasen sien Klaas.

Folgender Reim ist jedenfalls älteren Datums als sein nachstehender Bruder; beide sind aber gewiß auf unseren westlichen Inseln nicht entstanden, da die Charakteristik von Osten nach Westen immer weniger schmeichelhaft wird.

Wangeroog, de Schone,
Spiekeroog, de Krone,
Langeroog, is 'n Botterfatt,
Balterm, is 'n Sandstadt,
Nördernee ett sück half satt,
Juist is dat Töferland,
De Börk'mers melken de Koje
Un bruken hör Sch..te as Brand*).

Wangeroog und Spiekeroog werden heute nicht mehr so singen und Nordernei noch viel weniger und auch die anderen Inseln sind gar vornehm geworden. Eben so sehr hinkt folgendes Product eines spätern Reimschmiedes:

Wangeroog het 'n hoge Toren,
Spiekeroog het sien Naam verloren
Langeroog is noch wat
Man Balterm is 'n Sandfatt,
Up Nördernee
Dar gift't noch wal 'n Sleef vul Bree
Man komen wi up Juist
Sunt alle Kojen güst (geben keine Milch)
Un komen wi up Börkem,
Dar steken s'eene mit Förken (Gabeln).

Ob man in Kirchdorf auch eine solche poetische Ader hat, ist uns nicht bekannt. Freilich heißt es: Dat könen s' in Karkdörp ok! aber dann scheint man doch etwas damit bezeichnen zu wollen, was Jedermann kann und Dichten versteht doch wahrhaftig nicht Jeder in einem Lande, von dem es seit Olimszeiten heißt: Frisia non cantat!

Also muß sich das Kirchdorfer Können auf Geringeres beschränken. Jeder hat sein eigenes Gebiet. Wiekt Ju Wirmers (Wirdumer) de Ries'mers (Ryfumer) komen, heißt es auf dem Eise, da letztere als fixe Schlittschuhläufer und Dreinhauer bekannt sind.

Noch einen Reim aus dem Krummhörn und dann sind wir mit dieser unserer Weisheit zu Ende. Daß die 11. Zeile fehlt, ist uns bekannt; wir haben sie aber leider nicht ausfindig machen können.

Wel (wer) weet, war 't good wohnen is?
Westerhusen, wen 't Sömmer is.
In Midd'lm (Midlum) stahn de Ekkelbomen (Eichen)
In Freeps'm gahn de Waterstromen
Kan'm (Kanum) is 'n Kingkang
Peez'm (Pewsum) is 'n Vögelsang
Wokert (Woquard) is 'n Rad
Groothusen is 'n Stadt
Hamswer'm is noch wat
Uplewert is 'n Purregat (Froschloch)
Campen dat ligt moj in 't Runde
Lokert (Loquard) dat ligt hell verkeert,
d' Ries'mer Buren hebben 't Hexen lehrt.

Aber es heißt noch:

---

*) Getrockneter Kuhmist wird hier gebrannt.

Neet wider na d' Städt as Canum
Dan koom Ji in de Suppentapperee.

Dieser Rath deutet darauf hin, wie der Großbauer auf eine Milchwirthschaft herabsieht. Supen heißt es im Deichstricte (in de Bovenlogen) Buttermilch, daher Supenbrot, gleichbedeutend mit Karmelkskrömen (Buttermilch mit Brot, Anis ꝛc.) in Emden. Diese Spottsentenz scheint aus alter Zeit zu stammen, weil sie auf jetzige landwirthschaftlichen Verhältnisse nicht mehr anzuwenden ist. Seitdem das sogenannte „Wühlen" Culturmethode geworden ist, hat der District Emden-Canum sich bedeutend gehoben.

Ein guter Theil dieser Schimpfweisheit lebt nur noch im Gedächtniß unseres Volkes; ein anderer steht auf dem Aussterbeetat; ein Minimum wird besonders in den Geestgegenden, wo das von den Vätern Ueberlieferte zähe festgehalten wird, bewahrt, dies und jenes auch in Marsch und Moor.

Seitdem Ostfriesland aufgehört hat, terra incognita zu sein, verlieren sich seine Eigenthümlichkeiten wie Schnee vor der Märzsonne.

Retten wir durch die Presse, was noch zu retten ist.

Aus diesem Gesichtspunkte wolle man obigen Artikel betrachten und die leichte, mehr humoristische als dem „Globus" eigene ernste Schreibweise entschuldigen.

Aus allen Erdtheilen.

Die nordamerikanischen Quäker.

Sie haben zu Ende des Mai und Anfangs Juni eine große Versammlung in Neuyork abgehalten. Das deutsche „Neuyorker Journal" bemerkt: „Die Sitzung hat zu mancherlei Betrachtungen Veranlassung gegeben, was die Tracht der modernen Quäker betrifft. Da sowohl orthodoxe Quäker wie Hicksiten hier in Sitzung waren, so hatte man Gelegenheit, Vergleiche in Betreff der Kleidung derselben zu ziehen. Da ergab sich denn, daß die Hicksiten noch bedeutend mehr an der alten Quäkertracht aus der Zeit von William Penn festhalten, während die Orthodoxen, sogar die Geistlichen unter denselben, in ihrer Art sich zu kleiden mehr oder minder mit den Modejournalen liebängeln. Die jüngeren Damen haben sich selbst vollständig von der alten Quäkertracht emancipirt, denn sie wissen, daß es in den abscheulichen großen Hüten, die das Gesicht als Nebensache und das Stroh des Hutes als Hauptsache erscheinen lassen, und in gar zu einfachen Kleidern von altmodischem Zuschnitt äußerst schwierig ist zu gefallen und unter die Haube zu kommen, wenn man nicht den ersten besten Aminadab Sleek heirathen will, der jede Annäherung mit langweiligen Bibelsprüchen einleitet. So kommt es denn, daß fast ausschließlich nur noch die älteren Damen, die nicht mehr besonders gefallsüchtig sind, das unverfälschte Quäkercostüm tragen. Interessant ist es, die krampfhaften Versuche zu beobachten, die von den jüngeren Quäkerinnen gemacht werden, eine harmonische Verschmelzung der alten Quäkertracht mit der neuesten Mode zu erzielen. So ein modernisirtes Quäkerkind sieht aus wie die Frömmigkeit selbst, wenn man sie in die Schriften von Paul de Kock einwickelt, oder wie ein Buch, das sich als „Stunden der Andacht" ankündigt, aber allerlei Frivoles enthält. Selbst wo die frühere Einfachheit des Zuschnittes und der Ausstattung der Kleider so viel wie möglich beibehalten ist, sind die Stoffe nicht mehr schlicht und billig, sondern kostbar und so theuer, daß man dafür die brillantesten Pariser Roben und Brüsseler Spitzen kaufen könnte. Dennoch ist die Einfachheit der Sitten und der Kleidung der Quäker nicht ganz abgethan, sondern zählt noch viele Verehrer und Anhänger. Auch Neuyork hat noch viele Quäker vom alten Schlag in seinen Mauern. Diese kaufen ihre Kleiderstoffe größtentheils bei Stewart ein, doch wird auch ein kleineres Verkaufslocal in der dritten Avenue fleißig durch Quäker frequentirt. Man sieht dort eine zahlreiche Kundschaft mit großen „Bonnets", breitkrämpigen Hüten und aschgrauen Kleidern ein- und ausgehen. Manche Quäkerinnen gehen, wie der Besitzer des Etablissements erzählt, in ihrer Vorliebe zur Einfachheit und zu der alten Tracht noch so weit, daß sie es für übertriebenen Luxus halten, wenn sie z. B. einen „pine paple Havanna grenadine shawl" für 3 Dollars kaufen und daß sie die Franzen des Shawls abschneiden, damit derselbe noch einfacher aussehe. Manche Quäkerinnen tragen ihr „Bonnet" fünf Jahre und noch länger und lassen dasselbe jedes Jahr ausbessern und façonniren, so daß es aussieht „wie neu". Die Putzmacherinnen sagen, daß die „Bonnets" der Quäkerinnen keineswegs leicht zu machen sind, sondern vielmehr die Putzmacherkunst auf eine ziemlich harte Probe stellen. Der ganze Anzug vieler Quäkerinnen kostet Sommer wie Winter nicht mehr als 70 Dollars. Das ist natürlich nur dann möglich, wenn man sich entschließt, einen Shawl von Manchester von 12 Dollars, ein Kleid für 30 Dollars aus Irish Poplin, Zeugschuhe für 1 Dollar 50 Cent das Paar und andere billige Dinge zu tragen, die man in der Garderobe unserer luxusliebenden Damenwelt nicht findet. An den Unterkleidern der Quäkerinnen sollen sich keinerlei Verzierungen wie Spitzen, Rüschen und Säume befinden.

Leichenverbrennung in Kentucky.

Der große Culturstaat Kentucky hat jetzt ebenfalls eine Leichenverbrennung gesehen. Und es ging dabei mit rührender Einfachheit zu. Man braucht in Kentucky zur Leichenverbrennung keinen Brunnetti'schen Ofen, kein Polli'sches Leuchtgas, keine Siemens'sche Regenerativfeuerung, sondern nur etwas — Kohlenöl. Auch wartet man nicht bis Jemand in seinem Testamente die Verbrennung seines Leichnams anordnet und sich dann hinlegt und stirbt, sondern man schießt den, dessen Leiche man verbrennen will, einfach todt. Ein gewisser Robert Brecket in Harrison County, welcher vor einem Jahre einen gewissen Hills — wie er betheuert aus Nothwehr — getödtet hatte, wurde schon vor einiger Zeit gegen Bürgschaft freigelassen und verdiente sich dann seinen Lebensunterhalt wieder durch fleißige Arbeit. Dieser Tage nun kam eine Schaar Vermummter nach dem Hause, wo Brecket beschäftigt war, schleppte ihn heraus und durchlöcherte ihn mit Kugeln. Kaum hatte er den letzten Seufzer ausgehaucht, so begossen und tränkten die Vermummten seine Kleider mit Kohlenöl, zündeten dieselben an und verbrannten so die Leiche. Also nicht einmal eines rohen Holzstoßes bedurften sie zu ihrem Verbrennungswerke, geschweige denn eines Sarges. Dies Verfahren hat jedenfalls den Vorzug äußerster Wohlfeilheit. Ob bei ihm der ganze Körper zu hübschem, in einer Urne aufzubewahrendem Pulver verbrennt, ist freilich eine andere Frage. Doch so genau nimmt man es eben in Kentucky nicht.

Aus Argentinien.

In der argentinischen Republik wird der Präsident auf sechs Jahre gewählt, wie in Chile auch. Am 12. October 1874

legt Sarmiento, der „Schulmeister", wie er selber sich mit Stolz nennt, sein Amt nieder, zu welchem er in gesetzmäßiger Weise, nicht durch eine Revolution, gelangt war. Er kann von sich sagen und hat es auch jüngst bei Eröffnung der argentinischen Ostbahn zu Concordia in Entre Rios gesagt, daß er sich bewußt sei, stets unwandelbar Verfassung und Gesetz beobachtet zu haben. Während seiner Amtsdauer hat das Land, obwohl mehrfach durch Rebellionen in den Provinzen beunruhigt, große Fortschritte gemacht. Seit zwei Jahren ist das metrische System eingeführt. Im Jahre 1868 kamen 17,046 Einwanderer, 1873 schon 69,332, zur Hälfte Italiener. Im letztern Jahre sind von den Italienern 12½ Millionen Francs nach der Heimath geschickt worden an Verwandte, welche zur Auswanderung aufgefordert werden, und in demselben Jahre haben die Italiener für etwa 10 Millionen Francs Ländereien angekauft. Im Jahre 1868 zählte man in den Uferprovinzen erst 8 größere Ackerbaucolonien, 1873 gab es deren 32. Vor acht Jahren wurde der größte Theil des Bedarfes an Weizen aus Nordamerika eingeführt, jetzt wird Getreide exportirt. Eine Anzahl englischer Schiffe ist den Parana hinaufgefahren, um dort Weizen und Mais aus der Provinz Santa Fe zu laden. — Um das Schulwesen hat Sarmiento sich hoch verdient gemacht; die amtlichen Zählungen weisen nach, daß mehr als 100,000 Kinder Unterricht genossen. Jede Provinz, welche nachwies, daß ein Zehntel ihrer Bewohnerzahl die Schulen besuche, erhielt eine Ehrenprämie von 10,000 Dollars. Sarmiento hat Lehrerseminare, Gymnasien, eine Kunst-, eine Handels-, eine Militärschule und ein Observatorium gegründet, und der Universität Cordova hat er seine besondere Fürsorge gewidmet; dort lehren sechs oder sieben deutsche Professoren Naturwissenschaften und Technik.

In der oben erwähnten Eröffnungsrede hob Sarmiento hervor, daß der Credit Argentiniens feststehe und in großer Gunst auf dem Londoner Geldmarkte. „Ich habe den Indianern Schranken gezogen und die Grenzen gegen sie geschützt. Ich habe zwei Revolutionen, in Entre-Rios und in Mendoza, niedergeschlagen, und Aufstände in Corrientes, San Juan, Rioja, Santa Fé und anderen Provinzen unschädlich gemacht. Die auswärtigen Staaten gewannen ein günstiges Vorurtheil für uns als sie sahen, daß in meiner Person ein Schulmeister und nicht ein General Präsident wurde. Der Congreß war der Förderung von Werken öffentlichen Nutzens günstig gestimmt; die Einwanderung strömt in beispielloser Weise ein, die Telegraphen reichen überall hin. Das sind die Folgen des Friedens. Unsere Staatseinnahme hat sich wunderbar vermehrt, sie übersteigt 20 Millionen Dollars und liefert den Beweis für das Gedeihen von Gewerbsamkeit und Handel. Erziehung, Schulbildung und Fortschritt gehen Hand in Hand. Bei jeder Bahnstation haben wir jetzt, oft in früher unbewohnten Gegenden, ein Schulhaus. Ich war bemüht, eine starke Regierung zu führen und die Ordnung um jeden Preis aufrecht zu erhalten oder wiederherzustellen. — Die Rebellion des Lopez Jordan hat der Republik 20 Millionen Dollars und mehr als 1000 Menschen gekostet. Wir waren in tiefem Frieden, da ermordete dieser Verräther seinen Oheim Urquiza, der uns (1852) vom Tyrannen Rosas befreiete. Entre Rios ist nun eine der reichsten Provinzen, es zählt zehn blühende Städte und kein Theil seines Gebietes ist weiter als fünf Meilen von einem Hafenplatze entfernt ꝛc."

Aus dem russischen Reiche.

Wie „Kawkas" berichtet, wird von Professor Dr. Nordmann in Konstantinopel eine Expedition ausgerüstet, an welcher mehrere gelehrte Armenier und Deutsche Theil nehmen. Die Expedition hat die Absicht, sich von Konstantinopel aus nach Trapezunt und Erzerum zu begeben und von dort über Musch bis nach Niniveh vorzudringen. Die Rückkehr soll erfolgen über Wan nach Bajasid im Eriwanskischen Gouvernement; hierauf über die Kara-Doga-Gebirgskette in dem Bezirke von Schasinsk und endlich über Achalcich nach Bathum am Schwarzen Meere. Sie wird diese Gegenden in archäologischer und ethnographischer Hinsicht erforschen und sollen sich dabei außer mehreren ausländischen Offizieren auch zwei Photographen betheiligen, welche die bemerkenswerthesten Ansichten aufnehmen werden.

— Im Laufe dieses Jahres soll unter anderen hydrographischen Arbeiten in Rußland auch die wissenschaftliche Untersuchung des Onega-Sees stattfinden. Anlaß dazu bieten die sich alljährlich dort ereignenden Fälle von Schiffbrüchen, wobei im Durchschnitt 80 Menschen ums Leben kommen. Man vermuthet, daß hauptsächlich die vielen unterseeischen Felsen und Riffe den auf dem Onega-See segelnden Schiffen großen Schaden zufügen, und da der Verkehr ein sehr lebhafter ist, so kann man leicht ermessen, wie viele Menschen und Waaren zu Grunde gehen. Das Marineministerium hat nun die Sache in die Hand genommen und beabsichtigt den Onega-See durch tüchtige Seeoffiziere nach allen Richtungen hin genau untersuchen zu lassen.

Die hydrographische Untersuchung des Ladoga-Sees wurde kürzlich beendet; man will dort zum Schutze der Schiffahrt Leuchtthürme und Warnungssignale an den gefährlichen Stellen erbauen.

— Bekanntlich ist die Stadt Tula berühmt wegen der Fabrikation von Samowars, mit welchen sie ganz Rußland und zum Theil auch das Ausland versorgt. Im Jahre 1869 zählte man in Tula 45 Fabriken von Samowars, deren Production jährlich die Summe von 560,000 Silberrubel erreichte; im Jahre 1873 waren es 47 Fabriken mit einer Production von 725,000 Silberrubeln. Man muß jedoch bedenken, daß diese Ziffern von den Fabrikanten um Vieles niedriger angegeben worden sind als der eigentliche Werth der Fabrikation ausmacht. So wurde im amtlichen Wege constatirt, daß die richtige Production bloß von 40 Fabriken mit 4,660,000 Silberrubeln jährlich angenommen werden kann. Außerdem werden in separaten Werkstätten, welche 4 bis 16 Leute beschäftigen, nur kleinere Bestandtheile zu Samowars verarbeitet und zwar jährlich für den Betrag von 160,000 Silberrubeln.

— In der Nähe der Stadt Bjelew im Gouvernement Tula fiel am 11. Mai ein Meteorstein herab, welcher vorwiegend aus Eisen besteht. Sein Gewicht beträgt 257 Pfund; ursprünglich war aber derselbe viel schwerer, da Bauern aus der Umgegend einige große Bruchstücke abgeschlagen hatten. Dieser Stein hat 21 Zoll Länge, 17 Zoll Breite und 12 Zoll Höhe und vertiefte sich 4 Fuß in die Erde.

— Als Beispiel eines hohen Lebensalters führt „Ruski Mir" an, daß in einem Kloster in Irkutsk ein 124 Jahre alter Greis als Wallfahrer zu Fuß ankam. Derselbe wurde am 13. September 1750 in Tiflis geboren und verweilt seit 1825 im Gouvernement Tomsk. Sein Vater lebte 149, seine Mutter 138 Jahre.

— Aus Irkutsk berichtet man von der Entdeckung 34 neuer Goldlager in verschiedenen Ortschaften von Ostsibirien. Die größte Ausbeute an Gold versprechen die Goldlager im Aldanthal, welche bis nach Ud reichen. Auf diese Weise wäre die Ausbeutung von Gold bis an die entferntesten Grenzen des russischen Reiches vorgedrungen. Eines von den entdeckten Goldlagern befindet sich auf der Insel Askold, wo früher chinesische Verbannte Gold ausgegraben hatten.

* * *

— In Canada lichtet man die Wälder auf eine neue Art. In Erdlöcher oder in ein in den Baumstamm gebohrtes Loch legt man Dynamitpatronen. Durch das Platzen derselben erfährt die obere Bodenschicht bis auf eine gewisse Tiefe eine solche Erschütterung, daß die Wurzeln herausgehoben und die Stämme umgeworfen werden. Durch diese Methode werden viele Kosten erspart in einem Lande, wo die Handarbeit so theuer ist.

— Antwerpen, wo ein beträchtlicher Theil des Handels durch deutsche Häuser betrieben wird, hat im Schiffsahrtsverkehr

den Hafen Marseille überflügelt. Für das Jahr 1873 stellte sich die Ziffer der eingelaufenen Schiffe und deren Tonnengehalt folgendermaßen heraus:

Antwerpen	4817	Schiffe,	2,031,399 Tonnen.
Marseille	6024	„	1,954,849 „
Havre	2450	„	1,158,535 „
Dünkirchen	2593	„	586,526 „
Bordeaux	1441	„	568,658 „
Boulogne	1814	„	370,299 „
Dieppe	1574	„	358,435 „
Calais	1822	„	347,055 „
Cette	1350	„	280,778 „
Rouen	878	„	175,017 „
St. Nazaire und Nantes	766	„	83,377 „

Die große Zahl der in Marseille eingelaufenen Schiffe erklärt sich daraus, daß die Rhederei im Mittelländischen Meere überwiegend durch Schiffe von geringem oder mittlerm Tonnengehalte betrieben wird.

— Justiz im Territorium Colorado. Vor nun etwa zwei Jahren verlor das eben aus Deutschland eingewanderte Ehepaar Bayer durch den Einsturz einer vernachlässigten Eisenbahnbrücke das Leben. Die Verwandten der zwar ebenfalls verletzten, aber am Leben gebliebenen Bayer'schen Kinder strengten einen Proceß gegen die Eisenbahngesellschaft an und das Urtheil des Gerichtes sprach ihnen einen Schadenersatz von 15,000 Dollars zu. Die Bahngesellschaft legte dagegen Berufung ein bei einem andern Richter. Dieser ist ohne allen Zweifel von der Compagnie gewonnen worden; er erklärte das Urtheil für unrichtig und ungültig; die Kinder hätten keinen Anspruch auf Entschädigung. Und auf was gründet dieser weise, unbestechliche Yankeejurist seinen Ausspruch? „Es ist nicht zur Genüge erwiesen, daß die Verstorbenen gerichtlich verheirathet gewesen sind." Die vorgelegten Taufscheine der Kinder, der Auswanderungsschein der deutschen Heimathbehörde und der Reisepaß der Familie wurden von ihm für nichtsbesagende Papiere erklärt, die man nicht als Documente gelten lassen könne. Die Bahncompagnie zahlt die 15,000 Dollars nicht; die durch ihre Nachlässigkeit zu Krüppeln gewordenen Bayer'schen Kinder gehen leer aus; wie viel der weise Richter Bestechungsgeld für sein Urtheil bekommen hat, weiß er selbst am besten.

— Ein zu St. Louis erscheinendes Blatt schreibt unterm 19. Juni: Seit der Meuterei im Gefängnisse zu Jefferson zeigten sich die Sträflinge im Missouri-Staatsgefängnisse höchst widerspenstig und verweigerten den Aufsehern in vielen Fällen den Gehorsam. Man mußte sie Tage lang in ihren Zellen halten. Gestern nun wurden einige Rädelsführer mit Ruthenhieben auf den entblößten Rücken tüchtig abgestraft und diese Procedur soll täglich fortgesetzt werden bis alle die widerborstigsten abgestraft worden sind. — Die Ansicht, daß gerichtlich überwiesenen Bösewichtern und Halunken, welche sich ehrloser Handlungen schuldig gemacht haben, eine recht derbe, unter Umständen mehrmals zu wiederholende Tracht Schläge zu appliciren sei, ist unter den rechtschaffenen Leuten, in Amerika wie in Europa, wieder sehr allgemein geworden und die pseudo-philanthropische Gesetzmacherei, welche den Bösewicht so zärtlich schont, ist mit ihren gemeingefährlichen Abstractionen in sehr übeln Geruch gekommen. Sie hat Ehrgefühl vorausgesetzt, wo keine Spur von Ehrenhaftigkeit vorhanden ist, und durch eine tüchtige Tracht Schläge kann also bei überwiesenen Bösewichtern auch nicht verloren gehen, was eben nicht vorhanden ist.

— Der „Löffeldieb", Benjamin Butler, spielt als gewiegter Handwerkspolitiker in Nordamerika eine große Rolle; kein Anderer hat eine so harte eiserne Stirn wie dieser ehemalige Advocat aus Massachusetts, der einst eifriges Mitglied der demokratischen Partei war und als diese unterlag, also keine einträglichen Aemter mehr zu vergeben hatte, zur radical-republikanischen Partei überging und wie Hunderte anderer Advocaten General wurde. Er ist Mitglied des Congresses, in welchem er das größte Wort führt, und man bezeichnet ihn als „König aller Corruptionen", weil er bei allen Betrügereien die Hand im Spiele hat. Ergötzlich ist, wenn er scheinbar tugendhafte Aufwallungen zeigt und der König der Corruptionen gegen Betrug und Betrüger eifert. In einer Junisitzung des Repräsentantenhauses trat er, der eigentliche Urheber des in den Vereinigten Staaten geltenden Tarifsystems, gegen dasselbe auf. „Dasselbe ist der Urquell der Spionage, des Meineids, der Blamage. Das ganze Importgeschäft von Neuyork ist unehrlich; die Principien, nach welchen der Handel mit dem Auslande betrieben wird, sind corrupt; der Schmuggel ist eine Wissenschaft, ohne welche ein Importeur gar nicht bestehen kann; die Umgehung der Tarifgesetze ist eine Handlung, die sich von selber versteht und die gar keiner Entschuldigung bedarf. Die Regierung ist der gemeinsame Feind der Handelswelt; dieser muß jedes Mittel recht sein, um die Gesetze zu umgehen und den Bundesschatz zu betrügen. Von den Eingangszöllen, welche der Regierung nach den bestehenden Gesetzen zukommen sollen, fließt höchstens der dritte Theil in den Bundesschatz. Kämen dieselben so ein wie sie müßten, so könnten wir jährlich mehr als 100,000,000 Dollars von der Bundesschuld abtragen. Der Verlust durch zu niedrige Abschätzung der eingeführten Wollenstoffe allein beträgt jährlich mehr als drei Millionen Dollars; der für Leinenwaaren, Damast und rohe Leinwand 26 Procent; für Teppiche aus Kidderminster, Halifax und anderen Städten gegen 60 Procent, und so fort durch die ganze Liste der Waaren, auf welche ein Zoll vom Werth erhoben wird." In der Sache selbst hat der König der Corruptionen ganz recht, denn er versteht sich auf dieselbe, aber wenn der Betrüger moralische Tiraden gegen den Betrug zum Besten giebt, denkt man unwillkürlich an die Gracchen, welche gegen den Aufruhr declamiren.

— Im mexicanischen Staate Tamaulipas hat man den Unverstand gehabt, die Todesstrafe abzuschaffen. Von da an hatten die Räuber und Mörder frohe Tage, aber die rechtschaffenen Leute nicht. Die Zahl der Raubmorde wurde so groß, daß es keine öffentliche Sicherheit mehr gab. Nun hat der Congreß jenes Staates seinen „verhängnißvollen Irrthum" eingesehen und für Raubmord und mehrere andere schwere Verbrechen die Todesstrafe wieder eingeführt.

— In runder Summe hat für 1873 die Einfuhr betragen in Neuyork 426 Millionen Dollars, Boston 68, San Francisco 39, Baltimore 29, Philadelphia 25 Millionen. — Ausfuhr: Neuyork 313, Neuorleans 104, San Francisco 39, Philadelphia 34 Millionen.

— Auch China hat seinen Kirchenstreit. Die Regierung steht der wachsenden Anmaßung eines buddhistischen Clerus gegenüber. In der Proclamation eines Provinzialgouverneurs wird ausgeführt, daß diese Priester das Volk zum Ungehorsam gegen Verordnungen der Regierung aufgereizt, wobei sie zu falschen Auslegungen ihre Zuflucht genommen. Diese buddhistischen Jesuiten sind schon mehrmals dieserhalb „mit Hieben bestraft worden". Der Gouverneur verbietet ihnen jetzt bei der gleichen Strafe, Ablaßbriefe oder Freibriefe für den Himmel ohne Fegefeuer zu verkaufen; ferner Frauen und Mädchen unter dem Vorwande, für ihre verstorbenen Angehörigen Weihrauch zu verbrennen, Nächte hindurch bei sich in den Tempeln zu behalten.

Inhalt: F. Garnier im nördlichen Laos. (Mit sechs Abbildungen.) — Die Russen in Sibirien. Eine Studie von Albin Kohn. II. — Skizzen aus Chile. Von Dr. med. Georg Thiele. I. — Zur ostfriesischen Neck- und Spottlust. Von Hermann Meier in Emden. (Schluß.) — Aus allen Erdtheilen: Die nordamerikanischen Quäker. — Leichenverbrennung in Kentucky. — Aus Argentinien. — Aus dem russischen Reiche. — Verschiedenes. — Schluß der Redaction 6. August 1874.)

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage:

Prospect. Der Alpenfreund. Herausgegeben von Dr. Ed. Amthor. Verlag von Eduard Amthor in Gera.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXVI. № 8.

GLOBUS

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig

Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern.
Preis pro Band 4 Thlr. Einzelne Nummern 5 Sgr.

1874.

Aus Saffray's Reisen in Neugranada.

I.

Die Handelsstadt Cali im Caucathale. — Regierungstruppen und Revolutionäre. — Eine süße Tortur zum Gelderpressen. — Auf der Wanderung nach Quinamayo. — In Popayan. — Der Vulcan Puracé. — Der Essigfluß. — Beschwerliche Uebersteigung des Quindiogebirges. — Die Wachspalme. — In Santa Fe de Bogota. — Die strahlende Mutter Gottes in der Kathedrale. — Das Stadthaus. — Die baumlose Hochebene.

Wir haben früher den Naturforscher Saffray auf seiner Forschungsreise begleitet und viele seiner anziehend und lebhaft geschriebenen Schilderungen aus einem theilweise noch nicht genau erforschten Lande mitgetheilt. Wir verließen ihn im Thale des Caucaflusses und wollen ihm heute von Cali nach der Hauptstadt Bogota folgen.

Cali ist eine der hübschesten Städte im Lande. Es liegt in der Mitte des schönen und fruchtbaren Caucathales, am linken Ufer des Flusses und muß eine große Handelsbedeutung gewinnen, sobald die projectirte Eisenbahn nach dem Hafen Buenaventura am Stillen Ocean zur Wirklichkeit geworden sein wird. Die Umgegend weit und breit liefert Zucker, Kaffee, Cacao, Vanille, Baumwolle, Indigo und Quinquina, außerdem aber noch manche andere werthvolle Landesproducte. Die Stadt liegt malerisch an den östlichen Ausläufern der westlichen Cordillere, welche sich zwischen der Südsee und dem Caucathal erhebt, und wird von einem klaren Bache durchströmt, über welchen einst die spanischen Franziskanermönche eine steinerne Brücke geschlagen haben; diese wird den Fremden als eine Merkwürdigkeit gezeigt in einem Lande, in welchem erst seit wenigen Jahren dem Straßen- und Brückenbau Aufmerksamkeit zugewandt wird. Nach Osten hin hat man einen Blick auf die Centralcordillere; nach Süden hin dehnt sich eine Ebene aus, welche von den Quilichaobergen begrenzt wird. Die Landschaft erinnert im Sommer an Schweizergegenden; sie hat waldbestandenes Hochgebirge, mit grünen Almen und Wiesen mit saftigen Gräsern; im Niederlande wogen Zuckerrohr und Mais, stehen Orangen-, Goyava- und Mangobäume; die Ananas wächst neben der Yuca (Maniok), der Ceibabaum (Eriodendrum anfractuosum) beschattet mit seinen mächtigen Zweigen die Kaffee- und Cacaostauden.

Die Straßen der Stadt sind regelmäßig angelegt, die Häuser gut gebaut und zumeist von einem Garten umgeben. Das allerdings warme Klima ist gesund und nichts weniger als unangenehm. In der Kathedrale sah der Reisende einige wirklich werthvolle Gemälde und sie sind die einzigen, welche er im ganzen Lande gefunden hat. Im Jahre 1869, in welchem es sehr unruhig herging, wurde das alte Kloster als Caserne und Gefängniß benutzt. „Den Eingesperrten hatte man weiter nichts zur Last zu legen, als daß sie ein paar tausend Piaster Geld besaßen; aber man kann ja ohne Geld keinen Bürgerkrieg führen! Alle rechtschaffenen Bürger mußten der Reihe nach einige Zeit brummen; die reichsten nur ein paar Tage, gegen die übrigen wurde, bis sie zahlten, eine in der That süße Tortur angewandt. Als

Gefangenenkost bekamen sie Morgens eine Gallert von Cedrat; Mittags Cacao mit Zucker, Abends Pasteten aus Goyava, aber man gab ihnen auch nicht einen Tropfen Wasser! Diese Tortur konnte auch der stärkste Mann nicht aushalten; am dritten, spätestens am vierten Tage öffnete er die Börse und zahlte!"

Die Kaufläden sind mit europäischen und amerikanischen Waaren gut versorgt, aber Alles ist sehr theuer, weil der Transport vom Meere bis hierher weit und die Flußschifffahrt beschwerlich, manchmal auch gefährlich ist. Fabelhaft hohe Preise wurden in den ersten Zeiten nach der Eroberung in Cali gezahlt. Cieça erzählt, daß ein Mutterschwein nebst einem Spanferkel mit 6400 Realen bezahlt wurde, ein Messer kostete 60, ein Bogen Papier 30 Realen.

Der Reisende hatte die Absicht, nach Popayan, also nach Süden hin, zu gehen, man rieth ihm jedoch davon ab, weil die Gegend dorthin im Besitze der Revolutionäre sei. In Cali kamen jeden Tag Regierungstruppen an; nach etwa zwei Wochen waren etwa 3000 Mann beisammen und auf dem großen Marktplatze wurde Musterung abgehalten. Hinter den Soldaten standen die Wagen; sie waren mit erbärmlich abgemagerten Pferden, Maulthieren oder Ochsen bespannt. Diese Soldaten riefen: „Es lebe die Verfassung, es lebe die Republik!" und boten ein seltsames Schauspiel dar. Offiziere und Mannschaften verkehrten mit einander auf dem Fuße völliger Gleichheit, was der Manneszucht nicht eben förderlich war; trotzdem ging alles ganz leidlich. Die Leute waren barfuß, schlecht gekleidet, schlecht bewaffnet; das Wetter war schlecht, der Schlamm tief, Pferde und Maulthiere blieben stecken, nur die Ochsen arbeiteten sich mühsam hindurch. In der Hinterhut befanden sich Marketenderinnen, „Rabonas", welche zur spanischen Zeit ein sehr zahlreiches Gefolge bildeten und Kochgeschirr, Lebensmittel und Bekleidungsstücke mit sich führten, auch wohl obendrein den Soldaten das Gewehr trugen. Jetzt, in Cali, war eine solche Rabona, die Dolores, in Reihe und Glied getreten und hatte es schon bis zum Sergeanten gebracht; sie genoß im Regiment großes Ansehen.

Dieser Heerhaufen, welchem Dr. Saffray sich angeschlossen hatte, legte täglich etwa anderthalb deutsche Meilen

Ansicht von Cali.

zurück und machte Abends Halt bei irgend einer verlassenen Hacienda, wo dann die Lastthiere mit Zuckerrohr gefüttert wurden. Die Umgegend wurde „requirirt" und man nahm alles Vieh weg das man fand. In Ermangelung von Fleisch bestand das Abendessen aus Chocolade mit Maismehl und man trank Agua de panela, d. h. Rohzucker mit warmem Wasser; die Offiziere bekamen Reis und von den Rabonas konnte man Branntwein und Cigarren kaufen. Aber ungeachtet der magern Kost waren die Leute zufrieden; sie spielten und sangen bis es zum Schlafen ging.

Für die nur 8 bis 10 Leguas lange Strecke nach Quinamayó bedurfte diese „Armee" volle fünf Tage, denn mehrere kleine Flüsse waren ausgetreten und Brücken nicht vorhanden. Der Ort zieht sich an Hügeln hin, die reich an Edelmetallen sind, und war ehemals wichtiger als heute. Die Goldgruben wurden von Sklaven bearbeitet, seit der Emancipation liegen sie zumeist verlassen; bei den noch im Betrieb befindlichen sind fast nur Frauen beschäftigt. Beim Anrücken der Regierungstruppen waren die Revolutionäre abgezogen. Beide Theile behandelten ihre Gefangenen mit äußerster Grausamkeit; Saffray sah in Cali mehrere Hundert in einen engen Raum eingesperrt, sie bekamen nur armselige Rationen; einer war an den andern gekettet; bald brachen Krankheiten aus; man ließ die Todten an den Lebendigen faulen und trug dann jene an einer Bambusstange ins Freie, wo sie oberflächlich beigescharrt wurden.

* * *

Nach mancherlei Noth und Beschwerde kam Dr. Saffray nach Popayán, einer der ältesten Städte in Neugranada; dort leben noch manche altspanische Familien von ungemischtem Blute, sie bilden eine Art von Aristokratie gegenüber den Indianern und Mischlingen. Zur Zeit der Conquista wohnten in dieser Gegend nicht ganz unciviliſirte Indianerstämme, welche zu der sogenannten ando-peruanischen Race gehörten: die Coconucos, Polindaras und Guambias. Sie hatten gleich den Indianern von Pasto ihre Unabhängigkeit gegen die Inkas behauptet, welche mehrmals von Quito aus den Versuch machten sie zu unterjochen, und wehrten sich auch tapfer gegen die Spanier. Als diese kamen,

Urwald an der pacifischen Küste Neugranadas.

zerstörten die Indianer alle Pflanzungen, um die Fremdlinge dem Hungertode preiszugeben, und als es ihnen selbst an Nahrung fehlte, loosten sie, wer den anderen zur Speise dienen sollte. Nach ihrem Kaziken führt die Stadt den Namen.

Das Gymnasium gilt für eines der besten im Lande, aber die Lehrmethode ist unzweckmäßig und befördert die Oberflächlichkeit, weil man den Schülern zu vielerlei neben einander einpfropfen will. Grammatik, Lateinisch, Französisch, Geographie, Geschichte, Mathematik, Physik, Chemie, Kosmographie, Nationalökonomie und dazu noch — Metaphysik! Für die Volksschule wird jetzt Vieles gethan (— man hat aus Deutschland Elementarlehrer kommen lassen —) und das ist auch sehr nöthig, weil bisher fast nichts für dieselbe geschehen war und die Geistlichkeit sich damit nicht befaßt hatte. So ist der Procentsatz der Leute, welche lesen und schreiben können, immer noch ein sehr geringer. Abgesehen von den noch wilden Stämmen besteht die „Civilisation" der übrigen Indianer lediglich in einigen abergläubischen Vorstellungen, die bei ihnen für Christenthum gelten. Der Vollblutindianer ist gar nicht dazu aufgelegt, etwas ler-

Träger im Quindiogebirge.

nen zu wollen und die, welche seine Arbeit ausbeuten, lassen ihn bleiben wie er eben ist; die Neger weisen einigen Unterricht nicht völlig zurück und lernen bis zu einer bedingten Stufe ganz leidlich. Die Mischlinge haben eine gewisse Intelligenz und lernen gern. Aber die kaum drittehalb Millionen betragende Bevölkerung ist zumeist über ein so großes Land zerstreut, in welchem es nur erst wenige Landstraßen giebt. Sobald Neugranada solche in genügender Menge haben wird, kann es zu hoher Blüthe gelangen.

Popayan hat eine Münzstätte, die freilich heute viel weniger prägt als in den spanischen Zeiten, als der Vicekönig von allem, was aus den Gruben zu Tage gefördert wurde, den fünften Theil erhielt; die vier anderen Theile mußte der Grubenbesitzer an die Münzstätten in Popayan oder Bogota abliefern, wo sie geprägt wurden: zur Ausfuhr außer Landes durfte er nichts bringen. In Neugranada laufen jetzt viele fremde Münzen um, namentlich nordamerikanische und französische. Goldmünze des Landes ist der Condor, der 10 Pesos Duros, gleich 50 Francs, gilt. Falschmünzerei geht, nach Saffray, stark im Schwange. Der

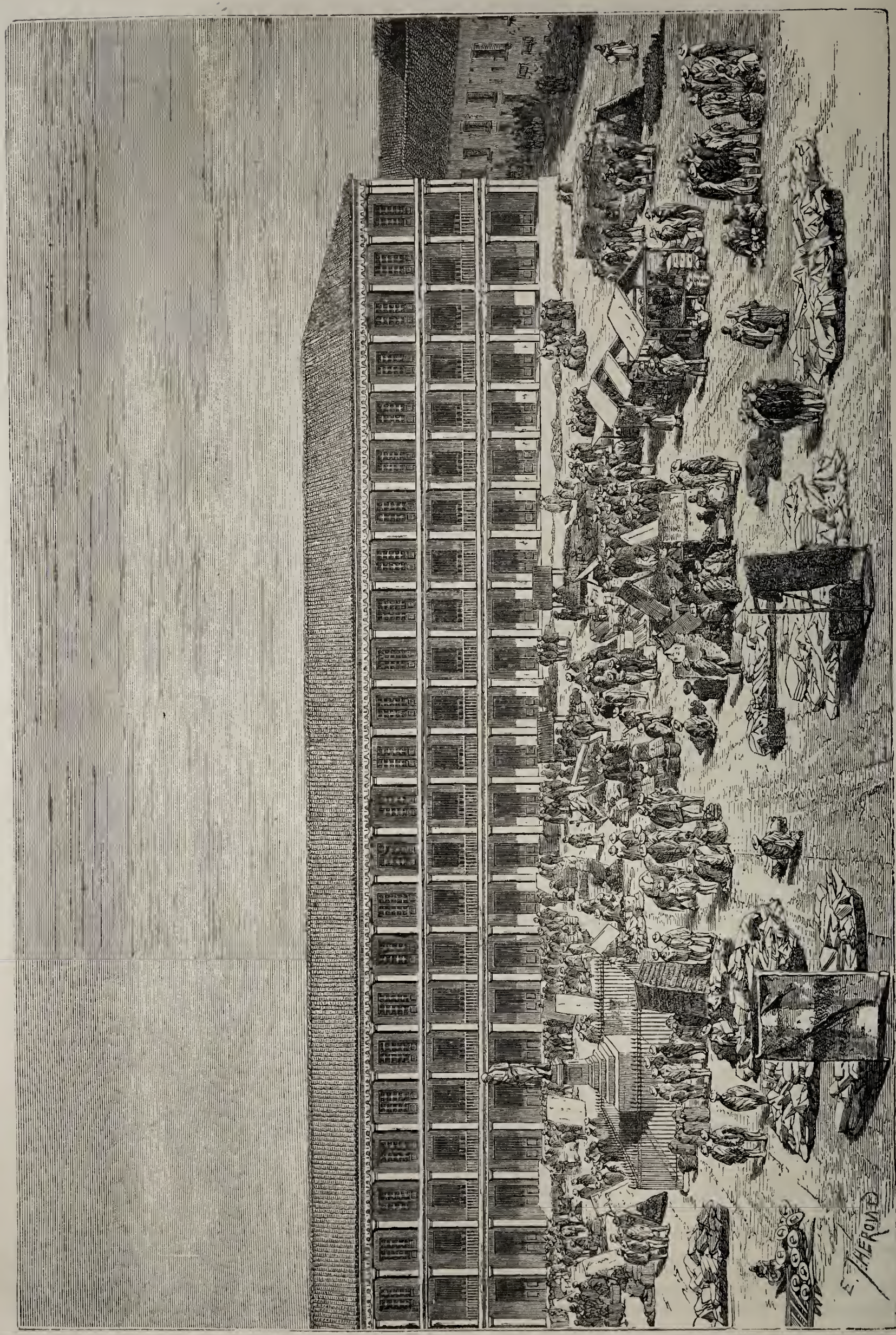
Handel von Popayan ist unbedeutend und beschränkt sich auf die Ausfuhr von Getreide und Kaffee; in den Waarenläden findet man aber die Fabrikate aus Quito und Pasto, Wollenstoffe, Teppiche ꝛc. Europäische Artikel werden aus Cali bezogen. Auch für Popayan kommt Alles darauf an, eine bequeme Verbindung mit dem Ocean zu gewinnen und dazu bietet der Rio Patia, der unter 2° N. mündet, günstige Gelegenheit. Es kommt nur darauf an, eine Straße bis dahin zu bauen, wo die Schiffbarkeit des Flusses beginnt, diesem entlang Stationen und an der Mündung einen Hafen anzulegen. Man würde dann auf diesem Wege die europäischen Waaren billiger als über Cali erhalten und die Quinquina ausführen können; ohnehin ist das ganze Patiathal sehr fruchtbar und könnte dem Cacao von Guayaquil Wettbewerb machen. Dasselbe hat aber einen Nachtheil: es wird manchmal von Heuschrecken heimgesucht, welche dann auch im Caucathale und selbst im Staat Antioquia Verwüstungen anrichten. Freilich sind in diesen Gegenden, wo der Pflanzenwuchs so überaus üppig ist, die Spuren derselben bald wieder verschwunden.

In der Nähe von Popayan liegt das Dorf Puracé am Fuße des gleichnamigen Vulcans, den, wie die Leser des „Globus" sich erinnern, vor einigen Jahren unser Landsmann Adolf Stübel erstiegen und beschrieben hat. Seitdem haben wieder Ausbrüche stattgefunden. Nicht weit von dem Dorfe gelangt man an den Rio Pusambió, dessen Katarakt in drei ungleichen Fällen herabstürzt; der eine derselben hat eine Höhe von 120 Meter. Dieser Fluß wird

Die Calle real in Bogota.

auch als Rio Vinagre bezeichnet und ist in der That eine merkwürdige Erscheinung. An seiner Quelle hat sein Wasser eine 10° C. wärmere Temperatur als die Luft und es enthält Eisenoxyd, Schwefelsäure und Chlorhydrit; daher der Name Essigfluß. Kein Fisch kann in demselben leben und auch nicht im Cauca bis etwa 100 Wegstunden unterhalb seiner Mündung. Auf dem Puracé hat man ein herrliches Panorama der Andes. Dort und noch mehr auf den höher liegenden Gipfeln im Bezirk Almaguer kann man sich eine Vorstellung machen von dem mächtigen und großartigen Gebirgssysteme, welches Neugranada von Süden nach Norden durchzieht.

Es war Dr. Saffray's Absicht nach Quito zu gehen, er konnte aber dieselbe nicht ausführen, weil weit und breit Revolution und Bürgerkrieg den Weg versperrten. Also schlug er die Richtung nach Cartago ein, wo er in voller Regenzeit ankam. Er wollte von dort nach Ibagué, wohin der Weg in trockener Jahreszeit in sechs bis sieben Tagen zurückgelegt wird; jetzt aber, bei dem abscheulichen Zustande der Wege, hätte kein Maulthier fortkommen können und der Reisende mußte deshalb Träger miethen, um über das Quindiogebirge zu kommen, welches der centralen Cordillere angehört. Als Ausrüstung zu dieser Wanderung waren Encerados, d. h. getheerte Leinwandstücke, nöthig, sodann Rejos, aus Leder geflochtene Stricke, ein Kochkessel, eine Axt, ein Haumesser, Kalebassen und Säcke zum Aufbewahren der Lebensmittel. Diese bestanden in geröstetem Reismehl, Rohzucker, Bananenschnitten, getrocknetem Rindfleisch ꝛc. Die Last eines Trägers darf 80 Pfund nicht übersteigen und jedes Packstück muß so klein als irgend möglich



Das Stadthaus in Bogota.

sein. Der Reisende thut allemal wohl, diesen Leuten durchaus ihren Willen zu lassen und wenn sie z. B. schon Nachmittags drei Uhr ihr Tagwerk beschließen, dann haben sie ganz gewiß guten Grund dazu. Sie sind brave Leute, denen man vertrauen kann, und thun redlich ihre Schuldigkeit, wenn man sie freundlich und höflich behandelt.

Nach großen Anstrengungen erreichte Dr. Saffray Ibagué, überschritt den Magdalenastrom und gelangte wohlbehalten nach Santa Fe de Bogota. Er bemerkt daß er unterwegs im Quindiogebirge, in dem kleinen Thale von Tochesito, eine der merkwürdigsten Pflanzen angetroffen habe, welche die Erde trägt, die Wachspalme, Ceroxylum Andicola, an welcher Alles seltsam erscheint. Diese Palme gedeiht nicht in einem heißen sondern nur im gemäßigten und kalten Klima, in den Gebirgen von Quindio und Tolima, in einer Höhe zwischen 1800 und 2900 Meter, wo ihr Stamm bis zu 50 Meter hoch wird und sich wie eine schlanke mit langen Zweigen gekrönte Säule erhebt. Zwischen den Blattstielen quillt eine graue Materie hervor; es ist Wachs so rein wie das von der Biene, nur etwas mehr zerbrechlich; die Eingeborenen vermischen es mit Talg, wenn sie Kerzen bereiten, die dort allgemein im Gebrauche sind.

Die Neugranadiner sind sehr stolz auf ihre Hauptstadt Bogotá, und denen, welche nicht außer Landes gereist sind, ist es die erste Stadt der Welt. Sie liegt recht hübsch am Fuße der Berge Serrate und Guadalupe in etwa 2644 Meter Höhe über dem Meere. Wer sie von der Ebene aus zuerst erblickt und die vielen Thürme sieht, möchte sie für eine hübsche europäische Stadt halten, wenn er aber hinein kommt, findet er viele enge Gassen, die obendrein unreinlich gehalten werden. Jedermann kann bauen wie es ihm beliebt und so findet man denn viele armselige Hütten neben großen und schönen Häusern mit überdeckten Söllern; sie haben dieselbe Bauart, welche man in allen spanischen Städten Amerikas findet; die Wohnung umschließt einen großen Hof, der einen Springbrunnen und Blumenbeete hat. Leider ist das Pianoforte auch bis dorthin gekommen und hat angefangen die Guitarre zu verdrängen. An Kirchen und Capellen, deren man nicht weniger als 34 zählt, ist Ueberfluß; dazu kommen noch acht Klöster und zwei Hospize. Die Kathedrale ist von einem Neugranadiner gebaut worden und wird schon deshalb für ausgezeichnet schön gehalten. Auf dem Hochaltar steht eine Statue der Mutter Gottes die geschmückt und behangen ist mit 1358 Diamanten, 1295 Smaragden, 372 Perlen, 59 Topasen und Amethysten. Kaum eine andere Gottesmutterstatue im ehemals spanischen Amerika kann sich an Ausputz mit dieser messen.

Bogota hat eine öffentliche Bibliothek, eine höhere Unterrichtsanstalt, einen Erzbischof, eine Sternwarte und ein Stadthaus. Dieses letztere ist aus gestampfter Erde aufgeführt worden, sehr schmucklos und nimmt die eine Seite des großen Platzes ein, auf welchem Markt gehalten wird. Das Standbild auf demselben ist zu Ehren des Befreiers Bolivar errichtet worden. Die Stadt zählt etwa 50,000 Einwohner, viel mehr als man glauben sollte, wenn man die wenig belebten Straßen durchwandert. Unsere Abbildung veranschaulicht die Königsstraße, welche für die Hauptstraße gilt. In derselben sind die meisten Läden und Magazine, in denen alles mögliche feil gehalten wird; jeder bildet einen Bazar im Kleinen; man findet Wachskerzen neben Kleiderstoffen, Wein neben Schuhen, Quincaillerien neben kölnischem Wasser. Was die Bevölkerung anbelangt, so sind die Leute höflich und gesellig, das weibliche Geschlecht ist hübsch und theilweise wohl unterrichtet. Ausfuhrwaaren hat Bogota nicht; den Weg für die Einfuhren bildet der Magdalenastrom. Deutsche Waaren und Artikel aus England und Frankreich werden den nordamerikanischen vorgezogen. Von der See her bringt man die Güter auf kleinen Dampfern bis Honda, von wo sie bisher auf Maulthieren landein geschafft wurden; gegenwärtig soll vom Strome nach Bogota eine Bahn hergestellt werden, und wenn die östlichen Ebenen in den Staaten Boyacá und Cundinamarca eine stärkere Bevölkerung als jetzt haben, wird diese Hauptstadt eine Verbindung nach Venezuela vermittelst des Rio Meta gewinnen, der ein Zufluß des Orinoco ist. Von Gewerbefleiß kann kaum die Rede sein; selbst solche nothwendige Sachen, die man sehr leicht im Lande selbst verfertigen könnte, kommen aus der Fremde, z. B. Seife, Papier und Stearinkerzen, und die erste Eisengießerei ist noch keine zehn Jahr alt. Unter den Handwerkern liefern die Schneider, Tischler, Goldschmiede und Schuhmacher ganz gute Arbeit; sie ahmen fremde Muster recht geschickt nach, obwohl sie zumeist noch sehr mangelhafte Werkzeuge haben. Aber sie sind intelligent, leben nüchtern und liefern, unter guter Leitung und Anweisung, ganz Tüchtiges.

Das Klima auf der Hochebene ist gesund aber etwas feucht, Mitteltemperatur des Jahrs 14° C.; in sehr klaren Nächten fällt der Thermometer manchmal bis auf 0° C. Die Gegend ist zum Getreidebau und zur Viehzucht wohl geeignet; sie liefert Weizen, Gerste, Mais, Bohnen und Kartoffeln; die Obstsorten werden nicht besonders saftig; von unseren Gemüsen, die alle wohl gedeihen würden, hat man fast nur den Kohl angebaut. Uebrigens fehlt diesem 8 Leguas langen und 16 Leguas breiten Thale der Baumwuchs; die Gegend ist kahl und monoton.

Der Wolf in Nordosteuropa.

I.

Unter den in Rußland vorkommenden Raubthieren hat der Wolf nächst dem Fuchse die größte Verbreitung; von der deutschen Grenze bis an das Ende von Sibirien giebt es keine Provinz, in welcher derselbe nicht vorkäme. Im übrigen Europa findet er sich nur noch in Skandinavien, einem kleinen Theile Frankreichs (Ardennen), in den wildromantischen Gebirgen Spaniens und in den Karpaten als ständiges Raubthier. Sein Vorkommen im westlichen Europa hat er nur den milden, zum Theil schneelosen Wintern sowie den dichten und zusammenhängenden Waldungen zu verdanken, welche ihn gegen jede Verfolgung schützen, der steigenden Cultur wird er aber auch hier bald weichen müssen und dann in ganz Westeuropa ausgerottet sein. Ein so großes Raubthier wie der Wolf paßt nicht mehr für die gegenwärtigen Verhältnisse und kann sich, ohne großen Schaden an den Hausthieren anzurichten, nicht mehr ernähren. Auch in

Rußland, wo die Cultur jetzt rasche Fortschritte macht, kommt er nicht mehr so zahlreich vor wie noch vor zwanzig Jahren, was nicht allein von den Jägern behauptet, sondern auch von den Pelzhändlern bestätigt wird.

Er ist bekanntlich einem großen, grau gefärbten Hunde sehr ähnlich und unterscheidet sich von demselben oberflächlich betrachtet nur durch den Schwanz (Ruthe), welchen der Hund links nach oben gekrümmt, der Wolf aber fast gerade und schräg nach unten hängend trägt. Bei einer genauern Betrachtung sind jedoch diese Unterschiede schon wesentlicher; und da ist es zunächst der Kopf, welcher länger und an der Stelle der Jochbogen viel breiter ist, als der des Hundes; auch ist der Rachen ungleich weiter, wie beim Hunde und fast bis zu den Ohren gespalten. Auge und Augenlider sind niedriger und erstere stehen schief im Kopfe, wovon der Wolf das unheimliche und heimtückische Ansehen bekommt.

Der Schädel ist gestreckt, an den Schläfen schmäler als an der Stelle, wo die Reißzähne in der Kinnlade stehen. Die Zähne sind zwar an Zahl und Gestalt denen des Hundes gleich, jedoch in der Form wesentlich verschieden. Die Oberfläche der sechs Vorderzähne, welche in der Jugend deutlich dreilappig ist, nutzt sich mit der Zeit so ab, daß die Lappen nachgerade verschwinden und mithin das einzige Mittel sind, um das Alter des Wolfes zu bestimmen. Die Eck- oder Fangzähne, vom Jäger Fänge genannt, sind sehr lang und stark, etwas nach auswärts gebogen und an der vordern wie an der hintern Seite mit einer stumpfen Schneide versehen. Die Lückenzähne nehmen von vorn nach hinten allmälig an Größe zu; der erstere, oben sowohl als unten, ist rundlich, im Querschnitt kurz elliptisch, etwas länger als breit, am Vorderrande mit einer sehr kleinen, in der Mitte mit einer höhern, am Hinterrande aber mit einer niedrigen stumpfen Spitze versehen. Die anderen Lückenzähne sind im Querschnitt länglich rund, in der Mitte aber etwas verengt; sie haben an dem Vorderrande eine stumpfe Spitze, in der Mitte eine hohe Spitze und an dem Hinterrande zwei niedrige Spitzen. Der letzte Lückenzahn im Oberkiefer ist wegen der plötzlichen Erweiterung des Kiefers hinten so stark nach außen gerichtet, daß er mit der Mittellinie des Schädels einen halben rechten Winkel bildet. Der Reißzahn ist sehr stark, mit einer tiefen Einbucht hinter der hohen Spitze an der Grenze des letzten Zahndrittels. Die beiden oberen Höckerzähne sind von ähnlicher Gestalt; der erste untere Höckerzahn ist im Querschnitte länglich eiförmig und dreihöckerig; der letzte fast kreisrund und viel kleiner als der vorhergehende. Die Augen sind klein, grüngelb, funkelnd und schief geschlitzt, die Ohren (Lauscher) halb so lang als der Kopf, spitz und aufgerichtet. Der Hals ist kurz und stark, der Körper runder und gedrängter als der des Hundes. Der Schwanz (Ruthe) ist dicht behaart, in der Mitte am dichtesten; auf der Oberseite zwischen der Schwanzwurzel und der Mitte des Schwanzes befindet sich eine Drüse, welche durch einen schwarzen Haarfleck äußerlich angedeutet ist. Die Beine (Läufe) sind stark und musculös, unter jedem Fuße befinden sich fünf nackte Ballen, welche mit Ausnahme des großen Ballens nicht so kurz und breit, wie beim Hunde, sondern länglich und nach vorn zu schmal geformt sind. Das Oberhaar ist lang am Halse, an der Unterseite und an den Keulen am längsten, sehr dicht und aufrecht stehend.

Canis lupus, 1/4 nat. Größe.

Canis lupus.

Die Farbe desselben ist je nach Geschlecht, Jahreszeit und Körpertheil verschieden, im Winter im Allgemeinen fuchsgelb, auf dem Rücken schwarz überlaufen, an den Seiten und Schenkeln allmälig heller werdend und auf der Unterseite ins Röthlichweiße übergehend. Von derselben Färbung ist auch die Oberlippe bis zur Schnauzenspitze sowie die Kehle; die Stelle zwischen den Augen und Ohren ist grau; über den Vorderhals läuft oberhalb der Brust eine dunkele Querbinde; die Ohrränder und die Schwanzspitze sind schwarz; die Außenseite der Vorder- und Hinterläufe ist fuchsroth und erstere vorn schwarz angelaufen. Das Grundhaar ist wollartig und durchgängig aschgrau gefärbt. Das Sommerkleid ist röthlichgrau. In Bezug auf die Färbung unterscheiden sich die Geschlechter in der Weise von einander, daß die Wölfin stets heller als der männliche Wolf gefärbt ist; außerdem unterscheidet sich die Wölfin noch durch ihren schwächern Körperbau vom männlichen Wolf.

Der Lieblingsaufenthalt des Wolfes sind kleine Waldungen, welche mit Wiesen und Feldern abwechseln und in der Nähe bewohnter Orte liegen, weil er den Menschen viel weniger scheut wie z. B. der Bär. Die großen zusammenhängenden Waldungen liebt er nicht, in denselben spürt man daher auch im Winter nur höchst selten einen Wolf und im Sommer findet man auch nichts, was seine Anwesenheit verriethe. So habe ich z. B. nie gefunden, daß ein Wolf an die für einen Bären angelegte Kirrung gegangen wäre. Während des Sommers hält er sich auf den großen für den Menschen unzugänglichen Torfmooren auf, welche oft einen Flächeninhalt von mehreren Tausend Dessätinen ein-

nehmen, in deren Mitte sich immer kleine Bodenerhebungen, gleich Inseln im Weltmeere, befinden, auf denen er sein Lager hat und den ganzen Sommer über von Niemandem gestört wird. Von hieraus unternimmt er an jedem Abend seine Streifereien und kehrt regelmäßig des Morgens wieder nach dem Lager zurück. Diese Moorflächen wählt sich auch die Wölfin zur Geburtsstätte für ihre Jungen aus, da diese hier gegen jede Verfolgung von Seiten des Menschen gesichert sind, denn außer diesem hat ja der Wolf auch wohl keinen Feind.

Mit dem Eintritt des Winters, wenn die Brüche und Moore zugefroren sind, also auch für den Menschen zugänglich werden und dem Wolfe gegen die rauhen Winde und Schneestürme keinen Schutz mehr gewähren, verläßt er dieselben und hält von jetzt ab keinen festen Stand mehr, sondern wechselt denselben so oft er vom Hunger dazu gezwungen wird. Ueberhaupt ändert sich von da ab sein ganzes Wesen; denn während er den Sommer über allein lebt, vereinigen sich im Winter immer mehrere, gewöhnlich 4 bis 8 und in sehr strengen Wintern auch wohl 10 bis 12 zu einer Rotte. Ob nun der Hunger, oder der tiefe Schnee, oder beide zugleich die Ursache dieser Vereinigung sind, läßt sich wohl schwer nachweisen; mir scheint die Vereinigung mehr durch den tiefen Schnee bedingt zu werden, denn der einzelne Wolf würde bei Schnee nicht diese weiten Streifzüge machen können, wie ihm dies in Gesellschaft von mehreren Seinesgleichen möglich ist, wo dann immer einer hinter dem andern geht und genau in dessen Spur tritt. Sie machen, wie sich der Russe ausdrückt, den Gänsemarsch. Ist der vordere ermüdet, so bleibt er zurück und überläßt das Bahnbrechen dem zunächstfolgenden. Und so wechseln sie der Reihe nach, bis der letzte wieder der erste geworden ist. Das Einfährten geschieht oft so genau, daß man die Spur, in welcher fünf und mehr Wölfe gegangen sind, für die Spur eines einzelnen hält.

Wenn sich eine Rotte von ihrem nächtlichen Raubzuge, den sie oft auf viele Meilen ausdehnen, ausruht, dann wählt sie wo möglich zu ihrem Ruheplatz eine kleine Anhöhe. Hier bleiben sie den größten Theil des Tages über liegen, aber jeder mit dem Kopfe nach einer andern Richtung hin, um jede ihnen nahende Gefahr sogleich zu bemerken. Sind sie indessen sehr ermüdet, oder haben sie sich recht satt gefressen, dann schlafen sie so fest, daß man unter Wind recht gut schußmäßig an sie heran kommen kann, ohne von ihnen bemerkt zu werden. Sobald aber nur einer das geringste Geräusch oder sonst etwas Verdächtiges vernimmt, springt er sofort auf, was zugleich auch das Signal für die anderen ist, dasselbe zu thun. Sie bleiben dann noch einen Augenblick stehen, um sich zu überzeugen, ob ihnen wirklich eine Gefahr drohe und von welcher Seite sich ihnen dieselbe nahe, damit sie in entgegengesetzter Richtung entfliehen können.

Im südlichen Rußland, wo die waldlosen Steppen einen Raum von vielen tausend Quadratmeilen einnehmen, führt der Wolf wieder ein anderes Leben als in dem wälderreichen Norden. Hier hält er sich den Sommer über in den großen Getreidefeldern und den fast unzugänglichen Schilf- und Rohrdickichten der Flußthäler auf, welche ihm denselben Schutz gewähren, wie die großen Torf- und Moorbrüche im nördlichen Rußland. Auch mangelt es ihm in der Steppe während des Sommers niemals an Nahrung, weil in dieser Jahreszeit daselbst nicht nur viele Vögel brüten, wie das Steppenhuhn, der große und kleine Trappe und in den Flußthälern viele Sumpf- und Wasservögel, sondern es giebt auch noch eine große Anzahl von Nagethieren, welche in diesen warmen und trockenen Gegenden sich zuweilen so sehr vermehren, daß sie an den Feldfrüchten großen Schaden anrichten und zu einer wahren Landplage werden. In solchen Zeiten wird der Wolf durch die Vertilgung dieser Thiere sehr nützlich, was selbst die Steppenbewohner anerkennen und ihn in solchen Zeiten nicht verfolgen. Im Winter dagegen, wenn die Strichvögel weggezogen sind, und die meisten Nagethiere ihren Winterschlaf halten, mangelt es ihm doch zuweilen an Nahrung, so daß er in dieser Zeit nur auf Hasen und Mäuse sowie auf zahme Thiere angewiesen ist. Von letzteren gehen nun zum Glück für ihn während des Winters nicht allein sehr viele auf den Landstraßen verloren, welchen nur die Haut abgezogen wird, der Cadaver aber liegen bleibt, sondern die Rinderpest rafft auch in den Gehöften zuweilen eine Menge Vieh hinweg, welches dort nicht vergraben, sondern eine Strecke von dem Gehöfte weg entweder auf das Feld oder in ein Flußthal geschafft wird. Die Wölfe, welche sich sehr bald einfinden, lassen dann weiter nichts davon übrig, als die Knochen und befinden sich dabei ganz wohl.

Dem Wolfe kommt auf seinen Raubzügen die feine Organisation seiner Sinnesorgane, mittelst deren er auf große Entfernungen sein Wild entdeckt, sehr zu statten. Am ausgebildetsten ist bei ihm der Geruchssinn, er wittert (riecht) auf eine Entfernung von 300 bis 500 Schritt Menschen und Thiere, wenn sich dieselben ihm mit dem Winde nähern; todte Thiere wittert er auf eine wohl dreimal so große Entfernung. Auf seinen Raubzügen geht er deshalb auch wie ein Hühnerhund, in großen Bogenlinien revierend, dem Winde entgegen. Nach dem Geruchssinn folgt das Auge, welches ebenfalls sehr scharf, jedoch nicht in der Weise organisirt ist, wie das der katzenartigen Raubthiere. Daß dem Wolfe indeß auch das Auge wesentlich bei Entdeckung seines Raubes behülflich ist, bemerkt man daran, daß er auf seinen Raubzügen gern auf den Bergrücken entlang wandert, überhaupt auch in der Ebene jede kleine Erhöhung besucht um von derselben aus Umschau zu halten. Das Gehör ist ebenfalls sehr gut, jedoch bei Weitem nicht so fein, wie bei Katzen, selbst nicht einmal so fein als beim Fuchs, denn man kann sich bei guter Deckung und unter gutem Winde zuweilen sehr nahe an ihn heranschleichen, ohne daß er etwas gewahr wird. Was den Geschmack anbetrifft, so muß man ihm nachsagen, daß seine Zunge nichts weniger als fein ist, er nimmt es in dieser Beziehung nicht sehr genau, begnügt sich mit dem, was sich ihm gerade auf seinen Streifereien darbietet und verachtet auch die kleinste selbst todte Maus nicht, ja er lebt im hohen Norden oft längere Zeit nur vom Fange der Lemminge. Ist er bei seiner Jagd auf Säugethiere nicht glücklich, so nimmt er auch mit Amphibien und Insecten vorlieb; kann er aber auch von diesen nichts haben, so frißt er bei großem Hunger selbst Gras und Erde, nur um sich den Magen zu füllen. In der Zeit, wo es in den Waldungen Beeren giebt, frißt er auch diese sehr gern; dagegen sind ihm im Sommer todte und bereits in Verwesung übergegangene Thiere zuwider, weshalb man ihn auch während des Sommers nicht gut ankirren kann.

Wenn er auf Raub ausgeht, macht er zunächst auf wilde Thiere Jagd, findet er diese nicht, dann zieht er sich in die Nähe der Weideplätze der zahmen Thiere. Unter diesen sind ihm Schafe, Ziegen, Kälber, Füllen und junge Schweine am liebsten, da diese ihm nur geringen Widerstand leisten können. Pferde, Ochsen, Kühe und starke Schweine greift er nur durch Hunger getrieben und dann selten allein an, weil er weiß, daß er mit diesen einen harten Kampf zu bestehen hat, aus welchem er nicht immer als Sieger hervorgeht. Es kommt zuweilen vor, daß er selbst auf dem Kampfplatze bleibt, was besonders dann geschieht, wenn er einer Stute das Füllen rauben will.

Die Pferde, welche den Sommer über in Rußland im

Freien auf die Weide gehen, kennen den Wolf sehr genau. Sobald dieser angeschlichen kommt und von einem Pferde bemerkt wird, giebt es seine Wahrnehmung den anderen auf der Weide befindlichen Pferden durch Wiehern kund, worauf alle, die das Signal vernommen haben, sofort nach demselben zueilen, um den Wolf zu verfolgen und anzugreifen. Das geschieht nicht, wie allgemein angenommen wird, dadurch, daß sie einen Kreis schließen und mit den Hinterfüßen nach demselben schlagen, sondern indem sie ihrem Feinde im Galop entgegeneilen und ihn mit den Vorderfüßen angreifen. Aehnlich wie die Pferde verhalten sich auch die auf der Weide befindlichen Rinder. Wenn diese einen Wolf erblicken, fangen sie fürchterlich zu brüllen an und eilen auf denselben zu, um ihn mit ihren Hörnern anzugreifen. Selbst die zahmen Schweine gehen dem Wolfe zu Leibe und treiben ihn auch gewöhnlich in die Flucht. Deshalb sucht er auch wo möglich nur ein junges Schwein zu fangen, welches sich von der Herde entfernt hat, mit welchem er leicht die Flucht ergreifen kann, wenn er etwa von den anderen Schweinen angegriffen werden sollte.

Im Winter, wo die Wölfe gemeinschaftlich auf Raub ausziehen, treiben sie das Wild einander zu. Wenn sie z. B. einen Hasen jagen, so folgt immer bloß einer der Fährte, die anderen aber laufen zu beiden Seiten, so daß, wenn der Hase etwa einen Haken schlagen sollte, er dann immer wieder vor einen Wolf kommt. Findet die Jagd in einer Dickung statt und führt ein Weg durch dieselbe, so bleiben immer einige Wölfe auf diesem Wege in verschiedenen Entfernungen vertheilt stehen, um den Hasen, wenn er aus der Dickung heraus auf den Weg kommt, hier sogleich abzufassen. Natürlich macht derjenige Wolf, welcher den Hasen fängt, auch sogleich Anstalt denselben allein zu verzehren; denn von einem Theilen der Beute ist bei diesen Gesellen keine Rede. Ein jeder sucht von der gemachten Beute so viel als möglich zu erhaschen. Deshalb setzt es auch oft heftige Kämpfe um dieselbe, wobei nicht selten einer der Streiter todt auf dem Platze bleibt und dann von seinen treuen Gefährten sogleich aufgefressen wird. Dies geschieht jedoch nur in strengen Wintern, wenn sie vom Hunger dazu getrieben werden und der „Kampf ums Dasein“ sich in der grellsten Gestalt geltend macht.

Nächst dem Hasen ist der Fuchs, besonders bei tiefem Schnee, am meisten gefährdet. Geräth derselbe in die Nähe eines Wolfes und befindet er sich gerade auf dem Felde, oder in einem lichten Baumholzbestande, so ist er unbedingt verloren. Der Hase ist dann vor dem Fuchse insofern im Vortheil, daß er dem Wolfe wegen seines grauen oder weißen Winterkleides leichter entwischen kann als der Fuchs, dessen Haarkleid in den nördlicheren Gegenden, besonders aber im Winter, intensiver roth gefärbt ist als bei den in südlicheren Breiten lebenden Füchsen. Daher giebt es auch da, wo viele Wölfe vorkommen, wenig oder gar keine Füchse.

Das Hochwild, von dem es im europäischen Rußland nur das Elch und das Renthier giebt, ist nur dann gefährdet, wenn ein Stück allein ist und von mehreren Wölfen zugleich angegriffen wird. Kann sich dasselbe dann nicht durch die Flucht zu einem größern Rudel retten, bei welchem sich mehrere Hirsche befinden, die sich stets mit mehr Erfolg vertheidigen können, so ermüden es die Wölfe durch anhaltendes Jagen so lange bis es ihnen zur Beute fällt. Selbst der stärkste Elchhirsch kann sich bei tiefem Schnee auf die Dauer nicht vertheidigen, wenn er von einer Rotte angegriffen wird.

Mit dem Steigen der Kälte während des Winters steigert sich auch beim Wolf naturgemäß das Bedürfniß nach Nahrung. Da diese nun im Winter ohnehin schon knapper ist als im Sommer, so ist der Wolf jetzt gezwungen, sich in die Nähe bewohnter Orte zu ziehen, weil in diesen doch immer zahmes Vieh verloren geht, von dem man in Rußland, wie schon bemerkt, nur die Haut benutzt. Von dem Cadaver, welcher auf das Feld gefahren wird und dort liegen bleibt, halten am Tage die Seeadler, Kolkraben und Krähen, des Nachts aber die Wölfe ihre Mahlzeit. Ebenso werden auch die Landstraßen im Winter von den Wölfen häufig besucht, indem auf denselben während der Schlittenbahn eine Menge Pferde verloren gehen und auch herrenlose Hunde herumlaufen. Je strenger der Winter ist, mit um so größerer Sicherheit kann man darauf rechnen, auf den großen Straßen Wölfe zu sehen, welche, wenn die Kälte lange anhält, zuletzt so dreist werden, daß sie nicht bloß des Nachts, sondern sogar am hellen Tage mitten durch die Dörfer laufen und in die Gehöfte eindringen, wo sie dann Menschen und Hunde angreifen.

Da der Wolf im Gegensatze zum Bären nur von animalischer Nahrung lebt, so wird er auch dem Thierreich bei Weitem gefährlicher als der Bär und man kann wohl behaupten, daß, wenn es in Rußland keine Wölfe gäbe, dieses Land das wildreichste in ganz Europa sein würde, weil die Bevölkerung daselbst nicht so dicht ist, als in den übrigen europäischen Ländern. Rechnet man im Durchschnitt nur einen Wolf auf die Quadratmeile, was eine sehr mäßige Zahl ist, so läßt sich leicht berechnen, wie viel lebende Thiere in einem Jahre von den Wölfen gefressen werden. Daher ist der Wolf auch ein Thier, welches in eine Gegend gehört, welche sich noch im Urzustande befindet; wo aber der Mensch den Boden in Besitz und Cultur genommen hat, dort kann und darf der Wolf nicht mehr existiren. Dies bestätigt uns auch die Geschichte der letzten Jahrhunderte, wo nach jeder größern Kriegsperiode, in Folge derer die Menschenzahl vermindert wurde und ein Rückschritt der Cultur stattfand, sich auch jedesmal die Wölfe sehr vermehrten, wie dies nach dem dreißigjährigen und siebenjährigen Kriege in Deutschland, sowie in und nach der Revolutionsperiode von 1789 bis 1815 in Frankreich der Fall war.

Die Begattungs- oder Rollzeit des Wolfes fällt in die Mitte des Winters und dauert etwa vom 20. December bis Ende Februar. Bei den alten Wölfinnen tritt sie früher ein als bei den jüngeren. Die einzelne Wölfin bleibt vierzehn Tage hitzig und trägt etwas über hundert Tage. Die Naturforscher und Jäger waren bisher sowohl über den Anfang als auch über das Ende der Paarung und die Länge der Tragzeit noch nicht einig. Gegenwärtig hat man über die letztere dadurch mehr Klarheit gewonnen, daß man die Wölfe in zoologischen Gärten genau beobachten konnte. Der Anfang der Rollzeit wird aber jedenfalls durch die geographische Lage bedingt, indem der Begattungstrieb bei den Thieren in den nördlicheren Gegenden später eintritt, als in den südlicheren.

Nach vollzogener Begattung zieht sich die Wölfin aus der Gesellschaft, in welcher sie sich bisher befand, zurück, während die männlichen Wölfe sich gewöhnlich erst nach dem Weggange des Schnees trennen und dann ihre frühere Heimath wieder aufsuchen. Die Wölfin ihrerseits sucht ein sicheres Versteck für ihre künftigen Jungen aus, entweder in einer Dickung oder auf einer mitten in einem großen Bruche befindlichen Insel. Man sollte fast glauben, die Wölfin habe Verstand und wisse, daß die Moor- und Bruchflächen im Sommer für den Menschen unzugänglich sind, während doch im Winter die Schlittenwege über dieselben führen. In der Steppe dagegen, wo es weder Waldungen giebt noch unpassirbare Moorflächen vorkommen, wählt die Wölfin zu ihrem Wochenbette entweder ein Rohrdickicht in einem Fluß-

thale oder irgend ein anderes sicheres Plätzchen im Gestrüpp oder hohem Steppengrase. Auf dem ausgewählten Platze bereitet sie aus trockenem Grase oder Moos ein Lager, wo sie ihre Jungen, gewöhnlich 3 bis 8 Stück, zur Welt bringt (wölft). Dieselben bleiben vierzehn Tage blind und werden 5 bis 6 Wochen lang von ihrer Mutter mit Milch ernährt. In den ersten Tagen nach der Geburt der Jungen verläßt die Alte dieselben nur äußerst selten, um sie gegen die rauhe Witterung und die Habgier ihrer Väter zu schützen, weil die männlichen Wölfe die Jungen ihrer Art eben so gern auffressen, wie es die männlichen Katzen (Kater) mit den jungen Kätzchen thun. Später, wenn die jungen Wölfe etwas größer sind und des Schutzes weniger bedürfen, entfernt sich auch die Wölfin auf längere Zeit von ihnen, um sowohl für sich als auch für ihre Kleinen Nahrung aufzusuchen. Daß ihr dabei ein männlicher Wolf behülflich wäre, wie einige Schriftsteller behaupten, ist ebenso wenig wie bei den Bären der Fall. Deshalb hat es auch eine alte Wölfin, welche viele Junge ernähren muß, nicht gar so leicht, wenn sie für dieselben das nöthige Futter herbeischaffen will; sie raubt daher in dieser Zeit alles, dessen sie nur habhaft werden kann; sie wird so dreist, daß sie selbst in die Nähe der Dörfer geht, um die in der Nähe derselben frei herumlaufenden Hausthiere, wie Gänse, Hühner, kleine Schweine, Hunde und dergleichen, zu fangen und ihren Jungen zu bringen. Dabei legt sie aber so viel List und Gewandtheit an den Tag, daß sie hierin der Füchsin nicht viel nachsteht. An den Thieren, welche sie ihren Jungen lebend bringt, lehrt sie ihnen schon frühzeitig das Fangen und Todtbeißen derselben. Sind dieselben erst über drei Monate alt, dann werden sie von ihr schon auf die Raubzüge mitgenommen, damit sie sich ihren Fraß selbst aufsuchen und fangen lernen.

Interessant ist es eine junge Wolfsfamilie zu beobachten, wenn dieselbe Abends auf Raub auszieht. Das Zeichen zum Aufbruch giebt die Alte, indem sie zu heulen anfängt; sobald dieses die Jungen hören, stimmen sie sofort ein und man bekommt ein Concert zu hören, welches dem Jäger und Jagdfreunde einen hohen Genuß gewährt. Darf ich mir erlauben aus eigener Erfahrung zu sprechen, so will ich hier bemerken, daß es mir eine besondere Freude macht, wenn ich hier im fernen Osten Europas *), wo die Wölfe noch sehr häufig sind, dieselben des Nachts heulen höre. In solchen Augenblicken kommt mir oft der Gedanke, daß wohl mancher Jagdfreund, der jetzt in einem Concert- oder Opernhause den Melodien einer Ouvertüre oder dem hinreißenden Gesange einer Primadonna mit Entzücken zuhört, mich um meinen Genuß beneiden würde und gewiß gern das Zehnfache darum gäbe, wenn er sich an meinem Platze befände, um dieses Naturconcert mit anhören zu können.

Jung eingefangene Wölfe lassen sich leicht zähmen und zeigen eine fast eben so große Anhänglichkeit an ihren Herrn wie ein Hund; auch begatten sich gezähmte Wölfe — besonders Wölfinnen — fast immer mit Hunden und zwar am liebsten mit solchen, mit denen sie zusammen aufgewachsen sind.

*) Der Verfasser, Herr Gaßmann, ist Forstmann im Innern von Rußland.

Neue Ausgrabungen in Ninive.

Die von G. Smith, einem eifrigen Forscher und gründlichen Kenner der Keilinschriften, zu Kujundschick neuerdings veranstalteten Nachgrabungen haben wiederum wichtige Ergebnisse geliefert. In der jüngsten Sitzung der Gesellschaft für biblische Archäologie in London erstattete er Bericht über dieselben, nachdem er zuvor einen kurzen Ueberblick seiner früheren Arbeiten gegeben.

Im November 1873 reiste er von England abermals nach dem Orient und begann am 1. Januar 1874, an demselben Tag, an welchem Dr. Schliemann's Werk über die trojanischen Ausgrabungen veröffentlicht wurde, seine neuen Ausgrabungen schon drei Stunden nachdem er in Mosul angelangt war. Dieser Stadt gegenüber, am andern Ufer des Tigris, lag einst das von einer Mauer umzogene Ninive; dasselbe hatte einen Umfang von etwa 8 Miles und Smith meint, die Angabe Diodor's, daß sie eine Höhe von etwa 100 Fuß gehabt habe, sei keineswegs übertrieben. Noch heute hat sie an manchen Stellen eine Höhe von ungefähr 50 Fuß, während das Getrümmer am Fuße 30 bis 60 Yards weit umherliegt. Ihre Breite muß etwa 50 Fuß betragen haben.

Smith's Wegweiser und Leitfaden war „die vergrabene Literatur auf Thon". Er untersuchte von Neuem die Bibliotheken Assurbanipal's, welche zuerst von Layard aus den Erdhügeln Kujundschicks zum Vorschein gebracht wurden, noch einmal und hielt eine sehr ergiebige Nachlese. Als Layard's Tafeln und Cylinder mit Keilschriften aus jener königlichen Bibliothek vor Jahren im britischen Museum angelangt waren, meinte man allgemein die Fundstätte sei erschöpft, das ist aber keineswegs der Fall gewesen. Bei näherer Prüfung stellte sich heraus, daß etwa die Hälfte des Textes noch fehle; was man besaß, bestand aus einzelnen Theilen und Abschnitten der Bücher, von denen man nur Einzelnes besaß. Smith's Bestreben ging dahin, das Fehlende aufzusuchen und herbeizuschaffen, damit man vollständige Texte habe.

Zu diesem Zwecke veranstaltete er nun Nachgrabungen in Kujundschick und Neppi Yunas; dort waren die Bibliotheken der Könige Sennacherib, Essarhaddon und namentlich jene Assurbanipal's. Diese Herrscher bewahrten die Urkunden ihrer Vorfahren in ihrem Palaste sorgfältig auf, hielten diese Archive im besten Stande, und jeder derselben hatte eine besondere Bibliothek. Auf diese hatte Smith es diesmal abgesehen. Er veranstaltete zunächst einen ganzen Monat hindurch Nachgrabungen in Nimrud, welches er für das Kalah der Genesis hält. Gleich Mariette in Aegypten machte er sich die Winke zu Nutzen, welche er aus den Inschriften entnahm und fand sich reich belohnt, als er in den Ruinen arbeitete, welche auf den Tafeln bezeichnet waren als „Palast Salmanassar's, des Königs der Völker, Sohn Wulriari's, des Königs der Völker".

Diese Inschrift ist der älteste „Palasttext" aus Ninive und sie beweist, daß dasselbe schon viel früher Hauptstadt war, als bisher angenommen worden ist. Denn dieser Salmanassar, welcher den Palast zu Ninive bauete, regierte etwa 1300 vor der christlichen Zeitrechnung. Er war ein gewaltiger Eroberer und unterwarf das Land Nairi, das Land in der Quellgegend des Tigris. An derselben Stelle

fand Smith Backsteine desselben Königs, unweit von dem Palast, in einem Ischtortempel. Die Inschrift lautet: „Beltis, seiner Gemahlin, Salmanassar, Vicekönig von Assur, König der Völker.“ Eine dritte Inschrift an jener Stelle bezieht sich auf den berühmten Herrscher Tugulti ninip, Sohn Salmanassar's, des Eroberers von Babylonien; sie lautet: „Tulgultininip, König der Völker, Sohn Salmanassar's, der auch König der Völker war, der Tempel der Beltis, Gemahlin des .... gebaut.“

In einem andern Theile des Hügels fand Smith einen Bericht über den Krieg zwischen Tugulti ninip und Nasi murudas, König von Babylonien, und aus dem Centrum dieses Hügels förderte er das Bruchstück eines schwarzen Steins zu Tage; derselbe enthält eine Inschrift von Mutagil unsku, der im zwölften Jahrhundert vor Christus regierte. Außerdem fand er Urkunden von Assur nasir pal und dessen Sohn Salmanassar, die beide im neunten Jahrhundert lebten. Sie baueten zu den vorhandenen Palästen und Tempeln auch ihrerseits dergleichen und bei späteren Gebäuden sind Theile von seinen Sculpturen aus ihrer Zeit in Stücke zerschlagen und als Baumaterial benutzt worden.

Im Palaste Tiglath Pilesar's (des Vierten) der Bibel, der ein Verbündeter des Königs Ahas war und Rezin unterwarf, war ein Hauptfund ein stark beschädigter geflügelter Stier, der ursprünglich etwa 20 Fuß hoch gewesen ist.

Smith fand an der Stelle des nördlichen Palastes, wo er ein Jahr vorher Ausgrabungen veranstaltet hatte, nicht so viele Backsteine und Tafeln mit Inschriften als er erwartet hatte, aber doch einige Urkunden von höchster Wichtigkeit, z. B. die Tafel, welche eine auf Assurbanipal's Befehl veranstaltete Uebersetzung einer 1400 Jahre ältern babylonischen Inschrift enthält. Der in ihr bezeichnete Name des babylonischen Königs aus so früher Zeit, welcher so viele Jahre vor Assurbanipal schon den Tempel des Bel restaurirte, ist ganz neu, und neu sind auch die Namen seiner Vorfahren. Sein Name, Agu, ist auch jener des Mondgottes in Akkad und man kann wohl annehmen, daß die Dynastie von dorther stammte. Er bezeichnet sich selbst als Sohn des Tassigurubar, des Sohns Abi, ... Sohn Agurabi's, Sohn Ummisiriti's, vom Stamme Sugamunas. Hier haben wir also ein halbes Dutzend Königsnamen, von welchen wir bisher nichts wußten. Agu's Titel sind: „König von Kassu und Akkad, König von Babylonien, König von Padan und Alman, König von Guti oder Goïm (der Völker) und König der vier Racen.“ Seine wichtigste Großthat bestand darin, daß er die Götterbilder des Merodach und Sirat banit (des Sukkoth Benoth der Bibel) wieder holte aus dem Lande Hani (nordöstlich von Babylonien), wohin sie gebracht worden waren.

Im Palaste Sennacherib's suchte Smith vorzugsweise nach Tafeln mit Inschriften. Er fand in demselben an der westlichen Seite den Oberbalken einer Thür, und das ist der erste welcher bisher in den assyrischen Ruinen zu Tage gekommen ist. Seine Ornamentirung zeigt zwei geflügelte Drachen, die einander anblicken über eine zwischen ihnen befindliche Vase. Noch bemerkenswerther erscheint ein anderer Architekturgegenstand, ein kleines Modell von feinem Stein, das einen Stier mit Menschenkopf darstellt, in der Art wie man solche Bilder am Eingange der assyrischen Gebäude findet.

Es war Smith's Absicht, allen Schutt über Sennacherib's Bibliothek in einem Umkreise von etwa 700 Fuß hinwegzuräumen, er hatte aber nicht Zeit genug um bis ganz auf den Boden zu dringen. Nichtsdestoweniger hat er mehr als 2000 Tafeln und Bruchstücke mit Keilinschriften gesammelt, meint aber daß noch mehr als sechsmal so viele zu Tage gebracht werden können. Der älteste Fund ist aus der Zeit des assyrischen Königs Assurisilim, der um 1150 vor der christlichen Zeitrechnung den Thron inne hatte. G. Smith hat mehrere Tafeln historischen und mythologischen Inhalts übersetzt und viele sogenannte Syllabarien, oder richtiger Glossarien, gefunden, dann auch Beiträge zur assyrischen Astronomie und ein assyrisches Astrolabium.

Seiner Ansicht nach sollten in Ninive die Nachgrabungen und Forschungen Folgendes ins Auge fassen. 1. Die große Bibliothek im Palaste Sanherib's, die völlig zu Tage gebracht werden müsse; dort lägen noch mindestens 20,000 Fragmente von Tafeln mit Keilinschriften, die man binnen drei Jahren mit einem Kostenaufwande von 5000 Pf. St. ans Licht bringen könne. 2. Der mittlere und östliche Theil des Hügels von Kujundschick muß näher erforscht werden; die dortigen Funde gehören einer frühern Zeit an als die aus den Palästen Sennacherib's und Assurbanipal's, werden also über die ältere Geschichte Assyriens Licht verbreiten. 3. Der Hügel von Nebbi Yunas sollte vollständig untersucht werden und dasselbe müßte mit den Ruinen der Mauer und der Stadt Ninive geschehen. Auch verdienen die assyrischen Gräber, welche der Ringmauer entlang liegen, eine sorgfältige Beachtung schon deshalb weil wir über die Begräbnißgebräuche jetzt noch in völliger Unkunde sind.

Skizzen aus Chile.

Von **Dr. med. Georg Thiele.**

II.

Chañaral und das Leben daselbst.

Ein Blick auf die Karte zeigt, daß Chañaral ein ziemlich isolirt liegender Ort ist. So einsam jedoch derselbe und so wüst seine Umgebung ist, so leben doch immerhin hier genug Europäer, um Verkehr und Gesellschaft zu bieten und das Leben erträglich zu machen, gegen 30 Engländer, einschließlich der Frauen und Kinder, und etwa 20 Deutsche. Um die Beschaffenheit und das Leben in dieser Stadt zu begreifen, muß man berücksichtigen, daß ihre Existenz einzig und allein von einem Dinge abhängt, nämlich von den Minen. Sind die Minen gut, so florirt Chañaral; wird wegen Unergiebigkeit die Arbeit in denselben eingestellt, so verschwindet es vom Erdboden wie einst Puerto Copiapó verschwand.

Der Ort ist etwa so alt wie Caldera, einige 20 Jahre.

Damals wurden an einem Punkte nahe der Küste, den man las Animas genannt hat, Kupfererze gefunden, welche man über Chañaral verschiffte. Später entdeckte man noch an vielen Orten Erze. Die Minen waren sehr ergiebig und da dies mit dem beginnenden Verfall von Copiapó zusammentraf, zogen viele Leute von da hierher. Dies war die Blüthezeit Chañarals. Sogar eine Eisenbahn nach den beiden hauptsächlichsten Minenorten, las Animas und Salado, wurde gebaut. Seit etwa zwei oder drei Jahren sind indessen die Kupferminen ziemlich unergiebig geworden. — Caracoles absorbirte Alles, was an Capital und Unternehmungsgeist im Lande war und so verfiel auch Chañaral, bis im Juni 1873 sich plötzlich das Gerücht verbreitete, daß 14 Leguas landeinwärts von Chañaral, in la Florida, sehr reiche Silberminen entdeckt worden seien. Das Wort „Silber" hat in diesem Lande ungefähr denselben Effect wie in einer Stadt der Ruf „Feuer"! Binnen kurzer Zeit war Chañaral so überfüllt, daß effectiv kein Platz für weitere Ankömmlinge mehr vorhanden war. Ich selbst mußte noch im October (1873) zwei Stunden durch die Stadt wandern, ehe ich ein erbärmliches Loch zum Schlafen fand. Allmälig verlief sich jedoch die Welle, zumal sich ungünstige Berichte über die Minen verbreiteten. Was nun wirklich an dem Mineral ist, muß die Zukunft lehren und zwar die nächste. Die officielle Messung ist beendet und es sind 41 Minen als den gesetzlichen Ansprüchen entsprechend vermessen worden, was eine ziemlich hohe Zahl ist. Sechs unter diesen haben bereits reichlich Silber gegeben, darunter eine, die Andacollo, schon im Werth von 400,000 Dollars und von ihr wird bereits eine zweite Sendung zum gleichen Betrage erwartet *). So viel steht also fest: die Silberentdeckung ist kein ganz leerer Wahn.

Ein bereits früher gemachter Metallfund wird aber erst seit diesem Jahr (1873) ausgebeutet. Dies ist ein Borax-lager, sehr weit landeinwärts, etwa 11,000 Fuß hoch oben in der Cordillera. Dasselbe ist ohne Zweifel sehr reich, doch ist es noch die Frage, ob es bei der großen Schwierigkeit und Kostspieligkeit der Bearbeitung lohnen wird. Vorläufig wurde bereits eine große Menge Mineral heruntergeschafft und ein Contract mit der Pacific Steam Navigation Compagnie abgeschlossen, deren Dampfer vom Januar 1874 an hier anlegen werden, um das Mineral nach Europa zu bringen.

Von Caldera bis Cobija an der bolivianischen Küste ist das Land eine absolute Wüste und man findet dort nur Minenplätze. Unter diesen sind Antofagasta, der Hafen von Caracoles, und Chañaral die beiden größten. Chañaral liegt in einem kleinen Einschnitt des hohen felsigen Ufers. Das ausgetrocknete Flußbett des Rio Salado führt hier in eine kleine Bucht, die wegen ihrer ewigen heftigen Brandung berüchtigt ist. Bei schlechtem Wetter, das hier nur in der Winterszeit vorkommt, fahren die Boote gar nicht tiefer in die Bucht, sondern legen bei der Peña blanca (weiße Feder) an, einer curiosen Gruppe niedriger, weißer Felsen mit sehr merkwürdig geformten Schluchten, und die Landenden werden dann mit Stricken auf den Felsen hinaufgezogen.

Die Stadt selbst ist erbaut zum Theil auf dem schmalen Sandstreifen, der sich überall am Fuß der Felsen hinzieht, zum Theil an dem Felsen hinauf und zum Theil auf dem großen Schlackenhaufen, den die beiden Schmelzwerke in die See hineingeworfen haben. Die Häuser sind dem provisorischen Charakter des Ortes gemäß, mit Ausnahme der Hauptgebäude der beiden Schmelzwerke, aus Holz gebaut und äußerst einfach. Zweistöckig sind nur sehr wenige. Straßenpflaster oder Gehweg existirt nicht, welchen Staub daher die im Carrière durch die Straßen passirenden Reiter aufwirbeln (Schritt fährt oder reitet ein Chilene, selbst bergauf oder bergab, nie), kann man sich vorstellen. Nächtliche Straßenbeleuchtung dagegen sowie eine ziemlich zahlreiche Polizei sind vorhanden. Oeffentliche Gebäude besitzt der Ort keine, außer der Kirche, die auf einem Marktplatz, so groß daß er etwa für Berlin passen würde, einen ziemlich merkwürdigen Eindruck macht. Der dem Landungsplatz zunächst liegende Theil der Stadt sieht sehr miserabel aus; außerdem ist er bei Südwind derart vom Rauche des Edwards'schen Schmelzwerkes erfüllt, daß man sofort zu husten beginnt, wenn man hineinkommt. Der andere Theil ist bedeutend besser und reinlicher.

Der Rio Salado hat, wie der Copiapó, vor vielen Jahrhunderten Wasser ins Meer geführt; heute verliert er dasselbe bei Salado, einem etwa 8 bis 10 Leguas landeinwärts gelegenen Minenort und sein Wasser ist bitterer als Meerwasser, daher absolut ungenießbar. In dem ehemaligen Flußbette führt jetzt die Eisenbahn aufwärts, deren Bahnhof am andern Ende der Stadt, dem Landungsplatz gegenüber, liegt. Vom Bahnhofe bis zum Landungsplatze führen mehrere Geleise mitten durch die Stadt auf den Straßen ohne Barrieren oder andere Vorsichtsmaßregeln. Nur ein Reiter muß jetzt stets der Maschine vorreiten, seitdem neulich in las Animas ein Unglück vorgefallen ist.

Promenaden haben wir zwei: eine nach Peña Blanca — doch ist der Weg sehr schlecht —, die andere am Grunde der Bucht entlang auf dem während der Ebbezeit vom Meerwasser entblößten Meeresgrunde. Ueberall sonst ist der Boden ein weicher Sand, in dem man bei jedem Schritt einsinkt. Bäume oder Sträucher giebt es in Chañaral nicht, auch kein Gras, nicht einen Halm von Vegetation. In der Wüste wachsen, wie bei Caldera, nach häufigen Nebeln zuweilen einige Pflanzen empor, um 3 bis 4 Tage zu grünen und dann zu vertrocknen. In einigen Bergschluchten gedeihen einige Cacteen, die gesammelt und als Brennmaterial verbraucht werden. Eben so arm ist die Wüste an Thieren; doch führt sie reichlich Insecten aller Art, besonders aber Flöhe zu Milliarden und Eidechsen. Im Winter sollen auch zuweilen Guanacos, eine Art Lamas, aus der Cordillera herabkommen. — Chañaral hat ein äußerst einfaches Theater, die diesjährige Gesellschaft hat aber schlechte Geschäfte gemacht und entfernte sich. Verbindung mit den Küstenplätzen nordwärts haben wir durch drei, mit denen südwärts durch vier Dampfer wöchentlich.

Wohnungen, namentlich bessere, sind schwer zu haben; die Gasthäuser schlecht und die Gesellschaft, die in ihnen verkehrt, ist mehr als gemischt. Was die chilenische Lebensweise und Küche betrifft, so genießt man früh gleich nach dem Aufstehen eine Tasse Thee oder Kaffee; dann kommt zwischen 9 und 12 Uhr die erste Mahlzeit (almuerzo). Diese besteht unabänderlich aus der Cazuela, einer Bouillon, worin das Fleisch, aus dem sie bereitet wird, mit aufgetragen wird und worin sämmtliche Gemüse der Jahreszeit mitgekocht sind. Es ist mehr ein Brei als eine Suppe, jedoch gut zubereitet ein vortreffliches Gericht. Dann folgen Beafsteak mit Kartoffeln, Eier, entweder als Spiegeleier oder Omelette, Tortilla genannt, und schließlich Thee. Eine Mahlzeit zwischen dieser und dem Mittagsessen nimmt man, wenn man spät zu Mittag speist. Sie ist etwa wie unser europäisches zweites Frühstück. Dann kommt das Mittagsessen (Comida) um 6 Uhr Abends. Es besteht unabänderlich aus folgenden Gängen: Suppe, dann Puchero, d. h. Rindfleisch, mit welchem sämmtliche Gemüse der Jahreszeit, nach englischer Manier in Wasser gekocht, aufgetragen werden; dann Rinder-

*) Gegenwärtiger Bericht datirt von December 1873.

braten mit Salat und Kartoffeln; schließlich eingelegte Pfirsiche oder Aprikosen; unmittelbar darnach Kaffee. Abends um 9 Uhr Thee. In Privatzirkeln hat das Mittagsessen regelmäßig noch zwei Gänge mehr. Man lebt also hier hinsichtlich der Speisen sehr einförmig; der Chilene isset kaum etwas anderes als Rindfleisch. Indessen ist für denjenigen, der eine andere Küche liebt, immerhin genug Abwechselung zu haben, z. B. Hammelfleisch, Fische und Seemuscheln aller Art sind sehr billig und recht gut. An Gemüsen und Früchten ist kein Mangel, aber sie sind theuer. Die südamerikanischen Früchte sind bei Weitem nicht so gut wie unsere europäischen; Birnen und Pflaumen sind klein und schlecht, Orangen nicht saftig genug. Sehr saftig sind die Sandillas, Wassermelonen, haben aber einen faden Geschmack. Vortrefflich sind allein die Ananas, welche in großer Menge von Pern und Guyaquil gebracht werden. Die Chirimoya ist ebenfalls eine gute Frucht. Erdbeeren sind groß und süß, aber ohne Aroma. Die Gemüse sind dieselben wie in Europa; die Kartoffel hat hier einen etwas andern Geschmack. Aus Pern bekommen wir ferner noch die Zapaya, einen süßen Kürbis von sehr fadem Geschmack, sowie die Camote, eine Knollenfrucht, beinahe so groß wie der Kopf eines Erwachsenen, die ebenfalls fade und süßlich ist, wie Kartoffel gekocht aber noch am besten schmeckt.

Die Getränke sind Bordeauxweine, die recht billig sind, und Landweine. Die letzteren, rothe und weiße, sind herbe, nicht sehr verschieden von den preußischen und sächsischen Landweinen. Ferner ein süßer Wein von Concepcion, ähnlich dem süßen Ungar. Englisches Bier wird viel getrunken, desgleichen ein vortreffliches Bier, das in Valparaiso gebraut wird. Das gewöhnliche Volk trinkt ausschließlich Chica, Most, ein scheußliches Getränk, das dadurch, daß es in Bocksschläuchen aufbewahrt wird, nicht an Wohlgeschmack gewinnt.

Das Leben, welches man hier führt, ist halb indianisch halb californisch (wie es wohl zur Zeit der ersten Golderntdeckung in Californien gewesen sein mag) und das Ganze leicht europäisch angehaucht. Geselligkeit herrscht unter den Europäern, d. h. unter den Familien, wenig. Alle Monate wird jedoch ein großes Picknick veranstaltet, wobei dann die ganze europäische Bevölkerung auszieht und gewöhnlich auch einige chilenische Familien sich betheiligen. Unser Weihnachtspicknick war sehr großartig; unsere Gesellschaft zählte etwa 40 Personen und machte einen Ausflug über die Bai von Chañaral hinüber nach der andern Seite. Das Wetter war sehr schön, der Champagner gut und in genügender Menge mitgenommen worden. Der Ausflug wurde natürlich beritten gemacht.

Zu kaufen ist hier so ziemlich Alles; der Ort ist halb Kaufladen halb Kneipe. Man muß indessen mitunter lange suchen, bis man das Gewünschte findet, weil jeder Kaufmann hier mit Allem handelt, von Brot, Taback, Bier und Käse an bis zu Revolvern, fertigen Damenschuhen, Photographien ꝛc. Dabei sind die Dinge nicht so theuer als man wohl glauben sollte. Ferner kauft man hier Alles auf Credit; fast jeder Mensch hat mit jedem Menschen eine laufende Rechnung, die gelegentlich einmal geordnet wird. Ich könnte mich anheischig machen, hier einen ganzen Monat zu leben, ohne einen Centeno auszugeben. Dies erstreckt sich sogar bis auf die Droschken. Denn selbst Droschken haben wir hier in Chañaral, davon noch einige nach alter chilenischer Form, d. h. zwei Pferde sind vorgespannt, und der Kutscher reitet auf dem dritten nebenher.

Handwerker sind wenig hier; sie arbeiten schlecht, sind enorm theuer und entsetzlich unpünktlich. Man kauft deshalb Alles fertig, Stiefel, Kleider ꝛc.; selbst Möbel kauft man lieber in Valparaiso und läßt sie lieber mit großen Kosten herbeibringen, ehe man einem hiesigen Tischler in die Hände fällt.

Nachtrag aus einem Briefe, Chañaral, den 24 Januar 1874. Im Laufe der letzten Tage hatten wir seit meinem Hiersein den ersten tüchtigen Erdstoß. Erdstöße kommen etwa alle 14 Tage bis 3 Wochen vor, doch sind sie so schwach, daß der Nichtkenner sie gewöhnlich kaum spürt. Der letzte war jedoch andern Kalibers. Ich wachte vom heftigen Schütteln meines Bettes auf; unterirdisches Getöse, das häufig die Stöße begleitet, war nicht zu hören. Desto lauter und unheimlicher tönte durch die Stille der Nacht das Krachen und Knacken der Wände und Dächer, das Klappern der Thüren und Scheuern der Möbel an den Wänden. Bei den hiesigen Häusern, die überhaupt nur ein Parterre haben und ausschließlich von Holz gebaut sind, ist keine Gefahr zu fürchten. Ich blieb deshalb auch im Bett und nach etwa $^3/_4$ Minute war alles ruhig. Die einzige Gefahr, die hier droht, ist ein Austreten des Meeres. Die Regel heißt daher: sobald sich der Erdstoß in gleicher Stärke wiederholt, laufe man in schleunigster Eile die nächste Anhöhe hinauf. So lange Chañaral existirt, ist es noch zu keiner Ueberschwemmung gekommen, wie überhaupt seit einiger Zeit Chile von schwereren Erdbeben verschont geblieben ist. Mit welcher Gewalt in solchen Fällen das Meer austritt, läßt sich daraus abnehmen, daß bei Arica in Pern im Jahre 1868 die im Hafen liegenden Schiffe nicht in, sondern über die Stadt weggeschwemmt wurden.

Aus allen Erdtheilen.

Dr. Stoliczka †.

Die Mission, welche Forsyth im Spätsommer 1873 nach Kaschgar unternahm, hat bekanntlich günstigen Erfolg gehabt und wird für die Wissenschaft eine reiche Ausbeute liefern. Wir haben ausführlich geschildert, welche Beschwerlichkeiten und Gefahren die Reisenden zu bestehen hatten als sie die Hochgebirge des Karakorum und Küen lüen überschritten („Globus" XXV, S. 282 ff., S. 298 ff.). Sie kamen, nachdem sie das Gebiet des Maharadscha von Kaschmir verlassen hatten, im Karakorum über den „abscheulichen" Sasserpaß. Zuerst mußten sie den Aufstieg über die jäh abfallende Lasgiakette nehmen und kamen durch eine tiefe Schlucht, in welcher der Abfluß des Sassergletschers seinen Weg zum Nubrafluße findet. Am Abend des 7. October lagerten sie am Fuße eines gewaltigen Gletschers; ringsum erhoben sich Granitberge bis zu 19,000 Fuß Höhe über dem Meere; am nächsten Tage kamen sie durch eine eisige Schlucht; die Berge dort sind mit ewigem Schnee bedeckt und in ihren Vertiefungen liegen große und kleine Gletscher, die während der wärmern Jahreszeit den Handelsleuten, welche den Sasserpaß überschreiten, gefährlich sind. Die Paßhöhe über denselben liegt in etwa 17,500.

Nun sind nach und nach alle Mitglieder der Expedition wohlbehalten nach Indien zurückgekommen, mit Ausnahme des Dr. Stoliczka, eines Deutsch-Oesterreichers. Dieser eifrige Naturforscher starb am 19. Juni oberhalb des Sasserpasses am

Schayok (Shyok), dessen Quellen im großen Renogletscher liegen. In einer frühern Jahreszeit bietet der Uebergang ganz entsetzliche Schwierigkeiten dar, weil zwei Gletscher, der obere und der untere Kumadan, sich quer über den Fluß selbst erstrecken. Zweimal seit Menschengedenken ist der Schayok durch Eiswälle förmlich abgedämmt worden, hat dann in seinem obersten Laufe einen See gebildet, und als die Eisdämme brachen, schwoll der Indus so mächtig an, daß er das Mündungswasser des Kabulflusses zurückstauete und weit und breit das Land unter Wasser setzte. „Es ist am Schayok eine entsetzliche Wüsteneі, die man gesehen haben muß, um sich eine Vorstellung von derselben machen zu können."

In dieser Wildniß nun hat Dr. Stoliczka sein Leben gelassen. Wir kennen heute die näheren Umstände noch nicht, da ein Telegramm aus Calcutta die traurige Thatsache ganz kurz meldet, lesen aber soeben, daß man die Leiche nach Leh in Ladakh gebracht hat, wo sie begraben wurde.

Norbert Dournaux Duperré †.

Dieser unternehmende Franzose wollte in die Fußstapfen Laing's (1826), Caillie's (1828) und Heinrich Barth's treten und den Versuch wagen, gleich diesen Männern nach Timbuktu und zwar von Norden her durch die Sahara vorzudringen. Er hatte früher Mexico und Spanien bereist, sich in Senegambien aufgehalten und war dann nach Algerien gegangen, wo er während einiger Jahre mit Nordafrikanern verschiedener Stämme engen Verkehr unterhielt, und eifrig bemüht war, sich Sprache und Gewohnheiten derselben anzueignen. Gut vorbereitet und sowohl von der geographischen Gesellschaft wie von der algierischen Regierung mit Geld unterstützt, trat er im November 1873 von Constantine aus seine Wanderung an, zunächst nach der noch unter tripolitanischer Hoheit stehenden Oase Ghadames, welche einen wichtigen Mittelpunkt für den Handelsverkehr bildet. Zum Begleiter hatte er den Achmed ben Serma, der früher im Dienste Heinrich Duveyrier's und Joubert's gestanden hat. Auf dem Wege von Ghadames nach der Oase Ghat (Rhat) scheint, so viel wir bis jetzt annehmen können, seine Bedeckung ihn verlassen zu haben; er wurde ermordet. Vor nun fünf Jahren, am 4. August 1869, wurde in jener Gegend bei Kasr Scharaba im Thale Aberdschusch Fräulein Tinne nebst zwei europäischen Begleitern von ihrem Geleit ermordet; sie befand sich auf dem Wege von Mursuk in Fessan nach Ghat. Dournaux Duperré ist jung ein Opfer seines Unternehmungsgeistes geworden.

Die oberen Gewässer und Zuflüsse des Amazonas

werden von Seiten der Pernaner näher untersucht durch den Dampfer „Mairo". Einem Bericht derselben aus Iquitos, einem Stromhafen am Amazonas, wo die Expedition am 10. December verweilte, entnehmen wir einige Notizen.

Von Iquitos, das den Ausgangspunkt bildete, war der Dampfer nach der Mündung des Rio Nanay gefahren; dort waren die Indianer mit Schildkrötenfang beschäftigt. Der nächste Fluß, an welchen die Pernaner gelangten, war der Pinta Yacu; er hat gelbes Wasser und ist 85 Miles vom Nanay entfernt. An seinen Ufern wohnen Iquitosindianer, wohlgebauete, muskelkräftige Leute und nicht an Hautkrankheiten leidend, welche eine Plage der Leute am Ucayali und am obern Amazonas sind; sie benahmen sich freundlich gegen die Weißen. Die Gegend am Nanay ist frei von Wechselfiebern und ähnlichen Krankheiten. Das Wasser des Nanay ist wärmer als das des Amazonenstromes und ungemein reich an Fischen und Schildkröten. — Der „Mairo" besuchte dann den Itaya, der durch zusammengeschobene Baumstämme dermaßen versperrt war, daß der Dampfer ihn nicht befahren konnte und schon nachdem er 38 Miles zurückgelegt hatte, umkehren mußte; bei der Einfahrt ist er 50 Yards breit; er hat seine Quellen in mehreren Seen oder Lagunen. — Der Potro wurde bis zur Stromschnelle erforscht; die Einfahrt ist 200 Yards breit; die Mündungsgegend wird überschwemmt. Hier waren die Indianer feindselig und wollten das Schiff nicht weiter fahren lassen. Mitteltemperatur des Wassers 72, der Luft 85° F. — Dann wurde der Morona, ein Zufluß des Marañon, untersucht. An ihm und einem seiner Nebenflüsse, dem Amaya, haben die Indianer (Cagiapues) plattgedrückte Köpfe. — Der Pastazza führt Goldsand, die Indianer gestatten aber das Waschen nicht. — Der Rio Tigre wurde 104 Miles aufwärts befahren. Er bietet mehr natürliche Vortheile dar als die übrigen Zuflüsse des Marañon; das Land an ihm ist reich an Kautschuck, Wachs, Kopal, Sassaparilla ꝛc.

Aus der Kalmückensteppe.

Kaum irgendwo anders, schreibt ein Correspondent des „Golos", verursachen die Pocken solche schreckliche Verwüstungen wie unter den Kalmücken. Die Krankheit hört fast nie auf, erscheint bald in diesem, bald in jenem Ulus, zuweilen, wie z. B. im verflossenen Winter, in allen gleichzeitig und währt oft Sommer und Winter ohne Pause. Die Nomaden haben entsetzliche Furcht vor den Pocken, die sie für einen Fluch des Himmels halten. Es gilt als Sünde, von dieser Krankheit zu sprechen, selbst der Name wird vermieden. Bricht in einer Familie die Krankheit aus, so erlischt alles verwandtschaftliche Gefühl. Mancher Kalmücke überläßt Mutter, Frau und Kinder sammt seiner Kibitka dem Schicksal und reitet fort so weit er kann. Die Habe und die Kibitken der an den Pocken Verstorbenen nimmt kein Erbe in Empfang: Alles bleibt liegen, wo es lag. Im Winter ist der an den Pocken Erkrankte bei der Ungunst der Witterung — der Frost steigt bis 20° R. — in seiner leichten Kibitka meist rettungslos verloren. So starben oft ganze Familien in 14 Tagen aus. Ihr einziges Heilmitel ist warme, mit Wasser verdünnte Milch. Ihr Präservativ gegen Ansteckung ist noch origineller: wenn ein Kalmücke unversehens einen Pockenpatienten gesehen hat und angesteckt zu sein fürchtet, so geben ihm seine Freunde und Verwandte Brauntwein bis zu sinnloser Betrunkenheit zu trinken. Darauf nehmen Alle ihre Peitschen zur Hand und prügeln die Krankheit aus dem Opfer ihrer Fürsorge heraus.

Die Kalmückensteppe steht in sanitärer Beziehung genau auf demselben Standpunkte wie am Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts, als der Chan Cho-Urljuck seine Horde nach Europa führte. Kein Ulus, der etwa einem Kreise entspricht, hat einen Arzt oder ein Hospital, nirgends werden Maßregeln gegen die Epidemie getroffen. Nur in dem Dorfe Jandiki, an dem Posttract, giebt es ein elendes Hospital von 15 Betten mit einem Unterarzt an der Spitze, mehr als Couliſſe für den etwa anreisenden Oberbeamten.

Die Kalmücken beerdigen ihre Leichen fast niemals. Sie bringen sie meist nur auf einen sandigen Platz in der Nähe ihres Haltepunktes und lassen sie dort liegen. Oft schleppen hungrige Hunde einen Menschenfuß oder Arm wieder zu den Kibitken zurück, um dort ihre Beute frei und offen zu verzehren. — Weit von der mittlern Stelle, in Astrachan, ist allerdings bei der Steppenverwaltung ein Doctor, ein einziger für die ganze Steppe, angestellt. Aber er hat mehr als genug mit den Sectionen der gewaltsam Gestorbenen zu thun. Für die Lebenden reicht seine Zeit nicht aus, zumal er bei einer monatlichen Gage von 14 Rubel den Posten als Steppenarzt nur als eine Nebenbeschäftigung betrachten kann. Auch sind in jedem Ulus zwei kalmückische Pockenimpfer angestellt, aber auch nur zum Schein; in Wirklichkeit läßt sich Niemand die Schutzblattern einimpfen. So sind die Pocken die furchtbarste Geißel der Kalmücken, welche nach Angabe des Correspondenten allein im vorigen Winter fast den zehnten Theil ihrer Bevölkerung an dieser Krankheit verloren haben.

* * *

— „Der Verfall der Yankeerace" ist eine Erscheinung, mit welcher sich die Aerzte namentlich in den sechs neueng-

ländischen Staaten Nordamerikas sehr beschäftigen. Sie haben viel darüber geschrieben und jüngst hat wieder Dr. Allen zu Lowell eindringliche Worte zu seinen Landsleuten gesprochen. Er äußert unter anderm, daß der Charakter der Krankheiten, unter welchen die jetzige Generation leidet, ein anderer geworden sei wie früher, und daß die ärztliche Behandlung derselben demgemäß sich habe modificiren müssen. Die Thätigkeit des Nervensystems und des Gehirns sei auf Kosten der Muskelkraft zu sehr gesteigert worden; die Folge sind chronische Krankheiten und Zunahme der Todesfälle durch Schlagfluß, Lähmung und Herzkrankheiten. Die Ursachen findet Dr. Allen zumeist in sitzender Lebensweise, dem rastlosen Geschäftstreiben, in welchem der Telegraph den Leuten auch Nachts keine Ruhe gestattet und Aufregungen hervorruft, in der hohen Temperatur vieler Wohnungen, in der widernatürlichen Lebensweise und der Ueberanstrengung des Gehirns schon von der Schule an bis in das tägliche Geschäftsleben, bei welchem es auf hastigen Gelderwerb abgesehen ist. So lange aber die Ursachen dieses notorischen Verfalls fortdauern, wird jede unter solchen Verhältnissen geborene und aufwachsende Generation weniger fähig denselben zu widerstehen als die vorherigen.

Die einzig mögliche Reform muß nach Dr. Allen von der Schule ausgehen; die geistige Ausbildung muß mit steter Rücksicht auf die Entwickelung des Körpers Hand in Hand gehen; wenn man letztere aufopfert, kommt auch die erstere zum Stillstand oder wird doch wesentlich gehemmt. Es ist ein Hauptfehler sovieler Schulmeister, daß alle Kinder, welche sie in ihren Classen haben, gleichmäßig behandelt werden und daß man ihnen beim Lernen Zumuthungen macht als ob die Organisation Aller die gleiche sei. Der Irrthum fast aller Jugendlehrer ist, daß sie das Gedächtniß überladen, ohne die Beobachtungsgabe zu stärken. Sie bringen dadurch eine Art von geistiger Verstopfung zu Wege, indem sie die Schüler mit einer wirren Masse von Thatsachen und sogenannten Principien vollpfropfen, ohne darauf zu achten, ob dieselben auch wirklich angeeignet werden können. Das weibliche Geschlecht unter den wohlhabenden Classen der Yankees wird ganz unvernünftig oder eigentlich gar nicht erzogen, denn das Aneignen von vielerlei Narretheidingen ist keine Erziehung.

(— Was Dr. Allen über die Schulen sagte, paßt leider vielfach auch auf Deutschland. Die meisten Schullehrer wollen zu viel thun und muthen den Schülern viel zu viel zu. Der Schreiber dieser Zeilen befand sich jüngst in einer Handelsstadt, die nicht weit von der Nordsee liegt. Die sogenannten großen Ferien waren noch nicht angegangen; die Julihitze betrug + 23° R. Ein übrigens kräftiger Knabe von 10 Jahren mußte sechs Stunden zur Schule gehen und Abends sechs verschiedene Aufgaben für den folgenden Tag machen. Jeder Lehrer giebt die Aufgaben auf eigene Faust ohne zu fragen wie viel die anderen Lehrer den Knaben oder Mädchen aufgegeben haben. Wir sagten einem dieser Lehrer: „Das ist ja der reine Kindermord, schlimmer wie der bethlehemitische. Ihr Herren klagt, wenn Ihr am Tage drei oder vier Lehrstunden geben müßt und muthet zehnjährigen Kindern sechs Stunden täglich und dann noch das Anfertigen von sechserlei ganz verschiedenen Aufgaben zu! Ihr schreibt jährlich Hunderte von Büchern und Programmen über Pädagogik; was Ihr aber so nennt, ist vielfach raffinirt; denn fast jeder will noch pädagogischer sein als die anderen und an Schreibseligkeit lassen es die „Pädagogen" nicht fehlen. Zumeist fabricirt die Schule mit ihrem übertriebenen Reglementiren nur Mittelgut von ordinärem Durchschnitt. Die Schulstunden müssen um ein Drittel reducirt werden; die Schüler sollten weniger allerlei durch und neben einander lernen, wovon die Hälfte intellectuell und praktisch überflüssig und vielfach auch schädlich ist; man sollte ihnen weniger einpfropfen und die Herren sollten psychologischer zu Werke gehen. Was ich Ihnen hier sage, ist in meinen Verkehrskreisen die allgemeine Ueberzeugung und nicht selten habe ich auch die Ansicht aussprechen hören, daß man bei Feststellung der sogenannten Schul- und Lehrpläne nicht den Lehrern allein die Bestimmung überlassen, sondern dabei einen bürgerlichen Beirath von Vätern und Müttern hinzuziehen solle, welche ein Wort mitzureden hätten, im Interesse der Familie, des Hauses. Den löblichen Eifer unserer deutschen Schulmänner wird Niemand verkennen oder gering achten, aber sehr viele von ihnen wollen viel zu viel thun." Non scholae sed vitae. —)

— In die südbrasilianische Provinz Rio grande do Sul sind im Jahre 1873 eingewandert 1866 Personen; davon Deutsche 892; Oesterreicher, zumeist aus Böhmen, 643; Franzosen 174, Schweizer 36, Belgier 10, Schweden 10, Portugiesen 101. Die in derselben angesiedelten etwa 60,000 Deutschen erfreuen sich durchschnittlich eines guten Wohlstandes. Die Hafenstadt Porto Alegre ist am 13. April mit San Leopoldo durch eine Eisenbahn verbunden worden. — In den Schlächtereien (Xarqueadas) der Stadt Pelotas sind im Märzmonate dieses Jahres 152,820 Stück Vieh geschlachtet worden. — Die Zahl der Sklaven in jener Provinz stellt sich, nach amtlichen Angaben, auf 83,129, etwa 39,150 weiblich. — San Leopolda feierte am 25. Juli sein funfzigjähriges Jubiläum. An diesem Tage kam 1824 der erste aus 45 Personen bestehende Transport deutscher Einwanderer auf der Stelle an, wo nun die blühende Stadt sich erhebt.

— Ueber die nördlichen Guanolager in Peru haben die von englischen Capitalisten zur Untersuchung dorthin geschickten Sachverständigen folgende Angaben gemacht. Auf den beiden Lobosinseln liegen respective 600,000 und 500,000 Tonnen. Bei Macabi und Guañape, von wo jetzt allein Verschiffungen stattfinden, liegen jetzt noch 215,000 und 200,000 Tonnen, mit denen im Laufe der nächsten 12 bis 18 Monate aufgeräumt sein wird; dann kommen die Lobos an die Reihe. Die Berichte weisen für jene nördlichen Lager einen Vorrath von etwa 1515 Tonnen nach. — Die südlichen Lager, in der Provinz Tarapaca, werden von der Untersuchungscommission auf 7,400,000 Tonnen geschätzt.

— Stanislaus Julien war bekanntlich Professor an der Sorbonne zu Paris. Er hatte einen Cursus der chinesischen Sprache angekündigt und hielt zwei Vorträge in der Woche. Vier Wochen lang hatte er „keinen andern Zuhörer als den Ofen des Auditoriums". Wie groß war aber dann sein freudiges Erstaunen als plötzlich eine Anzahl feingekleideter Männer und Frauen eintraten, Platz nahmen und dem Vortrage aufmerksam folgten. Der galante Professor übersetzte, gleichsam als Begrüßung, ein an Complimenten reiches Gedicht eines chinesischen Poeten, das sehr gefiel. Von da an füllte sich sein Auditorium bei jedem Vortrage mit einem eleganten Publicum, und Julien war ganz entzückt über dessen Theilnahme an der chinesischen Sprache. Ganz besonders gefiel ihm ein Herr, der niemals fehlte. Wer war dieser Mann? Ein Cicerone, ein Fremdenführer, welcher gegen festgesetzte Taxe und gutes Trinkgeld den Provinzialen und den Fremden die „Merkwürdigkeiten und Wunder von Paris" zeigte. Auf seinem Programm befand sich dann auch: „ein Professor, welcher seinen Ofen in der chinesischen Sprache unterrichtet."

Inhalt: Aus Saffray's Reisen in Neugranada. I. (Mit fünf Abbildungen.) — Der Wolf in Nordosteuropa. I. (Mit zwei Abbildungen.) — Neue Ausgrabungen in Ninive. — Skizzen aus Chile. Von Dr. med. Georg Thiele. II. (Schluß.) — Aus allen Erdtheilen: Dr. Stoliczka †. — Norbert Dournaux Duperré †. — Die oberen Gewässer und Zuflüsse des Amazonas. — Aus der Kalmückensteppe. — Verschiedenes. — (Schluß der Redaction 10. August 1874.)

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXVI. № 9.

GLOBUS

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 4 Thlr. Einzelne Nummern 5 Sgr. — 1874.

Aus Saffray's Reisen in Neugranada.

II.

Der Wasserfall von Tequendama. — Vegetation am Magdalena. — Der Gouverneur von Cali ein Räuber. — In Juntas. — Gefährliche Fahrt auf dem Rio Dagua. — Der Hafenplatz Buenaventura am Großen Ocean. — Die Indianer in Choco. — Die Bodoquera; das Froschgift und dessen Zubereitung. — Kampf zwischen einem Jaguar und einer Schlange. — Lästige Insecten. — Im Flußgebiete des Atrato. — Die unabhängigen Cunas- und Caimanes-Indianer. — Der Kazike Comagre. — Die goldgierigen spanischen Eroberer. — Mumien der alten Kaziken.

Der Wasserfall von Tequendama, welcher durch Alexander von Humboldt's Schilderungen berühmt geworden ist, liegt nur vier Leguas von Bogota entfernt; er wird vom Rio Bogota oder Funza gebildet. Die Ufer sind mit Wald bestanden und oberhalb des Kataraktes in einer Meereshöhe von 2477 Meter läuft der 50 M. breite Fluß ruhig in seinem Bette; dann verengt er sich plötzlich, stürmt in wildem Laufe durch eine nur etwa 12 M. breite Felsenspalte und bildet einen steilen Fall von 183 M.

Wir haben schon erzählt, daß Dr. Saffray vor seiner Heimkehr nach Europa sehr gern Quito, die Hauptstadt von Ecuador, besucht hätte, aber der Bürgerkrieg dauerte fort, es war fast überall im Lande unruhig und so blieben ihm nur zwei Wege übrig. Er konnte den Magdalenastrom bis zum Atlantischen Meer hinabschiffen, aber dann kam er durch Gegenden die er schon bereist hatte; oder er konnte wieder nach Westen gehen, um Buenaventura am Stillen Weltmeere zu erreichen. Auf dieser Route lernte er dann einen Theil des Staates Choco kennen, mußte aber freilich über das Quindiogebirge nach Cali zurück.

Also brach er von Bogota auf, ging über Juntas und Yataqui und setzte über den Magdalenastrom. Es ist in hohem Grad interessant, bei einem raschen Abstieg aus der kalten in die heiße Region zu beobachten, wie der Pflanzenwuchs ein anderes Gepräge gewinnt. Am Magdalena schon treten Cedern auf, sodann Swietenien, Feigenbäume, gewaltige Ceibas; die Schlingpflanzen fallen von den hohen Zweigen herab und senden wenige Fuß über der Erde kleine Wurzeln aus, welche den fruchtbaren Boden suchen; die Baumstämme sind von Kletterpflanzen umschlungen und am Stromufer wächst hohes Rohr, das an jenes des Zuckers erinnert; in feuchtem Boden wuchern Gruppen von Caladium, unter welchen ein Mann gegen Regen und Sonne Schutz findet. Bei den Gehöften, die aus Bambus gebaut und mit Palmblättern gedeckt sind, findet man allemal eine Bananenpflanzung und zumeist auch Papayabäume (Carica papaya), die mit ihrem schlanken Stamme und dem man kann sagen anmuthig vertheilten Ast- und Blätterwerk einen ganz prächtigen Eindruck machen. Beim Ueberschreiten des Quindiogebirges fand Saffray in einer Höhe von 2900 Meter unter 4° nördlicher Breite eine echte Erdbeere, Fragaria, von einer in Europa unbekannten Varietät; „ich

glaube nicht," sagt er, „daß man dergleichen anderswo in Südamerika findet *)."

Als er wieder nach Cali kam, wo er seine wissenschaftlichen Sammlungen zurückgelassen hatte, ward er sehr unangenehm überrascht. Auf Befehl des Gouverneurs war seine Wohnung ausgeplündert worden; die Liberalen hatten ihn der Sympathie mit den Rebellen verdächtigt, weil er — Verwundeten ärztliche Hülfe geleistet hatte! Auch ein Koffer mit werthvollem Inhalte gefiel dem biedern Gouverneur; er behielt ihn für sich. Noch mehr: er ließ den Europäer zu sich entbieten, behandelte ihn wie einen Rebellen und Verschwörer und führte ihn ins Gefängniß ab. Ein liberaler Kaufmann und die Patres Franziskaner legten Fürsprache ein; der Doctor sei unschuldig und habe sich gar nicht in die politischen Händel gemischt. Endlich erklärte der Gouverneur, er wolle den Mann freigeben, wenn er — zehntausend Silberpiaster zahle; er ließ aber mit sich handeln und ging auf sechstausend herab, die er sich denn auch in verschiedenen Werthsachen aus dem confiscirten Koffer nahm. „So ward ich," sagt der Naturforscher, „nach sechsjähriger Arbeit, ausgeplündert. Das Geld schmerzte mich wenig, aber der Verlust meiner Sammlungen war unersetzlich und tief betrübt trat ich von Cali aus die Wanderung nach dem Stillen Weltmeer an."

Zwei Tage lang stieg Dr. Saffray auf jähabfallendem Wege von Stufe zu Stufe bis auf den Kamm der westlichen Cordillere; am westlichen Abhange derselben kam er dann auf einem engen gewundenen Pfad an ein Dorf, das am Zusammenflusse des Rio Dagua und des Pepitas liegt; die Eingeborenen bezeichnen dasselbe als die Stadt Juntas.

Indianer in Choco.

Indianerin in Choco.

Dieselbe zählt etwa anderthalbhundert Häuser armseligster Art, liegt in einem heißfeuchten Klima und ist auf allen Seiten von waldbedeckten Bergen eingeschlossen. Ein Theil der Einwohner besteht aus Kaufleuten, die Zwischenhandel treiben, und aus Commissionairen, durch deren Hände alle Güter gehen, welche den Dagua ab- oder aufwärts befördert werden; der übrige Theil besteht aus Negern, die zumeist als Ruderer dienen. Zwei solcher kohlschwarzer Bogas erboten sich, den Reisenden wohlbehalten nach Buenaventura zu bringen; der eine war selbst Besitzer eines Kahnes und versprach vorsichtig zu sein. Die Fahrt auf dem Dagua ist sehr schwierig und auch gefährlich; das Leben des Reisenden hängt manchmal ab von einem Ruf oder einer Bewegung oder dem Blick des Boga, welcher auf dem Hintertheil der nicht viel über zwei Fuß breiten Piroge steht; auf derselben ist Platz nur für einen Reisenden und zwei Koffer. Der Sitz ist unbequem und ermüdend, man muß mit hoch angezogenen Knien unbeweglich sitzen, auch wenn man unsanft von Zweigen angestreift wird.

Zu Anbeginn der Fahrt ist das Wasser seicht, die Bogas ziehen den Kahn über die glatten Steine hinweg; bald gelangt man aber in Strömungen zwischen Felsen und trifft häufig auf Stromschnellen und Wirbel. Die mit einer langen Stange bewaffneten Neger lenken das Fahrzeug mit kaltem Blute auch an den allergefährlichsten Stellen. Der Dagua fällt von Juntas abwärts auf einer Strecke von acht

*) T. C. de Mosquera hat im Memoria sobre la geografia fisica y politica de la Nueva Granada, Nueva York 1852, auch ein Verzeichniß der plantas, raices, granos y frutos alimenticio mas comunes (S. 97). Er führt dort an: Fragaria vesca und Fragaria chilensis; die letztere wird im Lande als freson oder frutilla bezeichnet. A.

Leguas 380 Meter. Bei dem sogenannten Salto (Sprunge) muß man ans Land gehen und einen andern Kahn besteigen; von da ab wird die Fahrt weniger beschwerlich, der Fall wird geringer. Der Dagua nimmt manche Seitengewässer auf und verliert den Charakter eines Gebirgswassers; man kann nun das Ruder gebrauchen. In größeren oder geringeren Abständen liegen Negerdörfer zwischen Maisfeldern, Zucker- und Bananenpflanzungen. Die Vegetation am Dagua ist prachtvoll; der Strom fließt in eine weite Lagune, die mit dem Meer in Verbindung steht; jenseit derselben liegt die Bai von Buenaventura. Diese Stadt hat viele auf Pfählen stehende Häuser und bildet ein Nebenstück zu Juntas; kaum ein halbes Dutzend Gebäude sieht einigermaßen anständig aus, die übrigen sind außen und innen armselig; die auf einer Anhöhe stehende Kirche sieht wie eine Scheune aus. Hier, wie überhaupt an der ganzen Küste von Choco, regnet es fast alle Tage im Jahre und das heißfeuchte Klima erzeugt gefährliche Wechselfieber.

Ansicht von Juntas.

Aber die Stadt (bei welcher auch die pacifischen Dampfer anlegen) ist Entrepot für die nach dem Innern von Choco und Cauca bestimmten ausländischen Waaren, und von hier werden die aus den Andes von Popayan angebrachten Quinquinas (Fieberrinden) verschifft. Es ist ein trauriger Aufenthalt, und Dr. Saffray, der keinen Dampfer bereit fand, that wohl daran, die ihm bis zum Abgang eines solchen zur Verfügung bleibenden Wochen zu einer Wanderung im Staate Choco zu benutzen.

Dieser umfaßt das ganze Küstenland zwischen der westlichen Cordillere und dem Gestade des Großen Oceans, von 4° 30′ bis 8° 50′ N. Der südliche Theil wird von Nordost gen Südwest vom San-Juan-Flusse durchzogen, der für kleine Fahrzeuge fahrbar ist. Dr. Saffray hatte keine Eile; er landete bei manchen Indianerdörfern und fand überall eine freundliche Aufnahme.

Die Indianer in Choco haben eine hohe Stirn, etwas schräg gestellte Augen, vorstehende Nase, leicht aufgeworfene

Schiffahrt auf dem Dagua.

Lippen, breites Antlitz, schwarze glatte Haare, stark kupferfarbige Haut, kräftige Glieder und sehen massiv aus. Auch wenn sie vom Land herein in die Ortschaft kommen, sind sie nur dürftig bekleidet, zu Hause gehen sie fast nackt und begnügen sich, den Körper mit Rocou (Orleans) einzureiben. Die Blätter und namentlich die Wurzeln dieser Bignonia chica geben ein abführendes Mittel, ähnlich wie die Sassaparille und verdienen Aufnahme in unsere Materia medica. Die Bodoquera, das Blasrohr, ist die gewöhnliche Waffe der Chocoindianer, aber statt des bekannten Curaregiftes haben sie ein Froschgift. Das Thier, aus welchem sie dasselbe bereiten, Phyllobates melanorrhinus, wird nur in gewissen Bezirken gefunden; dieser Frosch ist etwa 3 Zoll lang, gelb, mit rothen Flecken auf dem Rücken, hat sehr große schwarze Augen und auf der Nase einen schwarzen Fleck. In Ermangelung dieser Art nimmt man eine Varietät die schwarzen Bauch hat. Der Indianer bewahrt den Frosch in einem Bambusrohr auf; wenn er das zur Jagd nöthige Gift bereiten will, hängt er das unglückliche Thier an einen grünen Zweig, unter welchem ein Feuer brennt. Der Leib des Frosches bedeckt sich bald mit einem weißen Schaum und nachher mit einem gelben Oele, das von der Haut abgekratzt wird. Man thut dann den Frosch wieder in sein Gefängniß und wenn er am Leben bleibt, kann er späterhin noch einmal eine Quantität dieser giftigen Flüssigkeit abgeben. Dieselbe wirkt, wie das Curare auch, nur auf die Bewegungsorgane und führt den Tod durch Erstickung herbei.

Dr. Saffray erzählt nun eine Jagdgeschichte, für welche wir ihm unsererseits, ohne an seiner Wahrheitsliebe irgendwie zu zweifeln, die Verantwortlichkeit überlassen. Er, als Botaniker und Naturforscher, wollte sich überzeugen, welche Wirkung jenes Froschgift auf größere Thiere ausübe. Ein Indianer, bei welchem er Unterkommen gefunden hatte, war einem Jaguar auf der Spur und stellte demselben nach, um die Haut im Städtchen Novitas, das am obern San Juan liegt, zu verkaufen. Der Reisende bot ihm doppelten Preis und beide zogen gegen Abend aus. Der „Tiger" in Choco ist für den Menschen ungefährlich wenn er nicht starken Hunger hat oder angegriffen wird. Bei Aufgang und bei Untergang der Sonne läßt er fünf- oder sechsmal einen scharfen, langgezogenen Schrei vernehmen. Vorzugsweise macht er Jagd auf Peccaris, Pacas und Rehe, greift aber auch den Tapir an, den Otter und im Nothfalle fängt er Fische. In letztern Falle legt er sich auf einen über das Wasser hinausragenden Ast, stellt sich todt, aber wenn ein Fisch vorüberschwimmt, packt er ihn sofort.

Papaya-Baum.

Um Mitternacht bei hellem Mondschein waren Saffray und der Indianer im Wald auf dem Anstande. Der Indianer hatte als Waffe nur seine Bodoquera und ein Haumesser (Machete); der Reisende, dessen Revolver in Unordnung gekommen war, nur ein Jagdmesser. An der Mündung eines Bergwassers fand man im Sande Spuren von Rehen, und wo diese zur Tränke gehen lauert der Jaguar. Deshalb stellten die Jäger sich in der Nähe auf, aber erst gegen Sonnenaufgang hörten sie den Schrei desselben mehrmals; allein das Thier entfernte sich und ihm war nicht beizukommen. Auf dem Heimwege schoß der Indianer einen Spießer, der sofort in den Wald lief; der Jäger rasch hinter ihm her. Nach zehn Minuten stand Saffray vor dem Thiere, das noch lebte sich aber nicht bewegen konnte. Wenn ein größeres Thier von dem giftigen Pfeile da getroffen wird, wo der Blutumlauf rasch ist, kann es nur 2 bis 3 Minuten lang laufen; dann werden seine Glieder steif, es bleibt stehen, zittert und fällt um; die freiwilligen Bewegungen hören völlig auf, die Brust wird gelähmt, die Luft fehlt den Lungen und das Herz hört auf zu schlagen.

Nun die eigentliche Jagdgeschichte. In der folgenden Nacht waren der Doctor und der Indianer wieder in den Wald gegangen. Sie hörten aus dem hohen Gras und dem Rohr am Wasser ein Geräusch: rauhe Töne und Krachen. Der Indianer hielt schweigend sein Machete bereit, Saffray gleichfalls und so gingen sie vor. „Dann aber bot sich unseren Augen eine schreckliche Scene dar; wir blieben plötzlich stehen. Der Jaguar war da, aber nicht allein; er war auf seinem Weg einer sogenannten Teufelsschlange begegnet; beide waren ohne Zweifel hungrig, hatten einander angegriffen und wir kamen gerade an als der Kampf zwischen ihnen am heftigsten wüthete. Die Schlange war von den Krallen des Jaguars an vielen Stellen verwundet worden und wir sahen, daß Fleisch in Fetzen an ihr herum hing. Aber es war dem Monstrum gelungen, sich um seinen Feind herumzuwinden, der sich vergebens bemühete wieder frei zu werden und dabei brüllende, rauhe Schmerzenstöne ausstieß. Die Schlange hielt nun ihren geöffneten Rachen mit den gekrümmten Zähnen über den Kopf des Jaguars und pfiff. Die Knochen des letztern krachten, er athmete schwer, die Schlange umringelte ihn mehr und mehr, drückte ihn zusammen und machte ihn lang ehe sie daran ging ihn hinabzuwürgen. Mit etwas mehr Kühnheit hätten wir die Siegerin beunruhigen, vielleicht bestrafen können, aber ich gestehe, daß ich nicht den Muth dazu hatte."

Aber, fragen wir, weshalb hat der Indianer denn der Schlange nicht ein halbes Dutzend Giftpfeile in den Leib

gejagt, was doch ohne jede Gefahr hätte geschehen können? In Choco hat der Wanderer sich auf vielerlei Ungemach gefaßt zu halten. Da ist ein winzig kleines geflügeltes Insect, Niaibi, welches unerträgliches Jucken verursacht,

Indianischer Mumienkopf.

das nicht einmal im Bad aufhört; gegen den scharlachrothen Staub, welchen es auf der Haut zurückläßt, hilft nur Tabacksbrühe oder Alkohol. Am Wasser wird eine Stechmücke, Jejeu, ganz unerträglich und verursacht brennende Wunden; dazu kommen noch die Qualen, welche man von den gewöhnlichen Moskitos zu erdulden hat, und jene von der Nigua, diesem Sandfloh, Pulex penetrans, der seine Brut ins Fleisch legt.

Von Nóvito aus ging Saffray über die Hügel, welche das Flußgebiet des San Juan von jenem des Atrato trennen, der in den Golf von Darien mündet, also in den Atlantischen Ocean. Am Ufer desselben gegen die Mündung hin wohnen die Cunas und die Caïmanes, welche niemals von den Spaniern unterjocht worden sind und auch heute ihre Unabhängigkeit bewahren. Sie reden, gleich ihren Vorfahren, die Cuébasprache, welche einst von Veragua im Norden bis Guayaquil im Süden die verbreitetste war und haben ihre alten Sitten und Gebräuche unangetastet beibehalten. Nur statt des Bogens benutzen diese Jagd- und Fischernomaden nun das Schießgewehr; sie handeln diese Waffe gegen Schildpat und Waldproducte ein. Neben dem Kaziken hat der Stamm auch einen Priester, der zugleich Wahrsager und Arzt ist. Das Geschäft hatte ehemals eine bedenkliche Seite, denn wenn der Häuptling krank war, mußte der Doctor seinerseits die Hälfte aller von ihm verordneten Arzneien verschlucken. Starb der Kranke, so steckte man diesem ein Gemisch von Schnitzeln seiner Nägel, einigen Haaren und ein geheimnißvolles Kraut in den Mund und fragte ihn, ob der Doctor die richtigen Heilmittel verordnet habe. Antwortete er verneinend, so mußte der Doctor das Leichenbegängniß mit ansehen; nach Beendigung desselben wurde er ausgepeitscht, verstümmelt und man riß ihm die Augen aus.

Indianer in Choco auf der Wanderung.

In Quibdo, das am obern Atrato liegt und die einzige Stadt an diesem Strome ist, verkehrte Saffray längere Zeit mit einem alten Indianer Namens Comagre, einem Abkömmlinge

des Kaziken, der zur Zeit der spanischen Eroberung Oberhaupt eines zahlreichen Stammes war. Der alte Mann hatte die Ueberlieferungen seiner Vorfahren getreulich bewahrt; er lebte wie ein civilisirter Mann, war aber im Herzen durch und durch Indianer geblieben. Er wußte viel von seinem Urahn Comagre zu erzählen, der durch seinen Sohn Panquiaco den weißen Männern Frieden und Freundschaft anbieten ließ. Sein etwa 150 Schritt langes Haus war aus großen Baumstämmen aufgeführt, mit Palmblättern gedeckt und von hohen Bäumen beschattet; die Umfriedigung bestand aus einer Mauer von Holz und Stein und war so schön gebaut, daß die Spanier kaum ihren eigenen Augen traueten. Das Innere dieses Palastes enthielt eine Anzahl großer Säle; rechts vom Eingang war der Saal des Kaziken, der mit den Frauengemächern in Verbindung stand und mit einer Gallerie, in welcher die Mumien der Vorfahren hingen. Dieselben waren in Baumwollenzeug gehüllt und mit Goldplatten verziert. An der linken Seite befanden sich die Vorrathskammern, ein Keller für die gegohrenen Getränke, die Küche und die Wohnungen der Sklaven. Von diesem Comagre erhielt Balboa allerlei Goldschmuck, namentlich Armringe und Diademe, zum Geschenk. Als er dieses unter seine Leute vertheilte, geriethen dieselben, als habgierige Spanier, in Zank und Streit. Da sprach Panquiaco: „Da Ihr so goldgierig seid, so will ich Euch ein Land zeigen, wo auch die gewöhnlichsten Sachen von Gold sind.“ Dasselbe liege auf der andern Seite des Gebirges, wo das große Wasser sei. Und diese Aeußerung gab Veranlassung zur Entdeckung der Südsee, welche dann Balboa am 25. September 1513 erblickte.

Aus Comagre's Mittheilungen ergiebt sich noch Folgendes. Die Leiche eines Kaziken wurde über ein langsames Feuer auf Thon gelegt bis sie völlig ausgetrocknet war, in Tücher gewickelt, die man mit Gold und Perlen verzierte und dann in einem besondern Zimmer aufbewahrt. Von Leuten aus dem Volke bewahrte man nur den Kopf; der Reisende sah bei Comagre in Quibdo einen solchen mumificirten Kopf. Aus demselben waren die Knochen herausgenommen und man hatte ihn derart getrocknet, daß die gleichmäßig zusammengeschrumpfte Haut vollkommen dem Originale glich ohne Falten und ohne Entstellung der Züge, nur war sie auf etwa ein Sechstel reducirt.

Wir verlassen hier den Reisenden, der von Quibdo aus durch Choco nach der Landenge von Darien ging und sich, nachdem er Panama besucht, in Aspinwall-Colon nach Europa einschiffte.

Die Landstreicherhorden in Norwegen.

Strolchnomaden. — Die Fanten in Norwegen. — Splinter, Fusser, Farker, Streicher, Läufer, Fahrende, Stableute, Zögernde. — Wilddeutsche. — Reisende. — Großwanderer. — Kleinwanderer. — Mehltraber und wilde Bächespringer. — Die Romma-nisäl, Tatern. — Die Stöier. — Ihre Gaunersprache das Rodi; dessen Bildung und Zusammensetzung. — Geheimsprachen im Norden. — Fantenjagden. — Gebräuche.

Inmitten unserer hochgeschraubten europäischen Civilisation treten überall grelle Gegensätze hervor. Alles in den „Culturstaaten“ ist genau geordnet, das Verwaltungswesen hat seine festen Formen, das Gesetz gilt, die Rechspflege nimmt ihren geregelten Gang, die Sicherheits- und Wohlfahrtspolizei hat offene Augen, der Staat unterhält eine bewaffnete Macht zu Schutz und Trutz. Aber in diesen mehr oder weniger wohlgeordneten Staaten finden wir dennoch, von den Säulen des Hercules bis hoch nach Norwegen hinein, ausgestoßene oder sich selber von der übrigen Bevölkerung abschließende Classen, Gruppen von Leuten, die für gemeingefährlich gelten und häufig es auch sind, verachtetes Volk, races maudites, wie die Cagots und manche andere in Frankreich; Zigeuner, Landstreicher von Handwerk, Abschaum und Hefe, die seit Jahrhunderten gehaßt, verfolgt, gemieden werden, und die man doch bis heute nicht hat ausrotten oder der Staatsgesellschaft einordnen können.

Weder Zwang noch Milde fruchtet bei diesen Strolchnomaden wie wir sie nennen möchten; sie wuchern wie Queken, gedeihen als Schmarotzer auf jedem Boden, sind und bleiben eine Landplage, machen weit und breit die Gegend unsicher, schädigen das Eigenthum, betteln zudringlich, sind gewandt im Stehlen. Wir finden sie fortwährend in Bewegung, sie ziehen auf und ab, man sieht sie überall und nirgends und doch ist Methode in dem Treiben dieser mehr oder weniger verwilderten Banden. Als Strolchnomaden haben sie einen tiefen Widerwillen gegen alle regelrechte Thätigkeit, gegen jede anhaltende, schwere Arbeit. Feste Ansässigkeit wird von ihnen gehaßt, weil sie dann überwacht werden könnten und sich dem Gesetz und der Ordnung fügen müßten. Es ist oftmals versucht worden, sie in Dörfern anzusiedeln und seßhaft zu machen, aber ruhelos wie sie sind, haben sie fast immer die erste beste Gelegenheit wahrgenommen, um wieder in die Weite hinauszuschweifen und das ihnen so liebe, zu innerstem Bedürfniß gewordene Vagabundenleben fortzusetzen. Nur in diesem fühlen sie sich wohl, der Drang zu einem solchen ist ihnen angeerbt.

Der Strolchnomade bleibt überall fremd; er hält sich fern von näheren Verbindungen mit dem Volke des Landes, in welchem er ein unstäter, heimathloser Wanderer ist. Er bleibt Strolch von Geschlecht zu Geschlecht, hat seine eigene Sprache oder sein besonderes Rothwälsch. Ueberall haftet ihm etwas Unheimliches an, er ist verdächtig, wird gemieden, gehaßt und gefürchtet. Wer kennt nicht unsere Zigeuner, die im Fortgange der Zeit in Banden sich nun auch über Nordamerika, Mexico und selbst Brasilien verbreitet haben? Auch Skandinavien ist nicht von ihnen verschont geblieben: sie sind bereits vor nun dreihundert Jahren bis in den hohen Norden vorgedrungen und haben die Eigenthümlichkeiten bewahrt, durch welche sie sich auch sonst überall kennzeichnen.

Ueber die Landstreicher in Norwegen hatte man bis vor einem Vierteljahrhundert nur spärliche Kunde. Man wußte wohl, daß sie eine gefährliche und verachtete Menschenclasse bildeten und zeitweilig verfolgt worden waren, über ihr inneres Leben jedoch, über die Einzelnheiten ihres Treibens war man nicht näher unterrichtet. Und gerade dieses eigenartige Treiben bietet viel Bemerkenswerthes dar.

Ein junger Geistlicher in Norwegen, Eilert Sundt, hatte den Vorsatz, dasselbe genau kennen zu lernen und so viel in seinen Kräften stehe zur Sittigung der Vagabunden

beizutragen. Das erstere ist ihm gelungen; er unternahm beschwerliche Reisen weit und breit im Land umher; er besuchte Arbeits- und Zuchthäuser und wurde nach und nach mit den Verhältnissen, der Sprache und den Anschauungen der „Fanten“ vertraut. Seine Schriften, welche die Regierung veröffentlichte, haben den Norwegern einen Einblick in das ganze Treiben der Strolchnomaden verschafft; durch Eilert Sundt erfuhren sie Vieles, wovon sie bisher keine Ahnung gehabt hatten, obwohl es vor ihren Thüren, in ihren Dörfern, in ihren Wäldern und an ihren Föhrden vorging.

Man bezeichnet die Landstreicher als Fanten. Das Wort stammt von dem altnordischen Fantr ab, das in Norwegen vielfach geänderten Deutungen unterlag; es bezeichnete z. B. die Waffenträger der Ritter, dann auch die Diener und Begleiter vornehmer Herren auf Reisen und erhielt nach und nach die Bedeutung eines Reisenden, Fremden und verknüpfte damit die Vorstellung von etwas Ungewöhnlichem. Faut wurde im Munde des Volkes auch ein Scheltwort, mit welchem man vorzugsweise den Vagabunden bezeichnet. In einzelnen Gegenden der Stifte Bergen und Drontheim hat man den Landstreichern auch noch andere Benennungen gegeben, die auch dunkeln Ursprungs sind, z. B. Splinter, Fusser, Farker, welche genau dem Ausdrucke Fant in allen Beziehungen und Anwendungen auf die Kaste entsprechen. Sie selbst aber nennen sich im Verkehr mit dem Volke Streicher, Läuser, Fahrende und am liebsten Stableute (Stavkarle, von stav, Stab, und karl, Mann) und dann auch Zögernde (trae-dragere, von traet, müde, und drage, ziehen, wandern).

Diese fremdartigen Wanderer mit ihrer dem Volk unverständlichen Sprache, der dunkeln Hautfarbe und dem seltsamen Treiben sind nach ihrer Volksthümlichkeit keine Norweger. In verschiedenen Districten schrieb man ihnen eine verschiedene Nationalität zu; in Tellemarken z. B. hielt man sie für Nachkommen deutscher Bergleute, welche die Gruben verlassen hatten und in die Wälder gegangen waren, wo sie Räuber geworden seien. Das waren die Wilddeutschen und im Volke bezeichnet man noch ein ihm unverständliches Kauderwälsch als tydske. Anderwärts nahm man eben so unrichtig finnischen Ursprung an.

Eilert Sundt fand auf seiner ersten Wanderung, die er im Sommer 1848 antrat, keine Fanten; er fragte überall nach, doch Niemand wollte wissen, wo ihre „Schlupfwinkel und Nester“ seien, aber man erzählte ihm vielerlei von ihnen. Sie haben, so sagte man ihm, manche wunderbare Gaben, curiren Menschen und Vieh, sind unverschämte Bettler, streifen als Fischer an den Gebirgswassern umher, treiben Seeraub zwischen den Inseln, ziehen periodisch hin und her; kein Todtengräber konnte sich entsinnen, daß jemals ein Fant auf dem Kirchhofe beerdigt worden sei. Auf späteren Wanderungen kam dann Sundt mit den Fanten in vielfache und sehr enge persönliche Berührungen; es ward ihm auch möglich, zwei Wörterverzeichnisse ihrer Sprache und des norwegisch-schwedischen (westgothischen) Gaunerdialektes zu verfassen.

Bei den Fanten ist ein prahlerisches Wesen hervorstechend. Sie sträuben sich sehr gegen die Bezeichnung Fanten oder Fusser und wollen Reisende genannt sein, womit sie den Begriff „vornehme Leute“ verbinden. Auch werden sie verdrießlich, wenn man sie Pferdeschneider oder Kesselflicker nennt; sie wollen Professionisten sein, „Thierärzte, Kupferschläger“. Unter sich gebrauchen sie als Erkennungsnamen „Vandringer“, der eine selbstgebildete, nicht nordische Form ist. Von einem Dritten sagen sie: „er ist nicht von unserm Volke“; unter sich reden sie ihre eigene Sprache, deren Hauptbestandtheil zigeunerisch ist und wozu dort im Norden auch Ausdrücke aus dem Lappischen, Finnischen und Russischen gekommen sind. Außer diesen vorzugsweise zigeunerischen Fanten giebt es aber noch eine zweite Kaste. Jene, bei welchen man den orientalischen Typus auf den ersten Blick erkennt, bilden sich viel ein und glauben weit über den anderen zu stehen. Sie nennen sich „Großwanderinger“ und ziehen nicht wie die anderen mit Bettelsack und Stab umher, sondern mit Pferd, Wagen und Hund „nach großer Herren Art“ und sehen verächtlich und höhnend auf die herab, welche eine hellere Haut haben, auf diese Kleinwanderinger, die von europäischem Schlage sind und die als Kammmacher, Topf- und Besenbinder in einzelnen abgegrenzten Bezirken von Ort zu Ort ziehen. Wenn sie diesen von ihnen verachteten Leuten begegnen, fährt sofort das Schimpfwort Mehltraber über ihre Lippen und sie müssen sich dann gefallen lassen, daß sie ihrerseits „wilde Bächespringer“ gescholten werden. Damit ist das Zeichen zu Lärm, Zank und zu Prügeleien gegeben, die manchmal ein blutiges Ende nehmen. Noch empfindlicher berührt es den Großwanderinger, wenn der Mehltraber ihm einen „bösartigen Quacksalber, Zauberer und Behexer“ an den Hals wirft, der mit giftigen Pulvern Menschen und Vieh verderbe.

Die Großwanderer rühmen sich, daß sie auch keine Stammesgemeinschaft mit den Lallaro'ern haben, d. h. mit Finnen und Lappen, und auch nicht mit Russen; sie seien Rommanisäl und ihre Sprache sei das Rommani; wir haben also die Zigeuner vor uns. Sie sagen, ihre „heiligen Väter“ hätten vor Jahrhunderten ihre Sprache nach Norwegen gebracht; früher hätten sie ihre Wohnsitze in der Stadt Assas im Land Assaria östlich von Rußland gehabt; sie seien aus denselben durch die Türken vertrieben und über alle Länder der Erde zerstreut worden. Sie müssen aber allerwärts fremd bleiben und wollen es auch; sie harren auf eine Art von Messias, ihren Gott oder Helden Dundra, der sich ihnen, wie er früher schon einmal gethan, in Menschengestalt offenbaren werde; er verhelfe ihnen zum Sieg und führe sie in ihr Land zurück. Die Kleinwanderer, Tasar, seien verlaufene Deutsche und erst ins Land gekommen, als sie, die Rommanisäl, schon längst dort waren. Kein echter Horta rommanisäl möge mit so verächtlichen Leuten etwas zu schaffen haben.

Zwischen diesen beiden eigentlichen Fantenhorden steht dann noch eine dritte in Norwegen einheimische Classe von Bettlern und Landstreichern, unter denen vielfach sinnisches Blut zu finden ist; sie bildet eine Art von Mittelglied zwischen der Fantenkaste und der Masse des Volkes, namentlich der Bauern, welche auch diese verdächtigen Fremdlinge gern meidet.

Die Zigeuner bezeichnet man als Tatern (demnach genau so wie in Dänemark und Niederdeutschland) und so heißen sie auch in amtlichen Schriftstücken (Tatre, die Frau, Tatermand, der Mann); diese gelten für „echte Fanten“ und halten sich gleichsam für eine adlige Horde.

Als Sköier bezeichnet die Alltagssprache einen Menschen, der ein lärmendes, regelloses Leben führt; man wendet den Namen aber auch an auf die in Banden umherziehenden und ihre Diebssprache redenden Kleinwanderer. Diese aus allerlei zusammengelaufenem Volke zusammengesetzten Horden sind im Verlaufe der Zeit zu einer Art von kleiner Nation geworden, die sich im eigenen Schoße forterzeugt und Zuwachs aus der Hefe verschiedener Nationalitäten erhält. Diese Sköierhorden haben, weil sie aus europäischen Menschen bestehen, nicht das scharf ausgeprägte, ganz eigenthümliche Wesen der asiatischen Tatern, wohl aber manche Züge, die ihrer Kaste eigenthümlich sind. Mit einem gewissen Stolze

weisen sie auf einen Stammbaum hin und auf einen Urahn, welcher angeblich ihr Gründer war; sie haben ihre besondere Gaunersprache, das Rodi, welches sie selbst prahlerisch gern Präve liquant, d. h. die schöne Sprache, nennen. Dieses Rodi der Sköier ist eng verwandt mit dem Rothwälsch der Jütland durchstreifenden Landstreicherbanden, der sogenannten Kjeltringer, mit dem Chochemer loschen der deutschen Gaunerhorden (d. h. Sprache der Weisen, Sprache derer die es verstehen, der Wissenden), mit dem englischen Diebslatein, dem holländischen Kramerlatein, dem böhmischen Hantyrka, dem spanischen Germania, dem italienischen Gergo, dem französischen Argot; es weicht völlig ab vom Rommani der Tatern. Dieses Rodi hat auch in Norwegen so viele Umwandelungen und Wörterzusätze aus den nordischen Sprachen erfahren, daß die Gauner der südlicheren Länder es nicht verstehen.

Es möge hier bemerkt werden, daß die weit und breit als Händler und Hausirer umherziehenden Dalekarlier sich zu eigenem Gebrauch unter einander durch nach besonderen Regeln vorgenommene Wortverdrehungen eine besondere Geheimsprache erfunden haben. Eine solche ist auch im russischen Finuland üblich und die Handelsleute aus Westgottland, welche als Krämer den ganzen Norden durchstreifen, haben die sogenannte Knallare Sprak (den Monsing), welche aus einer Menge neu und willkürlich gemünzter Wörter besteht. In Norwegen selbst hat sich mit großer Zähigkeit der nur allgemach verschwindende Aberglaube eingenistet, daß die Geister des Meeres es nicht leiden können, in einer vernünftigen Menschensprache reden zu hören. Die Fischer, welche in ihren Booten auf See fahren, haben sich deshalb eine eigene Bildersprache erfunden, „so keck und künstlich, daß die Geister der Tiefe dieselbe sicherlich nicht verstehen."

Das Rodi der Sköier ist mit Kunst, Fleiß und Geschick aus- und durchgearbeitet und bis auf die Begriffsbeziehungen der neuesten Zeit vervollkommnet. Eilert Sundt bemerkt: „In ihr sind viele Wörter vorhanden, welche die Sköier weder mit Hülfe der Ueberlieferung noch der Sprachkunde an der Hand der Wissenschaft auf irgend eine bekannte Sprache zurückzuführen wissen, der Hauptvorrath ihrer Wörter ist jedoch aus wirklichen Sprachen entlehnt, aber in mannigfachster Weise gewendet, um die Rede für nicht Eingeweihete unverständlich zu machen. So sind alte, nicht mehr gebräuchliche, vergessene Wörter des Norwegischen und Provinzialismen fremder Sprachen beibehalten und so bunt durch einander gemischt, daß das Rodi der Sköier nun schließlich eben so bunt aussieht, wie die mit vielfarbigen Lappen zusammengeflickte Jacke des ärgsten Fanten. Die künstlich gebildeten unkenntlichen Ausdrücke werden durch regelmäßige Verdrehungen von Wörtern der allgemeinen Landessprache, Versetzungen einzelner Buchstaben oder ganzer Silben geschaffen, und dieses Verfahren wurde vorzugsweise beliebt, wenn die dadurch geschaffenen Wörter durch ihre Aehnlichkeit mit anderen von vielleicht entgegengesetzter Bedeutung Anlaß zu erheiternden Wortspielen und Verwechselungen geben konnten. Aber die reichste sprachliche Quelle blieb immer die einfache Versetzung der Bedeutung eines einzelnen Wortes, das sie bildlich gebrauchen. Nie hat wohl eine ausschweifende Dichterphantasie zu keckeren Metaphern gegriffen, als solchen wie sie vom Galgenhumor oder der Verzweiflung der ruhe- und friedlosen Sköier geschaffen worden sind."

Der immerwährende Gebrauch dieser Geheimsprache ist es vorzugsweise, welcher die Sköier als eine Art Kaste zusammenhält; einzeln umherwandernd und ohne ihr Rodi würden sie wie gewöhnliche Landstreicher zu betrachten sein. Der Volksglaube, daß die ersten Mehltraber Wilddeutsche gewesen seien, hat, Eilert Sundt zufolge, wohl darin recht, daß eine Einwanderung, Beeinflussung, bessere Organisation und höhere Ausbildung in den nöthigen Kniffen und Künsten des Gaunergewerbes von Deutschland her über Jütland, die dänischen Inseln und Schonen und Norwegen stattgefunden hat, wo die schon vorhandenen Vagabunden sich gern den Unterricht der fremden Gaudiebe gefallen ließen. Die dänische Regierung veröffentlichte im Jahre 1685 ein Gesetz gegen die Landstreicher, aus welchem hervorgeht, daß die „Keltringer" es damals schon genau so trieben, wie noch heute die Sköier. Dasselbe unterscheidet wohl die beiden Vagabundenkasten, und dies geschieht auch in der spätern norwegisch-dänischen Gesetzgebung; es ist der Gegensatz von Tatern und Sköiern. Man stellte periodisch „Fantenjagden" an auf „die herumstreifenden Männer und die leichtfertigen Weiber, welche mit ihnen umherziehen und auf fremden Stellen Kinder gebären." Diese Kinder aber, welche die Mütter damals wie heute in einem besonders dazu eingerichteten Traggeräth auf dem Rücken mit sich schleppten, sind die Stamm-Väter und Stamm-Mütter der alten, weitverzweigten Sköierfamilien, die sich heute umher treiben. Die Steffenshorde, welche in Romerike schweift, und die Vardalshorde in der Gegend von Stavanger können ihre Ahnen Glied für Glied durch einen Zeitraum von beinahe zweihundert Jahren aufzählen.

Die Fantenjagden hatten nur geringen Erfolg. Die Vagabunden suchten und fanden in den Wäldern und in fernab gelegenen Thälern eine Zuflucht; im günstigsten Falle verscheuchte man die einzelnen Horden, die sich dann sobald es anging wieder zusammenfanden. Die Regierung schloß endlich eine Art Frieden mit ihnen und duldete ihr Umherschweifen, falls dabei gewisse Bedingungen erfüllt wurden. Kesselflicker, Hechelmacher, Korbflechter, Pferdeschneider und andere Leute derartigen Gewerbes durften ihre Lebensweise und ihre Erwerbszweige fortsetzen und nicht mehr ohne Weiteres eingesperrt werden, so daß die Sköier Ruhe bekamen. Seitdem lockerte sich unter ihnen manches im Kastenwesen, aber obwohl seit Einführung jener mildern Praxis ein ganzes Jahrhundert vergangen ist, besteht immer noch eine weite Kluft zwischen diesen Horden und den niederen Classen des seßhaften Volkes.

Unter den Sköiern haben sich bei aller Verwilderung feste Bräuche und bestimmte Ordnungen erhalten. Kirchliche Einsegnung der Ehe gilt ihnen für überflüssig und gleichgültig; sie haben dafür ihre eigenen Ceremonien. Die Bewerbung geschieht, ganz so wie bei den jütischen Keltringern, indem der Bursch dem Mädchen einen Stab entgegenwirft. Wenn der Stab aufgenommen wird, giebt es dadurch zu erkennen, daß es den Mann haben will und sich zur Treue verpflichtet. Die Ehe ist geschlossen und wird gültig, sobald das Paar Hand in Hand drei Mal um einen Wachholderbusch herumgelaufen ist. Die Familienbande sind streng; die Alten werden geehrt.

So viel von den Sköiern. Das in vieler Beziehung eigenartige und in hohem Grade interessante Leben und Treiben der Tatern in Norwegen werden wir in einem folgenden Aufsatze schildern. Anton von Etzel, ein gründlicher Kenner des skandinavischen Nordens, hat aus E. Sundt's Mittheilungen darüber ein Capitel zusammengestellt in seiner Arbeit: „Vagabondenthum und Wanderleben in Norwegen. Ein Beitrag zur Cultur- und Sittengeschichte." Berlin, C. Heymann.

Aus dem flamischen Belgien.

Das Niederdeutsche in Brüssel und Gent. — Die westflamische Mundart.

Die in vieler Beziehung werthvolle „Revue des deux Mondes“ beharrt darauf, die Schweiz und Belgien unter die Länder der „race latine“ zu rechnen. Nun bilden aber romanische Sprachen redende „Helvetier“ nur etwa ein Drittel in dem erstern Lande und im zweiten überwiegt die Zahl der Leute von germanischem Stamme mit niederdeutscher Sprache; nicht die Hälfte der Belgier redet Wallonisch oder Französisch. Diese letztere Thatsache ist jüngst wieder von dem gelehrten Friesen Johan Winkler in Leeuwarden (in seinem „Algemeen Nederduitsch Dialecticon“, 's Gravenhage, 1874), stark betont worden. Hören wir zunächst was er über Brüssel sagt.

Brüssel ist ursprünglich eine ganz und gar niederdeutsche, echt brabantische Stadt, eben sowohl wie Antwerpen, Gent oder Brügge oder irgend welche Ortschaft in Nordniederland. Die ganze Umgegend gehört zum niederdeutschen Sprachgebiete und die Grenze gegen das Französische liegt stundenweit südlich. Viele meinen, Brüssel sei eine halb französische, halb flamische Stadt, aber der echte Brüsseler ist ein Vollblut-Brabanter; der Kern der Brüsseler Bevölkerung, die Nachkommenschaft der alten Stadtbürger, ist durch und durch „dietsch“ (oder tiesj, wie man in Brüssel sagt), und nicht französisch oder wallonisch. Allerdings wird heute dort viel Französisch gesprochen, am Hofe, von den sogenannten vornehmen Leuten und von Bürgern die aus wallonischen Landestheilen stammen. „Wie es eben überall in der Welt geht, so auch hier. Die vornehmen Bürger äffen dem Hof und der Aristokratie nach, dann thun es auch die geringeren Bürgersleute und so ist das Französische auch in diese Kreise eingedrungen. Aber im gewöhnlichen Leben, im häuslichen Kreise, in der Familie wird niederdeutsch gesprochen. Allerdings lassen Viele auf der Straße und im Verkehr mit Fremden ihr Bischen Französisch leuchten, um sich damit „vornehm“ aufzuspielen; denn was französisch ist gilt in Brüssel heutzutage für „fatsoenlyk“ (sprich fatsuhnleik), also modisch; Flamisch reden ist altmodisch und kleinbürgerlich, und gilt bei Manchen als „gemein“. Es giebt in Brüssel alberne Menschen, deren Familien von Alters her sehr gute dietsche, brüsselsche Brabanter flamischer Zunge sind, mit ihren eigenen Kindern nur französisch, mit ihrer Dienerschaft aber gut niederdeutsch sprechen, weil die Nothwendigkeit sie zu dem letztern zwingt. Auch in den anderen großen Städten sind viele Leute eben so albern. Aber trotzdem hat Brüssel doch noch genug verständige Menschen, die sich ihrer niederdeutschen Abkunft nicht nur nicht schämen, sondern stolz darauf sind, Nachkommen der alten freiheitsliebenden Brüsseler Bürger zu sein; die ihre niederländische Sprache in Ehren halten, ihre schöne Brüsseler Mundart in und außer dem Hause sprechen und nichts wissen wollen von dem französischen Winde, der gegenwärtig in der Stadt wehet. Die flamische Bewegung ist in Brüssel wie in Antwerpen und Gent thätig.“

„In den großen Winkels (magasins), in den vornehmen Herbergen (hôtels), in den feinen Kaffee- und Bierhäusern (cafés und estaminets), in den schönen Straßen der Oberstadt, im Park und auf anderen Wandelplätzen, auf den sogenannten Bollwerken (boulevards), in den Durchgängen (passages und galeries), kurz überall wo die sogenannte feine und gebildete Welt, wo die alberne Mode den Ton angiebt und das große Wort führt, überall wohin der Fremde kommt — dort ist Alles französisch, allerdings nur oberflächlich. Wer aber auf den Markt geht, und in den Straßen der alten untern Stadt sich bewegt, wo keine nichtsnutzigen vornehmen Bummler sich herumtreiben (nietsnütte leegloopers rondbrentelen), sondern wo Gewerbfleiß und Handel vorwalten, wo man einen durch Betriebsamkeit erworbenen Reichthum findet, wo der eigentliche Bürger zu Haus ist — dort spricht man niederländisch, dort ist man niederdeutsch in Wort und Gesinnung, in Neigungen und Gefühlen, obwohl der Fremde auch hier manchmal oberflächliche französische Flittervergoldung bemerken kann. In den Vorstädten und überall wo der Handwerksmann und der Arbeiter wohnt, ist alles vollkommen niederdeutsch. Freilich kann man auch dort auf der Straße französische Brocken hören, aber im Hause nicht, falls der Bewohner nicht ein Wallone ist.“

„Viele meinen daß die Grenzscheide zwischen dem wälschen und niederdeutschen Sprachgebiete sich mitten durch Brüssel ziehe, so daß demgemäß die Oberstadt zu dem erstern, die Unterstadt zu dem letztern gehöre. Das ist ein Irrthum. Allerdings wohnen die französisch redenden Brüsseler zumeist in der Oberstadt, und die niederdeutsch redenden Bürger zumeist in der Unterstadt; aber diese Regel erleidet so viele Ausnahmen, daß von einer strengen Sprachscheidung keine Rede sein kann. Die Volkssprache, die echte Brüsseler Mundart, ist gut brabantisch; diese kommt so ziemlich mit jener der Stadt Löwen (Leuven) überein, hat jedoch einige Eigenthümlichkeiten, insbesondere den sogenannten Niesklang. Wenn die Buchstaben t, d oder s ein Wort schließen, läßt der Sprecher einen Ton hören, der an Niesen (Prusten) erinnert; man verändert das Schluß-t, -d und -s in ein tsje, dsje, sje. Das Wort mand (Mond) wird zu mondjsj; münte (Geld) zu müntjsj ꝛc. Dieser Niesklang kommt, außer in Brüssel und einigen Strichen des westlichen Südbrabant und des östlichen Ostflanderns ('t Land van Aalst, Ninove und Geraardsbergen, 't Paiottenland ꝛc.) in keiner andern niederdeutschen Mundart vor.“

Gent, die ruhmreiche, altehrwürdige, schöne Hauptstadt von Ostflandern, ist eine echt niederländische Stadt; die Gentenaars sind Flamingen von echtem Blut, Schrot und Korn, „van vreemde smetten vry“. Sie sind der flamischen Sache mit Herz und Seele zugethan und halten die Sprache in Ehren. Das Flamische ist die alleinige Volkssprache im vollen Sinne des Wortes. Freilich ist auch dort in den sogenannten höheren Kreisen Französisch im Gebrauch, aber diese können doch alle auch Flamisch und sprechen es. Wir finden in Gent, wie überall in großen Städten, verschiedene Stadtdialekte, von denen zwei sich besonders kennzeichnen. Der eine wird Nieuwbrügsch genannt weil er im Stadttheile der neuen Brücke oder der Nieder-Schelde gesprochen wird; dort wohnen zumeist Kleinbürger und viele Fabrikarbeiter; sie sprechen rauher und platter als die übrigen Genter, schleppender, langsamer, verändern das kurze u in i und dieses i wird sehr gedehnt ausgesprochen; z. B. briigge statt brügge, Brücke; miitse statt Müts, Mütze; Kiirf statt Kürf, Korb. Dieses Niederbrückische ist eigentlich die

echte, alte Genter Volksmundart, die noch vor einem halben Jahrhundert ziemlich allgemein gesprochen wurde. Gegenwärtig ist die zweite Hauptmundart allgemeiner verbreitet.

Die ganze Provinz Westflandern gehört zum niederdeutschen Sprachgebiete und die westflandrischen Mundarten bilden mit denen im französischen Flandern eine gemeinschaftliche Dialektengruppe, welche das eigentliche, echte Vlaamsch repräsentirt. Uebrigens wird in dem Landstriche zwischen Schelde und Leie (Lys) und auch in einigen Dörfern im äußersten Osten der Provinz ostflamisch gesprochen.

Winkler ist der Ansicht, daß das Westflamische zu der rein fränkischen Dialektengruppe gehöre und in derselben einen eigenartigen Platz einnehme; es stehe durchaus auf sich selber. Am nächsten schließt es sich an die friesisch-fränkischen Mundarten von Seeland an und ist in mancher Beziehung mit diesen viel näher verwandt als mit anderen rein fränkischen Süd-Niederlands. Diese große Verwandtschaft mit dem Zeeuwsch (dem Seeländischen) und manche andere Eigenthümlichkeiten geben dem Westflamischen eine Stelle zwischen der rein fränkischen und der friso-fränkischen Dialektengruppe. „Wenn ein Geschichtsforscher nachweisen könnte, daß die Menapier und besonders auch die Moriner, alte germanische Stämme, Vorältern der heutigen West- und Französisch-Flamingen, echt friesische Volksstämme gewesen seien, so würde ich keinen Augenblick zögern, dem Westflamischen eine Stelle in der friso-fränkischen Gruppe anzuweisen. Alle alten Geschichtschreiber nehmen die Mündungen der Schelde und het Zwyn als äußerste Grenze des friesischen Volksstammes an. Uebrigens ist es sehr wohl möglich, daß bis an die Mündungen der Schelde und het Zwyn, mit Einschluß der Inseln Seelands, echte Friesen gewohnt haben und daß auf der andern Seite der Schelde an den Küsten der Nordsee bis zur Picardie — denn so weit reichte bis ins Mittelalter die niederdeutsche Sprache — Volksstämme gesessen haben, die mit den Friesen nahe verwandt waren."

Wie dem aber auch sein möge, gewiß bleibt, daß das heutige Westflamisch an Ursprünglichkeit, Alter und Schönheit alle anderen niederdeutschen Mundarten weit übertrifft. Keine andere in Niederland hat einen so reichen Schatz von rein niederdeutschen Wörtern und Wortformen aufzuweisen; von diesen sind sehr viele den anderen Dialekten unbekannt. Und kein anderer ist im Verlaufe der Jahrhunderte sich selber so gleich geblieben; das Westflamische hat wenig durch das Holländische und die amtliche Schriftsprache gelitten; andere Mundarten haben auf dasselbe nur geringen Einfluß ausgeübt. So ist es „standhaltend" geblieben und hat eine große Anzahl Wörter bewahrt, die heute in anderen Mundarten nicht mehr vorkommen und im übrigen Niederland schon längst ausgestorben sind. Aber es ist nicht bloß die reichste sondern auch die schönste Mundart der niederländischen Sprache und keine andere kommt ihm gleich an Wohlklang und Gefälligkeit. In ihm kommen zu ihrem Rechte das lange i und ü, statt des breiten und groben ij, üi, ai und oi der Holländer, Ostflamingen und Brabanter ꝛc. Wir wollen bemerken, daß in Brügge, der Hauptstadt von Westflandern, das sch, auf altniederdeutsche Weise, wie bei den Friesen und in einem großen Theile des nordwestlichen Deutschlands als sk ausgesprochen wird.

Der Wolf in Nordosteuropa.

II.

Die Spur oder Fährte des Wolfes unterscheidet sich von der des Hundes dadurch, daß sie wegen der schmalen und langen Ballen länglicher und schmaler ist, sowie daß die zwei mittleren Klauen näher beisammen und weiter vorstehen, auch die Nägel in der Fährte stets deutlich sichtbar sind. Außerdem schreitet der Wolf auch weiter als der Hund und schnürt beim Traben, so daß die Fährte eine gerade Linie bildet. In einem altdeutschen Gedichte sind die unterscheidenden Merkmale zwischen der Wolfs- und Hundefährte in folgender Weise bezeichnet:

Ho, ho, ho! mein lieber Waidmann rund:
Wie unterscheidest du den Wolf von dem Hund?
Ho, ho, ho, mein lieber Waidmann:
Des Wolfes Fährt ist vorn gezwungen, länglich und schmal,
Des Hundes aber breiter, die Klauen auseinander überall;
So schnürt der Wolf gerade und fein,
Beim Hunde aber wird's selten sein.

Um den Wolf zu erlegen, giebt es eine Menge Jagd- und Fangmethoden: derselbe wird geschossen auf Treibjagden, vor dem Jagdhunde und auf dem Anstande. Das Fangen geschieht im Tellereisen, Wolfsgärten, Wolfsgruben und Netzen sowie auch mit Windhunden. In der neuern Zeit wendet man auch Strychnin an um ihn zu vergiften.

Eine Treibjagd auf Wölfe ist nicht allein sehr interessant, sondern man kann auch auf eine glückliche Jagd rechnen, wenn der Trieb gut angelegt und sonst sehr vorsichtig zu Werke gegangen wird. Die Ausführung einer Treibjagd ist jedoch in den sehr großen russischen Waldungen fast immer mit sehr vielen Schwierigkeiten verbunden, die selten ganz zu beseitigen sind. Es gehören zu einer solchen Jagd nicht allein viele Schützen, sondern auch eine große Anzahl Treiber und wenigstens einige sehr gute Hunde, was man in einem Lande, welches so wenig bevölkert ist wie Rußland, nur selten beisammen haben kann. Besonders mangelt es oft an den nöthigen Treibleuten, da die Bauern seit Aufhebung der Leibeigenschaft nicht mehr vom Gutsbesitzer gezwungen werden können, bei Wolfsjagden zu erscheinen, sondern dies von ihrem guten Willen abhängt. Wird ihnen nicht eine sehr gute Belohnung in Aussicht gestellt, so kann man sicher darauf rechnen, daß nur Wenige der Aufforderung Folge leisten. Außerdem giebt es aber auch noch andere Hindernisse, welche zuweilen die Treibjagden unmöglich machen, wie z. B. im Winter der tiefe Schnee oder große Kälte, sowie aber auch die Entfernung der bewohnten Orte von den Distrieten, wo sich die Wölfe aufhalten. Bis man dahin gelangt und dieselben umkreisen kann, vergeht manchmal viel Zeit und es wird oft Nacht, ehe man mit dem Treiben hat beginnen können. Zuweilen passirt es auch, daß sie sich nicht stecken, sondern den ganzen Tag umherstreifen, was sie besonders gern thun, wenn stürmisches Wetter im Anzuge ist oder auch wenn sie großen Hunger haben. Im Sommer, wo sie sich am liebsten auf den großen Brüchen aufhalten, kann man ihnen ebenfalls nicht viel anhaben, weil diese Orte nur in sehr trockener Zeit zugänglich werden, während man in denjenigen

Waldtheilen, z. B. jungen Dickichten, wo man Treibjagden anstellen könnte, nicht mit Gewißheit darauf rechnen kann, Wölfe anzutreffen.

Zu Treibjagden eignen sich am besten Feldhölzer, welche auch, namentlich im mittlern Rußland, allerwärts vorhanden sind. Zur Winterszeit hat man nur nöthig, in die Nähe derselben den Cadaver eines Thieres zu bringen. Finden diesen die Wölfe, so fressen sie sich an demselben recht satt und stecken sich dann in die ihnen zunächst gelegene Dickung. Solche Dickungen müssen dann jeden Morgen umkreist werden, damit man sogleich eine Treibjagd veranstalten kann. Bei dieser verhält sich der Wolf ganz wie der Fuchs. Sobald die Treiber losgehen und Lärm machen, flieht auch er nach der entgegengesetzten Richtung; aber er bleibt während der Flucht von Zeit zu Zeit stehen, um sowohl nach den Treibern zu hören, als aber auch um sich zu sichern. Ist der Wind gut und verhalten sich die Schützen ruhig, so kommt er diesen schußmäßig angelaufen. Ist dies aber nicht der Fall, stehen entweder die Schützen nicht ruhig, so daß er sie bemerkt, oder daß er Wind von ihnen bekommt, dann macht er Kehrt und geht entweder auf den Flügeln durch, oder auch wohl gerade durch die Treiber zurück. Nothwendig ist es, daß sich jeder Schütz auf seinem Stande durch einen Baum oder sonstigen Gegenstand zu decken sucht und auch eine passende Jagdkleidung trägt. Diese muß im Sommer grün oder grau, im Winter aber wo möglich ganz weiß sein, denn der Wolf hat ein sehr gutes Auge und flieht vor jedem ihm verdächtig vorkommenden Gegenstande, wenn er sich nicht sicher fühlt.

Für den Jäger ist auf der Wolfsjagd ein gutes und scharf schießendes Gewehr die erste Bedingung; für einen guten Büchsenschützen ist eine Doppelbüchse oder Büchsflinte besonders zu empfehlen, da er mit einer solchen auf eine ziemlich weite Entfernung schießen kann. Wer aber das Schießen mit der Büchse nicht gewohnt ist, der thut besser daran, eine Doppelflinte mit weitem Kaliber zu nehmen, welche gut Posten schießt, und diese in sogenannte Kartätschpatronen zu laden, mit welchen man ebenfalls weit schießen kann. Die neuen Hinterladegewehre, besonders die Lancastergewehre, welche sehr weit schießen und die Schrote sehr gut zusammenhalten, eignen sich ganz besonders zur Wolfsjagd. Den Wolf muß man so viel als möglich auf das Blatt oder auf den Kopf zu schießen suchen, da ein Schuß auf die hinteren Körpertheile, wenn er keinen Knochen trifft, selten tödtlich ist. Dieses Raubthier ist von der Natur nicht allein mit einem sehr dichten Pelze, sondern auch mit sehr harten Knochen, dichten und starken Sehnen sowie festen Muskeln ausgestattet, welche den Geschossen großen Widerstand leisten. Außerdem hat aber auch der Wolf ein sehr zähes Leben und geht selbst nach einem tödtlichen Schusse zuweilen noch sehr weit fort, ehe er verendet. Es giebt in dieser Beziehung wohl kein Thier weiter, welches so viel vertragen kann wie der Wolf. Sind durch den Schuß keine edlen Organe verletzt, die zum Leben unbedingt nöthig sind, so schadet ihm die Verwundung nicht, sondern heilt wieder vollkommen aus. Ein verwundeter Wolf zieht sich von der Rotte, welcher er angehörte, zurück und vermeidet so lange er krank ist sehr sorgfältig die Nähe seiner Cameraden, was er einestheils der Ruhe wegen thun mag, wie dies bei dem Rothwilde der Fall ist; andererseits hat er aber auch seiner eigenen Sicherheit wegen sich vor seinen Gefährten in Acht zu nehmen, indem diese, wenn sie Hunger haben, mit einem Kranken ihrer Art kurzen Proceß machen und ihn auffressen.

Die Jagd mit Jagdhunden oder Bracken, wie diese Hunde in Deutschland genannt werden, ist noch viel interessanter als die Treibjagd und gewährt mit guten Hunden dem Jäger, welcher an Strapazen gewöhnt ist, ein großes Vergnügen. Auch hat sie vor jener Jagdmethode den Vortheil, daß sie leichter ausführbar und nicht so kostspielig ist, weil man einmal keine Treiber nöthig hat, dann aber auch mit nur wenig Schützen eine Wolfsjagd veranstalten kann. Die Hauptsache dabei sind gute Hunde und ein tüchtiger Führer; denn es kommt sehr viel darauf an, wie die Hunde angelernt und geführt werden. Wenn man nun mit Jagdhunden Wölfe jagen will, so geht man auf folgende Weise zu Werke: Die Districte, in welche man die Wölfe eingekreist hat, oder auch wohl bloß vermuthet, werden mit den Schützen in der Weise umstellt, daß letztere sich auf die Hauptwechsel postiren; denn der Wolf geht, wenn er verfolgt wird, ebenso wie der Fuchs nach der nächsten Dickung. Haben die Schützen ihre Plätze eingenommen, so wird dies dem Führer der Hunde durch ein Hornsignal kund gethan, worauf dieser die Hunde löst und die Jagd beginnt. Haben die Hunde eine frische Fährte gefunden und fangen sie an laut zu werden, so kann man am Gange der Jagd sofort hören, was für ein Thier die Hunde jagen. Ist dies ein Hase und sie sollen denselben nicht jagen, so müssen sie abgeblasen und wieder auf die richtige Spur gebracht werden. Die Schützen müssen, sobald die Hunde anfangen laut zu werden, sich sehr ruhig verhalten und stets schußfertig sein, weil die Wölfe gewöhnlich einen großen Vorsprung vor den Hunden haben. Sind die Districte, in welchen die Jagd stattfindet, sehr umfangreich, wie dies in den russischen Waldungen fast immer der Fall ist, so ist es für den Schützen keine leichte Aufgabe, oft mehrere Stunden lang sich ganz ruhig zu verhalten und stets schußfertig zu sein. Die Wölfe gehen, wenn sie gejagt werden, gewöhnlich gerade aus nach der nächsten Dickung zu, stoßen sie aber auf die Schützen oder sonst verdächtige Gegenstände, so prellen sie zurück und gehen entweder durch die Treiber, oder auf den Flügeln aus dem umstellten Districte, wenn sie von den sie verfolgenden Hunden nicht daran gehindert werden.

Das Schießen des Wolfes auf dem Anstande ist in Rußland nur im Sommer und zwar auch nur vom August bis October möglich, denn im Mai, Juni und Juli giebt es im mittlern und nördlichen Rußland so viele Mücken, daß es fast nicht möglich ist, in dieser Zeit auch nur eine Stunde auf dem Anstande zu sitzen. Da die Wölfe keine Wechsel halten und sich im Sommer überhaupt auch nicht gut ankirren lassen, so ist der Anstand nur dann lohnend, wenn man den Platz findet, wo ein Wolf ein Pferd oder größeres Stück Rindvieh zerrissen und noch einen Rest zurückgelassen hat. Befindet sich in der Nähe eines solchen Platzes ein Baum, auf welchem ein Sitz angebracht werden kann, so ist es möglich, in der nächsten Nacht, wenn es gerade Mondschein ist, zum Schuß zu kommen. Ist jedoch kein Baum vorhanden, so lohnt es sich auch nicht sich anzustellen, weil der Wolf, ehe er an seinen zurückgelassenen Rest geht, stets erst den Platz umkreist und dann bei seiner feinen Nase Wind von dem Schützen bekommt. Im Winter aber, wo sich der Wolf leichter ankirren läßt, ist leider der Anstand im Freien nicht ausführbar, weil es bei dem strengen russischen Klima Niemand lange aushalten würde. Wer daher doch Wölfe auf dem Anstande schießen will, muß sich bei einem einzeln liegenden Gehöft, einer Wind- oder Wassermühle einen Kirrungsplatz anlegen. Um sicher zu gehen, lege man denselben hinter einem Pferde- oder Kuhstall an, wohin die Wölfe schon von selbst gern gehen und deshalb das Geräusch nicht scheuen, welches diese Thiere des Nachts in den Ställen verursachen. In der Wand des Stalles müssen dann aber mehrere Schießlöcher angebracht werden, welche durch Schiebläden ganz geräuschlos geöffnet und wieder geschlossen wer-

den können, wenn man nach dem Kirrungsplatze sehen will, ob Wölfe da sind. Um diese Art von Anstand zu exerciren, ist es gut, wenn zwei Schützen sich gegenseitig ablösen. Zum Schießen nehme man eine einfache Flinte, welche ein weites Kaliber hat, mit welcher man des Nachts sicherer schießt als mit einer Doppelflinte. Das Geschoß muß aus ganz groben Schroten oder Posten bestehen; einmal damit der getroffene Wolf wo möglich auf dem Platze liegen bleibt, dann aber auch deshalb, weil es öfters vorkommt, daß sich eine ganze Rotte Wölfe auf dem Kirrungsplatze einfindet, von denen dann ein guter Schütze zuweilen zwei oder noch mehrere auf einen Schuß erlegen kann.

Eine andere Jagdmethode, welche im Winter bei starkem Frost exercirt werden kann, wo die Wölfe durch großen Hunger getrieben sich auf die Landstraßen und in die Nähe der Dörfer ziehen, verdient ihrer Eigenthümlichkeit wegen hier besonders erwähnt zu werden. In einem Schlitten, der mit solchen Pferden bespannt sein muß, die sich nicht vor den Wölfen fürchten, nehmen zwei Jäger, der eine auf dem Vorder-, der andere auf dem Rücksitze Platz, damit sie nach allen Richtungen schießen können. Zwischen sich in die Mitte des Schlittens legen sie ein mit Stricken fest gebundenes kleines Schwein und fahren damit die Nacht über auf den Wegen im Walde oder Felde umher. Von Zeit zu Zeit wird das Schwein in die Ohren gezwickt, damit es laut wird; hören dies die Wölfe, so laufen sie dem Geschrei nach. Sobald nun die Jäger einen Wolf dem Schlitten nachkommen sehen, werfen sie ein an einer langen Leine befestigtes Bündel Heu oder Stroh aus dem Schlitten heraus, welches, indem es nachgeschleift wird, einem laufenden Schweine sehr ähnlich sieht. Bemerkt dies der Wolf, so springt er nach, um das vermeintliche Schwein zu fassen. In demselben Moment, wo der Wolf nun zufassen will, muß aber auch der Jäger schießen, denn wartet er so lange, bis der Wolf seinen Irrthum gewahr wird, so reißt er aus und wird dann gewöhnlich fehl geschossen. Kommt eine ganze Rotte Wölfe hinter dem Schlitten her, so ist es noch wichtiger, den Schuß im richtigen Augenblick anzubringen, weil es dann möglich und auch schon öfter vorgekommen ist, daß mehrere getroffen werden und todt auf dem Platze bleiben.

Das Fangen der Wölfe im Tellereisen ist bei Weitem nicht so schwierig wie das Fangen der Füchse in demselben. Wer also mit diesem vertraut ist, der kann auch Wölfe fangen, weil diese das Eisen viel weniger scheuen als die Füchse. Während ein geprellter Fuchs fast nie wieder auf ein Eisen, wenigstens nicht auf demselben Platze geht, thut dies der Wolf fast jedesmal, wie nachfolgender Fall beweist, welcher mir selbst im Winter von 1865 auf 1866 in der Nähe der Stadt Kassimoff vorgekommen ist. Auf einem Luderplatz hatte sich ein Wolf mit dem rechten Vorderlaufe gefangen und war mit dem Eisen wohl über eine halbe Stunde weit in einen kleinen Wald gegangen, wo ich das Eisen mit dem abgerissenen Fuße fand. Ob der Wolf nun denselben entweder selbst abgebissen oder das Eisen ihn durch das fortwährende Reiben abgeschnitten hatte, vermag ich nicht zu behaupten. Etwa vier Wochen später fing sich derselbe Wolf mit dem andern noch unverletzten (linken) Vorderlaufe auf demselben Luderplatze und in demselben Eisen zum zweiten Male. Diesmal war er aber mit dem Eisen nicht weit gekommen, sondern in einem Graben liegen geblieben.

Die Tellereisen, in welchen man Wölfe fangen will, müssen etwas stärker als diejenigen sein, in welchen man Füchse fängt, auch muß an denselben eine Kette mit einem Anker befestigt werden, welcher sich im Gesträuch oder an anderen Gegenständen leicht einhakt und den gefangenen Wolf festhält. Zum Fangplatz ist wo möglich eine Anhöhe zu wählen, wo sich erfahrungsmäßig die Wölfe leichter fangen als in einer Vertiefung; jedenfalls wohl deshalb, weil sie sich auf einer Anhöhe sicherer fühlen als in einer Vertiefung. Zum Ankirren nimmt man zuerst ein eingegangenes Pferd oder eine Kuh und, wenn das Eisen gelegt worden ist, auch wohl einen frisch geschossenen Hasen, ein Stück Schaffleisch oder eine Katze als Fangbrocken. Außerdem ist es gut, wenn man noch mit einem Hasengescheide von verschiedenen Seiten her eine Schleppe nach dem Fangplatze macht. Je kälter die Witterung ist und je mehr Schnee liegt, um so früher fängt sich auch ein Wolf. Vom humanen Standpunkt aus betrachtet läßt sich übrigens dies Fangen nicht rechtfertigen, indem es eine große Thierquälerei ist. Ein im Eisen gefangener Wolf bietet einen schrecklichen Anblick dar, denn um sich aus demselben zu befreien, beißt er mit einer solchen Wuth in dasselbe, daß auch nicht ein einziger Zahn ganz bleibt. Wer einen so gefangenen Wolf gesehen hat, muß ein sehr hartes Herz haben, wenn er diese Fangart fortsetzt.

Das Fangen in Wolfsgärten und Wolfsgruben kommt in Rußland nur selten zur Anwendung; solche Anlagen sind viel zu complicirt und kostspielig; deshalb findet man dieselben auch nur an sehr wenigen Orten. Ein Hauptgrund, daß in Rußland selbst diese Fangart so wenig betrieben wird, mag wohl der sein, daß für ein erlegtes größeres Raubthier — Bär, Wolf, Luchs und Vielfraß — jetzt keine Prämie mehr gezahlt wird, während dies in anderen europäischen Ländern, wo solche noch vorkommen, geschieht. Der Jäger, welcher einen Wolf oder dergleichen Raubthier erlegt, hat also in Rußland weiter keinen Gewinn als das Vergnügen und den Balg, und dieser kostet von einem Wolf im Innern von Rußland durchschnittlich nicht mehr als etwa 3 bis 4 Rubel; was der großen Mühe gegenüber, mit welcher das Fangen eines Wolfes verknüpft ist, nur als ein sehr geringer Lohn angesehen werden kann. Mit dem Fangen Isegrims befassen sich überhaupt auch nur die Bauern und nur höchst selten die Jäger.

Der Fang in Wolfsgarnen ist nur in denjenigen Gegenden im Gebrauch, wo der Ackerboden den größten Theil der Grundfläche einnimmt und zur Holzzucht nur solche Flächen benutzt werden, welche entweder von den bewohnten Orten zu weit entfernt sind oder sich sonst nicht zur Ackercultur eignen. Diese Feldhölzer sind nun gewöhnlich mit den verschiedensten Laubhölzern — Eichen, Birken, Espen, Saalweiden, Traubenkirschen, Vogelbeeren, Faulbaum und dergleichen kleineren Sträuchern — so dicht bestanden, daß man in denselben nicht schießen kann. Wenn nun im Winter in einem solchen Gehölz Wölfe eingekreist worden sind, so ziehen die Bauern auf der einen Seite und den Flügeln Netze, während von der andern Seite die Wölfe gegen die Netze getrieben werden. Zum Treiben werden wo möglich so viel Menschen genommen, daß ziemlich Mann an Mann steht, damit die Wölfe nicht rückwärts durchbrechen können. Innerhalb der Garne stellen sich dann in einer Entfernung von etwa 150 Schritt je zwei Mann mit Flinten und Knitteln bewaffnet hinter den Schirmen auf, um, sobald die Thiere in die Nähe der Garne kommen, nach denselben zu schießen, oder durch Geschrei in die Garne zu treiben, wo dieselben dann todtgeschlagen werden.

Das Hetzen der Wölfe mit Windhunden ist nur in den Steppen des südlichen Rußlands gebräuchlich und auch nur dort ausführbar. Da die Windhunde einen alten Wolf zwar einholen, aber nicht festhalten können, so kann eine solche Hetzjagd auch nur von einer größern Gesellschaft von Jagdliebhabern ausgeführt werden, welche zugleich sehr gute Reiter sein müssen. Wenn sich eine solche Jagdgesellschaft gebildet hat, so wird vorher die Gegend, in welcher die Jagd stattfinden soll, sowie der Tag und die Stunde des Anfangs

genau bestimmt und den einzelnen Abtheilungen, in welche sich die Jagdgesellschaft gruppirt hat, die Punkte bezeichnet, von denen aus sie die Jagd beginnen und sich nach einem gemeinschaftlichen Mittelpunkte bewegen sollen. Die Fläche, welche auf diese Weise zur Jagd bestimmt wird, hat oft einen beträchtlichen Umfang von mehreren Meilen. Haben sich nun an dem festgesetzten Tage die einzelnen Abtheilungen mit ihren Jagd- und Windhunden auf den Sammelplätzen eingefunden, so wird um die festgesetzte Stunde, nachdem ein jeder Theilnehmer seinen angewiesenen Platz eingenommen hat, durch ein Hornsignal das Zeichen zum Aufbruch und Loskoppeln der Jagdhunde gegeben. Sofort beginnt dann das Absuchen der Felder nach dem bestimmten Mittelpunkte zu. Wird ein Wolf aufgejagt, so muß der nächste Reiter, welcher dies bemerkt, seine Windhunde loslassen und denselben so schnell als möglich folgen, damit er den Wolf stets im Auge behält. Ist das Terrain uneben, so daß dies die nächsten Reiter nicht haben sehen können, so muß er ihnen das Auffinden des Wolfes durch ein Hornsignal kund thun. Die Hauptsache ist nun, daß jeder Reiter bestrebt sein muß, den Wolf nach dem Mittelpunkte des Kreises zu treiben und daß innerhalb desselben stets nur ein Jäger den Wolf verfolgt, damit keine Lücke entsteht. Gelingt dies, so wird der Wolf auch fast jedes Mal gefangen. Denn sobald der Kreis enger wird, ist es dem Wolfe fast unmöglich zu entwischen; wohin er sich auch wenden mag, immer kommt er wieder vor Reiter und Hunde, welche ihn stets wieder zurück und seinen Verfolgern entgegen treiben, bis er entweder von den Windhunden gefangen oder ihm von einem der Reiter der Garaus gemacht wird, indem ihm dieser mit seiner Knute einen Hieb über die Nase versetzt. Die bei einer solchen Hetzjagd mitgenommenen Reservepferde und -Hunde müssen der Jagd in einer Entfernung von etwa einer halben Stunde folgen. Einmal deshalb, damit, wenn ein Wolf zurückgehen sollte, die Hunde ihm sogleich entgegen gehetzt werden können, um ihn wieder zurück zu treiben; dann aber auch deshalb, damit die ihn verfolgenden Jäger Gelegenheit haben, ihre Pferde zu wechseln, indem namentlich für diese eine solche Jagd sehr anstrengend ist und dabei gar manches Pferd verloren geht.

Interessant ist die Art und Weise wie die Nordländer den Wolf jagen, denen derselbe an den Renthierherden während des Sommers vielen Schaden zufügt, wo ihm wegen der großen Moorflächen (Tundras) kein Abbruch gethan werden kann. Zu Anfang des Winters, wenn der Schnee so hoch und locker fällt, daß der Wolf sich nur mit Mühe durcharbeiten kann, dann zieht sich derselbe in die Nähe der Renthierherden, wo er gebahnte Wege und auch Nahrung findet. Diesen Umstand benutzen die Hirten, um für die im Sommer erlittenen Verluste an ihm Rache zu nehmen. Sie ziehen daher des Nachts beim Scheine des Nordlichts oder des Mondes mit ihren leichten Schneeschuhen unter den Füßen und mit einer Lanze bewaffnet auf die Jagd aus, um den Wolf, welcher ihnen jetzt nicht mehr entfliehen kann, einzuholen und mit ihrer langen Waffe zu erstechen.

Die Vergiftung durch Strychnin, welche in neuerer Zeit vielfach in Anwendung kommt, geschieht am besten in der Weise, daß man dieses Gift entweder ins Fleisch von einem frischgeschlachteten Thiere, oder aber, was am besten ist, in todte unabgezogene Schaflämmer, Hasen ꝛc., überhaupt in kleine Thiere bringt, welchen die Haut halb abgezogen und dann das Strychnin eingebracht wird, worauf man die Haut wieder darüber zieht. Die auf diese Weise präparirten Thiere werden dann den Wölfen zum Fressen hingelegt. Da nun aber das Strychnin als Pflanzengift leicht seine Wirkung durch Oxydation verliert, wenn es sich längere Zeit im Fleische befindet, so muß man das Fleisch erst dann präpariren und auslegen, wenn die Wölfe schon vorher an einem Orte angekirrt worden sind, den sie nun regelmäßig jede Nacht besuchen. Ist des Abends das mit Strychnin vergiftete Fleisch ausgelegt worden, dann muß man am andern Morgen in aller Frühe nachsehen, ob Wölfe dagewesen sind und die vergifteten Brocken aufgenommen haben, damit, wenn dies der Fall ist, die todten Wölfe aufgesucht werden können. Um das Aufsuchen zu erleichtern, ist es gut, die Vergiftung an einem solchen Tage vorzunehmen, an welchem etwas frischer Schnee gefallen ist, damit man die Spur der Wölfe verfolgen kann, wenn das Gift nicht augenblicklich gewirkt hat, was sehr oft vorkommt. Da aber mit Gift umzugehen sehr gefährlich ist, so ist zu diesem Mittel nicht gut zu rathen, denn wenn durch Unvorsichtigkeit ein Unglück passirt, so läßt sich dasselbe durch nichts in der Welt wieder gut machen.

Aus allen Erdtheilen.

Das Anwachsen der britischen Handelsmarine.

Ueber dasselbe ist dem Parlament ein Blaubuch vorgelegt worden, welches die nachfolgenden Ziffern giebt. Dasselbe übersieht, daß Deutschlands Handelsmarine die dritte und nahe daran ist, die zweite zu werden, indem sie im Zug ist, jene der Nordamerikaner zu überholen. Das Blaubuch giebt nur Ziffern der preußischen Rhederei, und vergißt die bekanntlich sehr beträchtlichen der Hansestädte; auf Bremen z. B. kamen 1871 nicht weniger als 265 Seeschiffe mit 115,162 Last (= 230,324 Tonnen); auf die oldenburgische 171 Schiffe mit 52,536 Tonnen. Bei den Zahlenangaben für die Vereinigten Staaten unterscheidet anfangs das Blaubuch nicht zwischen See-, Küsten- und Flußschifffahrt; auch wollen wir bemerken, daß die transatlantische Republik die Cabotage, Küstenschifffahrt, ihrer eigenen Flagge vorbehalten hat, so daß die Fahrt zwischen Newyork und San Francisco für Küstenschifffahrt gilt.

Im Jahre 1838 hielt die britische Handelsmarine 2,890,601 Tonnen; jene der Vereinigten Staaten, 1,956,591, war viermal stärker als jene Frankreichs, die 679,863 Tonnen hielt.

1861 zu Anfang des amerikanischen Krieges hatte England 5,895,369, die Vereinigten Staaten hatten 5,482,027, Frankreich 983,996 Tons. (Auch Frankreich rechnet alle möglichen Arten von Schiffen mit, auch Leichterfahrzeuge und dergleichen, welche in Deutschland nicht mitgezählt werden, wo man nur eigentliche Seeschiffe in die Gesammtzahl bringt.)

Von da an wuchs die englische Handelsmarine colossal an bis sie 1872 einen Tonnengehalt von 7,213,829 hatte, gegen 4,381,957 der Amerikaner; und sie war siebenmal beträchtlicher als jene von Frankreich mit 1,077,611 Tonnen. In den 20 Jahren nach der Waterlooer Schlacht war der Anwachs gering; sie stieg von 2,561,276 nur bis auf 2,683,761 im Jahr 1835. Aber nach weiteren 20 Jahren, 1855, war sie schon auf 5,250,553 gestiegen, also in diesem Zeitraum um 2,566,792 Tonnen, also jährlich um 130,000 Tonnen angewachsen. In den nächstfolgenden 17 Jahren nahm sie abermals um 1,963,276

Tonnen zu, jährlich im Durchschnitt um 115,000 Tonnen (je zu 2000 Pfund).

Nach Ausbruch des amerikanischen Krieges fiel der größte Theil des oceanischen Frachtverkehrs der britischen Flagge zu, denn in den Jahren 1861 bis 1865 stieg ihr Tonnengehalt von 5,895,369 auf 7,322,604; also ein Zuwachs von 1,427,235 Tonnen in vier Jahren, oder jährlich von 350,000 Tonnen.

Während derselben vier Jahre fielen die ausschließlich für die oceanische Schifffahrt registrirten Fahrzeuge von 2,642,628 auf 1,602,583 Tonnen; hier war also eine Abnahme von mehr als eine Million Tonnen, eine jährliche Abnahme für die Vereinigten Staaten von 250,000 Tonnen.

Eine Tabelle des Blaubuches giebt Ziffern für die Jahre von 1850 bis 1872 über die Hafenbewegung, d. h. ein- und ausgelaufenen Schiffe, für Großbritannien, die Vereinigten Staaten, Frankreich, Holland, Norwegen, Preußen und Schweden, und unterscheidet zwischen nationalen und fremden Flaggen. Im erstgenannten Jahre kommen auf die englische Flagge 65·1 Proc. gegen 34·9 fremde; 1872 aber 76·6 gegen 32·4 Proc. fremde.

In den Vereinigten Staaten war das Gegentheil der Fall. 1850 kamen auf die nationale Flagge 59·8 gegen 40·2 Proc. fremde; aber 1872 nur 34·3 nationale gegen 65·7 fremde.

In Frankreich ist die nationale Flagge von 41 auf 34·2 Proc. gefallen, während die fremde von 59 auf 65·8 stieg. In Holland fiel die erstere von 41·8 auf 25·8; die fremde stieg dort von 58·2 auf 74·2. In Norwegen, Preußen und Schweden halten nationale und fremde Flagge sich so ziemlich das Gleichgewicht.

In Großbritannien ist die gesammte Hafenbewegung, von 14,505,064 im Jahre 1850, gestiegen bis 1871 auf 42,501,025 Tonnen; in den Vereinigten Staaten von 8,709,641 auf 21,540,157; in Frankreich von 4,610,719 auf 14,597,788; in Holland von 2,236,435 auf 5,677,038; in Norwegen von 1,396,945 auf 3,231,986; in Preußen von 2,090,358 auf 8,516,574 Tonnen, oder 300 Proc., also beträchtlicher als in irgend einem andern Lande, England nicht ausgenommen; in Schweden von 1,066,886 auf 2,791,893 Tonnen. Rechnet man den gesammten Tonnengehalt dieser sieben Länder zusammen, so ergiebt sich, daß im Jahr 1850 davon 42 und 1872 43 Proc. kommen.

Die Sterblichkeit nach Racen in Neuorleans.

Die „Deutsche Zeitung" in Neuorleans enthält nach einer Statistik des Dr. Chille folgende interessante Notizen über die Sterblichkeit nach Racen: „Die Sterblichkeit der Farbigen hat diejenige der weißen Bevölkerung stets bedeutend übertroffen, außer während der Gelbfieberepidemien, weil diese Krankheit hauptsächlich die Weißen erfaßt. Diese erhöhte Sterblichkeit existirte in Neuorleans und anderen Städten — in Charleston, Washington, Baltimore und Neuyork ganz sicher — vor dem Kriege. Vergleicht man die fünf Jahre der „Freiheit" 1866 bis 1870 mit den fünf Jahren der Sklaverei 1856 bis 1860, so wird man finden, daß die Todesrate ungefähr dieselbe geblieben ist. Wenn jedoch für diese beiden Perioden ein Vergleich gezogen wird zwischen den Farbigen und Weißen, so stellt sich heraus, daß sich die Sterblichkeit unter den Farbigen sehr vergrößert hat. Z. B. während der vier Jahre 1856 bis 1860 (1858, ein Gelbfieberjahr, ist ausgeschlossen) war die farbige Todesrate ungefähr 44 und die weiße 39 per Tausend; während in den vier Jahren 1866 bis 1870 (das Gelbfieberjahr 1867 ausgeschlossen) die farbige Todesrate 43 und die weiße bloß 30 per Tausend betrug."

Welchen Ursachen ist diese größere Sterblichkeit der Farbigen zuzuschreiben? Die amtlichen Sanitätsberichte liefern über diesen Gegenstand nur spärliche Angaben und sind darum durchaus unzuverlässig. Einige dieser Ursachen liegen jedenfalls in der größern Unwissenheit und Nachlässigkeit dieser Race und in der größern Sterblichkeit durch Blattern, cholerische Krankheiten, Schwindsucht, Todtgeburten und Kinderkrankheiten. Die Zukunft dieser Race hängt von der Frage ab, ob sie auf natürlichem Wege sich vermehrt. Die Berichte des „Board of Health" für die Jahre 1872 und 1873 sind die einzigen, welche etwas Licht in die Sache bringen; denn sie allein enthalten die Anzahl der Todesfälle von Kindern unter zwei Jahren, nach den Racen geschieden. Nimmt man für 1872 und 1873 die Bevölkerung von 1870 als Norm, so ergiebt sich das Resultat, daß im Jahre 1872 von je 1000 Kindern unter zwei Jahren 154 weiße starben, gegen 298 farbige; und im Jahre 1873 181 weiße, gegen 335 farbige von je 1000 Kindern unter zwei Jahren. Dies zeigt klar, daß in Neuorleans die Sterblichkeit unter farbigen Kindern unter zwei Jahren im Vergleich mit den weißen enorm ist.

Plan zur Bewässerung der Coloradowüste.

Im Sommer 1873 ließ Senator Jones von Nevada auf seine Kosten die große Coloradowüste erforschen. Es sollte ermittelt werden, ob dieselbe durch Bewässerung nutzbar zu machen sei, indem man entweder Wasser aus dem Coloradostrome oder aus dem Californischen Meerbusen in sie ableite. Es wurde ermittelt, daß der größte Theil dieser Wüste, sodann das Mojave- und das Todtenthal im Norden derselben 40 bis 100 Fuß unter dem Meeresspiegel gelegen sind. Die Wüste erstreckt sich von Untercalifornien nach Norden hin bis Inyo County im Staate Californien, in einer Länge von etwa 300 und einer Breite von 150 Miles. Sie könnte vermittelst einer Kette von Seen durchzogen oder auch auf eine andere Weise bewässert werden. Man hat sich überzeugt, daß ein großer Theil aus fruchtbarem, zum Anbau völlig geeignetem Alluvialboden besteht und daß die Sandstürme und heißen, ausdörrenden Winde, welche periodisch in den angrenzenden Ländern großen Schaden anrichten, in dieser Wüste ihren Ursprung haben, indem aus derselben eine ungeheure Säule heißer Luft emporsteigt. Die feuchten Wolken, welche während der Sommermonate vom Californischen Meerbusen herkommen und die Richtung nach Nordwesten nehmen, werden zertheilt sobald sie in jene förmlich überhitzte Region gelangen und können deshalb die trockenen, aber fruchtbaren Theile des südlichen Californiens, welche nördlich von der Wüste liegen, nicht mit Regen versehen. Die Muscheln 2c., welche in der Wüste gefunden werden, beweisen, daß dieselbe ursprünglich das Bett eines Meeres und späterhin eines Süßwassersees gewesen ist. An vielen Stellen erkennt man noch deutlich die Ufer sowohl des Meeres wie des Sees.

* * *

— Die centralasiatische Eisenbahn bildet jetzt eine stehende Rubrik in den Blättern und wir lesen darüber manche wunderliche Dinge und Vorschläge. Ein Project folgt dem andern und jedes derselben will besondere Vortheile und günstige Bedingungen ermittelt haben, aber alle sind darin einig, daß die Technik ungeheure Schwierigkeiten zu überwinden haben werde. Ferdinand von Lesseps, der Erbauer des Suezcanales, scheint sein Project, die Sahara in einen Ocean zu verwandeln, bis auf Weiteres vertagt zu haben; er ist ganz mit der centralasiatischen Bahn beschäftigt, für welche er in St. Petersburg eine günstige Stimmung gefunden hat. Jüngst hielt er in der geographischen Gesellschaft zu Paris einen Vortrag über seinen Plan, und wir glauben annehmen zu dürfen, daß er die Dinge sehr sanguinisch auffaßt. Einer seiner nahen Verwandten, Karl von Lesseps, der von ihm nach Indien geschickt worden war, ist von dort zurückgekommen; er war auch in Kaschmir. Ihm zufolge ist die bisher vorgeschlagene Route von Orenburg nach Samarkand, über den Hindukusch und im Thale des Kabulflusses nach Peschawar „unpraktikabel". Er schlägt nun eine andere Route vor (— die wir unsererseits für mindestens eben so unpraktikabel zu halten uns erlauben —); sie soll eine mehr östliche Richtung nehmen als jene und sich an die von Moskau nach Sibirien im Bau begriffenen Linien anschließen, dem Sir Darja entlang nach Taschkend gehen, „was unter russischem Re-

gime aufblühe und jetzt 200,000 Einwohner zähle" (— was um das Doppelte übertrieben ist —). Dann soll sie am Pamir-Hochland hinlaufen, von da nach Kaschgar, Yarkend und Kaschmir geführt werden. Das sei, der Ansicht der Ingenieure zufolge, die sicherste Route, insbesondere seitdem die neue Regierung in Kaschmir entschlossen zu sein scheine, die Pfade der Civilisation zu betreten und dem Handel große Erleichterungen gewährt habe. Die Engländer hätten nicht gezögert, sich das zu Nutzen zu machen. (— Für uns sind diese letzteren Angaben neu; wenigstens haben wir in englischen Blättern darüber noch keine Silbe gefunden. —) Die vorgeschlagene Route gewinne an Sicherheit der Communication, was sie an topographischen Vortheilen einbüße. „Sie hat mehrere der höchsten Gebirgsketten zu überschreiten; den Mustag, den westlichen Küen lün, das Karakorumgebirge und den Himalaya. Aber die Schwierigkeiten erscheinen nicht unüberwindlich, und wenn es gelingt, diese Linie fertig zu stellen, dann wird frisches Leben in Länder einströmen, die einst mächtig waren, und sie wird vielleicht der Welt eine andere Gestalt geben."

Wirklich? Der Dichter sagt:

Leicht bei einander wohnen die Gedanken,
Doch hart im Raume stoßen sich die Sachen.

— Das Generalgouvernement Turkestan, welches 1867 gegründet wurde, deckt seine Verwaltungskosten nicht. Das Budget stellte sich:

	Einnahmen:	Ausgaben:
1868 . . .	1,204,906 Rubel	4,392,940 Rubel.
1869 . . .	2,356,241 „	4,592,460 „
1870 . . .	2,915,983 „	6,114,883 „
1871 . . .	2,102,955 „	6,820,945 „
1872 . . .	2,008,374 „	7,576,186 „
	10,588,459 Rubel	29,497,414 Rubel.

Demnach sind die Ausgaben dreimal höher als die Einnahmen und der Staat hat in fünf Jahren ein Deficit von etwa 19,000,000 Rubel zu decken gehabt. Bei den Einnahmen sind außerdem die von der russischen Bevölkerung erhobenen Abgaben mitgerechnet, und die Ausgaben zu gering veranschlagt, weil noch jährlich etwa eine halbe Million hinzugeschlagen werden müßte für Unterhalt des Militärs, Reiseunterstützung und dergleichen; man hat aber diese Ausgaben auf andere Ressorts vertheilt. In runder Summe betragen, der russischen „St. Petersburger Zeitung" zufolge, die Einnahmen etwa anderthalb, die Ausgaben acht Millionen.

— Keine andere Herrscherfamilie kann sich mit jener des japanischen Mikado an Alter messen; dieser Dynastie gegenüber sind alle anderen nur moderne Neulinge. Die Richtigkeit des japanischen Stammbaumes läßt sich nicht bezweifeln. Am 11. Februar 1874 wurde in Yeddo der Krönungstag Zinmu Tenno's gefeiert. Dieser Gründer der Dynastie gelangte vor 2534 Jahren auf den Thron und seine Abkömmlinge haben denselben ohne Unterbrechung bis heute innegehabt.

— Der australische Eucalyptus, welcher in Californien so vortrefflich fortkommt, wird nun auch in den Staaten Georgien und Arkansas angepflanzt.

— Das Signalamt in den Vereinigten Staaten hat vor zwei Jahren einen Physiker nach den beiden sogenannten Seehundsinseln St. Paul und St. Georg im Behringsmeere geschickt, um dort meteorologische Beobachtungen anzustellen, und im Mai 1874 ist ein anderer, L. M. Turner, nach St. Michael am Nortonsund geschickt worden. Ferner ging W. H. Dall von der Küstenaufnahme von San Francisco mit dem Kutter Yukon wieder nach Alaska, wo er schon mehrere Jahre hindurch geographische Forschungen an der Küste und auf den Inseln angestellt hat. Im laufenden Sommer will er die Region östlich vom Unimakpasse, von Sitka bis zu Cap Vancouver am Behringsmeere genauer untersuchen.

— Am 1 Juli 1874 waren nicht weniger als neunzig Eisenbahnen in den Vereinigten Staaten zahlungsunfähig, d. i. sie können die Zinsen für 335,295,668 Dollars Prioritäten (Mortgages) nicht bezahlen. Das „New York Bulletin", welches eine vollständige Liste dieser Bahnen giebt, sagt, daß ein großer Theil dieser Bonds in Deutschland untergebracht worden sei. Nun, eine gewisse Classe von Börsenleuten hat allerdings keine Mühe gespart, solche „prächtigen, sicheren Papiere, Securitäten, im vollen Sinne des Wortes" dem leichtgläubigen und procentgierigen Publicum aufzuhängen. Es ist ein erbauliches Ding — die Moral der Börsenleute.

— An Edelmetallen haben die Staaten und Territorien in der westlichen Hälfte der Vereinigten Staaten seit 1849 die colossale Ausbeute von 317,000,000 Pfund Sterling, also mehr als 6 Milliarden Mark ergeben. Davon entfielen, in runden Zahlen, auf Californien volle zwei Drittel. Dieser Staat hat vorzugsweise nur Gold geliefert; Nevada, 44 Mill. Pf. St., zumeist Silber. Utah, wo die Ausbeute erst vor einigen Jahren begann, doch schon 3,700,000; Montana 24 Mill., Idaho 11 Mill., Colorado 6, Oregon nebst dem Territorium Washington 5 Mill. Dazu kommt dann noch Britisch Columbia mit etwa 2 Mill., Arizona ist überaus reich an Edelmetallen, aber wegen Feindseligkeit der Indianer können nur sehr wenige Gruben bearbeitet werden. — Die Förderung in diesen pacifischen Gegenden hat sich mit jedem Jahre gesteigert; in 1873 um 14 Proc. gegen das Vorjahr (16 gegen 14 Millionen Pfund Sterling). Von der Gesammtausbeute sind ungefähr 220,000,000 Pf. St. nach England, Japan und China verschifft worden.

— Wir lesen, daß trotz aller Metzeleien, welche in wahrhaft barbarischer Weise unter den Büffeln auf den Prairien angerichtet worden sind und die unablässig ihren Fortgang nehmen, sich dennoch im westlichen Iowa ungemein zahlreiche Herden haben blicken lassen. Aber im Allgemeinen hat sich doch die Zahl dieser Thiere schon sehr vermindert. Ein Berichterstatter des „American Agriculturist" schreibt: Die Gegend, welche im Westen des Arkansasflusses von den Büffeln durchzogen wird, liegt weitab von allen Ansiedelungen, aber auch dort sucht man die Thiere auf. Banden roher Gesellen, die sich Jäger nennen, treiben das Vernichtungswerk systematisch, unablässig und barbarisch. Eine lange Linie, westlich von Fort Dodge, in der Richtung nach Norden, wird durch eine ununterbrochene Reihe von Büffelknochen bezeichnet. Auf der Linie haben da und dort die Vertilger ein Lager aufgeschlagen; neben demselben sieht man das ganze Jahr hindurch Häute zum Trocknen ausgespannt und große Ballen, die zur Versendung bereit liegen. Auf der Prairie ist nur selten ein Baum zu sehen, dagegen trifft man überall Büffelgerippe, an welchen noch Fleisch hängt, das zusammengeschrumpft ist. Aber beträchtliche Quantitäten Knochen werden nach St. Louis verkauft. Die Büffelvertilger bekommen für die Haut im Durchschnitt nur einen Dollar, und was sie in schnöder Weise erwerben, vergeuden sie in elendem Saus und Braus. Sie verschwenden das Geld in Sargent Station, einer Ortschaft, die fast ganz aus Branntweinschänken, Spielhäusern und Tanzlocalen besteht. Von Seiten des Congresses ist noch nichts geschehen, um eine Schonzeit für die Büffel anzuordnen.

Inhalt: Aus Saffray's Reisen in Neugranada. II. (Mit sieben Abbildungen.) — Die Landstreicherhorden in Norwegen. — Aus dem flamischen Belgien. — Der Wolf in Nordosteuropa. II. (Schluß.) — Aus allen Erdtheilen: Das Anwachsen der britischen Handelsmarine. — Die Sterblichkeit nach Racen in Neuorleans. — Plan zur Bewässerung der Coloradowüste. — Verschiedenes. — (Schluß der Redaction 15. August.)

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXVI. № 10.

GLOBUS

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig

Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 4 Thlr. Einzelne Nummern 5 Sgr.

1874.

Wanderungen in Ostindien.

I.

Schaumburg und Rousselet in Bhopal. — Freundliche Aufnahme bei der Königin. — Schilderung der Begam Sekander, ihres ausgezeichneten Charakters und ihrer Reformen. — Die Mohammedaner. — Die Stadt und ihr Bazar. — Die Prinzessin Bourbon und die Frantsis. — Feier des Moharremfestes. — Joghis als Selbstpeiniger. — Das männliche Hofballet. — Der Eiertanz.

Bhopal im centralen Ostindien ist ein unter britischem Schutze stehendes Land zwischen $22^1/_2$ bis $23^3/_4{}^0$ N., von welchem der südliche Theil ein Stück des Nerbaddathales umfaßt, von wo der Boden nach Norden hin zur Windhyakette ansteigt; der größere Theil bildet ein gegen Norden hin sich allmälig senkendes Tafelland und wird von der Betwa bewässert. Dieser Schutzstaat hat einen Flächeninhalt von nur etwa 318 Geviertmeilen, zählt 760,000 Einwohner und bietet ganz eigenthümliche Verhältnisse dar. Die Bevölkerung besteht zum überwiegenden Theil aus Hindus, aber in der Hauptstadt Bhopal wird keine Pagode geduldet, während stolze Moscheen mit hohen Minarets emporragen. Beherrscht wird der Staat von einer mohammedanischen Begam, d. h. Königin, einer merkwürdigen Frau, die ihn trefflich verwaltet und in bester Ordnung hält, viele landesübliche Vorurtheile abgestreift hat, das Antlitz nicht mit einem Schleier verhüllt und den Europäern wohlgesinnt ist. Sie hat davon abermals einen Beweis gegeben durch die liebenswürdige Art und Weise, wie sie die unseren Lesern aus früheren Schilderungen wohlbekannten Reisenden Rousselet und Schaumburg im Jahre 1867 bei sich empfing und Monate hindurch als willkommene Gäste an ihrem Hofe behielt.

Die Reisenden hatten fast drei Wochen Zeit darauf verwandt, die merkwürdigen Ruinengruppen im Bhilsathale und insbesondere die wunderbaren Stupas oder Topes, über welche wir späterhin reden werden, zu erforschen. Fast ein halbes Jahr waren sie auf ihrer Wanderung unermüdlich mit Erforschen von Alterthümern gewesen; zuletzt brach unter ihrem Gefolge das Dschengelnfieber aus, die Regenzeit nahte heran und sie hatten in der That Ruhe und Erholung nöthig.

Diese wurde ihnen in Bhopal in vollem Maße zu Theil. Sie hatten ihre Ankunft melden lassen und als sie die Landesgrenze betraten wurden sie vom Geheimsecretär der Königin, Hussein Chan, im Namen der letztern begrüßt und willkommen geheißen. Er geleitete sie sofort zum Muti Baugalow, einem für sie im Voraus eingerichteten Pavillon, der in einem Garten am Fuße des Sees liegt, an welchen ein Theil der Stadt grenzt. Diese Wohnung war völlig in europäischer Weise ausgestattet und die müden Wanderer konnten es sich sofort in derselben bequem machen.

Gleich am andern Tage hatten sie Audienz bei der Begam Sekander, welche sie in einer Hofequipage abholen ließ. Sie wurden an der Palastpforte vom Großwesir und dem Diwan (den Würdenträgern) empfangen und in den großen Saal der Rathsversammlung, den Derbar, gelei-

tet, wo die Königin sie empfing, ihnen die Hand drückte und zu beiden Seiten neben sich Platz nehmen ließ.

Die Begam war eine Frau von etwa funfzig Jahren mit ziemlich hagerm Gesicht und sehr intelligenten Augen; aus ihren Zügen sprach eine Energie, daß man einen Mann vor sich zu haben glaubte; auch trug sie enge Beinkleider, ein gesticktes Jäckchen und im Gürtel steckte ein Dolch. Ihr ganzes Behaben zeigte, daß sie sich als Herrscherin fühlte, als stolze Frau; aber diese strenge Haltung wich nach wenigen Minuten einem überaus freundlichen Benehmen und liebenswürdiger Gesprächigkeit.

Diese Begam Sekander ist eine der merkwürdigsten Persönlichkeiten, welche Indien im laufenden Jahrhundert aufzuweisen hat. Als Tochter des verstorbenen Königs (des Nawab; die Engländer schreiben immer falsch Nabob) machte sie, als sie volljährig war, ihre Rechte auf den Thron geltend, aber auch hier wieder mischten sich die Engländer wie gewöhnlich und oft mißbräuchlich in die Nachfolge ein und zogen ihren Gemahl Dschehangir vor. Als dieser aber starb erklärte sie sich zur Herrscherin im Namen ihrer minderjährigen Tochter. Den Haremvorschriften zufolge hätte sie sich auf die Frauengemächer beschränken müssen und sich dem Volke nicht mit unverhülltem Gesichte zeigen dürfen. Aber sie that es und ritt im Staatskleide in stolzer Haltung durch die Stadt. Von vornherein hielt sie die Zügel der Regierung fest in der Hand und übernahm allein alle Verantwortlichkeit, welche sonst auf den Wesiren lastet. Alle Versuche der Engländer, sich in ihre Staatsangelegenheiten einzumischen, wußte sie geschickt zu vereiteln und die Reformen, auf welche sie es längst abgesehen hatte, selbständig durchzuführen. Binnen zehn Jahren tilgte sie eine Schuldenlast von 80 Lakhs, je zu 100,000 Rupien oder 200,000 deutsche Mark, und steigerte ohne Druck die Staatseinkünfte von 12 auf 30 Lakhs. Sie ließ Landstraßen herstellen und Dämme theils ausbessern, theils neu bauen, so daß die Bewässerung auf früher trocken liegende Felder ausgedehnt werden konnte; sie brachte ihr kleines Heer in guten Stand, sorgte für eine gute Rechtspflege und führte eine Polizei ein. Unter ihren schwachen Vorgängern hatte der Feudaladel sich manche Rechte angemaßt und viele Erpressungen sich zu Schulden kommen lassen. Die Begam aber nahm sich der Bauern an und brachte auch die von den Edelleuten der Krone entfremdeten Landgüter wieder an dieselbe zurück. In jenen ersten zehn Jahren ihrer Regierung arbeitete sie täglich zehn Stunden und bethätigte ein Verwaltungstalent, das von den Engländern für „geradezu wunderbar“ erklärt worden ist. Sie besuchte immer zu Pferde alle ihre Provinzen, schlief im Zelte und pflog überall mündlichen Verkehr mit dem Volke, um dessen Anliegen kennen zu lernen.

Mitten in diese Reformbestrebungen fiel der Ausbruch der großen Sipahimeuterei von 1857 und die Begam kam in eine äußerst schwierige Lage. Rings um ihr Land war Alles in Aufstand und man machte ihr glänzende Versprechungen um sie zu gewinnen. Sie aber stellte sich entschlossen auf Seite der Engländer und zog an der Spitze ihres kleinen Heeres denselben sofort zu Hülfe. Dafür wurde sie mit Vergrößerung ihres Gebietes belohnt und von der Königin Victoria in schmeichelhafter Weise ausgezeichnet. Im Jahre 1859 dankte ihre nun volljährig gewordene Tochter zu ihren Gunsten ab und so ist sie rechtmäßige Königin von Bhopal.

Die Begam von Bhopal.

Als solche hat sie ihre Reformbestrebungen fortgesetzt. Sie verbot den Sklavenhandel, duldet nicht, daß einer ihrer Unterthanen zum Eunuchen gemacht werde, sie hat Schulen und Waisenhäuser gestiftet. So ist nun durch ihre unablässig fortgesetzten Bemühungen das kleine Bhopal zum angesehensten und wohlhabendsten unter den Königreichen Radschastans geworden.

Das mohammedanische Königreich Bhopal datirt aus dem siebenzehnten Jahrhundert. Der Großmogul Aureng seb ernannte einen Mann von afghanischer Abkunft, Dost Mohammed, zum Statthalter über Malwa und die Provinzen an der Nerbadda. Nach dem Ableben jenes Kaisers erklärte sich dieser Satrap für unabhängig und unterwarf auch einen Gebietstheil, welcher bis dahin den Hindus geblieben war. Nachdem er seine Hauptstadt von Islamabad nach dem in Verfall gerathenen Bhopal verlegt hatte, ließ er hier große Festungsbauten vornehmen und nahm den Titel Nawab an, welchen seine Nachfolger beibehalten haben. Dem

kleinen Staate drohete 1799 große Gefahr durch die Maharatten, aber der Wesir Mohammed, Vetter des damals regierenden Königs, leistete tapfern Widerstand und das vom Feinde eingeschlossene Bhopal hielt trotz aller Hungersnoth eine neunmonatliche Belagerung aus. Als die Maharatten abgezogen waren, setzte der Wesir seinen Vetter ab, erklärte sich selbst zum Nawab und so ging die Regierung an die jüngere Linie über. Ihm folgte 1816 sein Sohn Nasser Mohammed, ein tüchtiger Mann, der aber schon nach zwei Jahren zufällig von seinem Neffen getödtet wurde. Nasser's einzige Tochter, die gegenwärtige Begam, war damals kaum ein paar Monate alt; man theilte die Regentschaft zwischen der Wittwe, Kudsia Begam, und einem Christen von französischer Abkunft.

Die erste Besprechung, welche die Reisenden mit der Begam Sekander hatten, dauerte mehrere Stunden. Die Königin erzählte mancherlei von ihren Vorfahren und fragte vielerlei über die Verhältnisse solcher indischen Staaten, in denen die beiden Europäer verweilt hatten. Sie bedauerte ihnen ihre Tochter, Schah Dschehan, nicht vorstellen zu können, diese werde von ihrem Gemahl, der ein Anhänger der Haremsvorschriften sei, streng abgeschlossen gehalten, was sie, die Begam, für sehr albern und unzweckmäßig finde. Aber sie ließ ihre Enkelin kommen, die Sultana Dschehan, ein reizendes Kind von acht Jahren, welches die Fremden auf europäische Weise begrüßte.

Den Fremden ist es verboten die Stadt zu betreten und selbst Europäer werden nur mit besonderer Erlaubniß des Königs zugelassen; es versteht sich von selbst, daß die beiden Reisenden als Gäste der Begam keinerlei Beschränkung unterworfen waren; wenn sie an ein Thor kamen trat die Wache jedesmal unter das Gewehr. Bhopal ist sehr unregelmäßig gebaut, die Straßen sind eng und krumm, aber doch malerisch genug mit ihren Verandahs mit Schnitzwerk und wegen der zahlreichen mit Fensteröffnungen versehenen Thürmchen. Jeder Stadttheil hat seine eigene Moschee; die Kathedrale, die Dschamma Messched, erhebt sich in der Mitte der Stadt; neben derselben ist der Bazar mit den vielen Buden der Goldarbeiter, der Zeugverkäufer, Pasteten-bäcker, Waffenschmiede ꝛc.; an Kaffeehäusern ist selbstverständlich kein Mangel. Von früh bis spät drängt sich eine bunte, lärmende Menge durch die Gassen. Da sieht man den halbnackten Ghond, dem ein Beil auf dem Rücken hängt, neben dem ernst einherschreitenden Mulwi mit langem weißen Barte, der als frommer Mohammedaner seinen Rock sorgfältig in Falten schlägt; man betrachtet sich den von Fett glänzenden Brahminen, den geschwätzigen Banianen, den Soldaten mit Eisenfressermiene und hoch aufgestrichenem Schnauzbart; hübsche junge Leute aus Persien und Afghanistan, Beludschen mit fast backsteinrother Hautfarbe, denen das Haar in langen Zotteln um den Kopf und auf die Schultern herabhängt. Den eigentlichen Bhopalesen erkennt man sofort heraus an seinem stattlichen Aussehen, den fein geschnittenen Gesichtszügen und dem seidenartigen Barte; seine Tracht ist reich und malerisch; Kappe oder Turban hat er auf die eine Seite gerückt, die gelben Schuhe sind mit Flittern besetzt, den Säbel hat er mit Kattun umwickelt. Sein Haar parfümirt er mit Rosenöl und Sandelholz.

Die Stadt wird von der Fattigarh-Citadelle beherrscht.

Rousselet war nicht wenig erstaunt, als ein Diener einen „Padri Sahib", d. h. Herrn Priester, bei ihm anmeldete, dann ein noch junger Mann in der Tracht eines katholischen Geistlichen bei ihm eintrat und ihn in französischer Sprache anredete. Er wohne, sagte er, in Bhopal als Caplan der Madame Elisabeth de Bourbon, einer christlichen Prinzessin, welche im Lande den höchsten Rang nach der Königin einnehme. Diese lasse ihren Landsmann ersuchen, am nächsten Tage bei ihr vorzusprechen.

Prinzessin Elisabeth de Bourbon.

Diese Prinzessin wird für gewöhnlich als Dulan Serkar bezeichnet, d. h. als Königin der Bräute, den sie vor einem halben Jahrhundert mit Recht getragen haben mag; jetzt zählte sie zweiundsiebenzig Frühlinge; ihr wahrer Name ist Burbun Serdar, Prinzessin Bourbon. Sie war sehr reich, besaß ausgedehnte Güter und nahm allerdings unter den Kronvasallen den höchsten Rang ein. Rousselet war über ihr ganz europäisches etwas angebräuntes Gesicht höchlich erstaunt. Sie erzählte ihm ausführlich die Geschichte ihrer Vorfahren, und wie um 1557 oder 1559 zur Zeit Akber des Großen ein Franzose, Jean de Bourbon, an den Hof zu Delhi gekommen sei; er habe einer edeln Familie angehört, sei von türkischen Seeräubern als Sklav nach Aegypten gebracht worden, etwa um das Jahr 1541, als er funfzehn Jahre alt war. In einem Kriege gegen die Abyssinier wurde er gefangen, aber als Christ gut behandelt und es ward ihm möglich zu Schiffe nach Indien zu gelangen und in Broatsch zu landen. Von dort begab er sich zum Großmogul Akber den Großen, wurde General der Artillerie und starb hochgeehrt zu Agra. Er hinterließ zwei Söhne; seine Frau war eine Georgierin am kaiserlichen Hofe; mit dieser hatte er zwei Söhne, die gleichfalls zu hohen Ehrenstellen gelangten. Die Familie erlebte manche Wechselfälle; 1816 wurde Balthasar von Bourbon, genannt Schasahad Messiah, erster Minister in Bhopal und zwei Jahre später nach dem Tode des Königs Regent des Staates, als solcher unterhielt er

das beste Einvernehmen mit den Engländern; er starb 1830 und Elisabeth de Bourbon ist seine Wittwe *).

Die Mohammedaner in Bhopal, obwohl Sunniten, feiern das Moharremfest ebenso lärmend als ob sie Schiiten wären, deren Ketzerei ihnen doch ein Abscheu ist. Auf den Anhöhen neben der Stadt und an dem Glacis der Festung waren viele Hunderte von Buden aufgeschagen und insbesondere gegen Abend ging es dort ungemein lebhaft zu. Die weit überwiegende Mehrzahl der Leute waren Hindus; diejenigen welche vom platten Lande hereinkamen, trugen Kleider von dickem Baumwollenzeug. Fast alle Mohammedaner gehören den wohlhabenden Classen an, sind stattlich gekleidet, prunken mit ihren schönen Waffen und stolziren hochmüthig durch die übrige Menge. Ihre Frauen lassen sich im Gewühl nicht blicken, wohl aber hatten sich an bestimmten Plätzen viele aufgeputzte Bajaderen eingefunden, nebst

Fakir-Joghis.

Musikanten und Männern, welche sehr lange Rapiere trugen. Auch an jungen Männern, welche allerlei Possen zum Besten gaben, fehlte es nicht.

Einen Gegensatz zu diesem heitern Treiben bildete eine Gruppe von Joghis, widerwärtig ekelhafter religiöser Bettler. Diese Selbstpeiniger, die bis auf den Lendenschurz (den Languti) völlig unbekleidet waren, liefen und sprangen schreiend umher und führten einen man möchte sagen Todtentanz auf. Sie zuckten an allen Gliedern, machten Verdrehungen mit denselben und fuchtelten mit scharfen Messern und zugespitzten Haken in der Luft herum. Der eine versetzte sich

*) Wir haben über diese Bourbons und die aus etwa 200 Familien bestehende Gruppe der Frantsis ausführlich gesprochen, „Globus" XXV, S. 72, und bemerkt, daß sie nur einige wenige, obendrein entstellte Wörter aus der französischen Sprache haben. Auch von französischem Blute können sie nur wenig in ihren Adern haben, da seit 300 Jahren ihre Frauen alle von asiatischem, wenn auch von sogenanntem kaukasischen Blute sind. Nun zeigt das Portrait der Prinzessin Elisabeth wirklich Einiges von den bekannten bourbonischen Zügen, und wenn das Bild genau ist, was wir unsererseits nicht beurtheilen können, so läge ein in der That bemerkenswerther Atavismus vor.

Die Kathaks.

in wilder Wuth Stiche und Schnitte in das Fleisch zu beiden Seiten der Brust, am Arm und an den Schenkeln und sie ließen erst nach als die Gaffer Münzen genug in das dargehaltene Becken geworfen hatten. Diese von Blut triefenden Bettelfanatiker, die sich aber doch nicht gratis zerfleischen, waren scheußlich anzusehen, und man begreift nicht wie es möglich ist, daß sie sich so viele Wunden beibringen und so viel Blut verlieren können, ohne zu erliegen. Uebrigens äußerte der Wesir Hussein Chan, daß die scharfen Werkzeuge besonders zugerichtet seien und daß die Joghis recht wohl wissen, an welchen Stellen sie sich zerfleischen dürfen ohne eine Schlagader zu verletzen.

Am Ende einer langen Budenreihe hatte eine Karawane der Beludschen ihre kleinen baumwollenen Zelte aufgeschlagen, neben denen die bezottelten Kameele ruhig auf- und abgingen. Diese Leute brachten getrocknete Früchte zu Markt, Aprikosen, Feigen und getrocknete Apfelschnitten, die auf lange Stränge gezogen waren.

Der Moharrem wird am fünften Tage geschlossen und nun standen die Buden und Schuppen am Ufer des Sees.

Der Eiertanz.

Alle, welche kamen, brachten einen Tabut oder Tadsia mit, d. h. einen kleinen, aus Papier verfertigten und mit Flittern verzierten Tempel, welcher das Grab der zu Kerbela in Mesopotamien begrabenen Märtyrer Hussein und Hossein vorstellt. Am Abend findet mit diesen Tabuts eine große Procession statt; manche Tadsias sind colossal, bis zu zwanzig Fuß hoch und werden von Elephanten getragen. Die zahlreich versammelte Menge begrüßt die Procession mit Schwenken von Weihrauchfässern, Fahnen und Lanzen und schreit in einem fort: „Dihn, dihn (Religion), Hussein, Hossein, Ali! Ha, Dulah!“ Dazwischen hinein knallen Kanonenschläge und fallen Flintenschüsse; Hunderte von Fackeln verbreiten röthliches Licht über diese phantastische Scene. Sobald die Procession beim See anlangt, werden Tadsias und Fackeln in den See geworfen und Alles ist dunkel; der wilde Lärm hat plötzlich ein Ende und es herrscht tiefe Stille.

Im Juni trat der Regenmonsun mit so mächtiger Gewalt auf, daß die beiden Europäer während einiger Wochen ihr Bungalow gar nicht verließen; es war als ob eine neue Sintfluth aus den grauen Wolken auf die Erde herabgösse. Aber schon nach Verlauf der ersten Woche bedeckte sich die

bis dahin kahle, braungelbe Ebene, welche auf der einen Seite von Bhopal sich ausdehnt, mit saftigem Grün und die kahlen Baumäste zeigten üppigen Blätterschmuck. Als nach Verlauf einiger Zeit längere Zwischenräume im Regenfalle stattfanden, konnten die beiden Europäer sich wieder im Palaste einfinden, und sie waren bei ihren fast täglichen Unterhaltungen mit der Begam immer aufs Neue erstaunt über den Verstand, das richtige Urtheil und die Wißbegierde dieser wirklich ausgezeichneten Frau. Bei günstiger Witterung stieg sie zu Pferde, ließ sich von den Europäern begleiten und besuchte mit ihnen öffentliche Anstalten, welche durch sie ins Leben gerufen worden sind, namentlich die Schulen und Spitäler.

Die späten Abendstunden waren der Erheiterung in orientalischer Weise gewidmet. In Indien gilt der Tanz als etwas, das für Personen männlichen Geschlechts unanständig sei, aber in Bhopal, wo seit ein paar Menschenaltern Frauen den Thron einnahmen, hat die Begam ein aus Jünglingen zusammengesetztes Hofballet, und diese Tänzer werden als Kathacks bezeichnet. Es sind hübsche junge Leute von 18 bis 20 Jahren, sie führen dieselben Tänze auf wie die Natsches (Bajaderen) und machen ihre Künste recht gut. Es macht indessen einen komischen Eindruck, wenn man sieht wie diese kräftigen Burschе sich weibisch hin- und herwiegen, mit den an ihnen herumhängenden Schellen klappern und mit den langen Schärpen allerlei plastische Stellungen machen.

Weit anmuthiger ist der Eiertanz. Die Tänzerin ist, wie unsere Illustration zeigt, mit kurzem Jäckchen und dem Sarri bekleidet. Auf dem Kopfe ist ein aus Flechtwerk bestehendes Rad befestigt, das ganz wagerecht liegt. Um dasselbe herum hängen in gleichen Abständen von einander Fäden oder dünne Schnüre, deren jeder am Ende eine laufende Schlinge hat; diese wird vermittelst einer Glasperle offen gehalten. Die Tänzerin hält den Zuschauern einen mit Eiern gefüllten Korb vor, damit sie sich überzeugen können, daß kein Betrug mit unterlaufe.

Die eintönige Musik beginnt und die Tänzerin dreht sich mit großer Schnelligkeit um sich selbst; dabei nimmt sie ein Ei aus dem Korbe, bringt dasselbe in eine der laufenden Schlingen und befestigt es in derselben, wobei sie immerfort sich dreht. Dadurch wird der Faden in horizontale Bewegung gebracht und es dauert nicht lange bis alle laufenden Schlingen mit Eiern gefüllt sind, die nun wie ein Sternenkranz rasch um den Kopf herumfliegen. Die Tänzerin schwenkt sich dann noch rascher, so schnell, daß man kaum ihre Gesichtszüge unterscheiden kann. Beim geringsten Fehltritt und bei ungleicher Geschwindigkeit des Drehens würden die Eier an einander schlagen; wie aber sollen sie aus der Schlinge wieder herausgebracht werden und wie soll die Tänzerin es anfangen, daß sie stehen bleibt? Das geht nicht; es bleibt ihr also nur übrig, die Eier während des Drehens aus der Schlinge herauszunehmen, und das ist das Allerschwierigste bei diesem Tanze. Aber sie weiß behende genug eines nach dem andern in ihre Hand zu bekommen und nachdem alle wieder im Korbe liegen, bleibt sie urplötzlich stehen und tritt nach diesem unablässigen Wirbeln, das wohl eine gute halbe Stunde gedauert hat, wohlgemuth den Zuschauern entgegen, reicht ihnen den Korb und zerschlägt ein Ei nach dem andern, um darzuthun, daß Alles mit rechten Dingen zugegangen sei.

Aberglaube in Ostfriesland.

Von **Hermann Meier** in Emden.

Daß in einem Ländchen wie Ostfriesland, welches Jahrhunderte lang in idyllischer Abgeschiedenheit von der übrigen Welt dalag, der Aberglaube reichlich wuchern mußte, liegt auf der Hand. Eine besondere Brutstätte waren die Moore, wo die Leute in der größten Isolirtheit ihr Leben verbrachten, und dies nur zwischen Arbeiten, Essen und Schlafen vertheilten. Ebenso blühte derselbe auf den streng abgeschiedenen Inseln, um so mehr, da alle Seefahrer würdige (!) Träger dieser menschlichen Verirrung sind. Der Bewohner der Geestdörfer mit seinem leichten, mehr phantasievollen Temperament ist ebenfalls ein treuer Pfleger des Aberglaubens und findet man bei ihm ein ehrliches Theil desselben. Weniger davon herrscht auf der Marsch.

Seitdem Ostfriesland mehr und mehr mit der übrigen Welt in Verbindung tritt, verschwinden allmälig seine Eigenthümlichkeiten und ein hübscher Theil Aberglaube hat sich bereits schlafen gelegt, während ein anderer Theil, Dank unseren gut eingerichteten Schulen, sich ebenfalls seinem Ende nähert.

Wenn wir im Folgenden eine Auswahl zum Theil in dem Landesdialekt geben, so glauben wir damit nichts Ueberflüssiges zu thun. Wir beginnen mit den

1. Hexen.

Wen't Süntje schient un't regent, dan bakken de Hexen Pannekooke, oder: dan is in de Helle Hochtied.

Wenn Jemand lange kränkelt, öffnet man das Oberbett und nimmt die Hexenwürmer (zusammengeknäuelte Federn ꝛc.) heraus, legt diese in ein Geschirr, setzt sie bei verschlossenen Thüren aufs Feuer und verbrennt sie zu Pulver. Diejenige Frau, welche während dieser Procedur an die Thür kommt und hinein will, ist die Hexe. Sie muß gezwungen werden, die Krankheit zu entzaubern.

Wenn man einer Hexe drei Kreuze vor die Thür macht, kann sie nicht aus dem Hause.

Wer ein Stück Stahl in der Tasche trägt, dem können die Hexen nichts Böses thun.

Steit de Karn neet stil,
Un 't neet schiffen, neet bottern wil,
Dan hebben de Hexen die Hand in 't Spil.

Wenn die Milch nicht buttern will, ist die Kuh behext.

Wenn die Milch nicht buttern will, hat eine Hexe die Butter aus der Milch gezogen.

Schlachtet man dann eine schwarze Henne, steckt deren Herz voll Stecknadeln und brät es in einem irdenen Topfe überm Feuer, dann muß die Hexe die Butter wieder hergeben. (Die Butterhexe ist insgemein ein altes häßliches Weib, das durch Hülfe des Teufels Anderen die Butter nehmen kann, wenn sie nur in den Milcheimer guckt, aus dem Hause etwas leihet, den Thau vom Lande streicht, unter einem Fliederbusch sich hinsetzt zu melken oder nur mit einer Ruthe

im Wasser quirlt. Mittel dagegen: Man zieht rücklings einen Strohhalm aus dem Dache über der Thür stillschweigends aus, legt denselben unter das Butterfaß und bekommt dann die Butter wieder.

2. Spuk.

Tüsken twalf un een sünt alle Düfels too Been.

Wen Ji 's Nachts 'n Vorloop hören of seen, dan mutt Ji up de Klocke achten. Sleit de Klocke bol (bald) naher vul, dan kumt dat Vörloop gau (bald) ut.

Dee völ in de Spegel sügt, dee kikt de Olle (Teufel) over de Schulder.

Wenn der Zimmermann Abends vor zehn Uhr Rumor in seiner Werkstätte hört, dann muß er bald einen Sarg machen; ist der Lärm später, so hat's noch Zeit.

Wen 's Nachts de Karn geit, mut d'r een starfen.

Wenn man einem heulenden Hunde zwischen den Ohren durchsieht, dann erblickt man den nächsten Leichenzug.

Jaag dat Wiltvögel (Buchfinke) weg, 't röppt so biester (beängstigend).

3. Todte.

Wenn einem Todten die Hände schlaff bleiben oder wenn er mit rothen Backen im Sarge liegt, folgt bald einer aus seiner Familie.

Wen mi 'n Kolle over de Hut geit, dan löpt d'r wel (Jemand) over mien Graf.

Ungewöhnlich kluge und stille Kinder leben nicht lange.

't Blood van 'n Doodslag let sük neet utkrabben of ofwasken.

Den Namen eines früh gestorbenen Kindes soll man einem später geborenen nicht wieder geben; es stirbt sonst.

Alle sieben Jahre muß ein Freimaurer sterben.

Wenn der Bienenzüchter stirbt, müssen die Bienen versetzt werden, sonst sterben sie auch.

War 'n heel wit (ganz weißes) Kalf geboren wordt, mutt bol een starfen.

Wenn zwischen dem Braunkohl ein weißes Exemplar steht, so bedeutet das einen Todten oder ein Brautpaar.

Blüht zu außergewöhnlicher Zeit eine Rose im Garten, so stirbt bald ein naher Verwandter.

Dee vör't Starfen (vor seinem Tode) dood segt wordt, dee leeft noch lang.

Wo ein Hund auf dem Wege gesessen hat, daher kommt bald eine Leiche.

4. Körpertheile.

Wenn dir die linke Hand juckt, erhältst du Geld; juckt dir die rechte, mußt du Geld ausgeben; juckt dir die Nase, so erfährst du bald eine Neuigkeit oder fällst in den Schmutz; jucken dir die Augen, so wirst du bald weinen müssen; jökt di de Neers, dan gift 't 'n good Botterjahr.

Wenn man das Gesicht vor dem Spiegel wegzieht, bleibt es so stehen.

Wen Jü 't vör de Ohren klingt, dan wordt d'r van Jü proot (dann wird von euch geredet, über euch geschwatzt, gepraatet). Is 't vört rechte Ohr, dan prahlen 's up Jü; is 't linke, dan berachen (lästern) 's Jü. Wen Ji Jü dan anstuns (sofort) in de Arm kniepen, dan bit sük dat Rachfatt (Lästermaul) up de Tunge.

Wenn abgeschnittene Haare weggeworfen, nicht verbrannt werden, hat der Geschorene den ganzen Tag Kopfschmerzen.

'n Spitze Nös un 'n spitze Kin,
dar sit de lebendige Düfel in.
Roth Haar und Ellernholt
Wasst up geen gooden Grund.

Weiße Flecke auf den Nägeln bedeuten Glück.

Wer mit dem linken Bein zuerst aus dem Bette kommt, ist den ganzen Tag bei übler Laune.

Wer mit dem Finger nach einem Stern zeigt, bekommt einen hölzernen Finger, oder: dem fällt er ab.

5. Mutter und Kind.

Wenn Kinder de Snukup hebben, dan wast hör 't Harte (Herz).

Wenn eine stillende Mutter ihre Milch ins Feuer laufen läßt, dann vergeht ihr dieselbe.

Wenn die Mutter während der Schwangerschaft ihre Haare schneidet, bekommt das Kind keins.

Wenn eine Kindbetterin zum ersten Mal die Kirche besucht, muß sie etwas Salz in ihre Schuhe streuen und darauf achten, daß sie nicht in die Spuren der anderen Leute tritt, sonst bekommt sie eine geschwollene Brust.

Kleine Kinder soll man nicht wägen, sonst gedeihen sie nicht; nicht messen, sonst wachsen sie nicht.

Man soll keine Wiege in Bewegung setzen, wenn der Säugling nicht darin liegt; er bekommt sonst keine Ruhe.

Kinder gleichen dem, dessen Namen sie tragen.

Wen d'r völ Jungs geboren worden, dan gifft 't bol Krieg.

Wenn kleine Kinder mit Feuer spielen, dann machen sie das Bett naß.

Wer seine Eltern schlägt, deß Hand wächst aus dem Grabe. Oder: dem fällt die Hand ab.

6. Thiere.

Will man einen Hund an sich gewöhnen, so giebt man ihm ein Stück Brot, welches man in der Achselhöhle getragen, so daß es den Schweiß eingesogen hat.

Wenn sich die Katze putzt bekommt man Besuch. Wi kriegen Vesiete, Mooder, de Katte maakt sük moj.

Wenn das Vieh im Frühjahr hinausgetrieben wird, soll man ein Stück Stahl unter die Schwelle der Stallthür legen, um sie vor Knochenbruch zu bewahren.

Wenn die Kühe auf dem Stalle liegen und sich den Rücken zugekehrt haben, giebt's Besuch.

Wenn die Stirnhaare einer Kuh aufwärts stehen, erhält sie ein weibliches Kalb; sind sie gekräuselt, ein männliches.

Wenn du im Frühjahr zum ersten Male einen Storch siehst, so achte darauf, ob er steht oder fliegt. Steht er, so bist du das ganze Jahr hindurch ein Faullenzer = 'n Sta in de Wege; fliegt er, so bist du flink und fleißig = 'n Flüg up.

Störche und Schwalben bringen Glück ins Haus.

Wen man dat Ackermantje (Bachstelze) ton ersten Mal süggt un het dan Geld in de Taske, dan het man dat heele Jahr Geld bi sük.

Wer die Seele (Schwimmblase) des Härings ißt, bekommt das kalte Fieber oder wird nie wieder satt.

Wenn die Libellen (Schurschotten) in Schaaren fliegen, giebt's bald Krieg.

Der weiße Schaum der Schaumcicade ist Speichel des Kuckucks.

7. Pflanzen.

Wen 'm de eerst Roggblöss 'm (Roggenblüthe), de 'm te sehn kriggt, upett (aufißt), den kriggt 'm heele Jahr de Kolle neet.

Wer vierblättrigen Klee in der Tasche trägt, findet etwas.

Klafer veer in de Taske of 'n Fleddersticke in de Mund, dar kan man in Besibels lopen (sich unsichtbar machen).

Wenn man das Hexenkraut (Circaea) am Wege trifft, hat man sich verirrt.

Wenn in einem Jahre das Hungerblümchen (Draba verna) häufig blüht, entsteht Mißwachs.

Die kleinen Knollen der Ficaria ranunculoides in einem Beutelchen getragen, dienen als Amulet gegen das Fieber; der von derselben Pflanze ausgepreßte Saft dient äußerlich zum Umschlag; doch müssen die Blätter am 2. Juni bei Vollmond nach Sonnenuntergang schweigend gesammelt werden.

'n Glukspule (Erbse) mit neun Erbsen trägt man im Aermel, hat man sie verloren, so findet man Etwas.

8. Witterungsaberglaube.

Freitagswetter — Sonntagswetter.

Avendroth, Avendroth, mörjen moj Wehr (hübsches Wetter).

'n Sohre Karstied, 'n gröne Paaske.

D'r kummt Wind: de Swiene dragen mit Strohhalms.

Wen 't Für knistert, krieg wi Wind.

Wenn der Hund Gras frißt, giebt's Regen; ebenfalls wen de Melkers mitnander van 't Melken komen; wenn die Frösche des Abends stark quaken; wenn die Turteltaube ruft; wenn das Feuer des Schmiedes plötzlich anfängt zu brennen; wenn eine schwarze Schnecke kriecht; wen de Vögel röppt Uet; wenn die Schwalben niedrig fliegen; wenn der Kuckuck ruft; ven een de Kneebucht bit.

Wenn die Kinder im Hause stark lärmen, giebt es bald böses Wetter.

Beim Gewitter lege ein tüchtiges Torffeuer an, damit der Rauch aufsteige; das ist gut.

Du mußt das Spinnengewebe nicht aus der Scheune wegfegen oder wegnehmen, sonst schlägt der Blitz ein.

Gutes Wetter kommt: wenn die Katzen niesen; wenn die Hühner früh zur Ruhe gehen; wenn die Störche hoch fliegen; ven de Kreye up 't Hus sitt too jappen; wenn die Mücken bei Sonnenuntergang schwärmen.

Up Paaske Mörgen hüppelt de Sünn.

Das Fieber bleibt weg, wenn du an die Thür schreibst: N. N. is neet in Hus.

(Das Fieber, eine hier sehr häufig auftretende Krankheit, ist so recht das Schoßkind des Aberglaubens geworden. Es giebt mehr Mittel dagegen als Tage im Jahre.)

Wer Warzen hat, macht drei Knoten in einen Faden und legt diesen unter die Thürschwelle. Ist der Faden verfault, sind die Warzen weg. Oder:

Man wirft einen Faden voller Knoten vor dem Sarg in ein Grab; ist der Faden verfault, sind die Warzen fort. Oder: Warzen verschwinden, wenn man sie mit welschen Bohnen oder mit Schnecken bestreicht.

Muttermale verschwinden, wenn man schweigend zu einer Leiche geht und deren Finger darüber streicht.

Wer eine Warze auf der Zunge hat wird nie krank.

9. Träume.

Es stirbt bald Jemand:

Wenn man von todten Aalen, von Leinen, von einem brennenden Hause, von ausgefallenen Haaren, von ausgefallenen Zähnen träumt, wenn eine Schwalbe in einem Hause ihr Nest unvollendet läßt.

Streit giebt's, wenn man von Aalen, Geld, vom Teufel, von einer Ratte, von beißenden Mäusen, von Wanzen, von einer beißenden Katze träumt, von einer Biene gestochen wird.

Träumt man von Schwertern, so giebt's Krieg; von vier Königen oder Generälen — Frieden, von Koth — Geld; von einem Todten — Freude; von Ungeziefer — Armuth; von Fischen — neue Nachrichten; von einer Scholle mit rothen Flecken — einen Brief aus der Fremde; von Gras — Mißwachs; von einem Wolf, der vor dem Bette sitzt — harten Frost u. s. w.

Was man zuerst in einem fremden Hause träumt, wird wahr, ebenfalls die Träume, die zur Morgenzeit erfolgt sind.

10. Andere Vorbedeutungen.

Wenn das zum Waschen des Mittagsgeschirrs bestimmte Wasser kocht, bekommt die Magd in sieben Jahren keinen Mann; wer zuerst die Butter anschneidet, verheirathet sich in sieben Jahren nicht oder bekommt eine Wittwe.

Treibt ein Stengel im Thee, fällt die Scheere mit der Spitze in den Boden, verschließt sich die Herdkette, sieht man die Gewichte der Wanduhr gerade in gleicher Höhe hängen, so erhält man Besuch.

Wenn zufällig drei Milchkannen neben einander stehen, so bedeutet es Gutes; treiben Bläschen auf dem Thee, die sich in der Mitte halten, so bekommt man Geld; bricht beim Nähen eines neuen Kleides dreimal die Nähnadel ab, so wird's ein Brautkleid; trägt man einen Pfennig mit einem Loch in der Tasche, so hat man Glück; dee sük bi't neien in de Finger steckt, krigt 'n Küs.

Wer seine Schuhe des Abends umgekehrt vor das Bett stellt, der bekommt kein Alpdrücken.

Wer das richtige Maß nicht giebt muß nach seinem Tode messen.

Begegnet dir am Morgen zuerst ein altes Weib, oder ein Jude, oder ein Buckliger, oder eine Herde Schweine — so hast du an dem Tage Unglück; begegnet dir zuerst ein junges Mädchen — Glück.

Vom kalten Kaffee wird man schön, vom Mairegen groß.

Wer hinter der Kaffeekanne sitzt, darf frei lügen, aber wenn du gelogen hast, dann raucht's über deinem Kopfe.

An einem Freitage muß kein Schiff auslaufen.

Dee de Schille neet van de Eier ofkriegen kan, het neet toot Bedde ut wult.

Wen 't Für knistert un de Funken springen, dan wordt 't drock.

Wenn das Licht nicht brennen will, läuft ein Weber ums Haus.

Spinnen am Morgen bringen Sorgen. Wer ohne Wissen den Strumpf verkehrt anzieht, dem können böse Menschen nichts anhaben.

Wer von Neuvermählten am ersten aus dem Bette steigt, erhält das Regiment.

Wenn de Klocke in 't Gahn steit stil,
Bol 'n Doode in 't Hus bedüden wil.

't Gift Scheel (Streit), wen 't Soltfatt umsmeten wordt, wen 't Für up de Heerd umme falt; wen Jü mit 'n Stool of mit 'n Herdkette spölen.

Der freie Russe in Sibirien.

Von **Albin Kohn.**

a. Der Dorf- und Städtebewohner.

Trotz aller in Rußland eingeführten übrigens sehr zeitgemäßen und wohlthätigen Reformen ist das ganze Volk noch in Stände, ich möchte fast sagen in Kasten getheilt. Die Hauptkasten sind: der Adel (Dworjanin), der Städter (Mjeschtschanin) und der Bauer (Krestjanin). Aus dem Bauernstande in den des Städters aufzusteigen, macht Mühe und Umstände und setzt die Federn aller Büreaus, von der des Dorfschreibers bis zu der des Civilgouverneurs, in Bewegung, und umgekehrt macht es Mühe, aus dem Stande des Städters in den Bauernstand hinabzusteigen. Aus einem dieser Stände in den Adelstand zu gelangen, ist ohne kaiserliche Gnade eine Unmöglichkeit.

Der Adel zerfällt wiederum in zwei Hauptclassen, in die Classe des persönlichen und die des erblichen. Männer aus den beiden untersten Volksclassen, welche sich durch eigenes Verdienst im Civil oder Militair emporgeschwungen, es bis zum Range eines Unterlieutenants gebracht haben, dem im Civildienste der „Collegienregistrator“ entspricht, haben den persönlichen Adel erlangt. Er geht auf ihre Kinder nicht über, obgleich sie während des Lebens ihres Vaters den „privilegirten Ständen“ angehören, zu denen außerdem noch der „Ehrenbürger“ (Poczotny graschdanin, der wiederum persönlich oder erblich sein und diesen Titel nur vom Kaiser erhalten kann) und der geistliche Stand gehört.

Bis jetzt bildete auch der Soldatenstand noch eine besondere Kaste, da jeder ausgediente Soldat abgabenfrei war, sich wo es ihm gefiel niederlassen konnte und vor dem Militairgerichte sein Recht suchen mußte. Nach Einführung der allgemeinen Militairpflicht wird nun wohl diese anormale Lage des alten Soldaten aufhören und er wird, nachdem er die Jacke mit dem rothen Kragen abgelegt haben wird, auch wohl mit den anderen Sterblichen gleiche Rechte und Pflichten haben.

Dieselbe Kasteneintheilung finden wir natürlich in Sibirien. Auch hier giebt es einen Bauernstand, der es ist nicht wegen seiner Beschäftigung, sondern wegen seiner Geburt, einen Städterstand und neben oder vielmehr über beiden den Adel, welcher hier fast ausschließlich durch das Beamtenthum vertreten ist. Nur einige wenige Edelleute sind in Sibirien, welche, nicht im Dienste der Regierung, frei und unabhängig leben, aber nicht die geringste politische Bedeutung haben. Es sind dieses nämlich solche Deportirte, welche einst durch Urtheil ihres Privilegiums verlustig gegangen sind, später aber, vom Kaiser begnadigt, ihre Geburts- und Standesrechte zurückerhalten haben. Diese wenigen Adeligen stammen theils von deportirten Polen, theils auch von Russen, besonders von den Decembristen, d. h. von denen, welche an der Verschwörung der Generale Pestel, Murawiew und Bestuschew (die im Jahre 1825 gehängt worden) wider Nikolaus I. Theil genommen haben und die es vorziehen, in Sibirien zu bleiben, statt nach Rußland zurückzukehren. Größern Grundbesitz haben sie nicht; ihr Einfluß ist selbst in moralischer Beziehung gleich Null, da sich keiner von denen, welche ich kennen zu lernen Gelegenheit hatte, durch moralische und geistige Eigenschaften auszeichnet, trotzdem mancher sogar den oder die „heilige Anna“ am Halse trägt.

Die Militairkaste lebt, als „Kasaken“, in verschiedenen Dörfern, Stanizen, unvermischt mit anderen Sterblichen. Alle sibirischen Kasaken sind „Bestrafte“, d. h. Menschen, welche während ihres Dienstes in der Armee etwas verbrochen haben und durch Urtheil und Recht in die sibirische Kasakenabtheilung gesteckt wurden. Diese Kaste dürfte nun wohl aufgelöst werden, da sie, besonders für Sibirien, jede Bedeutung verloren hat.

Die unglückliche Kaste der „Malolotki“, der Minderjährigen, welche man auch in der Gegend von Barnaul, Kuschnjeck, Kolywan, Kainsk und anderen „Sawodski narod“, Fabrikvolk, nennen hört, existirt nur in der Erinnerung, obgleich noch viele am Leben sind, welche die Rechte und Pflichten der Minderjährigen hatten, d. h. in Dörfern lebten, die häufig bis hundert Werst von der Staatsfabrik, welche mit Sträflingen betrieben wurde, entfernt waren, und sich zur Arbeit auf eigene Kosten stellen mußten, sobald augenblicklicher Arbeitermangel in der Fabrik eingetreten war. Eine Vergütung für diese Arbeit erhielten sie nicht. Jetzt giebt es keine Minderjährige in der frühern Bedeutung und die Dörfer, in welchen sie einst angesiedelt waren, haben in Folge der früheren Verhältnisse eine in Rußland und Sibirien sonst unbekannte sociale Einrichtung: das Individuum ist Grundeigenthümer.

Eigentliche politische Rechte hat der freie Bewohner Sibiriens, er sei Dorf- oder Städtebewohner, nicht. Seine Pflicht ist: „Abgaben zahlen und den Vorgesetzten zu gehorchen.“

Man könnte mir einwenden, daß die Gemeindeverwaltung, die „Wolostj“ oder „Wolostnoje prawlenie“, welche die von den Bewohnern vieler Dörfer gemeinschaftlich gewählte Verwaltungsbehörde bildet, daß auch die Dorfverwaltung, welche in den Händen sämmtlicher Bewohner, wenn sie sich mit ihrem Aeltesten („Starschyna“) versammeln, das Bild einer geregelten Selbstverwaltung sei. Doch das ist eitel Schein. Zum Gemeindevorsteher („Golowa“), zu seinen Gehülfen wie auch zum Starschyna und seinen Gehülfen werden nur solche Männer gewählt, welche dem Assessor („Zasjedatel“), der die Polizeiverwaltung der ganzen Gemeinde in Händen hat, und dem Kreisvorsteher („Ispraw-nik“) genehm sind und auch solche genehme Personen habe ich auf Befehl des Zasjedatels mit Ruthen peitschen sehen, weil sie seinem Willen, der dem Interesse der Bewohner direct entgegen war, nicht nachkommen wollten.

Es ist ein Sprüchwort in Sibirien, welches in draftischer Weise die Lage des dortigen freien Bewohners charakterisirt, es heißt: „Do Boga wycoko, do Carja daleko“ (zu Gott ist's hoch, zum Zaren weit).

Der ganze Apparat des Schein-Selbstgouvernements hat die Aufgabe, das Beitreiben der Abgaben, das Stellen der Recruten zu besorgen, die nöthigen Fuhren für die Beamten, wenn sie — selbst zu ihrem Vergnügen — reisen, zu beschaffen, die Hauptstraße Sibiriens in gutem Zustande zu erhalten und Polizei zu spielen. Eine sehr traurige und keineswegs beneidenswerthe Aufgabe, nicht werth des Namens einer autonomischen Gemeindeverwaltung.

b. Die sociale Lage des Bauern.

Wir haben oben gesehen, daß nach Aufhebung der Minderjährigeneinrichtung den in den Bauernstand erhobenen Minderjährigen der Acker als persönliches Eigenthum verblieb. Besonders viele Gemeinden mit persönlichem Eigenthume giebt es im Gouvernement Tomsk, wo ich mich in einigen, wie in Potschtanka, Waruchina und anderen, umzusehen Gelegenheit hatte. Man sagt dort, „der Boden ist frei", d. h. Jeder hat sein Stück Land ein für alle Mal zugemessen, kann aber, da ungeheure Strecken des fruchtbarsten Bodens in einiger Entfernung vom Dorfe öde liegen, von diesem so viel er vermag bearbeiten und in seinem Nutzen verwenden.

Wenn nun aber auch der Boden frei ist, so fehlt doch dem Menschen das freie Dispositionsrecht; er darf den ihm gehörigen Boden nicht verkaufen und mit Schulden belasten, wozu schon deshalb die Möglichkeit fehlt, weil das russische Recht die Hypothek nicht kennt. In Folge dieses Mangels ist der Bauer in den Gegenden mit freiem Boden so zu sagen Communae adscriptus, denn er kann den Werth des Bodens nicht mit sich nehmen, wenn er in einer andern, entfernten Gegend sein Glück suchen will. Er hat nur das Recht ihn zu verpachten.

Etwas anders, jedoch durchaus nicht besser, verhalten sich die Sachen in allen den Theilen Sibiriens, in welchen der Boden unfrei ist, d. h. in denen nicht die Person oder die Familie, sondern die Gemeinde das Eigenthumsrecht an Grund und Boden hat und diesen nun nach Maßgabe der männlichen Kopfzahl einer Familie unter die Gemeindemitglieder vertheilt. Ein wahres Ideal für unsere Communisten und es wäre sehr wünschenswerth, die Mineurs dieser social-politischen Secte auf einige Jahre nach Sibirien zu senden, um sie dort an dem Glücke des gemeinschaftlichen, communistischen Landbesitzes Theil nehmen zu lassen; es wäre dieses das beste Mittel sie von ihrem Wahne zu heilen.

Nebenbei will ich hier nur bemerken, daß dieser mein letzter Satz ein Erfahrungssatz ist. Ich machte in Sibirien die Bekanntschaft mehrerer Anhänger Herzen's und Bakunin's, unter Anderen der Herren Solowjejowitsch und Jules Bensaenger, sonst sehr gescheidter Köpfe, welche in die Michajlow'sche Verschwörung verwickelt und wie er nach Sibirien deportirt wurden.

Noch in Tobolsk waren alle diese Herren starre Communisten; als sie jedoch später sahen, daß die communistische Landvertheilung jeden Fortschritt in der Wirthschaft unmöglich, daß sie den Menschen zum Sklaven mache, da sahen sie den Werth des persönlichen Grundeigenthums ein und bedauerten herzlich, sich für eine Idee geopfert zu haben, welcher nur Faullenzer und moralisch verkommene, auf die Dummheit der Massen speculirende Individuen huldigen können.

Doch nicht bloß die Socialdemokraten und Communisten reinsten Wassers huldigen dem gemeinschaftlichen Landbesitze; wir finden eine Apotheose desselben in den Werken des feudalen Barons von Haxthausen, der ihm in seinem Werke: „Die ländliche Verfassung Rußlands" das Wort redet. Aber Haxthausen und sein russischer Nachbeter G. Elisjejew im Artikel: „Die Bauernfrage" *) zeigen deutlich, daß sie überhaupt kein Verständniß für eine nicht kastificirte menschliche Gesellschaft haben. Beide können sich ein Volk ohne „Bauern" in der kastenmäßigen Bedeutung des Wortes durchaus nicht denken, denn beide meinen, daß nur durch den Bauer das Land — wahrscheinlich auch des adeligen Gutsbesitzers — bearbeitet werden könne und müsse, da, nach Haxthausen, die Eintheilung in erbliche Stände, also die Kasteneintheilung, „als die natürliche Grundverfassung der Menschheit zu betrachten sei". Eine Folge der Aufhebung dieser Kastenunterschiede würde nun, nach den Ansichten des westphälischen Barons, sein, daß „beim Verschwinden der Commune der Bauer vom Städter verdrängt werden würde".

Ich habe, indem ich vorstehende Bemerkungen über die Gemeinschaft des Bodens gemacht habe, meiner Beschreibung der Verhältnisse etwas vorgegriffen; ich muß nun den Leser mit denselben näher bekannt machen, um ihm die Möglichkeit zu bieten, sich selbst ein Urtheil zu bilden.

Die Gemeinde in Sibirien besteht aus 16 bis 20 Dörfern. Die Gemeinde Badaj (Malta), in welcher ich im Jahre 1868 angesiedelt war, bis ich in meine Heimath gesendet wurde, besteht beispielsweise aus den Dörfern: 1. Badaj, 2. Malta (hier ist die Gemeindeverwaltung, „Wollostj") , 3. Ustitug, 4. Tajturka, 5. Telminska fabrika, 6. Groß Jelan (das mir zum Aufenthalte angewiesen war), 7. Schylkin jelanski, 8. Kultuk, 9. Solota, 10. Kitoj, 11. Sawatejowka, 12. Bilichtuja (hauptsächlich von Tataren bewohnt), 13. Sucha, 14. Suja, 15. Bokowyi stanok, 16. Podgorodzkij Schylkin (nahe bei Irkutsk, mit einem großen Kloster, in dessen Kirche die Reliquien des sibirischen Wunderthäters Innocenz aufbewahrt werden), 17. Ugolnik (auf einer Insel der Angara), 18. Mala (klein) Jelanka, 19. Ussolski Schylkin, 20. Ussola (große Salzsiederei an der Angara und auf einer Insel derselben). Außerdem ist noch das große Mühlenetablissement (groß für die dortigen Verhältnisse) Mjedwjednaja mjelnica in der Nähe von Ustitug zur Gemeinde Badaj und die von Buriaten bewohnte Gegend von Archirejek — wo die Steppenverwaltung ist — der polizeilichen Aufsicht des Zasjedatels *) der Badajer Gemeinde unterstellt.

Die Gemeinde Badaj (Malta) erstreckt sich ungefähr über einen Flächenraum von nahezu 200 □ Meilen, von welcher Fläche ungefähr die Hälfte ihr als Eigenthum überwiesen, die andere aber für den Staat eximirt ist.

Jedem Dorf ist nun wiederum eine gewisse Fläche zugetheilt, welche in einem gewissen Verhältnisse zu seiner Einwohnerzahl steht, so daß auf jede männliche Seele ungefähr 5 Dessiätinen Ackerland kommen, eine Fläche, welche, wenn sie halbwegs rationell bewirthschaftet würde, reichlich zur Ernährung von fünf erwachsenen Personen ausreichen könnte. Jedes Dorf ist umzäunt, von einer „Paskotina" umgeben, und diesen ungeheuern, oft mehr als eine Quadratmeile einschließenden Zaun hat die Dorfgemeinde, jeder Familienvater im Verhältnisse der Zahl seiner Söhne zu unterhalten. Dicht hinter dem Hause befindet sich der Gemüsegarten, welcher nicht in in obige 5 Dessiätinen eingerechnet ist. Er ist eingehegt, oft von einem hohen, aus Bohlen oder aus vier- bis sechszölligen Stangen gemachten Zaune umgeben und wird zum Anbau von Kartoffeln, Kohl, Mohrrüben, Wasserrüben, rothen Rüben, Zwiebeln, Knoblauch und Gurken, auch wohl Melonen 2c. benutzt. Andere Gemüse und Küchengewächse kennt der Russe in Sibirien nicht, obwohl selbst die delicatesten Küchengewächse, wie ich mich aus eigener Anschauung überzeugt habe, ganz gut gedeihen.

Zwischen dem Dorfe und der „Paskotina", dem ungeheuern Zaune, befindet sich die gemeinschaftliche Hütung, auf welche jeder Bewohner eine ganz beliebige Anzahl Pferde, Kühe, Ochsen, Kälber, Schafe, Ziegen und Schweine treiben kann. Eine Beschränkung in dieser Beziehung kennt man

*) Gedruckt in der Zeitschrift „Otjeschestwjennyje sapiski" (Vaterländische Notizen) für 1868.

*) Das z wird im Russischen weich gesprochen, wie s in saß.

nicht. Ein Thor östlich und ein Thor westlich vom Dorfe in der Paskotina bilden die Ein- und Ausgänge zum Dorfe und bei jedem Thore befindet sich ein Hüter, der es öffnet und schließt, wenn es ein Reisender passirte.

Außerhalb der Paskotina befinden sich die Wiesen, oder, wenn der Boden sich nicht zu einer natürlichen Wiese eignet, der Wald. Selten nur findet man, wie dieses ausnahmsweise in Groß-Jelan, Kultak, Ussola und einigen anderen Dörfern der Gemeinden Badaj der Fall ist, den Acker dicht an der Dorfumzäunung, während sich die Wiesen an dem kleinen, die Feldmark Jelans durchschneidenden Flüßchen Kartagon befinden. Dagegen liegt das Ackerland der Bewohner des Dorfes Taiturka gegen 40 Werste ($5^5/_7$ Meilen) vom Dorfe. Wie dieses eine besondere Wirthschaftseinrichtung bedingt, habe ich in meinem Artikel „das Heimathsland der Karagasen“ berührt und werde ich weiterhin noch Gelegenheit haben, Einiges über diesen Gegenstand zu sagen, da ich durch eine Erläuterung desselben nicht die Beschreibung der communistischen Dorfeinrichtung unterbrechen will.

Das ganze dem Dorfe zugetheilte Ackerland ist in drei Theile getheilt, von denen zwei unbebaut liegen, während der dritte durch das System der Dreifelderwirthschaft exploitirt wird. Eine Düngung findet nicht statt und deshalb muß der Boden bald erschöpft werden. Pallas, der vor hundert Jahren Sibirien bereiste und beschrieb, berichtet, daß eine Erschöpfung des bebauten Feldstückes alle 10 bis 12 Jahre eintritt; heute bringt das Feld, wenn es 10 bis 12 Jahre geruht hat, kaum noch 3 bis 4 Ernten. Man überläßt es dann der Mutter Natur und geht an die Bearbeitung des Ackertheils, der am längsten öde gelegen.

Es versteht sich nun wohl von selbst, daß sich der Einzelne mit der Art der Benutzung seines Landes nach den anderen Bewohnern des Dorfes richten muß, da er sonst riskirt, daß ihm seine Saat und Ernte vernichtet werden. Deshalb finden wir auch auf den sibirischen Feldern nur Roggen bei Roggen, Weizen bei Weizen u. s. w. An den Anbau anderer als Halmfrüchte und einer geringen Quantität Erbsen, Buchweizen und Hirse darf nicht gedacht werden.

Der Acker wird jeder Familie auf 10 bis 15 Jahre zugetheilt, d. h. auf die Zeit, welche gewöhnlich von einer allgemeinen Volkszählung bis zur nächstfolgenden verstreicht. Für jeden am Tage der Volkszählung („Rewiska“) lebenden Sohn erhält der Vater einen Antheil Landes und behält denselben, selbst wenn der Sohn gleich am folgenden Tage sterben würde. Der arme Vater hat jedoch in diesem Falle alle Abgaben und Leistungen für diesen Sohn bis zur nächsten Volkszählung zu entrichten und diese sind gar nicht unbeträchtlich. Beispielsweise hatte der Wirth, in dessen Hause in Groß-Jelan ich wohnte, für seinen vor 14 Jahren verstorbenen Vater 12 Rubel jährlicher Staatsabgaben, eine eben so große Summe Communalabgaben zu zahlen, gegen 14 Tage Wegebauten zu leisten und außerdem der Reihe nach mit den anderen Dorfbewohnern entsprechend der im Volkszählungsbuche eingetragenen Zahl männlicher Seelen noch Geweindefuhrwerke zu stellen, wenn der Isprawnik oder der Gouverneur durch die Gemeinde Badaj reiste, ja selbst wenn der Gemeinde- oder Dorfvorstand eine Amtsreise zu machen hat.

Die Vertheilung der Wiesen findet zwar auch auf Grund der Volkszählungslisten statt, wird jedoch in etwas anderer Weise gehandhabt. Man vertheilt sie nämlich alljährlich und legt bei dieser Gelegenheit nur die Zahl der männlichen Seelen zu Grunde, welche am Tage der Theilung leben. Hieraus ist leicht zu sehen, daß derjenige bedeutend verkürzt wird, der das Unglück hatte, einen Sohn am Tage vor der Vertheilung der Wiesen zu verlieren. Da die Wiesen immer doch einen ziemlich sichern Nutzen ohne große Arbeit bringen, so geht dieser dem armen Communisten verloren, während er die Lasten für den verstorbenen Sohn zu tragen hat.

An eine ständige Melioration von Acker und Wiese denkt der Russe in Sibirien (wie auch im europäischen Rußland) nicht. Er würde ja seine Arbeit und sein Capital für Andere in den Boden stecken, und hierzu dürfte doch wohl schwerlich je ein Mensch gezwungen werden können, da jeder gern für sich arbeitet und es so sehr in der Natur des Menschen begründet ist, mit der möglichst geringsten Mühe den möglichst größten Nutzen zu erlangen.

Dieses ist in gedrängter Kürze die von Haxthausen so sehr gepriesene Gemeindeverfassung, welche ich von den schon zur Besinnung kommenden Landleuten Sibiriens sehr oft habe verdammen, ich will nicht sagen verfluchen hören. Sie wirkt nicht nur entnervend auf den Menschen, da sie ihn abhält, seinem Eigenthume alle geistigen und physischen Kräfte zu widmen, sondern auch demoralisirend, da bei der Vertheilung des Landes und der Wiesen Bestechlichkeit an der Tagesordnung ist und der Reichere sich stets bessere, auch wohl größere Parcellen zu verschaffen weiß als der Arme.

Es ist wahr, daß es möglich ist, sich in Sibirien auch ein Stück Land zu verschaffen, für das man weder gegenüber dem Staate noch auch der Gemeinde Verpflichtungen hat, aber ein solches Stück Land kostet viel Geld, oder, was dasselbe ist, viel Arbeit.

Die Sache verhält sich folgendermaßen.

Gesetzt, ich will mir ein Stück Land verschaffen, das zur Kategorie des eben bezeichneten lastenfreien gehört, so habe ich ganz einfach in den nicht der Gemeinde zugetheilten Wald zu gehen und so viel ich eben Land haben will, auszuroden, was, beiläufig gesagt, zur Zeit meines Aufenthaltes in Sibirien in der Gegend von Irkutsk einen Kostenaufwand von 15 Rubel pro Dessiätine verursachte. Wer einen Begriff von dergleichen Arbeit hat, wird wohl einsehen, daß das Ausroden einer Dessiätine (nahezu 5 Magdeburger Morgen) für den obigen Preis durchaus nicht ein Reinigen des Bodens von Wurzelstöcken und aller Art Sträuchern sein kann; diese bleiben vielmehr fast unberührt im Boden, da nur das Oberholz vernichtet wird. Die Bäume werden nämlich einfach geringelt, d. h. sie werden in halber Mannshöhe vom Boden ringsum von der Rinde befreit, in Folge dessen sie natürlich absterben. Diese Arbeit wird im Herbste und Winter ausgeführt. Im nächsten Sommer trocknen die Bäume vollkommen und werden nun erst gefällt und wie sie eben fallen, liegen gelassen und im darauf folgenden Frühlinge, nachdem sie vollständig trocken geworden sind, bei geeignetem Windzuge angezündet. Wenn während des Brandes, der einige Tage dauert, kein Regen fällt, dann werden auch die Wurzelstöcke theilweise, immer aber das Unterholz und die Sträucher vernichtet. Daß die Bearbeitung eines solchen Ackers schwierig ist und die Wurzelstöcke erst nach Jahren verfaulen, wird als selbstverständlich nur der Andeutung bedürfen.

Bei dieser Gelegenheit sei es mir erlaubt auf einen Irrthum hinzuweisen, den unsere Staatsökonomen scheinbar als unumstößlichen Grundsatz für die Berechnung der Rente begangen haben. Alle behaupten sie, daß der Mensch, als er sich dem Ackerbau widmete, zuerst die fruchtbarsten Strecken bebaut habe. Diese Behauptung widerstreitet der Erfahrung. Um einen Unterschied zwischen fruchtbar und unfruchtbar machen zu können, bedarf es, wenn auch nicht der Wissenschaft, so doch der auf Empirie begründeten Erfahrung, welche jedenfalls dem Anfänger gefehlt hat. Außerdem aber sind die primitiven Ackergeräthe viel zu schwach, um zur Bearbei-

tung des „fruchtbarsten“ Bodens, der auch gewiß immer zu den schwersten Bodengattungen gehören wird, benutzt werden zu können. Auf der mehr als 700 Meilen betragenden Linie vom Ural bis an die Lena habe ich immer gefunden, daß der Mensch, wenn er an die Cultivirung von Land schreitet, den schweren Boden eben so vorsichtig vermeidet wie den leichten und immer den Mittelboden einem milden Lehmboden vorzieht, da dieser leicht zu bearbeiten und hinreichend fruchtbar ist, um eine gute Mittelernte zu produciren. Die elende russische, in Sibirien eingebürgerte Socha würde nicht den Widerstand, den ein schwerer, fruchtbarer Boden entgegensetzt, überwältigen können.

Die Regierung hindert das Roden der eximirten Landesstrecken durchaus nicht; derjenige aber, der diese Arbeit ausgeführt hat, wird nicht Eigenthümer des von ihm cultivirten Landes. Wenn die Regierung es zu irgend einem Zwecke verwenden will, nimmt sie es dem Nutznießer ohne Weiteres ab, vergütigt ihm aber 15 Rubel pro Dessiätine als ausgelegtes Culturcapital. Fälle dieser Art sind bis jetzt sehr selten in Sibirien vorgekommen.

Aus den südslavischen Ländern.

Alt-Serbien.

M. P. Die türkische Provinz Alt-Serbien bietet in ethnographischer Beziehung ein sehr buntes Bild dar; es dürften wohl nirgends in Europa in einer einzigen Provinz so viele heterogene Völkerelemente neben- und durcheinander wohnen wie hier. Zugleich gehört diese Gegend zu den am wenigsten erforschten auf unserm Continent, denn das Reisen dorthin ist nicht nur beschwerlich, sondern auch äußerst gefährlich. Für die Geographie giebt es dort noch viel zu arbeiten, namentlich sind die statistischen Angaben sehr unsicher und nur von ungefähr aufgestellt. Vor drei Jahren wagte sich ein Herr M. Milojewitsch, unterstützt mit Geldmitteln von der serbischen gelehrten Gesellschaft in Belgrad, in jene gefährlichen Gegenden, demselben gebrach es aber an den nöthigen Kenntnissen, um allseitig werthvolle Resultate zu Tage zu fördern. Obwohl die Reise im Sommer (Juni und Juli) von Statten ging, so beklagt sich dennoch der Reisende über ungewöhnlich kalte Regen und kühle Nächte. Er und seine Begleiter mußten ihre Winterröcke an der serbischen Grenze zurücklassen, damit dieselben nicht die Raubgier der Arnauten (identisch mit Albanier, Arbanas, Skipetar), von denen Türkisch-Serbien am meisten bewohnt ist, wach rufen. An der ganzen trockenen Grenze zwischen dem Fürstenthume Serbien und der Türkei befindet sich ein Zaun. Die Arnauten werden als furchtbar schmutzige Leute geschildert, die nie ihre Wäsche wechseln, sich nie waschen oder kämmen. Sobald eine Gesellschaft zusammenkommt, wird mit Kaffee aufgewartet, eine Sitte, die übrigens schon in Belgrad allgemein üblich ist. In der ganzen europäischen Türkei und namentlich in Türkisch-Serbien, wo die Macht der Pforte nie ganz zur Geltung kam, ist die Unsicherheit sehr groß; das Leben des Reisenden hängt von der Laune des erbärmlichsten Türken ab. Man hört täglich von Mordthaten, die an Christen begangen und nie bestraft werden. Dem Europäer, der diese Dinge nicht aus eigener Anschauung kennt, mögen sie sonderbar und unglaublich vorkommen, dennoch bleiben sie eine Thatsache, die den Turkophilen unter den europäischen Staatsmännern wenig Ehre macht. Man reist meistens zu Pferde, die Entfernungen werden in Stunden angegeben und deshalb ist die Unsicherheit solcher Angaben sehr groß; die Türken sagen auch sprüchwörtlich: „Wie der Hat (das Pferd), so die Stunden.“ Ruinen von Kirchen, Klöstern und christlichen Burgen findet man häufig. In der Türkei schläft der Reisende gleich den Eingeborenen in den Kleidern, die er den Tag über trägt, das Auskleiden ist nicht gebräuchlich. Die Vornehmeren waschen sich vor dem Schlafengehen die Füße, legen aber gleich darauf ihre Fußbekleidung an. Die Wirthshäuser (Han's) sind äußerst armselig, von oben regnet es Wanzen und von unten drängen sich die Läuse her.

Die meisten Arnauten sind vor 100 Jahren aus Albanien angesiedelt, doch assimiliren sie sich leicht die slavischen Elemente und sind jetzt in Alt-Serbien in Allem dominirend. Von den ältern Eingeborenen spricht selten Jemand arnautisch, doch alle jüngeren lernen das Arnautische und sprechen es lieber als das Serbische. Namentlich seit dem Jahre 1832 nahm die Arnautisirung überhand. Die Arnauten werden selten in das stehende Heer eingereiht, sie zahlen keine Steuern, können Waffen ohne Erlaubniß tragen und Pulver kaufen, wie viel und wann es ihnen beliebt, sie haben nur die Pflicht die Grenze zu bewachen. Ihre Weiber sind stämmig und hoch gewachsen, und wenn sie auch Mohammedanerinnen sind, verschleiern sie doch nicht ihr Gesicht noch tragen sie Hosen. Solche slavischen Bewohner, die Mohammedaner sind, vermögen den Unterschied zwischen Nationalität und Religion nicht zu fassen und keiner von ihnen begreift es, daß er etwas anderes sei als ein Türke, trotzdem keiner türkisch spricht und obwohl sich in ihrem häuslichen Leben viele slavischen Gebräuche erhalten haben. Bei allen serbischen Renegaten in der Türkei bedeutet der Name Serbe den griechischen Christen.

Die in den letzten zwanzig Jahren angesiedelten Tscherkessen schildert man als grausame Leute, die gleichmäßig von den Türken und Christen gefürchtet werden. Die türkische Sprache lernen sie nicht und bedienen sich nur ihres Idioms. Alle sind hoch, hager, schlank, pfeilgerade und sehr brünett; ihre Gesichtszüge sind sehr regelmäßig, sie sind in der That schöne Leute. Das Haar tragen sie ziemlich lang. Sie kleiden sich recht hübsch und sind stets bewaffnet. Das Klima der neuen Heimath behagt ihnen jedoch nicht und ihre Kinder sterben bald. Ihre Weiber sollen nicht hübsch sein und im Gegensatz zu der reichen Tracht der Männer kleiden sie sich schlecht. Daß die Tscherkessen so geraden Wuchses sind, rührt wohl mit davon her, daß die Mütter ihre Kleinen an lange gerade Bretter anbinden; wenn sie arbeiten gehen, nehmen sie die Kinder auf diesen Brettern auf dem Rücken mit. Neben den Tscherkessen finden sich hier und da auch Tataren.

* * *

Die Feiertage bei den Südslaven.

So lange das Mariä-Verkündigungs-Fest nicht vorüber ist, fürchten sich die Südslaven fortwährend vor dem Winter und diejenigen, welche Vieh haben, sparen mit dem Heu. Wer vor Mariä Verkündigung eine Schlange tödtet

und in ihren Kopf ein Stück Zwiebel hineinpflanzt, so daß dasselbe bis zu jenem Feste keimt, der kann, falls er jene Zwiebel hinter die Mütze steckt und so in die Kirche geht, alle Weiber erkennen, die Hexen sind: denn sie würden sich um ihn schaaren, um jene Zwiebel zu entwenden.

Sonderbare Dinge bringen die Serben auch mit dem Fest der Wasserweihe (Epiphanias) zusammen. In der Nacht vor diesem Tage öffnet sich jedes Jahr der Himmel und dann wird Gott jedem das geben, was er verlangt, nur muß er sich hüten, mehr zu verlangen als eins. Manche stehen die ganze Nacht auf dem Felde (— ich selbst that es als kleiner Junge —), um den geöffneten Himmel anzuschauen; das kann jedoch nicht Jedermann sehen, sondern nur derjenige, der diesen Tag nichts gegessen und überhaupt nicht gesündigt hat. Viele baden sich am Morgen des Epiphaniasfestes vor Sonnenaufgang im Flusse (falls der Fluß zugefroren ist, wird das Eis durchbrochen), um kräftig zu werden. War am Epiphaniasfest ein großer Frost, dann glaubt man, das Jahr werde fruchtbar sein. Daran glauben in der Türkei auch die Türken und merken wohl auf dieses christliche Fest.

Auch der Georgitag hat seine Bedeutung. Die Bulgaren, und auch die östliche Hälfte der Serben, essen vor diesem Tage kein Lämmerfleisch, am Georgitag trachtet aber jeder ein Lamm zu schlachten. An dieser Sitte hängen ebenfalls die Türken. In der Gegend am Flusse Timok treibt jeder Familienvater an diesem Tage ein männliches Lamm vor die Kirche und klebt ihm dort auf jedes Horn ein Wachskerzchen. Nach der Messe kommt der Geistliche heraus unter die Lämmer, die Kerzen an den Hörnern werden angezündet und er liest ihnen sodann das Gebet und segnet sie; am folgenden Tage geht er mit seinem Sänger von Haus zu Haus und nimmt die Häute von jenen Lämmern in Empfang, die ihm als Taxe für das Gebet und den Segen zukommen. Ein Geistlicher thut nichts umsonst. Am Georgitage soll man nicht schlafen, sonst wird man von Kopfschmerzen leiden.

Vom heiligen Elias glauben die Südslaven, daß er den Donner regiere. An einigen Orten glaubt man auch, daß er mit seinem Wagen über den Himmel renne und das Rollen, das dadurch entsteht, wäre eben das Donnern. Deshalb nennt man ihn auch in den Nationalliedern den „Donnerer“. Wenn der Blitz einschlägt, dann schießt der heilige Elias auf göttliches Geheiß auf die Teufel; deshalb soll man nicht das Kreuz machen wenn es blitzt, damit sich der Teufel nicht unter das Kreuz flüchte, in welches der Blitz nicht einschlägt. Die östlichen Slaven pflegen immer in Augenblicken drohender Gefahr ein Kreuz mit der Hand zu machen. Was bei dem Gewehr und bei der Kanone die Kugel, das ist beim Donner der Pfeil; schlägt der Blitz ein, dann geht der Pfeil in die Erde, kehrt aber nach einigen Jahren wieder an das Tageslicht zurück und manche finden ihn dann. Es sind die gewöhnlichen Fulgurite, Blitzsteine, in sandigen Gegenden; man trägt ihn dann bei sich als Amulet. Wenn es am Tage des heiligen Elias donnert, so bedeutet das, daß in diesem Jahre die Nüsse, Haselnüsse und Eicheln mißrathen werden. Wenn man zum ersten Mal im Jahre donnern hört, wälzen sich viele, namentlich die Kinder, auf der Erde, damit sie in diesem Jahre keine Rückenschmerzen bekommen.

* * *

Bulgarisches.

In Bukarest erscheint seit vier Jahren ein Wochenblatt in bulgarischer Sprache, das den Titel „Nesawisimost“ (Unabhängigkeit) führt und Mittheilungen aus allen Gegenden der Türkei, wo Bulgaren wohnen, bringt. In seiner 40. Nummer von diesem Jahre lesen wir in einer Reisebeschreibung durch Bulgarien, daß in den Han's (Gasthäusern), die abseits von den Hauptstraßen liegen, keine Zahlung für die Verpflegung der Person des Reisenden begehrt wird, sondern nur für die Verpflegung seiner Pferde. Deshalb sind Reisende zu Fuß in solchen Han's keine besonders willkommene Erscheinung. Hier würden wir also noch Beispiele der altbekannten slavischen Gastfreundschaft antreffen. Weiter wird erzählt, daß selbst in dem ärmsten Hause, in das der Reisende einkehrt, um zu übernachten, nicht nur kein Geld für die Schlafstätte angenommen wird, sondern der Reisende wird noch an Sonn- und Feiertagen als Gast zu Mittag und am Abend bewirthet. Höchstens ist dem Reisenden gestattet, etwas für den Wein zu zahlen, wenn er viel trinken will. In derselben Nummer finden wir die Nachricht, daß Bulgaren beständig nach Rumänien auswandern, um den grausamen Verfolgungen auszuweichen, denen sie von Seite der Türken ausgesetzt sind. Mordthaten an Christen ohne Bestrafung des Mörders sollen sich in wahrhaft schauerlicher Weise mehren.

* * *

Hexen und Vampyre bei den Südslaven.

Hexe nennt man dasjenige Weib, das in sich einen teuflischen Geist beherbergt, der im Traume aus ihr herauskommt und sich in einen Schmetterling, eine gewöhnliche Henne oder in eine Truthenne umwandelt; so fliegt die Hexe in den Wohnungen herum und frißt die Leute, namentlich kleine Kinder. Einen schlafenden Menschen schlägt sie mit einem Stock über die linke Brustdrüse; darauf öffnet sich die Brust, sie nimmt das Herz heraus und verzehrt dasselbe, worauf sich die Brust wieder schließt. Solche Menschen sterben entweder sogleich oder leben noch einige Zeit, so lange es die Hexe, während sie das Herz aß, bestimmt hat. Zwiebel essen die Hexen nicht, deshalb schmieren sich Viele in der letzten Woche vor den Weihnachts- und Osterfasten (zu dieser Zeit sind die Hexen besonders stark bei Appetit) die Brust, die Sohlen und unter den Achseln mit Zwiebel ein. — Jungen und schönen Frauen sagt man nie nach, daß sie Hexen seien, dieser Gefahr sind nur alte Weiber ausgesetzt. Beichtet einmal eine Hexe, dann kann sie nicht mehr Menschen essen, sondern wird eine Heilkünstlerin, die den von Hexen Beschädigten Kräuter verabreicht. Wenn die Hexe bei Nacht fliegt leuchtet sie wie Feuer. In Syrmien erzählt man, daß sich dort die Hexen am meisten bei dem Dorfe Molowin an einem Nußbaum versammeln und in Croatien ist dieser Versammlungsort am Klek oberhalb des Städtchens Ogulin. Sieht man Abends einen Schmetterling im Hause fliegen, so vermuthet man in ihm meistens eine Hexe, er wird wo möglich gefangen und am Feuer oder an der Kerze ein wenig angebrannt, dann aber fortgelassen mit den Worten: „Komm' morgen, damit du Salz bekommst.“ Trifft es sich, daß morgen wirklich ein Weib kommt und Salz oder etwas anderes verlangt, dann ist es sicher, daß das, besonders wenn die Kleider ein wenig versengt sind, die Hexe von gestern ist. Sterben in einem Dorfe viele Kinder, so hat natürlich die Hexe diese „zusammengegessen“; haben dann viele Leute ein Weib in Verdacht, daß sie eine Hexe ist, so wird diese ergriffen und ins Wasser geworfen, damit man sieht, ob sie untersinken wird (denn Hexen können nicht untersinken); sinkt die Frau unter, dann wird sie herausgenommen und freigelassen, sinkt sie nicht unter, dann wird sie erschlagen, denn sie ist eine Hexe.

Den Charakter eines Vampyrs legt man demjenigen Manne bei, in den 40 Tage nach seinem Tode ein teuflischer

Geist einzieht und ihn wieder belebt. Der Vampyr verläßt zur Nachtzeit sein Grab und würgt die Menschen in den Wohnungen oder saugt ihnen das Blut aus. Ein ehrlicher Mensch kann nicht Vampyr werden, außer wenn über ihn als Leiche ein Vogel geflogen oder ein anderes Thier über dieselbe geschritten ist; deshalb wird die Leiche immer bewacht, damit nichts über sie schreiten kann. Die Vampyre zeigen sich am meisten im Winter; sie können durch das kleinste Loch hindurchschlüpfen, deshalb bewahrt vor ihnen kein Schließen der Thür, was auch von den Hexen gilt.

Merkwürdig ist es, daß auch die Türken glauben, ein Mensch könne sich nach seinem Tode umwandeln und zwar bei ihnen in ein Schwein. Man erzählt, daß man einen Beg, den die Schweinemetamorphose traf, unter den Schweinen suchte, ihn aber lange nicht auffinden konnte, bis man schließlich am Vorderfuße einen Ring bemerkte.

Aus allen Erdtheilen.

Wurster und Randegger's geographisch-kartographische Arbeiten in ihren Haupttypen.

Dies rühmlich bekannte geographische Institut hat soeben von der Wiener Ausstellung seine wohlverdiente Auszeichnung erhalten und es lohnt sich wohl der Mühe, dessen neueste Publicationen im Interesse der geographischen Wissenschaft und deren Darstellung näher zu kennzeichnen. Als letztes und neuestes Opus seien die musterhaften naturhistorischen, zoologischen, paläontologischen und physikalischen Wandtabellen und der im Auftrage des eidgenössischen Bundesrathes ausgeführte große Handelsatlas der Schweiz von Dr. Wartmann angeführt, welch letzterer eben publicirt wurde. Was wir an demselben als besondern Vorzug hervorheben, ist der rationelle Vorgang in der Wahl der graphischen Veranschaulichungsmittel.

Demselben kommt im Fernern der dem Winterthurer Institut eigenthümliche Vorzug der ausgezeichneten Feinheit und Präcision des Farbendruckes zu gute, verbunden mit der ungemein reichhaltigen Productionsfähigkeit in allen Manieren und Systemen der Kartographie. Das besprochene Musterheft seiner namhaften Productionen dürfte jetzt auf das Doppelte angewachsen sein. Fast über alle Gebiete der Schweiz vom Maßstabe von 1:5000 bis zu 1:100,000 existiren jetzt von Wurster und Randegger die gelungensten Werke, die feinsten, geschmackvollsten wissenschaftlich und technisch vollendeten topographischen Detailarbeiten, Situationspläne, Architektur- und Dessinateurvorlagen, Musterblätter jeden Maßstabes. Nicht minder erfolgreich zeigte sich die Thätigkeit des Institutes in der Darstellung naturhistorischer, botanischer, zoologischer, mineralogischer, paläontologischer, physikalischer Demonstrationen und im Fache des Maschinenzeichnens. Die polytechnische Zeitschrift der Züricher Professoren und letzterer Specialveröffentlichung sind zumeist von Winterthur aus bedient.

Als eine weitere charakteristische Errungenschaft Randegger's notiren wir dessen Befähigung: durch einen besondern Griff und Druck den orographischen Charakterzug der wirklichen Landesgestalt auf sorgfältige Verwendung der hypsometrischen Grundlage hin, soweit dieselbe bereits durch die topographischen Specialvermessungen gewonnen wurde, auszuprägen. Gegenüber den künstlerisch bestechenden Relief-Schraffirzeichnungen, wie wir sie in neuerer Zeit bekommen, wo aber der Kartenzeichner den Grundriß der äquidistanten Niveaucurven oft gar wenig benutzte und seiner Phantasie im Interesse einer möglichst bestechenden Kunstzeichnung allzufreien Lauf ließ, bildet Randegger's Arbeit einen ganz bedeutenden Fortschritt für die naturgetreue und in kleinerm Maßstabe ausgeführte Charakteristik der Bodenconfiguration. Wir machen hierbei aufmerksam auf bezügliche Executionen über Süddeutschland, die Schweiz und eine Anzahl Cantonskarten, so von Glarus, St. Gallen, Zürich u. s. w.

In Ziegler's Karte vom Engadin tritt neben der orohypsometrischen Charakteristik auch das geologische Substrat klar heraus.

Für die Geologie allein hat das Winterthurer Institut schon sehr Vieles geleistet. Marcou's große geologische Wandkarte der Erde in Merkator's Projection ist, wenn auch in ihren Vorlagen selbst vielfach antiquirt, dermalen immer noch ohne Concurrenz.

Das Prachtwerk der geologischen Karte der Schweiz von B. Studer und A. Escher, zweite Auflage, ist nach den neuesten Publicationen und Mittheilungen der Autoren, sowie der schweizerischen Geologen v. Fritsch, Gilleron, Jaccard, Kaufmann, Mösch, Müller, Stoppani, Theobald von J. Bachmann durchgesehen und verbessert worden. Speciell als Reisekarte entspricht sie gleich vorzüglich dem allgemeinen Zwecke wie dem besondern als geologischen Führer. Als Karte überhaupt gehört sie zu den vorzüglichsten Leistungen der Topographie in Winterthur. Sie bietet in der plastischen Zeichnung der Erhöhungen, der Gewässer, in der Vorführung der gesammten Topographie, der Eisenbahnen, Straßen und Wege alles einigermaßen Wesentliche leicht und deutlich, trotz der Eintragung der geologischen Bilder, die hinsichtlich des Colorits mitunter noch etwas gelungener sein dürften.

Die schwierige Redactionsaufgabe, das gewaltige Material in diesen Rahmen zu bringen (Maßstab 1:380,000), wurde von den Autoren dem großen Alpengeologen Herrn Bachmann übertragen, und ist diesem damit ein Vertrauen und eine Auszeichnung von der competentesten Seite zu Theil geworden, die uns weitern Lobes überhebt. Und wirklich zeigt auch die zweite Auflage, verglichen mit der ersten, die enormen Fortschritte der Geologie, dieses wesentlichen und interpretirenden Zweiges der physikalischen Geographie. Der Umstand, daß die neueren Arbeiten in verschiedenen Theilen der Alpen und des Jurazuges selbstverständlich in größerm Maßstabe und einläßlicher ausgeführt sind, mußte allerdings auf die Reduction der Ziegler'schen dritten Karte erschwerend sein. Damit hängt auch die etwas ungleiche Detaillirung in den verschiedenen Gebieten zusammen. So finden wir im Aargauer Jura, in den Gebirgen der Umgebungen des Montblanc und in den Kalkalpen zwischen Greierz und Jaun, in der Berninagruppe und im Engadin eine viel reichere Gliederung als in den anstoßenden Theilen, ohne daß deswegen anzunehmen wäre, die fortdauernden eifrigen Untersuchungen der gegenwärtig thätigen Geologen werden in letzteren Gegenden nicht dieselbe Mannichfaltigkeit von Formationen nachweisen; werden doch auf der neuen Ausgabe bereits 54 theils paläontologische, theils petrographisch begründete Formationsglieder unterschieden, von denen allerdings ein Theil, zumal vulcanischer Gesteine, eine geringe Bedeutung besitzen und nicht einmal ins politische Gebiet der Schweiz gehören. Die prächtige Karte gewährt einem geübten Auge ein umfassendes Detailbild von der großen Mannichfaltigkeit in der Zusammensetzungsart des Schweizerbodens und von dem Zusammenhang der charakteristischen Terraingestaltung mit dem geognostischen Substrat. Im gleichen Maßstabe (oder vielmehr auf Grundlage der „dritten Karte der Schweiz") ist auch die „hypsometrische Karte der Schweiz" hergestellt. Diese drei Karten sind auch vortreffliche Reiseführer, die eine mit der Zugabe des Geologischen, die an-

dere mit den schön colorirten Höhenschichten, die „dritte Karte" mit dem ganzen Touristenapparat im ausgezeichnetsten Stil.

Schließlich ist das Institut in der Branche der Schulkarten sehr vorangeschritten sowohl für Wand- als Handkarten. Musterhaft sind in der That die „Wandkarte des Cantons Zürich", Maßstab 1 : 40,000 d. n. G., die „Wandkarte der Schweiz" u. a. m.

Straßburg im Elsaß. J. S. Gerstner.

Die englische Sprache.

Wir meldeten neulich, daß ein Yankee Namens Wildstroat den Vorschlag und zwar allen Ernstes gemacht hat, die englische Sprache in den Vereinigten Staaten ganz abzuschaffen und „das Indianische" an die Stelle zu setzen (S. 79). Nun ist, wie ein Linguist sich einmal ausgedrückt hat, das Englische ein „Kuddelmuddel von und aus allerlei", und die Engländer selbst doctern an demselben vielfach herum, oft in curioser Art, wie schon vor länger als zweihundert Jahren H. Cockeram, der 1623 ein Dictionarie or an interpreter of hard english Words veröffentlichte. Der Mann konnte kurze Wörter für den Tod nicht leiden; er verlangte „classischen Wohlklang", sonority, und stolze Ausdrücke und sammelte Jünger um sich, welchen er ein Englisch beibrachte, wie es sein müsse.

Demgemäß mußten sie sprechen und schreiben: statt battle — depreliation; blindness — ablepsy; clown — subagrest; dearth — carity; foster-brother — homo-galact; quickness — impigrity. Beardless wird zu imberbic; clownish zu silvestric; usual zu solennic; woody zu nemorus. Statt to hang sagt er to carnificate; für tho thaw sagt er to egelidate; für stehlen, steal, eurybatisize, für unbuckle — refibulate, für jump — subsalt. Schreien wie ein Kuhjunge, to cry like a cowboy, bezeichnet er als to bubulcitate, schreien wie ein Kuckuck, cuculate, wie eine Ratte desticate, wie ein junger Hund glaucitate. To eat ist to mandicate, to eat often to mansitate; gierig essen, eat ravenously, lurcate; ein starker Esser ist ein polyphagon. Man sieht, dieser Cockeram war ein Erzschulfuchs, aber sein Buch hat mehrere Auflagen erlebt. Den angelsächsischen Bestandtheil der Sprache hielt er für zu grob. Die Geistlichkeit that nichts für die Entwickelung der Landessprache, sie schrieb Lateinisch und als sie das Joch der päpstlichen Kirche abgeworfen hatte, brachte sie in diese viel mehr Latein hinein als nöthig oder gut war.

Jüngst ist nun wieder ein „Reformer" aufgetreten, T. L. Kington Oliphant, Magister in Oxford; sein Buch führt den Titel: The sources of standard english. Bei ihm waltet das an und für sich löbliche Bestreben vor, dem Germanischen wieder mehr zum Rechte zu verhelfen. Er will z. B., daß man für continent mainland sage, das ja auch schon vielfach im Gebrauch ist und unserm Festland entspricht. Aber er ist nicht immer glücklich; poet soll maker werden, eine Dichterin a maker woman. Aber maker like für poetisch zu sagen, kann er doch nicht über sich bringen, er sagt poetical. Ganz richtig aber wird von ihm betont, daß das Volk im Großen und Ganzen die germanischen (angelsächsischen und nordischen) Wörter besser versteht als die lateinisch-normannischen, von denen so viele den Massen ganz unverständlich sind und bei denen der gemeine Mann sich nichts denken kann. Auch geben jene der englischen Sprache das, was sie an Kraft besitzt. Die Schöngeister zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, die Steele und Addison zum Beispiel, französelten förmlich in ihrem Stile, weil das für feiner galt, und auch Gibbon latinisirt übermäßig. Allerdings muß man zugeben, daß eine Menge dem Lateinischen entlehnte Ausdrücke mit Recht als allgemein giltige Münze bei vielen Völkern zumal in Umlauf sind und im Englischen wenigstens Umschreibungen ersparen, z. B. infallibilist, dann auch probabilismus. Diesen von den Jesuiten in ein System gebrachten Probabilismus hat der alte Jahn als Knifflichkeitslehre verdeutscht.

Der Grundbau der englischen buntschäckigen Sprache ist Angelsächsisch und Nordisch; zum Oberbau ist dann über Gebühr zu viel Normannisch, Lateinisch und Griechisch genommen worden. Eine große Menge davon kann man, ohne den guten Geschmack zu verletzen, wieder ausmerzen und gute germanische Kernausdrücke an ihre Stelle setzen.

* * *

— In den Vereinigten Staaten tauchen mehr Albernheiten auf als in allen Ländern der ganzen Welt zusammengenommen. Dahin gehört auch die Temperenzseuche, welche nun seit Monaten einen acuten Charakter angenommen hat. Sehr viele, zumeist methodistische und baptistische Geistliche verkündigen von den Kanzeln, in Temperenzversammlungen und in Flugblättern, daß der wahre Christ sein christliches Mißfallen darüber auszusprechen verpflichtet sei, daß der „Erlöser" Wein getrunken und beim Abendmahle Wein gespendet habe. Er sei in schwerem Irrthume befangen gewesen und hierin müsse man ihm nicht nachahmen. Nun hat es sich getroffen, daß der Rabbi Felsenthal in Chicago für den Rabbi von Nazareth indirect eine scharfe Lanze gegen einen Reverend, Mac Chesney, einlegt und gegen die „stupide Theorie von den ungegohrenen, nicht berauschenden biblischen Weinen." Der Jude sagt dem Methodisten: „Ich selbst könnte leicht alle gegohrenen Getränke entbehren und trinke nur sehr, sehr wenig davon. Dennoch bin ich der Ansicht, daß die Erzeuger reinen Traubenweins, die Brauer ungefälschten Bieres und die Gesetzgeber und Beamten, welche darauf achten, daß weder Wein und Bier in den Markt gebracht werden', welche durch abscheuliche Vermischungen vergiftet sind, mehr für die Sache der wahren Mäßigkeit thun als die Tausende, welche von den Kanzeln herab, von den Straßenecken und in den sogenannten religiösen Zeitungen gegen Wein ꝛc. donnern. Obwohl es Ihnen paradox klingen mag, sind doch die Deutschen in diesem Lande die tüchtigsten Temperenzapostel. Durch ihren Wein, ihr Bier, ihre Gesang- und Turnvereine und ihr sociales Leben im Allgemeinen werden sie dem englisch redenden Volke dieses Landes zeigen, daß die höchste Cultur und die strictesten ethischen Grundsätze sich sehr wohl mit dem heitern Lebensgenuß vereinen lassen. Aber Dr. Mc Chesney meint, daß auch das mäßige Trinken Menschen in Bestien verwandelt. Waren Anakreon und Virgil, Göthe und Schiller, Longfellow und Bryant und die anderen Dichter, welche den Wein getrunken und besungen haben, Bestien? Oder war der begeisterte Sänger eine Bestie, der (104. Psalm, 15) sagt: der Wein erfreut des Menschen Herz! Oder der Verfasser des Liedes Salomonis, der sagt (5, 1): Trinkt ihr Freunde, trinkt reichlich? Oder war Luther eine Bestie, der sagt, daß der Mann, der den Wein nicht liebe, ein Narr sei?"

— Auf Tasmanien sind sehr mächtige Kohlenfelder gefunden worden.

— Die australische Colonie Queensland zählt gegenwärtig etwa 160,000 Einwohner.

— Die Colonie Victoria hatte am Schlusse des Jahres 1873 eine Bevölkerung von 790,488 Seelen, 19,761 mehr als im Vorjahre.

Inhalt: Wanderungen in Ostindien. I. (Mit fünf Abbildungen.) — Aberglaube in Ostfriesland. Von Hermann Meier in Emden. — Der freie Russe in Sibirien. Von Albin Kohn. — Aus den südslavischen Ländern. — Aus allen Erdtheilen: Wurster und Randegger's kartographische Arbeiten in ihren Haupttypen. — Die englische Sprache. — Verschiedenes. — (Schluß der Redaction 25. August 1874.)

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich-Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXVI. № 11.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 4 Thlr. Einzelne Nummern 5 Sgr. — 1874.

Wanderungen in Ostindien.

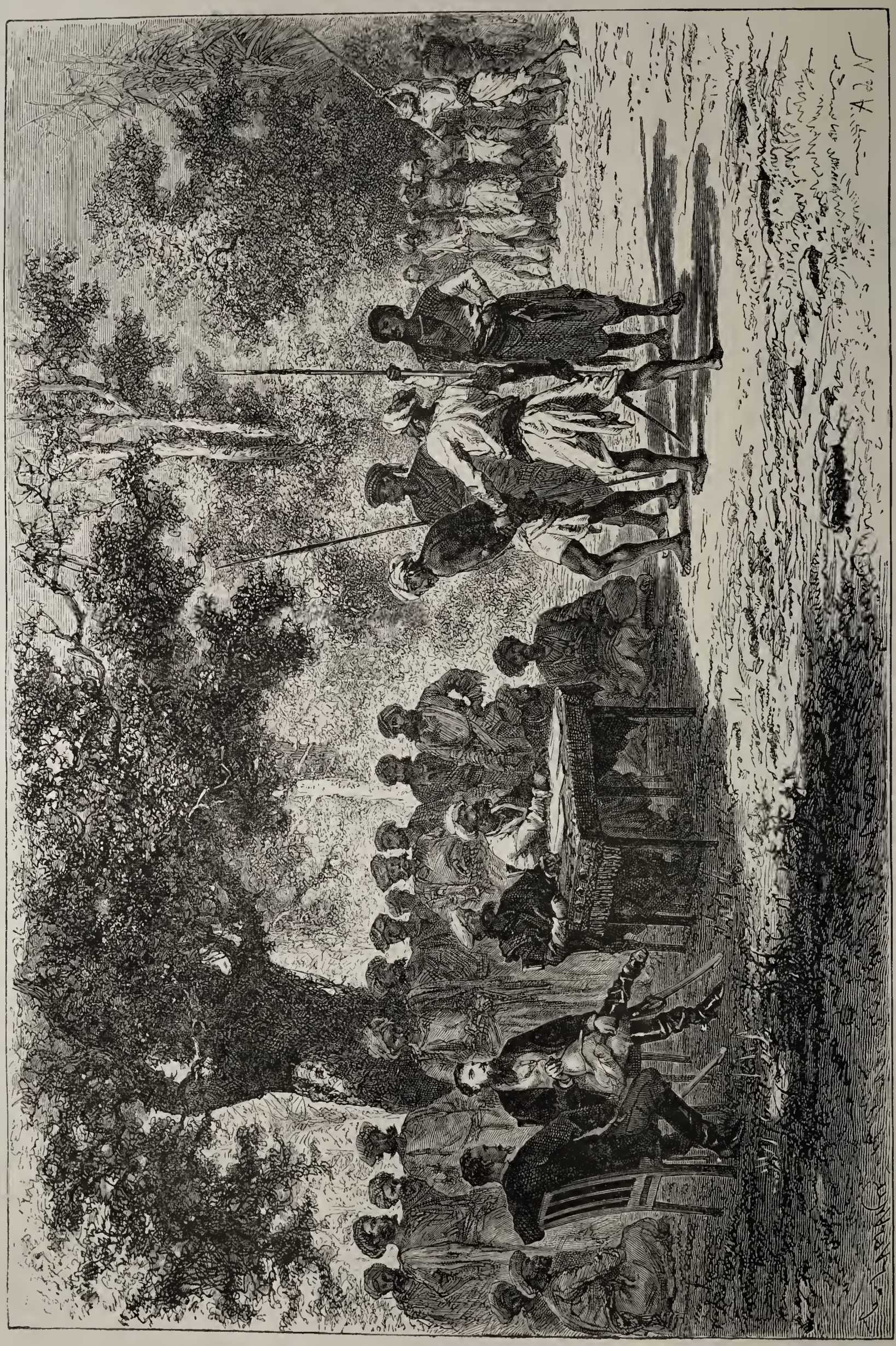
II.

Abendgesellschaften bei der Begam Sekander von Bhopal. — Unterhaltungen der Europäer mit mohammedanischen Geistlichen. — Die hohen Würdenträger. — Kunststücke der Gaukler. — Hoftrauer. — Die Tochter der Königin emancipirt sich. — Napoleonsfest bei der Frantsisprinzessin Bourbon. — Intriguenspiel und Bazarpolitiker. — Ein Abenteuer beim Dorfe Sandschi. — Bestrafung der Diebe. — Wanderung auf der Hochebene von Malwa. — Das Volk der Dschat.

Die Begam Sekander von Bhopal verweilte gern in einem Kiosk neben der großen Moschee, von welchem man einen Blick über den ganzen Bazar hat und das Leben und Treiben auf demselben gemächlich beobachten kann. Es machte ihr offenbar Vergnügen, den europäischen Gästen mancherlei über die Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Völkerstämme zu erzählen, von welchen Vertreter in dem bunten Gewühle zu bemerken waren.

Gewöhnlich fanden sich in dem Kiosk auch Geistliche ein, welche zur großen Moschee gehörten, und sie brachten das Gespräch gern auf religiöse Dinge, die ja zu ihrem Berufe gehören. Sachen, welche uns in höchstem Grade unbedeutend, wenn nicht gar läppisch und albern erscheinen, wurden von diesen Mollahs mit ungemeiner Wichtigkeit und großem Ernste weitläufig behandelt; bei einigen jedoch war Wissensdrang nicht zu verkennen und über das Christenthum, für welches die Königin Vorliebe zeigte, äußerten sie sich mit Zurückhaltung und Anstand. Zuweilen gingen einige dieser Schriftgelehrten mit Rousselet zum Geheimsecretär Hussein Chan, welcher sie schon an der Thür erwartete, ihnen beim Empfange den Bart mit Rosenwasser besprengte und sie dann auf eine Verandah führte, wo bei Kaffee und bei einer Pfeife Taback die religiösen Erörterungen wieder aufgenommen wurden.

Im Gesellschaftssaale der Königin verkehrten die Europäer Abends mit den ersten Würdenträgern, ernsten Männern mit hohen Titeln. Selten fehlten der erste Minister, ein schöner Mann, der großen Einfluß übte, ein Oheim der Königin, einige Feudalbarone und Hussein Chan. Die Begam verbrachte täglich ein paar Stunden im Harem ihrer Tochter; gegen acht Uhr stießen die Tschubadars mit ihren silbernen Stäben hart auf die Steinplatten der großen Gallerie und gaben damit das Zeichen vom Herannahen der Königin. Sie hatte ein Gefolge von hübschen jungen Mädchen, welche gleich ihr selbst unverschleiert waren, und setzte sich auf den mit grünem Sammet beschlagenen Thron. Die Diener reichten Kaffee und brachten die königliche Hukah, eine drei Fuß lange mit Edelsteinen verzierte Tabackspfeife. Der große Kopf derselben war mit Gurakko gefüllt, einem Gemisch von Taback und allerlei wohlriechenden Ingredienzien. Am ersten Abend als die Königspfeife angebrannt worden war, kniete der Hukadar (Pfeifenstopfer) vor der Begam und hielt ihr die Bernsteinspitze des Rohres entgegen. Nachdem sie einige starke Züge gethan, reichte sie die Pfeife dem



Eine Gerichtsſitzung im Walde von Sandſchi.

Europäer; es ist Vorschrift der Hofetikette, daß sie in die Hand des Zunächstsitzenden übergeht. Rousselet that einige Züge und sie gelangte in Schaumburg's Hand. Neben diesem hatte der erste Minister Platz genommen; er ergriff die Pfeife ohne Zaudern, aber dabei waren die Augen aller Anwesenden auf ihn gerichtet. Der christliche Europäer gilt dem Mohammedaner für einen Ungläubigen und demgemäß für ein unreines Wesen; man darf also einen Gegenstand nicht berühren, den er mit seinen Lippen verunreinigt hat. Der Minister war deshalb in einer bedenklichen Lage; wenn er keinen Zug that, so war das eine Beleidigung für die Gäste der Königin und hätte diese mißvergnügt gestimmt; that er das Gegentheil, so verstieß er gegen Mohammed's Vorschriften. Er überwand sich, nahm schüchtern die Bernsteinspitze an seine Lippen, that einige Züge und als er das Beispiel gegeben hatte, folgten die Uebrigen ohne Zögern. Von da an waren alle Bedenklichkeiten verschwunden.

Dann und wann ließ die Begam in diesen Abendgesellschaften auch Gaukler auftreten, deren Kunststücke allerdings in hohem Grade überraschend und scheinbar unbegreiflich waren; das Erstaunen der Europäer darüber schien die Königin nicht wenig zu erheitern. Bekanntlich sind die indischen Jongleure Meister in ihrem Handwerke. Einer trat auf der unverwundbar zu sein schien; er setzte z. B. die Spitze eines Schwertes auf seine nackte Brust und bog auf derselben die Klinge so, daß sie einen Halbkreis bildete. Dann warf er sich auf den Rücken und legte ein Betelblatt auf die Brust; sofort kam ein anderer mit einem scharfen Säbel, that mit demselben einen kräftigen Hieb und das Betelblatt lag in zwei Hälften zerschnitten da. Am nächsten Tage kam derselbe Gaukler in die Wohnung der Europäer und gab ihnen noch ganz andere Stücke zum Besten; er stellte eine Anzahl starker Schwerter in den Boden, so daß sie einen Kreis bildeten, und ging dann wohlgemuth auf den scharfen Spitzen derselben spazieren. Er ließ sich frische Kokosnüsse geben und warf sie in die Luft; sie fielen auf seinen kahlgeschorenen Kopf und zersprangen als ob sie aus beträchtlicher Höhe auf einen harten Felsen aufgeschlagen wären. Gleich nachher wurde ein schwerer Karren von zwei Ochsen herbeigezogen und vorn an die Deichsel eine scharfe Lanze befestigt, so daß sie eine Spitze bildete; der Karren wurde von einer Anzahl Menschen bestiegen, der Gaukler hielt seine Stirn vor die Lanzenspitze und der Karren wurde etwa zehn Schritt weit vorwärts gezogen. Der Gaukler zeigte dann seinen Kopf, an welchem keinerlei Verletzung zu sehen war, obwohl man glauben sollte, die Spitze hätte den stärksten Elephanten durch und durch bohren müssen.

Es wurde schon gesagt, daß die Tochter der Königin von ihrem Gemahl im Harem gehalten wurde und dem Beispiel ihrer Mutter nicht folgen durfte. Nun trat ein unerwartetes Ereigniß ein; dieser Prinz Umra Dula starb plötzlich; man fand ihn Morgens todt in seinem Bette. Die Wittwe und die Begam blieben einige Tage vor Jedermann unsichtbar und die beiden Europäer konnten erst später ihren Beileidsbesuch im Palaste machen. Die schmerzlich bewegte Begam rief ihnen zu: „Es stand geschrieben! Allah hat es so angeordnet! Umra hat nur eine Tochter hinterlassen und so wird mein Königreich noch weiter von Frauen regiert werden. Möge Allah ihnen Klugheit und Kraft verleihen!“ Dann kauerte sie, nach indischem Brauch, auf den Boden hin, schlug sich vor die Brust und stimmte eine Art Litanei zu Lob und Preis des Verstorbenen an.

Nachher ließ sie den ersten Minister kommen; sie befahl ihm, die beiden Europäer in den Palast der verwittweten Prinzessin Schah Dschehan zu geleiten und sprach zum Abschiede: „Sie werden meiner Tochter Trost bringen.“ Man führte sie zuerst in einen großen Saal, in welchem der Prinz ein Museum von allerlei europäischen Curiositäten angelegt hatte. Bald nachher trat eine junge Frau ein; sie war in die fast männliche Tracht der Bhopalesinnen gekleidet, welche an jene unserer Pagen auf den Theatern gemahnt. Rousselet hielt sie für eine Hofdame, ging ihre einige Schritt entgegen, sie aber winkte mit der Hand und sprach: „Ich bin Prinzessin Schah Dschehan!“ Der Europäer blieb sofort stehen, verneigte sich und äußerte sein Beileid. Sie zuckte leicht mit den Achseln und sagte: „Es stand geschrieben.“ Er mußte neben ihr auf einem Canape Platz nehmen und ihr — von Paris erzählen! Bald kam auch die Begam; sie sprach: „Ich beweine Umra Dula, weil ich in ihm einen treuen Freund und Rathgeber verloren habe, aber weshalb sollte meine Tochter weinen? Bedauert es der Gefangene, wenn sein Kerkermeister gestorben ist?“ Das sind allerdings bemerkenswerthe Worte: in ihnen ist eine Verurtheilung gegen das Absperren der Frauen und das ganze Haremwesen enthalten.

Die Hoftrauer währte einen Monat lang; Mutter und Wittwe verließen das Harem nicht, empfingen auch keinen Besuch; in allen Moscheen wurde viel gebetet. Die Prinzessin war damals zwischen 25 und 26 Jahr alt, ihr Antlitz schön, die Hautfarbe von mattem Weiß, das schwarze, ausdrucksvolle Auge drückte Stolz und Entschlossenheit aus; man sah ihr wohl an, daß sie eine würdige Tochter der Sekander sei. Störend wirkten nur die durch vieles Betelkauen tief geschwärzten Zähne. Beim Abschiede drückte sie den Europäern die Hand und äußerte, daß sie nach Beendigung der Hoftrauer in den Abendgesellschaften ihrer Mutter erscheinen werde, „aber nicht wie eine arme Sklavin hinter einer Strohmatte.“

Während der Hoftrauer machten die beiden Europäer Ausflüge nach Osten hin. Sie besuchten die Ruinen von Bhodschepur an der Betwa, das einst eine große Stadt war und jetzt zu einem armseligen Dorf herabgesunken ist. In der Mitte des August waren sie wieder in Bhopal, wo zum 15. des Monats die Prinzessin Bourbon ein großes Fest veranstaltet hatte, das wunderlich genug war. Der früher von uns erwähnte französische Caplan las an diesem „Napoleonstage“ eine große Messe und sang ein Te Deum, denn die Dulan Sekar Bourbon wollte ein „Nationalfest“ abhalten und hatte sämmtliche Frantsis dazu eingeladen. Die Männer waren gekleidet wie die Mohammedaner des Landes; sie legten während des Gottesdienstes den Turban nicht ab, während die welche nur Kappen trugen, das Haupt entblößten; die Frauen hatten einen mantelartigen Ueberwurf um die Schultern und verhüllten damit ihr Antlitz so, daß man nur die Augen sah. Sie waren von den Männern völlig getrennt; diese beobachteten ihnen gegenüber den mohammedanischen Brauch. Nach der Messe war Tafel bei der Prinzessin möglichst nach europäischer Weise. Die Fremden durften von ihrem Bordeauxwein zum Besten geben und rasch waren die Zungen gelöst. Ein Neffe der Prinzessin, Merban Messiah Bonaventure Bourbon, brachte einen Trinkspruch auf die Gäste aus, deren Anwesenheit von allen Frantsis als ein glückliches Ereigniß betrachtet werde, denn sie sähen ja nun leibhaftig einen Sahib der von ihrer Kaste sei. Er, Merban Messiah, spreche nur den Wunsch seiner Muhme und aller ihrer Unterthanen aus, wenn er den Landsmann bitte, Bhopal von nun an als sein Vaterland zu betrachten und die Frantsis als Brüder. Er möge bei ihnen bleiben, um einen hohen Rang einzunehmen. Dazu verstand sich der Europäer allerdings nicht, aber das Fest verlief unter großer Heiterkeit.

Als die zweite Hälfte des Septembers ins Land gekommen war, hätten die beiden Reisenden gern die Wanderung durch Malwa und Omatwara nach Gwalior angetreten. Die Regenzeit nahete allerdings ihrem Ende, aber nun waren auf eine Reihe von Wochen hinaus die Wege — denn von eigentlichen Straßen konnte auf einem großen Theile der in Aussicht genommenen Strecke keine Rede sein — nur sehr schwierig oder gar nicht zu passiren; sie mußten also bis zu Ende des Octobers in Bhopal verweilen. Die Königin wurde nicht müde sie auszuzeichnen, aber trotzdem erlebte Rousselet einen Vorfall, der charakteristisch ist und den wir ihn selbst erzählen lassen.

„In Bhopal, wie früher in Baroda, gewann ich die Einsicht, wie bedenklich es für einen Europäer ist, längere Zeit mit einem indischen Hofe in naher Berührung zu stehen ohne in die dort gesponnenen Intriguen verwickelt zu werden. Wir geriethen in eine schwierige Stellung. Die Freundschaft welche die Königin uns bethätigte, der hohe Titel welchen sie uns verliehen, die Eigenschaften als Christ und als Franzose, die Tischrede Merban Messiah's gaben den Bazarpolitikern willkommene Gelegenheit zu mancherlei Muthmaßungen und Betrachtungen, die abenteuerlich genug waren. Wir seien, so hieß es, von der Kaste der Dulan Serkar Bourbon, und ohne allen Zweifel aus Frankreich gekommen um uns des Thrones von Bhopal zu bemächtigen, das Volk zur Annahme des Christenthums zu zwingen oder doch wenigstens den Christen alle Herrschaft in die Hände zu spielen. Ich wußte daß alle diese widersinnigen Gerüchte

Mollahs in Bhopal.

im Umlaufe waren, hatte jedoch mit Vorsatz gegen die Königin nichts verlauten lassen, entschloß mich aber, offen mit ihr zu reden als mir Kunde davon wurde, daß man etwas Bedrohliches gegen uns im Schilde führe.

Also setzten wir uns zu Pferde, um an den Hof zu reiten. Man denke sich unser Erstaunen als die Schildwacht am Stadtthore nicht etwa mit dem Gewehr präsentirte, sondern das Bajonnet vorhielt und uns den Einlaß verbot; auch rief sie die Wache heraus, die uns den Eingang versperrte. Auf meine Anfrage entgegnete der Offizier: „Die Königin hat so befohlen! Kehrt um, in die Stadt dürft ihr nicht." Nun übermannte mich der Zorn, ich gab meinem Pferde die Sporen und sprengte im Galopp durch die Stadt nach dem Palaste, wo ich in großer Erregung mich anmeldete und den Vorgang erzählte. Die Königin wußte von nichts; sie machte ihrem Unwillen in starken Worten Luft, und gab sofort Befehl den Offizier und die Wachtsoldaten zu verhaften. Jener hatte, wie sich nun herausstellte, auf Befehl des Kilidar Faodschdar Chan, des Stadtcommandanten, uns zurückweisen wollen. Derselbe wurde seines eigenmächtigen Verfahrens halber abgesetzt und auch sofort ins Gefängniß gebracht. Wir aber begriffen wohl, daß wir wirklich in Gefahr schwebten und daß es Zeit sei Bhopal zu verlassen. Unsere Abreise wurde unwiderruflich für den ersten November festgesetzt."

Damit entzogen sich die Reisenden allen weiteren Unannehmlichkeiten. Schon bevor sie nach Bhopal kamen, waren sie einmal von einer ernsten Gefahr bedroht worden. Sie hatten volle drei Wochen darauf verwandt die buddhistischen Stupas von Bhilsa und Sandschi genau zu erforschen und waren mit

photographischen Aufnahmen beschäftigt gewesen. Dabei wurde Rousselet einmal von einem Panther besucht, der mit großer Frechheit nahe kam und einen Hund fortschleppte. Am folgenden Tage fand er sich abermals ein um neue Beute zu holen, war so dreist sich dem photographischen Laboratorium bis auf etwa zwanzig Schritt zu nähern, wurde dann aber mit einem gut gezielten Schusse sofort zu Boden gestreckt.

Die gewaltige Hitze, die Dschengelnfieber und die wilden Thiere waren aber nicht die einzigen Feinde in jener nun öden Gegend, die einst ein Sitz hoher Cultur gewesen ist. Die Reisenden waren bisher auf ihren weiten Wanderungen in Indien von Räubern unbehelligt geblieben und in ihrer Sicherheit nicht bedroht worden. Allerdings waren sie stets vorsichtig und auf der Hut gewesen, hatten immer eine starke Bedeckung bei sich und glaubten deshalb keinen Ueberfall besorgen zu dürfen.

Als sie in der Nähe von Sandschi das Lager aufgeschlagen hatten, waren sie doppelt vorsichtig, weil die Dorfbewohner in jener Gegend sich sehr unfreundlich benahmen. Abends stellte Rousselet selbst die Wachtposten auf, ließ mehrere Feuer anzünden und stand Nachts einige Mal auf, um sich zu überzeugen daß Alles in Ordnung sei. Das Dorf Sandschi-Kanakhera hatte, wie das bräuchlich ist, eine Wache von zwölf Tschaukeydars stellen müssen, die am folgenden Abend mit eben so viel anderen abwechselten. Sie sind Alle Familienväter und verpflichtet jeden nächtlichen Angriff auf das Lager zurückzuweisen; sie dienen als Geiseln für die Sicherheit und falls etwas gestohlen wird ist das für die Wächter verantwortliche Dorf zum Ersatz verpflichtet.

Mohammedanerin in Bhopal.

„Abends 6 Uhr hielt ich wie gewöhnlich meinen Umgang um das Lager. Nachher legte ich die Uhr mit der Kette in einen schweren stählernen Kasten, den ich unter mein Bett schob; vor dem Schlafengehen legte ich meine Flinte und zwei Revolver so hin, daß sie mir sofort zur Hand waren.

Um Mitternacht hörte ich ein leises Geräusch, da jedoch im Zelte wie außerhalb desselben Alles ruhig blieb, schlief

Dſchat-Bauern im nördlichen Malwa.

ich bald wieder ein. Aber etwa eine Stunde nachher fuhr ich plötzlich aus dem Schlaf auf, als ich dicht hinter meinem Kopfpolster ein Geräusch vernahm; ich griff sofort nach den Waffen, aber in dem von einer Nachtlampe matt beleuchteten Zelte konnte ich nichts Verdächtiges finden. Ich nahm meine Flinte, patrouillirte das Lager ab, fand Alles in Ordnung und legte mich wieder schlafen.

Sobald es Tag geworden war ließ ich die Tschaukeydars kommen; sie alle betheuerten, daß während der Nacht Alles ruhig geblieben und nichts Auffallendes von ihnen bemerkt worden sei. Ich ging also beruhigt in mein photographisches Laboratorium, wo ich auch sofort bemerkte, daß ein Kasten mit Abdrücken fehlte; dann untersuchte ich auch mein Zelt. Der stählerne Kasten, welchen ich unter mein Bett geschoben hatte, war nicht mehr da. Sofort machten meine Leute sich auf, um die ganze Gegend zu durchsuchen und nach Verlauf einer guten Stunde brachten sie denn auch den Kasten zurück, aber leer, denn er war mit einer Hacke zerschlagen worden. Für mich war das ein sehr empfindlicher Verlust; ich hatte in demselben eine werthvolle Uhr und eintausend Rupien Geld verwahrt, sodann auch eine Sammlung von Diamanten und die Schmucksachen, welche man mir an verschiedenen Höfen geschenkt hatte. Das Ganze hatte einen Geldwerth von etwas mehr als zwanzigtausend Francs. Außerdem waren die Geldanweisungen verloren die ich an einige Banquiers in Bhopal hatte und ich war nun völlig ohne Mittel.

Unverweilt ließ ich Alles was geschehen war dem bhopalesischen Districtsbeamten anzeigen und noch an demselben Tage fand er sich mit einer Anzahl von Schreibern und Gensdarmen in Sandschi ein. Die Tschaukeydars wurden ohne Weiteres in Eisen gelegt, die gesammten Einwohner der beiden Dörfer, Weiber und Kinder nicht ausgeschlossen, für Gefangene erklärt und auf einen mit Stricken umzogenen Platz zusammengedrängt; die Ueberwachung war streng; jeder Einzelne wurde ins Verhör genommen. Am andern Tage kam ein Beamter aus Bhopal mit der Meldung, daß die Königin mir den ganzen Verlust ersetzen werde; gleichzeitig erschien auch ein Richter aus der Hauptstadt, der nun seinerseits die Untersuchung führte. Alle leugneten, keiner wollte beim Diebstahle betheiligt sein. Da erklärte ein achtjähriges Kind, das sich vor Schlägen fürchtete, welche von den Sipahigensdarmen kräftig und in Menge ausgetheilt wurden, daß vier unserer Tschaukeydars die Diebe seien. Sie wurden unverweilt vorgeführt und gestanden nichts trotzdem sie ganz unbarmherzig geprügelt wurden; es gelang indeß, alle einzelnen Umstände völlig ins Klare zu bringen. Einer von ihnen war von mir selbst vor dem Zelte genau dort aufgestellt worden, wo der Dieb die Leinwand zerschnitten hatte und hineingekrochen war. Ein anderer war von meinen Dienern Nachts dort gesehen worden, wo man den Kasten fand, und ein Bauer erklärte rund heraus, Jedermann wisse, daß die Diebe zu einer Bande von Dakoïts, Räubern, gehörten. Trotz alledem gestanden sie nichts; wenn ich mich nicht ins Mittel gelegt hätte, wären sie von den Gensdarmen halb todt geschlagen worden. Sie alle vier wurden zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilt und ohne Weiteres in Ketten nach Bhopal abgeführt. Von den entwendeten Sachen kam nichts wieder zum Vorschein, außer daß man die Geldanweisungen beim Dorfe fand; von diesen hätten die Diebe ja keinen Gebrauch machen können."

Die Reisenden verließen das gastliche Bhopal am 1. December 1867. Die Königin schenkte ihnen einen bequemen Reisewagen und gab ihnen ein starkes Geleit mit. Das Ziel ihrer Wanderung war nun Agra und sie nahmen den Weg dorthin durch Malwa und über Gwalior, welches sie früher schon besucht hatten. Sie fanden überaus schlechte Wege bis sie an die von den Engländern gebauete Poststraße gelangten, welche zu der großen indischen Stammbahn führt.

Im nördlichen Malwa trafen sie vielfach auf Bauern, welche dem Volke der Dschat angehören. Dieselben sind weit verbreitet und zerfallen in eine große Anzahl von Stämmen. Man findet sie gen Norden hin bis nach Belndschistan hinein, in Katsch-Gandawa bilden sie den Hauptbestandtheil der Landbevölkerung, wie sie denn überhaupt mit Vorliebe und Geschick dem Ackerbau obliegen. Sie reden eine eigene Mundart, das Dschetki. Nicht mit Unrecht gelten diese Dschat für den kräftigsten aller arischen Stämme Indiens und sie sind eben so tapfere Krieger wie die Radschputen. Als ihre Heimath nimmt man das Bari-Duab an (zwischen dem Bias und Ghara im Osten und dem Ravi im Westen), sie sind aber auch bruchstückweise bis an die Dschamna vorgedrungen und im Schutzstaate Dholpur sowohl wie in Bhartpur sind Fürsten und Volk von ihrem Stamm. Mit Recht bezeichnet man sie als einen energischen Menschenschlag.

Die Verbreitung der methodistischen Missionen.

Für Geographie und Völker- und Sprachkunde sind die Missionen in fremden Erdtheilen von großem Nutzen; wir verdanken den Berichten der Sendboten viele werthvolle Notizen und nehmen deshalb mehr oder weniger gern eine Menge der bekannten und herkömmlichen Redensarten von Erfolgen und Hoffnungen mit in den Kauf; das gläubige und zahlende Missionspublicum will dergleichen haben und erbauet sich daran.

Die wesleyanischen Methodisten haben jüngst in London einen Bericht über die Thätigkeit ihrer Sendboten im Jahr 1873 veröffentlicht, der unser Interesse in Anspruch nimmt, weil er eine Menge von Thatsachen enthält. Diese Methodisten haben Missionen auch in Deutschland, Italien, Spanien, Portugal und anderen europäischen Ländern, wo sie es auf Bekehrung andersgläubiger Christen und der Juden abgesehen haben; dann auch in Indien, China, auf Ceylon und in anderen mohammedanischen und heidnischen Gegenden. In sämmtlichen protestantischen Missionen Indiens beträgt die Zahl der eingeborenen Christen Alles in Allem 224,258 Seelen, während Indien reichlich 180,000,000 Einwohner hat. In China haben die verschiedenen Missionsgesellschaften nur etwa 9000 Eingeborene bekehrt, und in 18 Provinzen des Blumenreiches der Mitte, welche zusammen 170 bis 180 Millionen Köpfe zählen, ist noch gar keine protestantische Mission. Die Wesleyaner haben in China 6 Hauptstationen, 5 Capellen, 8 andere

Plätze wo gepredigt wird, 12 Missionäre, 12 Katechisten, 17 Schullehrer, die am Tage Unterricht ertheilen, 233 Mitglieder ihrer Kirche, 164 die noch unter Prüfung standen um zur Taufe vorbereitet zu werden, 504 Schüler; 608 Individuen wohnten der Andacht bei.

Auf Südafrika setzen diese Missionen große „Hoffnungen". Die Capcolonie hat 469,381 Bewohner und das jetzt ihr angeschlossene Britisch-Caffraria 86,201; das Fingoland 40,000; das unabhängige Kaffernland 150,000; Basutoland 75,000; West-Griqualand 30,000; Neu-Griqualand 15,000; Natal 298,802; Oranje-River-Republik 35,000; Transvaal 30,000. Nördlich von dem letztern wohnen die mächtigen Matebelestämme, westlich von diesen leben Betschuanastämme zerstreut; im Norden des westlichen Theils der Capcolonie sind die Namaqua, Damaras und die Owampo, zusammen etwa 200,000, über welche wir gelegentlich nach den Schilderungen des Dr. Gustav Fritsch einige Angaben mittheilen werden. Rechnet man hinzu 300,000 Köpfe für die Matabele- und Betschuanastämme, und 250,000 für die Zulus und andere Stämme, die von Natal nach Norden hin bis zur Delagoabay wohnen, so kann man für Südafrika vom 18. Gr. südl. und mit Einschluß der portugiesischen Ansiedelungen in runden Ziffern 2,000,000 Bewohner annehmen. Der Bericht hofft, daß „Südafrika ein Versuchsfeld für die zukünftige Civilisation und die Christlichmachung ganz Afrikas bis nach Abyssinien hin sein werde", was uns als eine überaus sanguinische Hoffnung erscheint, wenn wir z. B. bedenken, daß ein so eifriger Sendbote wie Rebmann in Kisuludini bei Mombas unter den Wanika nach dreißigjährigen Bemühungen es nur zu einem „Gemeindelein" hat bringen können, das aus einem paar Dutzend schwarzer Leute besteht, die Kinder mit eingeschlossen.

Im Districte von Grahamstown im Caplande erzieht man Eingeborene zu Geistlichen, „welche ohne Zweifel das Evangelium in Gegenden tragen werden, die bisher von der Wahrheit noch unberührt geblieben sind." — Im Betschuanadistrict predigen einige Missionäre in drei verschiedenen Sprachen, in zweien kann jeder von ihnen Andachten halten; ihre Gemeinden bestehen aus Fingos, Basutos, Hottentoten, Kaffern und englischen Ansiedlern; im Natalbistricte werden auch bei den aus Indien dorthin gebrachten Kulis Bekehrungsversuche gemacht.

In Westafrika und namentlich im Hinterlande von Sierra Leone und der Niederlassung am Gambia steht das Christenthum drei halbbarbarischen Völkern gegenüber, den Joloffen, Mandingos und Fulahs (Fulbe, Peuls), welche sich zum Mohammedanismus bekennen, seit langer Zeit über die Neger herrschen und sich gegen das Christenthum sehr feindselig verhalten. — „In Aschanti und Dahomay haben die Missionäre gar nichts ausgerichtet, es ist aber zu hoffen, daß die wesleyanische Mission in Kumassi bald wieder eröffnet werde." — In Sierra Leone predigen einige Missionäre in der Yoruba- und in der Sherbrosprache sowohl wie Englisch. Im Kriege mit den Aschantis sind die meisten Missionen an der Goldküste eingegangen, 13 Capellen und 3 Missionshäuser wurden zerstört.

In den britisch-westindischen Colonien mit etwa 1,000,000 Seelen arbeiten 386 europäische und Colonialmissionäre verschiedener Gesellschaften; dieselben erfordern im Jahre 40,000 Pf. St. (etwa 800,000 Mark); dazu kommen noch die Ausgaben für die Mission der Hochkirche. In Honduras ist die Thätigkeit geringer geworden. Der Bahamadistrict hat zwei Stationen; eine auf den eigentlichen Bahamas, die andere auf Turks Island; dazu kommen zwei Stationen auf St. Domingo. Diese alle stehen unter der englischen Conferenz.

Dann hat man aber auch solche die unter den irischen, französischen, canadischen, eastern britischen und australischen Conferenzen stehen. In Irland sind 33 Hauptstationen und 45 Geistliche; zu Calais in Frankreich werden die Andachtsübungen der Methodisten gegenwärtig von mehr Katholiken besucht als früher; zu Lisieux in der Normandie haben sieben Leute der päpstlichen Religion öffentlich abgesagt. Im Departement der obern Marne und in einigen Theilen jenes der Marne und der Maas giebt es außer den Methodisten keine anderen Vertreter des Protestantismus. In einigen Gegenden im Departement der Drôme stehen die Kanzeln der anglicanischen Kirche den Methodisten offen. Die Zustände der französischen Protestanten in den östlichen Cevennen werden als unerfreulich dargestellt. „Unter den vielen, starkbevölkerten Landgemeinden, die uns umgeben, wüßten wir keine zu nennen, in welcher an jedem Sonntage protestantischer Gottesdienst gehalten würde; wir kennen ein Dorf, in welchem seit Menschengedenken gar kein solcher gehalten worden ist. Wir fragten den Schulmeister, wie viele Protestanten in demselben wohnen; er nannte die Zahl, fügte aber hinzu, wenn eine Volkszählung stattfände, würden ein paar hundert Protestanten sich nicht als solche in die Listen eintragen lassen sondern als Freidenker. So weit ist es mit der Aufrichtigkeit gediehen."

Die canadische Missionsgesellschaft hat in Britisch-Columbia und in Manitoba 12 Missionen und 18 Sendboten für die Ansiedler, und 37 für die Indianer am Saskatschewan, im Gebiete der ehemaligen Hudsonsbay, den Provinzen Ontario und Quebec; sodann 155 häusliche Missionen mit 191 Missionären in Ontario und Quebec, 4 Missionen mit 5 Missionären, welche unter den Deutschen arbeiten, eben so viele nebst einem Agenten für die französisch redende Bevölkerung. Sie hat auch zwei Missionäre in Japan zu Jokohama. Im verflossenen Spätjahre sind Anstalten getroffen worden auf den beiden französischen kleinen Fischerinseln St. Pierre und Miquelon (im St. Lorenzbusen) Missionsanstalten zu gründen, weil diese Eilande Hauptstationen des französischen transatlantischen Telegraphen bilden und dort viele Engländer leben, denen man predigen will. In Australien sind Missionen in Castlemaine, Sandhurst und Melbourne für die dortigen Chinesen.

Auf den Freundschafts- (Tonga-) Inseln sind alle Bewohner getauft, und 19,000 derselben besuchen die Kirchen. Auf den Samoainseln (Navigatoren) ist das Missionswerk durch Krieg gehindert worden. Auf Levuka, Fidschi, wird englischer Gottesdienst gehalten. „In einem Bezirke sind 53 Kirchen gebaut worden, in einem andern 214 Personen von der päpstlichen Religion zum Methodismus übergetreten. Auf Rotuma bereiten die Agenten Roms uns manche Schwierigkeiten; sie möchten, wenn sie könnten, die protestantischen Häuptlinge zermalmen (crush) und die von den Fidschi-Inseln dorthin geschickten Lehrer fortjagen."

In dem Missionswesen bildet die Eifersucht und der Concurrenzneid verschiedener Secten und Hierarchien bekanntlich einen sehr dunkeln Fleck, der sich mit einer „Religion der Liebe", welche in der Theorie eine so große, in der Praxis eine sehr kleine Rolle spielt, nicht verträgt. Protestantische und vaticanische Missionen haben es ja, in Nordamerika z. B. bis hoch über den Polarkreis hinaus, auf gegenseitiges Absangen von Indianerseelen angelegt und auf

den Inseln der Südsee liegen sie sich ganz offen als bittere Feinde in den Haaren. Da sie aber allesammt, so gut sie es in ihrer Art auch an und für sich meinen, doch nur wenig ausrichten, so sollte es ihnen schon der gesunde Menschenverstand sagen, daß sie am besten thun und kein Aergerniß geben, wenn sie einander in Frieden lassen.

Das Kopfjagen bei den Nagastämmen in Assam.

Allmälig werden wir mit den Völkern, welche an beiden Seiten des mittlern Bramaputra wohnen, näher bekannt; die Engländer kommen mit ihnen von ihren Besitzungen in Assam aus häufiger in Berührung als in früheren Zeiten der Fall war. Neuerdings haben wir durch einen der dortigen Beamten, S. E. Peale, einen werthvollen Bericht über die sogenannten Naga-Völker und einige benachbarte Stämme erhalten, der viel Neues bringt.

Das Gebiet der Nagas liegt zumeist zwischen 25° und 27° 30′ N., 93° 30′ bis etwa 96° O. Oestlich von ihnen finden wir die in neuerer Zeit mehrfach genannten Singphus (Tsingpos oder Tschingpahs), eine besondere Unterrace, die sich in Sprache, Sitten und äußerer Erscheinung von den Nagas unterscheiden; sie werden von den Birmanen als Chachyens bezeichnet. Im Norden der Nagaberge liegt Assam, nach Westen hin wohnen Stämme der Mikirs und Dschyntias; nach Süden hin kennen wir die Grenze nicht genau und die Nagas scheinen dorthin mehr oder weniger in die turanischen Racen in Manipur überzugehen. Die Stämme nach dieser Richtung hin werden zwar auch noch als Nagas bezeichnet, zerfallen aber in eine so große Menge von Abtheilungen und Unterabtheilungen und sind so sehr zersplittert und zerklüftet, wie kaum irgendwo anders auf Erden der Fall ist.

Gruppen von Dörfern und Stämmen werden von den Assamesen mit allgemeinen Benennungen bezeichnet, z. B. Angamas, Rengmas, Latus ꝛc.; diese aber zerfallen ihrerseits wieder in kleinere unabhängige Gemeinschaften. Es kommt vor, daß ein Stamm etwa zwanzig oder mehr Dörfer zählt, in denen allen dieselbe Mundart gesprochen wird und welche einen gemeinschaftlichen Häuptling haben; manchmal aber zählt ein Stamm nur vier Dörfer, ja nur ein einziges Dorf, wie es z. B. in der Nähe von Peale's Wohnort der Fall ist. Manche Dörfer haben gar keinen anerkannten Radscha, Häuptling, sondern nur einen Chambau, Ortsvorsteher.

Die Region zwischen dem Irawaddy, Assam und Bengalen besteht zumeist aus dichtbewaldeten Hügeln von mäßiger Höhe und hat gleichmäßige klimatische Verhältnisse. Der Südwestmonsun bringt vom bengalischen Meerbusen herauf gewaltige Regengüsse und die Vegetation ist überaus üppig. Die Dörfer liegen oben auf den Hügeln, oder auf den Ausläufern der Berge, und in der Regenzeit, also vom Mai bis October, findet kein Verkehr unter ihnen statt. Man sieht kaum eine Strecke flachen Landes, Alles ist Hügel und Thal und deswegen muß der Feldbau in eigenthümlicher Weise betrieben werden. Man schlägt im Walde Bäume nieder, bestellt die gelichtete Strecke nur zwei Jahre und muß, weil dieselbe dann vom üppigsten Pflanzenwuchse förmlich überwuchert wird, wieder Bäume umhauen, weil andauernde Bestellung geradezu unmöglich ist.

Das Wort Naga hat eine bestimmte geographische Umgrenzung und die Nagastämme zerfallen, wie schon bemerkt, in buchstäblich unzählige von einander unabhängige Stämme; diese sind fortwährend im Kriege mit einander.

Das Kopfjagen ist allgemein Brauch bei den Nagas, Garrans oder Garos, Kukis, Luschais und anderen Stämmen in diesen Gegenden des östlichen Bengalen. Man verschafft sich Menschenköpfe im Kriege, durch Raubzüge oder gelegentlichen Ueberfall. Dieser Brauch besteht seit lange und ist Ursache der starkmarkirten Verschiedenheiten sowohl in der Sprache wie in der physischen Erscheinung unter den Nagastämmen. Nicht zwei derselben sind einander völlig gleich.

Man hat wohl angenommen, daß die Fehden und Mordthaten ihren Grund im Rachegefühl oder in Blutfehden hätten, oder durch persönliche Streitigkeiten verursacht würden; das trifft aber nur ausnahmsweise zu. Bei einigen Stämmen mag wohl Krieg die Ausnahme bilden, bei anderen ist das Umgekehrte der Fall und mehrere liegen mit einander in ewiger Fehde.

Die meisten derjenigen Nagastämme, mit welchen unser Berichterstatter bekannt ist, tättowiren sich mehr oder weniger stark, theils im Gesicht, theils am Körper. Um dieses „Zeugniß der Mannhaftigkeit“ anbringen zu dürfen, müssen sie dem Radscha einen Menschenkopf vorzeigen, der im Allgemeinen aus einem nicht nahe verwandten Stamme geholt wird. Niemand kümmert sich darum wie man zu einer solchen Trophäe kommt, genug er bringt ihn dem Häuptling, wird dann mit dem Ak oder Stammeszeichen tättowirt und gilt von nun an für einen Mann.

Der Kopfjäger legt sich auf dem Grund und Boden eines andern Stammes in einen Hinterhalt und lauert Weibern oder Kindern auf. Oder mehrere junge Leute, welche sich den Ak erwerben wollen, verstecken sich an einem Teiche, wohin, wie sie wohl wissen, Leute zum Fischen kommen; erscheinen diese in größerer Menge, so ziehen sie sich in aller Stille zurück; wenn in kleiner Anzahl, werden sie überfallen und verlieren ein paar Köpfe, obwohl auch die Angreifer manchmal einige einbüßen. Zuweilen unternehmen die jungen Männer mehrerer Dörfer oder auch verwandter Stämme einen Streifzug nach einem fern gelegenen Dorfe, der mitunter Erfolg hat, manchmal aber schlimm für sie endet. Dabei ist gewöhnlich ein schon älterer Mann Anführer: er will sich dabei einen Extra-Ak erwerben, ein weiteres Ordenszeichen. Es ist schwierig, einen solchen Streifzug von einem regelmäßigen Kriegszuge zu unterscheiden, weil in beiden Fällen unbedingt Köpfe geholt werden. Am häufigsten gewinnt man diese Siegeszeichen allerdings in Folge von Wegelagern und aus dem Hinterhalte. Persönliche Feindschaft oder Streitigkeit bleibt, wie schon bemerkt wurde, außer aller Frage.

Gelegentlich kommen auch wohl regelrechte Stammesfehden vor, auch wohl Blutfehden unter Familien. So wirken mehrerlei Ursachen zusammen, daß wir viele kleine Stämme finden, die abgesondert auf Bergspitzen wohnen und ganz und gar sich auf sich selber und ihre Hülfsquellen angewiesen sehen, und diese Absonderung hat auf ihre Sprache und ihren äußern Habitus, wie gleichfalls schon hervorgehoben wurde, einen nicht geringen Einfluß ausgeübt. Sie

sind übrigens ein hübscher, kräftiger, thätiger Menschenschlag und in Allem was sich auf Leben und Arbeiten im Walde bezieht ausgezeichnet; dagegen mangeln ihnen alle industriellen Fertigkeiten, selbst das Verfertigen von Töpfen, Bearbeitung der Metalle, Schrift ꝛc. Sie gehen fast ganz unbekleidet und bedürfen auch der Kleidung nicht. Bemerkenswerth bleibt immerhin, daß sie nicht einmal ordentliches Ackergeräth haben. Die sogenannte Dâu, eine Pförmige Axt, ist buchstäblich Alles in Allem; mit derselben verrichten sie fast jede Arbeit; außerdem haben sie ein Bambusgeräth zum Ausreißen von Unkraut und eine sehr kleine eiserne Hacke. Mit der Dâu lockern sie vor der Aussaat den Boden auf.

Ihre geistigen Anlagen und Fähigkeiten sind gering. In Allem was auf ihr tägliches Leben und Treiben Bezug hat, zeigen sie sich gewandt und schlau, darüber hinaus aber ungemein beschränkt. Peale kennt keinen einzigen Naga der über 10 hinaus zu zählen vermöchte, und die Zahlwörter sind allemal, wenn man 20 oder 30 Miles weiter geht, verschieden. Der Engländer zahlte ihnen manchmal den Arbeitslohn in verschiedenartigen kleinen Münzen aus, aber nur sehr wenige konnten es bis zum einfachsten Addiren bringen. Sie sitzen im Schatten eines Baumes und zählen an den Fingern ab, können aber damit nicht fertig werden. Der Bruder eines Häuptlings meldete ihm, daß drei seiner Söhne und sein Bruder, die auf eine Kopfjagd ausgezogen waren, ihrerseits von einem Hinterhalt aus überfallen und erschlagen worden seien. Er wollte die Zahl dreizehn anschaulich machen; zuerst hielt er beide Hände mit geöffneten Fingern in die Höhe und hielt dann drei Fußzehen dicht zusammen, betonte aber, daß Peale ja die fünf Finger nicht vergessen solle, mit welchen er die drei Zehen hielt.

Ihre Bezeichnung für das höchste Wesen, den Gott der Christen, ist auch gleichbedeutend mit Engel, Kobold, Geist ꝛc.; er peinigt gern die Menschen, man kann ihn aber günstig stimmen, wenn man Eßwaaren für ihn an den Weg stellt. Jedenfalls ist ihr religiöses Gefühl äußerst schwach. Auffallend ist, daß sie alle Steinbeile, welche sie beim Urbarmachen des Landes finden, unberührt lassen und wegwerfen; dieselben gelten für gefährlich, weil sie von längst verschwundenen Wesen herrühren, die eigentlich keine richtigen Menschen gewesen seien. Heute sind bei den Nagas keine Steinwaffen oder Steingeräthe in Brauch; aber die Schmiede am Abhange des Hügellandes bedienen sich der Steine zum Hämmern.

Im anthropologischen Institute zu London gab Major Godwin-Austen einige Erläuterungen. Von den Nagastämmen, welche im Innern des Hügellandes wohnen, wissen wir noch gar nichts. Die welche er kennen lernte, wohnen westlich von denen, welche Peale beschreibt, im Berglande zwischen Assam und Manipur; es sind die Aughami, Tangkul und Kutscha Naga in der Gegend von Asalu. Sie sind von den Kukis völlig verschieden; diese kamen von Südwesten aus Arrakan hinauf, die Nagas sind von Osten hergekommen. In Bezug auf das Kopfjagen verhält es sich bei den eben genannten Stämmen eben so wie bei denen, welche oben geschildert worden sind. Die Aughami haben das Tättowiren nicht; statt desselben tragen Stränge von Kaurimuscheln diejenigen Männer, welche einen Feind getödtet oder auf irgend welche Weise einen Kopf genommen haben. Die Zahl derer, welche ermordet werden, ist außerordentlich groß; Austen sah in dem Dorfe Gaziphimi nicht weniger als 53 Schädel, die auf Stangen befestigt waren. Die Kukis in den nördlichen Kascharhügeln befestigen hartes Holz oder einen Stein an einem Stiel und gebrauchen dieses Werkzeug zum Entfernen des Unkrautes. Die Aughami haben Zahlwörter bis zu 100. Schlangenverehrung kommt nicht vor. Sie selber nennen sich nicht Nagas; dieser Name wird ihnen von den im Hügellande wohnenden Assamesen beigelegt.

Das Kopfjagen kommt bekanntlich auch bei den Dajacks auf Borneo vor; es ist aber unstatthaft daraus irgend welchen Zusammenhang zwischen ihnen und den Nagas zu folgern.

Nordamerikas zukünftige Bevölkerung.

Wir finden in einer deutsch-amerikanischen Zeitung die nachstehenden Betrachtungen, die wir unseren Lesern nicht vorenthalten wollen.

Es ist doch eine seltsame Erscheinung, daß bei den Nachkommen der alten Einwanderer von Nordamerika, bei den Amerikanern par excellence, die Zahl der Geburten beständig geringer wird. Die statistischen Nachweise zeigen dies unwiderleglich und geben weitsichtigen Leuten viel zu denken. In den dünnbevölkerten, von neuen Ansiedlern bewohnten Ländern, wie Oregon, Iowa, Minnesota, Missouri, fehlt es nicht an einem gesunden Verhältniß natürlicher Zunahme, doch in den alten Colonien und namentlich in den großen Städten Newyork, Philadelphia, Boston und Neworleans zeigt sich eine stetige Abnahme in der Anzahl einheimisch geborener Kinder. Merkwürdig ist das den übrigen Staaten von Massachusetts, dem religiösen Mittelpunkt von Neu-England, „dem intellectuellen Lichte der Vereinigten Staaten“, gegebene Beispiel. In Massachusetts heirathen wohl die jungen Frauen, werden aber selten Mütter. Die Frauen wollen Gefährtinnen ihrer Männer sein, begabte, kluge, zuverlässige Gefährtinnen, aber Mütter wollen sie nicht sein.

Zu gleicher Zeit geht die Macht Neu-Englands auf den Westen über. Die überwiegende Mehrzahl der werdenden Generation in Boston ist entweder deutschen oder irischen Ursprungs. Dies ist nicht eine Folge davon, daß die Deutschen und Irländer zusammen an Zahl die auf der Scholle Geborenen übersteigen; diese Nationalitäten sind zweifelsohne zahlreich vertreten, haben aber noch nicht das Uebergewicht. Die Ehestandslisten zeigen eine Ueberzahl auf Seiten der Einheimischen, und wenn man die Geburten verzeichnet, laufen die Nachweise in anderer Richtung ab. Als Illustration dazu muß man einmal die kleinen Anzeigen eines nordamerikanischen Blattes lesen; es sind zwar nur Annoncen, aber Annoncen von traurigster Bedeutung.

In einzelnen Staaten scheinen namentlich in den höheren Ständen die Frauen sich verschworen zu haben, dem Lande keine Kinder liefern zu wollen. Hepworth Dixon hatte einmal in Providence, der Hauptstadt von Rhode Island, eine Unterredung über diesen Gegenstand mit einer Dame, welche

die Thatsachen so einfach auffaßte, wie sie ihr, ihrer Aussage nach, von Worcester, Springfield, Neuhaven her und aus Hunderten der reinsten Städte in Amerika bekannt waren. Sie sagte mit großer Unbefangenheit Folgendes: „Die erste Pflicht einer Frau ist: in den Augen des Mannes schön zu erscheinen, so daß sie im Stande ist, diesen an ihre Seite zu fesseln und einen Einfluß zum Guten auf ihn zu üben, nicht ein Aschenbrödel im Hause, eine Sklavin in Küche und Kinderstube zu sein. Alles was in dieser Beziehung einer Frau schadet, ist ihrem eigenen Interesse zuwider, und sie hat das Recht es von sich zu stoßen, gerade wie ein Mann eine Brandschatzung verwerfen würde, welche man auf seine Ersparnisse zu legen versuchte. Der erste Gedanke einer Frau sollte der an ihren Mann sein, und dann der an sich selbst, an seine Begleiterin in der Welt. Nichts sollte jemals zwischen diese zwei kommen dürfen." — Auf Dixon's Frage, ob Kinder störend zwischen Vater und Mutter treten können, sagte sie kühn: „Ja, sie thun dies, sie beanspruchen die Zeit der Mutter, verderben ihre Schönheit und ihr Leben. Wenn Sie diese Straße hinabgehen (die von Providence), werden sie Hunderte zarter Mädchen bemerken, welche eben zu jungen Frauen erblühen. In einem Jahre sind sie möglicherweise verheirathet, in zehn Jahren sind sie häßlich und alt. Ihrem Aussehen zu lieb wird kein Mann sich um sie kümmern. Ihre Männer werden kein Feuer in ihren Augen, keine Rosen auf ihren Wangen finden. Sie haben ihr Leben ihren Kindern geopfert." Dies Alles sprach sie eifrig und in der festen Ueberzeugung, daß es von jeglicher Dame am hellen Tage vor aller Welt ausgesprochen werden könne. Doch welch ein Frevel liegt darin!

In den dünn bevölkerten Districten des Westens gelten solche Anschauungen allerdings nicht. In Ohio und Indiana bei den Neueingewanderten ist die Frau stolz auf ihre Kinder, und der Missouri-Mann, welcher keine schöne Dame zur Frau hat, freut sich über seine kräftigen Söhne. In Neu-England, in Neuyork ist es eben anders. Möglicherweise mag es nur Mode sein, aber in der That verliert, wenn man so sagen darf, Amerika viel aus Mangel an Müttern. In den großen Städten unter den Shoddyköniginnen, welche in Monstrehotels, unter den edeleren Damen, welche in ihren eigenen Häusern leben, findet man sehr selten eine Frau, die eine Brut wilder Jungen und Mädchen um sich hat. Anspielungen auf die Kinderstube, die in England und Deutschland von einer jungen Frau als Complimente aufgenommen werden, empfängt man hier mit einem Lächeln, begleitet mit Achselzucken von unzweifelhafter Bedeutung. Wenn nicht bald eine Umkehr stattfindet, so wird das Ende dieser Mode unter den höheren Classen wohl nichts Anderes sein, als schnelles Verschwinden der alten amerikanischen Race. Von Osten aber kommen in großen Zügen Deutsche, Skandinavier und Irländer, welche bis nach dem fernen Westen hinüberdringen; über den Stillen Ocean segelt eine colossale Einwanderung von Chinesen herbei. Diese neuen Elemente werden die alten absterbenden auffrischen und nach einigen Generationen wird eine neue Race zum Vorschein kommen. —

Höchst bedeutsam ist, was der Freiherr von Hübner, dieser feine und merkwürdig vorurtheilsfreie Beobachter, in der Zusammenfassung seiner Eindrücke von Nordamerika sagt: „Ihr seid im Alter des Wachsthums," ruft er den Amerikanern zu; „Ihr seid noch nicht fertig. Was werdet Ihr am Tage der Reife sein? Ihr wißt es nicht und Keiner kann es voraussehen, denn die Geschichte bietet kein Beispiel einer ähnlichen Genesis wie die Euere ist. Bei den anderen Nationen des Erdballs, und namentlich bei denen von Europa, seien sie nun groß oder klein, rollt dasselbe Blut in den Adern jedes ihrer Angehörigen. Es giebt wohl Staaten mit verschiedenen Nationalitäten, allein die Racen leben neben einander und jede bewahrt ihren eigenen Charakter. Sie haben gemeinschaftlich einen Souverain, eine Centralgewalt, zuweilen eine Gesetzgebung, dazu eine Menge gemeinsamer Interessen, aber sie bewahren ihre Sprache, ihre Sitten, oft ihre Religion und ihre geschichtlichen Rechte, doch sie amalgamiren sich nicht. Wo eine Vermischung stattfand, vollzog sie sich nur langsam in Folge eines Processes, der Jahrhunderte gedauert hat . . ."

Nordamerika bietet dagegen ein ganz anderes Schauspiel. Im Anfang zeigte sich freilich eine gewisse Analogie; das anglo-sächsische Element herrschte vor; die große Mehrheit der Einwanderer kam aus England. Die Holländer, welche ihrer Zahl nach kaum Bedeutung hatten, die Franzosen in Canada und Louisiana konnten ihnen das Terrain nicht streitig machen. Die Indianer zogen scheu sich in die Wälder zurück, wie das Hochwild angebaute Gegend flieht. Die Engländer waren daher Herren des Landes, und der Name Neu-England hat noch seine Berechtigung. Auf diesem Gebiete vermochten die Abkömmlinge der britischen Ansiedler kraft ihrer weit überwiegenden Mehrheit die kleine Anzahl der ungleichartigen Elemente zu absorbiren und gewissermaßen eine Nation zu bilden. Der Engländer hat den Vereinigten Staaten, in den engen Grenzen von damals, das Blut, die Sprache, die Sitten gegeben, und auch die Ideen des Mutterlandes, mit den Einschränkungen allerdings, welche aus der politischen Trennung, aus der republikanischen Verfassung und aus der Beschaffenheit des Bodens hervorgingen.

Doch seit einigen dreißig Jahren hat sich dieser Stand der Dinge gewaltig geändert. Die englischen Einwanderer, mit Ausschluß der Irländer, welche anderer Race sind, bilden nicht mehr die Majorität. Deutsche bevölkern die Staaten des Westens und ihre Macht wächst von Tag zu Tag in den Ländern des Stillen Oceans. Und dann die Chinesen! Wenn, wie es wahrscheinlich ist, dieser Zufluß nicht englischer Elemente fortdauert, so ist kaum anzunehmen, daß die anglo-sächsische Race im fernen Westen das politische und sociale Uebergewicht behaupten werde, welches ihr doch an den Ufern des Atlantischen Oceans wohl noch gesichert bleibt. Ob sie dieses Uebergewicht bis zum Strande des Stillen Oceans ausdehnen wird, bis nach den neuen Eroberungen hin, welche Tag für Tag von Deutschen, Irländern und Chinesen gemacht werden, ist mindestens zweifelhaft. Aber wer wird die anglo-amerikanische Oberherrschaft ersetzen? Welche neue Race wird aus den Deutschen, den Kelten und Mongolen hervorgehen? Wir wissen dies nicht. Kein Mensch kann es wissen.

Das Wiederauftreten der orientalischen Pest.

Diese ansteckende, in den meisten Fällen mit tödtlichem Verlauf endigende Krankheit hat in früheren Jahrhunderten viel zum Verfall der Länder Vorderasiens und Nordafrikas beigetragen. Es steht geschichtlich fest, daß sie schon vor den Kreuzzügen aus der Levante her mehrmals nach Europa eingeschleppt wurde, und seit der vielfachen Berührung der Europäer mit den Türken und seit der Ausdehnung des Handelsverkehrs trat sie häufiger auf und richtete oftmals große Verwüstungen an. Für den eigentlichen Erzeugungsherd galt Unterägypten. Dr. Stamm in seinem Werke über Nosophthorie, Uebertragung der Krankheitsstoffe, nimmt an, daß Kairo der wahre Pestkessel gewesen sei, so lange dasselbe durch die nun längst abgetragenen Hügel (von 600 Fuß Höhe) eine fast ganz eingeschlossene Lage gehabt habe, und ehe die umliegenden Sümpfe ausgetrocknet wurden. Seitdem entstand weniger „Giftdunst" und die frischen Winde haben freien Zugang.

In Konstantinopel ist die Pest seit 1841 nicht mehr aufgetreten; in Aegypten kam sie seit 1844 nicht mehr vor; zu Bengasi tauchte sie 1858 wieder auf, konnte jedoch keine Verbreitung gewinnen, weil man die heimgesuchte Gegend sofort streng absperrte; auch in Mesopotamien erschien sie 1867. Gegenwärtig ist sie nun wieder in Nordafrika wie in Mesopotamien fast an denselben Punkten zum Vorschein gekommen.

Bengasi, das Berenice der Alten, ist bekanntlich ein Hafen im tripolitanischen Gebiete; 1858 verbreitete sich von dort die Pest über das Hochplateau von Barka, dieser Cyrenaica der Alten. Mesopotamien war dreißig Jahr von ihr verschont geblieben, denn seit 1834 kam kein Fall mehr vor, bis sie 1867 unter den arabischen Stämmen erschien, welche am westlichen Ufer des Euphrat die sumpfigen Gegenden zwischen den Ruinen von Babylon und den von schiitischen Pilgern zahlreich besuchten Wallfahrtsort Mesched Ali (Nedscheh) inne haben.

Im Tripolitanischen ist nun die Pest in den ersten drei Monaten des laufenden Jahres in Merdscheh zum Vorschein gekommen, das etwa 20 Karawanenstunden südöstlich von Bengasi und auf der Stelle des alten Barka liegt. Die Stadt ist neu; als sie 1856 von Hamilton besucht wurde, standen erst einige wenige Häuser dort; jetzt zählt sie deren 67, auch werden Felsenhöhlen als Wohnungen benutzt. Es ist dort ebenso schmutzig und unreinlich wie in Bengasi, das von den Türken wegen der Menge unausstehlicher Fliegen als „Königreich der Fliegen" bezeichnet wird. Zwischen dem 7. und 21. Juni wurden von Seiten des Dr. Laval in einer Bevölkerung von 300 Seelen von 30 Erkrankungsfällen 27 Todesfälle constatirt; dieser Arzt erlag selbst am 27. Juli.

Auch 1858 verbreitete sich die Pest bis Merdscheh. Dort bietet die Ebene oder wie man auch sagt das Thal, welches von stark bewaldeten Hügeln umgeben ist, eine Abwechselung von Acker- und Weideland dar; sie ist wegen ihrer hohen Lage auf einer langhingestreckten Hügelkette in den Sommermonaten ein Lieblingsaufenthalt der Beduinen; von den Höhen kommen viele Gefließe herab, welche stehende Wasserbecken bilden. Der Ausbruch der Pest im Jahr 1858 traf zusammen mit einer Hungersnoth in Folge schlechter Ernte, was gegenwärtig nicht der Fall ist.

Die Verbreitungsfläche der Pest in Mesopotamien liegt am untern Euphrat südlich von Massejyh. Die ersten Fälle kamen im Februar vor unter den Affidsch-Arabern, welche den nördlichen Theil der sumpfigen Niederungen am östlichen Ufer inne haben. Sehr rasch verbreitete sich die Ansteckung unter anderen Stämmen an beiden Ufern von Dewanieh an bis nach Hilleh hinauf, an der Westseite auch bis zu den Wallfahrtsorten Mesched Ali (Nedscheh) und Mesched Hussein (Kerbela), bis an den Rand der Wüste; sie zog quer durch die Gegend, welche schon 1867 heimgesucht worden ist. Die Seuche scheint seit Juni sich nicht weiter verbreitet zu haben und man hofft, daß sie dort bald erlösche, aber schwerlich wird sich ermitteln lassen, wie viel Opfer sie dort erfordert hat, weil die türkischen Commissäre nur angewiesen sind die Verbreitung und den Charakter der Krankheit zu ermitteln.

Die Affidsch-Araber bei welchen dieselbe diesmal zuerst auftrat, wohnen auf einem ähnlichen Gelände und haben dieselbe Lebensweise wie die Beni-Taraf-Araber bei denen sie, am westlichen Ufer des Euphrat, 1867 ausbrach. Ihr Gebiet ist sumpfig und beinahe vier Monate im Jahre dauert die Ueberschwemmung des Euphrat; ihre Wohnung ist eine aus Rohr gebauete mit dicken Schilfmatten überdeckte Hütte, in welche kein Regen eindringen kann; Hauptnahrungsmittel ist der Reis, der am Rande der Sümpfe vortrefflich gedeiht; die Felder werden häufig unter Wasser gesetzt. Die Verbindung wird vermittelst langer, schmaler Kähne (Terradas) von etwa 10 Fuß Länge unterhalten.

Ein Ausblick von den Birs-Nimrud-Ruinen über das weite ebene Land veranschaulicht die völlige Verödung dieser einst so blühenden babylonischen Gegend. Unwillkürlich erinnert man sich an die Prophezeiung des Jesaias, daß sie zum Aufenthalt der Rohrdommeln werden solle, erfüllt mit Sümpfen und Wassertümpeln. In gewissen Jahreszeiten setzt der Euphrat das ganze niedere Chaldäa unter Wasser. Nur wenige Stellen am Rande der Sumpfregion gewähren dem Auge einen Ruhepunkt; nach Süden hin erblickt man das Grab des Propheten Ezechiel und auf eine Entfernung von etwa 50 englischen Meilen in der Luftspiegelung am Morgen die Moschee des heiligen Ali, die wie ein Goldfleck funkelt, wenn die ersten Sonnenstrahlen auf ihre Kuppel fallen. Näher in der Richtung nach Nordwesten sieht man die Doppelkuppeln von Kerbela, wo Ali's ermordete Söhne Hussein und Hossein begraben liegen. Die Ränder und die Inseln des Sumpflandes werden dann und wann von Choseyl-Arabern besucht und mit einem Fernrohre kann man deutlich ihre Schaf- und Kameelherden erkennen.

Zu derselben Zeit als die Seuche in Mesopotamien und Nordafrika auftrat, verlautete daß sie auch in Revendus im türkischen und in der Umgegend von Bana im persischen Kurdistan erschienen sei; also an den Grenzen der Gegend, wo sie 1870 Opfer gefordert hatte, nämlich in Dörfern zwischen den Flüssen Dschagatu und Tatawa, südöstlich vom Urumiahsee. Seit vierzig Jahren war sie dort nicht gewesen, nun trat sie wieder auf, zunächst in jenen an den Sümpfen, wo Reis gebaut wird.

Zur Winterzeit waren die Dörfer durch hohen Schneefall von aller Verbindung mit der Umgegend abgeschnitten und als sie wieder zugänglich wurden, ergab sich, daß der größte Theil der Bewohner von der Pest hinweggerafft worden war. Die welche noch am Leben waren zogen im Frühjahr auf die Hügel und in andere Bezirke und verschleppten die Seuche, welche dann bald auch im Gebirge sich verbreitete.

Dem Ausbruch war eine Rindviehseuche vorhergegangen und auch die Ernte war schlecht gewesen.

Im Winter 1873 auf 1874 und bis in den Sommer hinein ist bekanntlich ein Theil Kleinasiens durch Hungersnoth schwer heimgesucht worden; in den nun von der Pest ergriffenen Gegenden Kurdistans und Mesopotamiens war das nicht der Fall. Nun fragt sich, ob das Wiedererscheinen der Seuche in weit von einander entfernten Gegenden etwa darauf hindeute, daß sie abermals einen epidemischen Charakter annehmen werde? Die Möglichkeit ist schon früher von Seiten mancher Aerzte zugegeben worden, schon deshalb weil die Lage der Bewohner in den Gegenden wo sie sich lange still verhielt oder auch ganz verschwand, sich seitdem nicht geändert hat. Die Pest ist in den neueren Zeiten in Bezirken ausgebrochen, welche eine andauernde Beobachtung nicht zuließen und wo man also über die ersten Fälle keine Kunde hat. Vielleicht rechtfertigt sich die Annahme, daß die Krankheit, obwohl sie jetzt seltener in ihrer diffusiven Gestalt beobachtet wird, in ihren früheren sagen wir Ursitzen in der Levante doch nicht so ganz und völlig verschwunden ist, wie man allgemein glaubte. In diesem Falle wären die neueren Ausbrüche vielmehr als Recrudescenzen, Wiederausbrüche, denn als Wiedererscheinungen anzusehen. Wie dem aber auch sein möge, Europa muß auf seiner Hut sein und im Nothfalle seine Vorkehrungen treffen. Bei dem heutigen Stande der Arzneiwissenschaft und bei den Maßregeln, welche man eventuell ohne Zögern jedenfalls treffen würde, könnte nicht ausbleiben, daß man einer weiten Verbreitung der Seuche Schranken zöge. Auch ist unter Ueberwachung der europäischen Staaten die türkische Regierung bestrebt, die Straßen zu sperren, von welchen die Pest nach anderen Gegenden verschleppt werden könnte; sie überwacht auch die mohammedanischen Pilger und das gerade ist sehr nöthig.

Soeben, im August, kam die Kunde nach Europa, daß im westlichen Arabien eine der Pest sehr ähnliche Krankheit ausgebrochen ist. Die ägyptische Regierung ist unverweilt ans Werk gegangen, um die Bezirke, wo sie auftritt, zu isoliren. Auch sind alle aus dem Hedschas kommenden Schiffe in den ägyptischen Häfen einer strengen Quarantäne unterworfen; noch mehr, sie hat allen Verkehr mit Tripolitanien, einerlei ob zu Land oder See, unbedingt gesperrt. Der Punkt wo in Westarabien die Seuche zum Ausbruche kam heißt Doga oder Dogar; derselbe ist, in nordöstlicher Richtung, nur eine Tagereise weit von Gunfuda entfernt, dem bekannten Hafenplatze von welchem viel Kaffee verschifft wird. Doga ist eine aus Rohrhütten bestehende Ortschaft am Fuße der Hügel. Wir wissen heute noch nicht, ob und wie weit von dort aus die Seuche sich verbreitet hat.

Kelat und sein Herrscher.

R. K. Am 23. Januar 1872 langte die englische Expedition, deren Reise in Iran Dr. Bellew beschrieben hat (vergl. „Globus“ XXV, S. 221 f.), in der Hauptstadt von Beludschistan, Kelat, an. Bei einer Temperatur von nur 22° F. ging es über eine weite, öde, todte Ebene, welche kein Dorf oder Haus, kein Zelt und keinen Baum und nur armselige Spuren von Anbau zeigte; dann eine enge, gewundene Schlucht zwischen hohen Kies- und Geröllbänken hinauf bis zu einer Spalte, von wo Thal und Palast von Kelat sichtbar waren, letzterer auf einem Felsen und die Stadt beherrschend. Der Anblick war wild und düster; alles Leben war bei der Winterkälte erstorben.

Nun führte der Weg einen langen Abhang hinunter, auf welchem den Engländern ein „Istikbal“, d. i. eine Begrüßungsdeputation entgegenkam, geführt von dem Schwestersohne des Chans, Mir Karam Chan. Er war ein hübscher, achtzehnjähriger Bursche mit langen, glänzend schwarzen Locken; aber trotz seiner Jugend war er durch zu frühen und reichlichen Genuß gewisser orientalischer Herrscherfreuden entnervt und abgefallen. So prächtig auch sein Gewand und so schön und feurig sein reichgezäumtes Pferd war, so wurde sein Aufzug doch durch sein furchtsames Sitzen beeinträchtigt; so wie das Roß bäumte, fuhr seine Hand nach dem mächtig hohen Sattelknopfe. Ihn begleiteten ein Vetter des Chans und etwa dreißig zerlumpte Reiter, die buntscheckigste Truppe, die man sehen konnte, Perser, Brahui, Beludschen, Sindhi und Sidi, jeder in seiner eigenen Tracht und Bewaffnung von der armseligsten Art und auf einem elenden, schlecht gehaltenen Gaule. Einer nach dem andern verschwand, während der Zug unter den Mauern des Palastes und um die Befestigungen der Stadt herum sich nach dem für die Ankömmlinge hergerichteten oder besser ausgeräumten Hause bewegte, welches eine englische Meile nördlich von der Stadt in einem Garten liegt. Zur Feier der Ankunft gab die Citadelle elf Salutschüsse ab.

Zwei Stunden später zogen die Engländer ihre Uniformen an, um im Palaste ihre Aufwartung zu machen. Die Kälte wurde durch den eisigen Nordwind, welcher hier die ganze Hälfte des Jahres hindurch weht, nur um so fühlbarer gemacht. Denn diese Hochebene (Kelat liegt nach Bellew 6780 Fuß hoch), obwohl an der Grenze der Tropen, mit Delhi und Kairo so ziemlich unter gleichem Breitengrade, hat doch ein europäisch strenges Klima, vier Jahreszeiten, nur im Hochsommer einzelne heiße Tage, im Winter dagegen heftigen Frost und Schneefall. Ueber einen kleinen Fluß und zwischen eingehegten Feldern hindurch führte der Weg durch ein Thor direct auf den Bazar, eine schmutzige Straße mit einer Anzahl armseliger Läden, dann zwischen hohen Mauern einen steilen und schlüpfrigen Abhang hinauf, durch eine dunkele, gewundene Gasse, deren Boden mit allem nur denkbaren Unrath und Abfall bestreut war und die ekelhaftesten Gerüche aufsteigen ließ.

Plötzlich stand die Gesellschaft vor der Thür des Empfangzimmers und gleich darauf vor dem Chan selbst. Ein allgemeines Händeschütteln, von den üblichen Begrüßungsphrasen begleitet, folgte, worauf alle auf einer Reihe Stühle im Empfangszimmer Platz nahmen, in der Mitte Chudadad Chan und Generalmajor Pollock, Major Harrison und Dr. Bellew zu beiden Seiten. Vor ihnen waren zwei alte, schmutzige, persische Teppiche auf dem Boden ausgebreitet, zwischen denen ein großes Becken mit glühenden Holzkohlen stand. Auf dem Rande der Teppiche saßen rechts und links eine Anzahl Hofbeamter, und ganz hinten war des Herrschers Leibgarde aufgestellt, ein Dutzend der ruppigsten Halsabschneider, die man nur irgendwo auftreiben kann. Nicht zwei waren gleich gekleidet oder bewaffnet; jeder sah immer

schurkischer aus, als sein Nachbar, eine wahre Musterfammlung von Verbrechergesichtern.

Noch eine Person war da, welche sich dicht an die Wand geschmiegt hatte, mit einem dicken, gutmüthigen Gesicht und weichen Barte, der Mann wäre entschieden weiß gewesen, wenn er nur jemals nähere Bekanntschaft mit Wasser und Seife gemacht hätte. Die Kleider waren weder rein noch neu und verhüllten fast die ganze Figur; aber wenn diese sich von Zeit zu Zeit ins Gespräch einmischte, geschah es mit dem Nachdruck eines wohlangesehenen Günstlings. Das war der siebzigjährige Wesir Weli Muhammed, des Chans treuester Freund und ein zuverlässiger Verbündeter der Engländer schon länger als ein Menschenalter hindurch. Er war es schon, als General Willshire im Jahre 1839 Kelat eroberte und der damalige Herrscher, Mihrab Chan, mit 400 seiner Leute getödtet wurde.

Der jetzige Chan ist etwa 38 Jahr alt und hat ein nichtssagendes, mitunter albernes Gesicht. Seine Unterhaltung ist kindisch; irgendwelche Fähigkeiten gehen ihm ab, und die meiste Zeit soll er bei seinen Weibern verbringen. Während des Besuches kamen seine zwei Söhne herein, hübsche, reichgekleidete Kinder von sieben und drei Jahren, Mir Mahmud und Mir Schanawas. Daraus besteht der ganze Hof von Kelat.

Das Empfangszimmer ist elend und vernachlässigt, von geringer Höhe, mit großen Rissen in den ehemals geweißten Wänden. Gegen Norden und Westen hat es eine Anzahl Gitterfenster, aus denen man eine hübsche Aussicht auf das ganze Thal mit seinen Dörfern und Gärten genießt. Das ist aber auch das einzig Hübsche und Sehenswerthe in dem ganzen Palaste, der weiter nichts ist, als ein hoher Haufen übereinandergepackter Hütten, welcher die Stadt überragt.

Gewöhnlich überwintert der Chan wegen des rauhen Klimas nicht hier, sondern in Katschha-Gandawa unten in der warmen Indusniederung, wo er auch einen Palast besitzt. Damals hielt ihn aber die Empörung einiger Vasallen auf der kalten Hochebene zurück.

Am folgenden Tage erwiederte der Chan in Begleitung seines Sohnes Mir Mahmud und seines Neffen Mir Karam Chan den Besuch. Er war reich gekleidet und ritt ein prachtvolles, reich mit goldenen Zierrathen geschmücktes Pferd; aber seine Haltung und sein Benehmen waren derartig, daß er den Engländern einen noch ungünstigern Eindruck als Tags zuvor machte.

Er ist das Haupt der Kambaranifamilie, welche von Arabern aus Aleppo abzustammen behauptet, mehrere Generationen hindurch im Lande geherrscht hat und deswegen als der königliche Stamm der Brahui (s. „Globus“ XXV, S. 221) gilt, obwohl sie weder zu den Brahui noch zu den Beludschen gehört. Die Kambarani heirathen wohl Frauen aus diesen beiden Völkern, geben ihnen aber ihre Töchter nicht zur Ehe, obwohl sie alle Sunniten sind. In den Zeiten ihrer größten Macht herrschte diese Familie über ganz Beludschistan mit seinen sechs Gebieten Katschha-Gandawa, Dschhalawan, Kelat, Saharawan, Mekran und Lus-Bela; sie erkannte die Oberherrschaft der von Schah Ahmed errichteten Afghanendynastie nur dem Namen nach an.

Heute umfaßt das Reich des Chans von Kelat nur die vier ersten Landschaften, während Lus-Bela unter einem eigenen Fürsten steht und Mekran zwischen Persien und einer Anzahl kleiner Tyrannen getheilt ist, welche mit einander in stetem Kampfe liegen. Und auch jene vier Districte sind ihm nie ganz sicher, wegen der ewigen Aufstände seiner Vasallen.

Der Besuch des Chans war weder lang noch unterhaltend; er wiederholte dieselben Fragen, wie gestern. „Wie alt bist Du?“ „Bist Du verheirathet?“ „Wie viel Kinder hast Du?“ u. s. f. bis zum Ueberdruß. Dann ließ er sich eine Flinte zeigen, welche er äußerst ungeschickt handhabte und oberflächlich und ohne eine Spur von Interesse betrachtete, als wenn der Versuch, ihren Mechanismus zu begreifen, ein ganz hoffnungsloses Unternehmen wäre. Um seinem Sohne ein Vergnügen zu machen, wurde ein Gyroskop in Bewegung gesetzt, dessen wunderbare Verrichtungen einige Ausrufe des Erstaunens hervorriefen, namentlich als es in Folge eines falschen Stoßes einen auf der Erde kauernden alten Herrn in die Flucht trieb, und dieser in seiner Hast einen richtigen Purzelbaum schoß. Das machte einen entschiedenen Eindruck, der aber nicht ganz frei von Verdacht gegen diese Höllenmaschine war, deren wahren Zweck die Fremden nicht offenbarten.

Am ersten Abend sandte ihnen der Chan ein „Zudschafat“, d. i. eine Mahlzeit landesüblicher Gerichte; am folgenden Thee, Hammelfleisch, Hühner, Eier, Butter, Mehl ꝛc. für die Diener, während ihr eigener Tisch vom Wesir bedacht wurde, der im Rufe eines geschickten Kochkünstlers steht. Die vielen verschiedenen Schüsseln, welche er diesen Abend schickte, rechtfertigten in der That sein Renommee.

Kelat (d. h. Stadt, Festung) selbst, die Hauptstadt von Beludschistan und Sommerresidenz seines Herrschers, ist eine kleine, befestigte Stadt, welche in einer Ebene am Ende der niedrigen Hügelreihe Schah Miran liegt, und eine aus Beludschen, Brahui, Dschat, Dihwar und wenigen Hindu gemischte Bevölkerung von etwa 8000 Seelen zählt. Sie ist unbeschreiblich schmutzig und hat ein ganz verfallenes Aussehen. Dabei ist sie im ganzen Lande die größte Stadt und ihr Thal das bevölkertste. Unweit Kelat im obern Theil seines Thales liegen verschiedene Dörfer und Obstgärten, welche vortreffliche Aprikosen, Pflaumen, Pfirsiche und andere Früchte erzeugen, die gedörrt und ausgeführt werden. Auch Maulbeerbäume sind häufig und die zahlreichen, nach allen Seiten hin fließenden Wasserläufe, theils Berggewässer, theils unterirdische Leitungen, sind von dem zierlichen Laube des Oleagnus beschattet.

Auf jene Obstgärten wird große Mühe und Arbeit verwendet. Sie sind alle in den Händen der Dihwar, eines persisch redenden sunnitischen Stammes, der den Tadschiks in Afghanistan entspricht. Die Cultur dieser Bäume, die im Winter ihr Laub verlieren, ist erst in der Mitte des vorigen Jahrhunderts unter Nassir Chan eingeführt worden. In Menge wird Luzerne als Futterkraut gebaut; bei sorgfältiger Behandlung und Bewässerung giebt sie jährlich 5 bis 8 Schnitt. Manche verfuttern sogar die Wurzeln der Pflanzen an ihre Kühe und Ziegen. Weizen und Gerste reifen später als in England. Der Tabacksbau ist gering.

In den Gärten hausen eine Menge Drosseln, Staare und Elstern, letztere ebenso gefärbt, wie die unsrigen, nur kleiner; auch rothschnäblige Krähen und Goldadler.

Die Bauern waren freundlich und ohne das anmaßende Wesen der Afghanen. Die Dörfer bei Kelat erschienen den Engländern als lauter friedliche, betriebsame und blühende Gemeinwesen.

Aus allen Erdtheilen.

Californien.

Lateinische Bauern nennt man in den Vereinigten Staaten solche Einwanderer aus Deutschland, welche Berufsclassen angehören die eine akademische Bildung erfordern und die in Nordamerika Land kaufen um Ackerbau zu treiben. Ihre Zahl ist namentlich in den westlichen Staaten nicht gering, und seit einiger Zeit haben sich manche auch in den Staaten am Großen Ocean niedergelassen. Eine californische Zeitung schreibt:

„Glücklich ist der Mann, der auf eigener Hufe sitzt in Californien; jährlich gedeiht ihm die Frucht und doppelt ist häufig die Ernte, ohne daß er nöthig hätte, sich in der Arbeit besonders anzustrengen. Was immer in jedem einzelnen Theile der Erde wächst, das gedeiht in diesem wunderbaren Lande; was nur an wenigen Stellen sonst gefunden wird, das kommt ohne besondere Pflege fort an den Ufern des Pacific. Brotfrüchte und Südfrüchte, Obst aller Arten und Gattungen, Datteln und Feigen, Thee und Zucker wachsen da in verschwenderischer Fülle, und während ausländische Schößlinge, sei es von Weinstöcken oder Obstbäumen, sonst im ganzen Lande kein entsprechendes Erzeugniß bringen, finden wir dort den trefflichen Burgunder, den edlen Rießling, die süßeste Aprikose, die saftigste Zwetsche. Aber auch von der Thierwelt gilt dasselbe. So wurden z. B. Angoraziegen, die ein so kostbares Vließ tragen und die man sonst in größeren Massen nur in Kleinasien findet, vor mehr denn zwanzig Jahren in unseren Südstaaten eingeführt. Bei sorgfältiger Pflege gediehen sie nur kümmerlich, da brachte man sie nach Californien und hier vermehrten sie sich so rasch, daß sie jetzt herdenweise angetroffen werden. Sie sind mit fast nichts zu ernähren und der Ertrag ihres Vließes, das hochgeschätzt wird, ist eine Goldgrube für den Besitzer, welche er ohne Mühe ausbeutet. Das ist das Land für die sogenannten lateinischen Bauern. Hier kann der Farmer den Spinoza studiren und sein Weinstock trägt doch, er kann die beste Regierungsform ausgrübeln, seine Mandelbäume gedeihen ohne ihn, er kann das letzte Wesen der Dinge erforschen, seine Angoraziegen wachsen und pflanzen sich fort und tragen ihre Wolle für ihn zu Markte; er kann mit Doctoren und Literaten Tag für Tag seinen Skat spielen, die Feigenernte macht jeden Verlust wieder gut. Das ist das Land, dahin — Sollt' eine Colonie von solchen Bauern zieh'n."

Diese Schilderung ist nicht etwa übertrieben. Aus einer vor uns liegenden Nummer der deutschen „California Staatszeitung" stellen wir bunt die nachfolgenden Notizen nebeneinander.

Zu Stockton hat ein Capitän Phelps von einem einzigen Rebstocke beinahe 20 Centner Trauben geerntet. — Ein Herr Fr. Cox in San Sacramento schor ein spanisches Merinolamm, das 14 Monate alt war; die Schur ergab 24 Pfund Wolle! — Das Salimsthal bot im Juni auf einer Strecke von 43 Miles ein fast ununterbrochenes Getreidefeld dar; man veranschlagte die Ernteausbeute dieser Felder auf 1,900,000 Centner Weizen und 600,000 Centner Gerste. — Bei Calistoga hat ein Bauer 100 Acker mit Besenkorn bestellt. — Bei Healdsburg ist eine reiche Quecksilberader entdeckt worden und die Quecksilberminen in den Counties Lake und Napa liefern im Durchschnitt 1500 Flaschen monatlich. — Wilhelm Mepp's Obstgarten in San Lorenzo ist 200 Acres groß. Derselbe enthält 27,000 Mandelbäume, 225,000 Korinthenbüsche, 4200 Kirsch-, etwa 3000 Zwetschen- und Pflaumenbäume. Dazu eine Menge der besten Sorten von Aepfel-, Birnen-, Pfirsich- und Aprikosenbäume; auch mit Orangen und Citronen sind nun dort Versuche angestellt worden. — In den niedriger liegenden Gegenden der südlichen Abtheilung gedeihen mehrere Arten von Palmen. — Zu Anaheim, das fast ganz von Deutschen bewohnt wird, die zumeist Wein bauen, sind jüngst wieder 130,000 importirte Traubensetzlinge gepflanzt worden. — Zur Verschiffung des Weizens braucht Californien jährlich für mehr als drei Millionen Dollars Säcke, zumeist von Dschute. Die amtliche Abschätzung für die Weizenernte des Jahres 1873 ist nun amtlich auf 20 Millionen Dollars abgeschätzt worden, jene der übrigen Getreidearten auf 9 Millionen, Wein 4 Millionen Dollars.

* * *

— Dr. Stoliczka. Wir gaben jüngst (S. 126) eine Notiz über das Ableben dieses Reisenden, welcher als Mitglied der Expedition Forsyth's nach Kaschgar auf der Rückreise am 19. Juni starb, oberhalb des Sasserpasses am Flusse Schayok. Seitdem sind nähere Nachrichten von seinem treuen Gefährten Capitän Trotter eingelaufen, aus Morghi, in dessen Armen er seinen letzten Athemzug aushauchte. Am 16. Juni, beim Uebergang über den Karakorumpaß, klagte Stoliczka über Schmerzen im Hinterkopfe und nachher über solche im Nacken. Er legte sich zu Bett, erbrach sich, athmete schwer, war halb bewußtlos und konnte weiter nichts sprechen als Ja oder Nein. Um Mittag gab er ein Zeichen, daß er aufrecht zu sitzen wünsche; man setzte ihn auf einen Stuhl, aber er sah schon geisterbleich aus. Biddulph und Oberst Gordon wurden aus dem nächsten Zelt herbeigeholt; man legte den Kranken wieder ins Bett; Athem und Puls wurden langsamer und bald war Alles zu Ende; er starb ruhig. Trotter ist während der Expedition sein unzertrennlicher Gefährte gewesen und beklagt tief den Verlust, welchen die Wissenschaft erlitten; es werde schwerlich Jemand im Stande sein, die von ihm gesammelten Notizen so zu verwerthen, wie er selber es hätte thun können. Er hatte schon früher einen Anfall von Melengitis spinalis gehabt und war von Dr. Bellew zu äußerster Vorsicht ermahnt worden, da ein zweiter Anfall verhängnißvoll werden könne. Dieser aber stellte sich wahrscheinlich in Folge einer Erkältung ein, welche Stoliczka sich beim Uebergang über den Karakorumpaß, 18,300 Fuß Meereshöhe, zugezogen hatte. Er ist nur etwa 20 Stunden krank gewesen und hat kein Testament machen können. In einer Nachschrift vom 20. Juni meldet Trotter, daß man am Tage vorher die Leiche nach dem etwa 10 Tagereisen entfernten Leh in Ladakh abgeschickt habe, wo sie dann auch bestattet worden ist. Er schreibt zum Schlusse: „Wir haben morgen ein hartes Stück Arbeit vor uns, denn wir müssen den Sasserpaß überschreiten; wenn wir hinüber sind, haben wir bis Leh weiter keine Schwierigkeiten. Heute gingen wir über den Schayockfluß, der wenig Wasser hatte, weil Frost eingetreten war, aber vor zehn Tagen als Forsyth ihn überschritt, ertranken dabei zwei Ladakhis."

— In Nr. 9 S. 143 äußerten wir unsere Bedenken über die Ausführung des überaus sanguinischen Planes, welchen Lesseps in Bezug auf den Bau einer Eisenbahn durch Centralasien nach Indien mit so großer Zuversichtlichkeit anpries. Nun, seitdem er aus den Berichten der Expedition Forsyth's sich überzeugen mußte, daß auf der von ihm vorgeschlagenen Route der Bahnbau unter die platterdings unmöglichen Dinge gehört, hat er sein windiges Project als das erkannt, was es von vornherein war.

— Auf dem Magdalenenstrom in Neugranada waren in der Mitte des laufenden Jahres 14 Dampfer in Thätigkeit.

— Auf einer kleinen Insel vor der Ostküste von Vancouvers Island, Britisch Columbia, versuchten katholische Missionäre ein Werk der Barmherzigkeit, indem sie einen Stamm ganz wilder Indianer einigermaßen zu sittigen trachteten. Nach-

dem sie einige Jahre mit großer Mühe und Aufopferung am Werke gewesen sind, haben sie ihre Arbeiten eingestellt. Pater Foquet erklärte, es sei ganz unmöglich, jenen Indianern einige Civilisation beizubringen. Und weshalb? Weil gewissenlose Weiße diese Wilden zum Branntweintrinken verleitet haben und sie fortwährend mit diesem Feuerwasser versorgen, dadurch ist der ganze Stamm in der allerjämmerlichsten Art heruntergebracht worden und es ist nun gar nichts mehr mit ihm anzufangen.

— Die Sabbatharianer auf Neuseeland treiben großen Unfug und sind gemeingefährlich geworden. Ihre Geistlichen predigen von den Kanzeln, es sei „Gotteslästerung", daß man an Sonntagen auf der Eisenbahn Wagen gehen lasse. Seitdem ist oftmals und stets an einem Sonntage der Versuch gemacht worden, den Zug aus dem Gleise zu bringen; man hatte schwere Steine auf die Schienen gelegt. „Nicht einmal das Eisen hat Ruhe vor diesen Fanatikern."

— „Wir, im Territorium Washington, haben gute Zeit und vollauf zu essen. Hier in Seattle bezahlen wir das Pfund guten Rindfleisches mit 3, das beste Hammelfleisch mit 6 Cents. Die Heizung im Winter kostet uns auch nicht viel, denn die Kohlengrube von Sehome liefert den Brennstoff billig; sie hat 1873 schon 21,211 Tonnen nach San Francisco verschifft."

— In den ersten Monaten des Jahres 1874 wurden in Mexico bekanntlich auf Antrieb fanatischer Geistlicher mehrmals Protestanten mißhandelt und einige derselben ermordet. Die Mörder wurden mit dem Tode bestraft. Jetzt lesen wir im „Newyork Herald", daß im Juli die Zahl der protestantischen Kirchen in Mexico 89 beträgt; im Jahre 1868 waren deren nur erst 6 vorhanden.

— Die Neger auf Haiti haben sich einmal weit vernünftiger gezeigt als die Weißen in Nordamerika; sie sind zu der Einsicht gekommen, daß es nichts tauge, wenn man alle vier Jahre einen Präsidenten fabricire und dadurch dem widerwärtigen Parteitreiben Vorschub leiste. Sie haben in ihre Verfassung den Fundamentalsatz aufgenommen, daß der Präsident acht Jahre im Amte bleiben soll. Wenn sie sich nun auch das Revolutionmachen um nichts und wieder nichts abgewöhnen, dann verdienen sie alles Lob.

Ein sehr schlechter Atlas.

Historisch-geographischer Schul-Atlas. 36 Karten in Farbendruck von Th. König und Wilhelm Ißleib. Gera, Druck und Verlag von Ißleib und Rietzschel. 1874.

In Deutschland, wo die Kartographie auf einer so hohen Stufe steht, wird andererseits wieder schwer gesündigt; die gröbste Sünde, das miserabelste Pfuschwerk, das uns seit Langem vor Augen gekommen, ist aber der vorliegende Atlas. Wie Herausgeber und Verlagshandlung in einem pompös klingenden Vorworte sagen, fehle es an guten und billigen Karten und Atlanten, welche den Unterricht und das Selbststudium der Geschichte richtig unterstützen; sie haben daher einen Atlas herstellen wollen, welcher — das ist fett gedruckt — den Bedürfnissen in der Schule wie im Hause Rechnung trägt. „Trotz des billigen Preises hat die Verlagshandlung für eine elegante, dem innern Werthe entsprechende Ausstattung Sorge getragen, so daß wir hoffen können, daß auch dieser Atlas die günstigste Beurtheilung und freundlichste Aufnahme finden werde."

In letzterer Beziehung dürften die Geraer Fabrikanten und Ignoranten sich denn doch sehr getäuscht haben, und höchstens unverständige oder gewissenlose Kritiker könnten sich zu einem Lobe herbeilassen, wie ein kleiner Spaziergang durch diesen hortus deliciarum zeigen wird. Wir schlagen nach Gutdünken auf und finden sofort Fehler der gröbsten Art. Blatt 6. Gallien, Britannien, Germanien: Leyden in den Niederlanden heißt „Batavorum"! Blatt 10. Reich Karl's des Großen. Die Zuider See besteht in ihrer heutigen Gestalt! Blatt 22. Allmälige Entstehung des russischen Reiches. Im Jahre 1874 finden wir noch den Syr als Südgrenze in Turkestan; Taschkend, Samarkand, Alles ist noch nicht zu Rußland gezogen, ebensowenig Kuldscha. Die ganze Zeichnung Innerasiens ist falsch; falsch sind die Contouren Spitzbergens und der sibirischen Küste; Nowaja Semlja besteht aus drei Inseln und Awatscha ist eine Stadt. Ueberhaupt kommt es in diesem „eleganten" Atlas auf Richtigkeit der Situation gar nicht an, wie denn z. B. auf Blatt 16, wo England liegen müßte, herrliches blaues Meer wogt, oder auf Blatt 10, wo Laaland und Falster an die Stelle Fehmerns rücken u. s. w.

Wahrhaft entsetzlich sind die Karten 25 und 26, welche Deutschland im Zeitraume von 1355 bis Ende des dreißigjährigen Krieges darstellen sollen, eine Aufgabe, die dem gewiegtesten Kartographen und Historiker große Schwierigkeiten bereitet, hier aber zu einer Sudelei geführt hat, bei der fast alles Dargestellte falsch ist. Aber auch in der neuesten Zeit, welche die Fabrikanten vielleicht noch mit erlebt haben dürften — gegenüber ihren Leistungen dürfen wir ihnen ein reifes Alter freilich nicht zuerkennen — sind dieselben Schnitzer und Ungenauigkeiten zu verzeichnen. So zeigt Blatt 31 Europa 1815 bis 1849. Auf demselben gehört Luxemburg schon nicht mehr zum deutschen Bunde, so wenig wie Holstein; Lucca ist ohne Weiteres schon zu Toscana gezogen (was doch erst 1847 der Fall war) ꝛc.

Originell sind die Verfasser, welche nicht einmal Lateinisch zu verstehen scheinen, auf den ersten 34 Blättern nirgends und wo Spruner, Menke, Kiepert u. s. w. sie im Stiche lassen, die neue Ausgabe von Spruner noch nicht weit genug gediehen und die alte eben veraltet ist, da sitzen die Geraer Gelehrten auf.

Vollkommenes Schaudern ergreift uns aber dann, wenn wir jene Helden der Kartographie original werden sehen, wie dies auf den Entdeckungskarten Nr. 35 und 36 der Fall ist. Da erfahren wir denn und sehen es durch eine kühne Route mit breit dazu geschriebenem Namen bestätigt, daß nicht Vasco da Gama, sondern Bartolomeo Diaz 1486 bis 1487 den Seeweg ums Cap nach Indien fand, den er denn auch glücklich weiter verfolgte, indem er durch die Malaccastraße nach China gelangte! Der Curs der Rückkehr der Victoria, des letzten Schiffes des Magalhaes, ist einem Carton zu Liebe ganz falsch gezeichnet und der große Seefahrer stirbt auf „Matan". Das Grauen wird noch schlimmer, wenn man den unentwirrbaren Mischmasch der Routen der Nordpolfahrer auf Blatt 35 ansieht, wo z. B. Barents und Heemskerk 1598 ganz Spitzbergen umsegeln — sie sind überhaupt nur an der West- und Nordküste gewesen und zwar 1596 —, während der arme Barents in jenem Jahre aber schon todt war. — Tasman, der Entdecker Neuseelands (1643), segelt weit westlich von dieser Doppelinsel vorüber, die er nach König-Ißleib nie gesehen haben kann. In Afrika gelangt nach diesen gewissenhaften Forschern eine ägyptische Expedition 1835 bis 1841 etwa in jene Gegenden, die jetzt erst Schweinfurth entdeckte, während Werner Munzinger 1870 bis 1871 Dar Fertit und For durchforschte! Für jeden Kenner ist nur ein Urtheil hier möglich: daß wir es mit einem Sudelwerke der erbärmlichsten Art zu thun haben, vor dem Lehrer und Schüler, für die es berechnet ist, auf das Allernachdrücklichste gewarnt werden müssen.

Inhalt: Wanderungen in Ostindien. II. (Mit vier Abbildungen.) — Verbreitung der methodistischen Missionen. — Das Kopfjagen bei den Nagastämmen in Assam. — Nordamerikas zukünftige Bevölkerung. — Das Wiederauftreten der orientalischen Pest. — Kelat und sein Herrscher. — Aus allen Erdtheilen: Californien. — Verschiedenes. — Dr. Stoliczka. — Ein sehr schlechter Atlas. — (Schluß der Redaction 31. August.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXVI. № 12.

GLOBUS

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 4 Thlr. Einzelne Nummern 5 Sgr. — 1874.

Wanderungen in Ostindien.

III.

Das Thal von Bhilsa und seine altberühmten Städte. — Das weiße Pferd als Palladium. — Bedeutung des Aswamedha (Pferdeopferns). — Grotten und Sculpturen von Udghiri. — Die Topes oder Stupas; Schaityas und Dagobas. — Tumuli. — Sakyamuni-Buddha. — Altäre und Schirme. — Der Tope als Prototyp der Baudenkmäler im fernen Orient. — Der Buddhismus und sein Verfall in Indien. — Der Tope von Sandschi und seine Prachtsculpturen. — Lats. — Ein Königsfest in Palibothra. — Die Ruinen und der Tope von Bharahat.

Auf der Reise von den Windhyabergen nach Bhopal kam Rousselet durch das prächtige Thal von Bhilsa, dessen Ebenen von fünf Flüssen bewässert werden und von waldbedeckten Höhen umgürtet sind. In der Mitte dieses großartigen Circus steht ein etwa 300 Fuß hoher Steinwürfel, der uns wie das Grabdenkmal eines Titanen erscheint; es ist der Felsen von Lohanghir, die „Burg von Eisen", welche Bhilsa beherrscht.

Dieses in den Einöden des Windhyagebirges liegende Thal bildet einen der merkwürdigsten Punkte auf Erden. Dort finden wir die ältesten authentischen Urkunden der indischen Gesittung, die ältesten Typen der Baukunst, welche der ferne Orient überhaupt aufzuweisen hat. Sie sind allermindestens ebenbürtig denen, welche Aegypten und Assyrien aufzuweisen haben. Sie stellen in einer geradezu unvergleichlichen Reihenfolge von Basreliefs und überraschend getreu das Leben, die Sitten und überhaupt die alte Civilisation Indiens in allen ihren Einzelheiten dar, und in ihnen hat Prinsep den Schlüssel zu den Räthseln gefunden, welche die alte Geschichte des Landes in so großer Menge enthielt.

Von einem hohen Hügel herab gewahrt das Auge hochberühmte Stätten. Nach Norden hin liegt Beßnaghar, die Lieblingsstadt des großen Königs Asoka; im Westen erheben sich die Felsen von Udghiri mit ihren heiligen Grotten; da liegt Sandschi, das Wunder Indiens, dann Satdhara, Sonari; — gen Süden Bhodschpur und Andher, Gräberstädte, wo die ersten Apostel des Buddhismus ruhen, und unter der Höhe das alte Gharispur, das auch in Trümmern liegt. Diese spiegeln sich in einem schönen See dessen Ufer von Flamingos belebt sind und auf welchem unzählige Enten schwimmen. Schon dreihundert Jahr vor unserer Zeitrechnung war Gyaraspur (das ist der alte Name) eine blühende Stadt im Reiche Maghada. Es gehörte dann den Königen von Malwa, nachher den Tnars, späterhin den Tschandelas, erlitt manche schwere Heimsuchungen und war im vorigen Jahrhundert dem maharattischen Statthalter von Bhilsa unterworfen. Es ist nun ein armseliges Dorf, wo an den vormaligen Glanz unzählige Basreliefs, Standbilder und Sculpturen erinnern; sie alle beziehen sich auf den Buddhismus, und die Ruinen des größten Tempels werden noch heute als Madhu deo ka Basti bezeichnet, d. h. Heiligthum des Gottes Madhu; das ist einer der Namen, mit welchen die Buddhisten den Gott Krischna bezeichneten.

Der Weg nach Bhilsa führte durch Felder welche zumeist mit Taback bestellt waren; dieser gilt für den besten in Indien, hat einen Vergleich mit dem feinsten Havana nicht zu scheuen, ist aber echt schwer zu haben und gelangt nicht zur Ausfuhr. In Bhilsa wurden die Reisenden von dem Suba, sagen wir Amtshauptmann, des Maharadscha Scindiah von Gwalior und sämmtlichen Civil- und Militärbeamten freundlich begrüßt und in ein wohleingerichtetes Bangalow eingewiesen. Jenseit der Udghirihügel hört das maharattische Gebiet auf; die Topes liegen schon in jenem der Königin von Bhopal, doch war man so dienstfertig, den Reisenden Führer und ein Geleit von vier Soldaten mitzugeben.

Bhilsa war einige hundert Jahre vor unserer Zeitrechnung die Hauptstadt eines nicht unbedeutenden Staates und hieß Badrawati. Die indischen Jahrbücher wissen von einem seiner Könige zu erzählen, der Yawanaswa hieß, vom Mond abstammte und 1400 (!) Jahr vor der christlichen Zeitrechnung lebte. Er hatte ein blendend weißes Pferd, welches mit wunderbaren Eigenschaften begabt war, für das Palladium des Reiches galt und auf dem Gipfel des unzugänglichen Lohanghirfelsens bewacht wurde. Trotz aller Sorgfalt wurde es aber von den fünf Brüdern Pandawa's (diesen Helden im Maha bharata) entführt und geopfert. Das Pferdeopfer, Aswamedha, war schon bei den ältesten Ariern vorhanden und ist im Brauche geblieben bis zur Zeit als die Mohammedaner in Indien eindrangen. Es konnte nur von einem Tschakravarta Radscha, einem Oberkönig, vollzogen werden und war

Der Waraha Avatar in Udghiri.

das Symbol seiner Oberherrschaft über alle anderen Könige Indiens. Man kann wohl sagen, daß dieses Aswamedha eine Hauptveranlassung zum Falle des Hindureiches gegeben habe; denn jeder Fürst wollte dieses Opfer vollziehen und daraus entstanden vielfach Kriege, in welchen sich alle schwächten. Im siebenten oder achten Jahrhundert wurde Bhadravati von einem Häuptlinge der Bhils wieder aufgebaut; er umzog es mit einer Mauer und nannte es Bhilsa. Unter Akber dem Großen, um 1570, wurde es den Hindus abgenommen und kam 1806 unter die Herrschaft der Maharatten. Die alte Stadt enthält nur noch Trümmer; die alten Monumente sind vom fanatischen Großmogul Aurengseb zerstört worden; die heutige Ortschaft zählt etwa 10,000 Einwohner und treibt Handel mit Opium und Taback.

Die Topes liegen etwa 12 Kilometer von Bhilsa entfernt und, wie schon gesagt, im Gebiete von Bhopal. Rousselet hatte vom englischen Residenten Willoughby Osborne einen detaillirten Plan derselben erhalten, der ihm bei seinen Untersuchungen wohl zu statten kam. Eine halbe deutsche Meile westlich von Bhilsa erhebt sich am linken Ufer der Betwa die kleine Bergkette Udghiri, Gebirge der aufgehenden Sonne, ein Massiv von weißem Sandstein das noch nicht 200 Fuß Höhe erreicht. Der Ostabhang bildet eine einwärts gekehrte Krümmung und dort hauptsächlich findet man die Grotten und Sculpturen. Hier ist der Tempel des Sonnengottes, Surya, ein kleines Gemach, das aus dem Felsen gehauen ist. Unsere Illustration zeigt die Sculpturen neben dem Eingange und jene welche die Felswand zieren. Man sieht einen Krieger mit hochaufgestrichenem Haare; ein anderer hat ein Scepter und ein

Rad und trägt den Sonnengott; eine dritte Figur stellt Wischnu dar, wie er über den Büffeldämon triumphirt, und damit wird der Kampf zwischen den Ariern und den Eingeborenen angedeutet. Ueber diesen Figuren sieht man eine Inschrift in alten Palicharakteren, aus welchen sich ergiebt, daß dieser Höhlentempel im Jahr 160 unserer Zeitrechnung vollendet worden ist.

An der linken Seite sehen wir eine prächtige Gruppe von Sculpturen, $3^1/_2$ Meter hoch, 6 Meter lang. Sie stellt den Waraha Avatar vor, d. h. die Verwandlung Wischnu's in einen Eber. Der Gott nahm diese Gestalt an, um die Erde, als sie von Wasser bedeckt war, über dasselbe zu erheben. Diese Composition übertrifft an Zeichnung und Ausführung bei weitem alle die späteren Kunstwerke, welche man in Ellora, Ajunta ꝛc. findet. Die Hauptfigur, Waraha, hat 3 Meter Höhe; der Gott stämmt eine Hand auf die Hüfte, die andere auf die Lende und bereitet sich vor die Erde emporzuheben. Der Eberkopf sitzt auf den Schultern wie ein alter Minotaurnskopf und an einem seiner Hauzähne hängt eine kleine Frauengestalt von entzückender Arbeit. Zu den Füßen des Gottes sehen wir zwei Genien: die Schlange Atisescha und eine zweite Figur, welche zu stark gelitten hat, als daß sie zu erkennen wäre; hinter derselben hält ein Page einen Sonnenschirm. Diese Gruppe ist fast ganz vom Gestein losgelöst. Der übrige Theil des Felsgemäldes ist Basrelief; das Meer ist mit Ungeheuern bevölkert, darüber

Ruinen des Lat der Löwin und der südlichen Eingangspforte des Tope von Sandschi.

ist ein himmlischer Chor von etwa einhundert kleinen Musikanten, die in Reihe und Glied stehen wie die Soldaten auf einem Bilderbogen.

Udghiri hat noch andere interessante Denkmäler, für deren specielle Beschreibung es uns an Raum mangelt, z. B. einen unterirdischen Tempel des Mahadewa, also des Siwa. Doch zeigt eine Inschrift, welche ein Pilger im Jahre 1036 in einen Pfeiler gekratzt hat, daß derselbe damals noch dem Wischnu geweiht war. Dieses Datum ist von großer Wichtigkeit, weil es die Zeit angiebt, in welcher der Cultus des Siwa über jenen des Wischnu die Oberhand gewonnen hat.

Wir begleiten nun den Reisenden zu den Topen von Sandschi. Das Wort Tope ist abgeleitet von Thupo im Pali, Stupa im Sanskrit; beide Ausdrücke bedeuten Erdaufwurf, Tumulus. In der That ist ein Tope auch ein solcher, der regelmäßig massiv aufgeführt ist, oben die Kuppelgestalt hat und in der Mitte eines kreisförmigen Unterbaues steht, dessen Höhe verschieden ist. Die beiden Arten von Topes sind: erstens der Schaitya, d. h. ein einfacher, dem Buddha geweiheter Altar, zweitens der Dagoba, ein Grabdenkmal über Reliquien von Buddha, oder seiner Jünger, oder hoher Würdenträger seiner Kirche. Manche Alterthumsforscher haben angenommen, daß die Gebäude dieser Art nicht über Sakyamuni's Zeit (543 v. Chr.) hinaufreichen, es ist aber jetzt ausgemacht, daß sie weit höher hinaufreichen und einen der ältesten Typen religiöser Baukunst bilden.

Die Menschen haben zu allen Zeiten und in den verschiedensten Culturstufen Grabdenkmäler errichtet. Anfangs war es wohl nur ein roher Stein, welchen sie auf das Grab eines Mannes legten, der Hervorragendes gethan oder

Scene in Palibothra; nach Basrelief in Sandschi.

ihnen eine Wohlthat erwiesen hatte. Es wurde Brauch, daß viele noch andere Steine hinzufügten, und in Folge dieser frommen Sitte, welche Generationen hindurch befolgt wurde, entstand ein Hügel, ein kunstloser Tumulus, wie wir ihn noch heute bei so manchen Urvölkern finden. Bei denen, welche in der Gesittung fortschritten, nahm er eine regelmäßige Gestalt an; bei den Indern wurde er zum Tope, bei den Aegyptern zur Pyramide, anderswo zum Cairn ꝛc. Im Fortgange der Zeit wurde die Erinnerung an den Heros verschwommen wie die Ueberlieferung in Betreff desselben; er wurde unter die Halbgötter versetzt und sein Grabmal ein Altar, eine geheiligte Stätte. Die Idolatrie aber bewahrte lange ihren ursprünglichen, einfachen Charakter; zu gewissen Zeiten schmückte das Volk den Tope mit Blumen und Kränzen, hielt einen Umgang um denselben und rief dabei den Namen des Helden oder Heiligen. Keinerlei religiöses Dogma hatte mit diesen Ceremonien irgend etwas zu schaffen, kein Priester war dabei zugegen; die Brahminen vergeudeten ihre Zeit mit Controversen über unbegreifliche und unmögliche Dinge und überließen dem Volke die Ausübung dieses alten Cultus.

Sakyamuni trachtete die unteren Classen für seine Lehre zu gewinnen und begriff sehr wohl wie nützlich ihm diese Superstitionen werden könnten. Er nahm sie in seine Lehre auf und erhob die vom Volke verehrten alten Heiligen zu Buddhas. Er schärfte in seinen Predigten ein, „daß man die Schaityas achten und ehren und Opfer bringen solle wie bisher.“ Zu seinem Lieblingsjünger Ananda sprach er: „Man errichte den Thupo für die Manen der Könige Tschakravarta, da wo vier Straßen einander schneiden.“ Daraus geht hervor, daß der Tope schon damals ein Attribut des Königthums war. Und in seiner letzten Besprechung mit Ananda sagt er: „Es ist verdienstlich, Stupas über den Reliquien der Heiligen zu errichten; denn die da kommen um auf den hohen Topes in seinem Namen zu beten, werden im Himmel wieder erkannt werden.“ So wurde der Topencultus in den Buddhismus verschmolzen und zu einem seiner charakteristischsten Merkmale.

Bis dahin hatte keine der in Indien vorhandenen Religionen Monumente gebaut; das Wesen ihrer Lehren war dem entgegen. Als aber der Buddhismus die Topen angenommen hatte, wurde ihnen klar, von welcher Bedeutung derartige äußere Merkmale für einen Cultus sind, und von nun an trat die kirchliche Architektur auf.

Die ersten Topen vor und nach Sakyamuni waren vollkommene Halbkugeln; seit dem zweiten Jahrhundert vor Christus wurden dieselben auf einen niedrigen kreisrunden Unterbau gestellt, der in späteren Jahrhunderten so weit erhöht wurde, daß er dem halben Durchmesser des Umfangs gleich kam; im sechsten Jahrhundert erreichte er dann die Höhe des ganzen Durchmessers und sah nun aus wie ein cylinderförmiger Thurm mit einem halbkugeligen Aufsatze. Ursprünglich stand auf den frühesten Topen ein viereckiger Altar, Ti, der einen auseinander gefalteten Schirm trug, also das Symbol der höchsten Macht. Nach Sakyamuni's Tode wollten dessen Jünger ihn über seine apokryphen Vorgänger erheben und stellten über die ihm errichteten Dagobas nun drei Schirme. Der erste derselben bedeutet das Himmlische, der zweite das himmlische Königreich, der dritte den Sieg des Geistes der sich von allem Stofflichen freigemacht hat. Anfänglich waren diese Schirme an die Dagoba angelehnt; später brachte man sie oben auf derselben an und mußte sie zu diesem Zwecke mit kleinen Pfeilern stützen. So erhielt man einen zierlichen Thurm mit mehreren Geschossen. Nachher begnügte man sich, sie durch einen massiven Kegel anzudeuten, dessen Ringe die immer mehr wachsende Anzahl der Schirme bezeichnet. Das ist der Ursprung der Spitze, dieses Ausgangspunktes der merkwürdigen Bauart, die im Chirat Chumb in Tschittore und im Kutub-Minaret zu Delhi ihre höchste Vollendung erreicht hat. Die Brahminen haben den Tope in dessen letzter Umbildung sklavisch angenommen und plump gebaut, wie man das an den Tempeln in Orissa deutlich wahrnimmt; die Dschainas dagegen nehmen den ellipsoidalen Thurm an, der viel zierlicher ist, indem sie mehrere cylindrische Topen in Bündel gruppirten.

Aber nicht bloß in Indien ist der Tope die Grundlage der religiösen Baukunst geworden, er ist ein Prototyp aller Monumente im fernen Orient, vom hinterindischen Archipelagus bis in die Mongolei, von Tibet bis an die Grenzen von China und bis nach Japan. Aber während in Indien die Halbkugel erhöht und zu einem Thurme wurde, verkleinerte sie sich in den Regionen jenseits des Ganges und verschwand nach und nach ganz und wurde durch den Ti, den gigantischen Kegel, ersetzt, welchen wir in Hinterindien und Tibet finden.

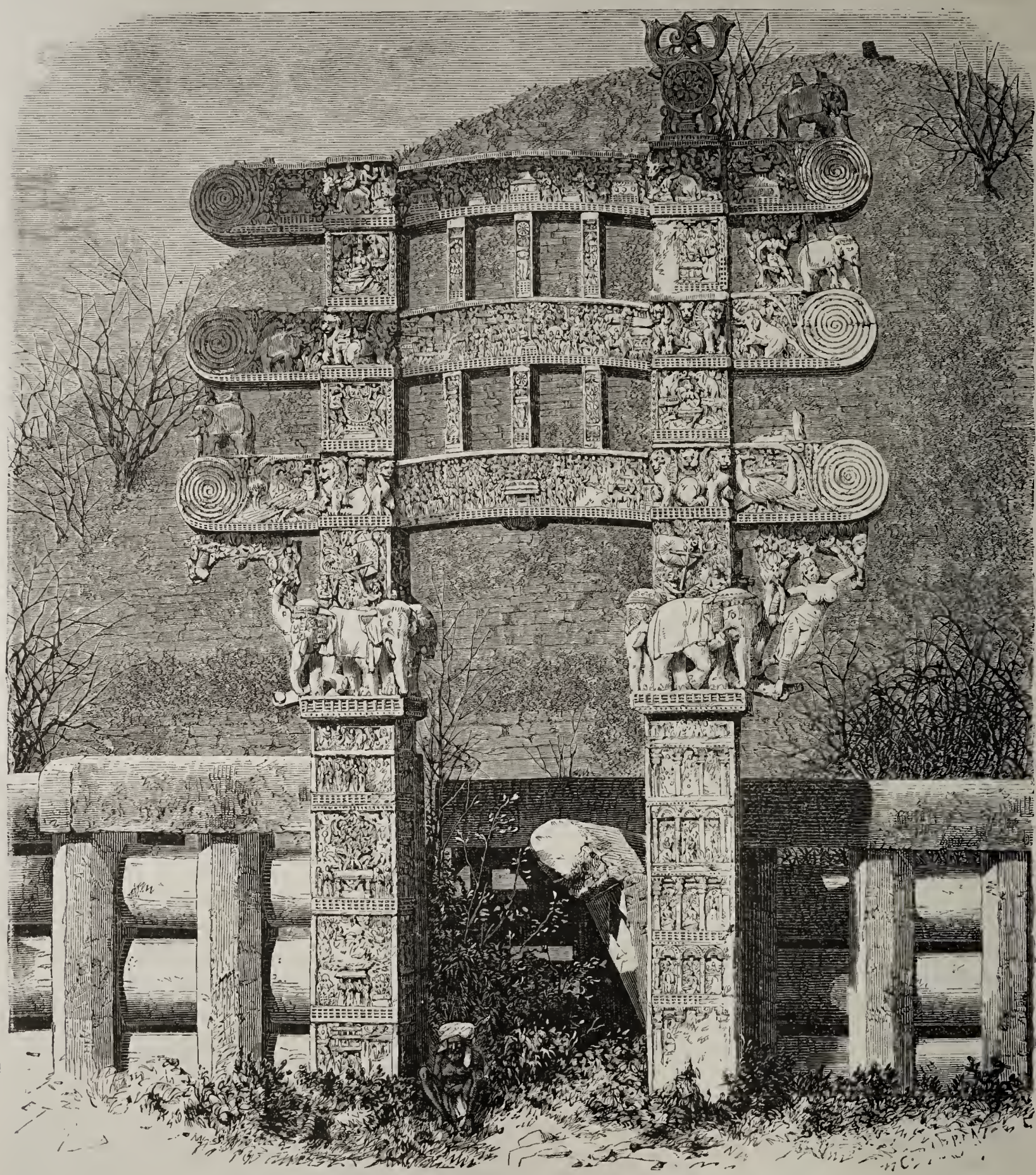
Der Buddhismus ist, gleich anderen Religionen, deren Bekenner das Ueberwuchern einer Priesterschaft und die anmaßende Gewalt einer sogenannten Kirche nicht abzuwenden verstanden, von seiner ursprünglichen Reinheit bald abgewichen. Seine Priester trachteten nach Einfluß und Erfolg und nahmen die Superstitionen, welche sie bei Verbreitung ihres Glaubens bei den Völkern vorfanden, willig auf. Die bemerkenswerthe Erscheinung, daß der Buddhismus in seinem Ursprungsland Indien nach vergleichweise kurzer Zeit verschwand, erklärt sich leicht. Er ist dort nie ganz allgemein geworden und hat nicht völlig durchdringen können. Als er entstand, fand er ältere ausgebildete Culte vor, welche tiefe Wurzeln geschlagen hatten. Schon als er zur Zeit König Asoka's seinen größten Glanz entfaltete, ging er doch bereits dem Verfall entgegen. Seine Erfolge verdankte er der Demuth, welche von ihm gepredigt wurde. Aber er wurde gewaltig und prunkte; die Priesterschaft wurde so übermächtig und erwarb so große Strecken Landes, daß selbst die Könige sich vor ihr fürchteten; die von Buddha betonte Gleichheit der Menschen und die Nächstenliebe wurden von den Priestern nicht weiter beachtet. Dadurch arbeiteten sie ihren Gegnern in die Hände; die Brahminen und die Dschainas nahmen ihrerseits die alten Volksfetische an und auf, verfertigten neue Gottheiten, riefen die kriegerischen Stämme der Wüste herbei und im achten Jahrhundert war in Indien der Buddhismus völlig gestürzt. Allerdings fristeten noch einige seiner Secten ihr Dasein, aber von den Dschainas gehaßt und vom Volke verachtet, verschwanden auch sie im Verlaufe der drei folgenden Jahrhunderte, ohne daß die Geschichte über die Einzelheiten ihres Unterganges Kunde gäbe; aber die Ruinen sprechen deutlich.

Sandschi war, seit der Zeit Sakyamuni's, des Stifters, eine Hauptstätte des indischen Buddhismus. In den ältesten Paliannalen wird die Stadt als Schaityaghiry, Berg der Schaityas, bezeichnet und daraus kann man folgern, daß schon früher dort ein Tope vorhanden war. Um das Jahr 400 vor Christus war die dortige Gemeinde schon so mächtig, daß sie das siebente buddhistische Schisma hervorrufen konnte. Im fünften Jahrhundert unserer Zeitrechnung besuchte der chinesische Reisende Fa hien die Stadt, er spricht aber nur kurz über dieselbe. Ein Jahrhundert später wurden die Buddhisten von den Dschainas, welche das Kloster in Besitz nahmen, vertrieben, und deshalb erklärt sich, daß ein anderer chinesischer Reisende, Hiuen tsang, über Sandschi gar nichts sagt.

Wir wissen auch jetzt nicht, wann der Hügel gänzlich verlassen worden ist; die heutigen Bewohner haben darüber

nicht einmal eine Ueberlieferung. Wahrscheinlich verödete die Gegend im zehnten Jahrhundert als die Bhils aus Malwa in diese Thäler hineinstürmten. Auffallend bleibt, daß die Denkmäler von Sandschi der Zerstörungswuth der Brahminen und dem Vandalismus der Mohammedaner entgangen sind. Sie wurden 1822 von einigen Engländern entdeckt, welche als angebliche Alterthumsfreunde arge Verwüstungen anrichteten.

Der steilabfallende heilige Hügel von Sandschi liegt etwa anderthalb Stunden Weges südlich von Udghiri am linken Ufer der Betwa; er besteht aus einem festen rothen Sandstein. Der Westabhang ist sanft abgeböscht



Oestliche Eingangspforte des Tope von Sandschi.

und an ihm befinden sich vier durch Felsenmauern von einander getrennte Plateaux, deren höchstes ungefähr 100 Meter über der Ebene liegt, und den fast senkrechten Abhang an der Ostseite überragt. Die wichtigsten buddhistischen Denkmäler finden wir auf den beiden oberen Plateaux.

„An der Ecke einer kahlen Fläche gehe ich an einem kleinen Tempel vorüber, und komme nun an den Fuß einer Treppe, an welcher zwei Colossalstatuen gleichsam Wacht halten, und stehe dem großen Tope gegenüber. Wie soll ich den Eindruck beschreiben, den diese imposante Masse auf mich machte, welche sich stolz inmitten der Tempel und Colonnaden emporhob, mit ihrer Umgürtung von Riesen und

den mit Sculpturen geschmückten Portalen! Das Alles ist grandios und geheimnißvoll; das Auge gewahrt nirgends Formen, an welche es schon gewöhnt wäre."

Der große Tope ist eine halbrunde Kuppel von 32 Meter Durchmesser auf einer 5 Meter hohen cylindrischen Unterlage und einem Vorsprung an der Basis von 1 Meter 60 Centimeter. Dieser Vorsprung bildet eine kreisrunde Terrasse zu welcher ein Perron mit doppelter Rampe führt. Die Gläubigen, welche Blumen und Opfer brachten, hielten auf demselben ihren Umgang. Die Masse des Tope besteht aus sehr großen Ziegelsteinen in regelmäßigen Lagen, die äußere Bekleidung aus 2 Fuß dicken Platten von weißem Sandstein. Die eben erwähnten Engländer haben an der Südseite eine große Bresche hineingeschlagen; man hat dadurch einen vollen Begriff von der Art des Baues und kann auch durch diese Oeffnung auf die Höhe der Kuppel gelangen. Diese ist zu einer Terrasse abgeplattet und trug einen schönen Altar, welchen jene Engländer zertrümmert haben. Unter den oben zerstreut umherliegenden Bruchstücken sieht man noch zwei übereinander gestellte Schirme, welche einst über dem Altare gestanden haben; dieser letztere war mit einem buddhistischen Geländer umgeben.

Die Nachgrabungen im Innern haben nichts von Ueberbleibseln finden lassen; dieser Tope war also wohl ein dem schaffenden Geiste, dem Adi Buddha, geweiheter Schaitya. Seiner Gestalt und dem Innern nach zu schließen gehört er ins sechste Jahrhundert vor Christus; die Steinbekleidung hat er unter der Regierung Asoka's (260 bis 222 v. Chr.) erhalten. In diese Zeit gehört auch der Bau der cyclopischen Colonnade um den Schaitya, welcher ihm ein so eigenthümliches Gepräge verleiht und die primitive Baukunst Indiens bezeichnet. Cunningham bezeichnet sie als „buddhistisches Geländer". Dasselbe besteht, wie unsere Illustration veranschaulicht, aus 3 Meter hohen, 55 Centimeter dicken Monolithen, die 65 Centimeter aus einander stehen und vermittelst dreier horizontaler, übereinander liegender Quersteine mit einander verbunden sind. Die Decksteine, 2 Meter 40 Centimeter, sind oben abgerundet. Sie sind wie Stücke Zimmerholz in einander eingelassen und das Ganze erscheint als Nachahmung eines hölzernen Geländers. Diese Colonnade liefert einen Beweis dafür, wie sehr König Asoka den Buddhismus begünstigte. Von weit und breit her wurden Geschenke gemacht um diesen Tope zu schmücken, und um die Namen der Geber zu verewigen wurden dieselben von den Mönchen auf den Säulen eingekritzelt. Bei jedem Namen wurde das Wort Danam (donum), d. h. Geschenk des . . ., beigefügt und so wurde es dem ausgezeichneten Forscher J. Prinsep möglich das alte Palialphabet, dessen Tradition ganz verloren gegangen war, wieder herzustellen.

Aus jener Zeit stammen auch die vier Statuen Buddhas, welche den vier Eingängen gegenüberstehen, und die beiden prächtigen Lats oder Lattis (wörtlich: Stangen, Pfähle) im Norden und Süden des Tope. Der Lat ist einer der ältesten Typen der Baukunst. Er war anfangs ein Pfahl oder Baumstamm, den man in die Erde steckte, um eine Grenze zu bezeichnen, oder als Erinnerung an ein frohes oder trauriges Ereigniß. Dem Pfahle folgte der aufrecht in die Erde gepflanzte lange Stein und diesem die Säule. Unter dieser Gestalt finden wir den Lat bei den Ariern. Die cylindrische Monolithsäule stand immer allein; auf ihr las man die Befehle des Herrschers, die Dogmen der Religion und die Jahrbücher einer Regierung. Erst viel später dachte man daran, diese Steinsäulen zu vervielfältigen und sie als Stütze von Decken und Gewölben zu verwenden, wenn das überhaupt in Indien geschehen ist. Denn dort haben die Baumeister stets den niedrigen, viereckigen Pfeiler vorgezogen, als Copie der rohbehauenen Balken der Hütten.

Unsere Illustration (S. 179) veranschaulicht den Lat der Löwin, dessen Sculpturen mit den griechischen wetteifern; Cunningham meint, daß sie das Werk griechischer Künstler seien, dergleichen Ptolemäus Philadelphus der Zweite aus Aegypten an den Hof Asoka's schickte. Während der Regierung Satarkani's, des dritten Königs von Magadha aus der Dynastie Andhra (19 bis 37 n. Chr.), erhielt Sandschi neuen Schmuck. Vor den vier Eingängen der Colonnade des großen Schaitya wurden vier monumentale Pforten errichtet. Diese herrlichen Triumphthore sind bedeckt mit wunderbar köstlichen Sculpturen und Basreliefs und die asiatische Kunst hat seitdem nichts wieder hervorgebracht, was sich auch nur annähernd mit diesen Prachtwerken messen könnte.

Die vier Seiten der Pfeiler und die Architrave sind mit Basreliefs völlig bedeckt. Sie stellen die Hauptbegebenheiten aus Buddhas Leben dar, religiöse Feierlichkeiten, königliche Umzüge, Schlachten, Belagerungen, dann aber auch Auftritte des gewöhnlichen Lebens: das Innere der Paläste, die Zimmer mit ihren Möbeln, die Küche mit dem Geschirr, Tänze, Turnübungen und dergleichen mehr. Man gewinnt einen Einblick in das Volksleben aus den letzten Jahrhunderten vor der christlichen Zeitrechnung. Die Composition der Basreliefs ist elegant, die Ausführung fein, und da die Künstler nur darstellen wollten was sie vor Augen hatten, brauchten sie nicht aus der Mythologie jene übertriebenen Formen und Attribute zu entlehnen, welche später in der Sculptur der Hindus so stark hervortritt.

Rousselet hat mit großer Mühe und Sorgfalt eine Gruppe reconstruirt, welche er auf den Pfeilern der östlichen Eingangspforte fand, und einige charakteristische Details hinzugefügt, welche er auf verschiedenen Basreliefs zerstreut fand. Ohne Zweifel sehen wir hier einen festlichen Auftritt in der damaligen Hauptstadt des indischen Reiches, in der Königsstadt Palibothra, dem heutigen Patna. Der reich gekleidete und geschmückte Herrscher sitzt auf einem Sessel; hinter ihm halten Pagen den Schirm und den an einem Stiele von Elfenbein befestigten Yakschweif. Neben ihm äfft ein Zwerg, ein Hofnarr, die Bewegungen der tanzenden Bayadere in grotesker Weise nach. Auf der Illustration (S. 180) sind die Kleidertrachten der verschiedenen Personen, die Architektur des Saales, Waffen und Instrumente mit äußerster Genauigkeit wiedergegeben. Diese Sculpturen fallen etwa in die Zeit des Anfangs unserer Zeitrechnung und geben uns einen Einblick in die Civilisation Indiens in der Aera des römischen Kaisers Augustus.

In dem Schaitya von Sandschi haben wir das successive Werk von etwa sechs Jahrhunderten vor uns. Von den vier Pforten ist die nördliche nahezu ganz erhalten, die östliche, welche unsere Illustration zeigt, nicht so gut; jene im Süden und Westen sind von den Bauern umgestürzt worden und bieten nur noch einen Trümmerhaufen dar.

* * *

Die archäologische Aufnahme Indiens, welche General Cunningham, ein ganz ausgezeichneter Forscher, mit großer Umsicht und Ausdauer leitet, hat im laufenden Jahre 1874 zu ungemein wichtigen Entdeckungen auch in Bezug auf die Topen geführt, und wir schließen deshalb den obigen Mittheilungen über die Topen in Bhilsa das Nachstehende aus Cunningham's neuestem Bericht an („Geographical Magazine", August 1874, S. 201).

Cunningham und Begler erforschten auf ihrer neuesten Expedition einen großen Theil der Centralprovinzen. An der

Nordgrenze derselben besuchten sie im sogenannten Sagor- und Nerbadda-Gebiete die kleinen Staaten Meyhyr (Mahiyar) und Nagod. Der letztere hieß früher Utschära und birgt manche Ruinen. In einer derselben wurde eine Anzahl von Kupferplatten gefunden, von denen acht sich im Besitze des Radscha von Nagod befinden. Sie enthalten Urkunden verschiedener Fürstenfamilien.

Ungleich wichtiger und von ganz hervorragender Bedeutung sind die Ruinen von Bharahat, die nur 6 Miles nordöstlich von Utschära (— 24° 23′ N. —) liegen, etwa 10 Miles südöstlich von der Eisenbahnstation Satna, 120 Miles südwestlich von Allahabad. Auf den englischen Karten wird die Stätte Bharaod genannt; Cunningham meint, er sei des Ptolemäus Bardaotis. Dort hat eine alte Stadt gelegen, die noch vor 60 Jahren mit dichtem Walde und Gestrüpp überwachsen war. Inmitten dieses Dschengel stand ein großer Stupa aus Backstein, 68 Fuß im Durchmesser und von einem Steingeländer umzogen; Höhe 9 Fuß. Von diesem Stupa hat man alle Steine zum Häuserbau des daneben liegenden Dorfes geholt, doch ist mehr als die Hälfte des Steingeländers erhalten; dasselbe ist jedoch durch die Wucht des Schuttes auf die Seite gedrückt worden. Cunningham sah anfangs nur drei oder vier Geländerpfeiler am östlichen Eingange; aber schon leichte Nachgrabungen legten einige Pfeiler am Südeingange zu Tage. An manchen Stellen lag der Schutt 8 Fuß über denselben, aber nach einer Arbeit von sechs Wochen war das ganze Geländer bloßgelegt.

Diese Colonnade des Tope von Bharahat stammt aus derselben Zeit und hat denselben Stil wie der große Stupa von Sandschi bei Bhilsa. Bei dem letztern aber sind die Pfeiler ganz schlicht, während das Geländer von Bharahat überaus reichlich mit Sculpturen bedeckt ist. Alle Theile desselben haben dergleichen auf beiden Seiten und fast auf jedem Steine findet man eine Inschrift. Demgemäß läßt sich nun bestimmen, daß dieses Geländer, gleich jenem von Sandschi, in die Zeit Asoka's fällt, etwa um das Jahr 250 vor Christus.

Die Inschriften enthalten (— wie in Sandschi —) die Namen derer, welche Steine zum Bau des Geländers geschenkt haben, aber außerdem auch viele Placate, die als Erläuterungen über oder unter den Sculpturen zu lesen sind. Dadurch ist den Forschern die Möglichkeit gegeben, alle Hauptfiguren und Scenen dieser Basreliefs zu erklären. Nackte Gestalten, dergleichen man in Sandschi und Mathura findet, kommen hier nicht vor; alle sind wohl bekleidet, namentlich die Frauen, welche reich gemustertes Zeug als Kopfputz tragen, etwa Mousselin oder Brocat oder Shawls vorstellend. Die meisten Figuren, männliche wie weibliche, sind reich mit Gold und Juwelen geschmückt und in diesen Zierrathen sind überaus häufig buddhistische Symbole angebracht. Der Ohrschmuck ist massiv und bei dem einen wie dem andern Geschlechte derselbe; beliebt war auch der Ankus, Elephantenstachel, der in den langen Halsbändern der Frauen in Zwischenräumen angebracht ist.

An jedem der vier Eingänge trug jeder Eckpfeiler eine 4½ Fuß hohe Figur von Yakschas und Yakschikis und von Naga Radschas, als Obhütern der Pforte. Unter den dargestellten Scenen sind etwa ein Dutzend buddhistische Legenden, Jatakas, welche sich alle auf frühere Geburten Buddhas beziehen. Cunningham hat die meisten derselben beschrieben und erläutert, wir können aber hier nicht näher auf den Gegenstand eingehen.

A.

Die Tatern in Norwegen.

I.

Die Sprache. — Gleichgültigkeit in Bezug auf Religion. — Das Heidenthum der Tatern. — Baro Devel und sein Sohn Duuda. — Der Mondgott Alako und sein steinernes Bild. — Böse Geister. — Begegnung der Horden um die Johannisszeit; ihre Hordenhäuptlinge und der Oberpriester der Mondverehrung. — Strenge Ordnung und Strafen. — Das Leben einer Ternmutter. — Der unbändige Hang zum Wanderleben.

In dem Aufsatz über die Strolchnomaden Norwegens ist mehrfach auch der Zigeuner erwähnt worden, welche vom Volk als Tatern bezeichnet werden, obwohl sie nichts weniger als Tataren sind. Zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts sind sie ins Land gekommen und zwar von Schweden her; sie waren sehr unwillkommene Gäste, gegen welche man, weil sie ein „schandbares Leben führen", von Seiten der Gerichte mit äußerster Strenge verfuhr und welche man, wie Eilert Sundt sich ausdrückt, von Galgen zu Galgen hetzte. Trotzdem haben sie bis heute ihre Eigenthümlichkeit bewahrt; ihr altes Wanderleben hat sich mit ihrer Sprache, ihrem glühenden Hasse gegen alle Nichttatern und seiner wilden, man kann sagen verzweifelten Lustigkeit erhalten. Dem eben genannten norwegischen Geistlichen gelang es ihre Sprache zu erlernen, aber es kostete große Mühe um dahin zu gelangen; denn einige Tatern, welche z. B. in Jütland den Christen möglich gemacht hatten, Vocabularien ihrer Sprache zu sammeln, sind als Verräther von ihrer eigenen Bande ermordet worden *).

Eilert Sundt wurde der Romanisprache so weit mächtig, daß er einer Versammlung von Tatern am Pfingsttage eine Predigt über die Parabel vom verlorenen Sohne halten konnte und das machte auf sie denn doch einen tiefen Eindruck. Uebrigens klagten die Alten, daß in neueren Zeiten manches im Charakter der Sprache verschwinde, aber in ihren Gesängen wird sie noch rein bewahrt, obwohl man vielfach sich des alten Sinnes nicht mehr erinnern kann.

Ein Tater-Fant, welcher auf der Landstraße oder im Gewühl eines Jahrmarktes einen andern Fant trifft, der ihm zwar fremd ist aber doch verwandt erscheint, pflegt demselben die Frage zuzuraunen: „Asch bdero rommani äl?" und erhält er die Antwort „Ehe". Dann sind beide flugs Freunde und Genossen und machen gemeinschaftliche Sache gegen die bengeske buroar, die verdammten Fremden,

*) Eilert Sundt hätte übrigens, beiläufig bemerkt, aus Grellmann's historischem Versuch über die Zigeuner (1787) Vieles über die Eigenthümlichkeiten des Volkes lernen können, und Graffunder's Wörterbuch das, wenn ich nicht irre, 1816 zu Erfurt gedruckt worden ist, hätte ihm seine Mühen erleichtern können. Pott's grundgelehrte Arbeiten über die Zigeunersprache und des Criminalrichters Liebig in Lobenstein vortreffliches Buch waren noch nicht erschienen. Aber Borrow's Gipsies in Spain waren bereits erschienen und gewährten Anhaltspunkte. Kogalnitschau's Buch über die Zigeuner in Rumänien, das von Paspati über die in der Türkei und Miklosich's Forschungen konnten dem Norweger noch nicht bekannt sein.

denn in der weithin zerstreuten Kaste herrscht inniger Zusammenhang.

Auch die norwegischen Zigeuner verhalten sich, gleich ihren Stammgenossen in allen anderen Ländern, in religiöser Beziehung äußerst gleichgültig. Unter mohammedanischen Völkern beschneidet die Zigeunermutter ihren Knaben; unter den griechisch- oder römisch-katholischen läßt sie ihn denjenigen Heiligen weihen, welche an Ort und Stelle am meisten verehrt werden; in Norwegen sucht sie, wenn in Berührung mit den Behörden, die Taufe nach und bewahrt die darüber ausgestellten Schriften sorgfältig. „Sie macht auch ab und zu in Hoffnung auf Gevattersgaben und Pathengeschenke den Versuch, in verschiedenen Kirchen die heilige Handlung als Geschäft zu wiederholen“ *).

Die Walachen in Rumänien sagen spöttelnd: Die Zigeuner haben sich einmal eine Kirche aus ihrem Lieblingsfutter, Schweinespeck, gebaut; da sind aber in der Nacht die Hunde gekommen und haben dieselbe aufgefressen.

In Syrien wo noch der alte Wahn spukt, daß es 72 Volks- und Sprachstämme auf Erden gebe, sagt man, es gebe 72 Religionen und eine halbe obendrein, nämlich jene der Zigeuner.

Im norwegischen Guldbrandsdalen geht bei den Bauern folgende Sage. Ein Taterweib sammelte neun Kinderherzen und diese opferte sie dem Bösen; einen guten Geist, einen Gott, hätten die Tatern nicht. Nun konnte das Weib unternehmen was es wollte, werde in diesem Leben in allen Dingen Glück haben, nach dem Tode aber werde es Eigenthum des Bösen.

Eilert Sundt fand unter den Tatern „ein vollständig ausgebildetes Heidenthum“, über welches ihm ein Alter, den man im Gefängnisse zu Akershuus getauft und den Namen Larsen gegeben hatte, ausführliche Kunde gab. Der wesentliche Inhalt seiner Mittheilungen ist folgender.

Als die Tatern noch in ihrem Vaterlande, in der Stadt Assas in Assaria, seßhaft waren, sandte Baro Devel, der große Gott, seinen Sohn Dundra in der Gestalt eines Menschen zu ihnen, um ihnen das Gesetz zu offenbaren und in einem Buche niederzuschreiben, und diesem geheimen Gesetz folgen noch heute die Tatern in aller Welt. Dundra stieg dann von der Erde auf, setzte sich in sein Reich, den Mond, und seitdem heißt er Alako. Andere wollen wissen, daß das erst geschehen sei und die Himmelfahrt stattgefunden habe, als er gezwungen war, sich vor den Türken zu flüchten, durch welche die Tatern aus ihrem eigenen Lande vertrieben worden seien. Alako wurde im Kampfe verwundet, er wird aber einst den Tatern in ihrem täglichen Kampfe mit Türken und Christen zu vollkommenem Siege verhelfen und sie in ihr eigenes Land zurückführen. Die Seele eines abgeschiedenen Tater holt er in sein Reich zu sich hinauf; die Feinde der Tatern sind auch seine Feinde, weil sie den bösen Geistern dienen, nämlich Beng, dem Teufel, und Gern, Christus; diese beiden trachten stets dahin, ihn aus seinem Mondreiche zu verjagen. Oftmals sind sie nahe daran ihn zu überwinden, nämlich dann, wenn man den Mond abnehmen und verschwinden sieht; bald aber zieht der starke Gott sein Schwert, und kämpft mit diesem und seinem Speer und schlägt die Feinde zurück. Dann kommen auch die Spitzen des Neumonds zum Vorschein, der Mond wächst bis des Alako volles Angesicht auf seine Kinder herabblickt. Diese fallen alsdann unter den Bäumen des Waldes auf die Knie und preisen den mächtigen Siegesgott. Der Häuptling (Graf) der Tatern bewahrt sorgfältig ein aus Stein geschnitztes Bild Alako's, Bareske Alako; dasselbe ist so groß wie eine Hand und stellt den Gott als einen aufrecht stehenden Mann dar, mit einer Feder in der ausgestreckten rechten Hand und einem Schwert in der linken.

Die norwegischen, schwedischen und russischen Tatern haben je einen Häuptling; diese drei versammeln alle ihre Leute zu einer Begegnung um die Mittsommerzeit, entweder auf dem Jemlon, einem Berg im Dofrefjeld, oder hoch oben im schwedischen Lappland, oder endlich in „dem russischen Karet, welches eine Stelle an der Grenze von Großfinnland sein soll.“ Bei solchen Zusammenkünften werden Alako's Bilder aufgestellt; man stimmt dabei einen Gesang an, dessen Text Eilert Sundt giebt, aber ohne Uebersetzung *). Derjenige Häuptling welcher nach der Reihenfolge den Vorsitz hat und gewissermaßen als Oberpriester fungirt, hält nach dem Gesang eine Rede und schließt mit den hochheiligen Worten: Ala manu sana! Sodann treten alle neuvermählten Paare zu dem Alakobild und erhalten gegen eine Abgabe, vom Grafen die Einweihung der Ehe im Namen des Gottes. Auch die neugeborenen Kinder werden zu ihm gebracht und falls sie etwa die christliche Taufe erhalten haben, im Namen Alako's umgetauft. Nachher folgt ein Schmaus bei welchem man sich erzählt wie man mit mehr oder weniger Glück die Christen ausgeplündert und dadurch Alako gedient habe.

Hier ist also Moudcultus, aber derselbe geräth allmälig in Verfall und an Alako hat man nur noch dunkele Erinnerungen. Larsen konnte von erwähntem Gesange, welchen er recht gut vortrug, nur einzelne Worte übersetzen. Sein Oheim, noch ein Tater von altem Schlage, der ihm Vorwürfe darüber gemacht, daß er sich habe taufen lassen, hob in Betreff der schützenden Gewalt und Macht Alako's hervor, daß 1833, als Norwegen von der Cholera heimgesucht wurde, auch nicht ein einziger Tater an derselben gestorben sei. Das habe ihn, Larsen, wieder unsicher gemacht und er sei dahin gebracht worden „wie auf einer Messerschneide zwischen Alako und Gern (Jesus) hin und her zu schwanken.“

Verschiedene Fanten von einer Halbblutsrace, „der jetzt die große Mehrzahl angehört“, kennen und hegen die Sage von dem kämpfenden Monde und dem Siege desselben, behaupten aber, es seien nur Adam und Eva, deren Bilder man im Monde sehe.

Da die Tatern sich gegen das Christenthum sehr ablehnend verhalten und dasselbe verspotten, so verschlägt es ihnen auch nichts, daß sie bei ihren Betteleien und im Verkehr mit Nichttatern eine Menge frommer Redensarten einmischen, manchmal aber auch die angenommene Maske fallen lassen. Dem Taufzwange weichen sie jetzt nicht mehr aus, weil sie wissen daß ein Taufschein, Rasoholil, die Bedingung ihres freien Aufenthaltes im Lande ist. Aber nie suchen sie aus freiem Antriebe die Confirmation oder die christliche Einsegnung einer Ehe nach, sondern empfangen dieselbe in den Zuchthäusern oder unter Aufsicht der Armen-

*) G. F. Daumer in seinem „Hafis, eine Sammlung persischer Gedichte, nebst poetischen Zugaben aus verschiedenen Völkern und Ländern, Hamburg 1846“, giebt von S. 199 an auch 17 Zigeunerlieder und Sprüche; z. B.:

Ich ging zu einem Priester,
Ich warb mir einen Pathen
Für mein zu taufend Kindelein
Und fischte zwei Ducaten.
Es ist nunmehr das zehnte Mal,
Daß es ein Christ geworden ist;
Das ist ja wohl kein Schaden.

*) Ostimari stinta — o emi, o vino, — o manga, o tjeia — o rankano deia — Marra folka — aschar but, — o trinta mi deia — Ma a dona trommo ava — o vankano deia. — Bescha dero ivordinan — ja pallar min scharo — aavan min schero — ninna tingra mero — o rankano deia.

versorgungen in den Kirchspielen durch Zwangsmaßregeln. Sundt bemerkt ganz richtig: „In einer solchen Weise empfangene Sacramente vermögen erklärlicherweise die Sinnesart nicht zu ändern, und machen nur, da schlaue Verstellung der Mienen und der Haltung den Tatern ein Anzeichen der empfangenen Gnade aufdrückt, das geheimnißvolle Wesen derselben noch unheimlicher und abschreckender."

Den Tatern fehlt es bei ihrem armseligen Umherziehen nicht an einem, allerdings eigenthümlichen, Familien- und Gesellschaftsleben, an einer gewissen Ordnung und Gesetzen. So wird eheliche Treue streng beobachtet. Bevor die Landesregierung in das Leben und Treiben eingriff, waren die alten Gesetze folgende. Eine Tater, gleichviel ob Mädchen oder Frau, welche die Kluft zwischen ihrer Kaste und dem „weißen Blut" nicht offen erhielt und einem Nichttater, gleichviel ob buro (Bauer) oder Raukanó (Beamter, vornehmer Mann), ihre Liebe schenkte, wurde ildsmad, Feuerspeise, genannt und sollte ohne Barmherzigkeit auf den Scheiterhaufen gelegt werden. Der männliche Tater, der sich in solcher Beziehung vergangen, war nur Kavlemand, Knebelmann; er wurde mit auf den Rücken geknebelten Händen und einen Pflock im Munde in einen Kreis von Männern gestellt, um so das von allen Männern seiner Horde gefällte Urtheil zu vernehmen. Dann sollte, dem Gesetze zufolge, der Kreis sich öffnen, damit die Weiber mit Peitschen den Sünder forttrieben. Damit war er aus dem „Familienvolk" ausgestoßen. Noch im Jahr 1845 ist, laut dem Bericht eines Predigers in der Nähe von Kragerö, ein derartiges Urtheil vollzogen worden.

Seitdem in Folge des Eingreifens der Regierung das alte Taterleben in seinen Eigenthümlichkeiten nicht mehr aufrecht zu erhalten ist und von Polizei wegen wandernde Familien aufgegriffen, mit norwegischen Landstreichern und allerhand Verbrechern in dasselbe Gefängniß gesperrt, die Kinder von den Eltern, die Frauen von den Männern getrennt werden, hat das Familienleben schwer gelitten. Aber die Tatermutter zeigt für ihre Kinder immer noch eine rührende, oftmals leidenschaftliche Thätigkeit. Der Mann ist z. B. als Pferdedieb in ein Zuchthaus gesperrt; sie schweift umher, erbettelt Nachtherberge in einem Bauerhofe und wird dort von Wehen überrascht. Die Bäuerin giebt Lappen her, um das Kind einzuhüllen; sie schenkt der Zigeunermutter einige Bänder und Schnüre, und daraus flicht diese ein Geräth, in welchem sie das Kleine auf ihrem Rücken trägt. So geht sie von Hof zu Hof und schweift so lange umher, vielleicht schon mit dem Kinde an der Hand, bis sie auf der Landstraße das Stelldichein erreicht, welches der aus dem Zuchthaus entronnene oder entlassene Mann auf den nie unterbrochenen geheimen Wegen gegeben hat. Bald hat sie ein zweites Kind auf dem Rücken und wenn dann nach einigen Jahren die Hand des Gesetzes oder das Verhängniß eine neue Trennung des Mannes herbeiführt, hat sie ein ganzes Häufchen bräunlicher, schwarzhaariger Kinder zu ernähren. Nun zieht sie von einem Ende des Landes zum andern, bettelt und prophezeiet, stiehlt und lügt und trügt und hext; sie achtet nicht Regen und Schnee, nicht Sturm und Unwetter, bietet aller Härte und Verachtung trotz, alles um den Kindern die Nothdurft des Lebens zu verschaffen.

Man hat solchen Müttern die Kinder fortgenommen um sie in Rettungshäusern oder bei wohlwollenden Leuten gut unterzubringen. Dann kennt die Wuth der Zigeunerfrau keine Grenzen. Sie wird mit allen ihren Listen und Ränken um das Haus schleichen, um verstohlenerweise den Kindern zu nahen und ihnen geheimnißvolle Worte zuraunen, welche bittern Ingrimm und Haß gegen die athmen, welche die Kinder pflegen, denn diese sind ihr ja geraubt worden. Und nicht selten entlaufen sie und fliehen mit der Mutter wieder hinaus in die wilden, öden Wälder. Und sind sie dann erwachsen, nehmen einen Mann oder ein Weib und ziehen selbständig umher, dann sucht die Mutter, welche nun allein ist, nicht etwa eine ruhige Zufluchtstätte, etwa in einem Armenhause, sondern sie treibt sich rastlos wie zuvor auf den Landstraßen und Nebenwegen umher. Sie bettelt, hext, prophezeiet weiter, sie fragt und späht bald hier bald da nach ihren Kindern und Kindeskindern. Und wenn sie endlich aus Mattigkeit niederfällt, auf einem Schneehaufen erstarrt, oder in einem Moraste versinkt, oder auf öder Höhe verschmachtet, dann ist vielleicht keiner ihrer Angehörigen zugegen.

Die Tatern räumen willig ein, daß sie Mitglieder der Horde, welche durch unglücklichen Zufall z. B. bei Schlägereien oder bei Unwetter im Gebirge das Leben verlieren, lieber in der Wüstenei einscharren, als daß sie dieselben auf einem christlichen Leichenacker begraben lassen.

Der unbändige Hang zum Wanderleben, zu unablässigem Hin- und Herschweifen, tritt bei den Tatern in Norwegen eben so stark hervor, wie auch sonst überall bei den Zigeunern. Fast nie ist es geglückt ein Taterkind, selbst wenn es im zartesten Alter bei Predigern, Beamten ꝛc. in beste Pflege kam, zu zähmen und ihm den Sinn für Seßhaftigkeit und Häuslichkeit einzuflößen. „Aus einer Katze kann man keinen Hund machen," und beim Zigeuner steckt das Racenelement so sehr im Blute wie z. B. beim wilden Australier. Ganz zutreffend sagt man in Norwegen, die Taterkinder seien wie die Jungen der wilden Gänse. Diese gehen den Sommer über vollkommen zahm auf den Bauerhöfen mit den anderen Gänsen. Aber wenn der Herbst kommt und ein Volk wilder Gänse vorüberzieht, dann streichen sie mit diesen fort.

Die Familie bei den Russen in Sibirien.

Von **Albin Kohn.**

Wir sind in unseren Betrachtungen an einen heiklen Gegenstand gekommen, an das Familienleben des Russen in Sibirien. Ich muß die Wahrheit sagen, und doch möchte ich dem Leser kein schwarzes Bild vom Charakter des Russen vorhalten, aus dem falsche Schlüsse auf die Zukunft des Volkes gezogen werden könnten.

Wir müssen uns, wenn wir das Familienleben des Russen in Sibirien verstehen wollen, die Vergangenheit des russischen Volkes vergegenwärtigen.

Noch sind keine zwanzig Jahr verflossen, als sechszig Millionen Russen Sklaven waren, über welche der adlige Gutsbesitzer souverän zu verfügen hatte. Alle die Sou-

veränetät beschränkenden Gesetze waren eitel Schein, wie nachfolgende zwei Umstände beweisen dürften. Es existirte z. B. ein Gesetz, daß kein Besitzer einen Leibeigenen verkaufen dürfe, ohne ihn zugleich mit Land auszustatten, was eigentlich hieß, da Grund und Boden nur Werth hat, wenn er vom Menschen cultivirt wird, daß dieser nicht ohne diese Cultivirungsmaschine verkauft werden darf. Dieses Gesetz wurde mit leichter Mühe umgangen. Ein verschuldeter Gutsbesitzer verkaufte seinem Nachbar eine gewisse Anzahl Dessiätinen Land mit der nöthigen Anzahl von Sklaven. Da kein Gesetz vorhanden war, welches das Schenken von Grund und Boden irgendwie beschränkt hätte, so schenkte der Käufer ganz einfach dem Verkäufer das soeben acquirirte Land und behielt die Sklaven für sich.

Ein anderes Gesetz verbot, bei körperlichen Züchtigungen dem Leibeigenen mehr als fünf Ruthenstreiche zu geben; da das Gesetz jedoch nicht bestimmte, in welchen Zeitabschnitten eine neue körperliche Züchtigung zulässig sei, so konnte der arme, von seinem Eigenthümer verurtheilte Bauer ganz ruhig zu Tode geprügelt werden, wenn dieses nur nicht in Folge einer ohne Unterbrechung ausgeführten Strafe geschah.

Da nicht nur die Männer, sondern auch die Frauen leibeigen waren, da außerdem auch der Mann, ohne Rücksicht auf die Moralität des Mädchens, gezwungen war dasselbe zu ehelichen, sobald sein Herr, sein „Baryn", es wollte, so konnte sich im Volke der Begriff von Sittenreinheit, und mit ihm die Achtung für die Frau nicht ausbilden, ja das im Menschen von Natur ruhende Schamgefühl mußte abgestumpft, wenn nicht gänzlich erstickt werden. Fügen wir, um das Bild vollständig zu machen, noch hinzu, daß ja bis jetzt ohnedies der Abschaum der Gesellschaft nach Sibirien deportirt und dort angesiedelt wurde, und wir werden uns hinlänglich erklären können, warum die Sitten der Bewohner Sibiriens ungemein lax sind.

Auch das bisherige System des Recrutirens der Armee hat viel zur Sittenverderbniß beigetragen. Derjenige, der ein oder einige Kinder zu ernähren hatte, war vom Dienste in der Armee befreit. Derjenige Mann dachte nicht ans Heirathen, bis der Augenblick gekommen war, in dem er in die Zwangsjacke gesteckt werden sollte. Da sah er sich nun schleunigst nach einer Magd um, welche mindestens ein Kind, womöglich einen Knaben hatte, und ließ sich mit ihr trauen. Von Zuneigung, Liebe, Achtung konnte wohl nicht die Rede sein, und deshalb findet man in Sibirien keine Familie, welche diese Basis hätte. Der Mann heirathet, d. h. nimmt eine Frau, nicht um eine treue ergebene Lebensgefährtin, sondern um eine „Wirthin", eine „Chasajka", zu haben, welche seine Hauswirthschaft versieht. Ehelich treu werden sich die beiden Verbundenen erst viele Jahre nach der Verbindung, wenn die Jugend längst entflohen ist.

Ich war in Groß-Jelan Zeuge des folgenden höchst charakteristischen Falls.

Ein russischer Bauer aus Bilichtuja (einem größtentheils von Tataren bewohnten Dorfe) hatte im Jahre 1868 seine Frau, mit der er seit seiner Verheirathung in der größten Uneinigkeit gelebt hatte, erwürgt und war ihr nur in ihrem Plan, ihn selbst zu vergiften, zuvorgekommen. Trotzdem das ganze Dorf die Ursache des Todes kannte, wurde die Frau ohne ärztliche Untersuchung begraben: der Mörder hatte den Popen und den Zasjedatel mit wenigen Rubeln bestochen und so die Erlaubniß zum Begräbniß ohne Weiteres erkauft. Da er nicht mehr jung, auch seine übergroße Rohheit allgemein gekannt und gefürchtet war, fand er in Bilichtuja keine Candidatin für seine Wirthschaft und war gezwungen eine solche in den benachbarten Dörfern zu suchen. Er kam nach Groß-Jelan und fuhr mit seinem Brautwerber vor dem Hause meines Wirthes vor, in welchem er, trotzdem es fast Mitternacht war, freudig aufgenommen wurde. Die Hausfrau war anfangs hoch erfreut über die Gäste, welche einige Quart Schnapps mitgebracht hatten (so erfordert es ja die Sitte), denn sie hatte ja selbst zwei Töchter, welche schon Beweise von Fruchtbarkeit geliefert hatten, und die sie beide gern dem ziemlich begüterten Wittwer gegeben hätte.

Nach der gegenseitigen Begrüßung richtete der Brautwerber an die Hausfrau die Frage, ob sie nicht merke in welcher Angelegenheit er und sein Begleiter gekommen seien. Trotzdem Madame ganz gut den Zweck der Reise beider Männer kannte und wünschte, daß es auf ihre Töchter abgesehen sei, heuchelte sie die größte Unkenntniß und meinte endlich, daß sie nur aus Freundschaft zu ihnen zu Besuch gekommen seien, da ja in einigen Tagen oder Wochen der „Namenstag" des Wirthes sein werde.

Nun rückte der Brautwerber mit der Sprache heraus. Ein trauriger Täuberich, dem seine Taube gestorben, und dem es nicht angenehm sei, allein im Schlage zu hausen, ist ausgeflogen, eine andere freie Taube zu suchen, die er mit sich in sein verödetes Nest nehmen wolle. Die Hauswirthin verstand die Allegorie vortrefflich, und erwiederte eben so allegorisch, sie wisse, daß in nächster Nähe der Gäste zwei ganz flügge Täublein seien, bereit einem Täuberich, der ein gutes Nest habe, in dasselbe zu folgen. Nun äußerte der Täuberich selbst, der wohl merkte, worauf die Alte hinzielte, daß es aber doch noch zu junge Täublein seien, welche er in seiner Nähe flattern sehe (das eine dieser Täublein mit mongolischer Physiognomie zählte erst 24, das andere ziemlich hübsche sogar schon 28 Jahre), und daß es eben sein innigster Wunsch sei, eine Taube in gesetzten Jahren an sich zu locken.

Als Mama sah, daß man sie hatte abfallen lassen, brachte sie mehrere sehr alte Tauben in Vorschlag, deren Tugenden und Laster sie aufzählte. Daß die letzteren vergrößert, die ersteren verkleinert wurden, versteht sich von selbst. Endlich nannte sie dem heirathslustigen Wittwer eine Nachbarin, welche nahezu 40 Jahre zählte, wollte sie ihm aber mit der Bemerkung verleiden, daß sie wohl schon drei oder vier Kinder geboren habe.

Bei dieser Bemerkung glaubte ich, der Werber werde sich abwenden und fürderhin nicht mehr von der Ursache seines Besuches sprechen. Ich hatte mich geirrt. Er sagte mit dem größten Phlegma von der Welt: „Das sind Familienangelegenheiten, in welche sich Niemand zu mischen hat. Das Mädchen habe übrigens recht viele Kleidungsstücke, verstehe sehr gut Brod zu backen, pflüge ganz gut mit der „Socha", und handhabe die Sense und Sichel während der Heumath und Getreideernte ganz vorzüglich. Das ist ein Zeichen, daß sie eine gute Wirthin sei." Der durch Mord zum Wittwer gewordene heirathete schließlich gerade diese „Jungfrau".

Wenn wir Obiges erwägen, so dürfen wir uns durchaus nicht wundern, daß im Hause eher ein Waffenstillstand, denn ein Frieden herrscht, ja daß häufige Fehden ausbrechen, bei denen freilich immer der Wirth über die Wirthin siegt. Wundern muß man sich vielmehr, daß es doch recht viele Familien giebt, in denen, wenn auch nicht Liebe und aufopferungsvolle Hingebung, so doch eine gewisse Zuneigung und ein durch keine Zwischenfälle gestörter Frieden herrscht. Besonders bemerkt man dieses ziemlich häufig in den Dörfern, welche entfernt von der großen Heerstraße liegen, also durchaus nicht mehr mit Verbrechertransporten in Verbindung gerathen. In solchen Dörfern scheint schon das Edlere, das im Menschen ist, zum Durchbruch zu gelangen und der aufmerksame Beobachter und Menschenfreund sieht mit Vergnügen,

daß sich hier ein gewisser, im slavischen Charakter begründeter Patriarchalismus ausbildet, der einen wohlthätigen Einfluß auf das Familienleben auszuüben beginnt. An der großen Heerstraße verkuppelt die Mutter ihre Tochter, der Mann seine Frau; in den entfernt von ihr gelegenen Dörfern beginnt sich das Schamgefühl Geltung zu verschaffen und hier wird sich der von Verbrechern stammende Bewohner nach einigen Generationen, besonders wenn er auch an Bildung zunehmen wird, wieder zum Menschen erheben. Ich habe Familien gekannt, in denen der Wille und das Wort des Großvaters Gesetz war. Dreißig und mehr Familienmitglieder, Söhne mit ihren Frauen, Töchter mit ihren Männern und Kindern, auch wohl Kindeskindern folgen dem Gebote oder Worte des einen hinfälligen Greises, und verehren ihn wie einen König. Heil dem Hause, in welchem „Großväterchen" (djeduschka) das Gute will, denn dieser Wille wirkt erziehend auf viele Nachkommen.

In Folge der socialen Einrichtung der Gemeinde ist die Familie einem Polypenstocke nicht ganz unähnlich. So lange das Haupt der Familie, Vater oder Großvater, ja selbst Urgroßvater, lebt, kommen seine Söhne respective Enkel nicht aus dem Hause heraus und begründen somit keine eigene Wirthschaft. Dem Familienhaupte wird das Land und die Wiese nach Maßgabe der männlichen Nachkommenschaft zugemessen und der Gewinn aus der Wirthschaft ist ein gemeinsamer. Jedes Familienglied erhält aus diesem Gewinne nach Maßgabe seiner Bedürfnisse. Sowie das Familienhaupt zur ewigen Ruhe eingegangen, zerfällt die Familie in Familien, welche jede ihren eigenen Herd gründet, da von nun an die Söhne ihren Landantheil auf ihren Namen erhalten. Sie auch sind die eigentlichen Erben und geben den Schwestern aus dem Nachlasse was und soviel sie wollen.

In Sibirien hat der Russe eine Sitte von den besiegten Völkerschaften angenommen, welche meiner Ansicht nach keineswegs zur Veredelung des Weibes beitragen kann. Es ist dieses das Kaufen der Frau. Der Heirathslustige muß, wenn er sich mit einem Mädchen darüber verständigt hat, daß sie ihn heirathen will, den Eltern einen ihren eigenen Vermögensverhältnissen entsprechenden „Kalym" (das Wort ist aus dem Mongolischen in die russische Sprache der Sibirier übergegangen), ein Kaufprätium, geben, das in verschiedenen Geschenken besteht. Der Vater des Mädchens erhält gewöhnlich weite Pluderhosen aus schwarzem Manchester, ein rothes Hemd aus sogenanntem französischen „Zitz", ein Paar kungurische Stiefeln (aus Kungura im Gouvernement Perm, das durch seine Stiefel in ganz Sibirien berühmt ist), ein Paar Winterhandschuhe und Aehnliches. Die künftige Schwiegermutter bekommt diesen entsprechende Geschenke, so daß der ganze Kalym sich auf 50 bis 60 Rubel beläuft. Rechnen wir hierzu noch die kleinen Geschenke, welche den Familienmitgliedern, der Braut selbst gegeben werden müssen, rechnen wir auch noch den unvermeidlichen „Eimer" (man versteht ihn nur als mit Schnapps gefüllt) hinzu, so dürfte die Braut leicht weit mehr als hundert Rubel zu stehen kommen, was für die Verhältnisse eines gewöhnlichen Bauers in Sibirien gar keine unbedeutende Summe ist.

Diese Art des Kaufes von Weibern beginnt nun aber doch den jungen Sibiriern lästig zu werden, umsomehr als sie ihnen durchaus keine Garantie für die jungfräuliche Reinheit des gekauften Objectes bietet. Seit einer Reihe von Jahren beginnen die Heirathscandidaten die Mädchen zu entführen, was freilich nur mit ihrem Willen geschehen kann. Da in Sibirien ein Aufgebot nicht nöthig ist, fährt der Mädchenräuber mit seiner Beute direct bei irgend einem Popen vor, den er übrigens schon vorher bestellt und bezahlt hat, und läßt sich von ihm trauen. Bekanntlich ist das Ehesacrament in der griechischen Kirche noch weit unlöslicher, als in der römischen und die nächste Folge hiervon ist, daß nach der Trauung jeglicher Protest der Eltern des geraubten Mädchens unnütz ist. Diese, die doch um den Kalym, um die ihnen zustehenden Geschenke, betrogen worden, schmollen eine Zeit lang mit dem Schwiegersohne, ärgern sich über die ungerathene Tochter, schwören beiden ewige Feindschaft, welche gewöhnlich schon nach einem halben Jahre in das Meer der Vergessenheit gesenkt wird. Die Eltern der jungen Frau werden während dieser Zeit von guten Nachbaren für das Pärchen bearbeitet, und dieses erscheint plötzlich in ihrer Wohnung, bringt einige kleine Geschenke, einen „Eimer" (Schnapps), Musik und Gäste mit, und es wird eine kleine Nachhochzeit und eine vollkommene Versöhnung gefeiert.

Ich habe hier noch einer in Sibirien nicht seltenen Form der Ehe zu erwähnen, der sogenannten wilden Ehe. Diese ist ziemlich häufig anzutreffen, und ich muß gestehen, daß ich sie weit zahmer gefunden habe, als die von der Kirche eingesegnete. Während in der letztern eheliche Treue zu den größten Seltenheiten gehört, und die Frau oft die Wucht der Fäuste ihres Mannes zu fühlen hat, habe ich in den verschiedenen Gegenden des Landes, in denen ich successive gelebt habe, wilde Ehen gefunden, in denen sich Mann und Frau herzlich geneigt waren, in denen beide Theile sich in Allem liebevoll entgegen kamen und nie Streit, Hader oder Zank mit einander hatten. Ich habe solche wilde Ehen gesehen, welche schon 30 bis 40 ja nahezu 50 Jahre dauerten, während welcher Periode die Frau nie Ursache gehabt hatte, eine Thräne zu vergießen.

Die Hauseinrichtung des Sibiriers ist einfach und zeugt für die niedere Culturstufe, auf welcher er steht. Wir wollen eine sibirische Wohnung betrachten.

Das aus Rundholz erbauete Haus besteht für gewöhnlich aus einer großen Stube und einer kleinern, gleichsam einem Alkoven. Der Arme begnügt sich mit einer einzigen Stube (russisch: „isba"), und deshalb sagt er auch, wenn er sich an den Bau einer eigenen Wohnung macht, er „baut sich eine isba" (nicht „dom", das Haus). Den vierten Theil dieser Stube, welche gewöhnlich ein Quadrat bildet, nimmt der Ofen ein, welcher die Form eines Backofens hat; er dient gleichzeitig zum Kochen, Backen und Heizen des Wohnungsraumes. Auf ihm sitzen die Hausbewohner im Winter, wenn sie sich schnell erwärmen wollen und schlafen darauf während der Nacht. Zu dem letztern Zwecke dient auch eine neben dem Ofen über der Thür errichtete Pritsche, „Pallatje", auf welcher auch die als Unterbett dienenden Filzdecken und die wenigen Kissen der Familie liegen. Bettdecken kennt der sibirische Bauer nicht. Im Sommer dient ihm als solches sein langer Rock, im Winter sein Pelz. Wenn die Familie so zahlreich ist, daß sie auf dem Ofen und der Pritsche nicht Raum hat, so dient der Fußboden als Lagerstätte, der übrigens im russischen Hause in mustergültiger Reinlichkeit erhalten wird. Eine Bettstelle findet man selten in einem Bauernhause, und wenn sie sich in einem solchen vorfindet, dient sie mehr zur Aufnahme der Filzdecken und Kissen, denn zum Schlafen. Höchstens dient sie zu letzterm Zwecke dem Haupte der Familie. Auf der Pritsche und auf dem Ofen schläft Alles durcheinander, Männer und Frauen, erwachsene Töchter und Söhne, Knechte und Mägde. Wo sich einer der Hausbewohner hinlegt, da verbringt er die Nacht. Nur der Säugling hat seine besondere Ruhestätte, eine kleine Hängematte, welche an einer langen, biegsamen Stange, oder bei Reichen an einer Springfeder befestigt ist, also beim Wiegen die Bewegung von oben nach unten macht.

Als ferneres Möbel dient eine rings an den Wänden hinlaufende Bank, welche ein für alle Male an ihnen befestigt ist, ein ganz gewöhnlicher Tisch, eine oder einige bewegliche Bänkchen, auf denen zwei bis drei Personen Raum haben, selten einige roh gearbeitete Stühle, und noch weit seltener ein „Diwan“, d. h. ein aus Brettern gemachtes Sopha. Wo man sich solchen Luxus erlaubt, da hat man gewöhnlich, außer den schon bezeichneten Appartements, noch eine sogenannte „Gornitza“, eine Prunkstube, die sich jedoch nur durch den Mangel der stabilen Bank und durch die Anwesenheit noch einiger Stühle und Kasten auszeichnet.

In jeder russischen Stube ist ein Winkel der „vorzüglichste“, der Hauptwinkel, in welchem die sogenannte „Boschnitza“, d. h. das (dreieckige) Brett, angebracht ist, auf dem das beliebteste Heiligenbild der Familie steht. Vor dieser Boschnitza, vor diesem „Gottesplatze“, hängt bei den Vermögenderen ein Lämpchen, das an Sonn- und Festtagen angezündet wird, und in das nur Baumöl kommen darf, während der Aermere seinen Schutzpatron mit einigen Wachslichtlein von der Dicke eines Federkiels abspeist. Neben diesem, gewöhnlich aus Susdal stammenden und von „Bogomasen“ (wörtlich: Gottesschmierer) gefertigten Hauptbilde, das entweder den heiligen Nikolaus, Elias, die Muttergottes aus Troitzk bei Moskau, oder deren jüngere Schwestern in Kasan und Kiew vorstellt, befinden sich noch viele andere Heiligenbilder Susdaler Fabrikats, und alterthümliche aus Messing gegossene, wahre Carricaturen vorstellende Gebilde, denen der Russe seine Ehrfurcht beweist und die er anfleht, für ihn, den argen Sünder, vor Gott zu plaidiren.

Und vor diesen Carricaturen von Menschengestalten muß man, wenn man in die Stube des Russen tritt, sich einige Male bekreuzen und eben so oft verbeugen, wenn man von dem Bewohner nicht für einen „Ungläubigen“, für einen „Nickrest“ (nicht Getauften), gehalten werden will, dem er jegliche Hülfe versagt — bis er ihn näher kennen gelernt hat.

Im entgegengesetzten Winkel der Stube befindet sich eine sehr primitive Vorrichtung zum Aufbewahren der wenigen Teller, welche man hat, der nöthigen Tassen, hölzernen Schüsseln und der nie fehlenden Theemaschine, deren Mangel das sichere Zeichen der größten Armuth und Liederlichkeit ist. Ein Paar eiserne Töpfe und kleine Bratpfannen bilden den Rest des Geräthes, das man in der Stube bemerken kann.

Metallöffel findet man fast nie in einer Bauernwirthschaft; in großen und kleinen Wirthschaften findet man nur aus Birkenholz gefertigte. Gewöhnliche Tischmesser und Gabeln sind eine große Seltenheit und werden eigentlich nicht gebraucht.

Aus allen Erdtheilen.

Grove's Ersteigung des Elbrus.

Dieses „Kaukasusriesen“ Gipfel wurde zuerst im Jahr 1868 von Freshfield, Moore und Tucker erstiegen; im Juli 1874 ist es Grove geglückt mit einigen Begleitern die höchste Spitze zu erreichen. Der Mann hat die Grille, den Montblanc als einen „Usurpator“ zu bezeichnen, weil ja der Elbrus der höchste Berg in — Europa sei. So viel wir unsererseits wissen, hat man den Kaukasus bisher nicht zu den europäischen Gebirgen gezählt.

Die Partie (Grove, A. Moore, Secretär des englischen Alpenclubs, H. Walker, Horace und F. Gardiner) durchzog die selten besuchte Gegend zwischen dem obern Terek und dem obern Baksan und war am 22. Juli im Dorf Uruspi (— das wir auf H. Kieperi's vortrefflicher Karte des Kaukasus, Berlin, Dietrich Reimer 1854, eingetragen finden; Höhe 5000 par. Fuß —), wo gutes Wetter abgewartet wurde, das sich denn auch am 26. einstellte. Am Abend des 27. erreichten die Wanderer ein Felsenplateau an der rechten Seite des südöstlichen Elbrusgletschers, wo in 11,400 Fuß engl. übernachtet wurde, aber nur bis 1 Uhr Morgens. Unter Leitung eines Führers aus der Schweiz, P. Knübel, brach man auf; Moore mußte eines Zufalls wegen zurückbleiben; er erwartete zwei russische Offiziere aus Pätigorsk, welche nicht rechtzeitig hatten eintreffen können. Die Drei mit dem Führer wollten das herrliche Wetter benutzen und fanden auch den Aufstieg nicht beschwerlich. Der Elbrus besteht aus zwei mächtigen Gipfeln, die nordöstlich und südwestlich von einander liegen; beide sind erloschene Krater eines mächtigen Vulcans und durch einen mehr als 17,000 Fuß engl. hohen Paß verbunden und von einem großen Gletscherfeld umgeben. Der nordwestliche Gipfel ist nur 106 Fuß höher als der andere. Dieser letztere lag, als sie vom Rastplatz aufbrachen, gerade vor ihnen, der nordwestliche zur Linken und etwas weiter entfernt. Sie überschritten nun ein weites Schneefeld, durch welches sie von beiden Gipfeln getrennt waren, und gingen auf den niedrigern zu mit der Absicht, ihn etwa 1500 Fuß unterhalb seiner Spitze zu umkreisen und den Paß zu erreichen, welcher ihn mit dem höhern verbindet. Das gelang ihnen auch, doch mehrere Stunden mußten sie sich durch den Schnee arbeiten; sie hatten nun den herrlichsten Anblick als die Berge der Umgegend sichtbar wurden, und nach Aufgang der Sonne der Elbrus seinen mächtigen Schatten weit nach Westen hin warf. Bei strenger Kälte erreichten sie um 8 Uhr Morgens den Paß und waren hart am Fuße der nordwestlichen Spitze, an der Umwallung des Kraters. Der Weg zu demselben hinauf war steil, sie mußten über Felsen klettern und Stufen in das Eis einhauen, von irgend welcher Gefahr war aber für geübte Alpenwanderer keine Rede. Bald standen sie am Rande des Kraters, von welchem etwa zwei Drittel noch vorhanden sind; an der Südwestseite ist ein großes Stück eingestürzt und das Innere ist nun ein großes Schneefeld. Den höchsten Punkt bildet eine hervorragende Spitze, ein Zahn an der Westseite des Kraters; sie kletterten hinauf und waren auf dem Gipfel, was allerdings Anstrengungen kostete.

Der Elbrus ist 18,500 Fuß hoch (— vielmehr 17,400 pariser Fuß —); er erhebt sich nicht in der Hauptkette, sondern am Ende eines Ausläufers etwas nördlich von derselben, und alle hohen Gipfel stehen so zu sagen in einer Schlachtlinie auf einer Strecke von 150 Miles. Diese Gebirgswelt bietet einen großartigen Anblick dar und man hat einen überwältigenden Eindruck. Nach Osten hin sieht man den Kasbek, nach Westen hin das Schwarze Meer; man hat einen Einblick in eine Menge prächtiger Thäler, und nach Norden hin erheben sich grüne Hügel hinter einander wie Wellen auf dem Meer und in weitester Ferne zieht die unendliche Steppe. Alle hohen Gipfel des Kaukasus sind vom Elbrus aus sichtbar.

Die russischen Offiziere aus Pätigorsk langten bei Moore an als Grove schon wieder unten war. Sie wollten mit zwei

Dorfältesten aus Urnäsch die Besteigung unternehmen. Das Wetter war aber sehr trübe und stürmisch geworden und sie mußten ihren Plan fallen lassen.

Das Judenconcil in Nordamerika.

Die Zahl der Juden in den Vereinigten Staaten ist sehr beträchtlich. Sie sind über alle Landestheile verbreitet, vorzugsweise in den Städten als Handeltreibende und namentlich in San Francisco sehr zahlreich. Das Gefühl der Zusammengehörigkeit ist unter ihnen sehr stark ausgeprägt und sie sind sich ihrer Gemeinsamkeit wohl bewußt.

Dafür hat das „erste Concil der hebräischen Congregationen in Amerika", welches am 14. Juli in Neuyork zusammentrat, einen deutlichen Beweis geliefert. Nicht weniger als 60 Gemeinden hatten Bevollmächtigte zu demselben geschickt, die zumeist aus Deutschland stammen. Der Präsident, Herr Moritz Loth aus Cincinnati, schilderte eingehend den Zweck und das Wirken dieses großen und einflußreichen Bundes, und wir heben aus seiner sehr ausführlichen Eröffnungsrede, die wir in den amerikanischen Blättern finden, einige interessante Stellen hervor, welche die Bestrebungen kennzeichnen. Zuvor wollen wir bemerken, daß „ein hebräisches theologisches Institut", also eine Rabbinenschule, gegründet wird, zu welcher die erforderlichen Geldmittel zum größten Theile vorhanden sind. Hervorgehoben wird, daß sowohl der jüdischen wie der nichtjüdischen Presse Dank gebühre, weil sie die Organisation des Bundes der Union der amerikanischen Gemeinden so kräftig unterstützt habe. Dieser würden wohl demnächst alle Vereine des Landes mit etwa 50,000 Mitgliedern sich anschließen.

Ueber die Mission welche den Juden zugefallen sei, äußert sich Herr Loth in folgender Weise:

„Danken wir unserm himmlischen Vater für die Gnade, daß er in die Seele des Menschen das Verlangen nach Frieden und Eintracht gepflanzt hat. Es ist dies eine geistige Pflanze, die nur dann gedeihen kann, wenn Vernunft mit heiterer Ruhe zusammengeht; wenn Fanatismus und Unruhen unterdrückt werden; und so zu denken und so zu kämpfen gegen die Gegner der Freiheit und die Feinde des Fortschrittes und der Humanität ist seit Menschenaltern die Mission der Kinder Israel gewesen. Um diese Mission zu erfüllen, sind wir unter alle Nationen zerstreut worden und haben heldenmäßig unsere Principien aufrecht erhalten, die auch schon, trotz unserer unvollendeten Organisation in der frühern Tyrannei und Unterdrückung, unter den erleuchtetsten Völkern große Triumphe errungen haben.

Wenn diese Ansicht richtig ist, wenn es Israels Mission ist, die Menschen erst denken und dann glauben zu lehren; sie zu lehren, daß ein Gesetz für Alle existirt, für Einheimische und Fremde, Fanatismus und Tyrannei zu verschmähen und sicher in dem Glauben zu sein, daß es keinen König giebt außer Ihm, der König ist über Alles — wenn dies in der That Israels Mission ist (und sicher ist sie es), haben wir dann unsere Schuldigkeit gethan?

Repräsentanten der amerikanischen Israeliten, es ist traurige Pflicht, öffentlich zu sagen, daß die Israeliten nicht Alles gethan haben, was sie hätten thun können, um dem wohlthätigen Licht ihres Glaubens unter den Menschen Verbreitung zu verschaffen und sie von den Irrthümern zu heilen, welche in jedem Augenblick des Lebens das Glück vieler Familien unterminiren und sogar das Glück dieser großen Nation bedrohen. Es kann nicht geleugnet werden, daß die Sünde — und zwar Sünden der abschreckendsten Natur — in diesem unserm gesegneten Lande eine beunruhigende Ausdehnung angenommen hat, daß sie ganze Familien zerstört und diejenigen, welchen es überhaupt noch erlaubt wird, geboren zu werden, zu Schwächlingen macht und zu einem frühen Grabe verurtheilt. Es kann nicht geleugnet werden, daß in allen Zweigen der Verwaltung Corruption existirt, die einen solchen Grad erreicht hat, daß sie, wenn ihr nicht bald entgegengetreten wird, die Ersparnisse und Verdienste des ganzen Lebens verschlingen wird. Diese entsetzlichen Sünden treten uns überall entgegen und drohen mit ihrem Gifte die Existenz der Familien und der Nation zu untergraben. Unter diesen Umständen ziemt es uns — nein, es ist unsere heiligste Pflicht, unsere Rabbiner auszusenden in alle Welt, um nicht nur unserm Volke, sondern den Massen im Allgemeinen das Judenthum in seiner frühern Reinheit zu predigen und das heißt, wie wir Alle wissen, im Geiste der zehn Gebote zu leben, welche uns auf den Weg des richtigen Lebens führen; welche uns verbieten, in der Erfüllung unserer Pflicht zu zögern, die uns das göttliche Gebot einprägen zu heirathen und uns zu vervielfältigen und im vollsten Sinne des Wortes ehrbar zu sein; welche uns befehlen die Erde so zu bebauen und zu verschönern, daß Ueberfluß da ist für Menschen und Thiere, und solche Gesetze aufzustellen, daß Niemand unterdrückt und allen die größte Gelegenheit geboten wird, ihre Fähigkeiten zu entfalten um ein Leben des Friedens und der ungestörtesten Freiheit zu führen; die uns ferner befehlen, jedem Bedürftigen die helfende Hand zu reichen und mit einem Worte, ein Mensch werth des Ebenbildes Gottes zu sein, werth über alle Wesen auf der Erde zu herrschen und würdig zu werden in den himmlischen Regionen ein ewiges Leben zu empfangen.

Ich empfehle dieses Wanderpredigen unseren Rabbinern nicht in der Absicht, Proselyten zu machen, sondern um Jedem die großen Lehren des Judenthums einzuprägen, die, wenn allgemein angenommen, allen Massen der menschlichen Gesellschaft wohlthun, die Bande der Familie stärken und Alle, sowohl in ihren häuslichen Beziehungen als in ihren öffentlichen Geschäften, bessern werden.

Um diese Rabbiner zu unterstützen, sollte aus den Beiträgen der Mitglieder der Union ein eigener Fonds gegründet werden, was aber nur gethan werden könnte, wenn jede hebräische Gemeinde in den Vereinigten Staaten sich mit der Union verbinden würde. Es sind hier ungefähr 50,000 Israeliten, die Mitglieder von Gemeinden sind; und wenn jedes Mitglied einen Dollar jährlich bezahlt, so würde sich eine Summe ergeben, die ausreichend ist, um ein theologisches Institut ersten Ranges zu unterhalten und fähige Rabbiner als Wanderprediger auszuschicken.

Das erste jährliche Concil der hebräischen Congregationen ist wahrlich ein Ereigniß in der Geschichte der Israeliten, die zum ersten Male seit Jahrhunderten hier zum Rathe sich versammelt haben. Dieses Ereigniß bahnt eine neue Epoche im Leben des Judenthums an; der Fortschritt des Judenthums ist zugleich ein Fortschritt auf dem Wege der Humanität im Allgemeinen, denn jede civilisirte Nation hat mehr oder weniger in ihre Verfassung das mosaische Gesetz mit aufgenommen, da die Erfahrung der Jahre dasselbe als das Product tiefster Weisheit hingestellt hat. Jedoch nicht das allein, sondern das alte Testament wurde sogar von Scharen von Nationen als die Basis ihres religiösen Glaubens angenommen.

Es ist ein großer Tag in Israel, zu sehen, wie Tausende unserer Brüder sich vereinigen in dem edlen Streben, unsere gesegnete Religion auszubreiten und zu verewigen durch Errichtung einer hebräischen Universität, in welcher wir Rabbiner zu bilden gedenken, deren Weisheit und Beredtsamkeit beide Hemisphären erleuchten, und alle Menschenkinder dem Elend, der Selbstsucht und dem Mißvergnügen entziehen wird. Zum glücklichen Leben gehört die Entwickelung der idealen Anlagen im Menschen bis zur höchsten Potenz, und keiner ist mehr berufen, in diese Entwickelung helfend mit einzugreifen, als unsere geistigen Führer, deren Aufgabe es ist, an den bessern Theil in uns zu appelliren, und uns den Frieden eines höhern Lebens zu Gemüthe zu führen. Um das zu können, müssen sie selbst Männer exemplarischer Reinheit, Weisheit, Beredtsamkeit sein. Dazu gehört aber eine besondere Ausbildung und diese ist die erste Pflicht der amerikanischen hebräischen Association."

Aus den Geheimnissen des amerikanischen Frauenlebens

theilt ein Apotheker Folgendes mit: Das Opium hat einen ungeheuern Absatz und zwar unter den besten Classen der hiesigen Gesellschaft. Viele geniren sich gar nicht und oft kommen Frauen und Töchter der angesehensten und wohlhabendsten Leute der Stadt in den Laden und kaufen sich große Quantitäten Opium. Meistens bringen sie von Aerzten, die sich wahrscheinlich gut dafür bezahlen lassen, geschriebene Recepte, aber dadurch können sie uns nicht täuschen. Erst vor wenigen Tagen brachte eine Dame, deren Mann hier ein großes Geschäft hat, ein solches Recept, durch welches sie sich für 20 Dollars Opium verschaffte. Dies Recept wird von Zeit zu Zeit „erneuert", und sie erlangt so viel Opium wie sie braucht. Sie behauptete, sie litte an der Schwindsucht und brauche das Opium deswegen. Aber dies war ein bloßer Vorwand, denn die Frau leidet ebensowenig an der Schwindsucht wie ich. Andere lassen es sich wieder durch Knaben, die eine von einem Arzt unterzeichnete Ordre haben, holen. Wenn wir uns weigern, ihnen welches zu verkaufen, verkauft es ihnen ein Anderer, und wir büßen vielleicht eine gute Kundschaft ein, ohne daß der Sache im Geringsten abgeholfen wäre. Der Gebrauch des Opiums ist nicht auf die wohlhabenden Classen beschränkt; viele der ärmsten Frauen leben in einem beständigen Opiumrausch. Das allgemeine Publicum hat gar keinen Begriff von dem Umfange, den der Opiumgenuß, besonders unter unserer feinen, respectabeln Bevölkerung, erlangt hat. Und wenn die Opiumesser nicht arm sind, wenn sie sich dieser schrecklichen Leidenschaft ergeben, von der sie sich nie losreißen können, werden sie durch dieselbe in Armuth gestürzt. Sie vernachlässigen und vergessen Alles, um ihrem Laster zu fröhnen. Wenn eine Frau sich dem Opiumgenuß ergeben hat, läßt sie positiv ihre Kinder eher verhungern ehe sie sich ihren gewöhnlichen Rausch versagt.

Das Opium wird meistens in der Form von Morphin gekauft, weil dies heftiger wirkt und nicht schlecht schmeckt. Manche gebrauchen jedoch auch Laudanum und das rohe Opium. Dies letztere wird auch besonders von vielen Männern gekaut und dann verschluckt. Geraucht wird es hier, so viel ich weiß, nicht. Die Wirkung des Giftes ist bekannt. Es erregt das Gehirn ungeheuer, vertrocknet alle Secretionen und zerrüttet das ganze System. Das Schlimmste bei der ganzen Geschichte ist jedoch, daß diejenigen, welche sich diesem Laster einmal ergeben haben, nie wieder davon ablassen können. Man kann einen Säufer curiren, einen Opiumesser fast nie.

Die Frauen kaufen auch noch andere berauschende Präparate.

Einige kaufen gewisse Präparate des indischen Hanfs, das sogenannte „Haschisch" der Orientalen. In Neuyork wird eine Art „Haschisch Candy" gemacht, der eine berauschende Wirkung ausübt. Andere gebrauchen wieder Arsenik, um sich zu ermuntern und zu erheitern. Dies letztere Gift häuft sich oft im Magen und in dem System an und wirkt in solchen Fällen tödtlich. Natürlich ist die Betreffende dann an irgend einer beliebigen Krankheit gestorben. Und während es durch allmälige Anhäufung im Magen tödtlich wirken kann, ist es ebenso gefährlich, wenn man den Genuß plötzlich einstellt.

Es wird gewöhnlich in der Form von „Fowlers Solution" eingenommen. Ein anderes Mittel, welches besonders im Süden sehr gebräuchlich ist, ist das Schnupftabackkauen. Auch viele hiesige Frauen sind diesem Genuß ergeben. Sie stecken den Schnupftaback gewöhnlich in einen kleinen Sack und reiben sich damit das Zahnfleisch. Dies ist freilich nicht so gefährlich wie Opium, Haschisch oder Arsenik, aber auch weder gesund noch besonders reinlich.

* * *

— Forsyth ist mit Dr. Bellew von seiner Expedition nach Kaschgar gegen Ende Juli in Calcutta wieder angelangt; einige andere Mitglieder derselben waren in Marri eingetroffen und zogen langsam ins Unterland; Gordon war noch zwischen Leh und Kaschgar, ebenso seine Gefährten Trotter und Biddulph; diese Drei haben bekanntlich die große Pamir-Steppe durchforscht und bringen Kartenskizzen und Aquarellbilder mit. Ihre Wanderung ist in hohem Grade anstrengend gewesen; sie hatten einmal 20 Tage hintereinander in tiefem Schnee zu wandern und legten doch täglich 20 bis 25 Miles zurück.

— Rey Elias, der durch seine erfolgreichen Wanderungen durch die Mongolei sich einen so vortheilhaften Ruf erworben hat, befand sich im Juli zu Calcutta, wo er Vorbereitungen zu einer Reise nach Tibet getroffen hat. Er ist ein erprobter Reisender und will Alles aufbieten, um in das so streng gegen Fremde abgesperrte Land des Dalai Lama einzudringen.

— P. Dodolatanz bei den Serben. Herrscht in einer Gegend anhaltende Dürre, dann ziehen einige Mädchen durch das betroffene Dorf, indem sie Lieder singen, die baldigen Regen erflehen. Ein Mädchen kleidet sich ganz aus, bedeckt jedoch ihren Leib mit verschiedenartigen Gräsern und Blumen derart, daß man nicht eine einzige Hautstelle entblößt sieht. Dieses Mädchen heißt Dodola und mit ihr ziehen ihre Gespielinnen von Haus zu Haus. Sobald sie vor ein Haus kommen, beginnt die Dodola allein zu tanzen, die anderen Mädchen stellen sich in eine Reihe und singen verschiedene Lieder. Die Hausfrau oder ein Anderer aus dem Hause nimmt hierauf einen vollen Eimer Wasser und schüttet ihn über die Dodola, welche fortwährend tanzt. In Gegenden, die zu Oesterreich gehören, untersagten wiederholt die Pfaffen den Dodolaumzug, weil derselbe ein „heidnischer Gebrauch" sei; man bekommt ihn aber dennoch hier und da zu sehen.

— Im Fürstenthume Serbien sind in gebirgigen Gegenden die Häuser eines Dorfes so weit von einander entfernt, daß ein Dorf von 40 Häusern einen größern Flächenraum einnimmt als Wien. In der Ebene liegen die Häuser näher an einander, sie stehen jedoch nicht in einer Reihe, sondern sind zerstreut. In den Dörfern sieht man beinahe nirgends Schornsteine. Fabriken findet man in Serbien so gut wie nicht, die wenigen, die errichtet wurden, mußten bald eingehen. Jetzt wird wieder viel davon gesprochen, in dem Städtchen Paratschin, wo der Boden für den Anbau der Zuckerrübe besonders geeignet sein soll, auf Actien eine Zuckerfabrik zu gründen. Zugleich bewirbt sich auch ein Berliner Fabrikant bei der Regierung um die Concession zur Errichtung einer Zuckerfabrik. Das Fürstenthum mit seinen circa 1,200,000 Einwohnern verbraucht jährlich mehr als 2 Millionen Okas (1 Oka = $2^1/_4$ W. Pfd.) Zucker. Am Ufer kommt die Oka auf 5 Piaster zu stehen, das Regal beträgt $1^1/_2$ Piaster pro Oka.

— Beim diesjährigen Dschagganatha-Fest (Juggernauth) in Serampore hat eine unerhörte Neuerung stattgefunden, und es ist bei demselben kein Menschenleben verloren gegangen. Aber die in großer Zahl herbeigeströmten Pilger waren im höchsten Grade auf die städtische Behörde ergrimmt, weil diese einen der großen und plumpen Karren, auf welchen die Götzenbilder ihre Procession halten, nicht umherfahren lassen wollten, bis derselbe ausgebessert worden sei, denn ein Theil desselben war verfault. Sofort boten die Priester ein paar hundert Mann auf, die Tag und Nacht arbeiten mußten; aber eine genaue Besichtigung am Morgen ergab, daß der Gotteswagen dennoch in gefährlichem Zustande war. Deshalb nahm der Magistrat die Stricke weg, an welchen er von den Pilgern gezogen werden sollte. Und so kam es, daß er seit Menschengedenken zum ersten Mal nicht in Bewegung gesetzt wurde. Ueber diesen frevelhaften Eingriff der Behörde in die wohlerworbenen, unantastbaren Rechte der Kirche ist nun die Kirche, d. h. die brahminische Geistlichkeit, empört und sie schreiet in den Straßen, daß der Magistrat eine Verschwörung angezettelt habe, um dem Volke seine frommen Festlichkeiten zu verkümmern. Wie doch ein Clerus dem andern so gleich sieht!

— Die mohammedanischen Panthays in der chine-

fischen Provinz Yünnan sind allerdings von den Chinesen besiegt, ihre Hauptstadt Talifu ist erstürmt worden und ihr Sultan Sliman hat sich selbst vergiftet. Nun lesen wir, daß noch immer ein Theil derselben gegen die Mandarinentruppen im Felde sich behauptet und unter General Tosaken denselben tapfere Gegenwehr leistet. Deshalb liegt die Karawanenstraße aus Yünnan nach Bhamo am Irawaddy noch verödet.

— In der Canadian Dominion verfolgt man den Plan, die einzelnen Provinzen in eine einzige zu consolidiren und aus Neuschottland, Neubraunschweig, Prinz-Edwards-Insel und Neufundland die Provinz Acadia zu bilden. Die Zeit wird lehren, ob dieser Plan ausgeführt werden kann.

— Eine alte Redensart sagt: „Ehen werden im Himmel geschlossen." Wir wissen nicht wie es sich damit verhält, wohl aber, daß schon einige Mal Ehen in den Wolken geschlossen worden sind. Vor nun drei Jahren miethete im Yankeeland ein Brautpaar einen Pastor und einen Luftballon, stieg in die Höhe und die Trauung fand hoch in der Luft statt. Mehrere andere Paare haben sich dagegen auf dem Wasser zusammengeben lassen; sie bestiegen einen Kahn, schifften auf den See hinaus, wechselten dort die Ringe und der Geistliche segnete sie ein. Im Staate Indiana hat sich neulich ein Paar im Eisenbahnwagen trauen lassen, und ganz vor Kurzem, im Juli, berichtete das „Boston Journal" Folgendes. Ein Mann aus Oregon, der seit einigen Tagen in unserer Stadt verweilt, saß vorgestern Abend unter der alten Ulme auf den Commons. Da wurde er in seinen Betrachtungen durch eine Anzahl von Herren und Damen gestört; mit ihnen kam auch der Reverend Dr. Dio Lewis (— dieser ist derselbe geistliche Landstreicher welcher den Kreuzzug der Heulweiber und Temperanzmegären ins Leben gerufen hat, einige hundert Mal dieselbe auswendig gelernte Rede gegen Bier und Alkohol hielt und sich jede mit 50 Dollars bezahlen ließ —). Unter einer Gaslaterne wurde Halt gemacht; ein Gentleman trat vor mit einem Papier in der Hand. Ein anderer Gentleman nahm eine Lady bei der Hand, trat jenem andern Herrn gegenüber und sang der Versammlung „musikalisch-leise" eine Anrede vor; nach Beendigung derselben reichten sich jener Herr und die Lady die Hände und küßten einander. Nun trat auch Reverend Dr. Dio Lewis vor, sang auch „musikalisch-leise" und beglückwünschte das Paar. Solches geschah auch von den anderen Anwesenden und dann ging man in das Hotel Bellevue. Dem Manne aus Oregon erschien das Ganze einigermaßen seltsam; auf seine Nachfrage in Bellevue erfuhr er, daß der Reverend William R. Alger die Bande der heiligen Ehe geschlossen habe zwischen Herrn Fisher M. Clark und S. Helene Trip.

— Die Republik in den Vereinigten Staaten wird von sehr vielen Beamten der Bundesregierung und den Congreßpolitikern als eine Ausbeutungsmaschine betrachtet und diese „christlichen Staatsmänner", von denen so viele als Diebe und Betrüger an den Pranger gestellt worden sind, finden es ganz in der Ordnung und vortheilhaft für sich, das Volk auf das Unverschämteste zu plündern. Neulich sagte ein Blatt: „In allen Staaten der Welt zusammengenommen wird nicht so viel gestohlen als von Seiten unserer Politiker." Nun hat eines der angesehensten Blätter, die „Newy. Tribune", 10. August, wieder einmal eine ingrimmige Wehklage ausgestoßen über dieses Gaunerwesen und über die „ungerechtfertigte Verwendung öffentlichen Eigenthums", wie der organisirte Diebstahl mild von ihr bezeichnet wird, misappropriation. Schamlose Betrügereien und Unterschleife, Cassendiebstahl ꝛc. werden insgemein nur als Unregelmäßigkeiten, irregularities, bezeichnet. Nun bemerkt die „Tribune", es sei Thatsache, daß fast alle hervorragenden Beamten (prominent — denn wo möglich Jedermann ist prominent, wie der Eisenbahnschaffner ein capten, ein schwarzer oder weißer Barbier colonel, ein Advocat general; Marschälle fehlen noch —) sich Pferde, Wagen, Möblements und Dienerschaft auf Staatskosten halten. „Die Amtswohnung des Generalanwalts ist nicht die einzige so ausstaffirte; jedes andere Departement liefert auf Volkskosten den Beamten elegante und kostspielige Equipagen. Jeder Richter am höchsten Gericht hat eine Wohnung, welche die Regierung ihm ausmöblirt mit Teppich und Bibliothek, Bücherschränken, Stuhl und Sopha und sie giebt ihm einen — Diener obendrein. Aehnliche Praxis, wenn auch mit einigen Abweichungen, herrscht in beiden Häusern des Congresses. Senatoren und Repräsentanten halten sich Secretäre und Stenographen, welche aus dem Beutel des Volks bezahlt werden, ebenso Papier ꝛc. und Zeitungen so viel sie nur mögen. Die im Capitol angestellten Arbeiter und Diener werden von den Mitgliedern beliebig in ihren Privatangelegenheiten benutzt, die Wägen der Regierung als Marktwägen der Congreßmitglieder, und die Kutschen derselben verwendet man zu Spazierfahrten. Gleich den Richtern treiben es die Mitglieder des Cabinets; sie haben, mit einer einzigen ehrenvollen Ausnahme, ihre Privatwohnung auf Volkskosten sehr stattlich eingerichtet. Viele Repräsentanten und Senatoren haben in ihren Wohnungen Möbeln, welche den Vereinigten Staaten gehören. Auf andere Mißbräuche solcher Art treffen wir allerwärts. — Der neueste Fortschritt ist folgender: Die Oberzolleinnehmer und Collectoren übertragen den Angehörigen ihrer Familie Sinecuren auf Staatskosten; einer hat seine Frau angestellt und sie bezieht monatlich 100 Dollars für nichts, aber sie steht in der Beamtenliste. Ein anderer, noch genialer angelegt, hatte seine achtjährige Tochter als Beamte angestellt und sie bezog bis zum 1. August monatlich 75 Dollars. Diesem Mißbrauche soll nun gesteuert werden, aber wo ist das Ehrgefühl?

— Die Republik Venezuela hat in Folge staatsgefährlicher Umtriebe der Geistlichkeit, welcher von Rom aus Vorschub geleistet wurde, alle Verbindung mit dem Vatican abgebrochen. Fast alle katholischen Staaten Amerikas liegen in Hader mit ihrer Geistlichkeit und mit dem Papste: Brasilien, Guatemala, San Salvador, Peru, Chile ꝛc. Nur Ecuador zahlt Petterspfennige aus — den Staatseinnahmen.

— Iapi Oaye. Was bedeutet das? Wörtlich: Der Träger des Wortes. So lautet der Titel einer Monatsschrift, welche in der Sprache der Dakota-Indianer erscheint. Dieselbe hat ungefähr 500 Abonnenten, während man die Zahl der Dakotas, welche lesen gelernt haben, auf etwa 1000 annimmt. — Im Indianergebiete nördlich von Texas ist eine andere Monatsschrift verbreitet, die zu Talahassi in Florida gedruckt wird. Sie erscheint in der Sprache der Krihks (Creeks) und hat in Washington einen gewandten Correspondenten, den Krihk Thompson Perry Near. Sein Bericht der Probenummer beginnt mit den Worten: Wasento cuko, Refocuso uetto 10. 1874.

— In Nr. 2, wo von den beiden, nun in Rom befindlichen Zwergafrikanern, den Akkas, die Rede war, hat sich ein Fehler eingeschlichen. Es hieß in der Notiz: „sie müssen wie Thiere unter Aufsicht gehalten werden"; es soll aber, wie man uns aus Berlin ganz richtig schreibt, heißen: „Sie fühlen sich gekränkt (sdegnano di esse, guardati e palpati come animali), wenn sie wie Thiere bewacht und betastet werden."

Inhalt: Wanderungen in Ostindien. III. (Mit vier Abbildungen.) (Schluß.) — Die Tatern in Norwegen. I. — Die Familie bei den Russen in Sibirien. Von Albin Kohn. — Aus allen Erdtheilen: Grove's Ersteigung des Elbrus. — Das Judenconcil in Nordamerika. — Aus den Geheimnissen des amerikanischen Frauenlebens. — Verschiedenes. — (Schluß der Redaction 6. September 1874.)

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXVI. № 13.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In
Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von
Karl Andree.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 4 Thlr. Einzelne Nummern 5 Sgr. — 1874.

Die Sambaquis oder Muschelhügelgräber Brasiliens.

Untersucht von **Dr. Karl Rath** in St. Paulo.

I.

Die lang hingezogenen Gestade Brasiliens, besonders von Rio de Janeiro bis zur Provinz Rio Grande do Sul, bieten dem Auge die mannichfaltigsten Naturscenerien dar. Es wechseln dicht bewaldete Vorgebirge von tropischer Farbenpracht mit kleinen Kegelbergen, die sich aus den Fluthen des Oceans erheben; zahllose Buchten, Inseln und Manglewälder folgen auf einander und hinter dem Gestade erhebt sich die mit dichtem Urwalde bedeckte Serra do Mar. Mehr oder weniger mächtige Flüsse eilen dem Meere zu, um ihr Süßwasser mit dem salzigen zu vermischen. Da und dort stürzen sich von der Höhe der mehrere hundert Meilen ausgedehnten dreitausend Fuß hohen Gebirgswand Wassermassen in jähem Absturz zur Tiefe im Sonnenglanze, ein Silberband bildend, um in der Ebene als Fluß sich zu sammeln und auf längerm oder kürzerm Wege sich mit dem nahen Meere zu vereinigen. Oefter begegnet das Auge langgestreckten sandigen Ebenen oder Dünen, deren Sandwälle in gewissen Entfernungen den ewig daherbrausenden Wellen des Oceans einen Damm engegensetzen, an deren Fuße sich ihre silberglänzenden Lawinen im Sande auflösen.

In dem Vorgrunde des Gestades spielen die Manglewälder eine Hauptrolle; sie bilden eine Vorhut, die sich von dem Festlande oft bis weit in das Meer hinein erstreckt. Das hellgrüne, glänzende, dichte Laubdach dieser Riesenbäume ist nicht selten mit den rosenrothen Löffelreihern, den hochrothen Guaras und den schönen weißen oder graublauen Fischreihern besetzt, welche bei der Annäherung sich erheben und das Weite suchen.

Diese Manglewälder sind von zahlreichen Canälen durchfurcht, welche Bänke von Austern und anderen eßbaren Conchylien enthalten. Dafür, daß Austern und andere Muschelthiere in vorgeschichtlicher Zeit dem Menschen zur Nahrung dienten, finden wir gerade hier sowie an anderen Orten der Küste Amerikas die vollgültigsten Beweise.

Zwischen den Manglebäumen zeigen sich häufig kleine und größere Inseln, welche aus Granit- oder Gneißfelsen bestehen und meist mit schwarzer Humuserde bedeckt sind; diese ist wieder mit einer nur wenige Fuß mächtigen Schicht von zerbrochenen Muschelschalen und Sand überlagert. Solche Schichten wiederholen sich öfter und erreichen eine Mächtigkeit bis zu 30 Fuß.

In diesen Schichten wurzelt und wuchert eine reiche Pflanzenwelt von dem kleinsten Moose bis zu den größten Laubbäumen; die jetzigen Hochfluthen des Oceans erreichen nicht mehr diese Schichten von Muschelgruß und Sand.

Auf solchen Inseln nun und auch auf dem festen Lande finden sich die Austernhügel unter dem Urwalde. Sie sind verschieden an Höhe und Umfang. Es giebt deren von 6 bis 50 Fuß Höhe bis zu 300 Fuß Durchmesser und dem entsprechender Höhe.

Diese uralten Conchylienhügel befinden sich meist 40 bis 80 Fuß und mehr über dem höchsten Stande der Fluthen des Oceans, der den Fuß der Insel bespült. Es giebt aber solche Hügel, zwanzig und mehr Meilen von dem Meere entfernt, die sich im Innern in der Nähe von Binnenseen und von Flüssen befinden, und wovon manche auf Kegelbergen liegen, wie später näher bemerkt wird.

Diese Conchylienhügel sind Grabstätten und bestehen jeder für sich in der Mehrzahl aus nur einerlei eßbaren Conchylien. Man kann sie dreifach eintheilen: 1. aus Austernschalen bestehend, deren Deckel zwar vorhanden, aber abgenommen sind; 2. aus Tellinamuscheln, in Brasilien Berbigoes genannt, und 3. aus gemischten Conchylienschalen. Alle sind geöffnet und die Deckel im Hügel zerstreut. Die letztere Art ist sehr selten in Südbrasilien. Aeltere Geschichtschreiber und neuere Naturforscher und Reisende haben diese Hügel beschrieben, aber keiner der neueren hat sie näher untersucht; oft wird ihrer nur flüchtig erwähnt. Zur genauen Untersuchung gehört freilich viel Zeit, Geduld und Geld. Schon früher in Surinam hatte ich Gelegenheit einer solchen Aufgrabung durch Herrnhuter beizuwohnen; da die Arbeit aber langsam ging, war mir die Geduld ausgegangen, tagelang im Sumpfe stehend, mit Moskitos kämpfend, der wenig fördernden Arbeit zuzusehen. Seit 1846 widmete ich den Muschelhügeln sowie den im Innern des Landes befindlichen Erdgrabhügeln (Sepulturas) Brasiliens mehr Aufmerksamkeit, da ich eine merkwürdige Uebereinstimmung derselben mit den europäischen „Hünengräbern" fand. Erst nach vielfältigen Untersuchungen und Beobachtungen der an der Küste Brasiliens so zahlreich auftretenden Austerngrabhügel, welche zum Zwecke des Kalkbrennens ausgebeutet werden, und als ich sie in allen Stufen der Zerstörung sehen konnte, bekam ich ein wahres Bild ihres ursprünglichen Aufbaues und ihres Alters.

Diese Muschelgräber werden in Brasilien mit sehr verschiedenen Namen belegt, jedoch ist ihr allgemeiner Name Sambaquis; sonst werden sie von den Einwohnern mit den Namen Casqueiras, Ostreiras, Caleiras, also Austernhügel und Kalkhügel, diejenigen aber, welche aus den Schalen der Tellina aufgebauet sind, heißen Berbigueiras. Gräber heißen in der Tupisprache Igasabas; von den Guaytacasindianern werden sie Iby-coaras-gua-yiny-oti genannt, von den Cherentis Camatchi otim, von den Puris und Arawaguis Siahy abana leutin, das Haus des Geistes. Allein diese Namen der Grabhügel, welche die verschiedenen Stämme den Muschelhügeln geben, erstreckten sich auch auf alle im Hochlande, in Wald und Feld vorkommenden uralten Grabhügel.

Im Allgemeinen herrscht in Brasilien der Glaube, daß diese Sambaquis von den heute noch vorhandenen Ureinwohnern und deren unmittelbaren Vorfahren zur Zeit der Entdeckung Brasiliens aufgehäuft worden seien, um ihre Todten darin zu begraben, jedoch giebt es keinen Historiker oder Geographen, welcher behauptete dies gesehen zu haben. Im Gegentheil sagt der Padre Caspar da Madre de Deus in seinen kostbaren „Memorias da Capitania de St. Vicente" (der heutigen Provinz St. Paulo) über diese Grabhügel: „Schon zur Zeit der Entdeckung dieses Landes fanden sich diese Sambaquis mit hohem Urwalde bedeckt und es ist unzweifelhaft, daß es uralte Grabhügel sind; denn das Deckungsmaterial, die Austernschalen, müssen mit Brecheisen auseinandergerissen werden, da sie mit Kalkmasse an einander gekittet sind. Sie müssen einem ältern Volke angehören, als dem jetzt lebenden."

Die Construction der verschiedenen Sambaquis ist sich im Allgemeinen gleich. Vielfältige Untersuchungen gaben mir das Resultat, daß der zu Begrabende in sitzender Stellung auf die Erde gebracht wurde; wahrscheinlich mit allem dem angethan, was er im Leben an sich getragen hatte, wie z. B. Zierrathen, als Ohren-, Lippen-, Fuß- und Armbehänge, wie die noch jetzt lebenden Tapuyas oder Ingräcknungs, welche von den heutigen Einwohnern Botocudos genannt werden. Allein nicht alle Eingeborenen, welche jetzt wie die Botocuden mit Holzpfropfen in der Lippe und den Ohren gefunden werden, sind wahre Tapuyas. Die Sprache, ja selbst die Farbe, die bei anderen heller ist, ist verschieden von der, welche die wahren Tapuyas haben. Diese gebrauchen fast allein noch Steinbeile und dergleichen Geräthe; andere ahmen den Tapuyas nach, um ebenso gefürchtet zu werden, wie jene Menschenfresser.

In der Nähe der zusammengefallenen oder erdrückten Gerippe im Innern des Muschelhügels liegen vorzüglich die Steinwaffen, Beile, Wurfringe, Keile, Lanzenspitzen, Pfeilspitzen, letztere von Feuerstein, Reibschalen, Klopfsteine, conische Reiber, runde Steinkugeln verschiedener Größe ꝛc. Fast alles Steingeräth besteht aus basaltischem Gestein; jedoch giebt es auch Stücke von Grünstein, Porphyr, Itacolumit, Quarz, Meteoreisenkugeln u. s. w.

Außer diesen Geräthen von Stein finden sich unmittelbar bei den Gerippen andere von Fischen und verschiedenen Jagdthieren, welche öfter die Spuren vom Feuer an sich tragen. Diese Thierskelete rühren ohne Zweifel von den mitgegebenen Speisevorräthen her, die jeder Todte auf die Reise in jene Campos der Freude mitbekommt, so wie es noch heute bei den Eingeborenen Brauch ist.

In der Nähe des Begrabenen und in den Sambaquis selbst findet sich häufig eine Brandstätte mit Resten von Kohlen und den drei unentbehrlichen Steinen, die Tacuruvas genannt werden, deren Gebrauch bei allen Eingeborenen von Brasilien nicht fehlt und selbst in die Hütte des Brasilianers übergegangen ist.

Nachdem alles Nothwendige zur Stelle war, dürfte der Anfang mit der Bedeckung mit Austernschalen, bei anderen mit Berbigueiras (Tellinitenschalen), oder aber seltener, jedoch mit gemischten Muschelschalen begonnen haben. Alle Austern oder anderen Conchylien waren geöffnet und der Inhalt wohl verspeist worden, da die Deckel von den Untertheilen getrennt sind.

Nach langen Untersuchungen fand ich bei den Gerippen immer einen Haufen von Austern und anderen eßbaren Conchylien, die noch ganz geschlossen waren; diese dürften also wohl zu den mitgegebenen Speisen für die Reise des Verstorbenen bestimmt gewesen sein.

Die Ueberdeckung wird selbst bei sehr großer Anzahl von Leidtragenden eine recht lange Zeit gedauert haben, denn der Hügel wuchs allmälig zu einer Höhe und einem Umfang an, der oft unser Staunen in dem vollsten Maße erregt über die ungeheuere Menge der verwandten Muschelschalen, die oft zu Millionen aufgehäuft sind. Noch mehr steigt unsere Verwunderung aber, wenn wir erfahren, daß eine große Anzahl solcher Sambaquis sich nahe bei einander finden und alle jetzt vorhandenen Austern- und Tellinamuscheln der ganzen Gegend in 5 bis 6 Jahren keinen solchen Hügel von mittlerer Größe geben würden.

Ueberdies muß bemerkt werden, daß die Berbigueiras (Tellina) heutzutage sehr selten sind. Wie schon vorher bemerkt worden, giebt es Sambaquis von nur 6 Fuß Höhe und 24 bis 30 Fuß im Durchmesser, allein die Mehrzahl hat 30 bis 50 Fuß Höhe und 100 und mehr Fuß im Durchmesser. Diese ungeheuere Menge von Schalen ist mit

einer Kalkkruste zusammengekittet und dermaßen überkleidet, daß sie eine ganze zusammengebackene Masse bildet, die nur mit festen Brechwerkzeugen auseinandergerissen werden kann. Centnerschwere Stücke lösen sich ab und müssen allmälig verkleinert werden. Das Abräumen eines solchen Austernhügels durch 4 bis 6 Mann erfordert oft jahrelange Arbeit.

Das Material wandert von dort in Kähnen zu den Kalkbrennöfen; dieser Kalk wird allgemein in den Küstengegenden und selbst im Innern des Landes bei allen Bauten verwendet.

Das Abräumen geschieht fast immer durch die Nachkommen der Indianer, welche in der Nähe der Küste wohnen und Fischer sind, oder durch Negersklaven.

Bei dem Abräumen der Grabhügel wird natürlich ganz und gar keine Vorsicht gebraucht; die verschiedenen Gegenstände und hauptsächlich die menschlichen Knochen werden klein zerschlagen, um zwischen den Austern als Kalk gebrannt zu werden, oder sie werden von dem Einen oder Andern bei Seite geworfen. Den Steingeräthen geht es ebenso, irgend ein schönes Stück wird wohl mit nach Hause genommen, um es den Kindern zum Spielen zu geben, nach einiger Zeit wird es zerbrochen und geht verloren.

Da das Abräumen sehr lange Zeit erfordert, so ist es dem Forscher unmöglich, fortdauernd bei der Arbeit zu verweilen. Man ist also genöthigt, sehr oft wiederzukommen und überdies die Arbeiter durch Geld zu gewinnen, damit sie die Stücke an der Stelle lassen, schonen, oder sie erforderlichen Falls besonders verwahren. Nur kleine Hügel lassen sich mit einer genügenden Anzahl von Arbeitern in einigen Tagen so öffnen, daß wir ein Bild des ganzen Construc-tionsverfahrens und des Inhalts gewinnen können. Dies bewerkstelligt man vermittelst eines Durchschnitts.

Von Diluvium überlagerter Austernhügel als Decke für einen Todten.

Es giebt auch Ausnahmen von der eben geschilderten Regel. Man findet z. B. oft in einem großen Hügel mehrere Skelete mit all ihrem Zubehör begraben, männliche, weibliche und selbst Kinder sind darin. Diejenigen Gerippe mit Zubehör, welche sich außer dem Centrum des Hügels finden, scheinen in späterer Zeit hineinbegraben zu sein, denn es ist deutlich zu sehen, daß die ursprünglichen Schichten von Austernschalen zerstört worden sind, gerade so wie eine Ausgrabung von Erde, die später wieder ausgefüllt ist, bei dem Durchschnitt deutlich beobachtet wird, die Muscheln sind nicht mehr in der Ordnung auf und über einander gehäuft. Obwohl sie eben so alt schienen und die Steinwaffen und Geräthe sich gleichen, so sind sie doch später beigelegt als der in der Mitte ruhende.

Außer diesen Sambaquis, die sich in der Nähe des Meeres finden, begegnet man, wie schon gesagt, solchen, die 18 bis 20 Legoas vom Meere entfernt sind. An der Ribeira do Iguape, einem schönen und großen Flusse in der Provinz St. Paulo, liegt z. B. ein Sambaque auf einem hohen Kegelberge, der wie mit einer weißen Schlafkappe bedeckt in die Ferne leuchtet.

Es ist zu vermuthen, daß nach so vielen Proben, die ich besitze und in von mir geschriebenen und gedruckten Werken über das Gebiet des Ribeiraflusses und die Zukunft der Colonien (1856) bekannt machte, auch hier ein Räthsel gelöst werden könnte. Daß die Küste von Brasilien in gegenwärtiger Zeit aus den Meeresfluthen sich erhebe, habe ich dort zu beweisen gesucht.

An sehr vielen Stellen in der Nähe des Meeres, besonders in den Einbuchtungen und Flußmündungen, finden sich Ablagerungen von geringerer oder größerer Mächtigkeit, die selten über 15 bis 30 Fuß erreichen. Wenn diese Ablagerungen aus gemischten Muschelschalen bestehen, dann sind auch sehr deutlich gewisse, mehr oder minder starke Schichten von Ostraciten, andere von Myaciten und Mactra, einzeln oder wechsellagernd, zu unterscheiden. Obenauf zeigen sich die Flötze schon mit Sand und schwarzgrauer Erde; diesen sind Conchylienreste reichlich beigemischt und in ihnen wuchert eine üppige Pflanzenwelt.

Von größerm Interesse dürfte sein, daß in diesen gleichsam horizontalen Muschelschichten zerstörte Sambaquis sich finden, deren umfangreichere in so großer Menge Austernschalen enthalten, daß sie einen auffallenden Contrast dem Auge darbieten, weil das umgebende Material anderer Art ist.

Die in ihnen enthaltenen menschlichen und anderen Knochen nebst Steingeräthen sind natürlich ebenso aus ihrer Stelle verrückt, zerstört, zerbrochen und zerstreut und in größeren oder kleineren Entfernungen unter den Ablagerungen zu finden.

Solche alte Muschelhügel finden sich in der Bahia da Angra dos reis, Ullatuba, an dem rechten Ufer der Ribeira, in der Bahia la Canaèa, auf der Ilha comprida, Tarapandé, Bahia do Paranagua, Rio Una de Iguapé, Guaratuba, Rio Itajahy und dem See dos Patos ꝛc.

Alle diese Ablagerungen erheben sich meist 20 bis 60 Fuß über den höchsten Fluthen der Gegenwart. Es ist natürlich, daß Ablagerungen nur da stattfinden konnten, wo keine starke Brandung war.

Auf den Inseln und selbst auf dem festen Lande in der Nähe des Meeres finden sich größere oder kleinere Hügel oder Anhäufungen von Austern- und anderen Muschelschalen, welche aber kein so hohes Alter zu haben scheinen, da sie oft kaum mit Erde, Sand und Gräsern bedeckt und ohne allen Zusammenhang sind; sie haben 3 bis 10 Fuß Durchmesser und eine Höhe von 6 Fuß, enthalten keine Gegenstände von menschlichen Knochen und dergleichen, wohl aber von Fischgräten. Sie werden ebenfalls zum Kalkbrennen ausgebeutet und heißen Casqueiras novas.

Die Knochen, welche in den Sambaquis gefunden werden, haben den thierischen Leim verloren, kleben an der Zunge und sind sehr leicht und zerbrechlich. Noch begegnet man auch solchen, welche sehr viele zerbrochene menschliche Knochen und einige Steinwaffen, Fischgräten ꝛc. enthalten. Allerdings finden sich auch solche in dem Umkreise der großen Sambaquis und es wäre möglich, daß diese von aufgefressenen Freunden oder Feinden herrühren könnten, allein die Knochen sind ohne Spuren des Feuers.

Unter den thierischen Knochen finden sich Schwanzwirbelknochen von Walfischen, die offenbar zu gewissen Zwecken, z. B. zum Sitzen ꝛc., gedient haben, da sie Spuren der Abnutzung an sich tragen. Gleichfalls aufgefundene Haifischwirbel dürften zu Zierrathen gedient haben, da sie durchbohrt sind.

In einer Nummer des „Globus“ las ich aus Burton's Werk über Brasilien einen Artikel, der über die Austernhügel in der Bahia von Santos handelt; ich war erstaunt über die merkwürdigen neuen Beobachtungen, welche dieser berühmte Reisende über dieselben machte. Auch ich hatte dieselben, wiewohl mit anderen Ergebnissen, untersucht und schämte mich nun meiner falschen Beobachtungen. Dieses veranlaßte mich, neuerdings diese von Burton beschriebenen Austernhügel zu besuchen. Aber ich fand meine früheren Beobachtungen bestätigt und bekam ein Bild der Beobachtungsgabe mit Dampf.

Die Insel Casqueira grande, welche in der Bahia von Santos, nordwestlich von Santos, liegt, gehört einem gewissen Borchar.

Der Berg der Insel, von dem Niveau des Meeres bis zu seiner höchsten Spitze, ist 130 Palmas (= 8 Zoll rheinisch) oder 93 englische Fuß hoch; in dem Umkreise hat er 1200 Palmas oder 864 englische Fuß. Der Berg besteht aus Gneis, der von dem Fuße an, wo ein alter Kalkofen angebaut ist, 56 Fuß hoch ansteigt. An ihm bemerkt man in einer Höhe von etwa 40 Fuß neun Sambaquis oder Austernhügel; dieselben liegen ziemlich nahe bei und übereinander, aber so, daß sie alle wohl von einander unterschieden werden können. Sie sind mehr oder weniger angebrochen und einige andere mögen schon längst abgetragen sein, was der sehr ausgebrannte Kalkofen zu beweisen scheint; sie sind 8 bis 10 Fuß einer von dem andern entfernt.

Die Sambaquis selbst sind von gewöhnlicher Größe, 10 bis 15 Fuß Höhe und 20 bis 30 Fuß Durchmesser. Die Austernschalen sind zu einem Conglomerat durch aufgelöste Kalksintermasse zusammengekittet. In ihrem Centrum befinden sich die menschlichen Knochen und Steinwaffen.

Die 20 Palmas mächtige hier abgegrabene steile Erdschicht ragt über die Gräber hinaus. Sie besteht, wie fast überall an der Küste, aus einer sandigen, aschenartigen Moorerde, welche nahezu eine schwarze Farbe annimmt, trocken aber aschgrau aussieht. Regelmäßige Schnüre von zerbrochenen Muscheln begleiten das Relief des Berges. Mehr nach unten nehmen die Conchylienreste zu, endlich kommen fest auf den Sambaquis Ablagerungen vor von einer Bivalve, die hier Ameijoa genannt wird, zu den Miesmuscheln gehört und Thalacites concimus zu sein scheint. Diese werden am Ende so häufig, daß sie Bänke von 4 bis 8 Zoll Stärke haben. Diese Ablagerungen gehen hinab bis auf die Sambaquis und sind nur wenig durch Erd- und Kohlenreste von den Muscheln des Grabhügels getrennt; sie bilden eine so feste Masse, wie die unterliegenden Austernschalen, welche nur mit Brecheisen getrennt werden können.

Auf dem Grunde des Grabhügels in dem Centrum oder der Nähe des Todten werden keine Kohlen gefunden, wohl aber auf dem Hügel oder unmittelbar über ihm. Allein diese Kohlentheile scheinen einen andern Ursprung zu haben und von einem Brande herzurühren, denn diese Kohlenreste finden sich fast überall, auch wo keine Sambaquis existiren; man trifft sie nicht an dem Litoral, sondern auf dem Hochlande, bei Grabenarbeiten und bei Eisenbahneinschnitten, wo sie regelmäßige feine Schnüre bilden, die sich weit fortsetzen, verschwinden und dann wieder auftauchen.

Diese Ablagerungen zeigen sich aber nicht allein auf dieser Insel oder den sehr zahlreichen Sambaquis, welche sich in der Bahia von Santos finden, sondern an allen denjenigen Orten des Litorals, das unmittelbar an die See stößt; die Gegenden mehr in dem Innern des Litorals haben weniger Muschelablagerungen, aber mehr Sand- und Thonschichten mit Sumpfeisensteinen ꝛc. aufzuweisen.

Herr R. Burton sagt von den Kjökkenmöddingen in Südamerika (December 1865) über die Austernhügel in der Bahia von Santos: „Die Küste jener Region ist auf einer Seite etwa 50 Legoas von Angra dos Reis bis zum Rio

Cananea *) von Goayanac-Indianern bewohnt gewesen, die jetzt verschwunden sind.“ Goayanac-Indianer hausten nur auf den Ebenen von Piratininga, dem heutigen St. Paulo und der Umgegend und besuchten allerdings das Unterland um zu fischen und alle Arten Conchylien und eßbare Muscheln, Austern ꝛc. zu essen und sie so zuzubereiten, um sie nach Rückkehr in ihre Wohnungen in dem Oberlande, welches 2800 Fuß hoch und noch 8 bis 12 Legoas von dem Rande der Serra entfernt war, weil dort wegen Kälte und Regen nicht so gut in der Zeit zu leben ist, aufzubewahren. Die Goayanacis sind jedoch nicht verschwunden, ihre Nachkommen leben noch in den Aldeas Pincheiros, St. Michael oder Urnay anhos, Pary, also nahe bei St. Paulo. Burton sagt weiter, sie hätten weder Pflanzungen noch Dörfer und wohnten in Höhlen und Erdlöchern; in diesen unterhielten sie Tag und Nacht ein Feuer und schliefen auf Fellen wilder Thiere. Ich dagegen bemerke: Auf den Ebenen von Piratininga pflanzten die Goayanacis allerlei Wurzelgewächse, über deren Ausdehnung die Jesuitenpatres sich verwunderten. Ebenso wohnten sie auf der Stelle, welche Largo dos Guayanares heißt, jetzt die Stadt St. Paulo, und in allen genannten Aldeas in wohlgebaueten Hütten, wie sie zum Theil noch zu sehen sind. In der ersten Capelle, welche in dem Hochlande gebaut wurde und welche St. Andreas gewidmet war, copirte ich die Wandzeichnung des alten Aldea Ramulho, Tochtermann des berühmten Hauptes der Indios, des Tepiresà, welcher auf den Höhen von Piratinkoga (St. Paulo) wohnte und befehligte.

Die Indier hatten also keine Erdlöcher und selbst die jetzt lebenden bedienen sich keiner solchen; sie liegen ebensowenig auf Fellen wilder Thiere, denen sie die Haut überhaupt nicht abziehen, oder nur in seltenen Fällen, denn sie verstehen nicht zu gerben. Dagegen schlafen sie auf Palmzweigen, Rindenstücken, oft sehr schön gefertigten Matten aus Binsen-

Muschelhügel in der Bucht von Caneú, Bay von Santos. Mit neun aufgedeckten Grabhügeln, welche jetzt zu Kalk gebrannt werden.

arten und in künstlich gefertigten Hängematten von aus Bast und Baumwolle gedreheten Schnüren, welche noch mit Farbe und bunten Vogelfedern verziert sind. Der Ureinwohner schläft nie auf bloßem Boden und nie so, daß ihn das Licht des Mondes bescheinen könnte. Ein ewiges Feuer brauchen sie nicht zu unterhalten, da sie schnell Feuer mit besonderen Hölzern machen. Bei ihren Jagdzügen und Reisen machen sie schnell und mit Leichtigkeit sehr fest geflochtene Palmzweighütten, welche auf Wochen vor Regen schützen, während Erdlöcher für sie eine ungeheuere Arbeit gewesen wären, da sie keine Werkzeuge zum Graben besaßen.

Burton sagt weiter: „Man weiß, daß sie den wilden Thieren auf den Wanderungen in den sogenannten Wintermonaten, Mai bis September, vom innern Hochlande nach der Küste hin folgten und daß sie an dieser sich vorzugsweise von Austern und anderen Muschelthieren ernährten. Sie haben im Mangua, wo Krabben und verschiedene Arten von Crustaceen sehr häufig sind, Lagerplätze gehabt. An diesen liegen die leeren Schalen zu hohen Hügeln aufgehäuft und in diesen begruben sie ihre Todten. Manche sind Doppelhügel und dann allemal durch einen kleinen Strom süßen Wassers von einander getrennt.“

Bei mehreren Hunderten solcher Conchylienhügel, welche ich untersuchte, ist nichts was den Namen Doppelhügel rechtfertigte, denn es sind immer bis 20 und mehr bei einander und sehr selten nur ein einzelner; überdies habe ich keinen gefunden, der mit einem Flusse süßen Wassers umgeben war, da auf den kegelförmigen Inseln und überhaupt in den Manglesümpfen selten süßes Wasser zu treffen ist, denn ringsum ist Sumpf und Meerwasser. Diejenigen, welche an dem Litoral liegen, können zufälligerweise in der Nähe eines klaren Baches liegen, aber gewiß nicht geflissentlich mit demselben umgeben, noch viel weniger dürfte diese Ansicht als Regel aufgestellt werden. Solcher Kjökkenmöddings hat Burton in der Santosbay ungefähr zwanzig gefunden.

*) Einen Rio Cananea giebt es nicht, aber ein Städtchen an der Bahia der Marpegnena, auch Bay von Cananea genannt.

Leicht wäre zu widerlegen, daß nur die von Burton genannten Indianer diese Muschelhügel aufgerichtet hätten, da an den Küsten von ganz Südamerika, ja selbst von dem Gestade Mexicos bekannt ist, daß dort bis in den Süden solche zu finden sind; also keine einzelnen Stämme, sondern eher die ganze Race einen solchen Gebrauch gehabt haben mußte.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß selbst an der Küste der Vereinigten Staaten Sambaquis sich finden müssen *), d. h. wo es solche eßbare Conchylien oder Austern geben würde, denn daß es im Innern von Nordamerika Grabhügel wie hier in Brasilien mit demselben Inhalt gebe, habe ich im „Globus“ bereits gelesen.

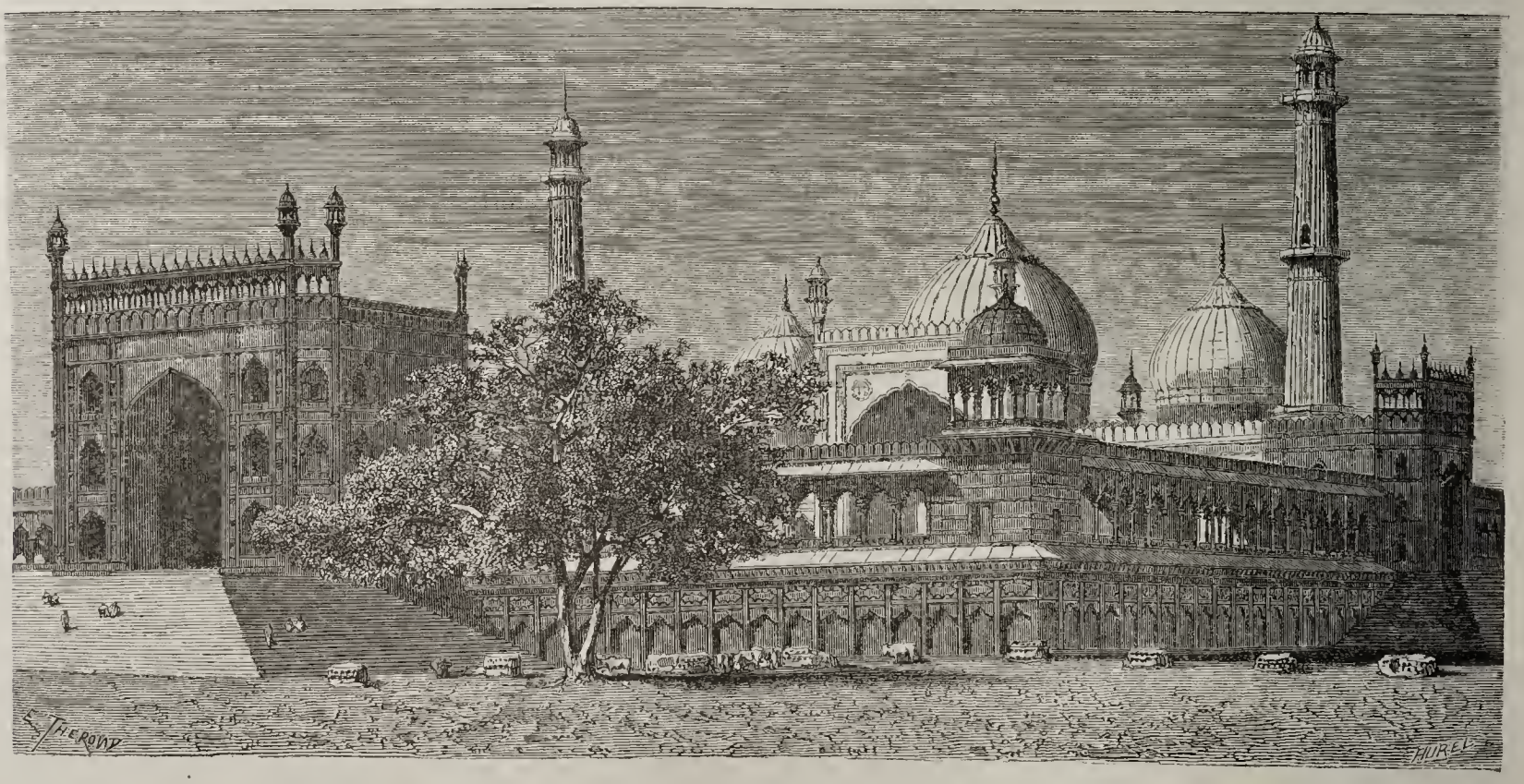
*) In Oregon z. B. sind dergleichen vorhanden. A.

In Delhi, der Stadt des Großmogul.

Das alte Indrapeſtha und deſſen Geſchichte. — Das neue Delhi. — Die Dſchamma-Moſchee. — Reliquien; Haar aus dem Barte Mohammed's. — Der Palaſt der Großmogule und deſſen Pracht. — Der Tſchandni Tſchak als Bazar. — Induſtrie. — Mirſas. — Hauſirer und Miniaturmaler. — Das Delhigeſchwür.

An den Namen Delhi knüpfen ſich große Erinnerungen von Macht und Glanz; dieſe Stadt an der Dſchamma war die Capitale von Indien und in ganz Aſien hochberühmt, etwa ſo wie Rom in der Welt des Abendlandes. Aber das alte Indrapeſtha oder Inderpat reicht um mindeſtens eintauſend Jahre höher hinauf; es war ſchon funfzehnhundert Jahr vor der chriſtlichen Zeitrechnung die Hauptſtadt eines ariſchen Reiches. Rom wuchs langſam empor und wurde erſt nach langer Zeit Beherrſcherin des Abendlandes; Delhi hingegen wurde auf dem Boden Indiens von fremden Eindringlingen gegründet, denen im Fortgange der Zeit andere folgten. Es unterlag einer langen Reihe von Wechſelfällen, aber wer jeweilig im Beſitze deſſelben war, galt nach dem Glauben des Volkes für den eigentlichen Beherrſcher Indiens.

Die geſchichtlichen Sagen wiſſen von drei Städten, welche nach einander auf der Stätte erbaut wurden, wo Delhi nun

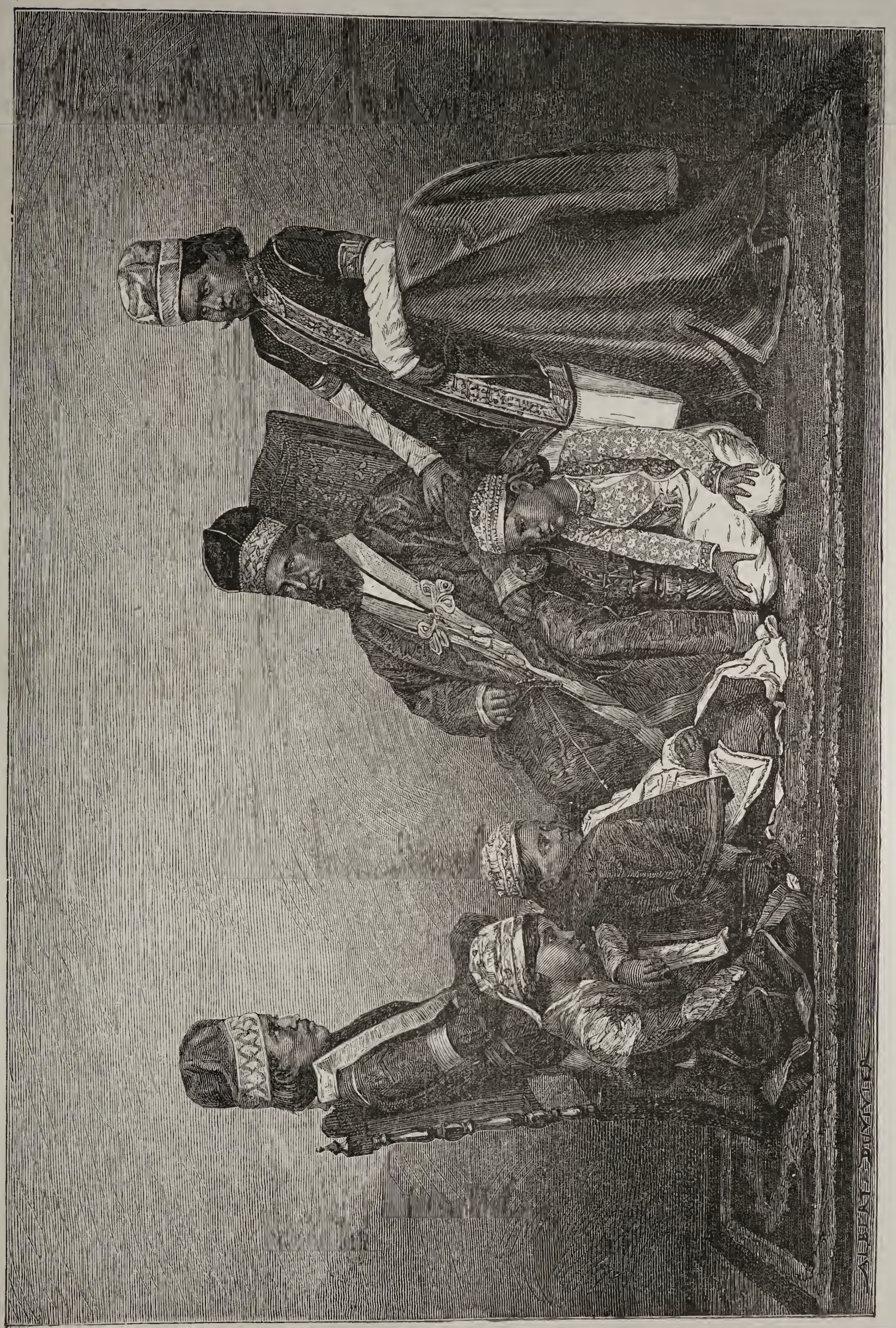


Die große Moſchee in Delhi.

ſteht: Madhauti, Haſtinapura und Indrapeſtha. Mit dieſem letztern Namen wird von Seiten der orthodoxen Hindu auch die heutige Stadt bezeichnet. Geſchichtlich ſicher iſt, daß die Benennung Delhi im Jahre 57 v. Chr. als eine auf den Ruinen von Indrapeſtha durch König Dilu uen erbauete Stadt vorkommt. Auch dieſe ſank in Trümmer, wurde jedoch im Jahre 736 von Anang Pal dem Erſten wieder aufgebaut und blieb Hauptſtadt des Königreichs Tuar, bis Kanutſch zu ſolcher erhoben wurde. Anang Pal der Zweite kehrte aber nach Delhi zurück, das dann von Viſala Dewa 1152 und 1193 von Sultan Kutab erſt zerſtört und dann wieder aufgebaut wurde.

Es war von da an Hauptſtadt des großen mohammedaniſchen Reiches, aber jede neue Dynaſtie wählte ſich dort neue Stätten für ihre Paläſte und Moſcheen, bis endlich im Jahre 1631 der Großmogul Schah Dſchehan die heutige neue Stadt erbauete, welche nun inmitten eines ausgedehnten Trümmerfeldes liegt; daſſelbe kann in der That für ein archäologiſches Nationalmuſeum gelten, namentlich in Bezug auf die Geſchichte der Architektur Indiens.

Ein Europäer, welcher Delhi beſucht, lenkt gewiß ſeine Schritte zuerſt nach der Dſchammamoſchee, die in hochheiligem Rufe bei allen Mohammedanern Indiens und Centralaſiens ſteht. Sie iſt aus rothem Sandſtein gebauet und ſteht auf einer großen Terraſſe, zu welcher drei prächtige Treppen zu eben ſo vielen monumentalen Pforten füh-



Mirfas aus der Familie des Kaisers von Delhi.

ren. Die lange Vorderseite zeigt eine Reihenfolge niedriger Arkaden. Drei Kuppeln von weißem Marmor und schwarz eingerippt ragen über das Gebäude empor und stolz erheben sich zwei Minarets, welche der Länge nach weiß und rosenroth gestreift sind und in einer Höhe von etwa 130 Fuß eine zierliche Kuppel von weißem Marmor tragen. Das Ganze macht einen grandiosen Eindruck; es unterliegt keinem Zweifel, daß diese große Moschee das Meisterwerk der religiösen, indisch-mohammedanischen Architektur ist.

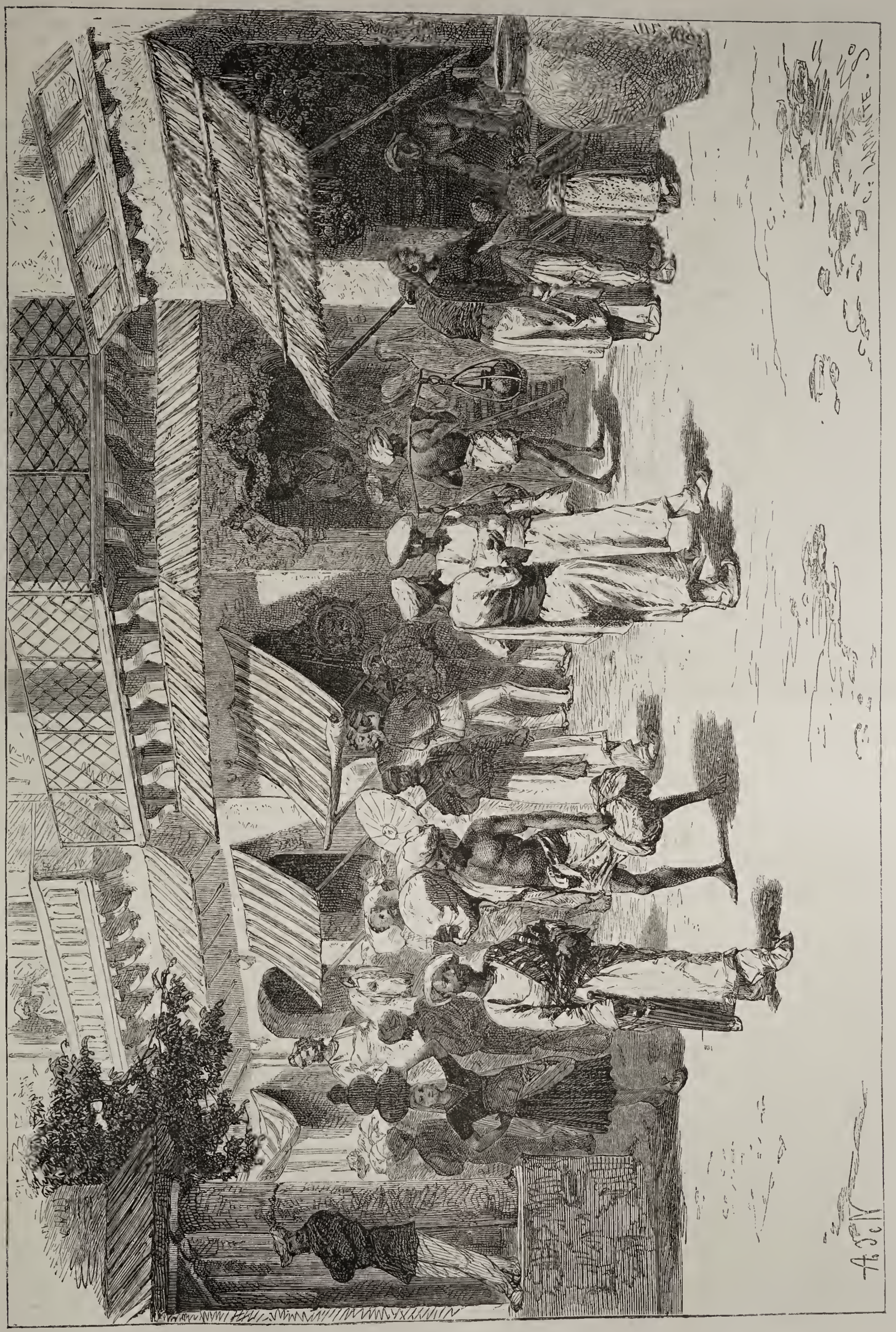
Das Innere kennzeichnet sich man kann sagen durch eine luxuriöse Einfachheit. Wölbungen, Fußböden und Pfeiler sind vom reinsten weißen Marmor und mit feinen, in den Stein gemeißelten Arabesken verziert. Auf schwarzen Marmorplatten liest man kurze Inschriften zum Lobe Allahs oder Erinnerungen an Schah Dschehan, welcher diese Moschee gebauet hat. Vor dem Jahre 1857 war es keinem Europäer gestattet, dieselbe zu betreten, aber seitdem finden sie ungehinderten Zulaß. Ein alter Mollah dient dem Fremden als Führer. Oben auf jedem der beiden Minarete hat man ein überaus interessantes Panorama vor sich. Man übersieht die neue Stadt, Schahdschehanabad, wie sie von den Indern genannt wird, mit ihren engen Straßen, Moscheen und Palästen, die nun von den Engländern als Casernen benutzt werden; außerhalb der Wälle dehnt sich eine sandige Ebene aus; im Westen derselben erheben sich graue Felsen, im Osten fließt die Dschamna. Auf dieser Fläche stehen Gruppen von Gebäuden, Kuppeln, Säulen, Pavillons und das alles wird von dem gewaltigen Kutabthurm überragt.

Nicht bloß die Christen der päpstlichen und der griechischen Kirche haben die Verehrung von sogenannten Reliquien; man findet einen ähnlichen Fetischdienst auch bei den Mohammedanern und beide stehen somit in Betreff derartiger Superstitionen auf gleicher Linie. Die Dschammamoschee hat allerdings Anspruch auf den Ruf großer Heiligkeit, die ihr manches hübsche Stück Geld einbringt. Rousselet erzählt: „Der Mollah führte uns zu einem kleinen Gemach in einer Ecke, dessen Thür stark verriegelt war. Sie wurde geöffnet, nachdem wir jeder eine Rupie gezahlt hatten und wir durften eintreten. Der alte Priester öffnete feierlich eine Art vergoldeten Tabernakels und langte ein silbernes Kästchen hervor, das er langsam öffnete; dabei wiederholte er mehrmals das Wort Allah. Dann zeigte er uns ein mehrere Centimeter langes Haar; es ist hart und röthlich wie Schweinsborsten und steckt in einer silbernen Röhre. Indem er sich ehrfurchtsvoll verneigte, sprach er: Der Bart des heiligen Propheten. Die Ueberlieferung will wissen, daß er allerdings das Kinn Mohammed's geziert habe. Diese hochheilige Reliquie ist der Stolz Delhis und es wird wegen eines so überaus kostbaren Schatzes von allen mohammedanischen Städten beneidet; nur Medina, Kairo und Konstantinopel besitzen eben so heilige Heilthümer. Nachdem wir uns des Propheten Barthaar besehen, zeigte uns der Mollah noch andere Reliquien von Mohammed: eine der Sandalen, welche er getragen, einen Gürtel von Kameelhaaren und Stücke von seinen Kleidern. Dabei beugte er jedesmal seine Knie. Was würde Mohammed sagen, wenn er dergleichen sehen könnte, er, der unerbittliche Feind des Bilderdienstes der Christen, welcher Götzenbilder und Reliquienkram auf das Aeußerste haßte und verachtete! Und nun wird in einem mohammedanischen Tempel ein Haar, eine Sandale, ein Lappen Zeug göttlich verehrt! Der Mensch ist eben ein geborener Fetischanbeter und kommt immer wieder auf den Fetischismus zurück. Bessere Reliquien der Moschee sind zwei Handschriften des Koran."

Der kaiserliche Palast nimmt einen beträchtlichen Theil des östlichen Stadtviertels ein und bildet eine von hohen Mauern umzogene Citadelle. Auch er war lange für den gewöhnlichen Sterblichen unzugänglich und wer sich ihm näherte mußte sich tief verneigen. Die Großmogule haben an denselben eine unbeschreibliche Pracht und einen unglaublichen Luxus verschwendet. Heute lagern in den Prachtsälen englische Soldaten, in den weiten Hofräumen stehen große Casernen aus Backstein; der ganze Palast ist verschimpft worden durch britischen Vandalismus. Als ob es für den Casernenbau in und um Delhi nicht hundert angemessene Plätze gegeben hätte! Mit Casernen haben sie die verschiedenen Paläste verbaut und mit Ziegelsteinen. Im Dewani Am, d. h. dem großen Audienzsaale der Mogule, dessen Decke aus herrlicher Mosaik bestand, haben sie Alles dick mit Kalk überzogen, der Thronsaal jedoch, Dewani Chas, ist vor einer derartigen Barbarei verschont geblieben. Er galt für die wahre Perle des Palastes. Von außen gesehen erscheint er als ein einfacher Kiosk von weißem Marmor, aber das Innere ist wunderbar reich, denn Alles ist mit herrlichen Arabesken verziert, die von Edelsteinen gebildet werden, welche in den Marmor eingelassen wurden. Auch diese Pracht war von den Engländern mit Kalk beworfen worden; doch war der Unwille aller Reisenden darüber so groß, daß sie sich veranlaßt gesehen haben, diesen Kalk wieder wegzunehmen, was sie, beiläufig bemerkt, viel Geld gekostet hat. Zur Zeit des Glanzes der Mogule stand in der Mitte dieses Saales „das Wunder der Wunder", der „Pfauenthron"; derselbe war ganz massiv von Gold, etwa zwei Meter lang, anderthalb Meter breit und bildete einen Auftritt, dessen mit feinem Schmelz überzogene Rückenlehne sich zu einem Pfauenschweif ausbreitete. Ein Thronhimmel, gleichfalls von massivem Gold, hatte einen aus lauter Perlen verfertigten Behang; er wurde von zwölf goldenen Säulen getragen. Als Schah Nadir von Persien im Jahre 1739 Delhi erstürmte, nahm er diesen Thron, dessen Geldwerth der berühmte Reisende Tavernier auf 150,000,000 französische Livres abgeschätzt hatte, mit sich.

Wir gehen nicht weiter ein auf die Schilderung der Privatgemächer, der Perlenmoschee, der Bäder ꝛc., sondern wandeln in der breiten und langen Hauptstraße umher, der Tschandni Tschak (— d. h. Silbermarkt —), der Gasse der Goldschmiede und Juweliere. Auch auf sie ist Delhi stolz und hat alle Ursache es zu sein. Sie zieht etwa eine halbe Stunde lang von der großen Eingangspforte des Palastes bis zum Lahorethor, ist etwa 150 Fuß breit und theilt die Stadt in zwei Hälften; die Häuser treten unregelmäßig vor und zurück; im obern Stock wohnen die Besitzer, im Erdgeschosse liegen die Waaren zum Verkauf aus. Diese Läden sind reich mit allerlei Kostbarkeiten versehen, insbesondere mit Bijouterien aus Delhi selbst, Shawls aus Kaschmir, Gaze aus Barhampur, Waffen aus dem Pendschab, lackirten Waaren aus Sindh ꝛc. Die Buden der Geldwechsler stehen in langer Reihe eine dicht neben der andern. Dann folgen jene der Schuhmacher, deren Arbeiten, Schnabelschuhe und Babuschen, berühmt sind. Die Hutmacher halten namentlich golddurchwirkte Kappen für die Mirsas feil, sodann leichte Mützen für den Mittelstand, um welche die Turbane in verschiedener Art gewickelt werden, so daß man sofort erkennt, zu welcher Kaste der Träger gehört. Auch die Pastetenbäcker haben ihre Leckerbissen zur Schau ausgelegt, wie denn überhaupt jede Geschäftsgruppe von den übrigen abgesondert ist.

Delhi hatte nach einer der letzten Zählungen 152,406 Einwohner, wovon 76,372 Hindu und 76,034 Mohammedaner; es wird von den Indern als die eigentliche Hauptstadt des Nordwesten betrachtet und allerdings kann nur Lahore sich mit ihm an Bedeutung messen. Es ist der bedeutendste Geldmarkt



Die Tschandni-Tschauk-Straße in Delhi.

in Südasien und seine Banquiers stehen in Verbindung auch mit Maskat, Kabul, Leh, Jarkend, also mit Arabien, Afghanistan, Tibet und Turkestan.

Die Tschandni Tschak bietet für den Ethnographen ein großes Interesse dar. Die Eingeborenen der Stadt, sowohl Hindus wie Mohammedaner, haben etwas Elegantes an sich und die Einwirkungen des frühern Hofes sind noch nicht verschwunden. Der Gesichtsausdruck ist lebhaft und intelligent; sie sind höflich gegen den Fremden und gesprächig. Auch die Frauen kleiden sich hübsch. Dann und wann begegnet man ernst einherschreitenden Mirsas, die man an der hohen, vergoldeten Kappe sofort erkennt. Als Mirsas bezeichnet man die Angehörigen der ehemaligen kaiserlichen Familie, die meisten derselben sind nur entfernte Verwandten des letzten Kaisers und die Engländer haben ihnen erlaubt in Delhi zu bleiben; einigen, welche während der großen Meuterei sich treu bewiesen, hat man ihre erblichen Lehngüter gelassen. Nicht unbeträchtlich ist auch die Zahl der Afghanen, Beludschen und überhaupt von Repräsentanten aller Völkerschaften des Pendschab und von den Abhängen des Himalaya.

Wir müssen auch der Hausirer erwähnen. Sobald sie erfahren haben, daß wohlhabende Europäer in Delhi angekommen sind, finden sie sich an und packen sofort ein ganzes Waarenmagazin aus: Shawls und andere Zeuge, Antilopenhörner, Waffen, allerlei Schmuckkästchen, Fächer, Bronze, Statuetten und was nicht sonst noch! Man muß sich vor ihnen wohl hüten, denn sie haben es auf Betrug abgesehen; sie schlagen unverschämt vor; wenn man ihnen etwa ein Drittel des geforderten Preises bietet, schlagen sie ein Hohngelächter auf, schreien wie besessen, packen ihren Kram ein und ziehen ab. Allein bald nachher kommen sie wieder und lassen die Waaren zu dem Preise ab, welchen man ihnen gestellt hat. Dabei thun sie, als ob sie sich den Bart ausraufen wollten, jammern, winden verzweiflungsvoll die Hände und betheuern, daß nur die äußerste Noth sie zwinge, mit Verlust loszuschlagen.

Beachtenswerth sind die Miniaturmaler, unter denen es wirkliche Künstler giebt. Sie liefern Bilder der vorzüglichsten Denkmäler von Delhi und Agra auf Elfenbein, die verhältnißmäßig billig sind. Die meisten dieser Künstler sind Nachkommen der Hofmaler des Großmogul und liefern auch Porträts der früheren Kaiser.

Das Klima von Delhi (— 28° 29′ N. —), das in einer von manchen Flußläufen bewässerten Ebene liegt, gilt für gesund. Der Winter ist frisch und angenehm, er gleicht dem Frühlinge Mitteleuropas und die Europäer zünden im December und Januar ein Herdfeuer an. Dagegen ist der Sommer unerträglich während der Zeit, in welcher die „heißen Winde“ wehen. Der Fremde muß sehr vorsichtig sein, um von dem sogenannten Delhigeschwür verschont zu bleiben; Ursache dieser lästigen Plage ist das Trinkwasser; wer es nur ein einziges Mal genießt, bleibt nicht verschont, sie stellt sich manchmal erst nach Verlauf längerer Zeit ein; die Geschwüre brechen an verschiedenen Theilen des Körpers aus und sind schwer zu heilen. Man darf sie weder mit dem bekannten Guineawurme noch mit dem sogenannten Ringwurme verwechseln, der in verschiedenen Theilen Indiens, gleichfalls als Folge des Trinkwassers, vorkommt. Alles zum Trinken oder zur Bereitung von Speisen bestimmte Wasser muß vor dem Gebrauch abgekocht werden. Da die Geschwüre angeblich erst nach der Einnahme von Delhi durch die Engländer, 1857, aufgetreten sind und vorzugsweise Europäer mit denselben behaftet werden, so sagen die Mohammedaner, Allah selbst habe den Fremdlingen diese Plage als Strafe auferlegt.

Die Tatern in Norwegen.

II.

Kinderraub. — Die Huldern oder Unterirdischen. — Das Signalsystem der Horden. — Die Brüderschaft. — Der Fechtstab. — Zweikämpfe mit Messern. — Allerlei Betrug. — Die geheime Wissenschaft. — Zauberformeln, der Bu-Stein und das Rückgrat der weißen Schlange. — Die giftige Wasserrübe. — Silberzauber, Butterzauber und Mundzauber. — Zersetzung und Umwandlung im Fantenthum.

Kinderraub durch Tatern ist in Norwegen nachgewiesen worden. Ein weit verbreiteter Aberglaube im Volke nimmt an, man könne keine Spur der Vermißten entdecken, weil es das Schicksal der Verschwundenen gewesen sei von den Unterirdischen, den Huldern, in die Berge geholt zu werden. Deshalb wurde bis in unsere Zeit hinein nach ihnen mit den Kirchenglocken geläutet; der Klang des geweiheten Metalles soll den Zauber brechen und die Huldern zwingen, die geraubten Sterblichen wieder zurückzugeben. Je mehr aber dieser Aberglaube schwindet, um so mehr befestigt sich die Meinung, daß umherstreifende Fanten oder Taterweiber die vermißten Kinder entführt haben.

Die verhältnißmäßig wenigen Taterfamilien, welche vor einigen Jahrhunderten nach Norwegen kamen und sich dort zerstreueten, finden sich beliebig immer wieder zusammen, weil die verschiedenen Horden steten Verkehr und Zusammenhang unterhalten. Sie haben, wie die deutschen Zigeuner auch, ein förmliches Signalsystem ausgedacht. Wenn z. B. die Rommanisäl einer Horde an einen Kreuzweg kommen, dann legen sie auf die rechte Seite des Weges drei kleine Tannenzweige, deren jeden sie mit einem Steine bedecken, damit der Wind ihn nicht fortwehen könne. Die desselben Weges ziehende Horde erkennt daran, welche Richtung von jener eingeschlagen worden ist, wo sie also Bekannte findet. Solch ein Zeichen heißt Patron (— die deutschen Gauner haben dafür das Wort Zinken —). Im Winter haben sie das Gaano, eine Figur die mit der Peitsche in den Schnee vertieft wird; sie gleicht einem oben zusammengebundenen Sacke.

Dieses Signalsystem zeugt von einem Bewußtsein der Brüderschaft unter den Tatern, aber gerade dieses führt manchmal zu blutigen Schlägereien unter ihnen selbst. Aus Schimpfreden und Verachtung von Seiten Fremder machen sie sich nichts, aber Kränkung von einem „Bruder“ verlangt Genugthuung. Deshalb geht auch der Horta rommanisäl in dem sonst friedlichen Norwegen stets bewaffnet, und so ziemlich Jeder hat Narben aufzuweisen. Manche pflegen sich durch einen aus Stahldraht geflochtenen Panzer den sie

unter dem Hemde tragen gegen Stich und Schnitt zu schützen, welche das Tjuri, ein im Griffe festsitzendes Messer, ihnen beibringen könnte. Hauptwaffe aber ist der Tjukui, Fechtstab, den die Tatern, damit er harmlos erscheine, als Peitsche bezeichnen, und der auch, wenn man eine Schnur an ihm befestigt, als solche gebraucht wird. Er hat die Länge eines Spazierstockes und besteht gewöhnlich aus einem Bambus; beide Enden sind mit schwerem Metallbeschlag versehen, in der Mitte ist ein Handgriff angebracht. Der Stab wird wie ein Rad geschwungen und von einem geübten Fechter so schnell aus der rechten Hand in die linke geworfen werden, daß der Wechsel kaum zu bemerken ist.

Ein Kampf mit diesem Fechterstabe gewährt einen grauenvollen Anblick. Die Männer hetzen ihre Hunde gegen einander, damit diese keinem der beiden zu Hülfe kommen. Um der Niederlage ihres Geliebten vorzubeugen, wagt es seine Frau wohl ihm beizuspringen; dann mischt sich auch die des andern ein; sie fallen sich in die Haare, gebrauchen Nägel und Zähne und bei einer Schlägerei in Ullensacker zerrten, kniffen, bissen und rissen sich zwei Weiber dermaßen, daß sie auch nicht einen Fetzen Kleidung auf ihren über und über blutenden Körpern mehr hatten.

Aber auch eine Art von gesetzlichem Zweikampf findet statt. Ein Augenzeuge sah Folgendes mit an: Auf der großen Hausflur in einem Bauergehöfte warf ein brennender Kienspan einen unsichern Schein auf zwei von einem Kreis umschlossene Tatern. Ein paar Weiber stimmten einen heulenden Kriegsgesang an, der mehrmals wiederholt wurde und mit den Worten schloß: de an tjurodine, d. h. gieb ihm einen Messerstich! Nun traten die Kämpfer auf und schwangen ihre mit wollenen Tüchern umwundenen Fäuste um sich herum. Aus diesem Tuche blitzen zwei nur einen Zoll lange, schmale und dünne Messerspitzen hervor; sie sind zweischneidig und sitzen an einem mit Leder umwundenen beweglichen Schafte, der gut in der Hand liegt. Kämpfer und Kreis verhalten sich ganz still; gewisse Vorschriften werden ehrlich beobachtet. Als der eine Kämpfer, an welchem das Blut herabströmte, nicht mehr weiter konnte, weil ihm Alles vor den Augen verschwamm, legte er seine rechte Hand auf den Rücken. Sofort hielt sein Gegner inne und aller Haß war erloschen. In solcher Weise ist vor wenigen Jahren auf dem Marktplatze zu Levanger ein Streit entschieden worden.

Der Tater macht sich gern mit Pferden zu schaffen und giebt sich die größte Mühe in seinem Reisepaß als Thierarzt aufgeführt zu werden. Er ist buchstäblich ein Roßtäuscher, kennt alle Kniffe und Pfiffe um die Käufer zu betrügen; auch befaßt er sich mit allerlei Schmiedearbeit. Die Taterfrau treibt andere Künste. Sie sagt den Bauern, daß sie bei den „weisen Finnen“ die Arzneikunst erlernt habe, daß sie tief in die Vergangenheit zurück und weit in die Zukunft schauen könne; sie gebiete über die Kräfte der Welt und verfüge über Glück und Unglück. Sie beschäftigt sich am liebsten mit Kühen, für welche in Norwegen ausschließlich die Bäuerin zu sorgen hat. Die Taterin, als mit der „geheimen Wissenschaft“, Summipá, vertraut, sagt ihr daß jede Krankheit des Viehes eine übernatürliche Ursache habe, von Einwirkungen der bösen Mächte, Neid oder bösem Blick herrühre; nur durch den Zauber einer weißen Frau könne sie verhütet oder geheilt werden. Das Taterweib hat immer eine Drabbeskemotki, eine „Giftbüchse“, bei sich, d. h. eine Schachtel mit etwas Teufelsdreck, Bibergeil, Salpeter, Schwefel ꝛc., dann auch eine getrocknete Kalmuswurzel. In schwierigen Fällen wird die Ragusta angewandt, d. h. Hersagen von Zauberformeln; durch diese werden die Arzneimittel kräftiger, aber zu den Zaubersprüchen kommen noch der Bu-Stein und das Rückgrat der „weißen Schlange“. Der Stein ist ein mythisches Ding; er soll schwarz und etwas größer wie eine Nuß sein und aus Finnmarken geholt werden. Als Bu-Stein figurirt manchmal auch ein Conglomerat von Haar, Sand und Gries, das sich zuweilen in den Eingeweiden oder dem Magen von Thieren findet; meist aber eine kugelförmige Blase oder Knospe gewisser Tangarten, welche, ein amerikanisches Gewächs, durch den Golfstrom an die norwegische Küste getrieben und in der Sonne getrocknet schwarz und steinhart wird.

Aber die größte Zaubermacht ist im Rückgrate der weißen Schlange verborgen. Diese Schlange, so sagt die Taterfrau, holt man, wenn alle Schlangen aus einem Umkreise von vielen Meilen sich an einem bestimmten Punkte versammeln, um ein Parlament (Thing) zu halten. Dann muß die Taterin mit bloßen Füßen durch dieses zischende Gewimmel gehen, die weiße Schlange packen und ihr sofort den Hals umdrehen. So gewinnt sie das Fett und das Knochengerüst und diese sind es, die überirdische Wirkung haben, weil der Zaubergeist, welcher in dem Thiere wohnte, der Obergewalt desjenigen Menschen, welcher das Gerippe rechtmäßig besitzt, unbedingt Folge leisten muß. Es wurde aber mit Bestimmtheit nachgewiesen, daß jenes „Rückgrat der weißen Schlange“ nichts anderes ist als die Zahnreihe eines Rochen, welcher an der Küste manchmal in die Netze der Fischer geräth, von diesen mit Ekel betrachtet und ungenützt weggeworfen wird; im Binnenlande kennt ihn der Bauer nicht und deshalb können die Tatern ihn für ein Schlangengerippe ausgeben.

Wichtig ist auch die „Zauberkatze“, „die ausgestopft und mit gewissen mechanischen Vorrichtungen versehen ist.“ Wir finden nichts Näheres über die Anwendung derselben. Von Giften wird zumeist jenes von einer Wasserrübe angewandt, die fast nur im Kirchspiele Sel in Guldbrandsdalen wächst; man meint sie sei durch die Schotten unter Sinclair dorthin gekommen. Sie ist süß, wird vom Vieh gern gefressen und deshalb werden von den Bauern die Sümpfe, in denen sie vorkommt, eingezäunt. Ihr Gift wirkt nicht unbedingt tödtlich, und die Tatern kennen Gegenmittel. Einer von der Bande schleicht Nachts in den Kuhstall, steckt der besten Kuh ein Stück von der die Milch zurückhaltenden Pflanze in das Maul und streicht Seifenschaum um dasselbe. Am andern Tag findet sich eine Taterin ein, welche Hülfe bringt, die Kuh heilt und dafür gut belohnt wird.

Der Silberzauber, ruperske summipá, wird angewandt, um der Bäuerin das Silberzeug, welches sie bei ihrer Ausstattung erhielt, abzuschwindeln. Der Butterzauber, kil summipá, beseitigt die Krankheit, welche einer Kuh durch Neid angehext worden ist. Die Taterin bestreicht ihr Messer heimlich mit etwas Röthel, schneidet ein Stück Butter durch, und die rothen Streifen beweisen „das Böse“, denn in der Butter ist ja „Blut“. Die Taterin hilft in vielen Dingen, natürlich niemals umsonst, vermöge ihrer Gabe der Prophezeiung, Paavipá; vermittelst derselben verkündigt sie dem Mädchen den Geliebten, welchen ihm das Schicksal zugedacht hat; vermöge des Mundzaubers, Muskro summipá, kann sie in den natürlichen Verlauf der Dinge eingreifen und die Bestimmungen des Schicksals so lenken, daß die Wünsche dessen, welcher fragt, erfüllt werden.

Der Giftzauber bringt den Tatern manchen Leckerbissen. Ein Weib giebt einem Schweine heimlich Gift, Drabb, von der Rübe bei; dieses geht, wie Larsen wußte, „nur in das Gehirn, nicht in Herz und Blut;“ das Thier

stirbt, aber das Fleisch bleibt genießbar. Am andern Tage früh kommt die Horde, und bittet ihr das Schwein zu überlassen um den grimmigen Hunger zu stillen.

Die Tatern legen großen Werth auf die Beschaffung guter Speisen und trachten mit ehrlichen oder unehrlichen Mitteln danach, sich solche zu verschaffen; sie scheuen dazu selbst offene Gewalt und Raub nicht, zu welchen sie sich doch sonst selten versteigen. Sehr gern stehlen sie ein fettes Schaf oder Schwein von der Weide fort *); sie schlachten das Thier ganz kunstgerecht, lassen das Blut abfließen, nehmen die Eingeweide heraus und vergraben es völlig in heißer Asche, auf der wieder ein Feuer angezündet wird. Die Haut beim Schafe mit der Wolle verkohlt und bildet eine feste Rinde, unter welcher das Fleisch in seinem eigenen Fette gebraten wird.

Auf einem Bauerhofe entschuldigte eine Zigeunermutter, welche ein Schaf gestohlen hatte, sich folgendermaßen: „Gott hat mir keine Erde gegeben, um darauf zu arbeiten. Also muß ich mit dem Mund arbeiten, um Speise für meine Kinder zu bekommen."

Eilert Sundt hebt wiederholt hervor, daß in Bezug auf die abgeschlossenen Kasteneigenthümlichkeiten bei den Fanten, sowohl Skiöern wie Tatern, allmälig eine Zersetzung und Umwandelung, aber nicht zum Bessern, stattgefunden habe und ihren Fortgang nehme. „Mit dem Aufgeben des Stammeshasses, welches durch die mildere Gesetzgebung und das gemeinschaftliche Leben in den Gefängnissen herbeigeführt wurde, ging die Art von Ehrgefühl, welches selbst in jenen Kreisen einst herrschte, verloren. Keine der beiden Parteien blieb sich des vermeintlichen Vorzugs vor der andern streng bewußt; durch die unfreiwillige Kameradschaft gezwungen schlossen sie Frieden mit einander, duldeten sich anfangs und fingen nachher an, gemeinschaftliche Sache zu machen. Beide Stämme betrachteten sich gewissermaßen als Nationalitäten; sie schlossen Verträge, vermöge welcher sie Land, Leute und Vieh unter sich theilten; die Tatern sollten im Binnenlande, die Skiöer aber im Küstenlande umherziehen. In den friedlichen Tagen, welche nun folgten, verfielen die guten alten Bräuche und die hergebrachte Ordnung; die Skiöer gingen als Pferdeknechte bei den Tatern in die Lehre und diese verbanden sich mit Skiöerdirnen, welche sich, falls jene etwa durch Gefangenschaft von ihnen getrennt wurden, einen andern Fant nahmen. So kam es, daß jetzt manchem Taterweibe ein Kind mit schwarzem Haar und Auge, ein anderes mit blondem Haar und blauäugig folgt. In solcher Gemeinschaft schamlos dem unsittlichsten Leben, oft bis zur Vielweiberei ergeben, zieht das Gesindel als allgemeines Aergerniß umher und brandschatzt das Landvolk."

In den Wanderzügen dieses Fantengesindels herrscht eine gewisse Regelmäßigkeit, man könnte sagen wie bei den Zugvögeln. So ziehen bestimmte Horden, die Ostwanderer, im Stifte Akershus von Kongsvinger nach Skien; bis nach Bergen hinab ziehen wieder andere, die Westwanderer, umher. Im Drontheimschen haben die Fanten ihre alte Oekonomie noch am besten bewahren können. Am Schlusse des Winters kommen dort die Großwanderer zu Wagen aus den Thälern herauf nach den Höfen und auch nach Dörfern am Meeresstrande, stellen ihre Pferde ein, nehmen sich Boote, ziehen in den Föhrden, von Romsdalen ab hin und her, manchmal bis nach Finnmarken hinauf. Im Herbst kommen sie wohlbeladen zurück, belasten ihre Wagen mit Wolle, bringen viele Pfunde Eiderdunen und auch sonst noch allerlei Werthvolles. Dann fahren sie prahlerisch hinein in die Thäler zu beiden Seiten des Dofre und des Kjölen. Dann und wann bleibt auch wohl eine Horde den ganzen Sommer über im Binnenland, aber allemal im Hochgebirge, in der Nähe fischreicher Gewässer und fetter Säterwiesen.

Eine Zählung der Fanten ist vor 1845 nicht veranstaltet worden; sie ergab 1140 Köpfe, was zu gering war, denn jene von 1865 stellte sich auf 1480 Tatern und Skiöer; 698 dieser Strolchnomaden hatten nie eine bleibende Heimath gehabt, waren auf dem Fantenpfade geboren und folgten ihm unablässig. Der übrige Theil kannte wenigstens Haus und Heimath, und streifte theils nur einen Theil des Jahres umher oder hatte in den Arbeitshäusern um Aufnahme nachsuchen müssen.

*) Daumer, Zigeunerisches, XVI.

Mir unter die Füße kommt ein Schwein;
Ich sehe mich so ganz allein;
Da hebt es an, so laut zu schrein:
„Zigeunerlein, Zigeunerlein!
Ich bin ja Dein, ich bin ja Dein;
Rasch zugelangt, die Müh' ist klein,
Und hurtig ins Gebüsch hinein!"

Entdeckungsreisen in Australien.

Wir gaben vor einiger Zeit *) Berichte über die neueren Entdeckungsreisen in Australien: Giles, Gosse, Warburton und Dalrymple, welche in Umrissen schilderten, was von diesen kühnen Männern geleistet wurde. Aus Gosse's Tagebuch lagen nur kurze Notizen vor; jetzt lesen wir, daß die südaustralische Regierung den ganzen Inhalt desselben dem Parlamente vorgelegt hat. Das „South Australian Register" vom 11. Juni giebt umfassende Auszüge, welchen wir das Folgende entlehnen.

Gosse hat 1873 viele, vor ihm von Giles besuchte Punkte näher bestimmt und neue Entdeckungen gemacht, so daß wir nun über eine 60,000 Quadratmiles umfassende, bisher unbekannte Region, genaue Kunde haben. Der größte Theil derselben ist unbrauchbar, ein beträchtlicher Theil jedoch kann nutzbar gemacht werden. Jenseits der westaustralischen Grenze wurde die Gegend immer schlechter bis zu dem Punkte, wo Gosse umkehren mußte (— sein westlichster Punkt lag in 26° 32′ S., 126° 59′ O. —); er konnte in jener Jahreszeit nicht weiter. Seine Partie bestand aus vier Weißen, drei Afghanen und einem schwarzen Burschen. Sie war am 21. April von Alice Springs aufgebrochen und der Telegraphenlinie entlang bis etwa 40 Miles südlich vom Central Mount Stuart gezogen, dessen Breite auf 22° 28′ S., die Länge auf etwa 133° O. bestimmt wurde. Von da ab zog Gosse am 3. Mai 45 Miles in nordnordwestlicher Richtung der Reynoldskette entlang, wandte sich dann nach Südwesten an einem hohen Hügel vorbei, den auch Warburton gesehen hat, und dann nach dem westlichen Ende der Mac Donnel Ranges (Giles' Mount Liebig). Von da ab ging er südlich, kreuzte mehrmals Giles' Route über den

*) „Globus" XXV, S. 237, 248, 268, 350, 384 ff.

östlichen Arm des Lake Amadeus (— „Globus“ XXV, S. 268 —) und kam dann zu einem hohen, ganz eigenthümlich gestalteten Felsen den er als Ayer's Rock bezeichnete. Dort fand er zum ersten Male seitdem er Alice Springs verlassen ausdauerndes Wasser. Er erreichte diesen Punkt am 19. Juli; Spuren von Giles' Zuge hatte er zuletzt am 8. Juli gesehen. Er ging nun westlich und südwestlich und kam an Höhenzüge, die er nach dem Generalanwalt der Colonie benannte. (— Es sind wohl die Mann Ranges gemeint. —)

Die von Gosse durchzogene Landschaft bot vielfach einen äußerst öden und wilden Anblick dar, aber manchmal war sie auch malerisch und imponirend. Die Höhe mancher Berge und Gipfel ist viel beträchtlicher als man so weit nach Westen hin erwarten sollte, denn im südaustralischen Nordterritorium ist nach jener Himmelsgegend hin kein Punkt zu finden, der höher als 1300 Fuß über der Meeresfläche liegt. Gosse giebt die Höhe des Mount Gardiner in der Reynoldskette auf 2760, jene des Liebig am westlichen Ende der Mac-Donnel-Kette auf 3428 Fuß über dem Meere (2050 über der Ebene der Umgegend) an; Mount Morris hat 4113 Fuß Meereshöhe; Ayer's Rock erhebt sich bis gegen 1100 Fuß über die Umgegend. „Ich ritt um denselben herum und suchte einen Punkt, von dem aus ich ihn ersteigen könnte und fand an der Südseite ein Wasserloch; dort versuchte ich emporzuklettern, aber mein Bemühen war vergeblich. Als ich dann weiter nach Westen ritt, entdeckte ich mächtiges Quellwasser, das aus der Mitte des Felsens hervordrang und durch mehrere steile Schluchten in ein großes, tiefes Loch am Fuße des Berges fiel. Ich habe dasselbe Maggie's Spring genannt.“

„Als ich einen weniger steilen Vorsprung fand, ließ ich die Kameele dort und kletterte zwei Miles barfuß über scharfes Gestein um auf den Gipfel zu gelangen. Es glückte und ich fand mich für die Anstrengungen reichlich belohnt; der Afghane Kamram war mit mir oben. Der Felsen hat dort eine sehr große Menge kleiner Löcher von 2 bis zu 12 Fuß Durchmesser, die ich alle zum Theil mit Wasser angefüllt fand. Berg Olga liegt ungefähr 20 Miles nach Westen; einige niedrige Ketten und Höhenzüge laufen in westnordwestlicher Richtung; eine derselben wird wohl Nicol's Range sein ꝛc.“

„Ayer's Rock ist eine Granitmasse, dessen Oberfläche überall Löcher zeigt und sich zersetzt; er ist in der Richtung von Westen nach Osten 2 Miles lang und erhebt sich steil aus der Ebene bis gegen 1100 Fuß. Wie beneidete ich den Afghanen um seine harten Fußsohlen! Er ging barfuß wohlgemuth umher, während die meinigen mit Blasen bedeckt waren. Das Erdreich um den Felsen herum ist schwarz und fruchtbar. In jeder Höhle sahen wir Spuren von Lagerplätzen der Eingeborenen, die in der nassen Jahreszeit sich gern hier aufhalten. Diese Höhlen entstehen dadurch, daß mächtige Blöcke sich vom Gestein ablösen. Die Schwarzen machen dann große Löcher darunter, zünden Feuer an, unterhalten dasselbe und in Folge der großen Hitze sondern sich Stücke vom Gestein ab, so daß große Wölbungen entstehen, unter welchen diese australischen Troglodyten gemächlich wohnen. Sie bedecken das Gestein mit allerlei Zeichnungen, z. B. mit sehr hübsch ausgeführten Schlangen, zwei Herzen, die mit einander verbunden sind ꝛc.; ich sah auch die Zeichnung eines Flußlaufes, in welchem die Fußspuren eines Emu deutlich erkennbar waren. Dieser Felsen ist die wunderbarste Naturerscheinung, welche mir jemals vorkam. In der Regenzeit muß er, da alsdann Wasserfälle von allen Seiten herabkommen, einen ganz merkwürdigen und großartigen Anblick darbieten.“

Einige Tage später genoß der Reisende ein solches Schauspiel. Als er am 1. August am Fuße des Ayer's Rock lagerte, kam nach starkem Regen ein 200 Fuß hoher Wasserfall schäumend herab, und bald vermehrte sich die Zahl solcher Kataraкten, die einige Tage lang strömten. Andere Höhenpunkte dort sind der Berg Olga, 1500 Fuß über die Umgegend hoch; und Stevenson's Peak, wo Gosse die hübscheste Gegend fand, die er gesehen seitdem er die Landschaft welche 200 Miles nördlich von Adelaide liegt, verlassen hatte. Am 3. September überschritt er die westaustralische Grenze und trat etwa 14 Tage später die Rückwanderung an.

So weit südaustralisches Gebiet in Betrachtung kommt, war diese Erforschungsreise die Ausrüstungskosten werth, denn es sind manche Strecken entdeckt worden die nutzbar gemacht werden können. Allerdings sah Gosse oftmals längere Zeit und weit und breit nur Sandhügel oder Spinifex (Stachelgras) und Gestrüpp; nicht selten war auf mehreren Tagereisen kein Wasser anzutreffen, und andauernde Wasserläufe oder Wasserstellen waren weit ablegen. Hingegen fand er aber auch weite Strecken gut begrasten Landes, breite Thäler mit fruchtbarem Boden und Weidegründen, welche von einem Wasserlaufe durchzogen wurden. In manchen Gegenden war Wild häufig, und drei von der Telegraphenstation entlaufene Bullen, welche geschossen wurden, waren in gutem Zustande. Eingeborene waren so zahlreich, daß man ihre Lagerfeuer manchmal nach allen Richtungen hin bemerkte. Von Bäumen kamen Malli und Mulga am häufigsten vor, der letztere oftmals in gut begrasten Gegenden; aber Gosse fand auch australische Eichen, Grevillias, schlanke Fichten und den mit schmackhaften Früchten beladenen Bohnenbaum. Aber jenseit der westaustralischen Grenze war, wie schon bemerkt, Alles ungünstiger; dort sah Gosse, abgesehen von dann und wann etwas Gras und „Salzbüschen“, nur Sandhügel und Spinifex und kein Wasser an der Oberfläche.

Die Expedition drang 600 Miles westlich von der Telegraphenlinie vor und zwar über große Strecken die noch kein weißer Mann gesehen hatte; der äußerste Punkt war, wie bemerkt, 26° 21′ S., 126° 59′ O; derselbe liegt etwa 280 Miles von Forrest's Route im Jahr 1871. Die Eingeborenen waren im Allgemeinen friedlich; auf westaustralischem Boden wurden jedoch zwei Leute der Expedition von etwa 40 Schwarzen angegriffen; sie mußten mit den Waffen zurückgetrieben werden. Manchmal sah man Zäune, die von den Eingeborenen aufgestellt waren, um innerhalb derselben Wild zu fangen.

Gosse ist der Ansicht, daß man zwischen dem untern Theile Westaustraliens und der Telegraphenlinie niemals eine practicable Route finden werde, aber das „South Australian Register“ meint, man dürfe das doch nicht so positiv behaupten. Lange Zeit habe Cooper's Creek für die Grenze gegolten, über die hinaus ein Vordringen nach Norden hin für ganz unmöglich gehalten wurde. Ayer's Rock könne wohl zum Ausgangspunkt einer gut ausgerüsteten Expedition dienen, und es sei möglich, daß Forrest oder Ross oder beide zusammen das Werk weiter führen, welches Gosse so trefflich begonnen habe.

Wir wollen nicht unterlassen, unsere Leser wiederholt auf die trefflichen Karten Australiens hinzuweisen, welche August Petermann der neuen Ausgabe von Stieler's Atlas einverleibt hat; sie bilden eine wahre Zierde desselben.

Das Territorium Manitoba in Nordamerika.

Der Flächenraum auf welchem in Nordamerika Ackerbau und Viehzucht betrieben werden, wächst mit jedem Jahre mehr an, der Pflug gewinnt ganz ungeheuere Strecken, denn die Hälfte der durchschnittlich 300,000 Köpfe zählenden Einwanderer siedelt sich auf dem platten Lande, zumeist im Westen, an. Schon sind die Ansiedelungen bis auf das rechte Ufer des obern Missouri weit nach Dakota hinein vorgeschoben, weiter südlich in Kansas und auch in Colorado ist ein großer Theil der ehemaligen „amerikanischen Wüste", welche für nicht anbaufähig galt, in ein ungeheueres Getreidefeld verwandelt worden. Wir wissen nun auch schon seit längerer Zeit, daß das ausgedehnte Flachland, durch welches der nördliche Red River zum Winipegsee strömt, die üppigsten Weizenernten liefert.

Dort, im Norden des 49. Breitengrades, welcher die Grenze zwischen den Vereinigten Staaten und dem Gebiete der canadischen Dominion bildet, hat die Regierung der letztern das Territorium Manitoba organisirt. Dasselbe ist in neuerer Zeit ein Anziehungspunkt für Einwanderer geworden und die Zahl der Ansiedler mit jedem Monat angewachsen. „Das kalte Land mit Schnee und Frost, mit Bären und Büffeln, mit Wölfen und grimmigen Indianern" erweist sich nun als eine Region, die reich an Hülfsquellen und wo ein neuer Staat in der Bildung begriffen ist.

Dieses Manitoba (— oder wie die Odschibwä-Indianer es nennen Mana tuopa, d. h. wo der große Geist, der Gott, wohnt —) hält etwa 9 Millionen Acker Land, und ist eine Miniaturprovinz im Vergleiche zu dem ausgedehnten nordwestlichen Territorium, von welchem es einen kleinen Theil bildet. Es liegt in dem sogenannten fruchtbaren Gürtel, welcher in dem ehemaligen Gebiete der Hudsonsbay-Compagnie eine so große Strecke einnimmt. Dieser Gürtel der anbaufähigen Prairie beginnt bei Pointe du Chene, einer Ansiedelung die etwa 30 Miles östlich von Fort Garry liegt; dieses letztere ist 12 deutsche Meilen von der Südspitze des Winipegsees entfernt. Von hier reicht sie nach Nordwesten zu beiden Seiten des Saskatschewanstromes bis zum Lake St. Anne's, 40 Miles westlich von Fort Edmonton (53° 30′ N., 113° 49′ W.), das einen wichtigen Handelsposten bildet. Die Ausdehnung des Gürtels von Osten nach Westen ist von O. G. Finney mit dem Odometer gemessen und auf 960 Miles, also etwa 200 deutsche Meilen, bestimmt worden; die durchschnittliche Breite beträgt ungefähr 250 Miles, hier sind also 240,000 Quadratmiles anbaufähigen Landes. Von diesem eignet sich ein Viertel für Weizen, Gerste und Kartoffeln und die beiden letzteren geben nie eine Fehlernte.

Die ganz Region gewährt im Allgemeinen den Anblick einer Wiese, auf welcher Gruppen von Weiden und Espen zerstreut sind; man findet Teiche mit süßem und auch solche mit salzigem Wasser; über die Fläche erheben sich da und dort schmale Hügelreihen und auch abgerundete Anhöhen. Sie eignet sich ganz ausgezeichnet für Viehzucht; das Rindvieh gedeiht bei dem saftigen Futter und sucht sich auch im Winter dasselbe; die Zahl der Büffel nimmt rasch ab.

Manitoba speciell wird in Bezug auf Weizen von keinem andern Lande der Welt übertroffen. Die Dammerde ist schwarz und locker und liegt 2 bis 4 Fuß hoch über einem zähen, thonigen Unterboden. Die erste Scholle am Red River ist 1811 umbrochen worden, und es ist festgestellte Thatsache, daß einige Felder, ohne gedüngt zu sein, 40 Jahre hintereinander gute Weizenernten gegeben haben; der Acre lieferte manchmal 50 bis 60 Buschel; bei den Eingeborenen, welche keinen rationellen Ackerbau treiben, durchschnittlich 40 Buschel. Ein Mann hat von 11½ Acres einen Ertrag von 700 Buschel Weizen gehabt; 1843 war kein günstiges Jahr, der Durchschnitt betrug nur 35, zwischen 28 und 40 Buschel. Hafer giebt durchschnittlich 60 Buschel zu 40 Pfund aus. Ein Farmer pflanzte sieben Buschel Kartoffeln aus und erntete 350; ein anderer bekam 12 Buschel Zwiebeln von einem Flecke, der 20 Fuß im Quadrat hielt; manche Zwiebeln waren über ein Pfund schwer. Kürbisse, Melonen und alle Arten von Rüben kommen ebenso vortrefflich fort wie Sellerie, Lattich, Spinat, Blumenkohl und andere Gemüse.

Ein gesunderes Klima kann es gar nicht geben; Finney sagt: „Ich war zwei Jahr im Lande und wohnte fast nur unter meinem Zelte; auch nicht einen einzigen Tag habe ich mich unwohl befunden, habe mich nie zuvor einer so robusten Gesundheit erfreut, und das ist der Fall gewesen gegenüber den Warnungen meines Arztes, der mich in ein südliches Klima schicken wollte. Allerdings dauert der Winter fünf Monat. Der durchschnittliche Schneefall beträgt im Monat 6 Zoll, Schneetreiben sind aber nur selten so stark, daß sie das Reisen erschweren. Die strengste Kälte fällt in den Januar und dann fällt für einige Tage das Queckſilber auf — 35° F. Das war ausnahmsweise; aber die Luft war still und wir hatten Sonnenschein.

„Die drei eigentlichen Wintermonate December, Januar und Februar sind prächtig, März ist unbeständig, aber mit April tritt der Frühling ein und mit ihm kommt Wassergeflügel in vielen gewaltigen Zügen, auch die Singvögel erscheinen; Grün und Blumen erscheinen rasch wie durch Zauber. Auf heiße Sommertage folgen kühle Nächte und der herrliche „Indianersommer", der Herbst dauert bis zum Anfang des November. Im Sommer sind die Moskitos, die schwarzen und die Sandfliegen sehr lästig; jemehr das Land besiedelt wird, um so mehr werden sie verschwinden. Gegenwärtig bildet der Winter die angenehmste Jahreszeit."

Finney verweilte lange Zeit am Winipegsee, 50° 45′ N. Er bildet ein prächtiges, vielgegliedertes Wasserbecken von 350 Miles Länge und 50 Miles Breite; seine Ufer wie die in ihm liegenden Inseln sind mit Wald bestanden, auch ist er ganz außerordentlich fischreich. Viele Strecken an seinen Ufern eignen sich zu Ansiedelungen; man hat Gold, Silber und Kupfer gefunden, dann auch, am westlichen Ufer, Kohlen, etwa 100 Miles von der Stadt Winipeg entfernt. Bausteine, Lehm und Töpferthon sind überall, auch rother Oker ist vorhanden. Die Wälder am und im See bestehen aus Pappeln, Sprossentannen, Eichen, Birken und Lärchen; wilde Wicken und Walderbsen werden bis zu 10 Fuß hoch. Dazu kommen Beeren vielerlei Art und Nüsse; ganz vorzüglich gedeiht der Hopfen. Die Strecke zwischen den beiden Seen Winipeg und Manitoba wird zuverlässig einst in einen großen Obst- und Gemüsegarten umgewandelt werden.

Wild ist häufig; der Jäger findet das Elen, Hühner verschiedener Art, Hasen und Wassergeflügel; an Fischen überaus reich sind sowohl die Seen wie alle Flüsse. Aber wir müssen auch zweier Schattenseiten erwähnen. Zuweilen erscheinen, wie auch in den nordwestlichen Staaten der Union, die Heuschrecken und sodann stellen sich manchmal außer der Zeit Fröste ein, was auch im übrigen Canada der Fall ist.

Aus allen Erdtheilen.

Weyprecht's und Payer's Polarexpedition.

Die Nachricht, daß diese muthigen Reisenden gerettet und wohlbehalten in Wardöe in Norwegen angekommen seien, kam uns nach Schluß unserer vorigen Nummer zu. Wir gestehen offen, daß wir seit Wochen trüber Vermuthungen über das Schicksal der Expedition uns nicht erwehren konnten. Wäre es ihnen gelungen, von Nowaja Semlja nach Osten vorzudringen und Cap Tscheliuskin zu erreichen, so hätte es wohl nicht gefehlt, daß auf dem Landwege Nachrichten von ihnen eingetroffen wären. Aber Monat nach Monat verging und nichts verlautete von ihnen. Jetzt endlich erfahren wir, daß das Schiff „Tegetthoff" im Eise verloren gegangen ist und die Reisenden in Matoschkin Schar, dem Sunde, welcher Nowaja Semlja in zwei Hälften trennt, von einem russischen Fangschiffer an Bord genommen und nach Norwegen gebracht wurden.

Payer giebt in einem Telegramm aus Hammerfest vom 7. September folgende Uebersicht:

„In $76\frac{1}{2}^0$ Nord, Angesichts Nowaja Semljas, wurden wir unmittelbar nach der Trennung vom Grafen Wilczek vom Eise eingeschlossen, blieben zwei Jahr hindurch unbefreibar und wurden inmitten einer großen Scholle willenlos nach Nordgetrieben. Am 13. Oct. begannen furchtbare, fast tägliche Eispressungen. Im Winter waren wir in beständiger Bereitschaft, das Schiff zu verlassen. Im Sommer 1873 machten wir vergebliche Versuche, die Scholle durch Sägen und Sprengen zu zerstören. Im Herbste geschah eine unerwartete Annäherung an ein unbekanntes Gebirgsland, 200 Seemeilen nordwärts von Nowaja Semlja.

Die zweite Ueberwinterung verbrachten wir hafenlos, drei Seemeilen vom Lande entfernt, unter 79° 51′ Nord, 59° Ost.

Vom 9. März bis 4. Mai des Frühjahrs 1874 unternahmen wir Schlittenreisen zur Entdeckung und allgemeinen Aufnahme des Landes von 79° 54′ bis über 83° nördlicher Breite. Dort haben wir den nördlichsten bekannten Punkt der Erde „Cap Wien" getauft; die höchste von uns betretene nördliche Breite war 82° 5′. Hier fanden wir kein Landeis mehr, sondern nur Küstenwasser und Treibeis; daher konnten wir zuletzt nur noch mit Hundeschlitten über die großen Gletscher, bis deren Unpassirbarkeit uns die Rückkehr auferlegte. Das Landwasser besitzt ungefähr den gleichen Umfang wie bei Spitzbergen und ist mit einjährigem Packeis überbrückt. Das Thier- und Pflanzenleben ist äußerst gering, die Begletscherungen sind ungeheuer, die Sunde voll von Eisbergen. Das vorherrschende Gestein ist Dolomit. Das Gebirge trägt den Charakter eines Plateaus und schrosser Kegelberge; die Höhe der Berge erreicht 5000 Fuß; das vorkommende Treibholz ist sehr gering. Die Längenentwickelung des Landes umfaßt mindestens 15 Grad, doch wir haben selbst von den Bergen keine Begrenzungen gesehen.

Zwei Winter hindurch lebten wir in siebenmonatlicher Nacht; das Minimum der Temperatur betrug im Monat März während der Schlittenreise auf dem Lande 40° R. Kälte, auf dem Schiffe 37 Grad! Im Mai stellten sich dringende Ursachen ein, das Schiff zu verlassen: der Maschinist Krisch war an Tuberculose und Scorbut gestorben, das Schiff war durch die Eispressungen hoch gehoben, geneigt und unhaltbar. Deshalb und infolge eines Gutachtens, welches der Regimentsarzt Dr. Kepes über die allgemeinen Gesundheitsverhältnisse abgab, sahen wir uns genöthigt, den „Tegetthoff" am 20. Mai zu verlassen. Der Rückzug mit Booten und Schlitten währte 96 Tage. 70 Meilen vom Nordcap Nassau, unter 77° 40′ traten wir aus dem Packeise. Am 15. August fuhren wir auf offener See die Küsten Nowaja Semljas herab. Am 24. August erfolgte unsere Rettung und herzliche Aufnahme durch den russischen Schiffer Feodor Voronin auf dem Schoner „Nikolaj". Nach neuntägiger Ueberfahrt langten wir in Vardöe an. In Norwegen fanden wir überall die herzlichste Aufnahme; die Orte, durch welche wir bisher kamen, waren beflaggt. Die englische Expedition mit dem Dampfer „Diana", welche zu unserer Aufsuchung ins Karische Meer ausgegangen war, haben wir auf der Rückkehr nach Hammerfest getroffen."

Wir erfahren also, daß der „Tegetthoff" im Eise bis über 82 Grad hinausgekommen ist und daß man bis etwa zu 83 Grad ein Polarland verfolgen konnte, das eine Länge von etwa 15 Breitengraden einnimmt, so weit sich das beurtheilen läßt. Dasselbe hat die Bezeichnung Franz-Josephs-Land erhalten.

An interessanten und spannenden Mittheilungen werden es die Reisenden nicht fehlen lassen; uns persönlich aber ist, wie gewiß Vielen mit uns, ein Stein vom Herzen gefallen, seitdem wir diese Polarfahrer gerettet wissen. Allerdings wäre es erwünschter gewesen, wenn sie das nordasiatische Eismeer nach Osten hin hätten durchsegeln können, um durch die Behringsstraße in den Großen Ocean zu gelangen. Dann würden sie, was eventuell in ihrer Absicht lag, die nordöstliche Durchfahrt gefunden haben. Es hat sich aber wieder gezeigt, daß alle Combinationen in Betreff des Polareises im höchsten Grade unsicher sind. Der Stand desselben verschiebt sich unaufhörlich.

Gustav Nachtigal's Reisen.

Es ist Aussicht vorhanden, daß dieser ausgezeichnete Reisende, der an Unternehmungsgeist, Muth und Ausdauer unseren Barth, Schweinfurth, Rohlfs, Heuglin ꝛc. ebenbürtig zur Seite steht und der uns über bisher so dürftig bekannte Theile Innerafrikas so werthvolle Mittheilungen gegeben hat, demnächst wohlbehalten nach Deutschland heimkehren werde. Es wird ihn gewiß schmerzlich berühren, seinen treuen Freund Heinrich von Maltzan, der so rege Theilnahme für ihn bethätigt hat, nicht mehr unter den Lebenden zu finden.

Bei uns ist in allen wissenschaftlichen Kreisen sein Name ehrenvoll bekannt und auch das große gebildete Publicum ist ihm auf seinen gefahrvollen Reisen mit lebhaftem Interesse gefolgt. In England, das wird vom „Athenäum" (29. August) eingestanden, „ist der Name dieses Reisenden den Geographen erst ganz vor Kurzem bekannt geworden (!!)." Es war deshalb ganz zweckmäßig, daß unser Landsmann E. G. Ravenstein den „Geographen" solcher Art, so viel ihrer jüngst in Belfast versammelt waren, ein Licht anzündete, bei welchem sie sehen konnten, was sie bis dahin nicht gewußt hatten.

Nachtigal, ein Sohn der Altmark, war Leibarzt des Bey von Tunis. Wenn wir unsererseits nicht irren, so war es Gerhard Rohlfs, welcher den König Wilhelm von Preußen veranlaßte, dem Scheich von Bornu werthvolle Geschenke zukommen zu lassen, als Dank und Anerkennung dafür, daß der schwarze Potentat mehreren deutschen Forschungsreisenden freundliche Behandlung hatte zu Theil werden lassen. Auf Rohlfs' Vorschlag wurde Dr. Nachtigal mit der Sendung betraut, und einen bessern Mann hätte man in der That nicht finden können. Er war in Nordafrika gleichsam einheimisch geworden und kannte Sprache und Gebräuche der Leute. Wohl ausgerüstet mit wissenschaftlichen Instrumenten verließ er Tripolis am 18. Februar 1869 und ging auf der bekannten Straße über Sokna nach Mursuk in Fessan, wo er am 27. März eintraf. Der Karawanenweg von dort nach Bornu war nicht zu passiren, weil die Welad Sliman Fehdezüge gegen Bilma unternommen hatten. Das Ende dieser Wirren war nicht abzusehen und deshalb beschloß Nachtigal, den erzwungenen Aufschub zu einem Ausfluge nach Tibesti zu benutzen, einer Oase in der östlichen Sahara,

die zuvor von keinem Europäer besucht worden war. Sie wird von den Tibbu Reschade bewohnt.

Dr. Nachtigal verließ Murfuk am 6. Juni; nach einer Wanderung von 36 Tagen langte er in Tao an, der ersten Ortschaft jener Oase. Die meisten Bewohner hatten sich eben damals in die Gebirge oder nach (— dem nordöstlich von Tao liegenden —) Bardaï zurückgezogen. Dasselbe liegt in einem fruchtbaren Thale jenseits der hohen Gebirgskette, von welcher Tibesti von Norden nach Süden durchzogen wird *). Der Reisende fand die unfreundlichste Aufnahme, ließ sich das jedoch wenig anfechten und setzte seine Wanderung fort. Er zog an einem erloschenen Krater vorüber und über einen 6700 Fuß hohen Gebirgspaß; der höchste Berg dort gipfelte bis zu 7900 Fuß. Nur mit genauer Noth wurde sein Leben gerettet; ein fanatischer Haufe griff ihn an und ohne die Dazwischenkunft eines angesehenen Häuptlings wäre er verloren gewesen. Nachdem er etwa einen Monat lang gefangen gewesen war und schwere Pein hatte ausstehen müssen, gelang es ihm, zu entrinnen und am 8. October Murfuk wieder zu erreichen. Von dort brach er dann am 18. April nach Bornu auf, dessen Hauptstadt Kuka er am 6. Juli erreichte. Der Scheich oder Sultan leistete ihm Vorschub bei den Wanderungen, welche er nach verschiedenen Richtungen hin unternahm.

Zunächst wandte Dr. Nachtigal sich gen Nordosten, nach Borku, einer Landschaft, die südlich von Tibesti liegt und noch von keinem Europäer besucht worden war. Auf dieser Reise machte er die bemerkenswerthe Entdeckung, daß früher aus dem Tsad-See ein Strom in der Richtung nach Nordosten seinen Abfluß gehabt und sich dann in einen großen See ergossen hat, welcher damals die große Depression von Bodete ausfüllte. Zahlreiche Gerippe von Fischen ꝛc. sprechen für das ehemalige Vorhandensein eines solchen Sees, und auch jetzt noch, wenn außergewöhnlich viel Regen gefallen ist, sendet der Tsad einen Abfluß nach jener Richtung hin aus.

Nachtigal kehrte nach Kuka zurück und traf Vorbereitungen zu einer Reise nach Baghirmi, in welchem er vom 27. Februar bis 9. August umherzog. Auf dieser Wanderung brachte er die Hydrographie des Schary und seiner Nebenflüsse ins Klare und lernte die heidnischen Stämme kennen, die weit nach Süden hin wohnen und von ihren mohammedanischen Nachbaren, welche den Menschenraub systematisch treiben, um Sklaven zu erhalten, ununterbrochen beunruhigt werden.

Im März 1873 verließ der Reisende Kuka, um durch Wadaï, Dar Fur und Nubien nach Europa zurückzukehren. Es gelang ihm, Wadaï zu durchwandern und Dar Fur zu erreichen. Seine letzten Briefe von dort sind vom 13. März 1874 datirt und von Chartum aus an ihn geschickte Gelder erreichten ihre Bestimmung. Also dürfen wir hoffen, daß er, der als Afrikareisender würdig neben Schweinfurth und Rohlfs steht, bald wieder unter uns weilen werde.

Der „Globus" hat im Verlaufe der letzten Jahre eine Reihenfolge werthvoller Mittheilungen aus der Feder Dr. Nachtigal's gebracht (Band XVI bis XXIII), insbesondere über seinen Aufenthalt unter den Tibbu Reschade, seinen Zug durch Baghirmi und die Behandlung der geraubten Sklaven. In Band XXIII, S. 375 wurde der Lebenslauf des Reisenden geschildert und das Porträt desselben beigefügt.

*) Man vergleiche die „Originalkarte von Dr. G. Nachtigal's Reise nach Tibesti oder Tu, Juni bis September 1869; nach einer Handzeichnung von Dr. N.," in Petermann's Geographischen Mittheilungen, Jahrgang 1870, Tafel 15.

— Gustav Wallis ist von seiner jüngsten Reise in Südamerika zu Ende August in Hamburg wieder angelangt. Er hat diesmal Neugranada, vorzugsweise zu botanischen Zwecken, erforscht und manche neue Pflanzen geholt. Er schreibt uns, daß er eine große aus 78 Kisten lebender Pflanzen bestehende Sendung mitgebracht und auch in anderen naturwissenschaftlichen Zweigen, z. B. Entomologie und Conchyologie, guten Erfolg gehabt habe. Liebhaber finden also gute Gelegenheit, ihre Sammlungen zu bereichern; sie würden sich an Herrn Wallis nach Detmold wenden können. Aber der Mann hat keine Ruhe in Europa; noch vor Eintritt des Winters will er wieder aufs Neue ausziehen; wohin, ist noch nicht bestimmt; „ich entschließe mich ebensowohl für die Südsee, wie auch, noch einmal, für das westliche Südamerika." Mittheilungen über seine jüngste Reise hat der unseren Lesern von früher her wohlbekannte Herr Wallis für den „Globus" in Aussicht gestellt.

— Der Karawanenverkehr zwischen dem untern Amu und Krasnowodsk am Kaspischen Meere ist in vollem Gange. In letzterm Orte war im Juli schon die dritte Karawane angekommen. Sie bestand aus 130 Kameelen und hatte von Käne Urgendsch über Sary Kamysch nur 22 Tage gebraucht; sie hatte ein Geleit von 42 Mann Usbeken und Jomuden. Ursprünglich bestand sie aus etwa 500 Kameelen, aber viele Theilnehmer waren unterwegs zurückgeblieben, weil sie Feindseligkeiten von Seiten der Tekke-Turkomanen fürchteten.

— Die Volksmenge in Frankreich stellte sich, dem amtlichen statistischen Berichte zufolge, für 1872 auf 35,362,253 Franzosen und 740,668 Ausländer. In ihrem Geburtsdepartement wohnten 30,676,943, in Departements wo sie nicht geboren waren 4,543,764. Die Zahl der Leute aus Elsaß und Lothringen, die für Frankreich optirt hatten, betrug 126,243; naturalisirte Ausländer 15,308. — Von den nicht naturalisirten Ausländern waren: Belgier 347,558; Italiener 112,579; Elsässer und Lothringer, die nicht optirt hatten, 64,808; Spanier 52,954; Russen 52,950; Polen 42,834; Schweizer 42,830; Deutsche 39,361; Engländer, Schotten und Irländer 26,003; Holländer 17,077; Schweden, Norweger und Dänen 7328; Nord- und Südamerikaner 6859; aus Oesterreich-Ungarn 5116; Chinesen, Hindus und andere Asiaten 3843; Türken, Griechen, Walachen ꝛc. 1173. Für 9826 ist keine Nationalität angegeben.

— Neucaledonien hat im Jahre 1873 einen Zuwachs von 2137 weißen Leuten bekommen, fast lauter Franzosen, und außerdem 486 Insulaner von den Neuen Hebriden, die auf den Plantagen arbeiten. Die Transportirten, über deren Zahl wir keine Angaben finden, sind in jener Zahl nicht inbegriffen. Numea ist der Ort, wo sich aller Verkehr concentrirt, es ist aber zu bemerken, daß der Betrag der Einfuhren zum großen Theil in Sendungen der Regierung für die Ansiedelungen besteht. Im Jahre 1872 liefen dort ein und aus 92 Schiffe mit 13,149 Tonnen; die Waareneinfuhr betrug 5,969,750 Francs, die Ausfuhr dagegen stellte sich auf 852,130 Francs. — Im folgenden Jahre 150 Schiffe mit 31,910 Tonnen; Werth der Einfuhr 9,947,573, Ausfuhr 926.355 Francs. Dazu kommt noch die Cabotage mit respective 1,300,230 und 1,495,820 Francs.

— Die Quecksilbergruben in Californien, deren fast in jedem Monate neue entdeckt werden, liefern große Ausbeute. Die Buckeye-Mine versendet in der Woche durchschnittlich 1300 Pfund; die Cerro-Benito-Mine bei Panoche ist sehr ergiebig und im August ist in der Nähe von Monterey eine Grube entdeckt worden, die auch Blei und Silber enthält.

Inhalt: Die Sambaquis oder Muschelgräber Brasiliens. Untersucht von Dr. Karl Rath in St. Paulo. I. (Mit zwei Abbildungen. — In Delhi, der Stadt des Großmogul. (Mit drei Abbildungen.) — Die Tatern in Norwegen. II. (Schluß.) — Entdeckungsreisen in Australien. — Das Territorium Manitoba in Nordamerika. — Aus allen Erdtheilen: Weyprecht's und Payer's Polarexpedition. — Gustav Nachtigal's Reisen. — Verschiedenes. — (Schluß der Redaction 11. Septbr. 1874)

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXVI. — № 14.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 4 Thlr. Einzelne Nummern 5 Sgr. — 1874.

In Benares, der heiligen Stadt der Hindus.

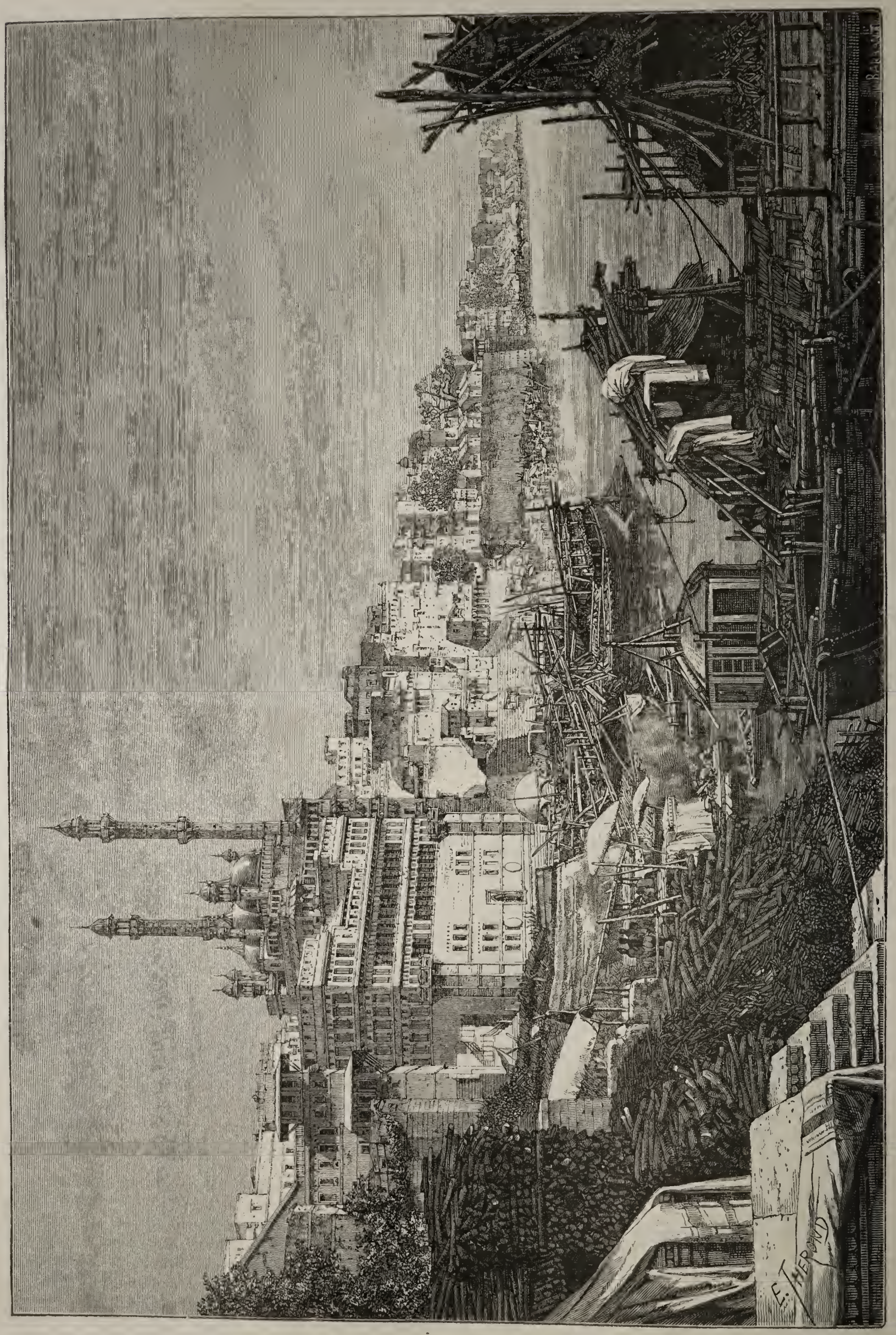
Brahmanen und Suastikas im Alterthum. — Die Lehre Sakyamuni's. — Am Ufer des Ganges. — Die Pilger im Strome. — Das Allerheiligste. — Leichenverbrennung. — Heilige Brunnen. — Duldsamkeit der Hindus. — Affentempel. — Religiöse Bettler. — Fest des Ganesa.

Man hat Delhi, welches wir jüngst geschildert haben, mit Rom verglichen; dasselbe gilt aber auch von Benares, der „heiligen Stadt", der religiösen Capitale sowohl der buddhistischen wie der brahmanischen Welt seit nun mehr als dreitausend Jahren. Die päpstliche Kirche, welche im italienischen Rom ihr Oberhaupt hat, zählt höchstens zweihundert Millionen Anhänger, nach dem indischen Rom am Ganges aber blicken mit Innigkeit und Verehrung mehr als fünfhundert Millionen Menschen: die Brahmaverehrer einerseits, die Buddhisten auf Ceylon, in Hinterindien, China, Tibet andererseits.

Im hohen Alterthum hieß Benares Kasi; der erste König, dessen die Geschichte erwähnt, Kschatra Briddha, soll vor etwa 3400 Jahren gelebt haben. Schon 900 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung war die Stadt ein Mittelpunkt für philosophische und theologische Studien. Zwei einander entgegengesetzte Schulen, die Brahmanen und die Suastikas, deren Lehren in vielfache Systeme sich sonderten, hatten dort ihre Collegien und Tempel. Die ersteren waren Spiritualisten; sie lehrten das Uebergewicht und das Vorwalten des Geistes über den Stoff, die Seele aber muß eine unablässige Wanderung durch Tausende von Existenzen erfahren. Die Suastikas dagegen waren Atheisten und Materialisten und verwarfen die Unsterblichkeit der Seele, die ihnen für eine absurde Annahme galt. So alt schon sind derartige Gegensätze.

Ueber solche Abstractionen entstand viel Hader, Streit und Unruhe, gerade wie das noch heute auch unter den Bekennern mehrerer Religionen der Fall ist. Daran nahm ein junger Prinz Aergerniß; er wandte sich mit Widerwillen von dem Pfaffen- und Philosophengezänk ab und suchte selbständig die Wahrheit zu erforschen. Dieser Prinz Siddharta zog sich in die Einsamkeit zurück und hieß von da an Sakyamuni. Nachdem er Jahre lang die verschiedenen Systeme geprüft hatte, war er aus der heiligen Stadt fortgegangen und verkündete dann eine neue Lehre, dergleichen man nie zuvor gehört hatte. Unter einem Baume predigte er vier Bettlern, daß vor dem Schöpfer aller Dinge auch alle Menschen gleich seien: Männer wie Frauen, Sklaven und Reiche, Priester und Bettler. Das irdische Dasein ist nur eine Vorbereitung, eine Prüfung, welche der unsterblichen Seele auferlegt wird; diese kann sich von allen Banden des Stoffes befreien und das ewige Leben erwerben durch Mitleid, Menschenfreundlichkeit, Liebe des Nächsten und fleckenlos reines Leben.

Benares wurde heilige Stadt des Buddhismus; im Fortgange der Zeit bauete man dort viele Tempel, Klöster und prächtige Monumente und von weit und breit strömten unzählige Pilger herbei. Als aber nach einem Verlauf von etwa eintausend Jahren der Buddhismus in Indien unterlag, wurde Benares die heilige Hauptstadt des Brahmanismus, und in Folge der Religionskriege, in welchen die Sie-



Benares. Die Moschee Aureng sehb's.

ger alle Denkmäler der Besiegten zerstört haben, findet man jetzt keine Monumente, die älter als einige Jahrhunderte wären.

Nichts kann lohnender sein als ein Besuch dieser überaus merkwürdigen Stadt. Der Europäer nimmt Wohnung in einem Gasthause der englischen Vorstadt, die Sekrol heißt. Dann fährt er zu Wasser nach dem Daceswamehd Ghât, einem der vom Uferstaden in die Stadt führenden Eingänge. Dieser liegt am westlichen Ende der großen Krümmung, welche hier der Ganges beschreibt. Man hat von dort einen Ueberblick auf die Stadt, die sich amphitheatralisch an einem etwa einhundert Fuß hohen Strand erhebt. Benares ist manchmal mit Neapel verglichen worden und in gewisser Hinsicht ist das auch nicht unpassend; der einen Kilometer breite Strom bildet eine große, ruhige Bucht, in welcher sich die Gebäude spiegeln. Vom Fluß aus gesehen bietet jener Ghât ein malerisches Bild dar mit seinen hohen und breiten Treppen, mit den Tempeln und Palästen, von denen auf der Höhe ganze Gruppen stehen; auch gewahrt man die einfache aber zierliche Vorderseite des Mân Mender, dieser großen Sternwarte, welche Dschey Sing aus Dscheypur hat erbauen lassen.

Weiterhin dehnt sich auf einer Strecke von mehreren hundert Schritt ein wahres Chaos aus von Treppen, Terrassen und Aufstiegen; Alles liegt bunt durch einander. Der Strom hat das Ufer unterwaschen und alles was an Gebäuden dort stand, ist eingestürzt, auch ein Tempel, zu welchem viele Pilger kamen. Nun liegt er in Schutt, aber die Wallfahrer verrichten ihre Andacht auf den Ruinen.

Sobald die Sonne aufgeht und mit ihren Strahlen die Dächer und Spitzen der unzähligen Tempel vergoldet, wird sie von der Menschenmenge, die überall das Ufer bedeckt, mit frommem Gemurmel begrüßt. Denn der geheiligte Augenblick ist gekommen, wo der Pilger in den heiligen Strom geht; Tausende von Köpfen ragen aus der Fluth empor und blicken andächtig gen Sonnenaufgang. Besonders auffallend ist in der heiligen Stadt der Brahmanen ein Gebäude mit einem chinesischen Dache, aus welchem ein vergoldeter, mit Glöckchen behangener Thurm emporragt; es ist eine nepalesische Pagode, der einzige dem Buddha geweihete Tempel, welchen Benares hat.

Im Mittelpunkte der verschiedenen Anländen liegt, vor dem Mânmenka Ghât, das Allerheiligste, die Stelle, an welcher unabläßig Scheiterhaufen lodern; auf diesen werden die Leichen verbrannt und schon bei Lebzeiten preist sich der Hindu glücklich, welchem es vergönnt sein wird, an dieser heiligen Stätte in Asche verwandelt zu werden, denn unzweifelhaft geht ja dann seine Seele unmittelbar ins Paradies ein, und wenn sie auch einem argen Sünder angehörte, wird sie trotzdem dereinst den Leib eines Brahmanen beleben. Ueber dieser Stätte qualmt immer ein widerwärtig riechender Dampf; man sieht, wie unabläßig Scheiter Holz in das Feuer geworfen werden, die fast nackten, von Ruß geschwärzten Männer arbeiten mit langen eisernen Stangen in den Flammen und werfen auch mit Oel gefüllte Töpfe in dieselben. Ueberall liegen Knochen umher und der Fuß sinkt tief ein in diese Aschenlage, welche hier seit Jahrhunderten sich angehäuft hat und mehrere hundert Fuß tief ist. Und das Ganze wird noch widerlicher durch die Schwärme von Bettlern, von Krüppeln aller Art, welche ganz erbärmlich schreien und jammern, um ein Almosen zu erpressen.

An einer andern Terrasse steigen die Pilger in langen Processionen hinab, um in dem heiligen Flusse zu baden; aber keiner darf von dem heiligen Naß berührt werden, wenn er nicht zuvor den Priestern die Taxe bezahlt hat. Diese Müßiggänger sitzen am Ufer unter großen Sonnenschirmen; als heilige Männer, die sie ja sind, verkaufen sie an Jeden der bezahlt, Certificate, daß der, welcher gezahlt hat, gereinigt sei; sie treiben, ähnlich wie das auch in Europa der Fall ist, Handel mit Ablaß, Rosenkränzen und Amuletten.

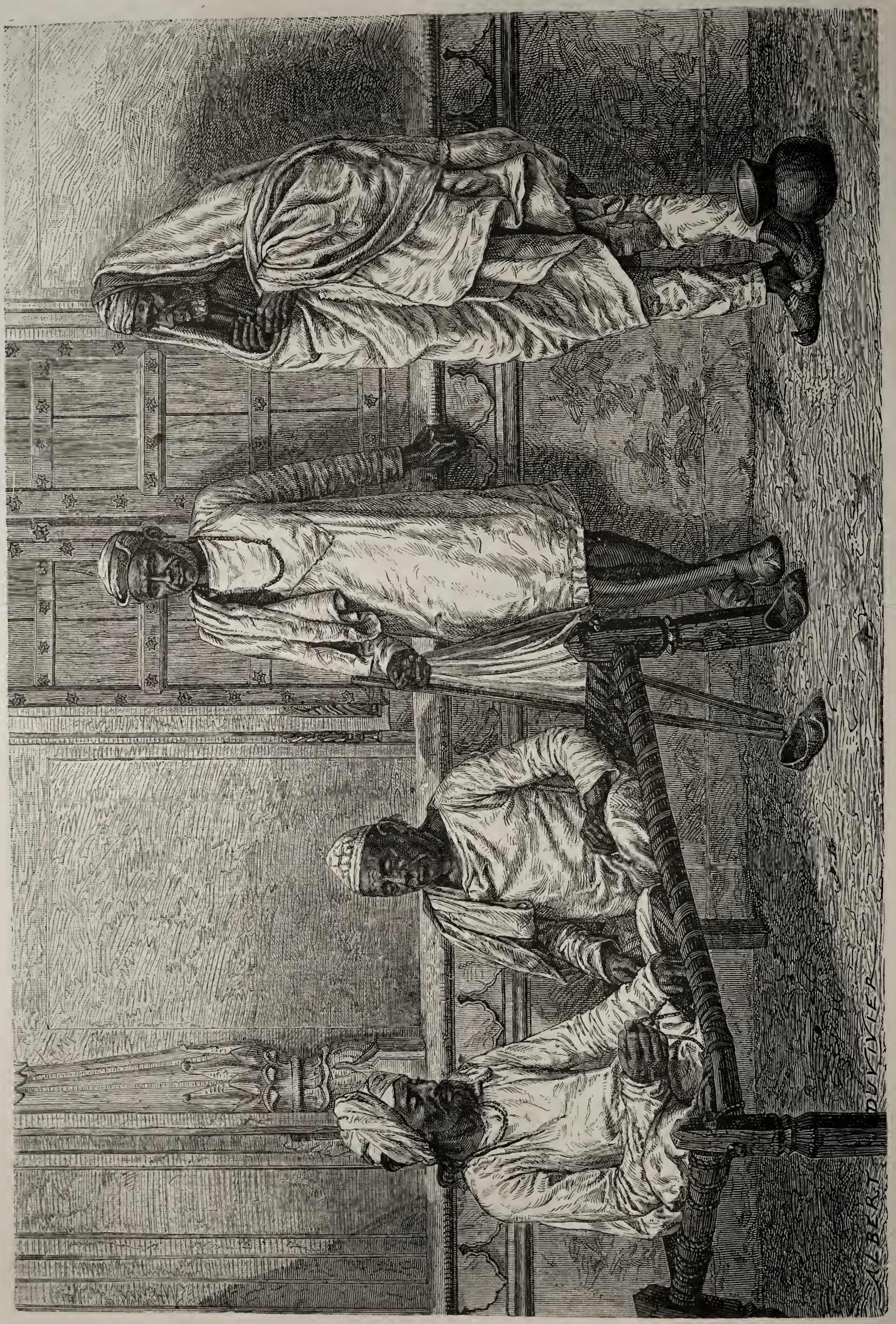
Viele Radschas haben in Benares einen Palast, in welchem sie während der großen, religiösen Feste wohnen; der schönste von allen gehört dem König von Nagpur. Da wo diese stattliche Reihe von Palästen endigt, steht die große, vom Kaiser Aureng seb erbauete Moschee mit vielen Kuppeln und zwei schlanken Minarets. Sie erhebt sich auf der Stelle des berühmten Wischnutempels, also auf der Stätte, wo Gott Wischnu sich zum ersten Mal den Sterblichen zeigte. Der Großmogul ließ dieses Heiligthum niederreißen. Vom Ufer zur Moschee hinauf führt der Madhoray Ghât, eine breite Treppe von hundert Stufen; diese sind abgenutzt und glatt weil die Hindus früher auf den Knien hinaufrutschten, wenn sie Wischnu anbeten wollten.

Die Straßen der innern Stadt sind eng und krumm und Räderfuhrwerk kann nirgends passiren; manche Häuser haben bis zu sechs Geschossen und die oberen Stocke ragen so weit vor, daß sie sich mit denen der gegenüberliegenden Gebäude fast berühren. Man sieht wie vor einem kleinen Tempel mit pyramidaler Spitze eine lärmende Menge sich drängt; hier ist ja das größte Heiligthum, welches Benares aufzuweisen hat. Die Hindus haben ihre alten Götter Brahma, Wischnu und Indra in Schatten gestellt, um den Lingam (Phallus) Siwa's zu verehren. Dieser ist das Symbol des alten Cultus, welchen sie von den wilden Waldbewohnern annahmen; diese verehrten die Naturkräfte. Jener Lingam ist ein gewöhnlicher Eckstein; man nimmt an, daß er ein gewisses Glied am Leibe des Gottes selbst gewesen sei. Wer auch nur ein einziges Mal vor diesem Idole die heiligen Gebräuche verrichtet hat, ist sicher, daß er in das Kailas, das brahmanische Paradies, eingehen werde.

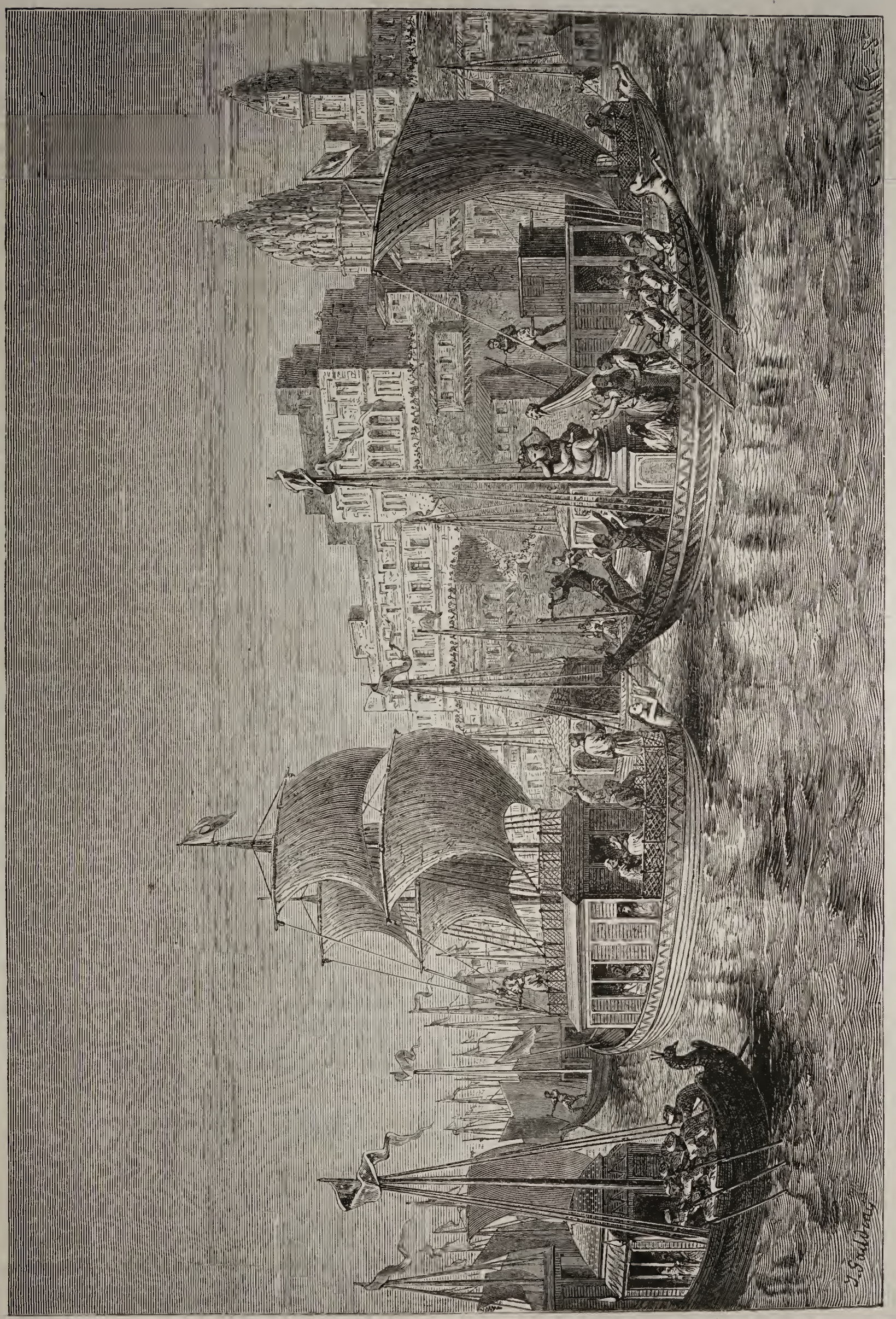
Unweit von diesem Tempel ist ein heiliger Brunnen mit grünlichem, übelriechendem Wasser. Ein Brahmine zieht einen Eimer voll davon herauf und giebt jedem Pilger einen Becher voll dieser ekelhaften Flüssigkeit zu trinken, natürlich nur gegen Geld. Denn hier ist ja Gayan Bapi, der Born der Weisheit! Als die Götter des indischen Olymp in Hader darüber waren, welcher von ihnen den Amrita, diesen Trank der Unsterblichkeit, besitzen solle, packte der grimmige Siwa die mit demselben gefüllte Schale und leerte dieselbe auf Einen Zug; dabei fielen einige Tropfen aus dem Himmel auf die Erde und bildeten das Wasser in der Cisterne Gayan Bapi. In der Nähe befindet sich noch ein Brunnen, der Mankarnika; auf dessen Wasser die Pilger nicht minder erpicht sind, denn es ist der Abfluß aus den benachbarten Tempeln und hat zum Abwaschen der Götzenbilder gedient.

Die fromme Menge zeigt sich gegen Europäer, welche diese ihre heiligen Stätten besuchen, nicht etwa unduldsam sondern wohlwollend und freundlich. Sie macht ihm Platz und ruft ihm ein Salam Sahib zu, besonders wenn er den Brahminen ein paar Rupien geschenkt hat. Rousselet stellt einen Vergleich zwischen diesen Hindus und den Bekennern seiner eigenen römischen Kirche an und derselbe fällt entschieden zum Nachtheil der letzteren aus.

„Und was habe ich weiter in Benares mit meinen eigenen Augen gesehen und mit meinen Ohren gehört? Dort, nicht zehn Schritte von dem entfernt, was den Hindus für das Hochheiligste gilt, zwischen dem Borne der Weisheit und dem Lingam Siwa's, hatte ein protestantischer Missionär sich unter einem Baume aufgepflanzt. Er stellte sich auf einen Stuhl und predigte in Hindustani über sein Christenthum und die Irrthümer der Heidenlehre. Aus seinem



Fromme Bettler in Benares.



Das Ganeschfest in Benares.

Halse, um den er eine steife, weiße Cravatte trug, rief er mit theils kreischender, theils kläffender Stimme der ihn ruhig anhörenden Menge buchstäblich zu: „Ihr seid Götzendiener! Dieser Steinklumpen, welchen ihr anbetet, ist aus einem Steinbruche geholt und von einem Arbeiter behauen worden. Aber dieser Stein ist ebenso ohnmächtig, wie jeder Stein in der Mauer meines Hauses.“ Die Leute hörten dem Manne ruhig zu und dann und wann richtete einer aus der Menge eine Frage an ihn, die er dann beantwortete so gut er eben konnte. Er riskirte den duldsamen Hindus gegenüber nichts. Es ist gerade diese Toleranz, welche die Missionäre zur Verzweiflung bringt, und einer derselben sagte mir: „Wir arbeiten vergeblich. Man bekehrt nicht solche Leute, die von ihrem eigenen Glauben so sehr überzeugt sind, daß sie auch die heftigsten Angriffe und die stärksten Ausfälle gegen denselben mit dem größten Gleichmuth anhören.“

Es ist begreiflich, daß in einer so heiligen Stadt, die unablässig von so vielen Pilgern besucht wird, festliche Aufzüge eine große Rolle spielen. Für den Ethnographen sind dieselben schon deshalb von Interesse, weil er dabei eine große Menge verschiedener Volkstypen beobachten kann. Die Leute tragen ihre besten Kleider, die Frauen sind mit Juwelen geschmückt und viele tragen kupferne Schüsseln, die mit Blumen verziert sind; diese bringt man den Göttern als Opfergabe. Da geht ein Zug hinter einem Idole her, das auf einem Palankin getragen wird; die Wallfahrer wollen vor dem Herrn der Götter, Mahadeo, niederknien, im heiligen Strome baden und aus dem Borne der Weisheit trinken. Fromme Bettler aller Secten: Gosains, Fakire ꝛc. fehlen natürlich nicht; sie halten sich am liebsten an den Mauern der Tempel auf, wo sie es sich auf Tscharpays bequem machen, d. h. auf mit Stricken überflochtenen Sitzen kauern. Andere stehen dabei und wieder andere suchen die Aufmerksamkeit dadurch zu erregen, daß sie Schellen in Bewegung setzen oder Ketten aneinander schlagen; dabei singen sie in weinerlichem Tone heilige Lieder. Da kommen wohlgenährte Zebus und diese Kühe, welche ja auch heilig sind, werden von den Pilgern achtungsvoll begrüßt. Auf den Dächern sitzen Papageien und Pfauen und überall springen und klettern freche Affen umher.

Außerhalb der innern Stadt liegt am großen Durgateiche der große Durgatempel, welchen die Europäer ganz richtig als Tempel der Affen bezeichnen. Diese werden dort in großer Menge gehalten und von Brahminen gepflegt. Das ganze Gebäude ist mit rothem Oker angepinselt, welcher an Blut gemahnen soll, denn dieses ist ja der grausamen Göttin Durga angenehm.

Der Europäer verweilt gern in der ruhigen Vorstadt Sekrol, in einem von Gärten umgebenen Bangalow, fern ab von dem bunten Gewühle. Dieselbe ist bedeutend angewachsen; dort befindet sich eine Universität, eine große Druckerei und auch einige christliche Kirchen sind vorhanden.

Mit großem Glanze wird im Monat April das Fest des Ganesa gefeiert; dieser Gott, einer der populärsten in Indien, ist das Sinnbild der Weisheit, der Klugheit und des Handels. Wo er sich befindet, bleibt jede Gefahr fern, und deswegen findet man sein Bild an den Hausthüren so häufig angebracht. Jeder Geschäftsbrief und jedes schriftliche Uebereinkommen beginnt mit einer Anrufung Ganesa's, für welche man ein einfaches Schriftzeichen hat, das wie ein Elephantenrüssel gestaltet ist, denn in einen solchen läuft das Antlitz des Gottes aus. Ganesa, Sohn Siwa's und der Parvati, wird als kleiner dicker Mann dargestellt; er hat vier Arme und einen Elephantenkopf. Am Fuße seines Thrones wird allemal eine Maus abgebildet, welche sein liebster Renner ist.

In Benares sind nicht weniger als zweihundert Heiligthümer diesem Gotte geweiht und beim großen Feste bilden sich vor jedem dieser Tempel Processionen. Man stellt eine für diese Gelegenheit verfertigte Statue Ganesa's auf einem mit Sammet belegten Palankin unter einen reich verzierten Thronhimmel; sie ist aus gebrannter Erde verfertigt, bemalt, theilweise vergoldet und mit allerlei Flitter behängt. Priester und Musiker fehlen nicht und dann zieht von jedem dieser zweihundert Tempel eine Procession langsam bis an den Ganges. Den Umgang eröffnen Bayaderen, langsam und feierlich tanzend und die Schärpen schwingend. Sie alle sind junge Mädchen, die vor der Verheirathung Wittwen wurden, weil die, mit welchen man sie schon als kleine Kinder verlobt hatte, gestorben sind, und man weihete sie dem Gotte, damit sie nicht gewöhnliche Tanzmädchen, Nâtsches, werden sollen. Sie leben sehr zurückgezogen und tanzen nur im Tempel oder bei religiösen Feierlichkeiten.

Das Ufer gewährt einen feenhaften Anblick, wenn alle die vielen Züge sich aufgestellt haben auf den breiten und hohen Treppen der Ghâts, wo die Statuen aufgestellt werden und von Brahminen und Bayaderen umstanden sind. Der Strom selbst ist mit unzähligen, festlich geschmückten Barken gleichsam bedeckt. Viele derselben haben Segel, andere werden gerudert; der Schnabel hat als Gallion irgend eine Thiergestalt und manche dieser Barken haben einen Pavillon. Sobald Idole, Brahminen und Bayaderen im Schiffe Platz genommen haben, beginnt dem Ufer entlang die Wasserprocession. Ueberall Gesang, Musik mit allerlei Instrumenten und Zuruf der Menge am Lande. Das dauert so an bis zum Untergange der Sonne. Sobald diese verschwindet, halten alle Schiffe still und man wirft sämmtliche Idole feierlich in den heiligen Strom. Nun wird das Ufer beleuchtet, jedes Schiff glänzt mit Laternen, es werden viele Feuerwerke abgebrannt. Und nun besteigen auch die Europäer und die reichen Hindus ihre Barken und nehmen Theil an der allgemeinen Freude.

Was will gegen ein solches Ganesafest eine venetianische Fantasia bedeuten?

Die Sambaquis oder Muschelhügelgräber Brasiliens.

Untersucht von **Dr. Karl Rath** in St. Paulo.

II.

Weiter nach Südwesten von Santos in dem Casqueiroflusse, in der Nähe der Stadt St. Vicente, liegt ein Kegelberg, Bacceira genannt, mit einem Hause auf halber Höhe 69 Fuß über dem Meere. Unter und über dem Hause befinden sich eine Anzahl von Austernsambaquis, von welchen schon mehrere abgebrochen wurden. Auch hier ließ sich bei ober-

flächlicher Untersuchung sagen, es sei ein einziger Austernberg, wenn man nicht nach den Grenzen der Austernhügel, die kegelförmig sind, sehen würde. Auch hier befindet sich dieselbe Diluvialablagerung, das Ganze überdeckend. Auf der Höhe scheint eine kleine Befestigung errichtet gewesen zu sein. Der Kern der Insel ist Granit und Sambaquis befinden sich in der Westseite, das Uebrige war und ist angebaut, hat aber auch bewaldete Stellen.

Diese sind die berühmtesten Plätze, wo Austernschalen zum Kalkbrennen abgebaut werden, jedoch giebt es noch eine Menge mehr oder weniger bekannter Austernhügel in der Bahia von Santos, die uns aber nichts Neues darbieten; besonders sind noch zu erwähnen die Hügel in der Bahia von St. Amaro und die der Bertieca.

Es ist leicht zu berechnen, welche Zerstörungen seit über 300 Jahren unter diesen Sambaquis durch die Kalkbrennereien angestellt wurden und jährlich noch gemacht werden.

Städte wie Rio de Janeiro, Campos, Angra dos Reis, St. Francisco, Dna. Francisca, Ubatuba, Santos, Iguapé, Paranagua ꝛc. ꝛc. allein verschlingen Hunderte von solchen Muschelhügeln. Allen Kalk an der Küste, und selbst zwanzig Legoas in das Innere hinein, gebraucht man ausschließlich zu Bauten, und so dürfte eine Zeit kommen, wo ein solcher Sambaque eine Seltenheit ist. Leider hat Alles, was sich auf die Ureinwohner bezieht, selbst geschichtliche Gegenstände, hier für das Volk im Allgemeinen keinen Werth.

Einige größere Sambaquis erhielten sich in der Bahia de Cananea in der Tarapande in der Nähe des Barradoro. Auf der Insel selbst sind zwei große, mächtige Hügel von Ostras; auf der Insel von Cordova nach der Tarapande bei der Reismühle ist ein anderer sehr hoher Austernhügel, ebenso zwei unweit der Capella dos marinheiros auf dem andern Ufer.

Der schon genannte Geschichtschreiber Frè Caspar Monger Benedictino, „Natural de Santos da Madre de Deos", sagt Cap. 29, S. 19: „Das Land der ganzen Küste von dem Norden und Süden gehörte verschiedenen Indianerdörfern, welche über dem Berge auf der Hochebene lagen, an; die Insel St. Vicente, St. Amaro sowie das feste Land in der Runde und seine Ufer vertheidigten die Ureinwohner nur deshalb, weil sie dort fischten und Conchylien suchten. Verschiedene Indianerstämme kamen in gewissen Monaten, um hier an der Küste die eßbaren Muscheln zu verzehren. Sie suchten zwischen den Manglewäldern irgend einen trockenen Platz, wo sie kurze Zeit sich lagern konnten. Hier waren sie in solcher Menge, wie die Bienenschwärme, um aus dem Schlamme die Testaceos maritimos herauszuziehen. Es ist nicht zu sagen, welche ungeheuere Menge von Austern, Berbigoes, Amejoas, Sururus, verschiedener Gattung von Mariscos sich dort fanden. Uebrigens scheint es, das Fischen nach Austern war ihr Hauptgeschäft sowie das nach Berbigoes, weil sie solche mehr liebten, oder weil sie denselben in größeren Mengen begegneten und leichter fangen konnten. Von diesen Mollusken lebten sie, so lange das Fischen andauerte; den Rest von Fischen und Austern trockneten sie und so zubereitet nahmen sie dieselben mit sich in ihre Dörfer (Aldeas), wo sie davon einige Zeit lebten.

Die Schalen warfen sie auf einen Haufen da, wo sie sich aufhielten, und bildeten solchergestalt große Haufen, die zu ordentlichen Bergen anwuchsen.

Daher mag es kommen, daß einige Autoren diese Austernhügel für ein Mineral erklären, weil man an verschiedenen Orten Kalk daraus brennt. Sie haben sich aber geirrt; das ist indeß zu entschuldigen; denn durch das Wasser und die Winde haben sich über den Austernhügeln eine solche harte und dicke erdige Kruste gebildet, welche das Vermögen hat, sehr hohe Bäume auf sich zu ernähren, die auf ihr wachsen und immer im besten Flore sich erhalten.

Von diesen Conchylienschalen, deren Thiere die Indios gegessen haben, wird aller Kalk zu allen Gebäuden der Capitania von ihrem Anfange bis heute gebraucht, und sehr spät dürften die Ostreiras von Santos, St. Vicente, Conceicao, Iguape, Cananea aufgebraucht sein. Meistens sind die Schalen ganz und zwischen ihnen finden sich Beile von Stein, Stücke von Thongeschirr und Knochen von Verstorbenen; wahrscheinlich dienten diese Ostreiras auch als Begräbnißplatz. Man legte die Todten hinein und deckte sie mit Muscheln zu." So weit der Auszug aus den Memorias para a Historia da Capitania de St. Vicente, Lisboa 1797.

Es ist sehr natürlich, daß dieser Geschichtschreiber die Sambaquis den Indios unserer jetzigen Periode zuschreibt, da diese wirklich auch solche Hügel bildeten, *aber keine Todten darin begruben*, und überhaupt zeigt schon das compacte Material der Conchylienschalen, daß sie lange Zeit unter Seewasser gewesen sein mußten. Indessen an einer andern Stelle giebt er zu, daß sie von einem ältern Volke errichtet seien, daß Urwälder über ihnen stehen, und daß die jetzigen Ureinwohner keine Kunde von diesen Grabhügeln hätten. Dasselbe fand ich bei allen Stämmen bestätigt, mit denen zu verkehren ich Gelegenheit hatte.

Diesen Austerhügeln, die im Innern des Landes in Wald und Camp versteckt sind, entsprechen aber ebenso in allen Erdtheilen, wie mir scheint, die Erdgrabhügel, die in Deutschland Tumuli, Hünen- oder Waldgräber ꝛc. heißen. Hier in Brasilien begegnet man denselben häufig, sie werden Sepulturas velhas genannt und sind nichts Anderes als die Repräsentanten der Sambaquis der Küste am festen Lande, wie ich später zeigen werde. Denn es ist nicht zu glauben, daß ein Volk, welches den Gebrauch hatte, gewisse Todte unter Austernhügeln zu begraben, nicht denselben Gebrauch hätte, wegen Mangels an Austernschalen solche mit Stein und Erde aufzuführen.

Geräthe der Sambaquis.

Merkwürdig dürfte das Zusammentreffen von Benennungen gewisser Steine aus den Sambaquis und den europäischen Hünengräbern sein. So bezeichnet man die „Donnerkeile" hier in Brasilien als *Curiscos*, also *Blitzsteine*.

Zeigt man diese Steinwaffe einem Indio oder Guarani, so ruft er gleich: Ai! ita ybytyty ayla sui goara! *vom Himmel gefallene Steine*. Der Cajuá nennt sie: Zapy-tuba-pyaba, vom Donner geschleuderte Steine, und der Coroado: Aata-tuba-a! d. i. *Beilsteine*; die Itamarana und Tamarana, die Caraiben in Surinam heißen sie Itai-Botu.

Alle keilförmigen, cylindrischen Steine, die den fossilen Steinkernen der Belemniten gleichen, werden Donnerkeile, Blitzsteine ꝛc. genannt. Es ist merkwürdig, daß die ältesten Völker für denselben gleiche Namen gebrauchten und daß in Gesellschaft dieser Steine in den Sambaquis wirkliche *Meteorsteine* sich finden, nicht nur von Meteoreisen, sondern auch von anderen Gesteinen mit ausgezeichnetem polarischen Magnetismus, wie sie hier in Brasilien häufig fallen.

Diese Steine werden von den brasilianischen Goldsuchern sehr sorgfältig aufbewahrt und daher auch theuer bezahlt. Sie dienten natürlich mehr zu Betrügereien, als zu irgend einem andern Zwecke. Einige glaubten daran, daß sie mit deren Hülfe die Goldmutter (May-d'ouro) unter der Erde entdecken könnten, denn der Stein wird angezogen, wo Gold ist.

Früher glaubte ich nicht, daß ganz unscheinbare mit einer Kruste versehene basaltartige Steine, die mir vorgezeigt

wurden, wirkliche Aërolithen seien, allein später sah ich sie selbst bei hellem Tage zur Erde fallen und zwar auf einem Vorplatz (tereiro) und durch ein Ziegeldach einen andern schlagen, der dann so tief schlug, daß er aus der Erde gegraben werden mußte. Beide Steine waren rundlich, mit grauer, verwitterter Kruste versehen, basaltartig und polarisch magnetisch. Dies war in Campos Geraes, in der Nähe von Ponta Grossa, wo keine Steine vorkommen als grauliegende Kohlensandsteine. Vor einigen Jahren fielen Meteore in der Nähe von St. Paulo von außerordentlicher Größe.

Weiter habe ich darauf aufmerksam zu machen, daß, wenn man in den Grabhügeln in Europa Bernstein als Schmuck zubereitet findet, hier in Brasilien eben solche Schmucksachen von einem Harze vorkommen, welches oft 8 bis 10 Fuß oder mehr in der Erde in Nestern sich zeigt, und demjenigen gleicht, welches in den Sambaquis und Erdsepulturas oft noch roh, oft aber auch verarbeitet zu Tage kommt. Es ist dies das Harz des Jatahy Baumei (Hymenaea stilbocarpa, Hayne), das Gummi animae der Engländer, copalähnlich, hell und durchsichtig. Die Ureinwohner tragen heute noch lange Zapfen dieses Harzes in den Lippen, Ohren und Nasen. In den Sambaquis wie in den Erdhügeln finden sich runde Knollen von rother Erde oder Bolus, eisenschichtige Thonerde, wie sie die Eingeborenen heute noch zum Rothfärben ihrer Haut und ihrer Thongefäße gebrauchen. Ebenso Krystallstücke ohne besondere Form, roh, sodann oft viel Rohmaterial zu Geräthen von Stein. In den von Austern aufgeführten Hügeln finden sich oft ausgezeichnet große Exemplare von Ostrea cochlearia, Ostrea gigantea etc.

Endlich was das Vorkommen von Thongefäßen anbetrifft, ist nicht viel zu sagen, da dieselben vielleicht schon zerbrochen in das Grab gelegt wurden. Ganze Gefäße sind selten aus den Gräbern erhalten worden. Sie sind zu-

Steinwaffen aus den Sambaquis.

meist schwarz, andere sind roth, meist platt ohne Verzierung, jedoch einige mit eingeritzten Punkten und aufgemalten Rautenzeichnungen. Ihre Form ist sehr bauchig, nach unten sehr spitz zulaufend, so daß sie fast keinen Boden haben. Sie müssen sehr schlecht gebrannt gewesen sein, denn sie zeigen sich so mürbe, daß sie sehr leicht in der Hand zerbröckeln.

Anders sind die großen Graburnen, welche den ganzen Körper eines Verstorbenen aufnahmen. Sie sind in der Regel drei Fuß hoch und eben so weit, die Oeffnung ist bis zwei Fuß weit, kurzer Hals mit Deckel; das ganze Gehäuse ist fast kugelig, außen schön roth mit dunkleren rothen Linien, oder fleischroth mit rothen Linien, auch oft mit eingeritzten Linien in Trapezform versehen. Diese Gefäße oder Talhias scheinen mir nicht so alt zu sein wie die in den Sambaquis, wenngleich auch sie sehr alt sind. In der Stadt Hicirica an der Ribeira, wo ich selbst solche Talhias ausgraben ließ, versicherte man mich, daß man einen aus Thon geformten langen Sarg mit Knochen und einigen Zierrathen nebst Pfeilspitzen und Keule gefunden habe, sie sind aber vollends zerschlagen und die Knochen in den Fluß geworfen worden.

In den Kalkhöhlen fand ich ebenfalls zwei schöne Aschentöpfe mit Knochen und Steingeräthen ꝛc.

Uebrigens haben alle Eingeborenen solche große Talhias, welche ihnen zur Bereitung und Aufbewahrung ihrer berauschenden Getränke dienen. Verlassen sie den Platz, so graben sie diese in die Erde, bis man sie zufällig findet. Form und Farbe sind ganz dieselben wie die der obigen.

Uralte Grabhügel in dem Innern von Brasilien.

Die Küste Brasiliens giebt uns Kunde von einem Urvolke, das sich nur aus Conchylienschalen Monumente setzte, die sich theilweise bis auf unsere Zeiten erhalten haben und ewig erhalten würden, wenn nicht der Alles zerstörende Mensch seine Hand daran legte, um Kalk daraus zu bren-

nen. Ein Aequivalent dafür, wenngleich minder interessant im Material als das der Sambaquis, findet man in großer Anzahl im Innern des Landes, auf Campos und in Urwäldern versteckt.

Wie mir scheint, hat keiner der Reisenden diesen Tumuli seine Aufmerksamkeit geschenkt. Es ist auch nicht leicht, sie als solche zu erkennen, da sich oft unzählige kleine Hügel in den Campos befinden, welche von Ameisen herrühren, während diejenigen, die sich in den Wäldern finden, meist mit Urwald bedeckt sind. Wer sie nicht in den Campos genau untersuchte und erkannt hat, wird sie schwerlich in den Wäldern finden.

Auch diese Tumuli, oder hier Sepulturas velhas, also alte Gräber, genannt, sind den jetzt lebenden Ureinwohnern als einem alten Volke angehörend bekannt. Die Ingraeck-nnugs und Tocupitototas, wie sie sich selbst nennen, Tapuyas, wie sie von den anderen genannt werden, oder Botocudos und Tapua Guaytaca, wie sie der Brasilianer heißt, geben diesen Hügeln den Namen Ingtotoá; sonst haben sie die schon erwähnten Namen Igasabas in der Tupisprache, Iby-coara-qua-ymy-oti in der Sprache der Guactacas, Cammatschiotin in der der Chezentes; Puris und Arawakis nennen sie Ijahy-abanabatin, wie schon bei den Sambaquis bemerkt wurde.

Man könnte sie auch in drei verschiedene Arten eintheiten: in Steinhügel, in Erdhügel und in solche, welche gemischt aus Steinen und Erde zusammengesetzt sind. Alle drei Arten sind sich übrigens in ihrer Construction im Allgemeinen gleich, d. h. in äußerer Form, Verschiedenheit der Größe und dem Inhalt von menschlichen Knochen und Steingeräthen, Zierrathen ganz wie diejenigen der Sambaquis.

Die Höhe dieser Hügel ist oft ebenso außerordentlich, wie die der Sambaquis. In der Provinz Parana, District Quarapuava, befindet sich der dort weit gesehene Sepultura velha auf dem Campos, welcher 60 Palmas hoch ist und 1710 Palmas Umfang hat. Auf den Campos von Vailony befinden sich drei Hügel, wovon einer über 60 Palmas Höhe hat, woran man zweifeln würde, wenn nicht der sehr bezeichnende Graben seinen Fuß umgeben würde. Er ist mit Hochwald besetzt, deshalb konnte ich seinen Umfang nicht messen. In Quarapouoa, bei den Luranjeiras Canto gallo genannt, befinden sich mehrere solcher Hügel, wovon einer ebenfalls sehr hoch ist. Diesen untersuchte ich, d. h. ich ließ einen Stollen auf der Basis eingraben, um zu seinem Inhalte zu kommen. Einen andern auf dem Piniencampos gruben wir aus. Auf den Campos von Palmos und Buqoemorto finden sich mehr als ich je in den nördlicheren Gegenden gesehen habe. In der Provinz St. Catharina in dem Rio Negro bei den Kalkhöhlen finden sich zwei sehr große Hügel, nebst drei kleineren, wovon ich einen öffnete. Sie sind vertreten auf den Campos Geraes bei Ponta grossa, an der Straße nach Quarapuava bei Postinho am Flusse Tybazy, bei den Campos bei Fortalez, auf der Serra St. Juao, auf der Facenda do Sur Antonio Albuquerque und an unzähligen anderen Orten.

Die Erdhügel sind die allgemeineren. In ihnen findet man zwar Knochen, aber in einem Zustande, der sie nur an Ort und Stelle an ihrer Form und weißen Farbe genau erkennen läßt. Bei ihnen liegen Pfeilspitzen von Feuerstein, Beilsteine, Keulen und allerlei Steingeräthe, Feuerstein, Krystallstücke und Scherben von schlecht gebrannten Thongefäßen wie in den Sambaquis.

Auffallend erscheint, daß die Erde des Hügels eine andere ist, als die des Untergrundes. Die darauf wuchernde Pflanzenwelt mit ihren Riesen hat die Hügel oft aus ihrer Kegelform gebracht, sie abgeplattet. Bei kleineren Grabhügeln dieser Gattung, welche sich allein zur Untersuchung aus ökonomischen Gründen eignen, fand ich hier und da einen Kreis von größeren Steinen um das Skelett, oft aber auch ein längliches Viereck von denselben. Auch diese Steine sind nicht aus unmittelbarer Nähe herbeigebracht. Eine andere Gattung von Grabhügeln giebt es, jedoch seltener, welche eine Pyramide von Steinen über dem Skelette haben, sonst aber hoch mit Erde bedeckt sind. Die dritte Gattung ist ganz von Steinen aufgebaut und zwar, wie ich immer constatirte, sind die Steine nicht in der unmittelbaren Nähe geholt. Der Inhalt aller dieser ist stets derselbe. Die meisten dieser Hügel sind 10 bis 20 Fuß hoch und entsprechend in ihrem Durchmesser der Höhe, 30 bis 60 Fuß; andere sind weit höher.

Es befinden sich auf einer Fazenda des Hrn. Francisco de Paulo Alfonso, fünf Leguas von St. Paulo, fünf Steinhügel, welche ganz aus Itacolumitquarz von runder Form, jeder von 10 bis 15 Pfund schwer, aufgebaut sind. Sie liegen in einem engen Thale an dem untern Jugnyryflusse. Aus einem besitze ich schon eine große runde Reibplatte von Schiefer mit eingesprengten Quarzkrystallen, nebst einem Reiber. Eine Keule von demselben Mineral erhielt ich aus einem Hügel bei St. Paulo, der Ziegelfabrik von Dr. Joao Ribeiro da Silva.

Wer in Deutschland Hünengräber geöffnet hat, weiß sehr gut, was solche Arbeiten kosten; hier rechne man das Doppelte und Dreifache.

Wie schon bemerkt, alle diese Hügel sind mit einem 4 bis 6 Fuß breiten Graben umgeben, der sich trotz Zeit und Waldbewuchs fast immer noch erkennen läßt.

Wo ich die meisten dergleichen Hügel beobachtete, ohne einen einzigen öffnen zu können, das war auf den sandigen und sumpfigen Hochebenen von Mato Grosso bei Camapuan, St. Rosa, Cochim und der Hochebene, wo außerdem das Verweilen Gefahr bringt, weil dort Bugerhorden herumschweifen und Fieber herrschen.

Die Tumuli in Europa, deren ich viele eröffnete und beschrieb und von denen sich einige meiner Gypsmodelle in der königl. Staatsbibliothek in Stuttgart befinden, gleichen theilweise hier existirenden ganz und gar. Der Gesichtswinkel der in diesen Stein- oder Erdhügeln so seltenen Schädel ist dem gleich, welcher an den Schädeln in den Sambaquis und zum Theil in den Kalkhöhlen gefunden wurde, nämlich 65 bis 66 Grad nach Owen's Methode.

Soviel über diese uralten Grabhügel, welche so alt sein dürften, wie die Sambaquis, und von demselben Volke errichtet zu sein scheinen.

Die brasilianischen Kalkhöhlen und ihr Knocheninhalt.

Im südlichen Brasilien in der Richtung von S. nach N. N. W. und W., in den Provinzen Parana und Sta. Catharina, ziehen sich über dem Hochlande die Urkalk-, Uebergangskalk- und Kohlenkalkgebirge in der Nähe des Flusses Ivahy gegen den Paranastrom hin und lassen links die Trappebenen von Quarapuava und rechts die Serra von Apucarana mit ihren Basaltgesteinen liegen, an deren Fuß die Flüsse Tybagy und Paranapanema vorbeifließen. Von dort ziehen sie sich jenseits des Paranaflusses bis zur Grenze von Paraguay; weiter treten an der Serra Maracaju vereinzelte Kalkberge zu Tage und dehnen sich bis über die Ebenen des Chaco aus, wo der Uebergangskalk nach und nach verschwindet.

Eine zweite Linie dehnt sich von den Bergen der Bahia da Paranagua über Apiahy und der Serra Itapirapuam links von dem Flusse Ivahy bis zum Parana aus, vereinigt sich dort mit dem Gebirge von Maracaju und erstreckt sich bis zum Flusse Paraguay.

Beide Gebirgslinien enthalten überall in ihren Kalkformationen eine große Anzahl Höhlen, die, den schon beschriebenen Gräbern gleichend, menschliche Knochen, Steinwaffen, Geräthschaften ꝛc. in sich einschließen; die letztere der beiden Gebirgslinien weist auch einen Reichthum an Bleierzen von außerordentlicher Ausdehnung auf, welche ich entdeckte.

Ebenso finden sich in den Provinzen Sao Paulo und Parana noch eine Menge dieser Höhlen in den Uebergangs- und Kohlenkalkablagerungen. Hier kommt auch Urkalk als Marmor vor, in dem ich aber niemals eine solche Höhle bemerkt habe. Noch zahlreicher sind die Kalkhöhlen in der Provinz Minas geraes, wo bei der Lagoa Santa Dr. Lund vor Jahren eine reiche Ausbeute an urweltlichen Thier- und Menschenknochen machte, die er als unbestreitbar fossil erklärte (?). Außer diesen Knochenresten zog er aus den Salpeterhöhlen der Lagoa santa Steinkeulen, Beile sowie Steinscheiben hervor, die, wie er selbst erklärte, zu Reibschalen gedient haben. Sie bestanden aus Amphibolit, dichten Trappgesteinen, Dolerit oder Melaphyrbasalt ꝛc., also ganz denselben Bestandtheilen, aus denen die in den Sambaquis, Erd- und Steingräbern sowohl als auch in den Kalkhöhlen des Hochlandes enthaltenen Steinwaffen, Geräthschaften ꝛc. bestehen.

Fern liegt es mir, hier eine Beschreibung der weit über hundert zählenden Höhlen zu liefern, die ich in den verschiedensten Gegenden Südbrasiliens, an den Grenzen Paraguays und in den Provinzen Sta. Catharina, Parana, St. Paulo ꝛc. zu sehen und zu untersuchen Gelegenheit hatte. Hingegen will ich von wenigen darin enthaltenen menschlichen Gebeinen und von der Art und Weise, wie ich sie fand, genauen Bericht geben.

Oft findet man in den Oeffnungen dieser Höhlen einzelne Knochen unter Erde, Sand und Kalksteinen, oft aber sehr zahlreich in den äußersten Winkeln zerstreut. Mitunter sieht man, wie dies auch bei den Sambaquis der Fall war, von Steinen einen Kreis geformt, in dessen Mitte die Gebeine, oftmals zum Theil auch außerhalb desselben, liegen (da sie ohne Zweifel verschleppt wurden). Die Steinwaffen scheinen sich jedoch stets an ihrem ursprünglichen Platze erhalten zu haben und liegen zur Rechten und Linken des Skelettes. Thongeschirr, größtentheils von schwarzer, weniger von röthlicher Farbe, in verschiedener Form steht zu Füßen des Skelettes. Eine oder zwei flache Schalen von Thon gefertigt liegen zur Seite des Kopfes, ebenso eine Lanzen- und mehrere Pfeilspitzen. Selten sind in die Gefäße einige rautenförmige Zeichnungen eingekratzt und sind dann gewöhnlich mit rother Farbe breitere und feinere Linien ringsum die Gefäße gezogen. In der Nähe des Halses und der Arme der Skelette finden sich kleine runde durchbohrte Thonkugeln, die nicht selten mit farbigem Schmelz überzogen sind. Durchbohrte Steine verschiedener Art bis zu einem Zoll groß, von runder oder ovaler Form, finden sich seltener. So entdeckte ich unter verschiedenen solcher Steine einen Carneol; derselbe ist zwei Zoll lang und einen halben Zoll stark und in der Mitte durchbohrt. Einen ähnlichen, etwas längern, zeigte mir der Herr Baron von Antonina. Wie diese Menschen ehemals einen solchen Stein durchbohren konnten, ist merkwürdig, da wir bis jetzt nur Diamanten dazu verwenden können.

Außer den menschlichen Knochenresten finden sich gewöhnlich noch einige Thierknochen vor (meistens vom Tapirus americanus), deren Fleisch jedenfalls als Speise „für die Reise des Todten“ bestimmt war.

Anderen Knochenreste von in diese Höhlen geflüchteten oder geschleppten Thieren als Jagd- und Raubthieren von minder hohem Alter begegnet man sehr häufig.

Seltener trifft man monströse Talhas, Graburnen, eine Art thönerner Töpfe mit Deckel und einem menschlichen Skelette sammt den Steinwaffen und Geräthe darin. Sie sind 3 bis $3^1/_2$ Fuß weit, 3 bis 4 Fuß hoch, sehr bauchig geformt, haben einen kurzen Hals und unbedeutenden Fuß. Gebrannt sind sie aus rothem Thon, sauber gearbeitet, sehr stark in den Wandungen und mit Rautenzeichnungen und Strichen von rother Farbe versehen.

Die Bewohner des Städchens Xiririca an dem Ribeirafluße fanden vor Jahren einen länglichen Sarg von Thon gebrannt, der ein Skelett und Steinwaffen enthielt. Durch die Güte des Herrn Pater Gabriel in Xiririca erhielt ich von diesen Waffen ein Steinbeil und eine Steinkeule.

Schon im Jahre 1845 bekam ich in Rio de Janeiro einen Schädel, der entweder in einem Höhlen- oder Erdgrabe gefunden war, durch den Herrn Obersten von Sebollow mit der Bitte, denselben zu untersuchen. Dieser Schädel trug alle Zeichen eines fossilen Zustandes an sich. Der Gesichtswinkel desselben betrug nach Owen genau $65^1/_2$ Grad, nach Blumenbach 71 Grad. Später erfuhr ich, er sei in den Höhlen der Lagoa Santa gefunden.

Viele Versuche und Nachgrabungen auf etwaige fossile urweltliche Thierreste im Süden Brasiliens blieben bis jetzt erfolglos. Daß dies im Norden ebenso der Fall war, will ich nicht sagen, da dort das Vorhandensein urweltlicher Thierreste genügend bewiesen ist, was ich jetzt von Südbrasilien mit bester Ueberzeugung ebensowohl beweisen kann und hier bereits klar und deutlich dargelegt zu haben meine.

Aus Ostturkestan.

I.

R. K. Nachdem es den Chinesen gelungen ist, über die mannichfachen Rebellionen im eigentlichen China, und zuletzt über eine der planmäßigsten und anscheinend glücklichsten, die der Panthays in Jünnan, Herr zu werden, richten sie ihr Augenmerk darauf, auch wieder die entferntesten, in bösen Zeiten abgefallenen Glieder des Reiches der Mitte in ihre Gewalt zu bringen. Ihr Ziel ist jetzt vor allem die Unterwerfung des Emirs von Kaschgar — dieser Titel steht ihm jetzt kraft eines Firmans des Sultans zu —, welcher vor 12 Jahren als flüchtiger Glücksritter ins Land kam und mit Kraft und Energie geordnete Zustände herstellte, wo eben eine hundertjährige chinesische Herrschaft einem allgemeinen Aufstande Platz gemacht hatte. Dem Räuberunwesen wurde so kräftig gesteuert, daß dies centralasiatische Reich, was Sicherheit des Eigenthums anlangt, augenblicklich wohl die meisten europäischen Staaten in den Schatten stellt; der Handel hob sich; ein sehr ansehnliches Heer wurde gebildet, und immer weiter dehnte der Emir seine Eroberungen aus.

Nicht zufrieden mit Aksu und Turfan, Städten, welche von seiner Hauptstadt etwa so weit entfernt liegen, wie Rom von Berlin, griff er selbst Urumtschi und Manas nördlich vom Gebirge Katun, einer Fortsetzung des Thian schan, an, und kam so wieder mit seinen alten Feinden, den Chinesen, in Conflict.

Diese zeigen sich auch keineswegs müßig; nach den letzten Nachrichten ziehen sie in Barkul und Chamil große Truppenmassen zusammen und häufen dort Proviant in Menge auf; letzteres eine unumgängliche Maßregel, denn das Land selbst liefert dort wenig, abgesehen von den langen Wüstenstrecken, die zwischen Chamil und Turfan und auch weiterhin noch zu durchziehen sind.

So stehen uns denn von dort jedenfalls interessante Neuigkeiten bevor, welche durch die englisch-russische Rivalität für uns nur an Anziehungskraft gewinnen können. Mit Recht dürfen wir also unsere Augen vorzugsweise auf jene Gebiete richten; und es war ein glücklicher Umstand, daß sich gerade dort die Mitglieder der Forsyth'schen Gesandtschaft (vergl. „Globus" XXV, S. 282 und 298) befanden, sich frei im Lande bewegen konnten und recht interessante Berichte nach Hause sandten.

So unternahmen drei Mitglieder der Expedition, Oberst Gordon, der leider seitdem verstorbene österreichische Geolog Dr. Stoliczka und Capitän Trotter, unser Berichterstatter, mit Erlaubniß des Emirs einen längern Ausflug gegen Norden, theils um der Jagdlust zu fröhnen, theils geographischer Entdeckungen halber. Der große Erfolg dieses Unternehmens besteht darin, daß dadurch das große englisch-indische trigonometrische System mit dem russischen in Verbindung gebracht wurde, und beide nun etwa 10 deutsche Meilen über einander übergreifen. Freilich hatten die Behörden einige Furcht vor dem vielleicht allzu großen Wissensdrange der Fremdlinge, und bestanden darauf, daß diese als Gäste des Emirs sich ganz auf die Gastfreundschaft der Einwohner verlassen sollten, anstatt eigene Zelte, Lastthiere u. s. w. mitzunehmen. Die Engländer mußten nachgeben, waren aber dadurch in ihren Bewegungen sehr gehemmt und, anstatt über den Tschatyr-Kul an der russischen Grenze nach Osten zum Terekty-Paß vordringen zu können, mußten sie sich mit einem Blick auf jenen hochgelegenen Gebirgssee begnügen und dann denselben Weg zurückmachen.

Am letzten Tage des Jahres 1873 verließen sie mit sechs Pferden und wenig Gepäck ihre bequemen Quartiere in Jangischähr (Neustadt) und ritten unter der Ostmauer der $5\frac{1}{2}$ englische Meilen entfernten Altstadt Kaschgar hin. Diese ist kleiner als Jarkend und mißt 3 englische Meilen im Umfang, hat einen großen Erdwall von 20 bis 40 Fuß Höhe und beträchtlicher Stärke, und ist mit vielen, viereckigen Thürmen versehen. Dann führte eine gute hölzerne Brücke über den nördlichen Arm des Kisil Su oder Kaschgar-Flusses, welcher sich mit dem südlich der Stadt fließenden etwa $2\frac{1}{2}$ Miles südöstlich derselben vereint. Zu dieser Jahreszeit enthielten beide Arme nur wenig Wasser und waren fast ganz zugefroren. Weiter zog man vier englische Meilen zwischen Gartenmauern aus Lehm hin, dann über eine steinige, langsam ansteigende Ebene und durch das enge Thal des Artysch in die gleichnamige Ebene, einen fruchtbaren und mit Ansiedelungen bedeckten Strich Landes. Nun ging die bisher nördliche Richtung in eine westliche über, und blieb es auch noch am nächsten Morgen die erste Strecke von dem Nachtquartier Besak an. Rings um diesen Ort dehnt sich fruchtbares, reich bewässertes Land aus, welches seine Cultur dem Toyänd-Flusse verdankt. Derselbe entspringt am Passe Turgat (Tur-Agat, Turugart bei Fedtschenko) und theilt sich beim Eintritt in die Artyschebene in zwei Arme, deren einer fast genau nach Osten fließender zur Bewässerung verwendet wird, während der andere nach Südosten gehende in den Artysch-Fluß fällt, der seinerseits wieder vom Passe Terek-Dawan herkommt.

Schon diese wenigen Angaben setzen uns in den Stand, bedeutende Verbesserungen in der neuesten Karte jener Gegenden (Petermann's Mittheilungen 1874, Tafel 11) anzubringen.

Beim Betreten des hier etwa zwei Meilen breiten Toyandthales betraten die Engländer das Thian-schan-Gebirge. Zur Linken erhoben sich die schroffen, zerrissenen Spitzen des Mingyolgebirges, welches in dem Panorama von Kaschgar einen hervorragenden Punkt bildet und von dort aus gesehen wie ein einzelner Pic erscheint, während es in Wahrheit nur das Ende einer fast ostwestlich ziehenden Kette ist. Das Interesse, welches sie darbietet, wird dadurch erhöht, daß sie in dem Winkel liegt, den der Thian schan mit dem von Fedtschenko berührten Alai- und dem Pamirplateau bildet.

Weiterhin wurde noch eine zweite, niedrigere, der ersten parallele Kette mit einigen Schneegipfeln sichtbar.

Nach einem Marsche von 20 Meilen, auf dem man das ehemalige chinesische Fort Tessek Tasch und das Dorf Tapu berührte, wurde bei Tschung-Terek (d. i. große Silberpappel), einem sehr anmuthig gelegenen Kirgisendorfe, das Lager aufgeschlagen.

Am dritten Tage verengte sich das Thal plötzlich zu einer Schlucht, welche von schroffen Bergen überragt war, deren höchster etwa 2700 Fuß über die Thalsohle emporstieg.

Während des ganzen, 21 Miles langen Tagemarsches bis zum Tschakmak-Fort stieg der Weg langsam, aber stetig.

Die ganze Straße ist selbst im Winter für beladene Kameele passirbar; auf die 80 Miles von der Artyschebene (5300 Fuß engl.) bis zum Turgatpasse (12,800 Fuß) steigt sie 7500 Fuß, also etwa 100 Fuß auf die Mile. Auch sonst ist sie in gutem Zustande und bietet nur bei den Stromübergängen Schwierigkeiten dar.

Jene oben erwähnte Schlucht ist etwa zwanzig Miles lang und durch zwei Forts geschützt, zuerst etwa 10 Miles von ihrem untern Ende durch Mirza Terek oder Paß Kurgan (d. i. das untere Fort), welches die ganze etwa 250 Yards betragende Thalbreite einnimmt und die Straße weithin beherrscht, während beiderseits die Felsen hier, wie in Tschakmak, so steil aufsteigen, daß sich darin kein menschliches Wesen beim Angriffe festsetzen kann.

Tschakmak ist ebenfalls von Natur und durch Kunst so fest, das es, gut besetzt und befehligt, fast uneinnehmbar erscheint und daß jedenfalls hier eine große Armee durch eine Handvoll entschlossener Leute tagelang aufgehalten werden kann. Das ist aber das einzige Hinderniß auf der ganzen Straße, die überdies überall Weide darbietet, namentlich unmittelbar am Fuße des Turgatpasses, wo die Engländer mehrere Hundert Pferde weiden sahen, welche Kara-Kirgisen von Almaty (Wernoje), russischen Unterthanen, gehörten; diese zahlen dem Emir für diese Benutzung seines Gebietes Tribut. Holz ist dagegen selten.

Ein paar Meilen nördlich von Tschakmak theilt sich der Weg: links führt ein für Reiter unbenutzbarer Pfad in nordwestlicher Richtung in zwei Tagen zum Suyokpasse, während die Karawanenstraße nördlich zum 30 Miles entfernten Turgatpasse und weiter nach Wernoje geht.

Von Tschakmak aus brachte der Führer die Reisenden nur bis Balgam-baschi und suchte sie dann von weiterm Vordringen abzuhalten, indem er ihnen viel von der großen Kälte weiter oben erzählte. Aber den nächsten Tag drangen

sie doch 15 Miles weiter bis Turgat Bala vor und kamen bei vulcanischen Felsen vorbei zu einer Stelle, wo die viele hundert Fuß ansteigenden Thalwände sich unverkennbar als Krater eines erloschenen Vulcanes auswiesen.

Dadurch wurde Humboldt's Behauptung, daß sich im Thian schan vulcanische Spuren fänden, während die Russen, Säwerzoff z. B., es noch vor Kurzem leugneten, bestätigt.

Jetzt bekamen auch die Jagdliebhaber ihr Recht; sie ritten ein westliches Seitenthal hinauf, um auf Bergschafe (Ovis Poli, hier Guldscha genannt) Jagd zu machen, kamen auch zum Schusse, fehlten aber, da die heftige Kälte bei einer Meereshöhe von 13,000 Fuß sie am Gebrauche ihrer Extremitäten sehr hinderte. Kirgisische Soldaten des Emir, vortrefflich mit den kräftigen Bergpferden dieser Gegend beritten, begleiteten die Engländer. In Kriegszeiten sind dieselben vortreffliche Grenzwächter; im Frieden üben sie Pferd, Hand und Auge bei der Jagd auf jene Bergschafe und Steinböcke, welche sie in solcher Menge erlegen, daß der Emir einmal binnen wenigen Tagen nicht weniger als 100 Stück dieser Wildgattung an die Armen von Kaschgar vertheilen konnte. Auch den Engländern wurden ein paar Exemplare zu Theil, deren Felle und Hörner mit nach Europa wandern sollen.

Auch am folgenden Tage wurde eine Jagd zu Pferde veranstaltet, wobei aber nur die Kirgisen etwas erbeuteten. Am Abend machte Trotter eine Breitenbeobachtung, zu der er aber nur wenig Zeit verwendete, da ein bitter kalter Wind blies und der Thermometer 10° unter Null (Fahrenheit) stand. In der Nacht sank er sogar bis 26°, und dabei mußten die Pferdeknechte unter freiem Himmel campiren, was sie nicht abhielt, allmorgendlich lange Gebete herzusagen.

Am nächsten Tage erreichte die Gesellschaft ihren nördlichsten Punkt, den Tschatyr Kul, von wo sie wieder in dasselbe Lager zurückkehrte. Früh am Morgen wurde aufgebrochen und die 13 Miles bis zum Passe zurückgelegt, durchweg ein mäßiger Anstieg in einem offenen Thale, die letzte Mile ausgenommen, während deren die Straße um etwa 400 Fuß sich hebt. Das Wetter war schön und gestattete genaue Höhenbeobachtungen, nach denen der Turgatpaß 12,800 Fuß hoch ist. Während noch das Wasser im Instrumente kochte, erschien plötzlich ein einzelner Reiter auf der Höhe, ein „Rus", wie die turkestanischen Begleiter erklärten. So weit haben also die Russen in aller Stille ihre Grenze vorgerückt, während noch im Jahre 1873 nach Oberst Weniukoff's eigenen Worten ihr äußerster Vorposten in der Richtung nach Kaschgar hin die etwa 80 Miles nordwestlicher gelegene Narynfeste war.

Als die Paßhöhe erreicht war, kam der See keineswegs, wie die Engländer erwartet hatten, in Sicht; sondern sie mußten erst etwa 3 Miles in nördlicher Richtung auf einem Bergkamme entlang reiten, ehe sich ihnen mit einem Schlage die Aussicht auf den See und die dahinter liegenden Tasch-Robat-Berge eröffnete. Der Anblick war herrlich und wurde alsbald von Gordon auf dem Papier fixirt; aber die 1500 Fuß an das Seeufer hinabzusteigen, wurde ihnen nicht ermöglicht: es war ihnen untersagt worden, die Grenze zu überschreiten, und der sie begleitende Beamte wußte nicht, ob der See dem Emir oder dem Zaren gehörte. Ein einziger Reiter unten im Thale war sichtbar; sonst war Alles öde und leer, im scharfen Gegensatz zum Südabhange des Passes, wo große Pferdeherden grasten.

Von oben gesehen ließen sich deutlich zwei Bergketten unterscheiden, der Turgat diesseits und der Tasch Robat jenseits des Sees, beide zum Systeme des Thian schan gehörig, welcher sich gegen Westen in lauter kleinere Kämme aufzulösen scheint, von denen keiner als Haupterhebung betrachtet werden kann. Deswegen läßt sich hier auch die Wasserscheide und die Grenze zwischen Rußland und Osttnrkestan (jetzt von den Einheimischen wie den Engländern Djetyschähr, Jedischahr, d. i. Land der sieben Städte, Heptapolis, genannt) schwer bestimmen.

Denn Rußland beansprucht nach dem Pekinger Vertrage von 1860 das ganze Thian-schan-Gebirge. Der Emir machte dem gegenüber freilich geltend, daß jener Vertrag für ihn durchaus nicht bindend sei, was ihm wenig half. Rußland, welches immerhin mit ihm in Unterhandlungen trat, erkannte ihn nicht officiell an und löste die Grenzfrage, wie wir gesehen haben, kurz und bündig durch Occupation des streitigen Gebiets.

Der See selbst, welcher nur kleine Zuflüsse, aber keinen Abfluß hat, würde nach Trotter's Ansicht die richtige Grenze abgeben. Denn der westlich von ihm entspringende Arpa sei, als dem Naryn und Syr Darja tributär, rechtmäßig russisches Eigenthum, während der östlich vom Tschatyr Kul fließende Aksai als Zufluß des im Lop Nor endenden Tarim eigentlich dem Emir eigene. Die Grenze müsse also vom Suyokpasse zum Turgatpasse durch den Tschatyr Kul und längs der Tasch-Robat-Kette verlaufen. Aber auf Fedtschenko's Karte ist das Thal des Aksai schon als russisch bezeichnet, und das heißt nichts Anderes, als daß der weiße Zar auch in Ostturkestan schon Fuß gefaßt hat.

Gern hätten die Engländer ihre Reise nach Osten oder Westen in das Hochgebirge hinein fortgesetzt; nur wenige Meilen westlich vom Passe steigt ein Gipfel bis zu 15,000 Fuß an und dahinter waren andere, die um einige tausend Fuß höher waren, sichtbar. Aber die Beamten des Emir waren der Ansicht, daß die Fremden nun genug gesehen hätten, und es Zeit sei zur Umkehr. So ritten sie denn schweren Herzens auf demselben Wege zurück, immerhin mit der gehabten Ausbeute zufrieden.

Verminderung der Polynesier in der Südsee.

Die Zahl der braunhäutigen Menschen auf den Inseln der Südsee, der Polynesier, nimmt bekanntlich reißend schnell ab, während das mit den Schwarzhäutigen, den Melanesiern, in weit geringerm Grade der Fall ist; diese haben mehr Widerstandsfähigkeit gegenüber den Einflüssen, welche sie von Seiten weißer Menschen erfahren.

Unsere Civilisation, welche wir zu Racen bringen, die von der Natur ganz anders geschaffen worden sind als wir, und die wir ihnen aufdringen, hat ihre großen Schattenseiten und wirkt vielfach geradezu vernichtend auf die Eingeborenen. Entlaufene Matrosen, namentlich solche von den Walfischfahrern, haben auf manchen Eilanden Laster und Krankheiten der schlimmsten Art eingebürgert, die Häuptlinge zu Kriegen aufgestachelt und der Barbarei Vorschub geleistet. Menschen-

raub und Sklavenhandel ist bis heute an der Tagesordnung; rohe Schiffsführer verüben Gewaltthaten schnödester Art und entsittlichen die Insulaner durch Branntwein. Die Missionäre, deren so manche in wohlgemeintem Eifer ihr Leben in die Schanze schlugen, machen dem Menschenopfer, dem Cannibalismus und dem Götzendienst allerdings ein Ende; aber sie lehren Dogmen, zu deren Verständniß und Bewältigung die geistigen und seelischen Anlagen nicht ausreichen. Durch ganz unvermittelte Uebergänge von dem Althergebrachten zu völlig Neuem, das gar nicht oder nur mangelhaft begriffen werden kann, und in welches viel von den bis dahin geltenden Vorstellungen hinein getragen wird, kommt Unruhe und Ungewißheit in die Köpfe dieser Menschen; sie sind außer Stande, so vielerlei Neues zu packen, es macht sie in ihrem Innern unsicher, und sie verlieren ihr psychisches Gleichgewicht. Und das ist um so mehr der Fall, da Sendboten verschiedener Bekenntnisse ihren leidigen, unfruchtbaren und sehr schädlichen Zwiespalt auch in die Südsee übertragen haben und durch gegenseitige Befehdung die Gemüther der soeben erst dem Heidenthum Entrissenen in schwerer Weise beirren. Ist es ja doch keine vereinzelt stehende Thatsache, daß braune Katholiken und braune Protestanten auf einer und derselben Insel sich des „wahren Glaubens“ halber mit den Waffen befehdet haben, z. B. über die unbefleckte Empfängniß der Jungfrau Maria!

Im Vergleiche zu den Weißen sind alle diese Melanesier und Polynesier, bei sehr verschiedener Anlage und Begabung, ein passiver Menschenschlag. Der Europäer oder Nordamerikaner tritt überall wohin er kommt als Gebieter auf und die Oberherrschaft fällt ihm, in Folge seiner natürlichen Ueberlegenheit, ganz von selber zu. Anfangs sperrt sich wohl der Insulaner und versucht Widerstand zu leisten, aber sehr bald fühlt er sich ohnmächtig gegenüber den höher civilisirten Fremden, die ihre ethnische und geschichtliche Ueberlegenheit, ihr Racenelement dem seinigen gegenüber allemal, im Guten wie im Schlimmen, zur Geltung bringen. Sie erringen Herrschaft und Gewalt, der Insulaner wird geknickt; seine Berührung mit den Weißen wird für ihn geradezu verhängnißvoll; sie wirkt auf ihn zersetzend und auflösend, ähnlich wie bei den Wald- und Prairie-Indianern Nordamerikas.

Der letzte Tasmanier ist vor ein paar Jahren zu seinen Vätern heimgegangen; auf dem Festlande Australien ist von vielen Horden kaum der Name übrig geblieben; auf Neuseeland zählt man kaum noch funfzigtausend Maoris und ihre Zahl nimmt rasch ab; auf den Sandwichsinseln sind die Kanakas seit Cook, also in jetzt gerade einhundert Jahren, um mehr als vier Fünftel zusammengeschmolzen und auf den Gesellschaftsinseln ist Aehnliches der Fall gewesen. Dieser Proceß des Aussterbens nimmt seinen Fortgang und er thut es um so rascher, je stärker, in Folge der Ausbreitung des Handelsverkehrs, der Andrang der Weißen wird. Dieser hat aber kaum erst begonnen, er wird in Folge der Ausdehnung des Handelsverkehrs und der Schifffahrt mit jedem Jahre stärker, und man braucht kein Prophet zu sein, um mit Bestimmtheit zu behaupten, daß alle diese Polynesier rettungslos dem Untergange geweiht sind. Alle Bemühungen dem Verlaufe der Dinge Stillstand zu gebieten, würden vergeblich sein; das Verhängniß läßt sich nicht abwenden; „*es steht geschrieben*“, wie die fatalistischen Mohammedaner sagen würden.

Aus dem Contacte der verschiedenen Racen entsteht ein *Mischlingsgeschlecht*, das mit allen den Mängeln der Halbschlächtigkeit behaftet ist. Die Natur hat die Blendlinge, welche das Product einer Blutmischung ganz verschiedener Racen sind, höchst ungern. Sie gestattet die Vervielfältigung solcher Mischlinge aus diesen selbst heraus erst mit Widerwillen, bis sie ihnen endlich, zumeist schon in der vierten Generation, die Zeugungs- und Säugungsfähigkeit entzieht. Es giebt keinen Mulatten fünfter Generation; Mischlinge, die nicht aussterben wollen, müssen sich Zufluß von Blut aus den reinen Typen, den nicht hybriden Schlägen holen. In der Südsee aber nehmen die Dinge einen solchen Verlauf, daß der weiße Mensch auch die Blendlinge dort zersetzt. Das braune Element, der Mischling sowohl wie der Urschlag, ist im Abzuge, und es ist sehr die Frage, ob nicht schon zu Ende des nächsten Jahrhunderts der letzte Polynesier verschwunden sein wird. Alle verenden sie an der ihnen zugebrachten europäischen Civilisation.

Schon die *bloße Berührung* der Polynesier mit den Weißen wirkt, wir wiederholen es, verhängnißvoll auf jene und sie thut es manchmal in geheimnißvoller, bis heute nicht erklärter Weise. Dafür liegen Beweise vor.

Ein Handelsschiff landet an einer bisher von weißen Leuten nie zuvor besuchten Insel. Das Schiffsvolk ist gesund, der Capitän sorgt dafür, daß kein Branntwein an die Insulaner verabfolgt wird. Er vertauscht gegen Cocosnüsse, Hühner ꝛc. Angelhaken, Beile und andere denselben neue und nützliche Werkzeuge, deren Gebrauch er ihnen zeigt; sie sind glücklich darüber, der Verkehr bleibt ein freundlicher von Anfang bis zu Ende, Vermischung findet nicht statt; und der Capitän verspricht, gelegentlich wieder zu kommen.

Er hält sein Wort und landet im folgenden Jahre wieder bei der Insel. Wie findet er die Zustände dort? Die Eingeborenen waren glücklich, sie freueten sich an den Beilen und den Angelhaken, an den bunten Tüchern und Glasperlen. Aber einige Monate nach dem Absegeln der weißen Leute waren auf dem Eilande *bisher unbekannte* Krankheiten ausgebrochen, die von keiner Ansteckung herrühren konnten; auch war eine gedrückte und trübe Stimmung in die braunen Leute gekommen; viele husteten und hatten die Lungenschwindsucht, die so häufig, z. B. auch in Amerika, in Folge des Contactes auftritt. Diese Krankheit wirkt nicht minder verderblich wie die Blattern, und trägt wesentlich dazu bei, daß die Volksmenge sich so reißend vermindert.

Wir lesen jetzt eben wieder einen Beweis dafür. In den Bülletins der Pariser anthropologischen Gesellschaft (Januar-Februar 1874, S. 103) finden wir eine Notiz, die uns zu den vorstehenden Betrachtungen veranlaßt.

Von Tahiti (Otaheiti) aus haben die Franzosen auch die Tuamotugruppe in Besitz genommen. Die meisten dieser „gefährlichen“ Koralleneilande sind bewohnt. Südöstlich von denselben liegen die gleichfalls von den Franzosen beanspruchten *Gambierinseln*, deren größte *Mangarewa* ist. Dieselben sind deshalb von einigem Belange, weil zwischen Tahiti und der Küste von Chile nur auf ihnen und auf der Pitcairn-Insel gutes Trinkwasser gefunden wird. Sie sind von einem Arzte, Dr. *Leborgne*, besucht worden, der genaue Forschungen über die *Abnahme* der Bevölkerung angestellt hat.

Im Jahr 1838 hatten die dortigen Missionäre aus Frankreich eine Ladung Bekleidungsstücke (Decken ꝛc.) zur Vertheilung unter den Insulanern erhalten und veranstalteten eine Volkszählung, welche 2141 Köpfe ergab. Dr. Leborgne fand 1871 nur noch 936, und demgemäß haben die Gambierinseln sich in 33 Jahren um 1205 Bewohner *vermindert*; also *um mehr als die Hälfte*. Der Arzt schreibt:

„Es ist wohl in Obacht zu nehmen, daß *für diese Verminderung keine nachweisbare Ursache vorliegt*. Hier kann man nicht, wie auf anderen Inseln, nachtheilige Wirkungen von Klima und Boden geltend machen, denn das

Klima ist entschieden gesund und ansteckende Krankheiten sind nicht vorgekommen. Von weißen Leuten sind seit 30 Jahren keine anderen dort, als drei Missionäre und zwei französische Ansiedler. Ansteckende Krankheiten, wie gesagt, Blattern und Syphilis kommen nicht vor; geistige Getränke eben so wenig; sie sind streng verboten. Heirathen sind häufig und oft sehr fruchtbar. Kurzum: alle Ursachen, aus welchen man die Entvölkerung Polynesiens zu erklären versucht, sind hier nicht vorhanden. Und doch verschwindet hier die Bevölkerung allmälig in Folge der Tuberculose."

Wir lesen nicht, ob die Lungenkrankheiten bei jenen Insulanern schon vor Ankunft der Missionäre auf den Gambierinseln vorhanden gewesen sind, möchten aber im Hinblick auf das, was wir von anderen Inselgruppen wissen annehmen, daß das nicht der Fall sei. Wir haben hier wieder dasselbe geheimnißvolle noch nicht erklärte Agens, welches eine Folge der Berührung mit den Weißen ist.

Aus allen Erdtheilen.

Georg Schweinfurth in den Oasen der libysch-ägyptischen Wüste.

Unser unermüdlicher Reisender, den ein unwiderstehlicher Zug immer und immer wieder nach Afrika treibt, hat über seine neueste Wanderung in einer Sitzung der British Association zu Belfast einen Vortrag gehalten. Er hob zuerst hervor, daß wir überhaupt von der libyschen Wüste im Westen des Nilthales nur dürftige Kunde haben, daß aber durch Dr. Nachtigal und Gerhard Rohlfs dieselbe einigermaßen vermehrt worden sei. Er selbst hatte es zunächst auf Erforschung der großen Oase El Chargeh (der äußern) abgesehen; die „innere", El Dachel, welche den Ausgangspunkt für Rohlfs' Expedition bildete, liegt von derselben drei Tagereisen nach Westen. Er erreichte den gleichnamigen Hauptort jener äußern Oase im Januar 1874 nach sechsthalb Tagereisen, 190 Kilometer südlich von Siwah. Ende Aprils ging er über Dschirdseh (Girgeh) an den Nil zurück.

Die Oase ist 120 Kilometer lang; sie gleicht dem Boden eines gigantischen Thales, dessen Breite beträchtlicher ist als jene des Nilthales an dessen breitester Stelle. Im Norden und Osten wird es begrenzt von Bergen, die vom libyschen Plateau auslaufen. Sie bestehen in der obern Lage aus harter, glänzender, rother Nummulitenkreide, in der untern aus blendend weißer Kreide. Die Oase bietet nicht ununterbrochen einen Anblick von grüner Oberfläche dar, sondern hat das bekannte Gelb, das von schwarzen und grünen Stellen unterbrochen wird, und diese, man kann sagen kleinen Inseln, bilden den anbaufähigen Theil des Landes mit Quellen und Teichen, an denen Akazien und Palmen auftreten, und urbar gemachten Feldern. Schweinfurth schilderte den angenehmen Eindruck, welchen die wellenförmigen Ebenen, die murmelnden Wasserläufe und die angebaueten Terrassen auf ihn gemacht haben.

Auf den zehn Inseln im Sandmeere wohnen etwa 5700 Menschen in Ortschaften beisammen, welche befestigt sind, weil man gegen Ueberfälle von Seiten tripolitanischer Horden auf der Hut sein muß. In Chargeh selbst sind die Häuser derart gebaut, daß sie völlig über die Straße hinüberreichen und dieselbe überdecken. Die Bewohner reden eine Sprache, die sich wenig von jener der heutigen Aegypter unterscheidet, sie haben aber sonst keine Gesichtsähnlichkeit mit diesen, sondern sind offenbar Ueberreste einer der vielen libyschen Stämme aus den „hieroglyphischen Berbervölkern" nördlicher Herkunft. Ihre Gesichtsfarbe ist sehr bleich, in Folge des Vorwaltens miasmatischer Fieber. Blatternimpfung ist sehr streng geboten. Die Gebräuche des Islam werden sehr lau beobachtet; von christlichen Ueberlieferungen ist keine Spur vorhanden.

Im Alterthume müssen diese Oasen in blühendem Zustande gewesen sein. Dafür zeugen fünf große Tempel (aus der Zeit etwa 500 Jahr vor der Zeitrechnung der Christen), sieben römische Castelle, Hunderte von Brunnen, die Nekropolis von Hibe, und viele andere Ueberbleibsel. Bei Dusch ist das Wohngebäude eines Commandanten aus Trajan's Zeit wohl erhalten, ebenso die christliche Nekropole von Hibe, deren Bauart von ägyptischen Mustern völlig abweicht und sich mehr dem römischen als dem griechischen Stile anschmiegt. Die Christen hier haben in den ersten fünf Jahrhunderten ihre Leichen einbalsamirt.

Die verschiedenen Inschriften an den Felsen sind aus einer Reihenfolge von Epochen und zeigen, wie langsam die äußeren Einflüsse auf die Oberfläche wirken. Heute werden 75 Brunnen benutzt, die alle aus dem hohen Alterthume stammen und von Zeit zu Zeit von Tauchern gereinigt werden. Neue Brunnen gräbt man nicht. In der Oase Dachel hat ein ägyptischer Ingenieur in 60 bis 100 Meter Tiefe Wasser gefunden und es unterliegt keinem Zweifel, daß man vermittelst artesischer Bohrungen den Anbau beträchtlich fördern könne. Schweinfurth glaubt nicht, daß dieses unterirdische Wasser mit dem Nil in Nubien Verbindung habe, mag aber selber keine Erklärung versuchen; er bemerkt nur, daß es sich in der Oase um Thermalquellen handele, da ihr Wasser wärmer ist als die mittlere Jahrestemperatur, also als die obere Schicht der Sahara.

Spuren von dem Bette eines Stromarmes, der aus dem ägyptischen Nil nach Westen hin geflossen sei, sind ebensowenig vorhanden wie die auf vielen Karten eingetragene Reihenfolge von Oasenthälern. Es ist übrigens auffallend, daß die Bezeichnung Bahr bela ma, d. h. Fluß ohne Wasser, sehr häufig als Localbenennung für Thaler und sandige Wadys vorkommt. — Der Boden der Oasenkette von Chargeh zeigt keine Spur von dem alluvialen Thonboden des Nilthales; in den Gewässern kommt kein Fisch vor, und aus den pflanzengeographischen Verhältnissen weist Schweinfurth nach, daß der Nil dort niemals geflossen hat. Aus der von ihm eingehend dargelegten geognostischen Gestaltung der durch ihn erforschten Gegend glaubt er folgern zu müssen, daß das unterirdische Wasser der Oasen so beträchtlich sei wie das eines Stromes vom ersten Range.

Die Bewässerung ist ganz und gar primitiv; man kennt weder Ziehbrunnen noch Räder; viel Wasser geht verloren, vieles wird auch salzhaltig durch irgend eine salzhaltige Erdschicht und in Folge dieses Salzes und des Flugsandes wird der Anbau benachtheiligt. Die Sandhügel rücken von Norden nach Süden immer weiter vor und bilden mit einer leichten Richtung nach Westen eine Art von Halbmond. Die größten solcher Sandhügel sind in Dachel; dort war es für die Kameele geradezu unmöglich über dieselben hinwegzukommen, und deshalb konnte Rohlfs nicht weiter vordringen, er mußte umkehren.

Man findet in Chargeh alle ägyptischen Culturpflanzen mit Ausnahme der Saubohne; Gerste und Reis gedeihen besonders gut; Hauptfrucht ist die Dattel; die Zahl der fruchttragenden Dattelbäume ist auf 80,000 Stück abgeschätzt worden, und die Regierung erhebt eine Abgabe von ihnen und von der bebaueten Bodenfläche. Eine sechzigjährige Dattelpalme, mit sechsfachen Verzweigungen großer Aeste, soll, wie man sagte, ihres Gleichen in der ganzen Welt nicht haben. Das Kameel kann

sich wegen der feuchten Sommermiasmen und der Insecten nicht eingewöhnen, aber Esel, Kühe, Büffel und Schafe kommen gut fort. Zur Fauna der Säugethiere gehören fünf Fleischfresser; die Zahl der Standvögel ist gering; Zugvögel erscheinen in Menge, doch keine Gänse und Enten, was sich aus der geringen Menge Wassers sehr leicht erklärt.

Alle Oasen in der östlichen libyschen Wüste haben dieselbe Flora; der von Schweinfurth erforschte Theil derselben ergab 225 Species, die sich vielleicht bei längeren Nachsuchungen um ein Viertel vermehren lassen; die Hälfte derselben steht im Zusammenhang mit dem Reisbau.

Aus Centralasien.

In Centralasien geht es unruhig zu. Seit einiger Zeit verlautete, daß von Seiten der chinesischen Regierung große Rüstungen getroffen worden seien, um den Emir von Kaschgar zu bekriegen und wo möglich Ostturkestan wieder zu erobern. Jetzt erfahren wir, daß sie in der That den energischen Jakub Kuschbegi mit Krieg überzogen hat. Aber der Sohn dieses Emir, der Kuli Beg heißt, ist dem Feinde entgegengerückt, hat die Chinesen aufs Haupt geschlagen und die wichtigen Städte Urumtsi und Manasse eingenommen. Dieselben liegen im Norden der Gelesna-Kette, östlich von dem russischen Bezirke Kuldscha, auf dessen Wiedererwerb es die Chinesen gleichfalls abgesehen haben. Nun schiebt sich das vom Sohne des Emir eroberte Gebiet zwischen hinein. Jakub Kuschbegi hatte, wie die Leser des „Globus" wissen, im vorigen Jahre eine Gesandtschaft nach Konstantinopel geschickt und der Sultan, als Oberherr aller sunnitischen Mohammedaner, verlieh ihm den Titel Emir, wodurch er zum legitimen Herrscher Ostturkestans wurde. Er bekennt sich offen als Vasall des Padischah der Osmanen, prägt türkische Münzen und hat auch die türkische Fahne angenommen. Seit Forsyth in Kaschgar mit ihm einen Freundschafts- und Handelsvertrag abgeschlossen hat, machen auch die indischen Blätter kein Hehl mehr daraus, daß der Emir Englands „Alliirter" sei.

Es wird nicht fehlen, daß die innerasiatischen Dinge demnächst wieder viel von sich reden machen werden, denn in Chokand und am Thian schan weit nach Osten hin hat sich mehr als eine Wetterwolke zusammengeballt. So kommt denn das vortreffliche Werk des russischen Obersten Weniukow: „Die russisch-asiatischen Grenzlande" (deutsche Uebersetzung, Leipzig, Verlag von F. W. Grunow) zu rechter Zeit. Sobald die letzte, vierte Lieferung mit einer Uebersichtskarte erschienen sein wird, unterlassen wir nicht, näher auf diese überaus werthvolle Arbeit einzugehen. Hier wollen wir nur eine Stelle hervorheben, in welcher Weniukow die Pläne und Bestrebungen der russischen Politik ganz offen darlegt: Er schildert die bisherigen Eroberungen und sagt: „Jetzt kommen die Steppen an die Reihe, welche von Turkmenen bewohnt werden. Dieselben werden ohne Zweifel bald zum russischen Reiche gehören und somit thun wir den letzten Schritt und verlegen unsere Grenzen unwillkürlich (— denn die Macht der historischen Nothwendigkeit ist mächtiger als der festeste Wille der einsichtsvollsten Leute —) bis an die Gebirge von Chorassan. Es ist sonst keine Möglichkeit, sich in dem Bezirke der verstocktesten aller Steppenbewohner Mittelasiens zu halten. Dasselbe Schicksal wird ohne allen Zweifel Chokand zu Theil, wenn es auch zur Zeit uns in dem halbabhängigen Zustande, in welchen es von 1868 bis 1869 ab versetzt wurde, nützlich ist. — Nöthigenfalls wird man in Mittelasien den Grundsatz: Theile und herrsche zur Anwendung bringen, um das neuentstandene kaschgarische Reich zu schwächen, dessen Herrscher, ein ehemaliger Unterthan des Chans von Chokand, von diesem nicht geliebt wird. Wenn sich die Mittelasiaten unter einander vernichten, so ist das für uns ein positiver Vortheil, sofern ihre Zusammenstöße nur nicht in unseren Ländern stattfinden und nicht direct unsern Handel schädigen."

Offener und deutlicher kann man sich nicht ausdrücken. Zu rechter Zeit kommt auch die vom k. k. geographischen Institut in Wien veröffentlichte „Generalkarte von Centralasien", bearbeitet nach den besten und neuesten russischen und englischen Quellen, 1873. Die zwölf Blätter sind sehr sauber gearbeitet und geben eine recht gute Uebersicht. Wir empfehlen dieselbe sehr gern, können aber nicht umhin, einen scharfen Tadel auszusprechen. Man hat in Wien beliebt, den Buchstaben nicht die Lautwerthe zu geben, welche sie bei uns haben. Man folgt vielmehr der russischen Schreibweise der Städte, Flüsse ꝛc. geradezu sklavisch und wenn man die Karten überblickt, so ärgert man sich anfangs über einen solchen Widersinn, lacht aber bald hell auf und findet die Methode abgeschmackt. Statt unser Sch zu schreiben, belieben die Herren in Wien allemal ein slawisches Sz, selbst wenn es sich um Namen in Ostindien handelt; zum Beispiel schreiben sie Kaczha statt Katscha; Karaczi statt Karratschi; Radza statt Radscha; Dzasalmir statt Dschessalmir; Sziraz statt Schiras; Bender Buszir statt Bender Abuschehr; Szat el Arab und so ins Unendliche. Nun haben sie allerdings auf Blatt 1. eine „Erklärung der angewendeten Orthographie" gegeben; man begreift aber nicht, weshalb sie die ihrige auf einer deutschen Karte anwenden und nicht statt dz' dsch schreiben, statt cs tsch, statt szcz schtsch, statt sz sch, da unsere Schreibweise dieselben Lautwerthe wiedergiebt. Es nimmt sich geradezu komisch aus, indische, persische ꝛc. Städte- und Flußnamen für Deutsche ins Russische travestirt zu sehen; das war zum mindesten pedantisch und überflüssig.

Anzahl der Neger in den Vereinigten Staaten.

Gegenüber den auf Racenkrieg deutenden Ausbrüchen in den Südstaaten der Union ist es von Interesse, die Zahl der Neger in denselben genau kennen zu lernen und dieselbe mit jener der Weißen zu vergleichen. Wir stützen uns dabei auf den Census von 1870 und zeigen zugleich, wie die Zahl der Weißen in weit größeren Procentsätzen zunahm als jene der Neger. Die Ursachen dieser Erscheinung sind im „Globus" oft erläutert worden und wir brauchen hier nicht darauf zurückzukommen. Die Gesammtbevölkerung der Vereinigten Staaten zeigte nach Decennien folgende Zunahme seit 1800:

	Zunahme.	Procent.
1800 bis 1810	1,930,398	35½
1810 „ 1820	2,393,941	33
1820 „ 1830	3,232,178	30
1830 „ 1840	4,203,433	30
1840 „ 1850	6,122,123	35
1850 „ 1860	8,251,745	33
1860 „ 1870	7,115,050	22½

Während derselben Zeit nahm die weiße Bevölkerung allein in folgendem Maße zu:

	Zunahme.	Procent.
1800 bis 1810	1,561,627	35
1810 „ 1820	1,940,093	33
1820 „ 1830	2,735,212	35
1830 „ 1840	3,658,427	30
1840 „ 1850	5,337,264	28
1850 „ 1860	6,339,468	32
1860 „ 1870	6,666,840	24

Dagegen ergab sich in der nämlichen Zeit für die farbige Bevölkerung nachstehende Zunahme:

	Zunahme.	Procent.
1800 bis 1810	375,871	37½
1810 „ 1820	383,848	29½
1820 „ 1830	556,986	31½
1830 „ 1840	545,006	23½
1840 „ 1850	765,160	26½
1850 „ 1860	803,042	22
1860 „ 1870	438,179	10

Die geringe Zunahme im letzten Jahrzehnt fällt zusammen mit der Emancipation der Sklaven.

Die Gesammtzahl der farbigen Bevölkerung in den Vereinigten Staaten betrug nach dem Census von 1870: 4,880,000 in runder Summe. Von dieser Zahl lebten 4,659,358 in den ehemaligen Sklavenstaaten und nur 220,642 in den nördlichen „freien" Staaten. Die nachstehende Tabelle zeigt uns die Zu- oder Abnahme der farbigen Bevölkerung seit 1860 in den verschiedenen Staaten.

	1860.	1870.	Zunahme.	Proc.
Alabama	437,770	475,510	37,740	8½
Arkansas	111,259	122,169	10,910	9¾
Florida	62,677	91,689	29,012	46
Georgia	545,142	465,698	79,444	17
Louisiana	350,373	364,210	12,837	4
Mississippi . . .	437,404	444,201	6,797	1½
Nordcarolina . .	361,522	391,560	30,028	8½
Südcarolina . .	412,312	415,814	3,494	0⅞
Tennessee	283,019	322,331	39,312	14
Texas	182,921	253,475	70,554	38
Total . . .	3,182,407	3,546,747	362,340	11¼

Dagegen finden wir Abnahme bei folgenden Pflanzerstaaten:

	1860.	1870.	Abnahme.	Proc.
Kentucky	236,167	222,210	13,957	
Missouri	118,503	118,071	432	
Virginia	548,907	530,831	18,076	
Total . . .	903,577	871,112	32,465	3½

Außerdem kommen hier noch in Betracht:

	1860.	1870.			Proc.
Delaware . .	21,627	22,794	Zunahme	1,167	5
Maryland . .	171,181	175,391	„	4,210	2½
Dist. Columbia	14,316	43,304	„	28,988	200
Total . .	207,124	241,489		34,365	16½

Tiefseemessungen im nordpacifischen Ocean.

Der Capitän des Vereinigte-Staaten-Kriegsschiffes „Tuscarora", George E. Belknap, hat am 26. Juni 1874 an den amerikanischen Marineminister Robeson ein Schreiben aus Hakodadi in Japan gerichtet, dem wir einige Notizen über Tiefseelothungen an der Ostküste Japans entnehmen. Hundert Miles südöstlich von Kinghasan oder Sendai Bai wurde eine Tiefe von 3427 Faden erreicht und der Capitän wunderte sich nicht wenig, eine so bedeutende Tiefe ganz nahe an der Küste zu finden, die jedoch bald durch eine neue Lothung noch übertroffen wurde, wobei 4643 Faden Draht abliefen, ohne Grund zu erreichen. In Folge eines sehr starken Unterstromes, der das Loth mit sich riß, brach der Draht und ging verloren. Belknap schließt hieraus, daß dieser japanische Unterstrom der Legung des Telegraphenkabels von Amerika nach Japan große Schwierigkeiten bereiten wird. Belknap erzielte noch eine Lothung von 4655 Faden (à 6 Fuß) oder 5½ Statute-Miles Tiefe und er giebt an, diese Messung sei mit vollkommener Sicherheit erfolgt.

* * *

— Aus Yokohama in Japan schreibt der Correspondent eines nordamerikanischen Blattes: Wir sind jetzt in der nassen Jahreszeit. Im Juni setzt der Südwestmonsun scharf ein und bringt starken Regenfall. Unsere meteorologischen Tabellen zeigen, daß im Juni und Juli mehr Regen fällt als in irgend einer andern Jahreszeit. Das Wetter ist heiß und dampfig, aber im September wird es angenehm kühl und der Himmel bleibt heiter, bis im December Schnee fällt. — Der deutsche Dampfer „Altona", der von der britischen Linie als Frachtschiff gemiethet worden ist, kam am 3. Juli von Hongkong hier an; er hat sieben Tage zu der Fahrt gebraucht und ladet 23,000 Kisten japanischen Thees nach San Francisco, wohin er morgen abgeht. — Die Japaner interessiren sich lebhaft für die große Ausstellung, welche 1876 in Philadelphia stattfindet. Die Regierung wird sich bei derselben amtlich vertreten lassen; es werden aber auch viele Privatleute hingehen, um sich zu unterrichten. Die Regierung läßt viele öffentliche Arbeiten ausführen und sorgt für die Schulen; die Anzahl der Dampfer wächst an, an Telegraphen und Eisenbahnen wird rüstig fortgearbeitet und das Volk ist stolz darauf. Wenn nun der Unternehmungsgeist der Privatleute erst reger wird und die Massen des sehr anstelligen Volkes technische Ausbildung erhalten, dann wird Japan das große Manufacturcentrum für den Osten werden.

— Bei den Szecklern in Siebenbürgen geht seit Jahren der Verkauf hübscher junger Mädchen im Schwange. Den Schilderungen der zu Pesth erscheinenden Zeitung „Hon" zufolge ist der Unfug arg. Schon vor längerer Zeit wurde derselbe im ungarischen Parlament zur Sprache gebracht, aber Abhülfe des Unfuges hat nicht stattgefunden. Seitdem sind allein an der Zollstätte zu Ojtoz nicht weniger als 143 solcher unglücklichen Mädchen von Seiten der Beamten den Menschenhändlern abgenommen worden. Aber an noch fünf anderen Grenzpunkten schmuggeln dieselben ihre lebendige Waare nach der Moldau ein, wo sie an andere Händler Stück für Stück zu 8 bis 10 Ducaten verkauft werden. Dann gelangen sie nach Konstantinopel und in andere große türkische Städte, bis tief nach Asien hinein, auch wohl nach Aegypten!

— Eine Stadt, die wie ein Pilz in die Höhe wuchs, war Pithole, Grubenloch, in Pennsylvanien. Dort bohrte man auf Steinöl und das Petroleum erschien auch. Nun geschah, es wird wohl Anno 1872 gewesen sein, Folgendes. Im ersten Monate wurde ein großer Gasthof hergestellt, der gut und gern seine 80,000 Dollars werth war. — Im zweiten Monate hatte Pithole seine täglich erscheinende Zeitung. — Im dritten Monate stand ein Theater fix und fertig da. — Im vierten Monate hatten die Pitholer einen zweiten Gasthof und ein zweites Theater. — Nach Verlauf von einem halben Jahre zählte man 74 Gasthöfe, Kost- und Kaffeehäuser und 15,000 Einwohner. — — Heute wächst Gras auf den Straßen und die 15,000 Pitholians sind auf — neun Familien zusammengeschmolzen, die übrigen sind wieder verschwunden.

— Australien. Die Regierung von Victoria hat den Fahrpreis auf ihren Eisenbahnen um ein Drittel herabgesetzt, nachdem dieselben in den letztverflossenen zwölf Monaten etwa 100,000 Pf. St. über den Voranschlag eingebracht hatten. — Die Ausfuhr von Wolle aus Melbourne hat sich für die Zeit vom 1. October bis 11. Juli auf 256,881 Ballen gestellt, gegen 224,149 im Vorjahr und 210,185 in 1871 auf 1872. — In Neusüdwales, wo das Finanzjahr mit dem 31. März abschließt, hat der Zuwachs an Schafvieh in 12 Monaten 2,368,542 Stück betragen. Diese Colonie hat nach der jüngsten Zählung 19,928,500 Stück Schafe; auf Australien rechnet man, Neuseeland ausgenommen, 50,000,000 Stück!

Inhalt: In Benares, der heiligen Stadt der Hindus. (Mit drei Abbildungen.) — Die Sambaquis oder Muschelhügelgräber in Brasilien. Untersucht von Dr. Karl Rath. II. (Mit einer Abbildung.) (Schluß.) — Aus Ostturkestan. I. — Verminderung der Polynesier in der Südsee. — Aus allen Erdtheilen: Georg Schweinfurth in den Oasen der libysch-ägyptischen Wüste. — Aus Centralasien. — Anzahl der Neger in den Vereinigten Staaten. — Tiefseemessungen im nordpacifischen Ocean. — Verschiedenes. — (Schluß der Redaction 24. September 1874.)

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

BRITISCHE BESITZUNGEN
GROSSER OCEAN
Manitoba S.
Winnipeg
Saskatchewan R.
Quiappelle R.
Ft Garry
Ft Pembina
Red Lake u. Pembina Chippewas 1530.
Chippewa Res. 1060.
Mississippi Chippewas 1140.
Sandy L. Res. 449.
Gandeau Lac Res.
Mille Lac Res.
Duluth
Oberer See
MICHIGAN
WISCONSIN
MINNESOTA
St Paul
Ft Ripley
Ft Ridgely
Ft Abercrombie
Ft Ransom
Ft Totten
Sisseton u. Warpeton Sioux
Ft Stevenson
Ft Clarke
Ft Rice
Ft Buford
Missouri R.
Yellowstone R.
Ft Pembina
Ft Lapwai
Ft Sharp
Camp Baker
Ft Benton
Gros Ventres Piegan, Blood, Blackfeet, u. Riv. Crow Stämme, Assinaboines, North Cheyennes, Arapahoes, Santee u. Yankton Sioux. 23,690.
Flathead u. Kootenays 1300.
Coeur d'Alenes Spokanes u.a. 300.
Nez Perce Ind. 2800.
Yakima Ind. 2700.
Walla Wallas Cayuse u. Umatillas 350.
Mountain Crows 2700.
Gallatin
Ft Ellis
Ft Vancouver
Columbia R.
Portland
Oregon
Salem
Yamhelas Clamoose u. Mixed Oregon 616.
Calapooias Molalas u.a. 1100.
Coose Umpqua Sinsalano u.a. 2600.
Snake R.
Salmon R.
Malheur Riv. Res.
Camp Harney
Lt. Resanlung
Whitehouse
Harden
Ft Boise
Ft Hall
Ft Ayres
Shoshonee u. Bannock 1040.
Ft Bonneville
Ostl. Banden d. Shoshonee u. Bannocks 2200.
Camp Stambaugh
Ft Fetterman
Ft Laramie
Nebraska R.
Big Horn R.
Powder R.
Allgemeine Sioux Reserv. 28220.
Allgemeine
Sioux Reserv.
White Earth R.
Big Sheyenne R.
Ponca 730.
Santee Sioux 980.
Yankton Res.
Ft Randall
Yankton
Sioux Cy.
Winnebago 2400.
Omaha Res. 984.
Omaha
Council Bluff
Iowa
Sioux Res.
Winnebago Res.
Ft Sully
New Ft Sully
Grand Riv. Agency
Wadsworth
Camp
Sisseton u. Warpeton Sioux Res. 1420.
Paunee Res. 2360.
Ft Klamath
Klamath Modocs d. Yahooskin Banden der Schlangen Ind. 4000.
Camp Warner
Smith River Res.
Klamath Res.
Trecks
Mt Shasta
Heensollon Miscott Cornallon u.a. 800.
Camp McDermit
Nomalackee Res.
Mendocino Res.
790. Ukkie Concow Pitt Riv. Wilackie u. Redwood Ind.
Sacramento
Carson Cy.
Stockton
San Francisco
San José
Tule Riv. Res.
Tule u. Wanache Ind. 370.
Humboldt R.
Great Salt L.
Ogden
Camp Douglas Salt Lake Cy.
Camp Holleck
Ft Bridger
Uintah Utes 780.
Austin
Ft Alen
Green R.
Grand R.
Allgem. Res. für verschied. Banden von Uto Indians 3870.
Navajo Indians
Muddy Spring Res. für Pi-utes
Cheyenne Cy.
Ft Sanders
Ft Steele
Sidney Barracks
Ft Mc. Pherson
Ft Kearney
Platte R.
Denver
Ft Wallace
Ft Hays
Ft Harker
Ft Riley
Ft Dodge
Ft Reynolds
N. Ft Lyon
Pueblo
Ft Garland
Ft Larned
Ft Leavenworth
Ft Scott
Kansas Cy.
Topeka
Kansas Res. 527.
Pottawattomie Res.
Delawares
Peorias
Piankeshaws
Ottawas
Ottoe Res. 250.
Kickapoo Res. 296.
Ft Sibley
St Louis
MISSOURI
KANSAS
Osages
Osage Ind. 3370
Cherokees
Quapas 226. Peorias 150. Kaskaskias 75. Senecas u. Shawanees 150. Ottawas u. Wyandots 150.
Cherokee Country
Cherokees 14,680.
Camp Supply
Creeks 1300.
ARKANSAS
White R.
ILLINOIS

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXVI. № 15.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 4 Thlr. Einzelne Nummern 5 Sgr. — 1874.

Die Indianerkriege in Nordamerika.

(Mit einer Karte der Indianer-Reservationen ꝛc.)

I.

Auf der weiten Landstrecke vom obern Missouri im Norden bis nach Arizona und Texas im Süden sind die Indianerstämme in unruhiger Bewegung. Die Friedenspfeife ist kalt geworden und unter gellendem Kriegsgeschrei wird die Streitaxt geschwungen. In vielen Gegenden sind die weißen Leute Ueberfällen von Seiten der Rothhäute ausgesetzt, welche ihnen die Schädelhaut nehmen, um sie als Siegeszeichen an die Lanzen zu binden, und die Weißen ihrerseits schießen jedes „Ungeziefer“ nieder, das ihnen in den Weg kommt.

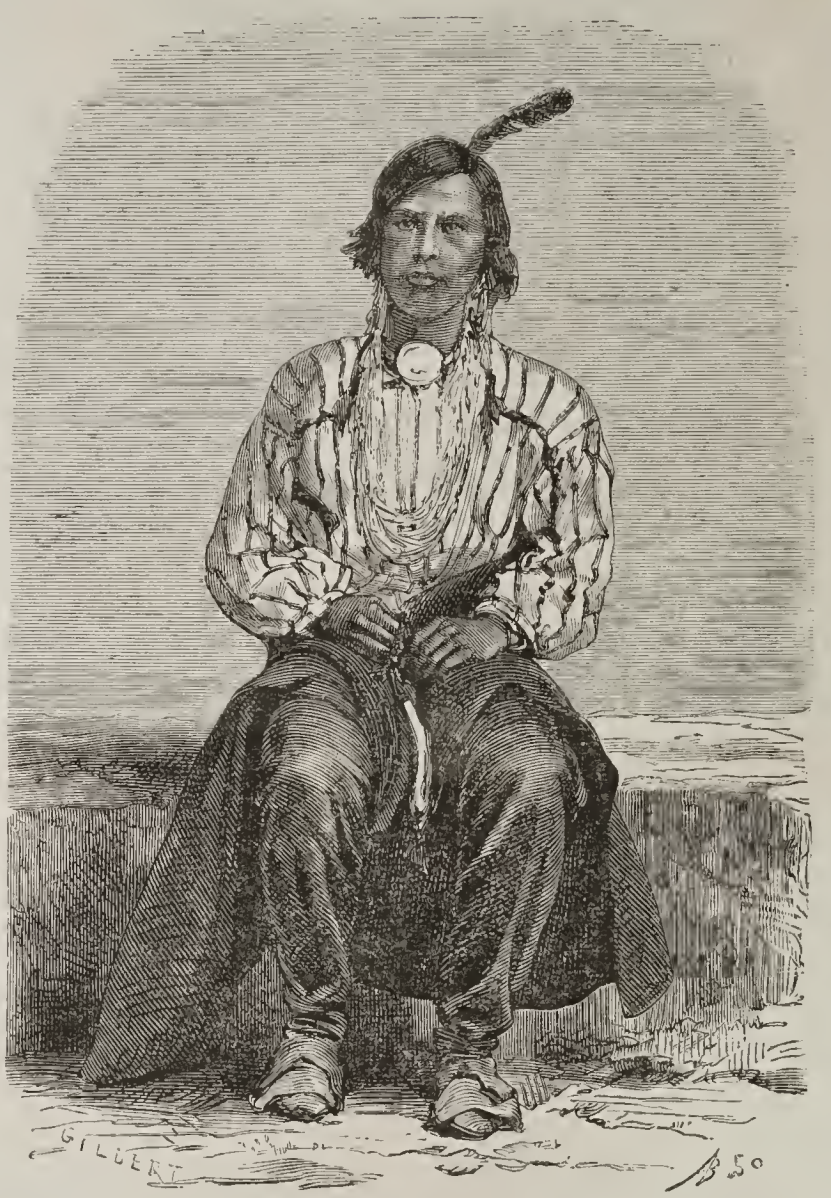
Man war zu Anfang des Septembers auf den Ausbruch eines förmlichen Krieges mit den Indianern gefaßt, und falls ein solcher nicht ausbleibt, sind es, wie fast immer, die Weißen gewesen, auf welche die Schuld fällt. Wir werden im Verlauf unserer Darstellung darüber eingehend reden; hier wollen wir zusammenstellen, was sich über den gegenwärtigen Stand der Dinge ermitteln läßt.

Die bedeutendsten unter den mißvergnügten Stämmen sind die Schaiennes (Cheyennes), welche zu den westlichen Algonkinerstämmen gehören; die Arrapahus, die Keiouäs, die Kamantsches, sodann umherschweifende Ogagenbanden und eine Anzahl von Siouxstämmen. Nächstdem treten mehrere Stämme der Apatsches feindselig auf. Mit Ausnahme der letzteren haben die Uebrigen vollauf Grund zu vielen Klagen über Mißhandlungen, Beeinträchtigungen und an ihnen verübte Betrügereien; die von der Bundesregierung angestellten Indianeragenten und dann auch die Quäker, welche sich die äußerste Mühe geben, begütigend auf die Eingeborenen einzuwirken, berichten übereinstimmend nach Washington, „daß an allem Unheil die Verräthereien und die An- und Uebergriffe der weißen Ansiedler Schuld seien.“ Diese Weißen sind zumeist Eindringlinge, welche, alle Gesetze und Gebote der Regierung mißachtend, in den Gebietsstrecken, welche man den Indianern vertragsmäßig und feierlich gewährleistet hat, die Herren spielen und vor keiner Gewaltthat zurückschrecken. Wenn dann die Indianer, denen ja ihre Ländereien, welche sie von den Vätern ererbt hatten, mit sanftem Druck oder durch die Waffen genommen worden sind, wenigstens auf dem Raume, welcher ihnen als Entschädigung für das, was man ihnen entfremdete, die Mißhandlungen von Seiten der Weißen nicht ruhig ertragen wollen und Barbarei mit Barbarei vergelten, dann wird weit und breit im Lande der Yankees das brutale Geschrei nach „Ausrottung des rothen Ungeziefers“ erhoben. Der gesunde Menschenverstand und die Logik würden ihnen jedoch sagen müssen, daß man die Verträge achten und dem infamen Treiben der Raufbolde und Grenzstrolche ein Ende zu machen habe. Aber daran wird nicht gedacht; die Missethaten dieser weißen Bösewichter werden verschwiegen, die barbarischen Vergeltungsacte der braunen Männer dagegen des Breitesten erzählt und ausgeschmückt, um Sensation zu machen.

Die von den Quäkern und anderen verständigen Leuten

angerathene Politik der Gerechtigkeit und Begütigung und Achtung der Verträge wird von der Ausrottungspartei als lächerlich und schädlich hingestellt. Nach und nach, eben in Folge von Wortbruch und Mißhandlung, sind manche Stämme allerdings von einer Art grimmiger Verzweiflung gepackt worden und ganze Horden schweifen umher, rauben und morden Weiße, gleichviel ob Schuldige oder Unschuldige. Damit thun sie freilich nur, was von Seiten der Weißen ebenfalls geschieht und beide Parteien haben einander durchaus nichts vorzuwerfen. Die Bestialität ist hüben genau so arg wie drüben.

Die Lage der Dinge ist so bedenklich geworden, daß die Bundesregierung im August Truppenzüge in Bewegung gesetzt hat, um die Indianer einzuschüchtern und ihnen anzudeuten, daß sie mit Nachdruck einschreiten werde. Ein Reiterregiment aus Texas wurde nach Fort Sill (Südwestecke des Indian Territory) verlegt; etwa 500 Mann, Fußvolk und Reiter, zogen vom Fort Dodge durch das Land, gleichfalls nach Fort Sill; eine Reiterabtheilung ging östlich vom Fort Union in Neumexico, um den Indianern Ernst zu zeigen; sieben Reiterschwadronen sind im Fort Concho und eine starke Expedition zieht an der Union-Pacific-Bahn hin und nimmt eine Stellung an einem Punkte, von wo aus sie die Wind-River-, Sweetwater- und Big-Horn-Thäler überwachen kann. Vermittelst dieser verschiedenen Maßregeln glaubt man die Keiouäs, Schaiennes und Kamantsches einschüchtern und im Zaume halten und ein Bündniß mit den Sioux in Dakota wirkungslos machen zu können.



Winnebago.

Vor allen Dingen haben die Sioux Ursache zu bitteren Klagen, in deren Gebiet die Bundesregierung die von uns geschilderte Expedition des General Custer schickte, theils um diesen Indianern eine Warnung zu geben, theils um die Schwarzen Berge zu erforschen. Nun lesen wir heute (am 25. September) in amerikanischen Blättern, daß bereits ganze Schaaren von Abenteurern sich auf den Weg gemacht haben, „um in diesem Paradiese, wo auch Gold ist", sich ohne Weiteres niederzulassen. Allerdings lesen wir auch, daß die Washingtoner Regierung ein Verbot dagegen erlassen hat; jeder Eindringling soll sofort von Soldaten aufgegriffen werden. Aber bei dem Systeme von Lug und Trug und bei der anarchischen Wirthschaft in den Vereinigten Staaten bleibt es sehr die Frage, ob das Verbot wirksam sein werde. Wenn dann die weißen Eindringlinge wirklich kommen und, was gar nicht ausbleiben kann, in Händel mit den Indianern gerathen, dann wird es wieder heißen, daß man die weißen Bürger gegenüber den rothen Teufeln (— red devils ist ein Modeausdruck, white beasts sind dagegen allemal citizens! —) Schutz gewähren und das Ungeziefer mit Stumpf und Stiel ausrotten müsse.

Custer's bewaffneter Zug durch das den Sioux vorbehaltene Gebiet war im Grunde genommen eine Herausforderung an diese Indianer, welche man reizte. Aber sie verhielten sich ruhig. Vor nun fünf Jahren schloß die Regierung der Vereinigten Staaten einen feierlichen Vertrag mit der Sioux-Nation ab. In demselben verpflichteten sich beide Theile, immerfort Frieden zu halten. Als Bedingung für diesen wurde festgestellt, daß die auf unserer Karte angegebene große Reserve im Territorium Dakota, mit Einschluß der Schwarzen Berge (Black Hills), ganz ausschließlich und als alleiniges Eigenthum den Sioux vorbehalten bleibe. In dem Vertrag ist ferner bestimmt, daß die Vereinigten Staaten alle ihre Truppen aus jener Reservation zurückziehen, daß die durch dieselbe führenden Straßen für die Weißen geschlossen bleiben sollen. Ausdrücklich wurde dann auch noch stipulirt, „daß Niemand die Reservation betreten solle und dürfe, ohne zuvor von den Indianern Erlaubniß bekommen zu haben." Darauf besonders hatten die Sioux gedrungen, weil sie wohl wußten, daß mit dem Eindringen der weißen Yankees allerlei Ungemach und Störung in ihr Land kommen würde; sie betonten das während ihrer Verhandlungen mit dem amerikanischen Bevollmächtigten.

Nun aber hat die Bundesregierung sich auch hier wieder eines schmachvollen Vertragsbruches nicht geschämt; sie hat thatsächlich jene Reservation den Weißen geöffnet; noch mehr, sie hat den Sioux kund gegeben, daß dieselben von dort wieder fortziehen müssen; man werde ihnen irgend einen andern Platz anweisen. Es versteht sich, daß die Indianer sich auf ihr gutes Recht berufen und nicht gutwillig und friedlich sich wieder einmal forttransportiren lassen werden. Sie wollen auch ihre Schwarzen Berge behalten, setzen sich zur Wehre, und dann heißt es wieder: das Ungeziefer muß ausgerottet werden, the lives of the settlers (d. h. des widerrechtlich eingedrungenen Abenteurergesindels) must be protected at any cost!

Freilich ist in der ganzen Politik der Musterrepublik des Präsidenten Grant schon längst der Begriff von Scham ein unbekanntes Ding.

Mir fällt allemal, wenn ich Berichte über die Indianerangelegenheiten lese, ein Ausspruch des großen Jefferson ein: „Mich erfaßt ein Schauder, wenn ich denke, daß einst die Sünden, welche von den Weißen gegen die Indianer verübt wurden, an unseren Nachkommen vergolten oder gerächt werden könnten." So sprach er vor nun einhundert Jahren,

und wie lang und gräßlich ist seitdem das Sündenregister geworden!

Die Indianer sind alle, alle „geliefert"; auch in Nordamerika erfüllt sich ein man kann sagen Naturgebot. Aber weshalb nimmt im canadischen Gebiet das Schicksal, der Untergang der Indianer, einen friedlichen Verlauf und weshalb in den Vereinigten Staaten solcher Treubruch und solche Bestialitäten? Sowohl die Indianer der Prairien wie jene der Waldregion sind Jagdnomaden; aber ein Volk kann nicht immer auf der Stufe des Jägerlebens verharren, sobald es mit Ackerbau treibenden, kräftigen, activen Leuten von einer höher begabten Race in Berührung und dann nothwendig auch in Conflict geräth. Es wird am Ende unterliegen, so tapfer und so lange es auch seine Gegenwehr fortsetzen möge. Der Ackerbauer lichtet die Wälder, bricht die Ackerkrume der Wiesenflächen um und säet Getreide; er bauet Straßen, Dörfer, Städte und überall verscheucht er das Wild, an dessen Vorhandensein die Existenz des Jagdnomaden geknüpft ist.

Nun kamen die Weißen und zwangen ihn in ganz neue Lebensverhältnisse hinein, die er nicht begreift und nicht versteht und für welche die Natur ihn weder angelegt noch begabt hat. Es ist ihm nicht möglich, sich in einen seßhaften Ackerbauer umzuwandeln. Er könnte sich als solcher wohlbefinden, aber seine ganze Beschaffenheit versagt es ihm, auch nur die Vorbedingungen zu einem civilisirten Leben zu erfüllen, und deswegen bringen die Civilisirungsversuche gar keine oder nur kümmerliche Ergebnisse.

* * *

Unsere Karte zeigt die Reservationen, in welche die Trümmer dieser Urbewohner von den Weißen eingepfercht worden sind, und daß diese theils kleinen, theils sehr umfangreichen Landstrecken durch zahlreiche Militärposten, sogenannte Forts, überwacht werden. Diese ziehen sich in langer Linie auf der Ostseite der Felsengebirge von den Quellen des Mississippi in Minnesota im Norden, nach Süden bis Texas hinein; auf der Westseite vom Territorium Washington bis Arizona an der mexicanischen Grenze. Die Zahl der Indianer, welche nicht in einen dieser vielen Pferche eingewiesen sind, ist gering und wird die Ziffer von 20,000 schwerlich erreichen.

Dem Census von 1870 zufolge betrug die Anzahl der Indianer 242,371 Köpfe und zwar in Michigan 8099, Wisconsin 6355, Minnesota 6377, Kansas 6052, Nebraska 6410, Dakota 27,815, Neumexico 18,640, Arizona 5166, Colorado 7300, Wyoming 2400, Montana 18,853, Idaho 4460, Utah 12,800, Nevada 6000, Californien 17,798, Oregon 24,502, Territorium Washington 15,487. Dazu kommen dann noch vereinzelte Trümmer von einst zahlreichen Stämmen und Völkern; östlich vom Mississippi beträgt die Zahl der noch vorhandenen Indianer keine 6000 Köpfe mehr.

Die nachfolgenden Angaben, welche die Vertheilung der Indianer in den verschiedenen Pferchen anschaulich machen, gründen sich auf Mittheilungen des indianischen Amtes in Washington. Wenn dieselben nicht allemal den vorstehenden Ziffern genau entsprechen, so liegt der Grund darin, daß in den letztverflossenen fünf Jahren die Zahl der Indianer sich vermindert hat und daß einzelne Stämme nach anderen Reservationen gebracht worden sind. Die östlich vom Mississippi vorhandenen Trümmer sind friedlich und bedürfen keiner Ueberwachung.

In Minnesota finden wir fünf Reservationen mit etwa 6000 Köpfen. Die Odschibwäs (Chippewas) sind auf die White-Oak-Point- und die White-Earth-Reservation verwiesen worden, aber viele von ihnen ziehen das Leben des Jagdnomaden vor und schweifen in den Wäldern umher. Sie haben ohnehin keine besondere Begabung für den Ackerbau und White Oak ist für denselben nicht sehr geeignet. Die sogenannten Pillage und Winnebagos wohnen gleichfalls innerhalb des Pferches, namentlich am Leech- und Cass-See und auf den Inseln in beiden. Die Red-Lake- und Pembina-Odschibwäs haben einen sehr fruchtbaren Landstrich inne, verschmähen jedoch gleichfalls den Ackerbau und ernähren sich von Wild, Beeren und Wurzeln, welche sie in Menge finden. Im Allgemeinen verhalten sich diese Minnesota-Indianer friedlich.

Das Gegentheil ist im Territorium Dakota der Fall, das vorzugsweise von Siouxstämmen bewohnt wird; diese alle sind mehr oder weniger unruhig, auch deshalb, weil sie von den Weißen am nichtswürdigsten behandelt worden sind und noch werden. Sie sind vorzugsweise Büffeljäger, denen das Umherschweifen auf den Prairien zum Lebensbedürfniß und zur Lebensbedingung geworden ist. Ihre innere Unruhe treibt sie zum Hinausbrechen über die Grenzen der Pferche und deshalb ist Dakota mit Forts gleichsam besprenkelt. Wir werden späterhin mehr über diese Dakota-Indianer zu sagen haben. Die Sissetons und Warpetons haben zwei Reservationen nördlich und südlich von Fort Ransom und zählen mit denen vom obern Missouri etwa 8000 Köpfe. Die Twokettle, Sans Arc und Minneconjon, zusammen zwischen 5000 und 6000 Köpfe, haben die sogenannte Cheyenne-Reservation inne, sind sehr unruhig und müssen aufmerksam überwacht werden. In der Grand-River-Reservation sind etwa 7000 Dupapas, Yanktons und Cutheads, allesammt Jäger; sie meiden, so viel immer möglich, jeden Verkehr mit anderen Siouxstämmen. Die Yankton-Reservation im östlichen Theile des Territoriums hat 1800 Indianer; in der Wheatstone- und Lower-Brule-Reservation leben 4000, die alle von Seiten der Bundesregierung ihren Lebensunterhalt beziehen; es sind Ogallalas, sodann auch manche Individuen, welche ihren Stamm verlassen haben, und an 500 Mischlinge sammt einer Anzahl weißer Leute, die sich den Indianern angeschlossen haben und wie diese leben. Von der Crow-Creek-Agentur werden 2400 Indianer überwacht, die verschiedenen Stämmen angehören und nur schwer zu bändigen sind. Die Ponkas haben eine eigene Reservation an der Grenze von Nebraska bei Fort Randall, zählen nur 700 Köpfe und sind friedlich, haben auch eine Schule. Sie werden durch die Uebergriffe weißen Gesindels vielfach beeinträchtigt.

Nebraska hat sechs Pferche. Die vier größten dieser Reservation sind jene der Pahnis (Pawnees), Winnebagos, der Omaha- und der Santi-Sioux. Vor einigen Jahren ist in denen der drei letztgenannten eine Vertheilung von Grund und Boden vorgenommen worden; jedes Familienhaupt bekam 80 Acker Landes; jeder unverheirathete und jeder noch nicht 18 Jahr alte 40 Acker. Bei den Pahnis unterblieb aus mancherlei Gründen eine solche Landvertheilung. Die meisten derselben wohnen in schmutzigen, ungesunden, mit Erde beworfenen Hütten. Die Nehames, welcher die Quäker sich freundlich annehmen, haben Schulen und Nüchternheitsvereine; sie treiben auch [illegible]as Ackerbau.

In Kansas haben die Kickapus eine hübsche Reservation von 28,585 Acker im nordöstlichen Theil des Staates; sie wird von der Union-Pacific-Bahn durchschnitten, und bis dicht an die Reservation haben sich schon viele Weiße niedergelassen. Diese Indianer verhalten sich friedlich, wünschen jedoch mit ihren an der mexicanischen Grenze umherstreifenden Stammgenossen vereinigt und mit diesen auf einem Landstrich im Indian Territory angesiedelt zu werden.

Die Pottawatomis haben in Jackson County einen Pferch von 11 Quadratmiles, halten Vieh und bestellen den Acker. Auf der Kansas-Reservation leben 600, auf jener der Ottus 500, der Kioschos 5000. Auch die Schahnis (Shawnees) wünschen weiter nach Süden hin versetzt zu werden.

Im Indian Territory, zwischen dem Red River und dem Arkansasflusse hat man nahezu 50,000 Indianer aus sehr verschiedenen Völkern und Stämmen untergebracht: Tschoktas, Tschikasas, Keionäs, Arrapahus, Tschirockis, Kamantsches, Osagen ꝛc. Die Tschoktas bilden eine Nation und haben eine regelrechte Regierung mit einer gesetzgebenden Versammlung und einem Präsidenten. Die Sahks und Foxes wohnen am Deep Fork, westlich von den Krihks (Creeks) und nördlich von den Seminolen; ihr Land ist sehr gut und hält 750 Quadratmiles; sie sind aus Kansas dorthin gebracht worden. Die Arrapahus wohnen am obern Kansas, haben gute Wohngebäude und züchten Vieh. Die Keiouäs (Kiowas) und Kamantsches halten sich gut und machen einige Fortschritte. Nicht bloß in Kansas, sondern auch in anderen Staaten wünschen die Indianer in diesem Territorium angesiedelt zu werden, in welchem leider nur allzuoft weiße Eindringlinge Unheil stiften und Unordnung hervorrufen. Auch bei manchen Indianern tritt häufig das unbändige Temperament hervor; sie brechen aus und unternehmen Raubzüge nach Texas, um dort Vieh zu stehlen. An der Grenze von Missouri sind die schwachen Ueberbleibsel der Kuapas (Quapaws), Peorias,

Sioux, Männer und Frauen.

Senekas, Ottawas, Weiandottes und auch einige Schahnis, die zusammen nicht viel über 500 Köpfe zählen.

In Texas sind keine Reservationen; die Bundesregierung hat dort sechs Regimenter, um die Wilden einigermaßen im Zaume zu halten. Das gelingt aber nur sehr mangelhaft, und die Indianer unternehmen häufig über den Rio Grande hinaus Raubzüge in das mexicanische Gebiet; sie spotten aller Grenzbewachung, sind auch für die texanischen Viehzüchter eine wahre Landplage, wollen sich platterdings nicht herbeilassen in Reservationen untergebracht zu werden und bleiben Raubnomaden. Die Truppen müssen unablässig hin und her ziehen um weit ausliegende Ansiedelungen zu decken und Waarenzüge, die nach Arizona bestimmt sind, zu geleiten.

In Neumexico finden wir Apatsches verschiedener Gruppen (sowohl Coyoteros wie Mescaleros), Navahos (Navajos) und Pueblos, d. h. solche Stämme, die von jeher in Pueblos, Ortschaften, fest angesiedelt leben, im Ganzen etwa 30,000, doch nimmt diese Zahl rasch ab. In der Cimarron-Reservation wohnen etwa 900 Makuatsche- und Tschikarilias-Apatsches; in der von Abequin die Nebinotsches und Kapotes, etwa 500 und in rascher Abnahme; in einer andern Agentur die Gilas und Mogollons; diese haben zwar vortreffliches Land, da sich aber viel nichtswürdiges Yankeegesindel bei ihnen eingedrängt hat, sind sie äußerst verwildert und verkommen. In der Mitte des Territoriums ist eine ausgedehnte Reservation vorhanden, auf welcher jedoch nur wenige Indianer wohnen.

Arizona ist bis auf den heutigen Tag zum bei weitem größten Theil immer noch im Besitze der ungebändigten

Apatsches, die in vollem Sinne des Wortes Raubnomaden sind und welcher die im Territorium zerstreueten Truppen nicht Herr werden können; sie haben vielmehr große Mühe sich solcher Feinde zu erwehren. Einzelne Reservationen sind im Verlaufe der letzten Jahre wieder aufgehoben worden, weil die auf denselben untergebrachten Apatsches nicht ruhig bleiben wollten, sondern ausbrachen und unablässig Raubzüge unternahmen. Die Truppen haben ohne Unterbrechung Krieg gegen sie führen müssen, und der nun verstorbene, oft genannte Häuptling Kotschise (Cochise) hat ihnen mündlich viel zu schaffen gemacht. Unsere Karte zeigt die vorhandenen Reservationen der Maricopas, Talarosas, Pimas, Gila-Apatsches, White-Mountain-Apatsches und anderer Stämme. Allen ist streng anbefohlen, die Pferche nicht zu verlassen. Wer ausbricht hat damit sofort das Leben verwirkt.

Colorado hat einige Indianeragenturen und im vorigen Jahre ist eine Reservation für die verschiedenen Utes- (Utas-) Stämme ausgelegt worden, sodann noch eine andere im südlichen Theile für etwa 8000. Bisher ist es noch nicht gelungen, sie dauernd auf denselben festzuhalten.

Im Territorium Wyoming sind Reservationen vorhanden für die Schoschonis, Bannocks und Upsarokas (Krähenindianer); diese alle ziehen aber das Leben des Jagdnomaden jenem des ansässigen Menschen vor. Im Jahre 1868 wurde durch einen Vertrag mit den Schoschonis (Schlangenindianern) im westlichen Wyoming ein Strich Landes vorbehalten, welchen sie auch in Besitz genom-

Pahnis.

men und wo sich neben ihnen die Bannocks niedergelassen haben.

Montana wird häufig von Assiniboins besucht, welche aus dem britischen Gebiet in dieses Territorium hinüberschweifen; sie sind aber nur zeitweilige Gäste. Eingeborene sind: die Gros Ventres, die Flatheads, Blackfeet, Pend d'Oreilles, Krähenindianer, Kutenais und Peiegans. Unter allen haben die Blattern viele Menschen hinweggerafft. Die Flatheads sind für einige Civilisation nicht ganz unzugänglich geblieben, wenigstens haben sie einige Gewohnheiten und die Kleidung der Weißen angenommen. Unsere Karte zeigt, daß diesen verschiedenen Stämmen eine sehr ausgedehnte Landstrecke zwischen dem obern Missouri und der britischen Grenze vorbehalten worden ist. Sie sind im Allgemeinen sehr unruhig und die Ingenieure, welche Vermessungen für die Nordpacificbahn vornahmen, haben oftmals Angriffe von ihnen erfahren. Ohnehin stehen sie mit den mißvergnügten Sioux in Dakota in naher Verbindung.

In Idaho ist die größte Reservation jene der Schoschonis und Bannocks, zusammen etwa 1100, die sich friedlich verhalten. — Im Nordwesten haben die Nez Percés einen Pferch von 600,000 Acker sehr fruchtbaren Landes. Die Lapuäs haben ihre Felder eingezäunt, ernten Getreide und haben recht gute Wohngebäude. Für die Pend d'Oreilles und die Spokans sind Agenturen vorhanden.

Utah hat nur einen Pferch, die Uintah-Reservation; dieselbe ist sehr fruchtbar, gut bewaldet und hat vortreffliche Weidegründe. Die Payutes, Goschutes und Schoschonis stehen unter Obhut der Regierung. Einige Tausend derselben liegen im Auftrage der weißen Leute der Pelzthierjagd ob.

Nevada hat zwei Reservationen, eine am Truckee River unweit von dessen Mündung; in diesem Pferche liegt der Pyramiden-See und eine andere am Walker-See. Diese Gewässer sind fischreich. Die etwa 7000 Indianer sind Payutes, Schoschonis, Waschus und Goskuts.

Die verschiedenen Reservationen in Californien sind bisher von Seiten der Regierung sehr vernachlässigt und verwahrlost, die Indianer vielfach abscheulich behandelt worden. Wir brauchen nur auf die Modoks zu verweisen, deren Reste man nach Kansas auf eine der dortigen Reservationen gebracht hat. Nur die Missions-Indianer, ganz im Süden, bei San Diego, sind der Mißhandlung entgangen und verhalten sich so friedlich, daß es bei ihnen einer Einpferchung gar nicht bedarf. Sie zählen etwa 5000 Köpfe von verschiedenen Stämmen. Binnen einem Menschenalter ist die Zahl der californischen Indianer in wahrhaft entsetzlicher Weise zusammengeschmolzen und viele Stämme sind gänzlich ausgestorben. Wir werden gelegentlich diese californischen Indianer näher schildern; sie bieten manche interessante Züge dar, die sonst nirgends auf Erden beobachtet werden, und eine Zerklüftung, die anderwärts ihres Gleichen nicht hat.

Oregon hat sechs Reservationen, mit Einschluß der Warm Springs und der Klamath. Die Umatilla zählt 1300 Köpfe von den Stämmen der Wallawallas, Cayuse und Umatillas, welche Zwischenheirathen mit den Lapuäs, Simkus und Warm Springs haben. Die Grand Ronde ist gut mit Rindvieh versehen, die Alsea soll fruchtbar sein; in der Siletz hat man schwache Ueberbleibsel verschiedener Horden untergebracht. Umherschweifende Wilde werden eingefangen und in einen Pferch in der Nähe des Fort Warner internirt.

Washington-Territorium hat acht Reservationen und etwa 11,000 Indianer. Von vierzehn Stämmen und Horden erzwang man einen Vertrag, demgemäß sie auf den Yakahama-Pferch angewiesen sind; 2700 Köpfe; auf den fünf Reservationen von Tulilap an der Bellingham-Bai 4000; sie verdingen sich als Waldarbeiter und halten Rindvieh. Auf der Chehallis sind etwa 500 untergebracht worden: Tschinuks, Shoal Water Bays, Klatsops und Hamtotops. Die Agenturen sind angeblich in guter Ordnung. Andere Indianerstämme im Territorium sind die Coeur d'Alenes, Spokans, Wallawallas, Payallops und Umatillas.

Aus Ostturkestan.

II.

Biddulph's und Forsyth's Excursionen von Kaschgar aus.

R. K. Interessanter noch als der im ersten Artikel von uns geschilderte Ausflug Trotter's von Kaschgar nach Norden hin ist Capitain J. Biddulph's Reise nach Osten, nach Maralbaschi, welche derselbe ebenfalls am Sylvestertage 1873 in Begleitung des Mirza Sassi Pendschabaschi antrat.

Der ganze, sieben Tagereisen lange Weg führt stets am Flusse von Kaschgar, dem Kisil Su, entlang, welchen er etwa 60 englische Meilen von Jengischähr überschreitet. Die ersten 40 Meilen führen über wohlbebauetes und bevölkertes Land. Etwa 20 Miles von Kaschgar entfernt kreuzt die Straße drei beträchtliche Flüsse, welche zu dem einen Jamaniar vereinigt sich von Süden in den Kisil Su ergießen. Hinter Feisabad, welches 35 Miles von der Hauptstadt liegt und einem blühenden Districte den Namen giebt, werden die Niederlassungen seltener; bei Jengiabad, 46 Miles von Kaschgar, hören sie ganz auf. Nun beginnen Dschengeln und Sandhügel, endlich tritt Wald auf, welcher die letzen 40 Miles vor dem Reiseziele zusammenhängend wird.

Auf dieser ganzen Strecke trifft man nur in Zwischenräumen von durchschnittlich 15 Miles Posthäuser, welche speciell für die Reisenden errichtet sind und deren sich auch Biddulph in Ermangelung eines eigenen Zeltes bedienen mußte. Große Bequemlichkeit boten sie freilich nicht; ja eines bestand nur aus einem einzigen Zimmer. Denn in jenem Walde, so ausgedehnt er auch zu sein scheint, giebt es kein gutes Bauholz; der einzig vorkommende Baum ist eine verkrüppelte Pappel. Dazwischen stehen bis 8 Fuß hohe Brombeersträuche und Kameeldorn, aber kein Gras, weil der Alluvialboden dort sehr trocken und mit einer dünnen, harten Sodakruste bedeckt ist, die bei jedem Schritt kracht, und in welche die Pferde bis zu den Fesseln einsinken. Gazellen und Hasen giebt es im Walde in Menge, aber sonst auffallend wenig thierisches Leben. Zu beiden Seiten des Flusses zieht sich in einer durchschnittlichen Breite von etwa $^3/_4$ Miles ein baumloser Streifen Landes hin; dieser ist mit einem dicken, 8 bis 12 Fuß hohen Grase bestanden, in welchem Tiger, Wölfe, Hirsche, Gazellen, Füchse und Fasanen hausen. Die Ursache dieses unbewaldeten Striches sind offenbar periodische Veränderungen des Flußbettes, wovon Spuren deutlich zu bemerken waren. Auf eine Entfernung von 100 Miles fällt das Land nur um 500 Fuß, wie beständige Barometerablesungen nachwiesen; zudem macht der Fluß zahlreiche Biegungen und hat niedrige Ufer, so daß schon eine geringe Vermehrung seiner Wassermasse dieselbe zum Austreten bringt. In Folge seiner geringen Strömung friert er auch meist so fest zu, daß beladene Karren mit Bequemlichkeit auf dem Eise fahren können. Im Sommer wird er auf einer Brücke überschritten.

Der Wald hört vier Miles vor Maralbaschi auf und macht einer grasigen Fläche Platz, die hier und da von Gebüsch, Sumpf und kleinen Dörfern mit Ackerstücken unterbrochen ist.

Maralbaschi, auch Burtschuk genannt, liegt an dem Knotenpunkt der Straßen von Jarkend, Kaschgar und Aksu. Es hat etwa 1500 Einwohner und in seinem Fort eine kleine Besatzung von 200 Mann, welche aber im Nothfalle von jenen drei Städten aus leicht und rasch verstärkt werden könnte. Unter den Mauern des Forts fließt der Kisil Su; sein Wasser wurde auch beim letzten Aufstande gegen die Chinesen abgedämmt und benutzt, um die Wälle der Festung zu unterspülen. Der Fluß hat hier sein ganzes Aussehen

geändert; wo ihn Biddulph überschritten hatte, war er an 100 Fuß breit und füllte sein Bett vollständig aus. Hier war er kaum ein Viertel so breit und floß zwischen hohen Uferrändern etwa 20 Fuß unter dem Niveau der umliegenden Ebene dahin. Nur nach wiederholten Versicherungen glaubte der Capitän an die Identität beider Wasser.

Der jetzige Hakim Beg des Districts von Maralbaschi, Namens Ata Bai, stammt aus Andidschan im Chanate Chokand; er ist etwa 35 Jahr alt, hat sehr gefällige Manieren und scheint vom Volke, das ihn stets lobt, auch geliebt zu werden.

Die Bewohner des Districts, welche, wie alle Leute gemischter Abkunft, Dolanen heißen, sehen den Tataren ähnlicher, als die Leute von Jarkend und Kaschgar, und sind bekannt wegen ihrer Vorliebe für Musik und Gesang. Sie sollen von Gefangenen abstammen, welche Harun Bugra Chan im elften Jahrhundert von Mawar el Nahar *) mitbrachte und zwischen Maralbaschi und Katschar zwangsweise ansiedelte.

In den Dschengeldörfern graben sie sich Erdhöhlen, deren Dach über den umgebenden Erdboden nicht hervorragt.

Das Fort, mit einem 30 Fuß dicken, 25 Fuß hohen Erdwall, niedriger Brustwehr und Graben, gleicht allen übrigen im Lande; es ist ein Quadrat von 170 Yards, an den Ecken und in den Mitten mit vorspringenden, runden Bastionen, von welchen ersteren drei Thürme haben. Unweit davon erhebt sich ein erst kürzlich vom Emir errichteter Palast.

Neun Miles nordöstlich von dem Orte steigt ein mächtiger, schwarzer, dreispitziger Fels, anscheinend von Basalt, 2500 Fuß über der Ebene empor; ganz zerrissen und unzugänglich bildet er eine weithin sichtbare Landmarke. An seinem Nordfuße liegt ein Heiligengrab von großem Rufe; so wie die Reisenden auf der Straße nach Aksu, welche nur eine Mile von diesem „Pir Schereh Kuddam Murtaza Ali Tagh“ benannten Berge vorbeizieht, dasselbe erblicken, steigen sie ab und sprechen ein Gebet.

Vier Tage nach der Ankunft Biddulph's langte nach zehnmonatlicher Abwesenheit auch der Beg von Urumtschi her an, wo er dem letzten Gefechte bei Manas beigewohnt hatte. Desertionen sollen das Heer des Emir dort sehr gelichtet haben; über 400 Mann flohen allein auf russisches Gebiet. Von dem Contingente von Maralbaschi waren nur vier Mann gefallen, aber zwanzig entwichen.

Biddulph begab sich dann nach Tscharwagh, der ersten Station auf der Straße nach Aksu, einem Dorfe von 250 Einwohnern, wo er einige Tage mit Jagd und Falkenbeize zubrachte. Namentlich gern hätte er einen Tiger geschossen, kam aber in dem Meer von hohem Grase nicht dazu. Nach den zahlreichen Fährten, anderen Anzeichen und den Aussagen der Eingeborenen muß dieser Tiger kleiner sein, als sein indischer Verwandter. Er unterscheidet sich von demselben auch in seinen Gewohnheiten, schleicht Nachts um die Dörfer, tödtet Hunde und Schafe und gleicht überhaupt mehr dem indischen Panther. Er soll zwar Menschen tödten, was aber nur selten vorzukommen scheint.

Ausgiebig war dagegen die Fasanenjagd mittelst Falken, und das Tödten von Gazellen und Füchsen durch abgerichtete Adler, welche selbst mit Wölfen nicht viel Federlesens machen. Mit der einen kraftvollen Klaue umklammern sie die Kehle ihres Opfers, mit der andern die Kinnbacken, und halten so eisern fest, daß das Thier ganz machtlos ist. Gehörnte Gazellen packen sie zuerst an den Lenden und passen dann einen günstigen Augenblick ab, wo sie mit Vermeidung der Hörner nach der Kehle greifen können. Es ist ein herrlicher Anblick, wenn sich die mächtigen Vögel auf ihre Beute stürzen.

Auf demselben Wege, auf dem er gekommen, kehrte der Engländer nach Kaschgar zurück. Der Aufforderung, die Straße nach Aksu weiter zu verfolgen, konnte er leider nicht nachkommen. Er meint, daß er, wenn er bis Aksu selbst hätte vordringen wollen, auf keine Schwierigkeiten gestoßen wäre. Denn während seines ganzen Ausfluges war er in seinen Bewegungen frei und unbeaufsichtigt, erhielt stets die nöthigen Lebensbedürfnisse und wurde von allen Beamten zuvorkommend behandelt. Ja, als einmal ein Mollah in sein Zimmer eingedrungen war und ihn um einen Turban anbettelte, wurde derselbe vom Gouverneur streng bestraft.

* * *

Am 17. März dieses Jahres brach die englische Gesandtschaft wieder nach Indien auf, und erreichte nach einigen Tagen Yengihissar, von wo Forsyth einen Theil seines wissenschaftlichen Stabes (Oberst Gordon, die Capitains Trotter und Biddulph und Dr. Stoliczka) nach Westen detachirte, um über Pamir (türkisch, d. i. wüster Strich Landes) in Wachan einzudringen und von dort über Yassin und Gilgit oder durch Tschitral, am besten aber durch Badachschan und Kundüz über den Hindukusch und Kabul nach Indien zurückzukehren.

Ueber die wichtigen geographischen Entdeckungen und Erkundigungen dieser Expedition berichten wir weiter unten; hier wollen wir zunächst den Inhalt eines Schreibens mittheilen, welches der Gesandte selbst d. d. 10. April 1874 aus Jengihissar an Bartle Frere über seine eigenen Excursionen im Lande des Emir gerichtet hat.

Im Februar besuchte er die Berge im Norden Kaschgars, in der Richtung nach Usch Turfan und mußte während der 14 Tage, welche die Reise dauerte, in den Zelten der Kirgisen herbergen. Die Kälte war sehr groß, der Schneefall stark, was beides den Beobachtungen Trotter's nicht sehr zu Statten kam. Doch konnten sie sich eine leidlich genaue Kenntniß von der Geographie des Landes und der dasselbe umschließenden Gebirge verschaffen, welche zeitweise in ihrer ganzen Erstreckung vom Togharma im Westen bis zu den Bergspitzen über Usch Turfan in großer Klarheit vor ihnen ausgebreitet dalagen.

Aus türkischen Büchern und dem Munde des Volkes sammelten sie viele Nachrichten namentlich über den nordöstlichen Theil des Landes; und obwohl ihr Wunsch, den Lop Noor, in welchen der Tarim, Dschetischahr's Hauptfluß, sich ergießt, zu besuchen, nicht in Erfüllung ging, so trösteten sie sich doch mit dem Gedanken, daß ihre Anwesenheit die Eingeborenen an den Anblick von Europäern gewöhnt und künftigen Forschern die Wege gebahnt hat.

Ihr Interesse an jenem See wurde auch dadurch gemindert, daß sich ergab, derselbe sei gar kein richtiger See, sondern nur eine Reihenfolge von Sümpfen und Morästen, durch welche hier und da ein Wasserlauf sich hinzieht, also nur eine große Ausgabe der im Lande öfter vorkommenden Sümpfe und ein Seitenstück zu dem riesigen Moore am Nordfuße des Thian schan.

Forsyth's Interesse wurde namentlich durch den wandernden Sand der Gobi (türkisch, bedeutet nichts als „groß“) und die verschütteten Städte angezogen; und zu seiner Freude brauchte er gar nicht weit nach Osten vorzudringen, um beides zu sehen. Schon auf dem Hinwege hörte er, daß nur etwa 40 Miles nordöstlich von Jengihissar in der großen Wüste oder „Küm“ (d. i. Sand) eine alte Stadt

*) D. i. das Land zwischen Syr und Amu Darja.

begraben liege. Er zog nähere Erkundigungen ein, und machte sich, als er auf dem Rückwege wieder Jengihissar berührte, dorthin auf den Weg. Es war der 1. April; die Gesellschaft bestand aus Forsyth und dem bekannten Dr. Bellew.

Die ersten 12 Miles ging es über wohlbebautes und mit zahlreichen Gehöften bedecktes Land. Die Pappeln trieben ihre ersten Blüthen und die Weiden warteten nur auf den ersten warmen Tag, um ein Gleiches zu thun. Das sind die beiden Hauptbäume des Landes, abgesehen von allerlei Obstbäumen, worunter auch Wallnüsse. Dann begann die Wüste mit ihren Sandhügeln und Wellen. Sofort wurde das Wasser brakig und spärlich.

Einige Miles abseit sah man einen Brunnen mit Schutzdach, worunter, wie gewöhnlich, ein Fakir hauste, der den Wanderern half und den Brunnen vor dem Verschüttetwerden bewahrte. Weiterhin wurde ein Heiligengrab mit Brunnen passirt, wo der Aufseher diesen, wie allen vorbeiziehenden Reisenden, ein Stück Brot auf hölzernem Teller und eine Tasse Thee darreichte. 10 Miles weiter lag das Grab der Hazrat Begam, angeblich einer im 9. Jahrhundert verstorbenen Tochter eines Padschah von Rum, aus nichts als einem Haufen Sand bestehend, in welchen fromme Pilger ihre Votivfähnlein gesteckt hatten. Daneben liegt ein ausgedehntes Hospiz mit zwei Höfen zur Aufnahme von Thieren und Menschen gewöhnlichen und höhern Standes. An der Westseite des innern Hofes steht die Moschee und ein riesiger Pappelbaum, welcher die Angaben über das Alter dieser Stiftung bestätigt. Der Vorsteher dieses und des 18 Miles weiter gelegenen Urdam-Padschah-Heiligthums ist Schah Makrud, ein Greis von 87 Jahren, welcher in seinem ganzen Leben nie über das nächste Dorf hinausgekommen ist und deswegen auch wohl nie einen Tropfen süßen Wassers gekostet hat. Denn der heilige Brunnen von Hazrat Begam liefert nur salziges. Dennoch ist der Alte gesund und munter, sieht aus wie ein recht jovialer Abt und legt die 18 Miles lange Strecke zwischen den beiden seiner Obhut anvertrauten Heiligthümern, wie nur der jüngste Mann, zu Pferde zurück. Der Scheich gab den Fremden viel werthvolle Aufschlüsse; denn über ihn waren alle Revolutionen unschädlich hinweggegangen. Gefahr droht ihm nur von dem Sandmeere, dessen Vorrücken er seit 80 Jahren beobachtet hat.

Die Geschichte von Urdam Padschah lautet nach dem Scheich folgendermaßen: Als Sahik Boghra Chan, König von Kaschgar, etwa um 970 Mohammedaner wurde, überzog er in seinem Glaubenseifer alle seine Nachbaren mit Krieg. Diese jedoch überfielen seinen Sohn Aralau Chan bei Urdam Padschah und tödteten ihn und sein ganzes Heer. Aralau Chan's Bruder kam zu spät, ihn zu retten, verfolgte aber die Feinde bis Fraghar und vernichtete sie. Dann kehrte er um, um seinem Bruder und den anderen Glaubensmärtyrern ein ehrenvolles Begräbniß zu bereiten. Aber als er die zuvor blühende Gegend bei Urdam Padschah erreichte, fand er statt dessen eine Sandwüste: die Elemente selbst hatten die treuen Anhänger des Propheten begraben. Auch eine ganze Stadt, die er auf dem Hinmarsche erstürmt hatte, war vom Erdboden verschwunden.

Alsbald machten sich nun die Engländer mit Spaten und Spitzhacke in der vom Scheich ihnen angedeuteten Richtung auf den Weg, erreichten eine kleine Erhöhung in der Wüste und entdeckten bei weiterm Nachforschen Ruinen anscheinend von zwei Thürmen. Die Ausgrabungen förderten Stücke Glas, glasirtes Steingut und zwei Münzen zu Tage, deren eine eine ziemlich erkennbare Aufschrift in unbekannten Zeichen trug. Merkwürdig ist das Vorkommen von Glas, welches jetzt in Ostturkestan unbekannt ist und vor Zeiten wahrscheinlich aus China dorthin kam. Da in diesem Lande jetzt und gewiß auch seit je die Häuser aus Lehm bestanden und solche aus Stein oder Backstein äußerst selten sind, so darf es kein Wunder nehmen, daß die aufgefundenen Ruinen so unbedeutend sind.

Dann ritten die beiden Herren nach Urdam Padschah und fanden unterwegs das Aussehen der Wüste vollkommen verändert. Nach Ueberschreitung einer langen, niedrigen Hügelkette begann nämlich der wandernde Sand, welcher von oben gesehen einem heftig bewegten Meere gleicht. Woge hinter Woge, oft bis zu einer Höhe von 100 Fuß, steigt und fällt der Sand, stets in derselben Richtung auf der nordwestlichen Seite allmälig sich erhebend, um gegen Südosten schroff abzufallen. Zwischen den Wellen zeigt sich der ursprüngliche Boden der Wüste, ab und zu mit Gesträuch und Rohr bewachsen. Der Weg führte bei einem halb im Sande begrabenen Hospiz vorbei, welches vor einem Jahrhundert erbaut worden war. Schah Makrud konnte sich noch der Zeit erinnern, da es draußen auf freier Ebene und fern von jeder Gefahr dastand, bis vor dreißig Jahren der nahende Sand die Einwohner verjagte. Noch heute sieht es aus, als wäre es erst gestern verlassen worden; aber die Vernichtung ist nahe. Gerade hinter dem Gebäude steigt eine Sandwoge ganze 100 Fuß empor, von deren Spitze der Sand langsam herunterrieselt, um mit der Zeit das ganze Gebäude zu bedecken.

An einer andern Stelle war ein Hospiz, welches der Scheich selbst erbaut hatte, schon vollständig begraben. Jetzt sieht man keine Spur mehr davon. Bei Aralau's Grabe hat der jetzige Emir ein sehr hübsches Hospiz mit einer Moschee errichtet, das noch in offener Ebene steht; aber Forsyth fürchtet, daß zukünftige Forscher in Centralasien seine Spuren vergeblich suchen werden.

Diese Sandhügel sind von dem darunter liegenden Boden ganz verschieden und rücken mit solcher Regelmäßigkeit von Nordwesten vor, daß alle Gebäude außerhalb dieses Striches vollkommen sicher sind. Während in anderen Theilen der Wüste das ganze Jahr über Staub und Sand die Luft erfüllt, rücken diese Wogen nur während der Monate April und Mai vor. Forsyth's Ansicht ist, daß wenn diese Sandmassen aus der östlich gelegenen Gobi herrühren, sie zuerst nach Westen getrieben, dort vom Thian schan aufgehalten und durch Wirbelwinde zu der südöstlichen Richtung gebracht werden. Doch ist dies nur eine Vermuthung, und das Factum bedarf jedenfalls noch genauerer Untersuchungen und Erklärungen.

Sir W. R. Wilde über die Bevölkerung Irlands.

(Vorgetragen in der britischen Naturforscherversammlung zu Belfast.)

Die vorgeschichtlichen Reste Irlands beweisen, daß auch hier der in Häute gekleidete Urmensch mit seinen Stein-, Knochen- und Holzwaffen, mit seinen Muschelzierrathen, seinem unglasirten irdenen Geschirr lebte und als nomadischer Jäger oder Fischer die irischen Ebenen, Forste und Wiesen durchstreifte. Er kämpfte hier mit dem Bären, dem Wolf, dem Fuchs, dem Fischadler, dem Seehunde, deren Fleisch er zur Nahrung bedurfte, wie in Mitteleuropa die primitiven Völker mit dem Auerochsen kämpften. Meiner Ansicht nach waren aber das Renthier, der Elephant und wahrscheinlich auch der Moschusochs bereits ausgestorben, als der Mensch in Erin auftrat, und ebensowenig glaube ich, daß unsere Vorfahren noch mit dem König des Hirschgeschlechts, dem irischen Riesenelk, zusammenlebten; indessen kann ich mich hierin irren.

Was die Authenticität unserer frühesten Chroniken und Legenden betrifft, soweit dieselben sich auf die ersten Einwanderungen beziehen, so will ich hier zwei Bemerkungen machen, eine chronologische und ein topographische. Christliche Schreiber verfaßten unsere irischen Annalen zuerst entweder in gaelischer oder lateinischer Sprache und vermischten sie mit classischen Geschichten und biblischen Erzählungen, namentlich solchen, die sich auf die Zerstreuung der Menschen nach der Sintfluth bezogen. Sind nun auch diese alten irischen Manuscripte, wie aus der Form ihrer Buchstaben, ihrer Sprache ꝛc. hervorgeht, nicht vor dem 9. oder 10. Jahrhundert, oder wie andere wollen, gar erst im 12. oder 13. Jahrhundert niedergeschrieben worden, so liegen ihnen doch ältere Materialien, Traditionen ꝛc. zu Grunde. Sucht man diese herauszuschälen, so erkennt man dabei eine Reihenfolge von Völkerschaften, die nach und nach in Irland auftraten.

Zuerst hören wir von den Firbolgs. Sie waren Schäfer und Ackerbauer, verstanden jedoch nichts von der Metallbearbeitung. Indessen waren sie keineswegs rohe Wilde, sondern standen etwa auf der Stufe wie die Maoris, als wir diese kennen lernten. Die Firbolgs waren ein kleines, straffhaariges, dunkles Volk, dessen Nachkommen noch heute nachgewiesen werden können. Einer ihrer Landsleute, der vor zweihundert Jahren in Galway lebte, beschreibt sie als dunkelhaarig, schwatzhaft, umherstreifend, unstät, als Störenfriede in jeglicher Versammlung, Verursacher von Streitigkeiten. Meiner Ansicht nach bildeten sie mit den beiden zunächst zu schildernden Völkern den Grundstock unserer sogenannten keltischen Bevölkerung, die kriegerisch, gelegentlich nomadisch, ausdauernd, streitsüchtig, feudal und ihren Oberen ergeben, hart arbeitend, wenig wirthschaftlich und, wenn ihr Bedürfniß befriedigt war, auch faul ist. Dieser von Macfirbis gegebenen Charakteristik möchte ich hinzufügen, daß die ungewöhnliche Combination von blauen oder blaugrauen Augen mit dunklen Augenwimpern und dunklem Teint bei ihnen vorhanden ist. Nach statistischen Mittheilungen der „Great Midland Western Railway“ wandern durchschnittlich im Jahre 30,000 dieser Leute, Nachkömmlinge der dunkeln Firbolgs und hellen Dannans, nach England um dort in den Ackerbaugegenden bei der Ernte zu helfen. Suchen wir nun dieses Volk (die Firbolgs) mit den Ueberresten der Vorzeit in Verbindung zu bringen, so sind sie, meiner Ansicht nach, die Erbauer der Erdmounds und der Einfriedigungen (enclosures). Sie beerdigten meistens ihre Todten ohne sie zu verbrennen; waren diese Häuptlinge oder hervorragende Persönlichkeiten, so wurden sie unter einem Cromlech oder Tumulus beigesetzt. Ihre Schädel waren eirund und an den Seiten abgeflacht.

Die nächste Einwanderung, von welcher die Annalen berichten, ist jene der Tuatha-de-dannans. Sie waren ein großes, helles, kriegerisches, sehr energisches, dem Fortschritte ergebenes, in der Metallarbeit erfahrenes, musikalisches, dichterisches, mit der Heilkunst vertrautes, dem Druidenthum ergebenes Volk, dem man auch nekromantische und magische Künste zuschrieb, das namentlich aber auch in der Kunst des Metallschmelzens, in der Herstellung von Waffen, Geräthen und Zierrathen sehr erfahren war. Von den Firbolgs und Dannans wurde die Sagenwelt und Mythologie Irlands geschaffen. Die Dannans sprachen dieselbe Sprache wie ihre Vorgänger, die Firbolgs; sie kämpften aber zusammen um die Oberherrschaft und der „Mann des Metalls“ siegte und trieb einen großen Theil der Firbolgs nach den Küsteninseln, wo diese ihren letzten Wohnsitz fanden. Gelegentlich aber, als eine beiden Völkern feindliche Macht ihren Einfluß auf sie auszuüben begann, verschmolzen sich Firbolgs und Dannans und diese Verschmelzung währt bis zum heutigen Tage. So erwuchs die echte altirische Bauern- und Farmerbevölkerung. Die Dannans hatten eine mehr runde Kopfform; meistens verbrannten sie ihre Todten und brachten deren Manen Opfer; die Urne mit dem eingeäscherten Opfer, thierischen oder menschlichen Ursprungs, wurde in das Grab des Heros eingesetzt, der entweder der Länge nach ausgestreckt, oder nach Art der peruanischen Mumien zusammengekauert darin lag.

Es ist bekannt, daß die Dannans lange in Irland herrschten, bis die Invasion der „Milesier“ stattfand, die als tapfer, ritterlich, im Kriege erfahren, gute Seeleute, stolz, herrschsüchtig, nach Geist und Körper ihren Vorgängern überlegen geschildert werden. Sie setzten die Dannankönige ab und erhoben sich zum herrschenden Volke, indem sie die Souveränetät an sich rissen. Aus ihnen ging die Aristokratie des Landes, gingen die Großgrundbesitzer hervor, jene ersten Familien des Landes, die besonders noch an dem ihren Namen vorgesetzten „O“ oder „Mac“ zu erkennen sind. Wann dieses Volk in Irland auftrat, kann mit Sicherheit nicht bestimmt werden, doch geschah das noch vor Beginn der christlichen Zeitrechnung. Es wird behauptet, daß sie von der spanischen Küste kamen.

Alle diese drei Völker waren meiner Ansicht nach keltischen Ursprungs; sie sprachen ein und dieselbe Sprache, die von ihren Nachkommen noch geredet wird. Als sie mit der Schrift bekannt wurden, schrieben sie ihre Geschichte irisch nieder. Zweifelsohne verschmolzen sie untereinander, doch ist diese Verschmelzung eine keineswegs rasche und vollständige gewesen.

In meiner Jugend war es in Connaught eine Ausnahme, daß ein Mensch sowohl englisch wie irisch sprach. Im Jahre 1851, als der erste Census der irisch sprechenden Bevölkerung aufgenommen wurde — nachdem das Land dreiviertel Millionen Menschen namentlich irischer Race verloren —, belief sich die irisch redende Bevölkerung in runder Summe auf $1\frac{1}{2}$ Millionen. Im Jahre 1861 war dieselbe schon

um eine halbe Million geringer und der letzte Census, jener von 1871, weist eine irisch redende Bevölkerung von nur 817,865 Seelen auf. Die Procentsätze gegenüber der ganzen Bevölkerung waren in den verschiedenen Provinzen folgende:

In Leinster . . .	1,2	Procent irisch Redende.
In Munster . . .	27,7	
In Ulster	4,6	
In Connaught .	39,0	
Ganz Irland . .	15,1	

Kilkenny und Louth sind die Counties in Leinster, wo die Sprache noch am meisten geredet wird. In Munster sind in dieser Beziehung Kerry, Clare und Waterford zu nennen. In Ulster: Donegal, wo 28 Proc. der Bevölkerung irisch reden; in Connaught dagegen, wo die Ueberreste der frühesten irischen Bevölkerung sitzen, finden wir noch 56 Proc. irisch Redende. (Oben sind 39 Proc. angegeben.) Nach meiner eigenen Erfahrung weiß ich, daß in den Counties Mayo und Galway eine große Anzahl Menschen nicht englisch reden kann.

So gewahren wir denn, daß von der Bevölkerung Irlands, die heute aus etwa $5^1/_2$ Millionen Seelen besteht, nach dem Census vom April 1871 nicht mehr als nur 817,865 noch irisch sprechen und es gehört keine große Prophetengabe dazu, daß dies die größte Anzahl ist, von der wir künftig zu reden haben werden. Ueber die Ursachen dieses Rückgangs habe ich hier nicht zu sprechen. Die Kelten sind die großen Pioniere der Civilisation gewesen und jetzt eine Macht in der Welt (?). Sind sie nicht numerisch die herrschende (?) Race in Amerika und haben sie nicht reichlich Australien und Neuseeland bevölkert?

Wir sind jetzt bei einer Periode angelangt, bei der Sie erwarten können, daß der heimische Annalist die Eroberung und Colonisirung des Landes durch die Herrin der Welt schildern wird. Ohne einen Grund dafür anzugeben, habe ich nur zu bemerken, daß die Römer niemals, weder als Krieger noch als Colonen, in Irland Fuß faßten; daher auch die Armuth von römischen Beimischungen bei uns. Nachdem ich oben die Milesier erwähnt habe, muß ich noch von den Dänen, den Skandinaviern und Normännern reden, den heidnischen Seekönigen, die unsere Küsten heimsuchten, unsere Kirchen und Klöster beraubten, gleichzeitig aber — ich muß es gestehen — den Wohlstand einiger unserer Städte und Ortschaften begründen halfen, in der Zeit von 795 bis zur Schlacht von Clontarf im Jahr 1014, als der kriegerische Theil der Skandinavier schließlich aus unserm Lande verjagt wurde.

Wir haben die letzte Periode zu behandeln. Die Römer hatten Britannien besetzt; die Sachsen folgten; die Dänen waren zeitweise Landesbesitzer. Die Heptarchie bestand, bis Harold, der letzte der Sachsenkönige, bei Hastings fiel und England sich vor jener Mischung von normännischem, wälschem, skandinavischem — im Allgemeinen keltischem Blute beugte, welches Wilhelm von Frankreichs Gestade herüberführte. Die sächsische Dynastie ging zu Grunde, die Briten von damals söhnten sich mit der Eroberung aus und nicht nur die Soldaten, sondern auch die normännischen Barone vermischten sich mit dem Volke des Reichs und trugen stark dazu bei es zu dem zu machen, was es jetzt ist. Diese Verschmelzung der Racen, die Assimilation der Gefühle, der Austausch der Gedanken muß stets zu einem günstigen Ergebnisse führen. Die Anglonormannen kamen zu uns im Jahre 1172 als eine sehr gemischte Race, doch ihre Führer waren zumeist französischer und normännischer Abkunft. Warum sie kamen und was sie thaten habe ich nicht zu erörtern. Ich möchte jedoch eine gewöhnliche Vorstellung hier berichtigen, nämlich die, daß die normännischen Barone Heinrich's II. Irland eroberten. Sie nahmen einige Städte ein, bildeten ein „Pale", legten Steuern auf, schickten uns eine Soldateska, vertheilten das Land und führten eine neue Sprache ein; doch die Unterjochung Irlands erstreckte sich nicht über das Land im großen Ganzen und es blieb erst dem Jahre 1846 sowie den nachfolgenden fünf oder sechs Jahren vorbehalten, die Eroberung Irlands durch die Kartoffelkrankheit und die gouvernementale Aenderung des Kornwerthes zu vollenden. Damals wanderten ins Arbeitshaus oder ins Exil etwa zwei Millionen Menschen irischer Race, abgerechnet jene die an Seuchen zu Grunde gingen.

Mir scheint es, daß einer der größten Fehler in Irland der Mangel an Racenvermischung, an Verschmelzung der Meinungen und Gefühle gewesen ist, der Mangel an einem „Nimm- und Gibsystem". Was die Mischung betrifft, so kann es wohl keine bessere als die des Sachsen und Kelten geben. Schaut hin, was die Racenmischung für uns in Irland bewirkt hat! Der Firbolg brachte uns Ackerbau, der Dannan die Metallbearbeitung, der Milesier Schönheit und Staatskunst, der Däne Handel und Schifffahrt, der Anglonormanne Ritterlichkeit und geordnetes Staatswesen und in späterer Zeit lehrten uns französische Emigranten eine vervollkommnete Art der Weberei.

Der Ramadan in Arabien *).

I.

Wichtigkeit des Ramadan. — Bestimmung seines Anfangs. — Der Bote von Mekka. — Nächtliche Geschäftigkeit. — Lebhaftigkeit des Markts. — Der Sklavenmarkt. — Negersklaven. — Abessinier. — Wohlfeilheit der Sklaven. — Die Tagesqualen der Fastenden. — Ihre Streitsucht.

Wer am Leben der Morgenländer Interesse nimmt, der wird es vorzüglich im Ramadan beobachten. Zu keiner andern Zeit offenbart sich dieses Leben charakteristischer. Der oberflächliche Reisende wird freilich behaupten, daß, wer den Ramadan in einer moslemischen Stadt gesehen, ihn in allen gesehen hat. Wer aber eingehend beobachtet, wird finden, daß, wie in anderen Sittenzügen, so auch in diesem, interessante locale Unterschiede walten; und diese geben der Sittenschilderung ihre Würze. Jedes Land des Orients hat seine eigene Physiognomie auch hierin. In jedem meiner frühe-

*) Wir haben uns vorbehalten, zeitweilig einige Mittheilungen aus Heinrich von Maltzan's Reisen in Arabien (Braunschweig, Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn) zu geben, und wiederholt auf dieses eben so lehrreiche als unterhaltende Werk aufmerksam zu machen. Unseren Lesern werden diese Schilderungen jedenfalls willkommen sein.

ren Reisewerke habe ich darum dem Ramadan (bald in Tunis, bald in Algerien ꝛc.) ein Capitel gewidmet. So will ich es auch hier thun. Es wird aber kürzer werden, als seine Vettern, denn im heiligen Hedschas ist der Ramadan auch zu heilig, um viel Unterhaltungsstoff zu bieten.

Dieser Monat, in welchem dem Moslem das beschwerliche Fasten bevorsteht, wird dennoch von ihm herbeigesehnt; je heiliger man ist, desto sehnlicher, in dem fanatischen Hedschas also mit verdoppelter Inbrunst. Da die astronomische Bestimmung nicht genügt, sondern der Neumond von glaubwürdigen Schohud (Zeugen) *gesehen* worden sein muß, und er im Jahre 1870 in Dschedda in die Regenzeit fiel, so war man dort im Unklaren, wann die Fasten beginnen. Am Abend des 23. November stand Neumond im Kalender. Man vernahm aber nicht den Kanonenschuß des Sonnenuntergangs, welcher den Ramadan ankündigt. Alles bereitete sich vor, den nächsten Tag noch zum Schaban-Monat zu rechnen.

Da plötzlich weckte in später Nachtstunde ein Kanonenschuß die Dscheddaner. Der Mond war in Mekka gesehen worden und ein Reiter hatte in fünf Stunden den Weg hierher, zu dem Pilger anderthalb Tage brauchen, zurückgelegt, um die Nachricht zu bringen. Da Mekka Autorität bildet, so war die Frage entschieden. Es hält freilich schwer, den Moslem zu einer so schnellen That zu bewegen. Aber der Anfang des Ramadan ist eine so wichtige Sache, Wohl und Wehe scheinen so ganz von ihm abzuhängen, daß selbst ein mohammedanischer Bote fähig wird, in fünf Stunden von Mekka zu kommen. Dieser Bote wird stets reich belohnt, und ist für den ganzen Monat der Gast des Gouverneurs.

Nun war aber ganz Dschedda in Verlegenheit gesetzt. Viele hatten ihre Einkäufe auf morgen verschoben. Das Schlimmste war, daß es den Meisten am Frühmahl fehlte, was im Ramadan vor der Morgendämmerung genossen wird. Daher entstand mitten in der Nacht ein geschäftiges Treiben und Hin- und Herlaufen. Jeder suchte von seinem Nachbar zu borgen, da die Läden geschlossen waren. Viel kam nicht dabei heraus, denn die Moslems sind schlechte Vorrathssammler, und so begannen die meisten den Tag wirklich nüchtern. Das war ein hartes Fasten, die vollen 12 Stunden ohne Morgenprovision.

Dadurch kam es, daß am ersten Ramadanmorgen dies Jahr der Markt noch besonders lebhaft war, während er sonst in diesem Monat sich erst um Mittag belebt. Die Läden öffneten sich früh; Karawanen durchzogen lärmend die Straßen; überall liefen gravitätische Moslems mit Körben umher; der Fischmarkt war in vollem Glanz und Leben. Selbst die halbwilden Beduinen, mit dem krummen Dolch im Gürtel, dem vergoldeten Kopfwulst und dem blauen Hemd machten einen letzten Ueberfall über Stadt und Markt: friedlich nach iher Auffassung, aber von sehr räuberischem Aussehen.

Mich litt es nicht zu Hause. Ich mußte das bunte Leben mit ansehen. Die Belebtheit des Marktes war eine außerordentliche. Nicht nur ganz Dschedda schien hier zusammengeströmt, sondern auch drei Pilgerschiffe waren angekommen und die ganze Stadt mit weißen Ihramträgern in der gewohnten, malerischen Halbnacktheit angefüllt. Ich kannte zwar viele Budenbesitzer. Aber heute sah mich keiner, sie hatten alle vollauf zu thun.

Nachdem ich die bekannten Läden aufgesucht hatte, gerieth ich an ein mir noch neues Kaufhaus, wo zwar keine Waare, wohl aber eine Menge Schwarzer zu sehen war. Ich erkundigte mich nach der Bestimmung dieses Hauses. Aber Niemand wollte heraus mit der Sprache. Ich hatte den Sklavenmarkt entdeckt, der hier trotz Verträgen und Reformen noch ganz offen gehalten wird. Nur gegen mich, wie überhaupt gegen Europäer war man mißtrauisch. Früher haben nämlich die Consuln diesem Verkehr oft mit Erfolg gesteuert. Aber dieser Eifer ist erkaltet. Auch die Consuln entgehen dem Einflusse des Orients nicht. Die Apathie der Orientalen steckt sie an und lähmt ihre Schwingen. Zudem sehen sie auch bald ein, daß Alles, was sie erreichen, nur elendes Stückwerk ist. Fast jeder neue Consul kommt zwar mit eifrigen Vorsätzen her, bald aber erlahmt er, tröstet sich mit dem „Inschallah“ (Wie es Gott gefällt) der Orientalen und läßt die Dinge gehen, wie sie gehen wollen. So ging es auch in Bezug auf das Sklavenwesen in Dschedda; da lange kein Consul mehr Einsprache dagegen erhob, so hat es sich nun wieder aus seinem Versteck herausgewagt und steht jetzt von Neuem in verhältnißmäßiger Blüthe.

Es war ein seltsames Gefühl, das mich erfaßte, als ich diesen Sklavenmarkt betrat. Wirkten einestheils die fürchterliche Häßlichkeit, die dicken Lippen, Plattnasen, der stupide Ausdruck und dabei das blödsinnige Lachen der echten Neger abschreckend auf mich, so konnte ich mich andererseits doch nicht des Mitleids erwehren, wenn ich sah, wie um diese menschliche Waare von einigen rohen Beduinen, die sie in barschester Weise anschrien, betasteten, auszogen, kurz wie ein zu kaufendes Thier behandelten, gefeilscht wurde. Besonders erregt wurde jedoch mein Mitleid durch den Anblick der abessinischen Sklaven, die sich von den Negern im Aeußern aufs Vortheilhafteste unterscheiden, ebenso regelmäßige Züge, wie die meisten Europäer, und dabei fast immer einen höchst gewinnenden, sanften, halb schwärmerischen, halb melancholischen Gesichtsausdruck besitzen. Diese Leute als menschliche Waare zu behandeln, kommt uns fast ebenso vor, als wenn man unsere Landsleute verkaufen würde. Bei den echten Negern berührt uns die Sache weniger fühlbar, besonders da diese, wie ihr beständiges Lachen andeuten dürfte, ihr Loos gar nicht so schwer zu empfinden scheinen. Unter den Abessiniern dagegen sah ich keinen einzigen lächeln. Stumme Resignation, stille Schwermuth lag auf allen Gesichtern. Solche Menschen so roh behandelt zu sehen, kam mir empörend vor. Die Araber dagegen scheinen gar keinen Unterschied zwischen den Abessiniern und den echten Negern, die doch so tief unter jenen stehen, zu machen. Im Gegentheil, sie scheinen sogar mehr Sympathie mit letzteren zu hegen. Der echte Neger, der so gut wie keine Religion besaß, ehe er Sklave wurde, ist dem gewöhnlichen Moslem auch deshalb willkommen, weil bei ihm alle Cultusbegriffe tabula rasa sind, auf der mit Leichtigkeit das dürftige Gebäude von Aberglauben, die spärliche Dosis religiöser Erkenntniß, die der Araber dem gewöhnlichen Sklaven zu Theil werden läßt, eingegraben werden kann. Der Abessinier dagegen war in den meisten Fällen Christ, ehe er in die Sklaverei fortgeschleppt wurde; schon aus diesem Grunde ist er oft dem Moslem verhaßt; dann genügt ihm selten eine so niedere Stufe von Cultusbegriffen, wie die, mit der die Neger abgefunden werden. Auch dieser Gegensatz der Confessionen des Sklaven und des künftigen Herrn ist geeignet, tiefes Mitgefühl mit den Abessiniern zu erregen. Wie schwach auch immer ihre eigene Erkenntniß sein mag, so muß ihnen doch der Fanatismus der Moslems im höchsten Grade drückend erscheinen, der Alles, was man sie in ihrer Jugend gelehrt, verdammt. Dieses Mitgefühl zu steigern, trägt gleichfalls die örtliche Nähe ihres Vaterlandes bei. Wenn man bedenkt, daß dieses Vaterland nur wenige Tagereisen von hier entfernt ist, so wird der Contrast zwischen der Freiheit, die sie dort genossen, und dem jämmerlichen Stande, welcher hier ihr Loos ist, uns besonders nahe gelegt.

Man hat viel von der guten Behandlung der Sklaven von Seiten der Moslems gesprochen. Im Ganzen hat es damit auch seine Richtigkeit. Doch giebt es Ausnahmen. Die Beduinen z. B. behandeln ihre Sklaven nicht viel besser, als das liebe Vieh. Außerdem können die Herren oft mit dem besten Willen dem Sklaven kein erträgliches Loos bereiten, da sie selbst kaum das tägliche Brot haben. Hier hat nämlich Jedermann Sklaven, Reiche wie Arme. Der Ankauf kostet zwischen 30 und 80 Thaler, und dafür hat man also umsonst einen Diener, dessen Bekleidung und Unterhalt auch keine großen Auslagen erfordert. Man giebt ihm ein Lendentuch und täglich ein Stück trockenes Brot; mehr bekommen die allerwenigsten Sklaven. Die Arbeit, die man von ihnen fordert, ist freilich auch nicht groß, aber immer noch groß für die mangelhafte Ernährung. In den Schiffen gar gehören die Sklaven so zu sagen zum Inventar. Oft sah ich in Dschedda Neger, die Tag und Nacht in einem Kahn zubrachten. Ihr Herr war ein armer Bootsmann, der aber trotzdem Sklaven gekauft hatte, weil sie ihm sehr nützlich waren.

Dieser erste Tag war übrigens auch der letzte in diesem Monat, an dem Sklaven verkauft wurden. Wie alle Geschäfte, so ruht auch dieses im heiligen Monat. Der ganze Handel beschränkt sich auf den täglichen Consum. Die Kaufleute und wohlhabenderen Männer bleiben über Tags zu Hause und die Straßen sind hauptsächlich dem zahlreichen bettelarmen Volk überlassen, an dem jede moslemische Stadt Ueberfluß besitzt. Die Kaffeehäuser, die zwar so zu sagen geschlossen sind, bieten diesem Volke dennoch insofern ein Asyl, als vor jedem zahlreiche Bänke auf der Straße stehen und natürlich nicht hineingenommen werden; das wäre eine hier zu Lande ganz unerhörte Vorsicht. Da sitzen sie gelangweilt und im Halbschlafe die Zeit vergähnend. Die gewohnte Cigarette oder Wasserpfeife, die hier selbst der Aermste raucht, entbehren sie schwer. Ihre Laune ist gewöhnlich über Tags eine sehr schlechte. Auch ist es sprüchwörtlich geworden, daß der Ramadan ein Monat des Zanks und des Streits ist. Fast täglich sieht man Scenen von Raufereien und Prügeleien in diesem heiligen Monat. Ja, man behauptet sogar von manchen Leuten, die der obern Classe des Volkes angehören, daß sie keinen Abend die Fasten brechen, ohne vorher ihr kleines Streitchen, das oft ein großes wird, „genossen“ zu haben. Ein solches gemüthliches „Streitchen“ ist für diese Leute ein nothwendiges Ramadanvergnügen, etwa wie rohen Nordeuropäern der „Sonntagsrausch“.

Schilderungen aus Sibirien.

Von **Albin Kohn.**

Die Küche der russischen Sibiriaken.

Die culinarische Geschicklichkeit und die culinarischen Bedürfnisse sind unstreitig mit ein Zeichen der Culturstufe eines Volkes und des Individuums. Wenn wir den Russen, ganz besonders aber den russischen Bewohner Sibiriens, von diesem Gesichtspunkt aus betrachten, so können wir ihm keine hohe Stelle auf der Culturleiter der Völker anweisen.

Wir haben schon früher gesagt, daß der Russe keine feineren Küchengewächse baut. Als ich und verschiedene meiner Collegen uns Petersilien-, Porré-, Salat-, Kohlrabi-, Blumenkohl- und ähnliche Samen aus Warschau kommen ließen, dieselben anbaueten, um später die Producte für unsern Tisch nach europäischer Manier zu verwenden, lächelten unsere russischen Nachbaren und Nachbarinnen, schüttelten mit dem Kopfe und meinten, als ihre anfänglichen Prophezeiungen, daß die genannten Gewächse das Klima Sibiriens nicht aushalten würden, glücklich Fiasco gemacht hatten, daß ihre Speisen, welche ohne dergleichen Zuthaten bereitet werden, doch viel schmackhafter seien als unsere.

Ich will, um dem Leser die Möglichkeit zur selbständigen Beurtheilung des russischen Geschmackes in Bezug auf die Speisen zu ermöglichen, in aller Kürze ihre Zubereitung beschreiben.

Früh zwischen 4 und 5 Uhr steht die Wirthin oder ihre erwachsene Tochter, auch wohl die Dienstmagd, wenn eine solche im Hause ist, auf, heizt den Ofen und bereitet den Teig zum Backen, da fast alle Tage frisches Brot und in Ringform gestaltete Semmel aus Weizenschrot gebacken wird. Eigentliches Mehl gehört derzeit in Sibirien noch zu den Luxusartikeln und erscheint Gebäck aus solchem nur auf den Tischen der Reichen.

Nachdem das Holz im Ofen ausgebrannt und das Gebäck geformt und aufgegangen ist, wird der Ofen ausgefegt, und Brot und Semmeln werden in denselben geschoben. Die ringförmigen Semmeln heißen „Kollatsche“. Eine zweite sehr beliebte Form bilden Fladen, welche mit frischem Käsequark und Eigelb belegt sind; sie heißen „Schangi“, und bilden ein Lieblingsessen des Sibiriers. Den Käsequark vertritt häufig Sahne, beim Armen auch Kartoffel- oder Mohrrübenbrei. Im Nothfalle werden sowohl die Kollatsche wie die Schangi aus Roggenmehlschrot (welches durchgesiebt wird) gebacken.

Während sich das Brot im Ofen befindet, macht sich die Wirthin an die Zubereitung des Frühstücks und der anderen Mahlzeiten. Zum Frühstücke gehört Thee (aus Formthee bereitet), Kollatsche und Schangi und, wenn Kartoffeln im Hause sind, in der Ofenhitze gebratene Kartoffeln. Wenn sie sehr klein sind, werden sie mit den Schalen gekocht und später mit Salz verzehrt. Man darf, wenn man mit dem Sibirier ißt, bei Leibe nicht die Kartoffel, oder was es sonst sei, ins Salz „tauchen“; das hieße eine ungeheuere Sünde begehen, da der Herr Jesus den Bissen Brot eintauchte, welchen er Judas hingereicht hat, und dieser, der den eingetauchten Bissen verzehrte, wurde Verräther am Herrn. Man muß also um einen Bissen Brot, ein Stückchen Fleisch, eine Kartoffel zu salzen, immer aus dem gemeinsamen Salzgefäße eine Prise nehmen und mit ihr die genannten Gegenstände bestreuen.

Gleichzeitig mit dem Frühstück beginnt die Zubereitung des Mittag- und Abendbrotes. Ein der Anzahl der Familienglieder entsprechend großer Topf, der ohne Henkel ist und ganz die Form einer Urne hat, wurde mit Sauerkohl, einer Handvoll Grütze und etwas Fleisch gefüllt, mittelst

einer an einem langen Stiele befestigten Gabel *), deren Zinken nach innen gebogen sind, in den heißen Ofen gestellt. Dieser Mischmasch heißt, wenn er fertig ist, „Schtschy", ein anderer aus Kartoffeln und Fleisch bereiteter, welcher ihn vertritt, heißt „Pochlobka". Die Pochlobka kommt nur während des Winters auf den Tisch, da die Wirthschaft des Russen, wie seine Wirthschaftsweise es mit sich bringt, keine Kartoffeln hat. Außer diesen beiden Suppengattungen kennt die russische Küche keine Fleischsuppen. Neben dem Topfe steht im Ofen eine größere Bratpfanne, auf der ein entsprechendes Stück Rind-, Kalb- oder Hammelfleisch liegt, welches, da es statt mit Butter, gewöhnlich mit Wasser untergossen ist, mehr stark ausgekochtes Fleisch, als guter Braten wird.

Außer diesem wird noch ein „Pirog" **) angefertigt. Dieser Pirog ist, wenn gut hergerichtet, wirklich kein übles Gericht. Er besteht aus fein gehacktem Fleische (es sollen immer mehrere Fleischgattungen genommen werden), das gesalzen und gewürzt in eine Hülle von Weizenteig gepackt und nun auf einer flachen Pfanne gebraten wird. Beim Armen besteht der Teig aus grobem Mehl, das Füllsel aus Mohrrüben, Kartoffeln oder gar aus Kraut und ist eben nur die Parodie auf den Pirog. Hin und wieder vertritt den Braten eine Ente, oder eine Gans, noch seltener Wild, das der Sibirier nicht liebt. Er zählt den Hasen zum Katzengeschlechte, den Bären zu den Hunden und verachtet ihr Fleisch; nur das Fleisch der wilden Wiederkäuer findet Gnade vor seinen Augen, jedoch verkauft er gern das Pfund Hirsch-, Reh- oder Elenthierfleisch für $1\frac{1}{2}$ bis 2 Kopeken, wenn das Pfund Rindfleisch 6 bis 8 Kopeken kostet.

Nur das Maul vom Elenthier verzehrt er selbst. Es ist mit Essig und Pfeffer ein delicates Essen, und hat ganz die Form eines Gelée.

Der Russe fastet, wie Fürst Dolgorukow nachgewiesen hat, über zweihundert Tage im Jahre. Er hat eine sogenannte große Faste, welche runde sieben Wochen dauert; dann hat er eine dreiwöchentliche um Peter-Paul und die vierwöchentliche Adventfaste. Außer diesen langen Fasten hat er noch die Freitage jeder Woche, macht wieder fünf und eine halbe Woche, endlich kommen noch Quatemberfasten und Vigilien in ungezählter Menge, so daß, wenn man Alles in Allem nimmt, die Dolgorukow'sche Zahl ganz gut herauskommt.

Einige dieser Fasten sind so streng, daß der arme Rechtgläubige während derselben nicht einmal Milchspeisen und Eier genießen darf, und es bleibt ihm nur der Fisch als nahrhafte Speise übrig. Während anderer Fasten erlaubt die orthodoxe Kirche den Genuß von Milchspeisen und Eiern.

Während der Fastenzeit, in welcher selbst der Genuß von Milchspeisen verboten ist, ist die Küche sehr einfach. Es wird, wenn keine Fische vorhanden sind, einfach gar nicht gekocht. Man begnügt sich dann mit „Kwas" und Rettig. Den Kwas bereitet jede russische Wirthin selbst und ich muß gestehen, daß ich dieses Getränk als sehr kräftigend und schmackhaft gefunden habe. Es ist keineswegs, wie sein Name bedeutet, sauer, sondern hat häufig einen angenehmen, süßlichen Geschmack. Der Kwas wird aus zweimal gebackenem Brote, das mit Honig fermentirt und dem gegen Ende der Fermentation etwas Hopfen beigegeben wird, bereitet, und dient als gewöhnliches Getränk, das man selbst dem Fremden, der um einen Trunk bittet, gern anbietet. Da der Sibirier sich gewöhnlich für den Sommer mit Eis versorgt, ist er im Stande, sein Nationalgetränk immer recht kühl zu erhalten und es vor Uebergährung zu bewahren.

Dieser Kwas nun und der Rettig müssen während der Fasten herhalten, wenn keine Fische zu bekommen sind. Wenn solche zu kaufen sind, wird aus ihnen ein Gebräue gekocht, das ich keinem Europäer empfehlen will. In einen Topf von 6 bis 8 Liter Inhalt werden $1\frac{1}{2}$ bis 2 Pfund Fische geworfen, diese, nachdem sie vorher gereinigt worden, mit Wasser begossen, und nun, wie sonst das Schtschy und die Pochlobka, zu einer Brühe gekocht, welche als „Uch'a" auf den Tisch kommt. Die Fische sind in der Ucha dermaßen zerkocht, daß kein Cuvier oder Agassiz aus den Fragmenten auf die Gattung oder Art schließen könnte. Man kann sich denken, wie viel von den Fischen mit einem Löffel aus der Schüssel gebracht werden kann, aus der sechs bis acht, ja häufig noch weit mehr Menschen essen. Die ganze Familie und alle Arbeiter genießen ja ihre Mahlzeit aus einer Schüssel und langen der Reihe nach mit ihren Löffeln zu. Jeder legt, wie auf Commando, wenn er seinen Löffel geleert hat, denselben nieder, und wartet bis wieder die Reihe des Schöpfens an ihn gekommen ist. Während der Zeit wird Brot gegessen.

Sind mehr Fische vorhanden als zu einer Mahlzeit, Ucha, nothwendig, dann werden sie — versteht sich ohne alle anderen Zuthaten als Salz — gebraten; sie kommen, da sie ja auch von früh 6 Uhr bis gegen 12 Uhr Mittags in der Ofenhitze gestanden, recht weich auf den Tisch und werden mit Hülfe des Löffels und der Finger dem Munde zugeführt. Man macht auch Pirogs aus Fischen, und wenn, wie wir es gewöhnlich thaten, hierzu Quappen oder Sterlete, schlimmsten Falls auch Hechte oder Barsche, und außerdem Butter, Gewürz und feinere Küchengewächse verwendet werden, so giebt dieses ein Gericht, das auch der Gourmand mit Appetit verzehren würde. Ich versagte mir einen solchen Fastenpirog selbst an Fleischtagen nicht, wenn ich eben die nöthigen Materialien zu ihm erhalten konnte.

Wenn es der Fastencodex nicht verbietet, genießt der Russe gern Milch nach dem Mittagsmahle, vorzüglich aber liebt er es einige Löffel frischen Quark mit Sahne zu essen und dieses bildet den Schluß des Mahles.

Zwischen 4 und 5 Uhr Nachmittags kommt die Theemaschine auf den Tisch und man genießt das Vesperbrot, das dem Frühstücke gleicht, während vom Mittagsmahle zum Abendbrot das Nöthige übrig bleibt. Man kocht ja auf einen Ruck für den ganzen Tag.

*) Unsere Küche kennt dieses Instrument, das „Uchwat" (ein Instrument zum Angreifen) heißt, nicht.

**) Pir, das Fest, der Schmaus, also Pirog etwas zum Schmause Gehörendes.

Eine Purpurfabrik im alten Phönicien.

Vor einigen Jahren fand Herr von Dücker auf der kleinen Insel St. Georg etwa zwei deutsche Meilen westlich von Athen einen Haufen von Muscheln (Murex) die er für einen Kjökkenmödding hielt; ein französischer Arzt in Alexandrien jedoch, Gaillardot, ist der Ansicht, daß es sich dabei nicht um Küchenabfälle sondern um Ueberbleibsel einer

Purpurfabrik handle, dergleichen man auch an der Küste der ionischen Insel Cerigo gefunden hat.

Eine solche Purpurfabrik hat Herr Gaillardot auch bei dem alten Sidon, dem heutigen Saïda, gefunden; er beschreibt dieselbe in folgender Weise. Ich habe mich, sagt er, lange Zeit dort aufgehalten. Meine Aufmerksamkeit wurde erregt durch eine Bank, die aus einer sehr beträchtlichen Anhäufung von Schalen des Murex trunculatus bestand. Sie alle waren in gleichartiger Weise zerbrochen, und daraus sowie aus mehreren anderen Merkmalen schloß ich, daß ich hier Ueberbleibsel von dem Material für eine Purpurfabrik vor mir sähe, die sich in der Nähe befunden haben muß. Derselben Ansicht war auch Herr von Saulcy, welchem ich am 3. Januar 1864 diese Anhäufung von Muscheln zeigte.

Dieselbe liegt 120 Meter südöstlich von dem Nordhügel auf welchem das alte Fort, Kalaat el Mezze, steht, und tritt zu Tage in einer Länge von gleichfalls 120 Meter auf einem steil abfallenden Ufer, das vom Meere durch einen etwa 20 Meter sandigen Strand getrennt ist, und zur Unterlage einen quaternären kalkhaltigen Sandstein hat, der sich auch heute noch an den Küsten Syriens findet; er wird gebildet durch allerlei Schutt von der Art wie man ihn in der Nähe so vieler alten Städte wahrnimmt. Es ist Bauschutt und mehr oder weniger mit Mörtel vermischte Erde, mit vielen Scherben von sehr großen flachen Schüsseln, die dick und von grobem Material waren; andere wieder sind klein, feiner und mit einem rothen oder schwarzen Firniß überzogen. An diesen letzteren bemerkt man einige Spuren von Ornamenten, die man aber wegen des schlechten Zustandes der Scherben nicht mehr genau zu erkennen vermag; sodann kleine Würfel mit weißer, schwarzer und rother Mosaik; Bruchstücke von kleinen Figuren aus Terra cotta und dann und wann auch kleine Bruchstücke von Kupfer, die aber beinahe völlig oxydirt sind.

Etwa 20 Meter über dem Meere, oben auf dem Schutte, liegt etwas rückwärts jene Muschelbank in einer, wie gesagt, Ausdehnung von 120 Meter; die Höhe beträgt etwa 7 bis 8 Meter im Centrum, wo sie am dicksten ist. Ueber ihr liegt auch Schutt, aber nicht so dick wie der andere; dann kommt eine dünne Lage von Dammerde. Die ganz ungeheure Anhäufung von Muscheln besteht nur aus einer einzigen Art, Murex trunculus. Aber nur wenige Schritt von derselben entfernt findet man am Strande und auf den Felsen, welche die Stadt umgürten, viele andere, z. B. Murex brandaris und Purpura hemastoma, welche gleichfalls Färbestoff zur Herstellung des Purpurs lieferten. Man hat offenbar den Murex trunculus zu einem besondern Zwecke von den übrigen getrennt. Die beiden anderen Arten, die noch heute an der phönicischen Küste so häufig vorkommen, haben doch ohne Zweifel auch dort schon gelebt, als Sidon Purpurfabriken besaß, die einen so gewaltigen Verbrauch an Murex trunculus hatten, daß ihre Muscheln eine so lange und hohe Bank bilden konnten.

Murex brandaris lieferte den werthvollsten Färbestoff, während Murex trunculus Stoff zum Färben nicht so theurer Zeuge hergab. Die Fabrikanten werden also wohl die verschiedenen Purpurmuscheln sortirt haben, um verschiedene Arten Farbe herzustellen; bei weiteren Nachgrabungen findet man vielleicht noch andere Arten, die gleichfalls Verwendung gefunden haben.

In den alten Büchern der Juden ist bekanntlich oftmals die Rede von „Purpur und köstlicher Leinwand“. Der phönicische Purpur war in allen Culturländern der alten Welt bekannt und gesucht. Unter Purpur aber verstand man nicht bloß die schöne dunkelrothe, ins Veilchenblau hinüberspielende Farbe, die wir heute noch als Purpur bezeichnen, sondern man verwandte ihn bei aller Farbengebung, wo Roth die Unterlage bildete und erhielt solchergestalt auch ein ins Orange und ein ins Schwärzliche spielendes Roth. Die große Nachfrage nach diesen Färbestoffen verlangte eine ausgedehnte Fabrikation. Bei der Herstellung der geringeren Quantitäten verwandten die Phönicier die Mollusken aus der Familie der Buccinoïda wohl nicht, sondern nahmen den Stoff von solchen aus anderen Familien, die gleichfalls eine färbende Flüssigkeit liefern. Die Janthine z. B. kommt an der syrischen Küste häufig vor, und Gaillardot hat im Frühjahr die Felsen bei Saïda häufig mit Aplysien bedeckt gefunden; sie waren durch die Wellen angespült worden und ließen eine große Menge schön violetter Flüssigkeit aus. Vielleicht hat die Verwendung gerade dieser auf die Entdeckung des wahren Purpurs geführt. Die farbige Flüssigkeit der Aplysia sondert sich von selber ab, sobald man dem Thiere die Muschel abgenommen hat und man bedarf weiter keiner Vorkehrungen, während jene von der Murex allerlei Operationen verlangt, bis man die gewünschte Farbennüance erhält. Bekanntlich erzählen die alten Schriftsteller, daß man die Entdeckung des Purpurs einem Schäferhunde verdanke, und es ist ganz glaubhaft und leicht begreiflich, daß beim Genießen einer Aplysie sich Schnauze und Haar violett gefärbt habe; aber auf eine Murex kann das nicht passen: der Hund müßte die Schalen durchgebissen haben und das Mollusk hätte ihm auch dann keine farbige Flüssigkeit gegeben.

Zur Bereitung ihrer Farben haben die Phönicier auch noch andere Materialien verwenden können, z. B. die Fucus, die Phylotacca ꝛc., die an der syrischen Küste und noch sonst am mediterranеischen Gestade wachsen und von den Eingeborenen benutzt werden.

Die Muscheln des Murex trunculus bei Saïda sind alle, gleichviel ob groß oder klein, auf gleichmäßige Art zerbrochen worden; der Theil des Schalengehäuses, welcher im Niveau der zweiten Windung den die Flüssigkeit enthaltenden Sack bedeckt, ist vermittelst eines besondern Werkzeuges herausgehoben worden. Man wollte nur diesen Theil des Thieres haben; wenn es auf die Verzehrung des übrigen abgesehen gewesen wäre, so würde man die Muschel ganz zerschlagen oder sie dem Feuer ausgesetzt haben. Von den vielen Tausenden aber, welche Gaillardot betrachtet hat, zeigte auch nicht eine einzige etwaige Einwirkungen des letztern. Sie sind auch nicht, wie gesagt, mit Bruchstücken anderer gemischt; man findet in der ganzen Bank weder Knochen noch Kohle oder Holzstückchen oder calcinirte Steine, wohl aber eine sehr kleine Quantität Dammerde und äußerst wenige flacher Schüsseln von gebrannter Erde aus grobem, braunem Thon; diese scheinen sehr groß gewesen und bei Herstellung der Farbe verwandt worden zu sein.

Genau so wie mit dieser Murexbank bei Saïda verhält es sich mit der oben erwähnten auf der Georgsinsel bei Athen; von einem Kjökkenmödding kann auch hier keine Rede sein. Ohnehin weiß man, daß die Phönicier auf mehreren Punkten am Mittelländischen Meer Purpurfabriken in Betrieb hatten. Herr von Dücker hat auf der Georgsinsel kugelförmige Steine gefunden, wahre Hämmer, die man zum kunstgerechten Aufschlagen der Muschel verwandte.

Aus allen Erdtheilen.

General Custer's Erforschung der Schwarzen Berge in Dakota.

Wer einen Blick auf A. Petermann's herrliche Karte der Vereinigten Staaten von Nordamerika (in Stieler's Handatlas, 6 Blätter, 1874) wirft, findet in der südwestlichen Ecke des Territoriums Dakota eine Gebirgsgruppe verzeichnet, die sogenannten Schwarzen Berge, Black Hills. Dieselben werden von 46° N., 104° W. durchschnitten und sind bisher fast unbekannt gewesen. Ein Theil derselben gehört dem Territorium Wyoming an.

Diese Region ist im Auftrage der nordamerikanischen Bundesregierung während des verflossenen Sommers von einer Expedition näher erforscht worden, welche General Custer leitete. In seinem vorläufigen Berichte, vom 15. August, betont er, daß er von einer so herrlichen Gegend sich nur ungern getrennt habe. Er drang von der Westseite her in die Schwarzen Berge ein, zog über die östlichen und südlichen Ketten, erforschte einen beträchtlichen Theil des Innern und kam an der Ostseite in die Ebene. Er hatte einen Zug von einhundert Wagen bei sich und fand für diese keine Bodenschwierigkeiten; das Gebirge ist also nicht, wie man bisher vermuthet hatte, „undurchdringlich", obwohl es, von außen her angesehen, einen abschreckenden Anblick darbietet, und dieses ist es denn auch gewesen, welches frühere Forschungsreisende bewog, nicht in dasselbe einzudringen; sie haben es umgangen.

Custer findet, daß keine andere Gegend in den Vereinigten Staaten üppigeres Weideland und reineres Wasser habe; das letztere hat mitten im Sommer da, wo es aus der Erde kommt, eine Temperatur von 12° F. über dem Gefrierpunkte. Bausteine, Brennholz und nutzbare Hölzer sind in Menge vorhanden. Regen fällt oft und Anzeichen von Dürre oder Ueberschwemmungen sind nicht gefunden worden. Für den Maisbau ist diese Region der kalten Nächte wegen wohl nicht geeignet, wohl aber für andere Getreidearten, namentlich Weizen. Eisenerz und Bleierz sind vorhanden, ebenso ausgedehnte Gypslager. Aus den an verschiedenen Stellen vorgenommenen Untersuchungen bestätigt sich das Vorkommen von Gold; in einigen Wasserläufen ergab jede Pfanne voll Erde, die man vom Grunde heraufholte, Gold in kleinen Quantitäten und die Arbeit würde sich lohnen. An einer Stelle, wo man bis zu acht Fuß Tiefe grub, fand man Gold, ebenso an vielen Wurzeln unter dem Grase. Die Zugochsen waren, nachdem sie 600 Miles im Gebirge zurückgelegt hatten, in besserm Zustande als bei Antritt der Reise, und jener der Pferde und Maulthiere ließ nichts zu wünschen übrig. Hirsche sind in überraschend großer Menge vorhanden, auch Elen und Bären wurden geschossen.

Mit den Sioux, welchen jene Region gehört, hatte Custer keinen feindlichen Zusammenstoß. Ohne Zweifel werden diese Indianer bald weichen müssen, denn es kann nicht fehlen, daß Schaaren weißer Abenteurer dorthin strömen und diese Oase in der großen westlichen Einöde in Besitz nehmen.

In den Black Hills hat der Inyan Karan, welcher in Wyoming liegt, eine Höhe von 6600 Fuß. Von dort nach Osten hin kam Custer in ein herrliches Thal mit einer reichen Flora; er nannte dasselbe Blumenthal. Weiterhin boten viele Strecken einen parkartigen Anblick dar. Als höchsten Punkt giebt Custer Harnays Pick an; wir finden aber die Höhe nicht verzeichnet.

Die vorgeschichtliche Stadt Birka in Schweden.

Die Gelehrten, welche sich mit Erforschung vorgeschichtlicher Zustände beschäftigen, hatten ihren „internationalen Congreß" diesmal, vom 7. bis 14. August, in Stockholm (1871 in Bologna, 1872 in Brüssel). Von den mehr als 1300 Anwesenden waren etwa 300 Ausländer; am zahlreichsten waren die Franzosen, 75 Mann stark; sie hatten den Vortheil, daß ihre Sprache vorwaltete; Deutsche waren 41 zugegen, Dänen 35, Engländer 26, Belgier 22, Norweger 19, Holländer 12, Finländer 11, Russen 9, Italiener 5, Nordamerikaner 5, Oesterreicher 3, Brasilianer 3, Portugiesen 2, Schweizer 2, aus Ungarn 1.

Wir sind wohl demnächst im Stande, Näheres über die Verhandlungen mitzutheilen, sobald dieselben im Druck erschienen sind. Heute beschränken wir uns darauf, einen Gegenstand zu erwähnen, der von ganz hervorragendem Interesse erscheint. Am 13. August fuhren die Mitglieder auf vier Dampfern nach dem alten Schlosse Gripsholm und dann nach der Insel Björkö, um hier die von Dr. Stolpe veranstalteten Nachgrabungen zu besichtigen; dieselben erstrecken sich über eine eingehegte Fläche von etwa 20 Morgen. Dort hat einst eine vergleichweise große Stadt gelegen, aber von ihr sind keine anderen Spuren geblieben als etwa zweitausend Gräber. Die meisten sind mit Granitsteinen bezeichnet, haben ein Erdlager von einer bis zu drei Ellen, in welchen sich Asche und Kohlen finden, und die mit Steinen umfaßt sind. Dr. Stolpe betrat einen dieser Grabsteine und gab Erläuterungen.

Hier, das war der wesentliche Inhalt seiner Rede, hat eine Ortschaft gestanden, als das heutige Schweden noch keine Geschichte hatte; sie kann nicht unbedeutend gewesen sein und ist vielleicht die größte im Lande gewesen. Es handelt sich um eine wirklich vorgeschichtliche *) Stadt. Freilich findet man hier keine cyklopischen Mauern und imponirenden Tempelbauten wie in den südlichen Ländern, sondern nur Gräber und Lagen von Erde mit Ueberbleibseln einer längst vergangenen Zeit. Auch handelt es sich hier nicht um Trümmer aus einer Zeit, die ins hohe Alterthum, ja nicht einmal über die christliche Zeitrechnung hinaufreicht. Denn diese vorgeschichtliche Stadt wurde nachweisbar erst im achten Jahrhundert nach Christus gegründet und ist im elften zu Grunde gegangen. Sie entstand in den Tagen Karl's des Großen und verschwand wahrscheinlich in denen Knut des Großen. Ueber ihre Geschichte wissen wir weiter nichts als das, was die mit Erde bedeckten Gegenstände uns offenbaren.

Der „schwarze Erdboden", auf welchem die heutigen Menschen ihre Feldfrüchte banen, ist in der That ein Kjökkenmödding in großem Maßstabe. Häuser und Hütten waren, wie man wohl annehmen darf, von Flechtwerk, das mit Lehm beworfen wurde, denn wir sehen noch heute Spuren von den Fingern der Erbauer. Man stellte diese Wohnungen auf den platten Erdboden ohne irgend welche Unterlage. Inmitten jeder derselben befand sich ein offener Herd, auf welchem fast ununterbrochen ein großes Feuer unterhalten wurde. Asche und Kohlen nebst dem Küchenabfall und gelegentlich zusammen mit zerbrochenen oder verloren gegangenen Geräthschaften wurden außerhalb der Hütte auf einen Haufen geworfen und bildeten so eine Lage von allerlei Schutt und Kehricht.

Wir finden in diesem „schwarzen Erdboden" Knochen von mehr als 50 Wirbelthierarten, Schalen von Austern und Miesmuscheln, alle Arten von Küchenabfällen, dann und wann Löffel, Kämme, Nadeln von Knochen, Knöpfe, Schachfiguren und Würfel aus Elen- oder Renthiergeweih, Glaskugeln, Krystall, Agat, Amethyst und Bernstein; selbst Gegenstände, die aus edlen Metallen verfertigt worden sind, kamen vor.

---

*) In Deutschland hat sich der Mißbrauch eingeschlichen, daß man in höchst überflüssiger Weise den Engländern ihr prehistoric als prähistorisch nachschreibt. Warum nicht gar antehistorisch! Man muß nicht vom Auslande auf Leih und Borg holen, was man daheim besser und deutlich hat. Also vorgeschichtlich. A.

Im Jahre 1872 wurde ein flaches Becken gefunden, welches nur einen Fuß hoch mit Erde bedeckt war. In demselben lagen 16 Armringe, 2 Brustplatten, zahlreiche Bruchstücke von Ornamenten, 89 ganze und 360 zerbrochene Münzen, zumeist aus der Periode von 893 bis 967 nach Christus, insbesondere eine byzantinische Münze von etwa 950. Im Jahre 1873 kam wieder ein Schatz zu Tage: Kufische Münzen von 893 bis 963, und zusammen mit diesen arabischen Münzen fand man fünf Stück jener Muscheln, die noch heute am Indischen Ocean als Geld umlaufen. (— Es ist die Kaurimuschel gemeint, Cypraea moneta, welche bekanntlich auch in vielen Negerländern Afrikas cursirt. —)

Aus Allem, was vorliegt, läßt sich folgern, daß diese verschwundene Stadt wohl Birka gewesen ist und daß sie vom achten bis elften Jahrhundert stand, also in der Periode, in welche für Schweden das jüngere Eisenzeitalter fällt. —

Nach diesen Erläuterungen, welche die Archäologen in größter Spannung erhielten, gingen viele derselben an das Untersuchen; sie wühlten freudig mit bloßen Händen im Erdboden umher und manche fanden Bruchstücke von Knochen; sie suchten nach Kämmen und Knochennadeln und gewiß auch nach Münzen. Nur ungern und zögernd haben sie dieses merkwürdige Gräberfeld verlassen.

Geographische Namengebung.

R. K. Der auch in Deutschland durch seine Artikel in den „Geographischen Mittheilungen" bekannte Herr Robert Brown bespricht im Septemberhefte des „Geographical Magazine" den erzählenden Theil von „die zweite deutsche Nordpolarfahrt in den Jahren 1869 und 1870" und macht dabei anläßlich des König-Wilhelm-Landes wörtlich folgende Ausstellung. „Ich brauche nicht erst zu sagen, daß auf diese Weise der deutsche Kaiser von seinen loyalen Unterthanen geehrt wird; will auch nicht ihr Recht auf dies Compliment bestreiten. Es ist aber gegen alle Regeln der Geographie, zwei Theile der Welt, namentlich zwei bei einander liegende, mit demselben Namen zu benennen. Wir haben schon westlich von der Bassins-Bai ein King-William-Land — traurigen Angedenkens, da dort Franklin's Schiffe verloren gingen —, und nun noch eines ein paar hundert Meilen östlich davon zu erhalten bringt, wie gesagt, Confusion und könnte, selbst auf Kosten der Loyalität, vermieden werden. Würde nicht „Kaiser-Wilhelms-Land" ebenso loyal, für geographische Nomenclatur besser und obendrein politisch richtiger gewesen sein?"

Der letzte Einwurf erledigt sich einfach dadurch, daß es noch gar keinen Kaiser Wilhelm gab, als das Land entdeckt und getauft wurde. Wenn aber den wackeren Nordpolarfahrern der Vorwurf gemacht wird, gegen alle Regeln der Geographie zu verstoßen, so soll — exempla docent — ein kleines Verzeichniß geographischer Objecte Namens Victoria, das jedoch auf Vollständigkeit durchaus keinen Anspruch erhebt, zeigen, wer größere Verwirrnng in die geographische Nomenclatur bringt, die Deutschen oder die Engländer, welche kaum von den spanischen Conquistadoren mit ihren ewig sich wiederholenden Heiligennamen oder den Türken übertroffen werden, welche vom Hämus bis in die Gobi hinein Flüsse, Seen und Berge selten anders als nach der Farbe zu benennen wissen.

Folgende Länder führen z. B. den Namen Victoria: die Colonie in Australien, Districte oder Counties in Capland, Westaustralien (zweimal), Südaustralien, Argentinien, Chile, Venezuela, Texas, Canada, Natal, New Brunswick, dann ein Theil einer großen Insel im Norden Nordamerikas, das Land am Südpol, ein Stück Land am Wash in England. Victoria-Republik war auch der erste Name für Natal. Städte und Ortschaften dieses Namens finden sich auf Hongkong, in Texas, Vancouver-Insel, zweimal auf Trinidad, in der Präsidentschaft Bombay, Argentinien, Britisch Guyana, Niederländisch Guyana, Venezuela, zweimal in Brasilien, auf Amboina. So hieß auch Port Essington Victoria. An Victoria-Seen haben wir einen in Südaustralien, einen, den Victoria-Nyanza, in Afrika und einen in Wachan (Wood's Lake). Victoria-Berge giebt es in Südafrika und in Menge auf dem australischen Continente, eine Kette und einzelne Höhen; Häfen oder Baien dieses Namens im Amurlande und auf Neuseeland; ein Fluß in Australien; ein Fall in Südafrika ꝛc. ꝛc. Alljährlich fast kommen neue Objecte hinzu, welche durch solche Benamsung gewissermaßen ihre selbständige Existenz verlieren und unter der Masse von Namensvettern verschwinden. Und dann denke man an andere, gleich ausgiebige Namen, wie Prince of Wales, Union, Warren, Albert ꝛc., und man wird Brown's Vorwürfe zu würdigen wissen!

* * *

— Das Budget der Vereinigten Staaten von Nordamerika für das am 30. Juni 1874 abgelaufene Finanzjahr weist eine Einnahme von 289,478,756 Dollars auf. Davon entfallen auf: Zölle 163,103,833, auf inländische Steuern und Abgaben 102,409,784. Alle anderen Einnahmen betragen zusammen nicht viel über 20 Millionen; davon kommen auf die Bankentaxe etwas über 7 und auf die Prämie vom Goldverkauf etwas mehr als 5 Millionen. Die Ausgaben stellen sich auf 285,752,530 Dollars. Davon: Landheer, mit Arbeiten für Fluß- und Hafenverbesserung, 42,313,927; Marine 30,932,587 Dollars, zusammen mehr als 73 Millionen für höchstens 25,000 Soldaten und eine Flotte, die sehr im Rückstande ist. In Folge des Krieges gegen die Südstaaten ist das Budget mit 29,038,414 Dollars für Invalidenpensionen beschwert; Ausgaben für die Indianer 6,692,462; vermischte Ausgaben 50,520,144 Dollars. Die Verzinsung der Bundesschulden stellte sich auf 107,119,814 Dollars. — Die Handelsbewegung mit dem Auslande stellte sich, nach Baar berechnet, so: Waareneinfuhr 567,998,621; Ausfuhr einheimischer Erzeugnisse 569,543,256; Rückexport ausländischer Güter 16,849,619 Dollars; demnach Ueberschuß der Exporte 19,394,254 Dollars.

— In Risan, einem Städtchen in den Bocche di Cattaro, haben sich manche sonderbare Gebräuche erhalten. Am ersten Weihnachtsfeiertage küßt man sich in der Kirche nach der Frühmesse und auf solche Weise söhnen sich dann Viele aus die lange Zeit in Hader lebten. Solche, die sich nicht in der Kirche küssen, thun es später vor der Kirche. Am Morgen des vierten Weihnachtstages (28. December) schlägt man die Kinder mit einem Zweige mit den Worten: „Lasse das Schlechte, nimm an das Gute!" Die Kinder prügeln sich unter Hersagung dieser Worte den ganzen Tag hindurch. — Bei den Südslaven hält man es im Allgemeinen für eine Sünde, den Kuckuck zu tödten, in Ragusa wird er jedoch geschossen und soll sehr gut schmecken.

— In Oregon sind die neuentdeckten Goldgruben von Dry Gulch, am Oconnor Creek, sehr reichhaltig.

Inhalt: Die Indianerkriege in Nordamerika. I. (Mit drei Abbildungen und einer Karte.) — Aus Ostturkestan. II. — Sir W. R. Wilde über die Bevölkerung Irlands. (Vorgetragen in der britischen Naturforscherversammlung zu Belfast). — Der Ramadan in Arabien. Von Heinrich von Maltzan. I. — Schilderungen aus Sibirien. Von Albin Kohn. — Eine Purpurfabrik im alten Phönicien. — Aus allen Erdtheilen: General Custer's Erforschung der Schwarzen Berge in Dakota. — Die vorgeschichtliche Stadt Birka in Schweden. — Geographische Namengebung. — Verschiedenes. — (Schluß der Redaction 1. October 1874.)

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage: Brockhaus' Conversations-Lexikon betreffend.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXVI. № 16.

GLOBUS

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In
Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von
Karl Andree.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 4 Thlr. Einzelne Nummern 5 Sgr. — 1874.

Die Indianerkriege in Nordamerika.

II.

Der Indianer im Gebiete der Vereinigten Staaten, gleichviel ob er Waldnomade, Büffeljäger auf der Prairie oder Fischernomade zwischen der californischen Sierra Nevada und dem Großen Ocean sei, kann sich dem Joche, welches die Civilisation ihm aufzwingt, nur mit Widerstreben fügen; diese ist seinen Anlagen, seinen Lebensgewohnheiten und seinem ganzen Naturell radical zuwider. Er bedarf dessen, was wir als civilisirtes Leben bezeichnen, gar nicht und er versteht dasselbe nicht; die Natur selber hat es ihm versagt sich in dasselbe einfügen zu können, es in sein eigenartiges Wesen einzuarbeiten. Die Civilisation lastet despotisch auf ihm; sie frißt ihn über kurz oder lang auf.

Vor mir liegt ein im Jahre 1845 zu Boston gedrucktes, in Europa sehr seltenes Werk: The book of the Indians; biography and history of the Indians of North America, from its first discovery to the year 1841, by Samuel G. Drake; neunte Auflage; 680 enggedruckte Seiten. Drake giebt eine alphabetische Liste der Nationen und Stämme, welche nicht weniger als 370 Namen enthält. Von den Indianern auf der Ostseite der Vereinigten Staaten, zwischen den Felsengebirgen und dem Atlantischen Ocean, sind heute, im Jahre 1874, nur Trümmer übrig von acht und zwanzig Völkern und Stämmen. Von den Eingeborenen im Territorium Washington, in Oregon, Californien, Nevada ꝛc. wußte man 1841 noch wenig, Drake hätte sonst noch Dutzende von Stämmen und Völkern hinzufügen können, die seit der Besiedelung Oregons, also nach 1846 und seit der Eroberung Californiens, bekannt geworden und heute zum großen Theile bereits verschwunden sind. Rechnen wir nun auf die Indianer im Westen der Felsengebirge etwa 80 Völker und Stämme (und im Westen der Felsengebirge, namentlich der Sierra Nevada, ist die Zerklüftung noch weit ärger als auf der Ostseite), so ergiebt sich, daß im Verlauf von dritthalb hundert Jahren reichlich dreihundert Völker und Stämme im Gebiete der Vereinigten Staaten verschwunden und ausgerottet worden sind. Und es ist der Weg des Todes, den auch die jetzt noch vorhandenen wandeln, denn die gewaltige Fluthwelle der Weißen schlägt mit ihren Wogen immer weiter; sie ist für die braunen Menschen unwiderstehlich und trifft nun schon längst mit der Brandung des westlichen Oceans zusammen. Im fernen Westen nimmt der Proceß der Vernichtung einen noch viel raschern Fortgang als früher im Osten und es ist nicht übertrieben, wenn jüngst z. B. Powell in San Francisco den Satz aufstellte, daß in Californien in den letztverflossenen fünf und zwanzig Jahren nahezu drei Viertel der dortigen Indianer aus dem Dasein verschwunden sind.

Das Drama, in welchem 1873 die Modocks am Klamath, in den sogenannten Lavafeldern, an der Nordgrenze Californiens, vernichtet worden sind, ist bekannt; man hat den auf 42 Köpfe zusammengeschmolzenen Stamm nun auf eine Reservation in Kansas geschafft. Ich habe den Bericht eines rechtschaffenen Californiers, Fairchild, der als freiwilliger Friedensunterhändler, im December 1872, sich zu den Modockkriegern begab. Er fand sie in den Lavafeldern, wo

sie sich verschanzt hatten. Es sei, sagt er, weit und breit, als ob die ganze Gegend erst tausend Fuß hoch in die Luft geschleudert und dann zur Erde hinabgestürzt worden sei. Er sah nur Lavablöcke, Spalten, Risse und Höhlen, ein glasirtes Conglomerat, keine Spur von Humus.

Als er, zu welchem die Modocks doch Vertrauen gefaßt, die Krieger um sich versammelt hatte, sprachen sie während einiger Stunden auch nicht ein einziges Wort; dann unterbrach ein Häuptling das lange Schweigen: „Du bist uns willkommen. Der Krieg ist wider unsern Willen ausgebrochen, und nun wollen wir ihn auch ausfechten. Applegate, Small und andere Landspeculanten wollten unser Land haben und uns auf eine Reservation bringen, die so schlecht ist, daß wir auf derselben nicht leben können. Auf unserm eigenen Gebiete, dem Lande, das wir von unseren Vätern erbten, fanden wir Alles, was uns nährte: Lachse und andere Fische, Wild in Menge und das ganze Jahr hindurch keinen Schnee. Aber Applegate, der unser Land für sich haben wollte, hat Zank und Streit angefangen, und der weiße Mann, welcher in Washington das letzte Wort in den Indianerangelegenheiten zu sprechen hat, ist in allen seinen Ungerechtigkeiten ihm zu Willen gewesen. Vor nun drei Jahren hat man uns gezwungen nach der uns angewiesenen Reservation zu gehen und das geschah spät im Herbst. Als wir ankamen war unser Wintervorrath fast ganz aufgezehrt. Es lag hoher Schnee und der Winter war sehr kalt. Wir konnten uns nicht erwärmen. Man gab Jedem von uns eine halbe wollene Soldatendecke. Uns war viel Brot und Fleisch versprochen worden; wir haben aber den ganzen Winter hindurch nur verschimmelte Gerste und verdorbenes Rindfleisch bekommen. Ausgehalten haben wir, bis der Schnee fortging; dann aber sind wir mit Weib und Kind wieder in unser altes Land am Lost River gezogen, wo wir Fische fangen konnten und nicht zu hungern brauchten. Dort wollten wir bleiben, es ist unser Land; man hat uns vertrieben, aber wir wollen es wieder haben oder Alle sterben. Ich spreche die Wahrheit."

Jim, Häuptling der Yutes am Weberflusse.

Ein großer Theil der Indianeragenten, welche als Vermittler zwischen der Washingtoner Regierung und den braunen Leuten die Interessen der letzteren wahrnehmen sollen, sind die niederträchtigsten Betrüger, welche das an solchen Gaunern so überreiche Yankeeland aufzuweisen hat, schamlose Diebe vom ärgsten Kaliber. Sie mißhandeln die Indianer, unterschlagen den größten Theil der Jahrgelder, auf welche diese vertragsmäßig für die ihnen abgenommenen Ländereien Anspruch haben, rufen planmäßig Fehden ins Leben, weil sie dann auch pecuniaire Vortheile haben. So weit ist die Schamlosigkeit des sogenannten Indianerringes in Washington gegangen, daß während der Congreßsitzung von 1873 das indianische Departement 500,000 Dollars auszahlte für Gegenstände, welche man einer Abtheilung der Tetons-Sioux geliefert habe. Der Betrug gelang, und die Gauner waren dann dreist genug, eine Nachforderung von weiteren 200,000 Dollars einzureichen. Diese aber ist nicht ausgezahlt worden, weil noch rechtzeitig aus Dakota eine Deputation in Washington eintraf, welche den Nachweis lieferte, daß die angeblich so reich mit allerlei Waaren und mit Geld versorgten Indianer gar nicht vorhanden seien! So haben denn die Indianeragenten und die mit ihnen unter einer Decke spielenden Regierungsbeamten in Washington sich mit der halben Million begnügen müssen. Niemand bezweifelt, daß von den nahezu sieben Millionen Dollars, welche das Indianerdepartement im Jahresbudget ansetzt, reichlich die Hälfte unterschlagen wird.

Um noch einmal auf die Modocks zurückzukommen, so weist Fairchild nach, daß der oben genannte Landspeculant Small, der sich an den Kämpfen betheiligte, mit kaltem Blute Indianerkinder ermordet habe und daß Soldaten während der Unterhandlungen schlafende Modocks verrätherisch überfielen und niedermetzelten. „Das Ganze ist ein nichtswürdiges, grausames, brutales Verfahren, welches unserer vielgepriesenen Civilisation zur Schande gereicht."

Vor nun einhundert Jahren, gleich nachdem die dreizehn britischen Provinzen ihre Unabhängigkeit erklärt hatten, wurde das Eigenthumsrecht der Indianer auf den Grund und Boden, welchen sie inne hatten, ausdrücklich anerkannt und der Satz aufgestellt, daß man Land von ihnen nur durch Verträge erwerben wolle und könne. Es lag dabei ohne Zweifel die beste Absicht zu Grunde und in der That sind mit den verschiedenen Stämmen nach und nach vielleicht einhundert und mehr Verträge geschlossen worden. Beim Abschlusse derselben ist es theilweise ehrlich hergegangen, theilweise und zumeist sind aber die Indianer von den Agenten gottlos betrogen worden. Und was nützt ihnen ein Vertrag, der auf ewig geschlossen und nach Verlauf weniger Jahre gekündigt wird? Man vertreibt die braunen Leute aus ihrem Gebiete, weist ihnen ein anderes an und wenn dann die weißen Ansiedler oder Goldgräber weiter vordrin-

gen oder der Bau einer Eisenbahn für nothwendig erachtet wird, sagt man ihnen, daß sie abermals auf ein anderes Gebiet versetzt werden sollen. Das ist eben jetzt der Fall mit den Sioux in Dakota.

„Dira necessitas!“ Der braune Nomade kann gegen den weißen Ackerbauer, Gewerbs-, Handels- und Bergmann sich auf die Dauer nicht halten; jener muß weichen, wo er mit diesem in Berührung kommt; das Wild wird verscheucht und von dessen Dasein ist der Jäger abhängig. Allerdings hat der Congreß der Vereinigten Staaten für die Indianerbezirke besondere Gesetze gegeben, und die braunen Leute für berechtigt erklärt, nach ihren Bräuchen und ihrem Herkommen zu leben. Aber gerade das letztere ist ein Ding der Unmöglichkeit. Der Weiße dringt weiter und immer weiter, er will und kann nicht anders, und in dem bloßen Vorhandensein der Indianer in Staaten und Territorien, deren Ackerbau treibende Bevölkerung so rasch und gewaltig anwächst, liegt gegenüber den Jagd- und Steppennomaden eine Unverträglichkeit; das Wesen des Yankee und des Indianers stimmt nicht zu einander; daher die unablässigen Streitigkeiten und Kriege zwischen beiden Theilen. Auf die Dauer kann die zähe Barbarei der Eingeborenen gegen die Ueberlegenheit der weißen Eindringlinge und deren „Civilisation“ sich nicht behaupten.

Dasselbe ist auch der Fall mit den Indianervölkern im Süden der Vereinigten Staaten gewesen, die weder Wald- noch Prairienomaden waren, sondern als halbcivilisirt betrachtet werden konnten. Wir meinen zunächst die Tschirockis (Cherokees), ein Gebirgsvolk, das im obern Thale des Tennesseestromes und im Hochlande von Carolina, Georgien und Alabama saß, sodann die Gruppe der Muskoghi-Tschoktas, welche drei Stammbündnisse bildeten und bei denen gleichfalls, ähnlich wie bei den Irokesen im Norden, Anfänge und Ansätze zu einer Art von Staat vorhanden waren. Zu ihnen gehörten die streitbaren Tschikasas, die Tschoktas (Choctaws), welche bis zu 4000 Krieger ins Feld stellen konnten, und die Krihks (Creeks), die auch als Muskoghen bezeichnet werden. Diese alle trieben Ackerbau, bei welchem die Frauen den Männern halfen, und hatten feste Wohnsitze. Die Seminolen in Florida waren eine Abzweigung der Krihks, die vor nun 120 Jahren aus Georgien nach der Halbinsel Florida zog, wo die Eingeborenen, die Mickasuckis, sich ihnen anschlossen.

Alle diese Völker sind gezwungen worden, ihre Heimath im Osten des Mississippi zu räumen; man hat sie wider ihren Willen in dem sogenannten Indianer-Territorium angesiedelt, wo dann nach und nach auch die Reste anderer Völker und Stämme eingepfercht worden sind, doch so, daß fast jedes Volk ein Gebiet für sich hat oder mit und neben befreundeten Stämmen wohnt. Am heftigsten haben sich die Seminolen gegen die Deportirung gewehrt. Die Gesammtzahl der Floridaindianer betrug im Jahre 1822 nur 3899 Köpfe; davon waren 1594 Krieger; aber diese Handvoll Menschen hat ein volles Jahrzehnt hindurch den Krieg gegen die Yankees bestanden, welche in demselben mehr als 10,000 Mann einbüßten und mehr als 50,000,000 Dollars verausgaben mußten, bevor es ihnen gelang, diese Seminolen zu vertreiben.

Im Fortgange der Zeit, als die Volksmenge in den atlantischen Staaten schnell anwuchs, stellte sich heraus, daß große, den Indianern gehörende Landstrecken innerhalb der verschiedenen Staaten lästig seien, auch wenn die braunen Leute sich friedlich verhielten. Die Weißen wollten das ganze Land ausschließlich für sich haben, sie konnten, wie sie sagten, keinen Staat im Staate dulden und das Besitzrecht der „Wilden“ war ihnen gleichgültig. Sie drangen auf Entfernung derselben aus dem ganzen Gebiete zwischen den Alleghannis und dem Mississippi; weit nach Westen hin sei ja Land genug für die „Rothhäute“.

In Georgien allein besaßen die Krihks und Tschirockis etwa 10 Millionen Acker Landes. Aus dem Gebiete, welches dieser Staat der Bundesregirung abtrat und das vom Atlantischen Ocean bis an den Mississippi reichte, waren die Staaten Alabama, Mississippi und Tennessee zumeist gebildet worden. Die zu diesem Zwecke abgetretenen Ländereien gab der Staat Georgien unter der ausdrücklichen Bedingung her, daß die Bundesregierung ihm alle innerhalb seiner besonderen, ihm verbliebenen Staatsgrenzen liegenden unbewohnten Ländereien gewährleiste und sich verpflichte, alle Ansprüche der Indianer zu beseitigen, „sobald das friedlich und unter angemessenen Bedingungen geschehen könne“. Aber dieselbe Bundesregierung hatte auch gegen die bereits auf Reservationen, die 10 Millionen Acker umfaßten, angewiesenen Krihks und Tschirockis die ausdrückliche Verpflichtung übernommen, „sie gegen jeden Angriff in Schutz zu nehmen und im Besitz des ihnen vertragsmäßig vorbehaltenen Landes zu schützen“.

Hier war ein Widerspruch. Die Georgier erklärten einfach, daß sie sich um die angeblichen Rechte jener Indianer gar nicht kümmern, sondern so wie es ihnen passe deren Land für sich in Besitz nehmen würden. Ein blutiger Kampf stand in Aussicht; die Bundesregierung, welche ihre Verpflichtungen nicht erfüllen konnte oder wollte, suchte nach einem Auskunftsmittel und beschloß, die Indianer aus ihren Wohnsitzen fortzuschaffen. Präsident Monroe erließ in Bezug darauf 1824 und 1825 zwei Botschaften an den Congreß, in welchen er hervorhob, daß es unmöglich sei, die Eingeborenen in größeren Massen dem amerikanischen Staatssystem einzuverleiben. Falls man nicht unverweilt ans Werk gehe sie zu retten, würde ihre Vernichtung und Ausrottung unvermeidlich sein. Im Westen der Staaten Missouri und Arkansas, nördlich vom Red River, könne man ihnen eine neue Heimath anweisen, ein schönes Land mit gesundem Klima, ausgedehnten Wiesenflächen und auch Wäldern. Dorthin wolle die Bundesregierung etwa 97,000 Indianer schaffen, die Kosten tragen und ihnen alle Mittel zur Wohlfahrt, Schulen, Handwerker und Ackerbauer als Lehrmeister ꝛc. an die Hand geben. Dann könne jeder Stamm sich einrichten und regieren wie es ihm zusage, und die Bundesregierung werde dafür sorgen, daß die Stämme verhindert würden, mit einander Krieg zu führen. Eine Congreßacte gewährleistete ihnen „ausdrücklich und feierlich“ den Besitz der neuen Heimath für alle Zeiten. Was die im Norden, westlich vom Michigansee wohnenden Stämme, etwa 32,000 Köpfe, betraf, so wurde in ähnlicher Weise mit ihnen verfahren.

Vor Allen ist es den Tschirockis schwer geworden, ihre schöne Heimath aufzugeben. Sie ist vortrefflich bewässert, hat Hügelland und weite fruchtbare Ebenen. Diese Indianer, die bildungsfähigsten von Allen, besaßen zahlreiche Herden, baueten Mais, Weizen, Taback und auch Baumwolle, welche sie seit 1825 auf eigenen Schiffen nach Neuorleans auf den Markt brachten. Sie hatten Landstraßen gebaut, wohnten in reinlichen Dörfern und trieben auch Handwerke; ihre Zahl nahm nicht ab sondern wuchs; sie war binnen 16 Jahren von etwa 10,000 auf mehr als 18,000 Köpfe gestiegen. Sie hatten sich eine förmliche Regierung gegeben, die Vielweiberei verboten und die Gesetze wurden streng vollzogen. Land durfte an keinen Weißen verkauft werden, außer mit ausdrücklicher Zustimmung der Mehrheit des Volkes.

Im Gebiete der Tschirockis wurde Gold gefunden und dadurch die Habsucht der Georgier noch gesteigert. Ihre Legislatur erklärte eigenmächtig, willkürlich und rund weg,

daß diese Indianer sich allen Befehlen zu fügen hätten, welche der Staat an sie erlasse; vom 1. Juni 1830 an seien alle Gesetze, welche dieselben sich gegeben hatten, null und nichtig; kein Indianer oder Mischling könne vor Gericht als Zeuge auftreten, wenn der Angeklagte ein Weißer sei! Gleichzeitig wurden die braunen Leute theils in brutaler, theils in raffinirt ausgesonnener Weise unaufhörlich bedrängt und gereizt. Sie wandten sich um Abhülfe an das Höchste Gericht in Washington, das ihnen in jeder Beziehung Recht gab und das Verfahren des Staates Georgien in der schärfsten Weise verurtheilte; derselbe dürfe „seine grundverderblichen Gesetze über das Tschirockiland in demselben nicht vollziehen." Aber darum kümmerten sich die Georgier nicht; sie wollten die Tschirockis „austreiben"; diese aber wichen nicht. Unter ihnen hatten sich zwei Parteien gebildet, an deren Spitze Mischlinge standen, und durch List und Bestechung gelang es, mit einigen Häuptlingen, die freilich ohne jede Vollmacht waren, einen Vertrag abzuschließen, demzufolge die Nation zur Auswanderung verpflichtet sei.

Nun zeigte sich die Erbärmlichkeit der Bundesregierung

Schlangenindianer (Schoschoni). Yuteindianer.

recht deutlich. Auf jenen erschlichenen Vertrag gestützt, drängte Georgien auf „Hinwegschaffung der Tschirockis". Der Präsident schickte als seinen Bevollmächtigten einen Geistlichen Namens Schirmerhorn, um die Tschirockis zum Auswandern zu überreden. Als die Nation erklärte, sie wolle ihr Land nicht verkaufen, suchte er einige einflußreiche Indianer „durch Geldgeschenke" zu gewinnen, brachte dadurch 70 Männer, die wieder ohne Vollmacht waren, zusammen, erklärte diese für den „Nationalrath der Tschirockis" und schloß mit ihnen einen Vertrag, demgemäß das Land, zwei Jahre nach erfolgter Ratification durch den Bundessenat, den weißen Georgiern zu überlassen sei. Gegen diesen erschlichenen und erzwungenen Vertrag, der an und in sich null und nichtig war, legte die „Nation" in Masse Protest in Washington ein, wies bündig nach, daß derselbe auf Betrug beruhe, aber der Bundessenat erklärte denselben — am 14. März 1836 —, an einem Tage, der Schande über ihn gebracht hat, für „bindend und gültig".

Die in einer geradezu infamen Weise Hingeopferten begriffen, nachdem die Bundesregierung sie preisgegeben und mit den georgischen Landspeculanten gemeinschaftliche Sache gemacht hatte, daß sie nun ihr Land würden räumen müssen

und von da an bemüheten sie sich, möglichst günstige Bedingungen zu erhalten; die Regierung aber weigerte sich, mehr als fünf Millionen Dollars zu geben und erklärte den erschlichenen Vertrag wiederholt für gültig; derselbe sei zu einer Nothwendigkeit geworden und den Indianern gereiche derselbe zum Nutzen. Im Jahr 1839 rückten Truppen ein, um die Fortschaffung ins Werk zu setzen. Die Indianer mußten die von ihnen gebaueten Städte, z. B. Neu Echota, und alle ihre Dörfer räumen; die Georgier verboten das Forterscheinen der Zeitung „Cherokee Phoenix“, nachdem die Indianer in derselben bewiesen, daß das Land, welches die Weißen so gewissenlos nahmen, einen Werth von mehr als 100 Millionen Dollars habe.

Gegen Ende des Jahres 1840 waren alle Tschirockis fortgeschafft in das „Indian Territory“, wo man bereits 40,000 andere deportirte Indianer untergebracht hatte. Ein Blick auf unsere Karte zeigt, wie dieselben vertheilt worden sind. Es waren 18,000 Krihks, 15,000 Tschoktas, 6000 sogenannte westliche Tschirockis, 2000 Odschibwäs, Ottawas und Pottawatomis, 800 Delawaren, 1300 Schahnis, 500

Schlangenindianer von der Bande der Goschips.

Quapas, 400 Seminolen, 600 Kickapus, 400 Senekas ꝛc. Dazu sind dann im Fortgange der Zeit noch Sahkes und Foxes, Keionäs, Kamantsches und Apatsches gekommen *).

Bisher ist nun dieses Indianergebiet unangetastet geblieben, aber jetzt eben, im September 1874, lesen wir, daß die im westlichen Theile desselben angesiedelten Schayennes, Witschitas, Kamantsches und Apatsches fast in jeder Woche mit den Truppen der Vereinigten Staaten Gefechte haben. Diesen Prairiestämmen ist es nicht möglich, sich dem seßhaften Leben und dem Ackerbau anzubequemen; ohnehin haben sie sich über viele Beeinträchtigungen beklagt und sind nun wieder ausgebrochen. Die südlichen Stämme, welche von Haus aus Ackerbauer waren und sich Staatsregierungen nach nordamerikanischem Muster gegeben haben, blieben ruhig, aber eine dicke Wolke ballt sich über ihnen zusammen und es ist nur eine Frage der Zeit, wie lange man sie noch in ihrem neuen Gebiete lassen werde. Vor dreißig Jahren gehörte die Region im Westen der Sierra

*) S. Drake hat die Geschichte der Uebersiedelung, zu welcher die Tschirockis gezwungen wurden, sehr eingehend und mit Hinzufügung aller Documente dargestellt, Buch IV, Cap. 13, S. 97 bis 121.

Nevada noch nicht zum Gebiete der Vereinigten Staaten und die Region zwischen dieser Gebirgskette und den Rocky Mountains war eine Einöde. Heute sind dort überall Staaten und Territorien entstanden und im Verlauf eines Menschenalters Millionen weißer Menschen angesiedelt. Der Zug der Auswanderung aus den älteren Staaten geht unaufhörlich nach Westen und die großen Straßen und Schienenwege führen im Norden und in der Mitte durch Landstrecken, welche den Indianern vertragsmäßig vorbehalten worden sind. Für das Indian Territory wird es verhängnißvoll werden, daß die große Eisenbahn, welche von St. Louis am Mississippi ausläuft und die bis Albuquerque in Neumexico am Rio Grande (und weiter bis San Diego in Californien an den Großen Ocean) fortgeführt werden soll, dieses Indianergebiet durchschneidet. Sobald dieser Schienenweg hergestellt ist, werden, genau so wie das im Verlaufe der letzten Jahre der Nordpacificbahn entlang der Fall war und ist und wie es der ganzen Strecke der mittlern Pacificbahn von Omaha am Missouri gen Westen geschah und noch geschieht, die weißen Leute Ansiedelungen gründen und wie die Geschichte zeigt, durch Recht und Verträge sich nicht zurückhalten lassen.

So wird wieder klar, daß das Schicksal der Indianer ein geradezu tragisches ist; ihre ganze Zukunft ist unsicher, sie wissen nicht was aus ihnen werden wird. Nach der Zählung von 1870 betrug die Zahl aller Indianer innerhalb der Vereinigten Staaten mit Ausnahme jener in Alaska (die man auf etwa 75,000 veranschlagt) und 3663, die noch vereinzelt und ohne Verbindung mit einem andern Stamm in Florida, Nordcarolina, Indiana, Iowa und Texas leben, 242,371 Köpfe, und der ihnen vorbehaltene Flächenraum 137,846,971 Acker oder 228,473 Quadratmiles. Zieht man das Indian Territory ab, so bleiben für die übrigen Reservationen etwa 96,000,000 Acker und auf den Kopf entfallen 558 Acker.

Schon vor einem Vierteljahrhundert sagte der Verfasser dieser Zeilen: „Das alte Indianerthum schwindet dahin und hat keine Zukunft mehr. Das Feuer, um welches einst die Stämme sich versammelten wenn sie Berathung hielten ist erloschen, das Wild verschwunden oder seltener geworden; über die Jagdgründe geht der Pflug, in den Wäldern erklingt die Axt und auf den vormals einsamen Strömen peitscht das dampfgetriebene Schaufelrad die Wellen. Auf den Gräbern der Krieger, welche muthig die Streitaxt geschwungen, erheben sich volkreiche Städte und Dörfer und die Zeit nahet heran, wo auf der Ostseite des Vaters der Gewässer kein brauner Mann mehr Gebete an den Großen Geist richten wird."

Und so wird im Fortgange der Zeit auch im weiten Westen und bis an den Ocean das Verhängniß sich erfüllen, die dira necessitas drängt darauf hin. Die gesammte Kopfzahl der noch übrig gebliebenen Eingeborenen beträgt nur ein Viertel so viel wie jene der Stadt Berlin, sie erreicht bei Weitem nicht jene der Einwohnerzahl von Dresden und Leipzig zusammengenommen. Und diese Handvoll Menschen zerfällt in eine große Menge von Stämmen und ist über die Breite eines ganzen Festlandes zerstreut. Blattern und andere Krankheiten, die Wirkungen des Feuerwassers, und die Civilisation sind unaufhörlich in Thätigkeit um die Zahl zu verringern, und was sie nicht thun, das geschieht durch die Kriege und Fehden, die bis heute kein Ende genommen haben.

Eben jetzt, wo die Kriegsflamme an vielen Stellen lichterloh emporschlägt, erinnern wir uns, daß schon vor nun sechs Jahren eine mit den Indianerangelegenheiten betraute Commission ein Gutachten an die Bundesregierung abgab, das wir wieder hervorgesucht haben. Die Regierung schwankte damals wie noch heute bald zwischen einer Friedens-, bald einer Kriegspolitik und duldete damals wie gegenwärtig Beeinträchtigungen und Mißhandlungen der Eingeborenen. Das Gutachten der acht Commissaire (datirt Washington, 7. Januar 1868) geht offen mit der Sprache heraus und ist völkerpsychologisch nicht ohne Interesse; wir heben deshalb aus dem ausführlichen Documente einige kennzeichnende Stellen hervor:

„Wir haben viele Verträge geschlossen im Namen der Civilisation; aber nicht der „Wilde" ist es gewesen, der sie gebrochen hat und bricht. Und wenn der Wilde dann Widerstand leistet, tritt die Civilisation auf, in der einen Hand die zehn Gebote, in der andern den Säbel und verlangt unmittelbare Ausrottung. Wir (die Commissaire) wollen nichts einwenden gegen die Behauptung, daß die Civilisation in ihrem Fortgange nicht durch eine Handvoll Wilder gehemmt werden dürfe; auch wir wünschen, daß alle unsere Territorien so bald als möglich besiedelt werden, geben auch zu, daß der Indianer dafür kein Hinderniß sein dürfe. Aber wir sind auch der Ansicht, daß eine Civilisation keine reine und wahre sei, welche ihre Zwecke durch Trug und Gewaltthat erreicht und daß sie Wohlthaten erzeige, wenn sie Recht und Gerechtigkeit mißachtet. Diese Indianer sehen, daß land- und goldgierige Menschen ihnen ihre Gebiete und Jagdgründe wegnehmen, und daß sie gehaßt und verfolgt werden; man verdrängte sie und die bloße Anwesenheit der Gekränkten und Mißhandelten war ein lebendiger Vorwurf, war eine Anklage gegen die Uebelthäter. Was mit Gewalt geraubt worden war, mußte mit Gewalt behauptet werden."

Die Commissaire berichten dann die Thatsache, daß ein Reitermajor, Anthony, und ein Oberst, Chivington, in Colorado etwa 500 Indianern mit Frauen und Kindern Schutz und Frieden feierlich zugesagt und sie nach Fort Lyon (in Colorado; siehe unsere Karte) gebracht hatten, wo sie friedlich in ihrem Lager sich befanden. „Am 29. November 1864 bei Tagesanbruch wurden sie von Chivington verrätherisch überfallen und zum großen Theile ohne Unterschied des Geschlechtes niedergemetzelt. Fliehende Weiber, die mit erhobenen Händen um Gnade baten, wurden in brutalster Weise niedergeschossen, Kinder wurden todtgeschlagen und unter Hohngelächter scalpirt, Männer wurden erst gemartert und dann in einer Weise verstümmelt, welcher auch der ärgste Cannibale Innerafrikas sich schämen würde. Zu solcher Barbarei haben die Wilden sich niemals verstiegen, das war den Vorkämpfern der christlichen Civilisation vorbehalten. Was Wunder, daß dieser brutalen Barbarei ein Krieg folgte, der 30,000,000 Dollars verschlang und unzähligen Grenzansiedlern Habe und Leben kostete! Mehr als 8000 Mann Soldaten mußten gegen die Indianer aufgeboten werden und was war das Ergebniß einer ganzen Jahrescampagne? Die Soldaten erlegten etwa 20 indianische Krieger, das Stück hatte also reichlich 1 Million Dollars gekostet!"

„Es wird gesagt: Sie müssen ausgerottet werden, weil sie Wilde sind. Das Ausrotten aber wird Geld und Blut in Menge kosten. Gewiß haben die Indianer viele Barbareien verübt. Aber die Weißen? Unter diesen befinden sich viele nichtswürdige Subjecte, die ungestraft die ärgsten Schandthaten verüben. Ist es ein Wunder, daß die Indianer nicht besser sind als wir? Selbst in unseren großen Städten, wo es doch an Schulen und Kirchen nicht fehlt, müssen wir an jeder Straßenecke Polizeileute stehen haben und kaum eine Nacht vergeht ohne schwere Verbrechen. Wenn der Indianer friedlich bleiben soll, so ist vor allen Dingen erforderlich, daß die Grenzansiedler ihn wie einen

Menschen behandeln und daß Eisenbahndirectoren nicht gleichgültig zusehen, wenn er von ihren Beamten aus reinem Uebermuth niedergeschossen wird. Behandelt man ihn wie es sich gebührt, dann werden keine Mißhelligkeiten vorkommen. Hauptsächlich aber muß man die Verträge halten, nicht Treue und Glauben brechen. Wer in ihm nicht von vornherein einen Feind sieht und wer ihn gut behandelt, dem wird er die Achtung nicht versagen. Wer ihn aber für ein wildes Thier hält und ihn als solches behandelt, hat dann auch die Folgen zu tragen."

„Wir müssen den Wilden nehmen wie er eben ist oder besser gesagt als das, wozu wir ihn gemacht haben. Im Verlaufe von 200 Jahren sind die Dinge geworden wie sie nun sind und zwar durch uns. Könnten wir sie binnen einem Menschenalter civilisiren, so wäre das ja gut. Wollen wir aber den älteren Indianern das Jagdleben verbieten, so ist das gleichbedeutend mit Krieg; die jüngeren werden den Alten folgen und damit haben wir wieder eine Generation von Wilden. Wenn es keine Büffel mehr geben wird, stellt der Indianer die Jagd von selber ein."

„Die älteren Indianer sagen: Vom Ackerbau verstehen wir nichts; wir haben von Kindesbeinen an uns von der Jagd ernährt und diese lieben wir. Im Frühjahr zieht der Büffel von Süden nach Norden und im Herbst kehrt er zurück über die weiten Ebenen. Wo der Büffel zieht, habt ihr Weißen ja keine Ansiedelungen, und wenn auch, so wäre Raum genug für uns beide. Weshalb zwingt ihr uns in Gehäge, über welche hinaus wir das Wild nicht verfolgen sollen? Wollt ihr Land zu Niederlassungen — wir verweigern es euch nicht; wenn ihr ackert, wollen wir jagen; haltet ihr Friede, so thun wir es auch; verlangt ihr Wildpret, so liefern wir es euch und ihr könnt uns dafür Brot geben. Aber ihr müßt uns nicht schimpflich von euerer Thür fortweisen. Haben wir Schießbedarf nöthig, so gebt uns ihn; wir wollen euer Leben vertheidigen und dies Versprechen halten." —

Die Commissaire fügen hinzu: „Wenn man überhaupt einem Indianer Vertrauen schenkt, dann muß man es voll und ganz thun. Er fühlt instinctmäßig sofort heraus, wann und ob man Mißtrauen hegt und dann ist dasselbe auch bei ihm der Fall. Man hat ihm von unserer Seite so oft Wort und Treue gebrochen, er hat so häufig die hartherzige Habgier der Weißen erfahren, man hat ihn unter der Maske christlicher Mildthätigkeit so grausam und abscheulich behandelt, daß er wohl auf seiner Hut ist. Er hat manche gute Eigenschaften; er ist muthig und ohne Furcht. Grausam und rachsüchtig ist er, weil man ihn als vogelfrei behandelt und ohnehin hat er als Jäger viel mit wilden Thieren zu schaffen. Die Civilisation hat ihn aus seiner Heimath verdrängt, ihn oftmals gemartert und todtgeschossen, aber zum Sklaven hat er sich niemals hergegeben. Wenn er in den Krieg geht, führt er einen Krieg der Wiedervergeltung und der Rache, und er thut es mit Ausdauer. Er will sein wahres oder vermeintliches Recht haben; Zwang nützt ihm gegenüber nichts und er giebt und verlangt keinen Pardon. Er ist ja so selten an Güte und Wohlwollen von Seite der Weißen gewöhnt, und neue Unbilden, die ihm zugefügt werden, erinnern ihn allemal an frühere."

Dieser Bericht der Friedenscommissaire enthält manche traurige Wahrheiten, die jedoch unbeachtet gebieben sind. In einem folgenden Aufsatze werden wir einige Beiträge zur nähern Charakteristik der wichtigsten Indianerstämme geben.

J. Lubbock über die Befruchtung der Blüthen durch Insecten.

r. d. Nachdem das Thema der Pflanzenbefruchtung durch Insecten von Ch. K. Sprengel (1793), Darwin und namentlich von Hermann Müller in Lippstadt in meisterhafter Weise behandelt worden war, hat Lubbock, dem wir bisher auf anderen Gebieten begegneten, dasselbe auch aufgegriffen und in seiner gewohnten klaren und anschaulichen Weise in der britischen Naturforscherversammlung zu Belfast besprochen. Im Nachstehenden geben wir das Wesentliche seiner Auseinandersetzungen wieder.

Während Jedermann weiß wie wichtig die Blüthen für die Insecten sind, bedenken nur Wenige wie umgekehrt die Insecten für die Blüthen von der höchsten Bedeutung erscheinen. Viele Pflanzen sind überhaupt vollkommen abhängig in Bezug auf die Uebertragung ihres Pollen (Blüthenstaubes) von den Staubbeuteln (Antheren) auf den Stempel (Pistill), ohne welchen Vorgang eine Samenbildung nicht möglich ist. Bei anderen Pflanzen, die sich selbst befruchten, ist die Rolle, welche ihnen gegenüber die Insecten spielen, ebenfalls von hoher Bedeutung, da durch sie die sogenannte Inzucht beschränkt wird, deren Nachtheile jedem Viehzüchter bekannt sind. Ebenso ist es bei den Pflanzen, die bessern Samen liefern, wenn das Pistill der einen durch den Pollen der andern befruchtet wird.

Wenn es daher ein Vortheil für Blumen ist, von Insecten besucht zu werden, so liegt es auf der Hand, daß größere, schönere, süßere und wohlriechendere Exemplare, solche, welche die Insecten am liebsten aufsuchen, im „Kampf ums Dasein" (!!) am besten bestehen und ihre Art am leichtesten fortpflanzen werden. Bei den meisten Blüthen ist das Pistill von einer Anzahl Staubfäden umgeben, und bei deren Betrachtung erscheint nichts einfacher zu sein, als daß der Samenstaub auf die Narbe des Pistills falle und die Befruchtung herbeiführe. In der That ist dieses oft der Fall, bei vielen Blumen aber wegen der Structur der Blüthe ganz unmöglich. Dann tritt das Insect in seine Rolle und trägt den Samenstaub auf das Pistill, so die Befruchtung herbeiführend; manchmal übernimmt auch der Wind diese Aufgabe. Die durch Windwirkung befruchteten Pflanzen, wie Birken, Pappeln, Gräser, sind in ihren Blüthen aber niemals schön gefärbt und auch nicht als „Blumen" anerkannt. Bei unseren gewöhnlichen Blumen aber wird die Ueberführung des Blüthenstaubs von einer Pflanze zur andern meistens durch Insecten bewirkt und die Farbe, der Geruch und der Honig sind die Anziehungsmittel, durch welche die Besuche der Insecten herbeigeführt werden.

Daß die Schönheit der Blumen entschieden die Anlockung der Insecten bewirkt, wird durch jene Pflanzengeschlechter bewiesen, bei denen wir in Bezug auf Größe und Schönheit der Blumen verschiedene Arten finden. So haben wir zwei gewöhnliche Malvenarten: Malva sylvestris und Malva rotundifolia, die sich in vieler Beziehung sehr ähnlich sehen, von denen aber die erstere weit größer als die letztere ist. Lubbock zeigte nun, daß die erstere, großblumige, in Bezug auf Befruchtung von den Insecten abhängig ist,

während die letztere, die kleinblumige, sich selbst befruchtet. Um zu beweisen, daß dieses nicht etwa eine vereinzelte Thatsache sei, führte er noch verschiedene andere Beispiele an, unter denen jene aus dem Geschlechte Geranium besonders schlagend sind. Geranium pratense, der Wiesenstorchschnabel, ist eine unserer größeren Arten, deren Blüthe fast zweimal so groß wie bei Geranium pyrenaicum, welches wieder zweimal so groß wie G. molle ist und G. molle ist abermals bedeutend größer als G. pusillum. Nun kommt bei G. pratense das Pistill nicht eher zur Reife, bis alle Staubbeutel schon ausgereift sind und ihren Pollen verstreut haben, so daß die Blüthe vollkommen auf die Befruchtung durch Insecten angewiesen ist. Bei dem zweiten Storchschnabel, dem G. pyrenaicum, haben einige Staubbeutel ihren Pollen schon verstäubt, ehe das Pistill reif ist, so daß die Besuche der Insecten hier erwünscht, aber nicht nothwendig sind. Beim G. molle reift das Pistill noch früher, während endlich beim G. pusillum es vor den Staubbeuteln reift. Hier haben wir also eine vollständige Reihenfolge, aus der sich ersehen läßt, daß je größer die Blume, desto mehr sie in Bezug auf ihre Befruchtung von Insecten abhängig ist.

Wie bereits erwähnt wird die Selbstbefruchtung der Blüthen auf mancherlei Weise verhindert. Sehr häufig reifen Pistille und Staubbeutel nicht zur selben Zeit, was doch zu einer richtigen Befruchtung nothwendig ist. In einzelnen Fällen reift das Pistill vor den Staubbeuteln. So hat die Osterluzei (Aristolochia Clematitis), Fig. 1, eine Blüthe, welche aus einer langen Röhre mit einer engen Oeffnung besteht, die durch steife, rückwärts gerichtete Haare geschlossen ist, so daß sie einer Fischreuse gleicht. Kleine Fliegen dringen in die Blüthenröhre ein, um nach Honig zu suchen, doch dort sind sie Gefangene, da die rückwärts gekrümmten Haare den Weg ins Freie ihnen abschneiden. Allmälig jedoch geht die Reife des Pistills vorrüber, auch die Staubbeutel reifen und ergießen ihren Blüthenstaub, mit dem die eingeschlossenen Fliegen gleichsam gepudert werden. Dann auch kräuseln sich

Fig. 1.

Osterluzei (Aristolochia Clematitis) mit Blüthe im Längsschnitt.

Fig. 2.

Gefleckter Zehrwurz (Arum maculatum) und sein Blüthenkolben (*a* Staubblattblüthen).

die Haare der Röhre auf und entlassen die Gefangenen, die nun fortfliegen und den über sie ausgestreuten Pollen auf andere Osterluzei-Blüthen übertragen.

Bei der gemeinen Zehrwurz (Arum maculatum), Fig. 2, finden wir eine ähnliche Anordnung. Die wohlbekannte grüne Blüthenscheide umschließt einen Blüthenkolben (*a*), welcher die Staubblattblüthen über den Pistillen trägt. Nun erscheint die Befruchtung nicht leichter als in diesem Falle, da der Pollen nur auf die Pistille herabzufallen braucht. Dies ist jedoch nicht der Fall. Die Pistille (unten) reifen vor den Staubblattblüthen (oben) und sind schon — wenn der Pollen reift — unfähig zur Befruchtung. Es ist daher unmöglich, daß die Zehrwurz sich selbst befruchte, auch kann der Pollen wegen der umgebenden Blüthenscheide nicht vom Winde entführt werden. Wenn derselbe ausgestreut wird, fällt er in den Boden dieser röhrenförmigen Blüthenscheide, wo er so sicher liegt, daß ihn auch der stärkste Sturm nicht zu entführen vermag.

Obgleich das Arum ziemlich häufig ist, müßte es doch wie mit einem Wunder zugehen, wenn der Pollen von einer zur andern Pflanze gelangen sollte. Aber gerade wie bei der Osterluzei werden von der Blüthenscheide und dem Honig des Blüthenkolbens Insecten angelockt, kehren in der Röhre ein, ehe die Narben reif sind und finden sich nun eingekerkert, da auch hier steife, rückwärts gekrümmte Haare ihnen den Ausweg verwehren. Nachdem die Reife der Narben vorrüber ist und jede einen Tropfen Honig ergossen hat, der die Insecten in ihrer Gefangenschaft erquickt und belohnt, reifen auch die Antheren und ergießen ihren Blüthenstaub, der auf die Insecten fällt. Dann kräuseln sich auch hier die steifen Haare zusammen, die Insecten werden befreit und tragen den Pollen auf die Narben anderer Exemplare von Arum. Zuweilen werden mehr als hundert kleine Fliegen in einer einzigen Arumblüthenscheide gefunden.

In diesen beiden Fällen liegt augenscheinlich ein großer Vortheil darin, daß die Narben vor den Antheren zur Reife gelangen; gewöhnlich aber ist das Umgekehrte der Fall, wie Lubbock am Beispiele des Thymians nachwies. Ein besonders gutes Beispiel ist auch die Kapuzinerkresse (Tropaeolum maius), Fig. 3. In dem langen an ihrem Kelch befindlichen Sporn producirt sie ungemein viel Honig; die Blumen werden sehr stark von Insecten aufgesucht, die ihren Rüssel in den tiefen Sporn versenken, um dort nach Honig zu suchen.

Wenn sich die Blüthe zuerst öffnet sind weder Staubbeutel noch Pistill reif und alle leicht rückwärts gekrümmt. Bald jedoch richtet sich einer der Staubfäden auf, so daß er gerade am Eingange des Sporns steht und in solcher Lage, daß die Unterseite des Rüssels irgend eines Insects, welches nach Honig sucht, unfehlbar sich an ihm reiben und einigen Pollen entführen muß. Einer nach dem andern der acht Staubfäden erhebt sich so und nimmt die bezeichnete Stellung ein, ein Vorgang, der mehrere Tage in Anspruch nimmt, worauf sie in ihre ursprüngliche Lage zurückkehren und nun tritt das Pistill vor die Oeffnung der Röhre des Sporns. Aus dieser hübschen Anordnung geht mit Evidenz hervor, daß Bienen und andere das Tropäolum wegen des Honigs besuchende Insecten den Pollen der jüngeren Blüthen auf die Pistille der älteren übertragen.

Bei wenigen Blumen läßt sich aber die Anpassung der verschiedenen Theile an die Besuche der Insecten so klar und deutlich zeigen, wie bei unserer gemeinen Taubnessel (Lamium album), Fig. 4 u. 5, und aufmerksame Beobachter können hier, wenn sie im Frühjahr blüht, leicht den Proceß der Befruchtung durch Insecten studiren. Der Honig befindet sich in dem tiefern zusammengezogenen Theile der Röhre und wird vor dem Regen durch die gewölbte und mit einem dicken Haarringe versehene Oberlippe geschützt. Ueber dem verengten tiefern Theile der Röhre breitet sich die weite Unterlippe aus, welche als ein Sitzplatz für die herbeifliegenden Bienen dient (daher auch der Name Bienensaug, welchen diese Pflanze führt), während die Länge der engen Röhre kleinere Insecten davon abhält zu dem Honig zu gelangen; dies würde für die Blume schädlich sein, da hierdurch eine Anziehungsquelle der Bienen verloren ginge, und daß gerade diese die Pflanzen besuchen, darauf kommt es bei der Befruchtung wesentlich an. Am Grunde der Röhre befindet sich außerdem ein Haarring, der kleinere Insecten vom Niederkriechen zum Honig abhält. Der Bienensaug ist nur für Bienen und ähnliche Insecten bestimmt; sie setzen sich auf die Unterlippe und schieben den Rüssel zum Honig hinab, während andererseits die helmartig gewölbte Oberlippe durch ihre Gestalt ganz dafür geschaffen ist, daß die Antheren und das Pistill in richtige Berührung mit dem Insect kommen. Wirft

Fig. 3.

Gespornter Kelch der Kapuzinerkresse.

Fig. 4. I. II.

Fig. 5.

Taubnessel (Lamium album) mit Blüthe von vorn und im Längendurchschnitt.

Bienensaug (Lamium album) mit Blüthenlängsschnitt (I.) und Grundriß (II.).

man einen Blick auf den Durchschnitt der Blüthe (II.), so sieht man, daß das Pistill zwischen den Antheren herabhängt, daß die Biene also zunächst mit ersterm in Berührung kommt, ehe sie die letzteren streift und daß sie, die mit fremdem Pollen beladene, diesen zuerst auf dem Pistill absetzt. So hat Alles an dieser Blüthe seinen Zweck: Gestalt und Größe der Oberlippe, die Stellung des Pistills und der Antheren zu einander, die Länge und Enge der Röhre, Größe und Lage der Unterlippe, der Haarring, der Honig u. s. w.

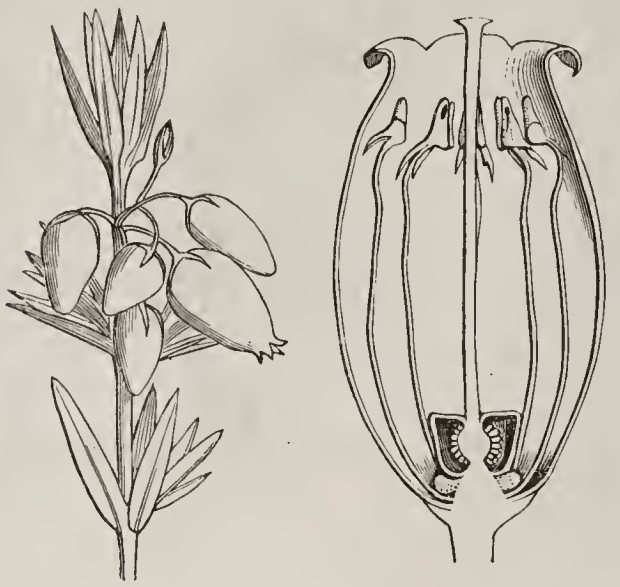
Die Heidearten (Erica cinerea und E. tetralix), Fig. 6, bieten ein anderes Beispiel merkwürdiger Anpassung an die Insecten dar. Die Blüthe hat hier die Form einer Glocke, die mit ihrer Mündung nach unten hängt und fast ganz vom Pistill geschlossen wird, welches eine Art Klappe vorstellt. Die acht Staubfäden endigen ein jeder in zwei Zellen, die leicht auseinanderstehen und an ihrem untern Ende eine ovale Oeffnung für die Ausstreuung des Pollen haben; doch obgleich diese Löcher am untern Ende der Staubbeutel sind, kann doch der Pollen nicht herausfallen, weil jeder Staubbeutel gerade an der Stelle, wo die Oeffnung sich befindet, den benachbarten Staubbeutel berührt und schließt und die acht Staubfäden solchergestalt einen Ring bilden, welcher das Pistill ungefähr in der Mitte der Glocken umgiebt. Außerdem befindet sich an jedem Staubbeutel ein langer Fortsatz, die zusammen eine Reihe von Speichen bilden, welche vom Ringe der Antheren abstehen. Bei dieser Beschaffenheit der Blüthe muß eine Biene, welche zu dem Honig gelangen will, zunächst ihren Kopf mit der klebrigen Narbe in Berührung bringen und auf derselben Pollen von einem andern Exemplare absetzen. Dann wird sie, indem sie ihren Rüssel in die Glocke schiebt, mit der einen oder andern Speiche an den Antheren in Berührung kommen, die wie ein Hebel wirkt, die Oeffnung der Antheren vermehrt und einen Regen von Pollen auf den Kopf der Biene fallen läßt.

In vielen Fällen wird durch die Anhäufung von Blüthen zu einem Bündel oder einer Dolde der Effect der Farben und Gerüche wesentlich erhöht, wie z. B. beim Flieder, Hollunder, den Umbelliferen im Allgemeinen. Bei der letztern Gruppe befindet sich der Honig nicht, wie bei den früher geschilderten Pflanzen, im Grunde einer Röhre, sondern er liegt offen da und ist daher einer großen Anzahl kleiner Insecten leicht zugängig; und da die einzelnen Blüthchen dicht neben einander stehen, so können sie von den Insecten bequem und schnell besucht werden, was natürlich die Befruchtung erleichtert und sicherer macht, als wenn die Blüthen einzeln ständen, wobei leicht eine von den Insecten übergangen werden kann. In vielen Fällen ist bei den Umbel-

liferen Selbstbefruchtung ausgeschlossen, da die Staubbeutel früher als das Pistill reifen und erstere ihren Staub schon verschüttet haben, wenn letzteres entwickelt ist.

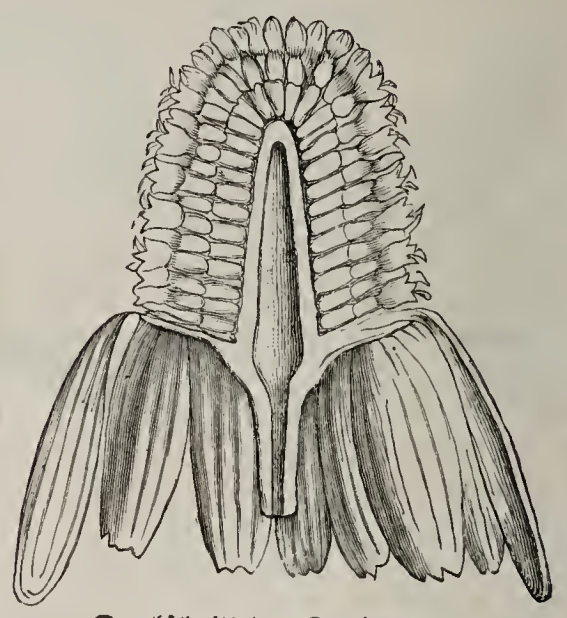
Ein weiteres Beispiel sind die Compositeen, bei denen, wie bei Disteln, Sonnenblumen, Löwenzahn, Huflattich, Immortellen, Georginen u. s. w., die einzelnen kleinen Blüthen dicht gepackt, ein Köpfchen bildend, auf einem gemeinsamen Blüthenboden zusammenstehen und — incorrect gesprochen — eine einzige Blume bilden. So sind die Blumen unseres gewöhnlichen Maßliebchen oder Marienblümchens (Bellis perennis) nicht einzelne Blüthen, sondern eine große Anzahl kleiner, scheibenförmig zusammengestellter Blüthen, die auf einem gemeinsamen Boden stehen. Dadurch werden die Blüthen den Insecten leichter zugängig und die Befruchtung durch dieselben sicherer. Bei der großen Stern- oder Gretchenblume (Chrysanthemum Leucanthemum) oder der Kamille, Fig. 7, besteht der Blüthenkopf aus einer äußern Reihe weiblicher Blüthen, deren Röhren an der Außenseite in ein weißes Strahlenblatt oder eine Zunge endigen, das entschieden dazu beiträgt, die Insecten anzuziehen. Die kleinen Blüthen sind auch röhrenförmig, doch gelb, unansehnlicher und ohne Strahlen und jede von ihnen ist mit Pistill und Staubfäden versehen. Die Staubbeutel sind mit einander verwachsen, so daß sie eine Röhre bilden, welche das Pistill umgiebt; sie reifen vor dem Pistill und der Pollen wird im obern Ende der Blüthenröhre über dem Kopfe des Pistills ergossen. Wenn die Blüthe sich öffnet, ist der Pollen schon reif und erfüllt den obern Theil des Staubbeutelringes. Das Pistill seinerseits verlängert sich, treibt den Pollen gegen das obere Ende der Röhre, die sich öffnet und der Pollen fällt aus der Röhre. Das Pistill endigt in zwei Aeste, die anfangs eng aneinander gepreßt und jeder mit einer Haarbürste versehen sind. Diese Bürsten fegen bei der Verlängerung des Pistills den Pollen gänzlich aus der Röhre; er wird dann von Insecten weggeführt. Wenn das Pistill seine völlige Länge erreicht hat, öffnen sich dessen beide Zweige und biegen sich rückwärts, so daß ihre löcherigen Oberflächen, die anfangs eng gegen einandergepreßt und vor der Einwirkung des Pollen geschützt waren, sichtbar werden. Aus dieser Anordnung wird es klar, daß jedes Insect, welches sich auf dem Blüthenkopf des Chrysanthemum niederläßt, seine Unterseite mit dem Pollen der jungen Blüthen bestäuben

Fig. 6.



Graue Glockenhaide (Erica cinerea) mit Blüthenlängsschnitt.

Fig. 7.



Durchschnitt der Kamillenblüthe.

und diesen auf die Narben der älteren übertragen muß. Da die äußeren (Rand-) Blüthen zuerst sich entfalten und von hier das Blühen nach dem Mittelpunkt vorschreitet, so liegt auf der Hand, daß der Pollen der äußeren Blüthen nicht zur Befruchtung der inneren verwandt werden kann. Wenn also die äußere Blütheureihe Pollen producirte, würde derselbe in den meisten Fällen unnütz sein. Die Randblüthchen — weibliche Blüthen — bringen aber keinen Pollen hervor und die hierbei bewirkte Kraft und Stoffersparniß ermöglicht ihnen die Bildung der Strahlen, der größeren Corolla. Es ist auch wichtig zu wissen, daß bei diesen Strahlenblüthchen die Pistille jene Haarbürsten nicht besitzen, wie bei den Scheibenblüthchen; sie wären ja ohnehin nutzlos, da sie keinen Pollen aus der Röhre zu fegen hätten.

Bei anderen Compositeen, wie der Ringelblume (Marigold), bringen die Strahlenblüthen keinen Pollen, die Scheibenblüthen keine Narben hervor. In diesem Falle besitzt und braucht das Pistill der Strahlenblüthen keine Endbürsten, da kein Pollen auszufegen ist. Die Scheibenblüthen dagegen, obgleich sie keine Narben entwickeln, brauchen ein Pistill um den Pollen aus der Röhre hinauszutreiben und deshalb ist auch ein Pistill vorhanden, welches sich aber allein auf diese merkwürdige, seiner ursprünglichen Bestimmung abgewandte Function beschränkt.

Lubbock lenkte dann die Aufmerksamkeit auf einige Fälle, wo dieselbe Blume Blüthen von zweierlei oder mehr Arten besitzt, wie beim Veilchen (Viola odorata canina), das die bekannten, wohlriechenden Frühlingsblumen hervorbringt, daneben aber auch Herbstblüthen, die fast blätterlos sind. Erstere produciren nur wenig Samen, letztere desto mehr. Unsere Primeln zeigen höchst interessante Belege für den Dimorphismus (Doppelgestaltigkeit) der Blüthen.

Im Zusammenhang mit der merkwürdigen, zweckentsprechenden Bauart der Blüthenorgane läßt sich aber auch nachweisen, daß die Mundorgane, namentlich der Rüssel, und die Füße der Insecten gerade so gestaltet sind, daß sie besonders zur Befruchtung der Blüthen beitragen müssen. Eine fernere Eigenthümlichkeit der Blüthen ist ihr Schlaf, der durch die Beziehungen der Blüthen zu den Insecten erläutert werden kann. Viele Blüthen schließen während des Regens ihre Blätter, entschieden deshalb um den Honig vor dem Wegwaschen zu behüten. Wie aber läßt es sich erklären, daß manche Blüthen sich gerade während des schönsten Wetters schließen, um, mit dem Volksmunde zu sprechen, ein Mittagsschläfchen zu halten? Bei ermüdeten Thieren ist dies zu begreifen, aber bei Blumen? Und warum schlafen nur einzelne Blumenarten, nicht alle? Indessen verschiedene Arten halten verschiedene Zeiten ein und hierauf hat man die

sogenannte Blumenuhr gegründet. Das Maßliebchen (Bellis) öffnet sich früh am Morgen und schließt sich spät Abends, daher rührt auch sein englischer Name daisy = day's eye = Tagesauge. Der Löwenzahn (Leontodon taraxacum) öffnet sich um 7 und schließt sich um 5 Uhr. Arenaria rubra ist offen von 9 bis 3 Uhr; das haarige Habichtskraut (Hieracium pilosella) von 8 bis 2 Uhr; Gauchheil (Anagallis arvensis) von 7 bis 2 Uhr; während der Bocksbart (Tragopogon pratensis) von 4 Uhr früh bis 12 Uhr Mittags offen ist und von den Engländern aus diesem Grunde John-go-to-bed-at-noon genannt wird. Von den Feldarbeitern wird das Schließen dieses Bocksbartes als Zeichen zur Mittagsmahlzeit angesehen. Wieder andere Blumen öffnen sich des Abends.

Es liegt auf der Hand, daß Blüthen, deren Befruchtung durch Nachtinsecten herbeigeführt wird, gar keinen Grund haben, am Tage sich zu öffnen, während umgekehrt jene, die von Bienen befruchtet werden, sich Nachts schließen. Für die ersteren Blüthen wäre es geradezu ein Nachtheil, wenn sie am Tage offen wären, da ihnen alsdann Honig wie Pollen von solchen Insecten geraubt werden könnten, die zu ihrer Befruchtung nichts beitragen. Das Oeffnen und Schließen der Blüthen steht daher in Beziehung zu der Befruchtung durch die Insecten. Dafür spricht auch, daß durch die Windwirkung befruchtete Blüthen niemals schlafen und einige Blüthen, welche die Insecten durch Wohlgerüche anlocken, diese Gerüche zu bestimmten Stunden ausströmen, so die Nachtviole (Hesperis matronalis), die späte Lichtnelke (Lychnis vespertina), die in den Abendstunden, Orchis bipolia, welche Nachts duftet.

Der Ramadan in Arabien.

Von **Heinrich von Maltzan.**

II.

Gerichtsstillstand. — Der Diwan beim Pascha. — Eine Comödie. — Der gefangene Koch. — Ein witziger Verbrecher. — Beilegung eines komischen Conflicts. — Ein orientalischer Diplomat. — Vergnügungen im Ramadan. — Das Hüttendorf. — Fanatismus leichtfertiger Frauen. — Monotonie des Ramadan in Dschedda.

Die vornehmere Classe der hiesigen Bevölkerung läßt sich im Ramadan nicht viel blicken. Bei Tage schlafen diese Herren, stehen höchstens gegen 2 Uhr Nachmittags auf; dann sind noch drei Stunden bis zum Bruch der Fasten und diese werden gemüthlich verdämmert. An Geschäfte denkt Niemand; die ganze Regierung scheint zu schlummern. Es ist förmlich ein Sprüchwort: „Im Ramadan giebt es keine Regierung und kein Gericht." Sicher ist, daß kein Richter in diesem Monat Recht spricht. Kein Schuldner kann zum Bezahlen angehalten werden; kurz es ist ein wahrer Schlaraffenmonat. Nur die Präventivgefangenen, welche oft ganz unschuldig in Untersuchungshaft kamen, verwünschen diesen Monat; denn da es in ihm keine Gerichtssitzungen giebt, so bleiben sie ruhig im Gefängnisse, gleichviel ob schuldig oder unschuldig.

Selbst die Europäer können in diesem Monat nicht zu ihrem Rechte kommen. Ich kannte einen, welchem zwei Tage vor dem Ramadan eine Summe Geldes gestohlen worden war und dessen vom Consul unterstützte Klage man nicht einmal anhören wollte, weil „es Ramadan sei". Nach dem heiligen Monate wird natürlich der Dieb das Geld verzehrt und der Europäer das Nachsehen haben. Dies Alles gilt freilich in bevorzugtem Grade nur von hier, vom heiligen Gebiete von Mekka und Medina, wo der alte Islam mit all seinen guten und schlechten Seiten noch in seiner ungeschwächten Kraft fortbesteht. Dies mag im Ganzen recht viel Nachtheile mit sich bringen; aber, ich weiß nicht, ob ich diesem Wesen nicht am Ende noch den Vorzug vor dem elenden Zwitterzustande von Civilisationscomödie und halber Cultur, die von Europa nur die Laster entlehnt, wie Aegypten uns ein Beispiel liefert, geben soll.

Dieser Monat ist mehr als ein anderer die Zeit der großen Staatsvisiten bei Pascha und Vornehmen. Jeden Abend sitzen diese Persönlichkeiten, rauchend und Kaffee trinkend, in ihrem „Medschles" oder „Diwan" und erwarten die Besuche. Nur in den ersten Tagen ist es nicht Sitte, solche zu machen. Dann bleibt gewöhnlich jede Familie für sich. Hier in dem heiligen Gebiet ist man so fromm, diese ersten Abende mit Absingen des Koran zuzubringen. Selbst die Kaufleute thun dies. Eines Abends wollte ich einen besuchen, vernahm aber auf seiner Thürschwelle schon den näselnden Singsang, mit dem der Koran abgeleiert wird, und hütete mich also wohl, die fromme Uebung zu unterbrechen; sind aber die ersten Abende vorbei, dann gehen die Besuche an. Der erste gilt gewöhnlich dem Pascha. Dort findet man die ersten Beamten, die reicheren Kaufleute, die den Abend in ziemlich langweiligen Gesprächen, oder mit Schweigen, das nach dem arbischen Sprüchwort bekanntlich „Gold" ist, zubringen.

Dort war es auch, wo sich in einer Ramadannacht eine Comödie abspielte, in der ich selbst halb Statist, halb Mitspieler wurde. Herr Rolph, bei dem ich wohnte, hatte nämlich plötzlich den Verlust seines Koches zu beklagen. Wir blieben ohne Essen, aber wo blieb der Koch? Es hieß er sei auf Befehl der französischen Consulin arretirt worden. Sicher war, daß er saß, aber auch, daß sein Vergehen kein schweres. Worin es bestand, erfuhr ich nicht mit Bestimmtheit. Es wird in Dschedda so viel geklatscht, daß man nichts glauben kann. Er sollte aber die Consulin „beleidigt" haben, wenn es eine Beleidigung war, daß er ihren Dienst verließ, um den bei Herrn Rolph anzunehmen.

Wir konnten dies natürlich nicht dulden. Da es in Dschedda nur zwei Consuln giebt, so wandten wir uns an den englischen, an welchen ich empfohlen war, zur Zeit durch einen Vertreter, einen Armenier, repräsentirt, und zogen mit diesem zum Pascha; denn nur er konnte helfen. Er wollte aber gar nicht dran. „Man muß der Französin das kleine Vergnügen gönnen. Was liegt denn an einem Koch?" meinte er. Uns lag natürlich daran, denn in Dschedda findet man keinen, sondern muß solche Diener aus Suez kommen lassen. Sehr generös offerirte zwar der Pascha seine eigene Küche, aber Gott weiß, was wir dann zu essen bekommen haben würden! Ich kenne türkische Küche! Nur der Pilaff ist

genießbar. Dieser fehlt aber bei den Vornehmen oft, da er ein plebejisches Gericht ist. Die Großen ergötzen sich statt dessen an schrecklich fetten Ragouts mit Knoblauch, Zwiebeln und ranziger Butter sowie öligen Süßspeisen.

In einer einzigen Ramadannacht folgten sich die drei Acte dieses Lustspieles. Im ersten zogen wir erfolglos ab, ließen aber die Drohung zurück, die Sache nach Stambul zu melden. Der Armenier sagte „Peki" (sehr wohl), als der Pascha sich weigerte, der Pascha „Peki", als der Armenier drohte. Der Türke sagt immer „Peki", auch wenn die Sache ihm nicht gefällt. Aber trotzdem bedachte er sich doch. Schnell wurde aus den Ramadangästen ein Medschles (Gerichtshof) improvisirt, in welchem auch zwei griechische Branntweinhändler ihre Stimmen abgaben. Türken haben eben über Europäer eine so niederträchtige Meinung, daß sie gar keine Bildungs- oder Moralitätsstufen unter ihnen anerkennen. Als sie noch nach Willkür schalteten, waren alle Europäer gleicherweise „kelb ibn kelb" (Hund, Sohn des Hundes). Jetzt, da sie Europäer respectiren müssen, rächen sie sich dadurch, daß sie auch die anrüchigsten den anständigsten gleich hoch stellen. Wäre ein Consul beim Medschles anwesend gewesen, man hätte ihm keine höhere Ehre erweisen können, als die, welche jetzt den Branntweinhändlern (meistens notorischen Schurken, Bravos u. s. w.) wiederfuhr. Man beschloß den Koch zu citiren. Als dieser kam, schnaubte ihn der Pascha an:

„Also wegen eines Hundes, wie Du bist, muß ich solche Unannehmlichkeiten haben? Was machtest Du bei der Consulin?"

„Ich war ihr Koch;" hieß es.

„Warum hast Du sie verlassen?"

„Weil sie mich schlug."

„Das wollen wir nicht hören. Sag einen andern Grund," brummte der Pascha, der natürlich nichts Beleidigendes über die Consulin gesagt wissen wollte.

„Weil sie einen andern Koch hat und mein alter Herr zurückkam."

„So? Wieviel Diener hat die Consulin?"

„Sie hat einen Koch, einen Küchenjungen, einen Kammerdiener, einen Kawaß, einen Laufburschen, einen Portier u. s. w."

Jetzt glaubte der Pascha einen Anknüpfungspunkt gefunden zu haben, um von der Consulin gütlichen Vergleich zu erbitten. Er ließ ihr höflich sagen, da sie doch so viele Diener habe, könne es ihr ja auf einen mehr nicht ankommen. Sie wisse vielleicht nicht, daß im Hause, wo der Koch jetzt diene, nur wenige Diener seien, er also dort viel unentbehrlicher sei, als in ihrem dienerreichen Haushalte. Der Verbrecher bitte sie übrigens um Verzeihung, und sie möge ihn daher gütigst frei geben. Zugleich ließ er uns melden, wir möchten kommen, um den Koch abzuholen.

Wir fanden uns also im zweiten Act der Comödie ein. Hier ging es sogar possenhaft zu. Die Consulin ließ nämlich berichten, sie verstehe gar nicht, was der Pascha mit den „vielen Dienern" sagen wolle. Sie habe ja nur einen für Alles und eigentlich gar keinen Koch. Der Pascha schnaubte von Neuem den Koch an:

„Hast Du nicht gesagt, die Consulin habe sechs Diener?"

Der Koch machte ein schlaues Gesicht:

„Nein, Herrlichkeit, das sagte ich nicht, sondern sie habe einen Koch, einen Küchenjungen u. s. w."

„Nun und sind das nicht sechs Diener?"

„Nein! wenn Ew. Herrlichkeit mich hätten ausreden lassen, so würde ich hinzugesetzt haben, daß der Koch „Smail" heißt . . ."

„So? und wie heißt der Portier?"

„Auch Smail."

„Und der Küchenjunge?"

„Ebenso."

Der Pascha fluchte fast, als er dies vernahm.

„Wie viel Smails giebt es denn?" fragte er.

„Herrlichkeit! Es giebt nur einen."

„Und dieser eine ist?"

„Zugleich Koch, Küchenjunge, Portier u. s. w."

Am Ramadanabend, nach guter Mahlzeit, kann selbst ein sonst grimmiger Pascha Spaß verstehen, und so verstand auch dieser, daß der Koch trotz all seiner Unterwürfigkeit ein Witzbold war, und nahm es nicht übel. Da er lachte, so nahm die ganze Medschles dies für eine Erlaubniß, nun in homerisches Gelächter auszubrechen. Der Abend bekam eine sehr lustige Wendung.

Uns war freilich nicht geholfen. Denn der Pascha wollte jetzt wieder den Koch zurückbehalten, da die Consulin ihn nicht frei gab. Er sah einerseits die Drohung Englands, andererseits das beleidigte Frankreich; und das Alles um einen Koch! Eine Genugthuung wollte er uns jedoch geben. Diese bestand zuerst darin, daß er über die Consulin schimpfte. Er nannte sie eine . . . Doch das verschweige ich besser. Das Schimpfen über Europäer kommt dem Türken so natürlich, daß wir es dem Pascha nicht als Verdienst anrechnen konnten, wenn es auch heute uns zu Gefallen geschah. Morgen wußten wir, werde er der Consulin ganz ähnliche Süßigkeiten über uns sagen.

Wir bestanden also auf einer mehr reellen Genugthuung. Nach stundenlangem Discutiren wurde er soweit mürbe, daß er versprach, den Koch nur eine Nacht zurückzubehalten. Eine Satisfaction müsse Frankreich doch haben. Wir konnten auch das nicht zugeben und zogen abermals mit Drohungen und gegenseitigem „Peki" ab.

Der dritte Act der Comödie war der längste, und wäre nicht zu einem befriedigenden Schluß gekommen, ohne Intervention einer dritten Großmacht. Diese Macht war Persien, vertreten durch seinen Consul, den man schlechtweg den Bey nannte, einen sehr schlauen Diplomaten, der mit tödtlichem Türkenhaß die liebenswürdigsten Manieren gegen Türken, ja gegen die ganze Welt verband. Dieser allabendliche Ramadangast des Paschas erfand einen Ausweg zur Versöhnung der Parteien und so wurde wirklich der Koch frei. Aber er wurde es nur durch einen Compromiß, der scheinbar jeder Partei, in Wirklichkeit aber keiner Recht gab. Der Perser schlug nämlich vor, die Verhandlungen bis zum grauenden Morgen auszudehnen, was für vornehme Tagesschläfer eben kein Opfer ist. Dann solle man den Koch frei geben. Der Consulin könne man sagen, man habe den Mann ihr zu Gefallen eine ganze Nacht lang fest gehalten, uns aber, man habe die ganze Nacht hindurch uns zu Liebe Medschles gehalten und gefunden, daß wir Recht hätten. So konnte sich jede Partei den Triumph zuschreiben. In Wirklichkeit aber hatte keine vollkommene Genugthuung bekommen. Das ist orientalische Diplomatie, die sich heutzutage oft mit solchen Erbärmlichkeiten herumschlagen muß. Komischerweise war in dieser Sache nie vom Manne der Consulin die Rede. Er galt für einen Pantoffelhelden und wurde als „Null" betrachtet.

Sonst ist der Ramadan hier nicht kurzweilig. Von Vergnügungen, wie sie in Cairo und Tunis vorkommen, ist keine Rede. Höchstens regt sich eine einsame Darbuka (thönerne Trommel) oder ein klimpriger Kanun (eine Art Guitarre) in einem Kaffeehause, wozu manchmal die Stimme eines näselnden Sängers sich hören läßt. Ein Karagus (Polichinell) soll zuweilen zu Stande kommen. Heuer war

dies nicht der Fall. Die Tänzerinnen und Tänzerknaben werden hier durch alte Araber aus Yemen mit langen weißen Bärten ersetzt, deren vor Alter steife Glieder eben keine graziösen Bewegungen zur Schau tragen. Aber alle diese Vergnügungen sind nur im allermäßigsten Grade vorhanden. Selbst in Mekka steht es damit nicht viel besser.

Nur in dem von gewissen Personen bewohnten Viertel oder Hüttendorf soll es in diesen Nächten lustiger hergehen. Wer aber die dortigen Freuden genießen will, muß sich für die ganze Nacht aus der Stadt verbannen, da das Hüttendorf außerhalb der bei Nacht geschlossenen Thore liegt.

Dieses bei Tage zu besuchen, ist für einen Europäer schon gefährlich, bei Nacht geradezu unmöglich, denn jenes Gewerbe in Brot zu setzen, wird von den Moslems so zu sagen als ein „Glaubensmonopol" angesehen. Wehe dem Christen, der es wagen wollte, einer dieser vom Fanatismus aller Dscheddaner gleichsam gehüteten Personen eine Erklärung zu machen. Den Moslems allein ist es gestattet, hier die Ramadanvergnügungen, die immer bei Nacht stattfinden, mitzumachen. Da ich diesmal nicht verkleidet reiste, so kann ich also nicht als Augenzeuge von jenen Lustbarkeiten berichten. Nach der Aussage meiner arabischen Diener sollen sie aber groß sein und es dort sehr hoch hergehen. Nach dem freilich, was ich bei einem Gang, den ich bei Tage durch jenes Viertel machte, von seinen Bewohnerinnen sah, boten sie des Verführerischen sehr wenig und also mögen ihre Tänze und Gesänge eines Hauptreizes entbehren. Es sind meist sehr häßliche Negerinnen; hier und da nur sieht man eine Weiße, die aber mit jenen an abschreckenden Eigenschaften wetteifert. Eine einzige sah ich aus der Entfernung, die erträglich aussah. Aber diese Dame war eine so fanatische Jüngerin Mohammed's, daß sie bei meinem Anblick laut aufschrie und in Verwünschungen gegen alle Europäer im Allgemeinen und mich im Besondern ausbrach, dabei sehr energisch mit der Hand fortwinkte. Es ist mancher seltsame Widerspruch im mohammedanischen Volksleben. So sollen dieselben Frauen, die doch ein selbst nach arabischen Begriffen verbotenes und vom Koran verdammtes Gewerbe ausüben, die strengsten Beobachterinnen der Fasten im Ramadan sein. Man schließe übrigens hieraus nicht auf eine allgemeine Corruption der Bewohner Arabiens. Dschedda, Mekka, Medina sind Fremdenstädte. Nur in solchen kommt die Prostitution vor. Sonst ist sie fast unbekannt.

Natürlich besuchen die verständigeren Moslems jenes Viertel niemals, genießen also keine seiner lärmenden Ramadanvergnügungen. Für sie müßte dieser Monat gewiß entschieden langweilig sein, wenn dieses stoische Volk überhaupt die Langeweile kennte. Aber so ist einmal der Moslem. Selbst der Städter aus Stambul oder Cairo, den sein Unstern hierher führt, klagt nicht über die Monotonie von Dschedda, obgleich er zu Hause doch der nach arabischen Begriffen köstlichsten Vergnügungen die Hülle und Fülle besaß.

Bei den Wilden auf Formosa.

R. K. Die „Japan Weekly Mail" vom 4. Juli 1874 bringt Auszüge aus einem zeitgemäßen und interessanten Vortrage, welchen E. C. Taintor vor der „Asiatic Society" zu Schanghai über Formosa gehalten hat. Wir theilen daraus Folgendes mit.

Wie bekannt, ist die Osthälfte der Insel, oder besser zwei Drittheile derselben im Besitze wilder Stämme. Ihr Gebiet ist meist bergig und dicht bewaldet, während die chinesischen Niederlassungen auf verhältnißmäßig ebenem Boden liegen, und zwar vom Fuße der bis 11,000 oder 12,000 Fuß ansteigenden Centralbergkette westlich längs der Westküste, über die Nordspitze der Insel hinweg und den nördlichsten Theil der Ostküste.

Die ursprünglichen Besitzer der Ebene, ein wohlgestaltetes Volk, das sich selbst Kabarau nennt, sind von den Chinesen allmälig immer weiter in die Berge hineingetrieben worden, haben aber bei dieser Berührung zum Theil chinesische Civilisation und Sitten angenommen.

Die dortigen Chinesen nennen sie „Pepo hwan", d. h. Wilde der Ebene, zur Unterscheidung von den noch rohen und ungebändigten Bergbewohnern. Wie gering die chinesische Einwanderung gewesen sein muß, geht daraus hervor, daß ein anderer Reisender, Thompson, 1871 schon in einer Entfernung von 20 Miles von Tai-wan-fu, der Hauptstadt der ganzen Insel, das erste von Pepo hwans bewohnte Dorf antraf (vergl. „Proceedings of the Royal Geopraphical Society" XVII, S. 146). Die Bewegung der Pepo hwans nach dem Innern dauert noch immer fort, und erst im vergangenen Jahre versuchte eine bedeutende Anzahl derselben unter Leitung eines Europäers, sich in Talau-o, 15 Miles südlich von der Suaobai, an der Ostküste niederzulassen. Aber trotz vorgängiger freundschaftlicher Verhandlungen mit den Wilden fand der Versuch doch heftigen Widerstand.

Der Vortragende besuchte jene Gegenden zu Beginn des Jahres 1869 und kam mit einer großen Menge von Wilden in Berührung, sammelte Vocabularien ihrer Sprache und beobachtete ihre Sitten und Gebräuche.

Lamo, 10 Miles südlich von der noch von Chinesen besetzten Suaobai gelegen, war in den Jahren 1858, 1862 und 1866 wiederholt Ziel chinesischer Colonisationsversuche, deren zweiter einem vollen Hundert der neuen Ansiedler das Leben kostete. Als jener Europäer mit seinen Leuten ans Land stieg, fand er, in einer Reihe am Ufer entlang postirt, 35 schädellose Skelette, der deutlichste Beweis von dem Fehlschlagen früherer Niederlassungsversuche.

Die Pepos leben meist vom Fischfang und sind im Rudern sehr geschickt. Die Männer sind groß, stramm und den Chinesen an Stärke und männlichem Aussehen weit überlegen; die Frauen klein, schlank, oft hübsch, mit merkwürdig schönen Augen, was sie von den Chinesinnen sofort unterscheidet, denen sie sich sonst in Sprache und Kleidung anzunähern suchen.

Die eigentlichen Wilden sind viel kleiner und unansehnlicher, als die Pepos; mehr spitz- als rundköpfig; mit dickem, struppigem Haare, das auf dem Scheitel von einem Bande zu einem Schopfe zusammengefaßt wird. Ihre Augen sind nicht so groß und rund wie die der Pepos, noch auch so schräg und mandelförmig, wie die chinesischen. In den Ohren der Männer steckt ein, in denen der Frauen zwei große Ohrringe von einem viertel Zoll Durchmesser, mitunter auch Bambusstückchen oder Perlenschnüre. Die Weiber sind ungewöhnlich klein und untersetzt, aber an das Tragen schwerer Lasten gewöhnt. Niedere Stirn und geistloser Ausdruck überwiegen. Ihr Aussehen ist argwöhnisch, finster, verdachterregend und steht in schroffem Gegensatze zu dem offenen, zutrauensvollen der Pepos. Beide Geschlechter tä-

towiren sich und tragen mancherlei Zierrath von Knochen, Messing und Perlen an sich, mitunter auch Mützen von Hirschfell.

Sie haben den sonderbaren Gebrauch, allen Kindern im sechsten bis achten Jahre die Augenzähne auszuschlagen, weil sie dadurch deren Schnelligkeit und Witterung bei der Jagd zu erhöhen meinen. Meist jagen sie die kleinen, in ihren Wäldern zahlreich vorhandenen Hirsche mit Speer, Bogen und Rohrpfeilen, die nicht immer eiserne Spitzen besitzen, und ab und zu mittelst eines Luntengewehres, das sie von den Chinesen gegen die Ausbeute der Jagd eingetauscht haben. Außerdem trägt jeder Mann in einer Scheide ein langes, schweres Messer, das ihn nie verläßt und alle Dienste verrichtet, von dem Ausgraben von Wurzeln bis zum Abschneiden von Chinesenköpfen. Die Speere haben Bambusschäfte und eiserne Spitzen chinesischen Ursprungs, welche, wenn nicht in Gebrauch, in Lederscheiden stecken. Diese wie die Messerscheiden sind mit Haarbüscheln von den Zöpfen erschlagener Chinesen verziert. Taintor sah selbst einen hübschen, kräftigen jungen Mann, den Sohn eines Häuptlings, welcher an seiner Messerscheide 23 solcher Quasten trug, die von fünf durch seine Hand gefallenen Chinesen herrührten.

Bei ihren Jagden schlafen die Wilden Nachts Fuß an Fuß um ein Feuer herum, unter dem Kopfe ein Bündel Gras, zuweilen unter einer rasch errichteten Hütte.

Zum Fangen der Hirsche haben sie zwei oder drei verschiedene Fallen. Mitunter erlegen sie auch einen Bären; dann verkaufen sie Füße und Gallenblase an die Chinesen, welche letztere als Medicin sehr hoch schätzen. Alles Uebrige, Fleisch, Fell und Pelz, wird zusammen gebraten. Sonst kommen noch wilde Schweine, dunkelfarbige Leoparden, zahlreiche Affen, aber nur sehr wenige Vögel vor.

Die Wilden bauen süße Kartoffeln, Bohnen, Hirse, Kokosnüsse, Erdnüsse und Yams und kochen aus den zarten Sprossen der Farrnkräuter eine Suppe, welche ganz schmackhaft sein soll. Bananen und eine Art wilder, sehr bitterer Orangen giebt es in Menge. Ab und zu trifft man auch Wassermelonen, deren Samen sie von den Chinesen erhalten haben. Nach Cayennepfeffer sind sie sehr begierig und um ihn sich zu verschaffen brechen sie oft in die Gärten der Ansiedler ein. Ihren Taback bauen sie sich selbst, und Männer, Weiber und Kinder ohne Unterschied haben stets eine kleine Bambuspfeife im Munde. Sie nennen das Kraut ta-ba-ku, was beweist, daß dasselbe von spanischen oder holländischen Colonisten eingeführt worden ist. Letztere waren ja im 17. Jahrhundert im Besitze von Tai-wan-fu, wo sie 1633 das jetzt zerstörte Fort Zelandia erbauten. Und noch heute besteht bei den oben erwähnten Pepos die Tradition, daß sie zur Zeit der holländischen Besitznahme zur See vom südlichen Ende der Insel nach Norden gekommen seien. Manche sollen sogar noch holländische Reliquien in Händen haben.

Aus einer langen Grasart weben die Wilden sehr hübsche elastische und dauerhafte Matten. Mit den Chinesen betreiben sie einen kleinen Tauschhandel; für ihren Hanf, Wildpret, Hirschgeweihe, Häute und Sehnen erhalten sie Messerklingen, Luntenschloßgewehre, Reis, Pulver und Schrot, kupferne Kessel, bunte Tücher und Salz, das sie sehr lieben. Griffe befestigen sie sich selbst an die Messerklingen mittelst sehr festen und hübschen Flechtwerks.

Ihre Hütten sind überaus einfach: zwei Pfosten werden in die Erde gegraben, von deren Spitze längere Stangen schräg zum Fußboden laufen. Darüber werden andere quer gelegt, und das Ganze wird mit langem, trockenem Grase bedeckt.

Die beiden dreieckigen Giebel, wenn man sie so nennen darf, werden mit Gras oder Rohr ausgefüllt. Mitten in der Hütte dienen ein paar Steine als Herd; der Rauch zieht hinaus, wo er ein Loch findet. Als Betten dienen Heulager; der ganze Hausrath besteht in ein paar geflochtenen Körben, welche von der Decke herabhängen und die Vorräthe an Hirse, Bohnen und Salz enthalten.

Die Todten werden in aufrechter Stellung mit ihren Waffen und Geräthschaften begraben.

Ihre Art Freundschaft zu schließen ist sonderbar und für einen Fremden nicht gerade angenehm. Jeder der beiden zukünftigen Freunde legt seinen Arm um den Hals des andern, worauf beide Kopf und Mund dicht aneinander halten und zu gleicher Zeit aus einer Schale Wein trinken. Damit ist eine ewige Freundschaft begründet. Bei Taintor's Begegnung mit den Wilden waren nun etwa ein Dutzend Häuptlinge zugegen, welche insgesammt jene Ceremonie mit dem Fremden auszuführen wünschten; und diesem blieb bei dem verrätherischen und streitsüchtigen Charakter der Wilden nichts anderes übrig, als zwölfmal den unerwünschten Trunk zu thun.

Eine andere, weniger feierliche und bindende Art, ein Bündniß einzugehen, besteht darin, daß beide Personen Salz vom selben Tische essen.

Ein Schwein ist das angenehmste, ja unerläßliche Geschenk, wenn man die Gunst der Wilden gewinnen will. Deshalb hatte Taintor ein paar Stück mitgenommen und bewirthete seine neuen Freunde am Tage nach seiner Ankunft mit einem splendiden Mahle. Dem geschlachteten Schweine wurden Füße und Schnauzenspitze abgeschnitten, und dann der ganze Rest mit Borsten und allem auf ein Feuer von Holzscheitern gelegt. Dort blieb es nur 10 bis 15 Minuten liegen, gerade lange genug, um die Borsten abzusengen und das Fett durchzuwärmen; dann wurde es auf ausgebreitetes Gras gelegt. Nun schnitten die Häuptlinge das Schwein in lange Streifen und Alles machte sich daran, diese in ganz kleine Würfel zu zerlegen. Nichts, weder Knochen, noch Eingeweide, noch Schwarte, wurde weggethan. Dann bildete das Volk einen Kreis um die einzelnen Haufen Fleisch, welche offenbar nach der Größe der Familien bemessen waren und von den Häuptlingen denselben zugetheilt wurden. Manche, die besonders hungrig waren, brieten sich sofort ein paar Stücke in der heißen Asche und aßen sie; aber die meisten nahmen ihre Portion mit nach Hause. Die Häuptlinge bestanden darauf, daß der Europäer einige ausgesuchte Leckerbissen Ehren halber annahm, nöthigten ihn aber glücklicherweise nicht zum Essen. Doch wurde ein junger Mann schwer dadurch beleidigt, daß Taintor die von ihm erhaltenen Bissen dem ersten besten Wilden schenkte.

Die ganze Scene war erregt und wild. Etwa 60 Eingeborene, die Männer fast nackt und die Weiber verschieden gekleidet, alle aber höchst schmutzig, kauerten auf dem Erdboden oder rannten ab und zu, langten eifrig vom rohen Schweinefleisch zu und plauderten dabei unablässig. Wahrhaft dämonisch wurde aber der Anblick, als sich Abends die ganze Schaar, und obendrein die Pepos von der Begleitung Taintor's, zusammen über hundert, in Branntwein halb berauschten, den man ihnen unvorsichtiger Weise aber sehr zu ihrer Freude gegeben. Die Fremden waren sehr froh, als am frühen Morgen Müdigkeit die letzten der Gäste zur Ruhe trieb, und sie vor ihrer Streitsucht und Geschicklichkeit im Handhaben der Messer keine Furcht mehr zu haben brauchten. Ihre Neigung zum Trunk wird natürlich von den Chinesen beim Tauschhandel gründlich ausgebeutet.

Bei ihnen gilt die Blutrache in vollem Umfange; die nächsten Verwandten ruhen und rasten nicht, bis der Mör-

der von ihrer Hand gefallen ist. Die chinesischen Behörden haben eine Prämie von 20 Dollars für jeden eingelieferten Kopf eines Wilden ausgesetzt, fanden aber fast nie Gelegenheit, mehr als etwa fünfmal im Jahre den Preis auszubezahlen, während umgekehrt jährlich etwa 50 bis 60 Chinesenköpfe den Wilden zur Beute fallen.

Das geht ganz natürlich zu. Die Chinesen verdienen nur etwas Geld bei der Kopfjagd, und nicht genug, um sie zu veranlassen, ihr eigenes Leben dabei aufs Spiel zu setzen, wogegen der Wilde höhere Zwecke verfolgt. Seine ganze sociale Stellung hängt von seiner Tapferkeit und persönlichen Tüchtigkeit ab; er „ist nichts werth", wenn er keinen Chinesen umgebracht hat; sein Wort gilt nichts und sein Ansehen im Dorfe ist gleich Null. Mit der Anzahl der erbeuteten Köpfe aber steigt er an Achtung und Rang; der, welcher die meisten solcher Trophäen gewonnen hat, ist nach ihrem eigenen Ausdrucke der „Hauptmann" im Dorfe.

Vielfach und reichlich sind die natürlichen Producte Formosas, das für Kampher die Hauptbezugsquelle in der ganzen Welt ist. Bei Kilong, im Norden der Insel, findet sich Kohle in Menge, und in den letzten paar Jahren ist auch der Theebau zu großer Wichtigkeit angewachsen. Trotz des Verbots der Regierung werden gerade jetzt in den Solfataren bei Tamsui große Massen Schwefel gewonnen, und wenn dieser Handel legalisirt würde, könnte sich diese Production bedeutend heben. Die Wälder liefern verschiedene Arten werthvollen Holzes; indianisches Rohr und der Baum, von dem das Mark-Papier fabricirt wird, ist häufig. Die Gewässer der Ostküste sind reich an Schildkröten und Fischen der prachtvollsten Färbung, und die von Chinesen besetzte Westküste führt schon wegen ihrer reichen Reisernten den Namen „Kornkammer von Südchina".

Ein von der Natur so reich begabtes Land scheint allerdings einer großen Entwickelung fähig zu sein; ob die augenblicklich dort befindliche japanesische Expedition dazu den ersten Anstoß geben wird, muß die Zukunft entscheiden.

Aus allen Erdtheilen.

Die Tiefseemessungen der „Tuscarora".

Wir gaben jüngst wieder (S. 224) einige Notizen über die werthvollen Arbeiten dieses nordamerikanischen Dampfers, welcher das Bett des nordpacifischen Oceans zum Behuf einer Kabellegung erforscht hat. Soeben erhalten wir durch die Güte des Herrn Theodor Kirchhoff in San Francisco die „Daily Alta California" vom 3. September, welche die Heimkehr der „Tuscarora" nach dem dortigen Hafen meldet. Dieselbe war genau auf denselben Tag und dieselbe Stunde in vorigem Jahre in See gestochen; sie hat 14,000 Seemeilen Meeresboden abgelothet. Die erste Linie dieser Tiefseemessungen war die von Cap Flattery, am südlichen Eingange der Fucastraße im Territorium Washington, nach Nordwesten hin bis Unalaschka, einer der alëutischen (Fuchs-) Inseln. Von dort kam sie im December des vorigen Jahres zurück und steuerte dann der Küste entlang bis San Diego, dem südlichsten Hafen im Staate Californien, wo die südliche Pacificbahn den Ocean erreichen wird. Von hier ab untersuchte sie die dritte Linie, die transpacifische, nach Honolulu, Sandwichsinseln, von hier ab nach den Boninsinseln und weiter bis Yokohama. Auf dieser Linie lothete sie die größte Tiefe in 3287 Faden. Dann untersuchte sie die Linie von hier bis nach Cap Flattery. Zwei von ihr abgelothete Strecken erwiesen sich wegen der allzugroßen Tiefe in der Nähe der japanischen Küste als unpraktikabel und wurden deshalb nicht weiter in Betracht gezogen; eine dritte war günstiger und wurde den Kurilischen Inseln entlang verfolgt bis nach Kanaga, einer der Alëuten (in der Gruppe der Andreanow-Inseln), und von dort nach Unalaschka und durch den Paß von Unimak (an der Westspitze der Halbinsel Alaschka) nach Cap Flattery. Die größte gefundene Tiefe betrug, wie wir schon früher angemerkt, 4655 Faden, also 27,930 englische Fuß, weit über eine deutsche Meile. Dies ist die beträchtlichste authentische Tiefe, welche bis jetzt überhaupt im Ocean gelothet worden ist. Auf der zuletzt erforschten Linie betrug die größte 4087 Faden.

So viel wir bis jetzt aus Commandeur Belknap's Berichten abnehmen können, wird ein pacifisches Kabel nicht so bequem gelegt werden können als mit den nun auf sechs gestiegenen im Atlantischen Ocean. Dort ist kein auf weite Strecken hin flaches, nur 12,000 Fuß unter Wasser liegendes „Telegraphenplateau". Nicht weit von der japanischen Küste, wo man die größte Tiefe gelothet hatte, wurde ein gewaltiger Unterstrom entdeckt, der mit großer Schnelligkeit nach Norden zieht. Belknap meint, daß er seine Richtung nach der Behringsstraße hin nehme. Vielleicht hat er wesentlich beigetragen, die eben erwähnte tiefe Furche, den tiefen Trog auf dem Boden des Oceans herzustellen. Dieser Trog östlich von Japan nimmt eine sehr weite Strecke ein, denn die „Tuscarora" fand keine „Brücke" über ihn und nirgends war die Tiefe geringer als 20,000 Fuß. Wenn, sagt die „Alta California", dieser Unterstrom, wie als wahrscheinlich angenommen wird, nach der Behringsstraße fließt, so wäre damit eine Andeutung gegeben, auf welchem Wege man am zweckmäßigsten nach dem hypothetischen Polarmeere suchen und dem Nordpol möglichst nahe kommen könnte. „Ohnehin sind wir überzeugt, daß das auf den verschiedenen bisher eingeschlagenen Wegen nicht innerhalb der Möglichkeit liegt."

Die russische Amu-Darja-Expedition.

Dieselbe ist, wie wir früher gemeldet haben, zu Ende des April von St. Petersburg aufgebrochen; ihre Aufgabe ist eine allseitige Erforschung des untern Amu und eine Aufnahme des ganzen Delta. Sie besteht aus vier Abtheilungen: der geodätisch-topographischen, der meteorologischen, der ethnographisch-statistischen und der naturhistorischen und statistischen. Die ethnographische, deren Vorstand Oberst Stoletow ist, soll insbesondere Zahl und Bestandtheile der Bevölkerung, deren Lebensweise und wirthschaftlichen Verhältnisse ins Auge fassen, anthropologische und ärztliche Beobachtungen anstellen. Die Expedition kam rasch an Ort und Stelle; die zu Taschkend erscheinende „Turkestanische Zeitung" giebt bereits die nachfolgenden Mittheilungen:

Am 11. Juni langten der Oberst Stoletow und der Lieutenant Subow an den Ufern des Ulu-Darja (Ulkun-Darja) an und am 19. begann die systematische Erforschung der Eigenthümlichkeiten der Zuflüsse des Amu. N. A. Sewerzew und der Botaniker Smirnow gingen am 4. Juni von Kasalinsk aus an das östliche Ufer des Aral-See. Die Arbeiten der Expeditionsmitglieder hatten übrigens schon bedeutend früher begonnen: L. N. Sobolew und J. A. Alexandrow arbeiten schon seit dem 19. Mai in den Niederungen des Amu-Darja. Gegenwärtig haben sie schon an 150 Orte beschrieben und die Anzahl der Jurten und Häuser und den ethnographischen Bestand der Bevölkerung aufgezeichnet u. s. w. L. N. Sobolew beschäftigt sich ferner mit der Frage über den dereinstigen jetzt schon

factisch erwiesenen Zusammenhang zwischen dem Syr und Amu, mit der historischen Ethnographie, mit den gegenwärtigen und alten Canälen, mit den Ruinen alter Festungen, welche in großer Anzahl über das ganze Land verstreut sind, mit der Bewegung des Steppensandes zu den bewohnten Oasen, mit den Aussaaten, Märkten, Communicationswegen u. s. w. Die Arbeiten gehen über alles Erwarten gut, obgleich die Umstände, unter denen die Untersuchung des Delta und der Ausflüsse des Amu vor sich geht, sehr ungünstig sind. Die Bevölkerung des Delta, besonders die Karalkapaken, ist grob und widerwillig. Die Hitze und Myriaden von Mücken vollenden das Ungemach. Außerdem verbreiten sich Gerüchte über Unruhen auf dem linken Ufer des Amu. Die Gerüchte sind zwar sehr verschieden und Allem ist nicht zu glauben. Doch hat der Befehlshaber des Amu-Darja-Bezirks, Oberst Iwanow, dem Oberst Stoletow in Anbetracht der unklaren Lage der Dinge in Chiwa vorgeschrieben, keine Topographen an den Taldyk zu schicken und einen Zug Schützen nach Tschimbai beordert. Die Karalkapaken sollen mit den Turkmenen in geheimem Einverständniß sein. Inwieweit das wahr ist, muß sich bald herausstellen.

Trauer um die Todten bei den Wurzelgräbern in Nordamerika.

Im Norden des westlichen Coloradostromes und des großen nordamerikanischen Binnenbeckens schwärmen armselige Horden der Payutes umher; manche derselben unternehmen auch Wanderungen bis in die californische Sierra Nevada. Diese Wurzelgräber, von den Yankees Root Diggers genannt, haben den inländischen Namen Yamparicas, und sie gehören zu den armseligsten Menschen, welche unsere Erde trägt. Sie schweifen in vereinzelten Familien und haben unter sich nicht einmal eine Stammesverbindung, obwohl sie eine ihnen allen verständliche Sprache reden. Diese ist mit jener der Yutes (Utahs) verwandt, von welchen aber die „Schneckenfresser" als Hunde verachtet werden. Sie fangen Hasen in Schlingen, aber kein größeres Thier, dessen Fell ihren Körper gegen Wind und Wetter schützen könnte; sie haben auch weiter kein Wild, das ihnen Nahrung geben könnte, denn in jenen dürren Einöden mangelt auch der Büffel. Der Yamporica sammelt den Samen der spärlich an Bächen und Salzwasserteichen wachsenden Gräser, den er röstet, zerreibt und woraus er einen dicken Brei bereitet. Er zerstampft, wenn er bis an das waldbedeckte Gebirge kommt, die Rinde der Fichten, er sammelt auch Eicheln; er gräbt Wurzeln, die für ihn einen Leckerbissen bilden. Als solchen betrachtet er auch Ameisen, Schnecken, Heuschrecken, ja er ist auch Phthirophag. Er ist von kleinem Wuchs, das Haupthaar hängt in dicken, verfilzten Büscheln herab, denn es wird so wenig gekämmt wie der Körper jemals gewaschen. Der Wurzelgräber ist schüchtern und feig; in seiner Wüstenei stört ihn Niemand und er hat sich nicht einmal eines Raubthieres zu erwehren; doch trägt er neben einer Keule auch Pfeil und Bogen. Nachts schleicht er gern hinter den Reisenden her, um Pferde oder Maulthiere zu erschießen, welche er dann verzehrt. Früher sind manche dieser Payutes von den mexicanischen Creolen eingefangen, für den Sklavenmarkt hergerichtet', d. h. gewaschen und überhaupt gereinigt und dann das Stück für 50 bis 100 Silberpiaster verkauft worden. —

Wir schickten diese ethnographische Skizze voraus, weil durch sie die nachfolgende Notiz des englischen Ornithologen Claphan vervollständigt wird (Journal des anthropologischen Institutes 1874, Band III, Nr. 3, S. 530). Ihm begegneten am 12. October 1870 in dem berühmten Yosemitethale, in der Sierra Nevada, Nordcalifornien, Diggerindianer, zwei Männer und fünf Frauen, alle halbnackt; Beine, Arme und Brust waren bloß; auf ihren niedrigen Stirnen wuchs das struppige Haar bis in die Nähe der Augen und gab ihnen ein affenähnliches Aussehen. Sie sammelten ihren Wintervorrath an Eicheln und ein Haufe derselben lag in der Nähe des Lagerfeuers. Die Wurzelgräber tragen das Haar unverkürzt und deshalb fiel es auf, daß eine Frau dasselbe abgeschnitten und mit einer Art Theer beschmiert hatte.

Clapham erfuhr von einem Ansiedler, der schon seit Jahren in jenem Thale lebt, Folgendes, das ihm bald nachher auch von dem Indianeragenten Cunningham bestätigt wurde. Die Leiche eines Payute wird verbrannt; sein nächster Anverwandter sammelt die Asche und diese wird mit Fichtenharz durcheinander geknetet. Man schneidet der Wittwe das Haar kurz ab und beschmiert den Kopf über und über mit dieser Mischung, die so lange sitzen bleibt, bis sie von selber abfällt. Clapham schildert diese Leute als abstoßend häßlich; sie repräsentirten ihm einen Typus der allerniedrigsten Art.

* * *

— Ueber das Wiederaufleben der orientalischen Pest gaben wir neulich (S. 172) einige Notizen. Jetzt lesen wir, daß allerdings in Mesopotamien, im westlichen Arabien und in Bengasi (Tripolitanien) verdächtige Fälle vorgekommen seien, die Seuche selber jedoch bislang nicht weiter um sich gegriffen habe. Allerdings sind von Seiten der ägyptischen und der türkischen Regierung zweckmäßige Maßregeln getroffen worden, und ein Gleiches ist auch in Tunis geschehen. Der dortige erste Minister hat in der That großen Muth gezeigt, indem er allen tunesischen Unterthanen für diesmal die Pilgerfahrt nach Mekka verbot; er wird auch nicht dulden, daß Pilger, welche aus Arabien zurückkommen, tunesisches Gebiet betreten. Die Gesundheitsbehörde, welche zumeist aus Europäern besteht, ist sehr thätig und Tunis ist im laufenden Jahre von Seuchen verschont geblieben, hat auch eine überschwenglich reiche Ernte gehabt. Dieselbe kann aber, weil es an Straßen und Transportmitteln fehlt, nicht zur Verschiffung gebracht werden; aber englische Capitalisten wollen von der Hafenstadt Tunis Eisenbahnen nach den fruchtbarsten Bezirken bauen.

— Robert Shaw ist bekanntlich zum britischen Residenten in Kaschgar ernannt worden. Er war, begleitet von Dr. Scully, auf der Reise dorthin im August zu Leh in Ladakh eingetroffen, wo er mehrere Jahre als britischer Commissair gewirkt hat. Dem Dr. Stoliczka wird ein Denkmal errichtet.

— Die Entdeckungsexpedition Forrest's, welche von Westaustralien ausging, ist sechs Monate lang durch die südwestaustralische Wüste gezogen und es ist ihr gelungen, die Colonie Südaustralien zu erreichen. Nähere Berichte fehlen noch.

— Die Zunahme der Selbstmorde in Frankreich ist sehr beträchtlich. Im Jahre 1826, als die ersten amtlichen Ermittelungen stattfanden, betrug die Zahl derselben 1739. Von da an ist sie rasch gestiegen:

1831: 2084. — 1836: 2340. — 1839: 2747.
1841: 2814. — 1845: 3085. — 1847: 3647.
1852: 3674. — 1860: 3920. — 1869: 5114.

Im Jahre 1872 stellte sich die Zahl der Selbstmorde auf 5275, wovon allein auf Paris 567 entfielen; im Jahre 1873 schon mehr, nämlich 660.

Inhalt: Die Indianerkriege in Nordamerika. II. (Mit drei Abbildungen.) — J. Lubbock über die Befruchtung der Blüthen durch Insecten. (Mit sieben Abbildungen.) — Der Ramadan in Arabien. Von Heinrich von Maltzan. II. (Schluß.) — Die Wilden auf Formosa. — Aus allen Erdtheilen: Die Tiefseemessungen der „Tuscarora". — Die russische Amu-Darja-Expedition. — Trauer um die Todten bei den Wurzelgräbern in Nordamerika. — Verschiedenes. — (Schluß der Redaction 8. October 1874.)

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage, betreffend Literarischer Anzeiger der C. F. Winter'schen Verlagshandlung in Leipzig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXVI. № 17.

GLOBUS

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 4 Thlr. Einzelne Nummern 5 Sgr. — 1874.

In der Umgegend von Delhi.

Der Kutab und die Pforte Aladin's. — Die eiserne Siegessäule. — Brahminen als Bauern im Duab.

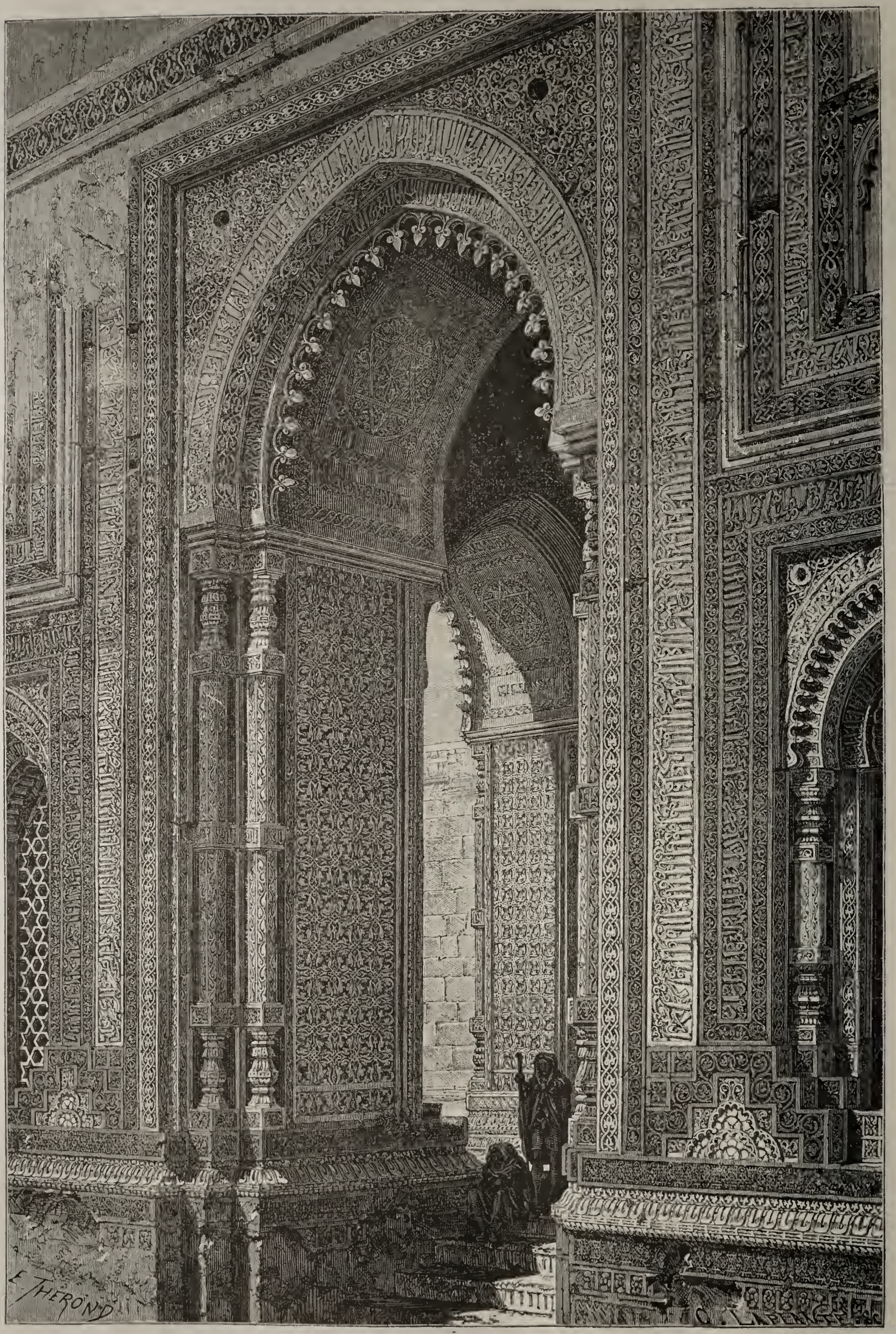
Als wir vor Kurzem eine Schilderung von Delhi gaben, wurde gesagt, daß diese Stadt der Großmogule inmitten eines ausgedehnten Ruinenfeldes liege, welches namentlich in Bezug auf die indische Architektur für ein Nationalmuseum gelten könne.

Am südlichen Ende der Ebene und des Trümmerfeldes erhebt sich die Siegessäule, welche der mohammedanische Eroberer Kutab Uddin Eigeb hat errichten lassen. Diese Säule, gewöhnlich der Kutab genannt, steht auf einer kleinen Anhöhe, ist weithin sichtbar und liegt inmitten eines schönen Parkes, einer herrlichen grünen Bammoase. Ein wohlunterhaltener Weg wird beschattet von Granat- und Goyavebäumen, die Jasminbüsche standen in den ersten Tagen des Februars in voller Blüthe; Alles war frisch, duftig und im Gezweige sangen die Vögel in munterm Wetteifer mit einander.

Staunend und voll Bewunderung steht der Wanderer vor dem Eingangsthor Aladin's, welches im Jahre 1310 vom Sultan Aladin erbaut worden ist. Man glaubt ein Wunder aus Tausend und eine Nacht zu sehen. Was die Mauren in der Alhambra zu Granada geleistet haben, kann auch nicht entfernt einen Vergleich mit diesem schönsten Edelsteine der Architektur aushalten. Hier, bei Aladin's Pforte, giebt der rothe Sandstein mit dem weißen Marmor selber die Farbe, und die feinen Arabesken, welche ihn auf allen Seiten schmücken, sind theils eingemeißelt, theils eingelegt. In Granada dagegen wird alle Wirkung erzielt durch ein Spiel von bunten Farben und Vergoldungen auf mageren Backsteinbauten. Auch findet man in der maureskischen Alhambra nirgends die Reinheit der Linien, das Edele in den Verhältnissen, welche das Werk des indischen Sultans in so ausgezeichneter Art kennzeichnen.

Diese Pforte bildet eine Art von viereckigem Pavillon, der von einer schönen Kuppel überwölbt wird; der Saal ist im Innern eben so reich verziert wie die Seiten. Im Mittelpunkt eines mit Platten belegten Hofraumes oder großen Platzes erhebt sich dann der Kutab stolz bis zu einer Höhe von 227 Fuß englisch, also etwa 70 Meter. Kein Bauwerk in Europa macht einen ähnlichen Eindruck. Bei unseren Münstern, z. B. dem von Straßburg oder Freiburg, erheben sich die Thürme auf einer breiten Unterlage und laufen sehr spitz aus; der Kutab dagegen steht isolirt und die Einfachheit seiner Linien giebt ihm scheinbar größere Dimensionen als er in der That hat. Der Baumeister gab ihm die Gestalt eines Cylinders, der sich nach oben zu verjüngt, oder vielmehr die eines sehr langen abgestumpften Kegels mit vier Geschossen, von welchen jedes höhere kleiner ist als das untere. Während die Basis 46 Fuß Durchmesser zeigt, hat die Fläche oben deren nur 10.

Die Ornamentirung des Thurmes ist einfach, macht jedoch große Wirkung. Jedes Geschoß zeigt abwechselnd kantige oder abgerundete Riefen und ist mit einem breiten Gürtel von Arabesken umgeben; dasselbe dient einem massiven Balcon zur Stütze, der mit prächtigen Sculpturen bedeckt

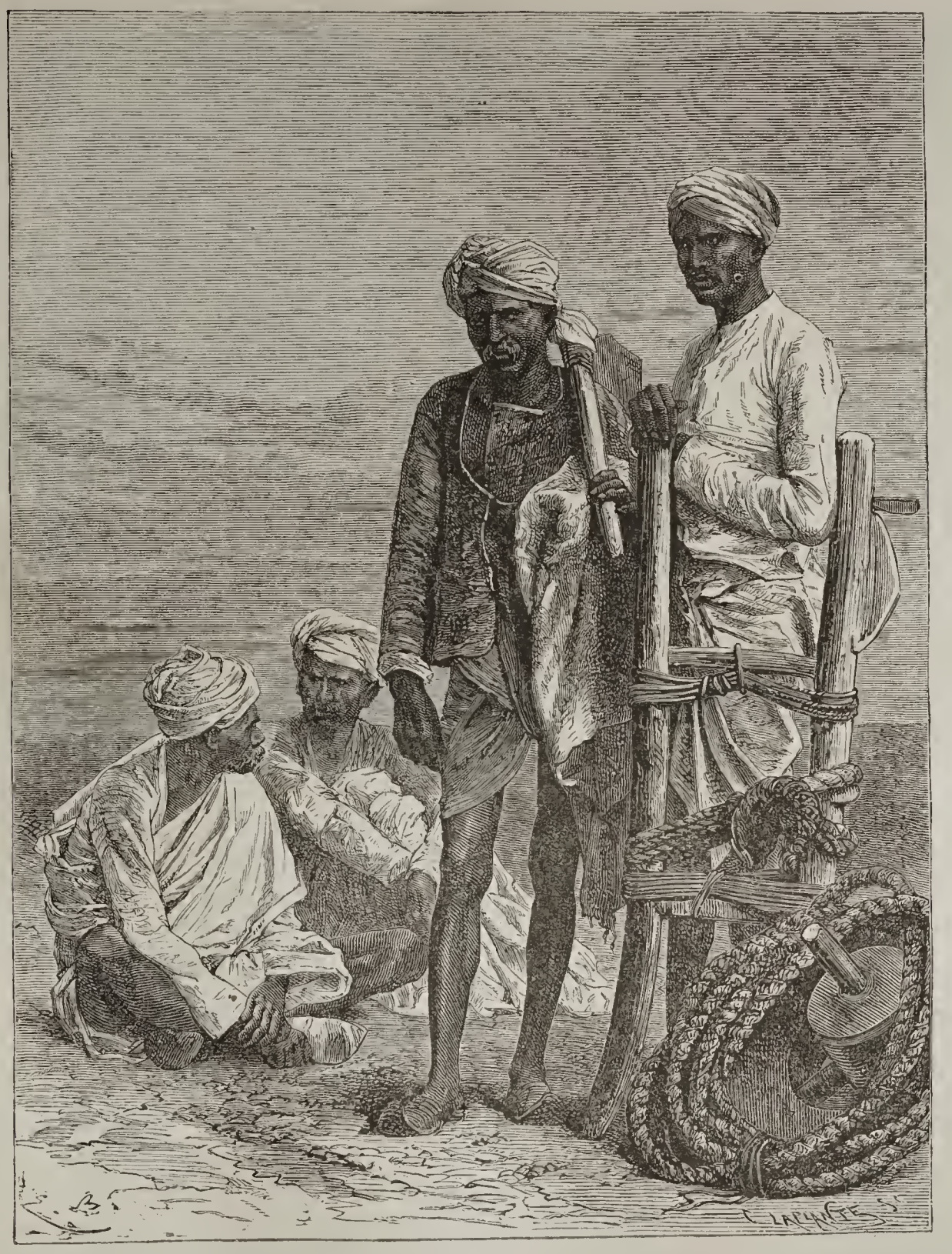


Das Thor Aladin's vor dem Kutab bei Delhi.

ist. Das ganze Bauwerk besteht aus rothem Sandstein; nur der obere Theil ist mit weißem Marmor bekleidet. Eine Wendeltreppe führt hinauf und von oben hat man einen weiten Ausblick über die Ebene gen Norden hin bis zu dem heutigen Delhi und gen Süden bis in die Gegend von Bindraband.

Als der mohammedanische Feldherr Kutab Uddin Eigeb die Hauptstadt des Radschputenkaisers Pirthi Radsch erobert hatte, wollte er den Sieg des Islam über den Brahmanismus verherrlichen und ließ, im Jahre 1200, den Grundstein zu dieser Triumphsäule legen. Sie wurde nach zwanzig Jahren vollendet unter seinem Nachfolger Schamtsch Uddin Altamsch. Zwei 1340 vom Blitz getroffene Geschosse sind 1368 von Firus dem Dritten wieder hergestellt worden.

Die Hindus ihrerseits behaupten, das Monument sei viele Jahrhunderte früher von einem Radschputenfürsten er-



Bauern im Duab.

richtet worden, und richtig ist daß es sich durch seine isolirte Stellung und den Stockwerkbau der Jayastamba, d. h. der von den Hindus errichteten Siegessäule, annähert. Aber der Sieger hat diese Bauart den Besiegten entlehnt und das Werk durch Hinduarchitekten nach muselmännischen Anweisungen ausführen lassen. Kutab Uddin Eigeb ließ neben demselben auch eine seinem wahren Gotte, dem Allah, geweihete Moschee bauen und zwar aus lauter Steinen, welche er aus den Tempeln der „Heiden“ herausbrechen ließ.

Im innern Hofraum dieser Moschee findet der Archäolog ein wahres Weltwunder (dies ist der Ausspruch Rousselet's), eine walzenförmige eiserne Säule von 40 Centimeter Durchmesser, die vom Boden bis zu dem ihr aufgesetzten zierlichen Capitäl eine Höhe von 22 Fuß hat. Die gesammte Länge beträgt 15 Meter, denn 7 bis 8 Meter befinden sich unterhalb der Erdoberfläche und die ganze Masse hat ein Gewicht von 850,000 Kilos. Diese gewaltige Eisenmasse ist im dritten Jahrhundert unserer

Zeitrechnung hergestellt worden, also in einer Epoche als man in manchen Ländern Europas die Gewinnung und Verarbeitung des Eisens noch gar nicht kannte. Es ist ja kaum ein Vierteljahrhundert verflossen, seit es in unserm Erdtheile gelungen ist, so gewaltige Eisenmassen zu Stande zu bringen. Wir wissen nicht auf welche Weise die alten Inder es möglich gemacht haben, eine solche aus einem einzigen Stücke bestehende Masse herzustellen, sie glühend zu machen und zu schmieden und dann aufzustellen. Rammen und Krahnen kannten sie nicht.

Delhi wird von der großen Eisenbahn berührt, welche von Westen her aus dem Doab oder Duab kommt, dem Lande zwischen den zwei Flüssen (do oder du, zwei, ab, Wasser) Dschamuna und Ganges. Die Engländer lassen auf derselben bequem eingerichtete Wagen fahren, in denen man vortrefflich übernachtet.

In einem indischen Eisenbahnwagen.

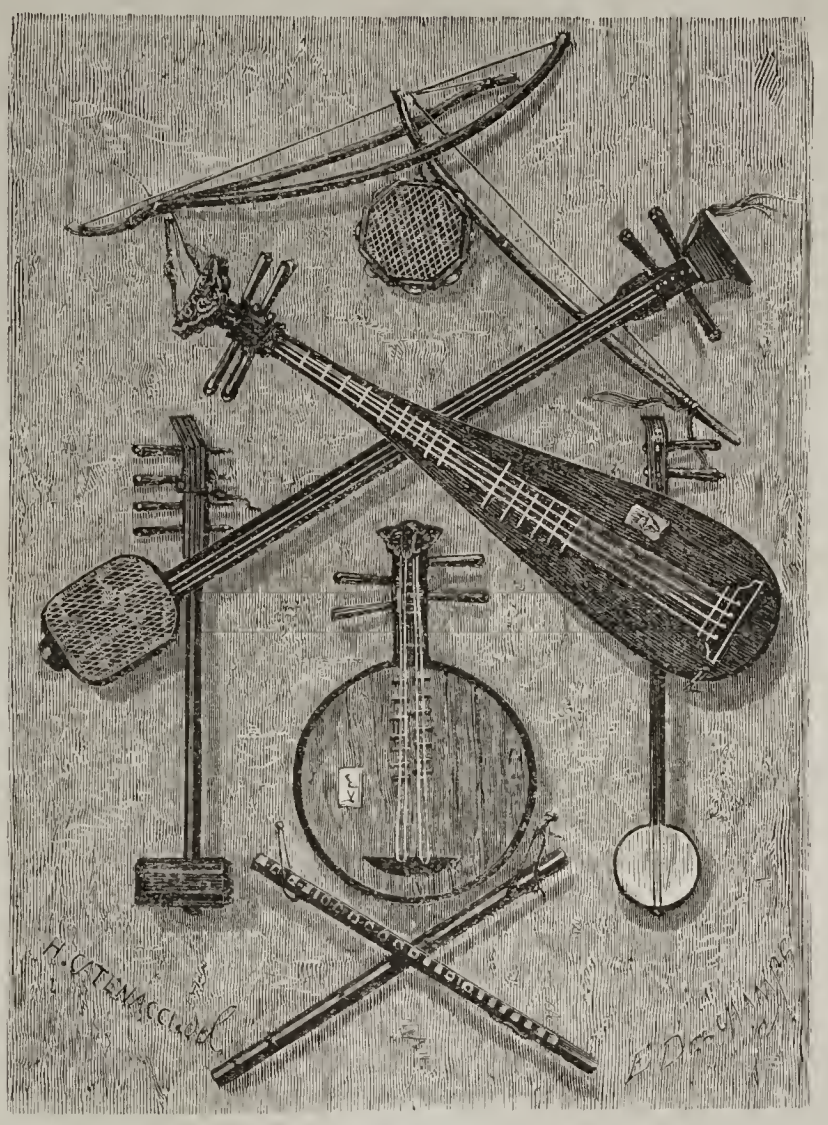
Die Dschamuna (Jumna, wie die Engländer schreiben) bildet die Grenze zwischen Radschestan und Hindustan, und das Duab ist ein langer Streifen Landes der von Nordwest nach Südost zieht. In diesem indischen Mesopotamien setzten sich zweitausend Jahre vor Christus brahminische Ansiedler fest und bauten Getreide auf den fruchtbaren Feldern. Der Kriegerkaste, den Kschatryias, überließen sie die Eroberung der Gebirgslandschaften. Noch heute bilden Leute der Brahminenkaste die Mehrzahl der Bevölkerung in dem alten Brahmavarta, aber viele von ihnen sind einfache Bauern geworden. Der Typus vieler dieser Landleute im Duab ist aber keineswegs rein arisch. Freilich sind sie nicht alle Brahmanen und die Kreuzung mit den alten Inhabern des Bodens, den Dschats, hat im Verlaufe der Jahrhunderte ihre Einwirkungen auf den Gesichtstypus nicht verfehlt.

Der Ackerbau wird heute so urwüchsig und mangelhaft betrieben, wie vor viertausend Jahren. Als Pflugschar hat der Bauer ein Stück Holz mit einer kegelförmigen eisernen Spitze; Spaten und Egge kennt er nicht; er hat eine Hacke mit welcher er den Boden lockert und die Erdscholle zerschlägt. Das Feld wird bewässert und die Engländer haben viele Canäle angelegt.

Zeitvertreib der Chinesen.

An solchem fehlt es den Bewohnern des Blumenreichs der Mitte keineswegs, er ist aber in vieler Beziehung wesentlich von dem abweichend, welcher den Europäern angenehm erscheint. Der Chinese hat Witz, ja auch Humor; er kann sehr aufgeräumt sein und ist im Scherzen und Spötteln ein Meister.

Aber ruhige Beschaulichkeit, ein Vergessen aller Lebenssorgen, ein völliges Ausruhen des Körpers wie des Geistes gilt für eines der höchsten Güter. Dies Ausruhen erinnert an das Kif der mohammedanischen Vorderasiaten. Ein Sprüchwort sagt: „Ein befriedigter Magen, — ein warmer Rock, — ohne Sorgen und frei von Schmerz, — Wohlbehagen und innere Zufriedenheit — diese sind die Freuden auch der himmlischen Engel.“ Gegenüber einer solchen Anschauung begreifen wir, daß es dem Chinesen großes Vergnügen macht, stundenlang den Flug eines Papierdrachens zu betrachten, den er selber nicht hat steigen lassen; das bloße Zusehen macht ihm Vergnügen und dabei ist er stumm wie ein Fisch. Er ist ganz glücklich, wenn er manchmal einen halben Tag fast bewegungslos bleibt und zwei Käfiche mit Singvögeln in der Hand hat; die Träumereien, in welche die Opiumpfeife ihn versenkt, gewähren ihm Wonne.



Musikalische Instrumente.

Derartigem Zeitvertreibe wird kein Europäer Geschmack abgewinnen; aber derselbe repräsentirt nur die eine Seite; die andere besteht in musikalischen Unterhaltungen, Theater, Lectüre und Tafelfreuden.

In jedem Hause gebildeter Leute wird musicirt auf verschiedenen Instrumenten, z. B. Flöten und verschiedenen Arten von Guitarren; auch wohl mit der Harfe, und junge Männer, die sich angenehm machen wollen, stimmen Gesänge an, deren Falsett unübertrefflich ist. Der Europäer „bekommt von einer derartigen Musik und solchem Gesange Bauchkneipen“; nicht so der Chinese; dieser kann von solcher Musik nicht genug bekommen.

Ein Reichsgesetz verbietet weiblichen Personen das Betreten der Bühne; die Rollen der Frauen müssen deshalb von Jünglingen aufgeführt werden. Der Chinese liebt theatralische Vorstellungen leidenschaftlich und jedes Dorf hat seine Bühne, die freilich nur aus einem sehr einfachen Gerüste besteht, welches neben dem Tempel aufgeschlagen worden ist und manchmal einen Bestandtheil desselben bildet. Das letztere deshalb, weil fromme Leute als Dankopfer für die Gottheit auf ihre Kosten Theatervorstellungen geben lassen, um ihren Nebenmenschen vergnügte Stunden zu bereiten. In vielen großen Städten hat man jedoch ordentliche Schaubühnen mit Parterre, Logen und Balcon; reiche Leute lassen auch in ihren Häusern Vorstellungen geben. An wandernden Truppen, welche in der deutschen Comödiantensprache als „Meerschweinchen“ bezeichnet werden, ist in China gar kein Mangel; sie führen alle Requisiten mit sich und für nach unserm Gelde etwa 30 Mark kann man die Gesellschaft auf einen ganzen Abend miethen. Ihr sehr großes Repertoire besteht zumeist aus Dramen, die sich auf irgend einen geschichtlichen Gegenstand beziehen und es geht in denselben mit Zweikämpfen und Schlachten verschiedener Kronprätendenten wild genug her. Aber auch an Lustspielen und an Possen haben sie reichen Vorrath und diese sind, vom europäischen Standpunkte betrachtet, mehr als derb und saftig.

Schon der Lazarist Huc hat mit Recht gesagt, daß schwerlich ein anderes Volk theatralische Vorstellungen so leidenschaftlich liebte. „Die Chinesen sind nicht bloß ein Volk von Köchen, sie sind auch ein Volk von Comödianten. Geist und Leib sind bei ihnen so biegsam und elastisch, daß sie alle möglichen Formen annehmen können und die verschiedenartigsten Leidenschaften darzustellen wissen. Man könnte sagen es liege in ihrem Wesen etwas vom Affen. Das Blumenreich der Mitte gleicht einem ungeheuern Jahrmarkte, wo, mitten im unaufhörlichen Zugang und Abgang von Käufern, Trödlern, Müßiggängern und Dieben, das Publicum überall Schaugerüste, Gaukler, Possenreißer und Comödianten

in Menge findet. In den großen Städten spielen die letzteren Tag und Nacht. Die Decorationen werden im Fortgange der Vorstellung nicht gewechselt; die Schauspieler sagen dem Publicum, wo die Handlung vor sich gehe und schalten gelegentlich Erläuterungen ein um dasselbe zu orientiren. Vorn auf der Bühne befindet sich eine Versenkung, aus welcher die übernatürlichen Personen, Heroen und Götter, emporsteigen, und diese Klappe wird deshalb als Pforte der Dämonen bezeichnet."

Die Schauspielerkarawanen, welche als umherziehende Banden umherstreifen und gehen wohin man sie bestellt, gemahnen an unsere Zigeunerbanden; sie reisen am liebsten zu Wasser, weil das wohlfeil ist, und vermiethen sich auf bestimmte Zeit. Comödie muß überall und bei hundert Veranlassungen gespielt werden, z. B. wenn ein Mandarin um eine Rangstufe höher befördert worden ist, wenn die Ernte gut ausfällt, wenn ein Mann ein gutes Geschäft gemacht hat, wenn eine drohende Gefahr abgewandt, wenn

Putzkleid einer chinesischen Dame.

Regen oder Trockenheit aufhören soll ꝛc. Beim Abschluß wichtiger Handelsangelegenheiten wird insgemein auch ausbedungen, daß der Käufer oder Verkäufer so und so viele Theaterstücke auf seine Kosten darstellen lassen solle. Auch bei Zerwürfnissen zwischen Privatleuten erklären die Schiedsrichter gewöhnlich, daß der, welchem sie Unrecht geben, auf seine Kosten einige Mal Theater spielen lasse.

Gastmähler sind namentlich bei wohlhabenden Leuten an der Tagesordnung. Der Chinese ist ein Vielesser und in seiner Art auch ein Feinschmecker. Zu Anfang des Gelages herrscht die übliche Etikette und steife Höflichkeit, bald jedoch äußert der Wein seine Wirkung und löst die Zungen; Wirth und Gäste werden lebhaft, ein Scherz und ein witziger Ausfall jagt den andern und man ergeht sich in allerlei Zweideutigkeiten und Wortspielen, für welche die einsilbige Sprache wie geschaffen ist. Im Anwenden von Ausdrücken, welche eine verschiedene Auslegung — ein double entendre wie die Franzosen sagen — zulassen, sind

die literarisch gebildeten Chinesen unübertrefflich und wer für einen geistreichen Mann gelten will, muß darin gut beschlagen sein. Auch auf das Improvisiren muß er sich verstehen und über irgend einen ihm hingeworfenen Ausdruck sofort ein Couplet herzusagen wissen oder eine Stelle aus den Classikern citiren, in welcher das genannte Wort vorkommt. Wer das nicht kann, muß einen Straftrunk thun. So verlangen es die K'wai lo tschitt ling, d. h. Weinvergnügungsregeln. Von Trinkliedern, „Weingesängen", giebt es eine unzählige Menge. Melodischen Klang haben sie freilich für unser europäisches Gehör nicht. Der Anfang eines derselben lautet deutsch: „Ein heiterer Gesang und fröhliche Lust! Willst du glücklich sein, sei es wie ich." Chinesisch:

Kiwai hwo ko, kiwai hwo ko
Jo gâo kiwai hwo, tschiu kiwai hwo.

Anekdoten, von welchen sich Jeder einen möglichst großen Vorrath sammelt, dürfen beim Gastmahle nicht fehlen; wer neue weiß, die noch nicht im „Anekdotenjäger" stehen, verkauft sie wohl an solche Leute, welche in den „Salons" durch derlei Erzählungen sich angenehm zu machen suchen. Wir wollen zwei Proben geben.

„Es waren einmal drei Männer, die ein Compagniegeschäft einrichteten. Beim Abschlusse des Vertrages rief Jeder Blitz und Donner auf sein Haupt herab, wenn er die Anderen durch Aneignung vor Privatvortheil beeinträchtige. Nun brach aber einer der drei sein Versprechen und dann träumte ihm Nachts, er sei vom Blitz erschlagen worden; das griff ihn sehr an und er wurde krank. In seiner Angst ließ er einen Freund kommen, dem er Alles erzählte und er bat denselben statt seiner im Tempel ein Reuopfer darzubringen, er als Kranker könne das selber ja nicht. Der Freund ließ sich willig finden und begab sich in den Tempel. Während er dort betete erschrak er sehr, denn die große Thür der Pagode fiel mit gewaltigem Krach zu Boden. Er aber glaubte, es habe gedonnert, fiel auf die Knie und betete: O Donnergott, o Donnergott, ich bin ja nicht der Schuldige; der sein Wort gebrochen ist fieberkrank und liegt zu Haus im Bette!"

Schmuckgeräthe der Chinesinnen.

Die folgende Geschichte: „Man soll nicht ohne Noth eifersüchtig sein," ist schon besser und erinnert einigermaßen an Boccaccio.

„Eine Frau bekam eines Abends, als ihr Mann ausgegangen war, Besuch von einem leiblichen Vetter, der Thee bei ihr trank. Da wurde plötzlich stark an die Hausthür gepocht. Das ist gewiß mein Mann, sagte die Frau. Der ist so entsetzlich eifersüchtig; wenn er Dich findet, schlägt er Dich sicherlich todt. Mache schnell und krieche hier in diesen Reissack. Er besann sich nicht lange, that das und dann erst wurde die Hausthür geöffnet. Der Mann, denn der war es, sah bleich aus und war sehr erhitzt. Er fragte die Frau: Nun, wo bist Du eben gewesen; Du hast ja nicht gleich aufgemacht. — O, ich war im Hofe, wo ich mir die Hände gewaschen habe. Aber was sehe ich, Du bist ja ganz bleich; wie kommt das? — Bleich, sagst Du? Nun ich habe auch alle Ursache dazu; ich kann von Glück sagen, daß ich noch lebendig hier bin. Da sprach ich bei Frau Tschong vor, bei der ich eine Tasse Thee trank. Ihr Mann war nicht zu Hause; Du weißt wie entsetzlich eifersüchtig der ist! Er kam zu Hause und Frau Tschong, um nicht geprügelt zu werden, versteckte mich unter einem Haufen Reisig. Meine Angst kannst Du Dir denken und nun gar als das Holz über mir herunter fiel. Der Esel Tschong wollte nicht glauben daß ich Reisigholz sei, obwohl ihm seine Frau das einzureden suchte. Er lief fort um ein Messer zu holen und mir den Hals abzuschneiden, aber ich konnte noch rechtzeitig Reißaus nehmen."

„Während der Mann sein Abenteuer erzählte, fing der Reissack an hin und her zu wanken. Was ist denn das da? fragte jener seine Frau, die vor Angst nicht antworten konnte. Nun aber kam der Vetter zum Vorschein und stotterte: Ich bin Reis, ich bin Reis. Wenn Du in eines andern Mannes Hause zu Reisigholz werden kannst, so kann ich doch wohl in Deinem Hause zu Reis werden!"

Seitdem der gesellschaftliche Verkehr zwischen Europäern und Chinesen der gebildeten Classen häufiger geworden ist, bewirthen beide Theile einander und wir wissen nun mit Bestimmtheit, daß es fabelhafte Angaben sind, welche behaupteten, daß man auf die Tafeln als Leckerbissen Haifischflossen setze, die Gerichte mit Ricinusöl begieße, Sperlingsköpfe, Fischeingeweide, Kämme von Pfauhähnen und dergleichen mehr als Lieblingsspeisen genieße. Fremdartig erscheint dem Europäer ein chinesisches Gastmahl allerdings. Man fängt mit dem an, was wir als Nachtisch bezeichnen, und hört mit der Suppe auf; der Wein wird warm und aus kugelrunden Porcellanbechern getrunken und statt der Messer und Gabeln bedient man sich der bekannten Stäbchen. Das Fleisch wird in kleine Stücke zerschnitten aufgetragen, und statt der leinenen Servietten hat Jeder ein Päckchen viereckiger Stücke bunten Seidenpapiers neben sich liegen. Derartige Papierservietten sind bekanntlich seit einigen Jahren in unseren deutschen Speisewirthschaften in Gebrauch gekommen und in Dresden ist eine Fabrik, die Millionen solcher Papierservietten anfertigt.

Während der Pausen zwischen dem Auftragen der verschiedenen Gänge steht man auf, geht im Saal umher und

raucht Taback; der Schluß des Mahles wird dadurch angedeutet, daß der Wirth die beiden Speisestäbchen erst in gleicher Höhe mit der Stirn hält und sie dann wagerecht auf die Theetasse legt. Der Chinese seinerseits findet es auffallend, daß wir die Getränke kalt zu uns nehmen und die Speisen vermittelst eines Drei- oder Vierzackes zum Munde führen, wobei wir möglicherweise Gefahr laufen könnten uns den Mund aufzureißen oder gar ein Auge auszustechen. Und wozu bringen wir Mandeln und Nüsse mit der Schale auf den Tisch? Ist es nicht angemessener, daß dieselben von den Dienern aufgeknackt werden? Und weshalb ersparen wir diesen die Mühe, das Obst zu schälen und das Fleisch in kleine Stücke zu zerlegen? Die Chinesen wundern sich, daß wir Schnepfendreck für eine Delicatesse halten, finden es aber ganz in der Ordnung, daß gebratene Seidenwürmer mit Froschcompot auf den Tisch kommen. Aber wimmelnden Käse und Hautgoutwildpret ist ihnen etwas Abscheuliches. Der Geschmack ist eben verschieden bei verschiedenen Völkern und es läßt sich bekanntlich über denselben nicht streiten.

Einen Hauptzeitvertreib der Chinesen bildet die Lectüre. Bekanntlich haben sie von alten Zeiten her eine überaus reiche Literatur von heiligen und classischen Büchern, von geschichtlichen Werken, moralischen und juridischen Abhandlungen, sodann unzählige Schriften über technologische Gegenstände, Mathematik, Astronomie, Ackerbau, Malerei, Musik, Bogenschießen ꝛc., illustrirte Conversationslexica schon seit Jahrhunderten als man in Europa dergleichen nicht kannte, über Völkerkunde und Mythologie. Ungemein zahlreich sind auch die belletristischen Werke: Gedichte, Erzählungen, Romane von unendlicher Länge und Theaterstücke. Mit Recht hat man gesagt, ganz China sei eine ungeheuere Bibliothek, und die Bücher sind so wohlfeil, daß auch der Arme sie anschaffen kann. Lectüre findet der Chinese ohnehin an allen Ecken und Enden; Inschriften, Sinnsprüche, Lebensregeln erblickt er an jeder Wand in allen Farben und Größen. An den Mauern der Pagoden und Tribunale liest er Vorschriften und Mahnungen zur Weisheit. Er raucht seine Pfeife Taback, schlendert in den Straßen umher, liest an den Wänden und hat solchergestalt Literaturzeitvertreib.

Chinesischer Krämer am Rechenbrette.

Der allerangenehmste Zeitvertreib für den Durchschnittschinesen ist und bleibt jedoch das Handeln. Er ist ein geborener Handelsmann, gewinnsüchtig, ein pfiffiger Speculant; jeder wenn auch noch so kleine Profit ist ihm recht, und wenn er in seiner Bude gerade keine Kunden hat, stellt er sich an sein Rechenbrett (den bekannten Suanpan mit den Kügelchen), das im Mittelalter durch die Mongolen bis nach Rußland gekommen und dort auch heute noch nicht außer Gebrauch ist. Er bringt den Krämer- und Schachergeist mit auf die Welt, dieser ist sein Naturtrieb; selbst die Spiele der Kinder sind von diesem Handelsgeiste gleichsam durchschwängert; ihr liebster Zeitvertreib besteht darin, daß sie offene Buden oder ein Pfandhaus halten und bald nachdem sie laufen können, gewöhnen sie sich die Handels- und Schacherausdrücke an und an solchem Gedibber ist die Sprache sehr reich.

Daß bei den chinesischen Damen, genau wie bei unseren europäischen, das Anputzen für einen süßen Zeitvertreib gilt, brauchen wir nicht erst zu sagen; wenn sie ein feingeblümtes, seidenes Gesellschaftskleid tragen und sich in demselben bewundern lassen können, sind sie überglücklich und vergessen, daß die Männer behaupten, der Himmel habe den Frauen die Seele verfagt.

Eine Wanderung im südwestlichen Norwegen.

Von **Dr. D. Brauns.**

I.

1. Sätersdalen.

Als ich am Mittag des 30. Juli 1871 vom Borde des „Tordenskiold“, eines der großen Dampfschiffe der Hamburg-Drontheimer Route, an dem Leuchtthurme von Oksöe vorbei in das ruhigere Wasser innerhalb der Reihe niedriger Holme oder Felseneilande fuhr und Norwegens Küste zum ersten Mal ausgestreckt vor mir sah, war ich — das muß ich gestehen — weniger von dem Anblicke befriedigt, als ich erwartet hatte. Die düsteren, dunkelgrauen, öden Felsenstrande hatten für mich damals ungleich weniger Anziehendes, als später, nachdem ich mich an die nordische Natur mehr gewöhnt hatte. Es rührte dies ohne Zweifel zum Theil von dem eigenthümlichen Mangel an den tieferen und reicheren Farbentönen her, welche den südlicheren Gegenden einen so hohen Reiz verleihen; zum Theil aber auch daher, daß die Gegend um den Hafen von Christiansand nicht, wie dies etwa bei Bergen der Fall, so imponirende

und großartige Formen zeigt, um jenen Mangel auszugleichen. Ich habe dieselbe Gegend später als eine stillfriedliche Felsenküste schätzen gelernt und ihr manchen Reiz abgewonnen; vor der Hand war ich indessen froh, als die Spaziergänge in der Nähe von Christiansand mir einen Wechsel anderer Scenerien vorführten.

Bei dieser kleinen, kaum 10,000 Seelen zählenden Handelsstadt ziemlich neuen Ursprungs — sie ward 1641 von Christian IV. gegründet und zählte zu Anfang dieses Jahrhunderts nur 4000 bis 5000 Einwohner — münden zwei größere Flüsse, die Otteren-Elv, die jedoch hier in der Nähe der Mündung den Namen Torrisdals-Elv trägt, und, weiter östlich, die Topdals-Elv. Ein tiefer, malerischer Fiord nimmt die letztere auf; große Massen von Lachs werden an der Einmündungsstelle gefangen, so daß ein einzelner Bauer dort jährlich oft die Summe von mehr als 2000 Speciesthaler aus dem Lachsfange erlöst. Die Otteren-Elv mündet nächst der Stadt selbst; sie durchströmt dort ein etwas flacheres, dennoch aber — wie dies in Norwegen stets der Fall — mit schroffen Gneis- und Granitfelsen umsäumtes Thal; in geringer Entfernung sieht man eine enge Felsenspalte, durch welche der Strom sich zwängen muß, um aus den höher gelegenen Seebecken zur Küste zu gelangen, und wo er zahlreiche Stromschnellen und malerische Wasserfälle — darunter den berühmten Vigland-Foß — bildet.

Auffallend ist der schon in geringer Höhe auf den Bergpartien merkbare Wasserreichthum. Nicht 1000 Schritt vom steilen Ufer des Topdals-Fiord lag z. B. ein kleiner Bergsee einige hundert Fuß über dem Meeresspiegel, der seinerseits wiederum aus winzigen Becken und von vielen Bächen seine Gewässer empfing. Schon dicht bei der Stadt beginnen an Nebenbächen des Otteren- oder Torrisdal-Flusses Mühlenanlagen, die sich stufenweise weiter ins Bergland erstrecken. Ich bemerkte unter ihnen eine größere Wollenspinnerei.

Die Vegetation ist hier noch der mitteleuropäischen ähnlich; die Hauptbaumarten waren sämmtlich, zum Theil in guten Exemplaren, vertreten, die Obstarten wurden cultivirt, alle Arten von Getreide gedeihen. Der Wald war, abgesehen von seinen Bäumen, unter denen die Kiefer (Pinus silvestris L.) überwiegt, reich an den bei uns vorkommenden Waldbeerarten; die Moltebeere (Rubus chamaemorus L.) des hohen Nordens fehlt, allein die Linnaea borealis L. kommt neben unserer immergrünen Stechpalme (Ilex aquifolium L.) vor, welche hier bald ihre Grenze findet.

Etwas weiter westlich mündet die Sögne-Elv in eine mit Sand gefüllte Bucht. Die Tour dorthin war reich an malerischen Landschaftsbildern, unter denen ich Ny Hellesund hervorhebe als ein gutes Beispiel der Felsenlabyrinthe der norwegischen Küste, zwischen welchen das Schiff oft förmlich eingeklemmt erscheint. Plötzlich öffnet sich zwischen den schwärzlichen Gneisböcken, deren runde Kuppen nackt und kahl sich ringsum erheben, ein schmales Fahrwasser; durch dasselbe läuft das Schiff in ein breiteres Becken, um bald in ähnlicher Weise sich zwischen den Holmen zu verlieren. Meist ist die Scenerie öde; dann und wann zeigen sich Scharen von Seeschwalben, oder auch von Fischerbooten, welche den Häringszügen nachstellen, meist aber nur einsame Möven und Kormorane; — ausnahmsweise ein Gehöft oder Gaard, in dessen Nähe der Ruf eines Hirten oder Mähers erschallt. — Ny Hellesund hat freilich mehrere mit hölzernen Kais (Brygger) versehene Häuser, welche, gleich vielen Kaufläden in Christiansand, Schiffe mit allem Nöthigen versehen. Oft ist die enge Fahrstraße zwischen den Inseln und dem Festlande, welche die breiteren Bassins im Westen und Osten verbindet, mit kleinen Schiffen förmlich verstopft.

Der Fischmarkt wies manche uns fremde Waare, z. B. den Blaufisch (Labrus mixtus L.; die Farbe variirt bis zum ausschließlichen Vorwiegen des Orange), den besonders wohlschmeckenden Hviting oder Hvidling (Merlangus vulgaris oder verus, Gadus merlangus L.), die Helleflynder (Hippoglossus maximus L.) neben alten Bekannten, dem Kablian (Gadus morrhua L.), dem Häringe (Clupea harengus L.) u. s. w. Hummer, an welchen dieser Theil der Küste besonders reich sein und früher noch reicher gewesen sein soll, durften der Schonzeit halber nicht gefangen werden.

Obgleich im Reiseplan ein längerer Aufenthalt an der Küste gelegen hatte, veranlaßten uns eingezogene Erkundigungen doch, schon am Nachmittage des 1. August landeinwärts zu ziehen.

Unser Ziel war das Sätersdal, und da dieses an der obern Otteren-Elv liegt, so hätten wir an dieser flußaufwärts reisen können, wenn nicht einer in Norwegen häufig wiederkehrenden Gewohnheit zufolge die Post- oder Skys-Straße sich zunächst vom Hauptthale entfernt und mit manchen verlorenen Steigungen erst bei Kile, am Südende des von der Otteren-Elv durchströmten Kile-Fiord, wieder ins Hauptthal hinabgesenkt hätte. Wir verloren dadurch viele malerische Punkte an den äußerst steilen Felsrändern des engen Thals der untern Otteren-Elv oder Torrisdals-Elv, bekamen aber einen Einblick in die höheren Partien des Küstengebirges. Gleich dem übrigen Theile der norwegischen Berge trägt dies den Charakter eines Plateaus mit steil abfallenden Rändern und tief eingeschnittenen Wasserrissen, oben auf dem mehr welligen breiten Rücken mit größeren oder kleineren Felskuppen besetzt, die jede für sich den Typus des Ganzen in kleinerm Maßstabe wiederholen. Die Fahrstraße war von sehr guter Beschaffenheit, die Pferde waren flink, die Wagen — sogenannte Carriolen für je eine Person und einen Rosselenker, der bei der Fahrt bergan regelmäßig abspringt — zwar nicht sehr bequem mit ihrem nußschalenartigen Sitzgestelle, dafür aber um so leichter. Sehenswürdigkeiten gab es unterwegs keine, wenn nicht das zufällige Begegnen mit einem langen Hochzeitszuge dahin zu rechnen ist. Derselbe bestand aus einer Reihe von den landesüblichen zweirädrigen Karren, welche einen auf Schrägstangen federnden, ziemlich bequemen Sitz von größerer Breite als die Carriolen haben und daher auch immer von zwei Personen neben einander besetzt sind, hier meist von einer Mannsperson und einer Frauensperson. Die Leute waren ziemlich still und fast melancholisch; ob vorher genossene geistige Getränke schon deprimirend wirkten, oder die den Norwegern, wie ich später fand, schwer zu ertragende Wärme des schönen Sommertages, vermag ich nicht zu entscheiden. Die übrigens nicht sehr mit Schönheit und Jugendfrische ausgestatteten Brautleute waren ländlich geputzt, doch hatte der Anzug hier nichts Auffallendes. Es dauerte lange, ehe wir an den im Schritt berganfahrenden und mitunter anhaltenden, wohl an zwanzig zählenden Karren vorbei kamen. Nur an einer Stelle des Weges war uns und den Pferden ein kurzer Halt auf einer hochgelegenen, mit schöner Bergweide umgebenen Niederlassung gegönnt, so daß diese schließlich ermüdeten und es spät Abend wurde, ehe wir nach Kile gelangten, wo der Capitän des kleinen Dampfschiffes, welches den Kile-Fiord im Sommer wöchentlich dreimal befährt, eine Art Wirthshaus etablirt hat.

Es wunderte uns in der menschenleeren, mit sparsamen Häusern besetzten Gegend nicht, daß außer uns am andern Morgen nicht viele Passagiere sich auf dem kleinen, verdecklosen Dampfschiffe einfanden, das uns auf dem schmalen, steil eingefaßten Kile-Fiord der allerdings schwachen, aber immerhin merkbaren Strömung entgegen führte. Mengen

von Flößholz und auch die der Fischzucht verderblichen Sägespäne, die Abfälle der immer zahlreicher auftretenden Sägemühlen, umflossen das Schiff. Vor Mittag brachte uns eine kurze Carriolfahrt vom obern Ende des Kile-Fiord an das untere Ende des größern Landsees, der zumeist als Byglands-Fiord bezeichnet wird, aber auf seinem langen Zuge verschiedene Namen, zu unterst den des Aardals-Fiord, führt. Damit betraten wir das Sätersdal, einen selbst in Norwegen sehr wenig bekannten, wenngleich in einem gewissen Ansehen stehenden District, in dem wir nach allen Nachrichten manches Sonderbare und Alterthümliche anzutreffen erwarten konnten. In der That steht ganz Norwegen dem mittlern Europa gegenüber in einem primitiven, archaischen Zustande; Sätersdalen aber ist unter den norwegischen Gauen einer der alterthümlichsten und durch den Gang der Geschichte am wenigsten angetastet. Als im frühern Mittelalter die Geschichte Norwegens begann, ging die Einigung von dem Ostufer des nachherigen Christiania-Fiord aus und breitete sich zunächst über Eidsvold und die sogenannten Oplande oder Uplande bis nach Drontheim, wohin der Hauptpaß durch das Gebirge führt. Vom Südwesten kamen nur die Küstenstrecken — Bergen, Stavanger u. s. w. — schon in frühen nähern Contact mit den politischen Centren, während der äußerste Süden und die dorthin mündenden Thäler kaum erwähnt werden.

Das Wort Sätersdalen bedeutet nur „das Sennerthal". So wird das Thal der Otteren-Elv schlechtweg genannt, weil hier die umfangreichste Sennerwirthschaft von ganz Norwegen getrieben wird. Die Bewohner, ein rein germanisches Geschlecht mit allen Merkmalen ihres Stammes, mit hellblonden Haaren, blauen Augen u. s. w., nennen sich Doelen oder Thalbewohner ohne weitern Zusatz, ein Vorrecht, das ihnen von den Bewohnern anderer Thäler nicht bestritten wird.

Die Fahrt über die verschiedenen Theile des Byglands-Fiord nahm den Nachmittag in Anspruch; in der Mitte des Sees, wo dessen Ufer sich eng zusammenziehen, befindet sich eine Stromschnelle, zu deren Umgehung mit großen Kosten ein mit einer Schleuse versehener Canal in die Gneisfelsen eingesprengt ist. Wir landeten nahe dem obern Ende bei Froisnäs, und machten dort die Behausung eines Deutschen, Ferdinand Seyppel *), zum Stützpunkte für die nächsten Excursionen. Es that uns um so wohler, einen gebildeten Landsmann von echt patriotischer Gesinnung anzutreffen, als die Norweger fast durchweg uns als Deutschen geringe Sympathien, der Mehrzahl nach sogar entschiedene Antipathien, entgegentrugen. Am meisten fiel dies bei den Gebildeten auf; die Bauern waren, obwohl durchweg gut unterrichtet, doch weniger von den Tagesereignissen in Mitleidenschaft gezogen.

Ich kann es nicht unterlassen, auf diese Haltung der Normänner näher einzugehen, da es auf den ersten Blick befremden muß, wenn germanische Stammesverwandte mit den Franzosen gegen uns gemeinsame Sache machen. Die „dänischen Sympathien" der Skandinavier — von den Schweden gilt ganz dasselbe — erklären jene Thatsache nicht zur Genüge. Es herrscht im Norden in viel zu hohem Grade ein selbstgenügsamer Particularismus, als daß man sich sehr um Dänemark grämte — wie denn auch die praktischen Resultate aller Demonstrationen zu dessen Gunsten sich auf den Zuzug einer Handvoll Freiwilliger beschränkten. Und etwas mehr hätte sich doch trotz des traurigen Zustandes der skandinavischen Kriegsmacht immerhin ermöglichen lassen!

Mitunter hörte ich sogar den Dänen ihre gemäßigte Gesinnung gegen uns vorhalten, und dabei wurden die heftigsten Vorwürfe gegen Dänemark — natürlich aus der Zeit vor 1814 datirend — laut. Ich beabsichtige nicht, in den Denunciantenton eines Theils der Presse zu verfallen, muß aber die Ueberzeugung aussprechen, daß der Hauptgrund jener Antipathien gegen Deutschland geradezu in Aufstachelungen und Machinationen der Franzosen selbst zu suchen ist, die, wie ich mich bei mehreren Gelegenheiten überzeugte, mit vielem Geschicke und eiserner Consequenz durch zahlreiche Agenten uns verdächtigen. Daß der Neid gegen ein Volk, das man kürzlich noch bemitleidete, daß ferner die den Normännern besonders zukommende Selbstzufriedenheit eine Rolle in dieser Angelegenheit spielt, ist selbstverständlich; allein jene Hetzereien existiren und ihre Wirksamkeit darf nicht unterschätzt werden.

Uebrigens berührten uns alle diese Antipathien doch verhältnißmäßig in geringem Grade. Im entlegenen Gebirge treten persönliche Sympathien und Anthipathien meist sehr rasch in den Vordergrund; überall aber hatte man vor dem Namen „Deutsch" großen Respect. Der Tausch gegen früher ist in dieser Hinsicht ein so glänzender, daß man unfruchtbare Gefühlsäußerungen dafür gern entbehrt.

*) Herr S. hat diese Gegend seitdem verlassen, was im Interesse von Reisenden, denen er sein gastliches Haus auf das Zuvorkommendste öffnete, sehr zu beklagen ist.

Das Kind und die Volksreime der Ostfriesen.

Von **Hermann Meier** in Emden.

I.

Wenn auch nicht in der Weise wie unsere classische Poesie und wie die Volkspoesie einer ganzen Nation, so steht doch immerhin auch die provinzielle Weisheit der Gasse in gar vieler Beziehung zum geistigen Wachsen des kleinern und größern Menschen. Es ist noch lange nicht wahr, was wir neulich bei einem geachteten Schriftsteller lasen, daß das Kinderherz mit seinen Bedürfnissen bei der jetzigen Zeitströmung veröde. Man traue der Mutter nicht zu wenig zu; der Mutter, die sammt ihrem Kinde mit dem Hunde spricht, sich mit der Puppe unterhält, dem Käfer Willen und Verstand zuschreibt, in den Blumen ein eigenes Wollen erblickt, in den Sternen Lichter, mit ihm vom „lieben" Monde, von der „lieben" Sonne spricht ꝛc. Auf dieser Grundlage phantasievoller Anschauung baut die Mutter fort und fort und auch das spätere Leben tritt mit solcher an den jüngern und ältern Menschen häufig genug heran, damit er nicht verwelke und verdorre, sondern erhalten bleibe für das Hohe, Schöne und Ideale der Menschenwelt.

Dies nachzuweisen an der Hand unserer plattdeutschen — ostfriesischen — Volkspoesie ist nicht so schwer, als es

scheint. Denn unsere Kinder- und Volksreime — mag man sie noch so gering achten und bei ihrer Naturwüchsigkeit und Wahrheit oft die Nase rümpfen — sind gar wohl im Stande, das Leben unseres Volkes in der Mannichfaltigkeit seiner wechselvollen Gestaltung treu abzuspiegeln.

Schon Grimm sagt: „Sagen, Märchen, Lieder u. s. w. sind ein unerschöpfliches Gut, das dem Menschen von Heimathswegen als ein guter Engel beigegeben ist, der ihn, wenn er ins Leben auszieht, unter der vertraulichen Gestalt eines Mitwandernden begleitet."

Zuerst ist es die Kinderwelt, welche in ihrer ganzen Lieblichkeit und lebensfrischen Poesie uns entgegentritt.

An der Wiege ihres Lieblings wacht „der Mutterliebe zarte Sorge" und singt ihm kosende Liedchen und Reime, die den Geist des Kindes stärken und fördern und es merken lehren auf sich selbst und seine Umgebung. Die Mutter singt:

Süse mien Lamm, süse mien Lamm,
Mama wul kieken, of Papa kwam.
Papa was so wiet weglopen,
Wul (wollte) sien Puppi 'n Kookje kopen.
Süse mien Lamm, süse mien Lamm,
Mama wul kieken, op Papa kwam.

* * *

Süse mien Kindje slaap!
Dien Vader haalt 'n old Schaap
Dien Moder melkt d'old swartbunt Koo,
Kindje do (thu, mache) du dien Ogen to.

* * *

Süse — nanne — pope!
Dat Kind liggt in de Grope (Stallrinne),
Vader un Moder sünt wiet van Hus,
Wie können hör neet beropen.
Dien Vader is in Engeland
Haalt dat Kind 'n Ledeband (Gängelband),
'n Ledeband mit Knopen,
Dar kan dat Kind mit lopen;
'n Ledeband mit Ringen,
Dar kan dat Kind mit springen;
'n Ledeband mit Kranzen,
Dar kan dat Kind mit danzen.

* * *

Düdei Kindje slaap
Dien Vader haalt 'n Schaap
Mit twee witte Föte,
De gifft de Melk so söte,
Noch söter as twee Fiegen,
Un noch wil 't Kindje neet swiegen.
Hör, hör, hör un sü, sü, sü,
Un doo dien Oaugjes too.
Dien Vader plant de Bometjes,
Dien Moder melkt de Koo.

* * *

Ho, si, so, wat is 't moj Wehr,
't Sünntje sehient under de Wulken dör,
Un 't re—gent;
Lüttje Kinder worden groot,
Un groten bliefen Zegen.

* * *

Und wenn das Kind trotz langen Wiegens nicht schlafen kann, so kennt die Mutter den Grund und ist liebendgern bereit, dem abzuhelfen:

Süse mien Kind, ik weege (wiege) di,
Dat du kritst (weinst), dat jammert mi.
Deit di dann dien Bukje sehr?
Dann wil ik di weegen mehr.

Oder sie versetzt sich zurück in vergangene Liebeszeiten und summt an der Seite ihres Blondköpfchens:

Sü! Sü! Mien söte Kind!
Dien Vader gaf mi 'n golden Ring.
'n golden Ring heb ik kum dahn
So rund un blank as Sün un Maan (Mond).

* * *

Sü! Sü! Noch 't Kindje waakt?
Een Engelke het dat maakt.
Dee nam ut Sün — un Manesehien
Dat Gold so week un warm und fien.

* * *

Sü! Sü! Slaap in mien Kind!
Wat Sün un Maan gift, wast un wint.
Dan kumt dat Grasje ut de Grund
Un't Bloomke ok, so söt un bunt.

Aber das ist ja alter, Jedermann bekannter Kram, wird mancher sagen und er hat Recht. Aber darin liegt gerade der vorzüglichste Beweis unserer Behauptung, daß auch unsere Volkspoesie eine Bildnerin des Herzens sein könne. Wäre sie das nicht, wir hätten längst vergessen, was unsere Mutter uns vor so und so viel Jahren vorsang. Denn was man bis ins späteste Alter behält, was nur der geringsten Anregung bedarf, um wieder in voller Klarheit vor die Seele zu treten, das ist gewiß nicht der geringste Factor in unserer Entwickelungsgeschichte gewesen.

Unsere heimische Volkspoesie ist überreich an Wiegenreimen; ein schönes Zeugniß für unsere Mütter, die getrieben von der heißen Liebe zu ihren Kleinen solche dichteten und componirten. Und jede Mutter, wenn ihr auch die Gabe des Gesanges versagt ist, bringt es doch fertig, die von der Urgroßmutter gesungenen Melodien zu singen oder zu summen, und sie erreicht durch Wort und Ton den Schlaf ihres Herzblatts.

Wie das Kind in späteren Jahren leichter etwas nachsingt als nachspricht, so beruhigt auch im ersten Kindesalter das Singen mehr als das Sprechen. Und unbewußt handelt schon hier gar manche Mutter nach rationellen Gesetzen.

Das Kind hat das „dumme Vierteljahr" hinter sich, das selige Lächeln, „das Spielen mit den Engeln", wie der Volksmund sagt, läßt es als Mensch erscheinen, die blauen Guckängelein schließen sich nicht mehr so oft und so lange, als bisher, es will mehr „in den Händen" sein, sagt die Mutter. Aus dem „Säugling" ist ein „Lächling" und „Greifling" geworden. Die Ausdrücke verlangen Nachsicht; aber Greifen und Begreifen stehen doch im innigsten Zusammenhange.

Der Vater läßt den Liebling auf dem Knie reiten; auch das Mädchen dieses Alters reitet eben so gern wie der Knabe. Da heißt es:

Hut, hut, hut, temen,
Wel (wer) geit mit na Bremen?
Een so'n lütjet Kindje
Dat könen wi wal mitnemen.

Oder

Hopp mien Peerd na de Mölen to,
Anders nix als Hafernstroh,
Hafernstroh un Kaf, Kaf, Kaf (Spreu),
Dan löpt mien Peerdje in Draf, Draf, Draf (Trab).

Oder

Dubri dup, mien Man is komen,
Dubri dup, wat het he mit broggt (mitgebracht)?
Dubri dup, 'n Sehip vull Spelden,
Dubri dup, wat söl'n de gelden?
Dubri dup, se sünt al (schon) verköfft.

Die Mutter schaukelt das Kleine auf dem Schooße und singt:

Hukker di bukker
Na Bessvaders Hus
Dar lopen de Musen (Mäuse) mit Stuten (Gebäck)
dör't Hus.
Da laten s' cene van fallen
De krigt mien Kindje alle. !

Oder

Hopp — hopp — hopp — hopp! Hafermann!
Dat beste Peerd geit achter (hinten) an.
Geef dat Peerd wat Hafer un Kaff,
Dan smit 't mien Kind neet aff — aff — aff.

Oder sie scherzt:

Bum, bam, beier,
Puuskatt mag geen Eier.
Wat mag se dan?
Eier in de Pan!
Dar wordt Puuskatt lekker van.

Aber bald hat das Mäuschen die Zeit des reinen Schauens hinter sich und verfolgt schon alle Bewegungen der mit ihm Spielenden und die Mutter braucht nicht mehr allein zu spielen; hat doch ihr Kindchen schon ein gewisses Verständniß für ihre Worte und Bewegungen, wie seither für den Ton ihrer Stimme. Denn, um es nochmals anzudeuten, auch dann, wenn der junge Erdenbürger noch keine Silbe von dem versteht, was man mit ihm plaudert und was man ihm vorsingt, recht früh schon dringt der Ton der mit ihm schäkernden Stimme in sein Herz und da dieser Ton jener der aufopfernden Liebe ist, so kann hier keineswegs das Was? sondern nur das Wie? entscheiden. Das weiß die Mutter gar zu gut, nicht bloß die mehr gebildete, auch die des niedrigsten Standes. Ein gewisser Instinct hat hier das Regiment.

Dar kumt 'n Mus anstappen
Un krigt mien Kind bi de Lappen, Lappen,
Lappen

spricht die Mutter und läuft mit den Fingern am Körper des Kleinen empor, ihn am fetten Halse zu kitzeln, und wenn dann das unschuldige Lächeln das kleine Gesicht verklärt, dann ist nicht nur das Kind glücklich.

Die Mutter sorgt für Abwechselung und unser Vorrath an Reimen unterstützt sie hinreichend:

Dar hest 'n Daler,
Ga na't Markt.
Koop di 'n Koo
'n Kalf dartoo.
d' Koo 'n Daler,
't Kalf 'n Oort
De Koop geit fört.
Van Dage halen,
Mörgen betalen,
't Geld up 't Bret.
Is de Koh ook fet, fet, fet?

und bei jeder Zeile schlägt sie in das Patschhändchen und kitzelt bei dem fet, fet, fet das weiche Hälschen, während die Kleine vor lauter Lust hoch aufjauchzt, sich und der Mutter zur innendlichen Freude.

Aber das Kindchen hat ja kalte Füßchen und die warmen Hände der Mutter kennen ihre Pflicht. Schön ist's aber auch, wenn sie das Kindchen auf den Schooß nimmt und ihm Hände und Füße am Feuer erwärmt. Dabei wird gesungen:

Handkers kolt, Fötkens kolt, Puskes biet mi
(Katze beiß mich)
Al Derens krieg'n 'n Frëer un Nüms kummt
um mi.

Bald kommt der Sandmann, aber das Kind sträubt sich gegen das Auskleiden; ist's doch gar zu schön auf dem warmen Mutterschooß. Süße Worte, einlullender Gesang begleitet das Ausziehen:

Hör, hör, hör!
Wel steit dar an de Dör?
Dar steit 'n Man mit siene Kiepen,
De wil uns lütje Kindje griepen.
Holo, holo, holo!
De Busmann (Ruprecht) is da!
He söggt de Trappen of un af
Un söggt uns lüttje Kinder af.

Oder

Hogen Bargen miene
De Klokken slagen tiene;
Dar kumt de Busmann an.
Wat wil dee dan?
Kinder fangen!
Kuman!
Een, twee, dree.

Der älteste Bädeker.

H. K. Die heutige Generation mit ihren sich wenigstens jährlich wiederholenden Reisebedürfnissen im sichern Geleit ihres auf hundert Fragen stets eine Auskunft gewährenden Bädeker oder Meyer kann sich nur schwer eine Vorstellung davon machen, wie man vor Zeiten ohne einen solchen treuen Reisebegleiter die damals viel ernstlicheren Verlegenheiten selbst einer kürzern Reise überwand. Zwar hatten die heutigen sich jährlich neu entpuppenden Reisebücher schon vor einem halben Jahrhundert und länger einen etwas bedächtigern und langsamern Vorgänger, „Reichard's Passagier", dessen sich die ältesten lebenden Landsleute noch aus ihren ersten Reiseerfahrungen erinnern werden. Aber ein und zwei Jahrhunderte zurück ist von derartiger Literatur noch nichts zu spüren.

Zwar ist schon im 16. Jahrhundert, das vor dem schrecklichen Rückschlage des dreißigjährigen Krieges gerade für unser Vaterland eine Periode hoher Culturblüthe war, auch zur Belehrung und zum Vergnügen viel gereist worden und wenigstens eine nützliche Vorbereitung auf solche Reisen konnte vielfach aus den Specialbeschreibungen (hier und da schon mit Prospecten und Städteplänen illustrirt) geschöpft werden, wie sie bereits jenes Jahrhundert für die an älterer Cultur und an Sehenswürdigkeiten reicheren Rhein-, Main- und Donaulandschaften hervorgebracht hatte. Aber mit wirklichen Reisehandbüchern können jene Werke eines Münster, Merian und Anderer schon wegen ihres äußern Volumens, das kein Mitnehmen auf die Fahrt gestattete, nicht verglichen werden; ebensowenig aber dem Inhalte nach, dem gerade die Richtung auf das Praktische, auf die alltäglichen Bedürfnisse des Reisenden abgeht. Solche unentbehrliche Notizen,

mit einer mehr oder weniger kurz gefaßten Beschreibung der Hauptmerkwürdigkeiten der Hauptländer Europas verbunden, zum ersten Mal in einem handlichen Taschenbuche den Reisenden dargeboten zu haben, ist das Verdienst eines Holländers, der in seiner Vorrede allerdings die unglaubliche Mühe, welche ihm die Zusammenstellung, zum Theil nur auf Grund einer sehr ausgebreiteten brieflichen Correspondenz, verursacht, nicht ohne Selbstgefühl hervorhebt, über die Unvollkommenheit der Ausführung sich aber so wenig getäuscht zu haben scheint, daß er uns nicht einmal seinen Autornamen verräth. Einige Proben aus diesem jetzt ziemlich selten gewordenen Büchlein werden auch den deutschen Leser um so mehr interessiren, wo es sich um Orte unseres Vaterlandes handelt, deren Bedeutung in den seitdem abgelaufenen zwei Jahrhunderten sich total verändert hat. Es wird hoffentlich keinen Anstoß erregen, wenn wir sie in der durch ihre urwüchsige Naivetät anmuthenden und auch dem Hochdeutschen so leicht verständlichen Sprache des Originals geben, zudem wir durch Erklärungen der wenigen etwa nicht jedem Leser geläufigen Wörter für ein volles Verständniß Sorge getragen haben *).

Der Titel des Werkchens ist Reysboek door de Vereenigde Nederlandsche Provincien en derzelver aangrensende Landtschappen en Koningrijken, behelzende (enthaltend) benevens een nauwkeurige (genaue) beschryving der steden een aanwyzing von de schuit- (Schiff) en wagen-vaarten, mitsgaders (zusammt) de bekwaame Herbergen, daar de Reizigers (Reisenden) in jeder stad konnen logeeren, gelijk (ingleichen) ook meer andere dingen, welke in het reizen zo dienstig als waartenemen zijn. Met groote moeite (Mühe) tesamen gebracht. 't Amsterdam, by Jan ten Hoorn, Boekverkooper, 1689. Klein Octav, 528 S.

Aus der Vorrede genügt es, den Eingang anzuführen, worin Verfasser sein Werk als etwas noch nicht Dagewesenes empfiehlt: Gelijk alle nieuwe dingen gemeenlijk aangenaam zijn, doch dan voornaamentlijk, wanneer 'er eenig nut uit getrokken (einiger Nutzen daraus gezogen) kan worden — twyfelen (zweifeln) wy niet, of ons Werk zal met nieuwsgierige en lustige oogen aangezien worden, als zijnde (seiend) een stoffe, welke onzes weetens (unseres Wissens) noch nooit (nie) door iemand verhandeld is geweest. Es folgen dann Entschuldigungen für die leicht möglichen Fälle von Ungenauigkeiten in den zahllosen und zum Theil nur auf Erkundigungen hin angegebenen praktischen Notizen (zulk een oceaan van herbergen, schuit- en wagen-vaarten!) mit der Bitte um Mittheilung etwaiger Berichtigungen für spätere Auflagen; dann aber sogleich — bezeichnend genug für den industriösen Charakter dieser Holländer — das Anerbieten der Aufnahme von Geschäftsanzeigen für Gastwirthe: indien 'er eenige voornaame Herbergiers zijn, welke hun (ihre) woonplaatsen believen bekend gemaakt te hebben, die konnen zich addresseeren aan den Drukker van dit werk.

Der Text beginnt im Geiste jener glaubenseifrigen Zeit mit einem zwanzig Seiten langen Abschnitt, den man in den Reisetaschenbüchern unseres Jahrhunderts vergeblich suchen würde: Gebeden, Morgen- en Avondgezang vor reysende Lieden und zwar für jeden Wochentag einzeln!

Auch die darauf folgenden weitschweifigen versificirten „Reiseregeln" (Reislessen) würde ein heutiger Leser nicht vermissen.

An der Spitze der Specialbeschreibungen steht wie billig in großer Ausführlichkeit das eigentliche Holland, namentlich nimmt die Schilderung von Amsterdam mit seinen Prachtbauten und Kunstsammlungen fast den zehnten Theil des ganzen Buches ein; nicht weniger als 93 „Logementen" werden namentlich aufgezählt mit dem Zusatz: behalven deze (außer diesen) zijn er noch omtrent (in der Nähe) alle de Poorten bekwaame herbergen, daar de Passagiers voor een civile prijs huisvesting (Wohnung) konnen bekomen. Wie hoch sich aber dieser „civile Preis" damals belaufen habe, darüber fehlt jede Andeutung, hier sowie an anderen Plätzen, nur Brüssel, damals, wie es scheint, überhaupt die durch Eleganz und Reichthum hervorragendste Stadt der ganzen Niederlande, macht eine lehrreiche Ausnahme: hier wird bei sämmtlichen angeführten Gasthöfen wenigstens der Table-d'hôte-Preis (mit und ohne Getränk) angegeben und die sehr erhebliche Abstufung dieser Preise, von denen die höheren den noch vor Kurzem in Deutschland allgemein üblichen nicht nachstehen, läßt einen interessanten Blick in das Gasthausleben jener Zeit thun, daher wir die kleine Liste dem Leser nicht vorenthalten wollen, der wir zu leichterm Vergleich die Reduction auf neue Reichsmark beigefügt haben.

Int swarte Paard deet men, zonder den drank, voor	3	stuivers	0,25	Mk.
In den grave van Egmond . . .	8	„	0,66	„
In de Spansche Kroon	9	„	0,75	„
In de Königin van Sweden . . .	10	„	0,83	„
In den Hart (Hirsch), in den Wolf, in den gulden Arend (Adler), int Wyngaard (Weinberg), in het Haasken (Häschen), in den witten Leeuw (weißen Löwen), au petit Duc.	12	„	1	
In den Gulden Leeuw	13	„	1,08	„
In den Grave von Nassau . . .	14	„	1,16	„
In S. Laurens, in de Princes van Nienburg	15	„	1,25	„
In den Kejzer, in de Gulde Fontein	16	„	1,33	„
In S. Antonius van Padua mit den wijn	18	„	1,50	„
In S. Jacob	18	„	1,50	„
In den gouden (goldnen) en den rooden Arend	24	„	2,00	„
In den Spiegel 20, en mit den wijn	36	„	3,00	„
In de Keizerin, met den wijn . .	36	„	3,00	„

Sonst findet sich eine Preisangabe allein in dem dem einzigen schon damals vielbesuchten Kurorte der Niederlande gewidmeten Anhang: Reis naher Spaa en de manier van leven aldaar, mitsgaders (mitsammt) de kragt (Kraft) van de Wateren, en hoe (wie) men die gebruiken moet; die täglichen Kosten für Zimmer und Bett, wenn man nicht unmittelbar am Markte wohnen wolle und die Saison noch nicht übersüllt sei, wird da auf twee schellingen (0,85 Mark) berechnet.

Die sparsamen Gasthofnamen, welche in den übrigen belgischen Städten angegeben werden, sind natürlich im scharfen Gegensatz zur Neuzeit durchaus in niederländischer Sprache, selbst in mehreren damals schon von Frankreich in Besitz genommenen flandrischen Städten, wie Dünkerken und Atrecht (Arras); auffallende Ausnahmen machen der „Roy de France" in Ypern und der „Duc de Luxembourg" in

*) Einige holländische Wörter werden dem Verständniß des Hochdeutschen sofort klar durch Erinnerung an die abweichende Orthographie, in welcher der Laut unseres deutschen s durch z, unser Diphthong ei durch ij oder y, eu durch ui, ö durch eu, langes u durch oe bezeichnet wird: also hy, spr. hei (er), zy, spr. sei (sie), zien des Poss. Pron. sein, zijn, spr. sein, das Zeitwort sein, zich, sich, zo, so, zeer, sehr, zal, sal (soll oder wird), zeggen, sagen, goed, spr. guhd (gut), boek, Buch, und dergleichen mehr. Andere häufiger vorkommende, daher im Nachfolgenden nicht besonders übersetzte Wörter sind en, und, ook, auch, of, oder, op, auf, maar, aber, men, man, niet, nicht, veel, viel, geheel, ganz.

der gleichnamigen deutschen Stadt, deren Name übrigens im Texte noch, nach der allgemeinen Orthographie jener Zeit, der auch die noch heute volksthümliche Aussprache folgt, Lütsenburg geschrieben ist.

Etwas überschwenglich ergeht sich der Verfasser über die Herrlichkeiten der Stadt, welche schon damals den Anspruch erhob und bei den bewundernden Fremden durchsetzte, für die eigentliche Welthauptstadt zu gelten: „Gelijk Parys het kort begrijp van het Heelal (der Inbegriff des Weltalls) is, de Louvre de kort begrijp van alle de Paleizen der Wereld (Welt) is.“ Daß man demungeachtet auch in Louis' XIV. Glanzperiode dort noch erträglich wohlfeil leben konnte, setzt Verfasser zum Nutzen sparsamer Reisender recht hübsch auseinander:

De Reizigers, die zich to Parys eenigen tijd (Zeit) wellen ophouden (aufhalten) en niet veel onkosten in de groote Herbergen zoeken (suchen) te maaken, moeten een kamer huuren (miethen), Chambre garnie geheeten (geheißen), die 'er by menigte te huur zyn, en in de Ordinarissen (gargottes) gaan eeten (essen), hoedanigen (dergleichen) men 'er by honderden vind, alwaar men zo veel en zo weinig verteert (verzehrt), als een jeders gelegentheit toelaat (zuläßt). Hier tracteert men elk (euch) voor vier en een halve stuivers (0,38 Mark) te weeten (zu wissen) op de volgendo manier: In 't huis tretende, vin men altyd (allzeit) tafels gedekt, en jeder zet (setzt) zich, waar hy wil. Ter stond (sogleich) krygt men een mes, vorket (Gabel), tafelbord (Teller) en een kom (Schüsselchen), daar men zo veel broodts insnyd, als men lust heft, en hebbende het aan den Hospes (allgemeiner Titel des Wirthes in Holland) toegereckt (hingereicht), schept er die sop over; vervolgends krygt men een teljoor (Teller) met vlees (Fleisch) en een half pint wijn, benevens zyn toebehooren (Zubehör), alles zeer netjes na de Fransche mode.

Wie kurz dagegen auch ansehnlichere Städte Deutschlands abgefertigt werden, mag der Leser aus folgenden Beispielen abnehmen; da das Bedürfniß sie zu besuchen für Niederländer jener Zeit selten genug eintreten mochte, hat sich der Verfasser meist mit Angabe eines einzigen Hôtels begnügt, wovon fast nur die Seestädte, die allerdings mit Holland in lebhafterm Verkehr standen, eine Ausnahme machen.

Hamburg. Een zeer schone aanzienlyke stad, afgedeeld in d' oude (alte) en die nieuwe; beiden zeer wel gesterkt (befestigt) en wegens de hooge Toorns maar een stad schynende. Zy is door de geheele wereld (ganze Welt) beroemd wegens den grooten Koophandel, die alhier gedreven word.

Logementen: De Diergaarde, aan de hooge Brug, — den Adelaar, aan de Molenbrug (Mühlenbrücke), — de Druif (Traube) by den Paardemarkt, — de Bremer Sleutel (Schlüssel) of Koning van Deenmarken, — de Koning van Sweden, — de Koning van Vrankrijk, — de stad Revel, — de Gulden Arm.

Berlyn. Word door de Spree in twee deelen afgedeeld, makende zo veel als tween Steden, de eene leggende op de andere zijde dezer vloed (dieses Flusses) word genoemd Collen aan de Spree, war in het praehtig koervorstelyk Slot staat. De stad is zeer groot en heft sleehte gebouwen (einfache Gebäude). De straaten zyn breed en net, en vor de deuren der huizen (Häuser) banken gemaakt.

Logement: 't Bonte Paard (bunte Pferd, d. i. Schecke).

Dresden. Is van een zer lustige aansehouwing (Ansicht) wegens haar (ihrer) goede gelegenheid (Lage), zeer wel versorgd met omgaande (umschließende) Munren, Grachten (Gräben) en Borstweeringer (Brustwehren), en derhalven bekwaam om de aannaderendo vyanden (annähernde Feinde) te wederstaan en hen (ihnen) 't hoofd (das Haupt, d. i. die Spitze) te konnen bieden: ook zoodanig vereiert met gemeene en byzondere Huizen, goede Tornen (Thürme) enz, dat ze met de voornaamste Steden in Meissen om den prys mag stryden. Daar een boven (überdies) is ze de keurvorstelijke Residentie en Hofhoudings soad.

Logement: de Swarte Wolf.

Leipsig. Gelegen aan de Elster en Pleiss is een wel niet (zwar nicht) groote, maar eehter zoodanig (desseungeachtet) een Stad, die veele groote staden te boven gaat (übertrifft). Zy is zeer beroemd wegens haar (ihrer) drie Missen of Jaarmarkten en haar vortreffelijke Hooge School.

Logement: de Grauwe Wolf.

Neurenberg — is overal beroemd wegens haar goede politie, grooten Koophandel, zonderlijke eierlijkheid en uitmuntende vernnftigheit der Inwoonders — und weiter kein Wort!

Ebenso wird zu unserer Verwunderung bei Heidelberg zwar der Universität und der umliegenden Weinberge, mit keinem Worte aber des Schlosses Erwähnung gethan und des großen Fasses (het voeder-vat) nur insofern, als damals ein Gasthaus der Stadt diesen Namen führte.

Den Beschluß des Ganzen macht ein „Reys-Medieyn-Boek“, nebst allerlei ziemlich trivialen Gesundheitsregeln (Bier te drenken is niet alzoo bekwaam, dat he moeit zieh verkouden [erkälten] in zien maagen, indien iemant verhit en zweeterig [erhitzt und schweißig] is, laat hy liever een half mutsje Brandewijn drinken, of anders een teugje [kleinen Zug] Franee Wyn, dit zal hem beter bekomen als Bier), und endlich nochmals Klugheitsregeln beim Reisen, nur mehr für specielle Fälle berechnet: dat de Reiziger hem voor al heeft te waehten van dese volgende vier swarigheeden: als voor valsche Speelders, Roovers, Dieven en Hoeren, waar voor zieh iemand int Reizen voorsiehtieh dragen moet!

Aus allen Erdtheilen.

Die Goldfelder in Südafrika.

Seit längerer Zeit lasen wir keine Nachrichten über dieselben; jetzt hat ein Herr A. W. Bateman nach eigener Anschauung einige Notizen über dieses Dorado in der Transvaal-Republik gegeben; sie sind aus der Mitte des Augustmonates.

Den Mittelpunkt der Alluvial-Goldfelder im Bezirke Leydenburg bildet Pilgrims Rest, und man hat, um dorthin zu

gelangen, die Wahl zwischen vier Routen. Die erste geht von Capstadt aus nach den Diamantenfeldern und man benutzt auf derselben die Wagen der Inland-Transport-Compagnie; kostet 16 Pf. St.; die weitere Fahrt von dort nach Pilgrims Rest 20 Pf. St. 10 Schilling! — 2) Von Port Elizabeth mit Cobbs Kutschen nach den Diamantenfeldern 18 Pf. St., und dann weiter, wie eben gesagt. — 3) Postwagen von d'Urban nach Pieter Maritzburg, 1 Pf. St., und von da, gleichfalls mit Postkarren, nach Pilgrims Rest 16 Pf. St. 10 Sch. — 4) Von der Delagoa-Bai nach Pilgrims Rest, wie es eben geht. Diese letztere Route ist in den heißeren Monaten wegen der gefährlichen Delagoa-Bai-Fieber zu vermeiden. — Manche Reisende benutzen auch jetzt noch die altmodigen von Ochsen gezogenen Karren, mit denen sie freilich nur langsam vorwärts kommen.

Die Goldfelder liegen etwa 30 Miles von Leydenburg entfernt; die Gegend ähnelt manchen Theilen der schottischen Hochlande; sie liegt am nordöstlichen Winkel des großen südafrikanischen Plateaus, dessen Rand in steile Berge zerrissen ist. Diese sind durch breite Thäler von einander getrennt und in einem derselben liegt Pilgrims Rest in etwa 5000 Fuß Höhe über dem Meere. Im Winter ist das Wetter bei Tage sehr angenehm und warm, und nur selten bemerkt man eine Wolke, aber gleich nach Untergang der Sonne und insbesondere gegen Morgen wird die Kälte sehr empfindlich für eine Bevölkerung, die nur in Zelten ihr Unterkommen findet. In den Sommermonaten regnet es oft, manchmal zwei Wochen hintereinander, und dann ist das heißfeuchte Klima sehr unangenehm; im verflossenen Sommer hat man jedoch nicht viel von Krankheiten gehört.

Das Pfund Rind- oder Hammelfleisch kostet 50 Pfennige; Brot ist theuer; grobes Brot aus „Bauernmehl", $2\frac{1}{2}$ Pfund schwer, wird mit 15 Neugroschen, weißes mit 20 Groschen bezahlt. Feines australisches Weizenmehl kostet das Pfund 10 Groschen, brauner Zucker ebenso viel, gesalzene Butter 30 Groschen, das Dutzend Eier 4 Schilling 6 Pence, also $4\frac{1}{2}$ Mark; die Flasche Ale 5, Cognac 8 Mark.

Von den verschiedenen Diggings geben jene am Pilgrims-Rest-Creek die beste Ausbeute. Einer der dortigen Claims hat einige Zeit hindurch in jeder Woche etwa 100 Unzen Gold geliefert; andere Diggings, z. B. Mac a mac ꝛc., geben nur spärlichen Ertrag und im Allgemeinen waren die Aussichten nicht eben günstig für diese Diggings. Dagegen ließen sie sich in den Quarzrissen bei Marabastadt besser an und in diesem Bezirke, der westlich von Pilgrims Rest liegt und wohin ein Fußgänger in vier Tagen gelangen kann, ist vor einigen Monaten wieder ein ergiebiges Quarzriff in Betrieb genommen worden. — Im District Leydenburg wird nur wenig Ackerbau getrieben; die Meierhöfe liegen vereinzelt meilenweit auseinander und keiner hat mehr als sechs Acker urbar gemachten Feldes, das bewässert werden muß. Neben den Wohnhäusern hat man blaue Gum- und Apfelsinenbäume gepflanzt und dann auch viele Pfirsichbäume. Die Farmer sind holländische Bauern, die nicht englisch verstehen oder es nicht sprechen wollen und gegen die Engländer eine solche Abneigung haben, daß sie sich weigern, an dieselben etwas zu verkaufen; gegen Leute anderer Nationalität zeigen sie sich sehr gastfrei. — Rindvieh und Schafe gedeihen recht gut, aber für Pferde ist das Klima entschieden ungesund.

Lachsfischereien am Columbiastrome.

Ein Brief aus Portland, Oregon, sagt, daß die Lachsfischereien am untern Columbiaflusse gegenwärtig die aller früheren Jahre sowohl an Quantität als an Größe und Qualität der eingefangenen Fische und in der Zahl der Verpackungsetablissements übertrifft. Die Saison, in der die Lachse in Kannen verpackt werden, dauert von Anfangs April bis Anfangs August, also vier Monate. Während der Monate April und Mai waren verhältnißmäßig nur wenig Fische da. Juni erreichte den Durchschnitt, Juli übertraf alle früheren Monate an Zahl, Größe und Qualität der Fische. Die dreizehn Verpackungsanstalten machten nicht weniger als 15,000 Lachse in jeder Nacht während des Monats ein. Es wurden also im Ganzen während der 26 Fischernächte 390,000 Stück eingemacht. Im untern Columbiaflusse wurden während der vier Monate nicht weniger als 100,000 Stück gefangen, die, wenn sie präparirt sind, je 16 Pfund wiegen. In der ganzen Saison wurden etwa 16,000,000 Pfund Lachs gewonnen.

Von dieser Masse wurden 750,000 Stück eingemacht. Dieselben füllen 250,000 Kisten von je 48 Pfund, die einen Werth von 7 Dollars 25 Pence per Kiste oder 1,812,500 Dollars repräsentiren. Die noch übrigen 250,000 Fische werden eingesalzen und in Fässern als Pökellachs verpackt. Dieselben werden 4,000,000 Pfund wiegen, 20,000 Fässer von je 200 Pfund füllen, welche zu 7 Dollars per Faß 140,000 Dollars bringen, wodurch sich der Gesammtwerth des eingemachten und eingesalzenen Lachses in dieser Saison auf 1,952,500 Dollars stellt. 250 Boote werden zur Lachsfischerei verwandt; dieselben kosten 250 Dollars per Stück, die Netze kosten genau eben so viel, so daß 500 Dollars nöthig sind, ein Boot vollständig für die Arbeit auszurüsten. Die Capitalanlage beläuft sich auf 25,000 Dollars in Booten und Netzen. Die Leute erhalten 25 Cents für jeden Fisch, den sie an der Werfte der Gesellschaft, für die sie arbeiten, landen; die 500 Mann erhalten nach dieser Rate für ihre viermonatliche Arbeit 250,000 Dollars, durchschnittlich 500 Dollars per Mann, wenn sie als gleiche Theilhaber arbeiten. Häufig jedoch gehören dem Einen Boot und Netz und er zahlt seinen Bootsleuten 6 Cents für jeden eingefangenen Fisch. Wenn die Fischerei erfolgreich ist, so verdient er 5 Dollars per Nacht, und in 100 Nächten also 500 Dollars, während der Eigenthümer für seine Arbeit und Capitalanlage wohl entschädigt wird. Die Art und Weise der Einpökelung des Lachses zeigt die Wichtigkeit der passenden Theilung der Arbeit. Der Fisch passirt, ehe er für den Markt fertig ist, durch wenigstens 27 Hände. Die Kanne, in die der Lachs gepackt wird, bedarf zu ihrer Verfertigung zehn Mann. Zur Anfertigung der Kasten sind fünf Mann erforderlich, im Ganzen sind also 72 Leute nöthig, um ein Etablissement für die Einpökelung und Verschickung des Lachses zu eröffnen. Es ist für die größeren Anstalten nichts Ungewöhnliches, 25,000 Ein-Pfund-Kannen in einem Tage zu füllen.

* * *

— Britisch-Birma (Pegu), das Mündungsgebiet des Irawaddystromes, gedeihet sehr wohl, seitdem es unter britischer Herrschaft steht und nicht mehr den Erpressungen der birmanischen Mandarinen ausgesetzt ist. Der Gouverneur Ashley Eden liefert dafür in einer amtlichen Schrift die Beweise. Das Land, sagt er, ist so groß wie England mit Schottland, hat aber nur zwei Drittel so viel Einwohner wie das letztere. Etwa die Hälfte der Oberfläche eignet sich zum Anbau; auf jede unter Cultur befindliche Quadratmile Boden kommen 15, die anbaufähig sind und eben so viele nicht anbaufähige Dschengeln. Im Jahre 1863 waren nur erst 1,630,000 Acker bestellt, 1873 aber schon 2,200,000, also etwa 35 Procent mehr. Die Anzahl der Verbrechen nimmt ab; die meisten derselben werden aus Rachsucht verübt. In Rangun und auch an anderen Plätzen werden die Gefangenen zur Arbeit angehalten und decken dadurch zum größten Theil ihre Unterhaltungskosten. Der Ausfuhrhandel, dessen wichtigste Artikel Reis und Teckholz sind, nimmt zu, und die gesammte Handelsbewegung, die inländische mitgerechnet, stellt sich auf einen Werth von 13 Millionen Pfund Sterling. Aus dem Gebiete des Kaisers von Birma her findet fortwährend eine beträchtliche Einwanderung statt; die Gesundheitsbehörden sind sehr thätig und seitdem die Impfung immer mehr sich verbreitet, richten die Blattern nur noch geringe Verheerung an. Auch dem Schulwesen wendet die Regierung Sorgfalt zu.

— In Berlin hat jüngst ein Student aus Japan, Herr Susum Sato, promovirt. Er studirte seit neun Semestern dort und hat in dieser Zeit so gut Deutsch gelernt, daß er in der Aula seine vier Thesen geläufig vertheidigen konnte.

Nach der Disputation stellte er, wie üblich, an den Decan der medicinischen Facultät, Professor Bardeleben, in lateinischer Sprache das Gesuch, ihm den Doctorgrad zu ertheilen. Der Decan sprach lateinisch: „Lang war Dein Weg hierher, Du bist einer der Unsrigen geworden und hast als der erste aus Deinem Lande bei uns den Rang eines Doctors erworben. Zuvor aber hast Du Dich auf Deine Weise durch den Doctoreid zu verpflichten." Dr. Sato leistete dann den Eid, mit Hinweglassung der Worte, welche sich auf das Evangelium der Christen beziehen. Sein Examen hat Sato summa cum laude bestanden.

— In der Mitte Septembers haben die deutschen Gast- und Schänkwirthe der Stadt Neuyork eine Massenversammlung gehalten, um gegen die Belästigungen ihres Gewerbsbetriebes, die schlechten Steuergesetze und die Nichtsnutzigkeit der Steuerbeamten ꝛc. zu protestiren. Wir erfahren, daß die Zahl dieser Wirthe sich auf nahezu 4000 beläuft. Das „Newyork Journal" berichtet ausführlich über die Massenversammlung, in welcher starke Fractur gesprochen wurde. Hier eine Probe. Herr E. Nusser, der erste Redner, sprach: Meine Herren, es ist eine traurige Thatsache, daß wir bis jetzt noch stets getäuscht worden sind. Legislatur auf Legislatur, Gesetzgebung auf Gesetzgebung ist gekommen und gegangen und die Versprechungen, die man uns stets gemacht, haben sich als nichtig und leer gezeigt. So lange man uns brauchte, schmeichelte man uns, um uns sodann um so schmachvoller fallen zu lassen. Und doch haben wir die Macht, doch hat der Deutsche „balance of power". Wenn wir es wollen, können wir Männer wählen, die scharf den Fanatikern und Muckern auf den Leib rücken und sie in die dunkeln Höhlen zurückjagen, wo sie hingehören. Laßt uns zur Convention nach Syracuse Männer schicken, wahre Männer, die den schwarzverkappten Jesuiten muthig entgegentreten. Verflucht sei jeder Pfaffe, denn jeder Pfaffe kämpft für Finsterniß und Verdummung, während wir für Licht, Aufklärung und Freiheit kämpfen." (Ungeheures Bravo.)

— Einen Wettstreit der Nationalküchen will man 1876 während der großen Ausstellung zu Philadelphia veranstalten. Bruder Jonathan, der ja „der erste in der Welt" ist, zweifelt nicht, daß er alle anderen Völker in diesem culinarischen Turnier besiegen werde; er will sie „bieten" (to beat). Der russische Großfürst Alexis ist bei ihm in Ungnade, weil er, „der freilich nur ein Europäer und Moskowiter ist", hat drucken lassen, daß es weder amerikanische Küche noch Köche gebe. Da ist der Prinz von Wales ein ganz anderer Mann; der hat Geschmack und Bildung, wie sich schon daraus ergebe, daß er den — wir wissen nicht ob Colonel oder General — James W. Saunderson zum Leib-, Mund- und Magenkoch genommen hat. Auf seinen Antrieb bildete sich in London eine Compagnie zur Errichtung eines amerikanischen Hotels, deren Präsident jener Prinz war oder noch ist. Nun hat ein Philadelphier, James W. Parkinson, zur Feder gegriffen, um der weiten Welt zu sagen, was die Yankeeküche liefern werde. Von den französischen Köchen in den großen Casernengasthöfen seines Vaterlandes spricht er sehr despectirlich; dieselben seien zumeist ungeschickt, unwissend und lieferten nichts auf die Tafel, was dem Kenner schmecken könne. Ueberhaupt sei die französische Küche „anmaßend und ohne Originalität"; ihren Ruf verdanke sie zum größten Theil der Aneignung fremder Erfindungen. Das aber wird anders werden, wenn die Europäer in Philadelphia die Vorzüge der Yankeekochkunst zu würdigen gelernt haben. Sie würden bei dem Küchenturnier sich überzeugen, wie weit die Franzosen zurückständen! Aus der langen Liste von Gerichten, welche Parkinson, der den berühmten Pariser Vatel, den Mann des Ehrgeizes in der Küche, entthronen will, anführt, heben wir folgende Leckerbissen heraus; sie sind allesammt „specifisch amerikanisch". Zuerst erwähnt er der Auster — „nicht der zwerghaften, kupfernen Carricatur, welche man in Frankreich Auster nennt, sondern der großen, süßen, deliciösen und glorioſen amerikanischen Auster" — und ihrer vielen specifisch amerikanischen Zubereitungsweisen, als da sind: „fried", „roasted", „stewed", „scolloped", „panned", „broiled", „griddled" und „spiced". Nächstdem werden die „soft shell crabs", die „Turtle" und die „terrapins" als Delicatessen aufgeführt, welche Europa nicht aufzuweisen hat. Dasselbe gilt im Reiche des Federviehes von der „canvass back duck", welche anerkannt die feinste Wildente in der Welt ist, und von den „Turkeys", die den europäischen unendlich überlegen sind. Von den deliciösen, specifisch amerikanischen Fischen seien aus der langen Liste nur „shad", „sheap Head", „Rock-fish", „Codfish", „Halibut" und die verschiedenen Arten von See- und Bachforellen erwähnt. In Mannichfaltigkeit des Wildes stehen die Vereinigten Staaten obenan. Zum Beleg dafür führt Parkinson an die vielen Arten wilder Enten und Schnepfen, ferner „squab", „grouse", „quail", „reed bird", „plover", die Waldschnepfe, die wilden Tauben, die Feldhühner, die Fasanen u. s. w., und an vierfüßigem Wild den Büffel, die Antilope, das Elenn, den Bären, das Opossum, das Mountain Sheep, das Rabbit, den Woodchuck und viele andere mehr. Von Früchten und Gemüsen sind die Tomatos, das Welschkorn, die Cranberries u. s. w. specifisch amerikanisch und die Pfirsiche sind deliciöser als in irgend einem andern Lande der Welt. Was Deserts anbetrifft, so überbietet Amerika, wie Parkinson behauptet, die ganze Welt und namentlich sei das der Fall in Bezug auf „Eis-Creams" und auf Confitüren. Um den Vorwurf des Mangels an Originalität noch stärker zurückzuweisen führt Herr Parkinson dann noch additionelle amerikanische Nationalgerichte an, wie: „New England Chowder", „Pumpkin pies", „buckwheat cakes", „Welschkornbrot", „hoe cake", „corn mush", „corn starch Pudding", „White Mountain cake", „Lafayette cake", „Washington cake". Bemerkt mag werden, daß drei der vornehmlichsten amerikanischen Delicatessen, welche oben angeführt sind, nämlich „Austern", „soft shell Crabs" und „Canvass back duck" Baltimorer Specialitäten sind.

— Die Goldgruben im französischen Guyana liefern neuerdings so reichen Ertrag, daß der Statthalter des holländischen Guyana von Paramaribo aus eine Commission von Sachverständigen an den Fluß Marowyne oder Maroni geschickt, welcher die Grenze gegen das französische Gebiet bildet. Es sind Anzeichen vorhanden, daß dort das Goldgraben sich lohnen würde. Am Flusse Approuage haben übrigens die Franzosen schon seit Jahren Goldwäschen im Betrieb.

— In Afghanistan scheint ein Krieg unvermeidlich. Im September standen Schir Ali, der Herrscher, und sein Sohn Jakub, einander in Waffen gegenüber und man erwartete einen Zusammenstoß. In Centralasien ist es überhaupt unruhig. Die Jomuten-Turkomanen treten feindlich gegen die Russen auf; in Chokand haben die dortigen Kirgisen sich gegen den Chan aufgelehnt und mehrere Städte erobert; an der Ostgrenze Osturkestans nimmt der Krieg mit den Chinesen seinen Fortgang. Der Chan von Chokand hat in Taschkend bei den Russen um Hülfe gebeten; diese haben jedoch alle Einmischung abgelehnt und sogar einige chokanzische Kronprätendenten unter strenge Aufsicht gestellt.

— Die Russen haben, wenige Meilen von Kuldscha außerordentlich ergiebige Schwefelgruben entdeckt.

Inhalt: In der Umgegend von Delhi. (Mit drei Abbildungen.) — Zeitvertreib der Chinesen. (Mit vier Abbildungen.) — Eine Wanderung im südwestlichen Norwegen. Von Dr. D. Brauns. I. — Das Kind und die Volksreime der Ostfriesen. Von Hermann Meier in Emden. I. — Der älteste Bädeker. — Aus allen Erdtheilen: Die Goldfelder in Südafrika. — Lachsfischereien am Columbiastrome. — Verschiedenes. — (Schluß der Redaction 15. October 1874.)

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage: Literarischer Anzeiger von Hermann Costenoble in Jena.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXVI. № 18.

GLOBUS

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 4 Thlr. Einzelne Nummern 5 Sgr. — 1874.

Georg Schweinfurth's Reisen in Inner-Afrika.

I.

Unter den Forschungsreisenden nimmt Georg Schweinfurth eine der ersten Stellen ein, sein Name wird für alle Zeiten neben Mungo Park, Barth, Denham und Clapperton, Burton, Speke, Rohlfs und Nachtigal genannt werden, denen allen er ebenbürtig ist und von welchen er mehrere in Bezug auf gediegene wissenschaftliche Leistungen überragt. Er hat einen beträchtlichen Theil des Schleiers gelüftet, der uns manche Gegenden des „schwarzen Erdtheils" verhüllte; er hat, man kann es sagen, dort „im Herzen Afrikas" ein Stück neuer Welt entdeckt und dieselbe in einer Weise geschildert, welche unsere Bewunderung erregt. Sein klar und ansprechend geschriebenes Werk bildet eine wahre Schatzkammer für Länder- und Völkerkunde, Botanik und Zoologie; er hat dasselbe reich illustrirt und Karten beigegeben, auf welchen wir seine Wanderungen verfolgen können und einen guten Ueberblick der bis vor Kurzem unbekannten Regionen gewinnen. In der Praxis des Reisens übertrifft ihn keiner, nicht einmal Rohlfs. Auch Schweinfurth trotzt dem afrikanischen Fieber und weiß sich unter den schwierigsten Umständen zu helfen; nie trübt sich sein scharfer Blick; er hat eine außerordentlich feine Beobachtungsgabe und zeigt einen Muth und eine energische Ausdauer, die nicht übertroffen werden können.

Wir haben seit 1868 im „Globus" vielfach Bericht über Schweinfurth's Forschungen erstattet, so viel davon bruchstückweise in Europa verlautete. Nach der Heimkehr des Reisenden verdankten wir es der Freundlichkeit desselben, daß zuerst wir ausführliche Berichte nebst Illustrationen über die Bongo, die Mittu und die Niam niam nebst einer ethnographischen Karte veröffentlichen konnten *). Wir wollen nun eine Darstellung seiner Reisen geben, damit der Leser im Zusammenhange eine Uebersicht derselben und der gewonnenen Resultate gewinne. Dieser Uebersicht werden wir dann die Schilderung kennzeichnender Merkmale anschließen, indem wir aus der großen Fülle Neues und Wichtiges hervorheben.

Schweinfurth ist noch jung; er wurde im Jahr 1836 zu Riga geboren. Als er sich im Sommer 1868 zu seiner großen Reise anschickte war er, wie er selber ganz richtig sagt, kein Neuling auf afrikanischem Boden. „Meine Lehrzeit in der Kunst des Reisens hatte ich bereits 1863 auf den sonnigen Gefilden Aegyptens und Nubiens angetreten. Die unerforschten Gebirge an den Küsten des Rothen Meeres, welche ich zu diesem Zwecke monatelang auf eigener Barke befuhr, bildeten das ernstere Ziel meiner Anstrengungen; besonders war es das Gebiet der unabhängigen Bischarin, welches meine Neugier reizte. Dann hatte ich das Land zwischen Nil und Meer wiederholt durchwandert und schließlich an der untersten Terrasse des abyssinischen Hochlandes den vollen Zauber der afrikanischen Natur genossen. Ueber

*) „Globus" XXII, 74, 88, 225, „Völkerskizzen aus dem Gebiete des Bachr el Ghasal", XXIII, 1, 23, 34 ff.

Dr. Georg Schweinfurth.

Chartum und Berber führte mich 1866 der Weg wieder nach Aegypten zurück."

Seitdem betrachtete er die botanische Erforschung afrikanischer Gegenden als seine Lebensaufgabe. „Jene Reise hatte für mich selbst vor Allem den Nutzen, daß sie mir Gelegenheit bot, mich darin auszubilden, was jedem Forscher in unbekannten Gegenden von Nöthen erscheint, in der Kunst nämlich, die tausenderlei Einzelnheiten an gewonnenen Eindrücken, Beobachtungen und Wahrnehmungen von einem allgemeinen Gesichtspunkte betrachtet so zusammenzufassen, daß das Gemeinsame sowohl wie das Unterscheidende ganzer Länderstrecken aus einer Schilderung ihrer Naturverhältnisse hervorleuchte."

Er wagte es, die große Reise anzutreten, trotzdem er, der schon zahllose Fieber überstanden, eine abnorme Milz hatte, deren Gefühl ihn beunruhigte. Und doch schien, wie er meint, gerade darin der Schlüssel zu liegen um hinter das Geheimniß seines „beispiellosen Reiseglücks" zu kommen. Die vielen Fieber hatten vielleicht die Milz in einen Zustand der Gleichgültigkeit versetzt, so daß sie es späterhin verschmähete, von Neuem auf die im reichlichem Maße dargebotenen Miasmen zu reagiren; sie schien vielmehr die Rolle eines Condensators der letzteren übernommen zu haben, um so Dienste zu leisten, welche von ihm als nicht zu verachtendes Geschenk der Fügung dankbar mit in den Kauf genommen werden mußten. Zum Abschiede noch ein kleines Seitenstechen bei der Landung in Alexandrien, — dann ward es still mit ihr und nie wieder regte sie sich, nicht einmal in dem tückischen Sumpfklima der obern Nilregion, das für so manchen seiner Vorgänger verhängnißvoll geworden war. Kein wirkliches Fieber hemmte seine Thätigkeit, trübte jemals seine Freude an ihr; er blieb fieberfrei, und wie er selber betont, „von hundert Reisenden eine Ausnahme."

Und diesen Gleichmuth hat er von Anfang an unter allen Umständen sich bewahrt und er ist, was ihm auch begegnen mochte und so viele Widerwärtigkeiten ihm auch zustoßen, nicht ungeduldig geworden.

Sein Plan war, vom Nil aus in der Region des Bachr el Ghasal so weit als möglich in der Richtung nach Südwesten hin vorzudringen und es mußte ihm also daran liegen, einmal mit den ägyptischen Behörden in Chartum, der Hauptstadt des Sudan, auf guten Fuß zu kommen, damit sie ihm eventuell förderlich seien; zweitens aber in freundlichem Einvernehmen mit den Elfenbeinhändlern zu stehen, welche von großem Einflusse sind und in deren Macht es gelegen hätte, die Zwecke Schweinfurth's zu vereiteln. Er war von ihnen geradezu abhängig und begriff vollkommen, worauf es ankam. Seit etwa einem Menschenalter hatten sie im Gebiete des obern Nil (Bachr el Djebel, Gebirgsfluß), in den Ländern der Neger bis in die Nähe der großen Aequatorialseen und auch am Bachr el Ghasal und dessen Zuflüssen weit nach Südwesten hin Factoreien, sogenannte Seribas, gegründet, von welchen aus ihre Handlungsdiener, Agenten und Sklaven im Land umherzogen, um Einkäufe zu machen. Von Seiten der ägyptischen Behörden wurde er den verschiedenen Elfenbeinhändlern empfohlen; ihm lag daran, daß sie ihm von einem Volksstamme zum andern sicheres Geleit gäben. So kam er besser und sicherer fort als frühere Reisende, die mit großem Kostenaufwande auf eigene Hand Expeditionen ausgerüstet und ein zahlreiches Gefolge mitgenommen hatten; sobald sie jedoch in das Gewirr von Nilzuflüssen vordrangen, fanden sie sofort, daß sie von den Händlern völlig abhingen und daß es ihnen nicht möglich sei, weiter zu kommen.

Schweinfurth ging von Suakin am Rothen Meer über Land nach Berber am Nil und fuhr von da stromauf nach Chartum, wo der Blaue Nil sich mit dem Weißen Nil vereinigt. Bei Djafer Pascha, dem Statthalter des ägyptischen Sudan, fand er freundliche Aufnahme und Förderung, und unter dessen Auspicien schloß er einen Vertrag mit einem reichen und sehr angesehenen Elfenbeinhändler ab. Diesem, einem christlichen Kopten Namens Ghattas, that der Statthalter eindringlich kund und zu wissen, daß er für die Sicherheit des Reisenden mit seinem Kopf und seiner Habe verantwortlich sei. So stand dieser nun unter dem Schutz eines mächtigen Mannes, der über mehrere Hundert bewaffneter Leute verfügte. Wir wollen hier bemerken, daß die Elfenbeinhändler unter einander keineswegs immer in gutem Einvernehmen stehen, denn sie sind Rivalen im Handel und jeder will für sich allein, zum Nachtheile seiner Concurrenten, so viel Elfenbein als möglich zusammenbringen. Es ist nicht selten vorgekommen, daß einer die Karawane des andern überfallen hat. Aber allemal, wenn die schwer mißhandelten und beraubten Neger sich gegen ihre Bedränger auflehnen, machen sie gemeinschaftliche Sache und bleiben dann zuletzt immer Sieger.

Ghattas verpflichtete sich, den Reisenden in die Negerländer westlich vom Bachr el Abiad (dem Weißen Nil) mitzunehmen und ihn in der Region des Gazellenflusses von einer Seriba nach der andern zu schaffen. So gewann Schweinfurth Gelegenheit, mit Muße Pflanzen zu sammeln und das Leben und Treiben der verschiedenen Völkerstämme zu beobachten. Zunächst kam es darauf an, vom Nil aus die Decke von Gräsern und Kräutern zu durchdringen, welche der Schifffahrt in der ganzen Mündungsgegend des Bachr el Ghasal so hinderlich ist, und die Meschera (d. h. Landungsplatz) el Rek zu erreichen. Von diesem Punkt aus begann die Fußwanderung durch das Land der Dinka nach der Seriba des Ghattas, welche an der Grenze des Gebietes einerseits der Djur, andererseits der Bongo (Dohr) liegt. Sie sollte die Station sein, von welcher aus Schweinfurth weiter nach Süden vordringen wollte und wohin er, jenachdem es ihm passen würde, sich zurückziehen konnte; sie war gleichsam sein Hauptquartier. Seine persönliche Begleitung bestand aus sechs Nubiern, erfahrenen Leuten, die schon anderen europäischen Reisenden in der Nilregion Dienste geleistet hatten; einer derselben war 1863 Petherick's Gefährte gewesen. Sie alle benahmen sich gut und gaben keinen Anlaß zu irgend einer Beschwerde.

Am 5. Januar 1869 konnte von Chartum aus die Fahrt nach dem Gazellenstrom angetreten werden. Auf der kleinen Barke befanden sich 32 Personen; Ghattas hatte dieselbe mit 8 Bootsleuten bemannt und außerdem noch 15 seiner Söldner hineingelegt, welche theils zum Schutze gegen feindliche Uferbewohner, theils zum Ziehen am Seile dienen sollten. Sie alle waren in dem Nilthale zwischen Berber und Chartum zu Hause, aber dem Steuerdruck entflohen; da der Ackerbau sie kaum vor Hunger und Elend bewahrte, so hatten sie es vorgezogen, sich als Räuber, Sklavenfänger und Kuhdiebe zu verdingen und so dem Hange zum Abenteuern zu folgen, welcher allen Nubiern eigen ist.

Die Barke war für so viele Leute eng genug; Schweinfurth sah aber andere, die keinen größern Raum darboten und doch 50 bis 80 Menschen an Bord hatten; noch ärger aber war, daß in den aus dem Innern herabkommenden Booten bei einem Schiffsraume von 30 bis 50 Tonnen bis zu zweihundert Sklaven transportirt wurden! Diese hocken alsdann wie Hühner auf Gestellen, welche über dem Deck zwischen den Masttauen errichtet und ausgespannt werden. Nachts wird gehalten um den Beinen der Leute freien Spielraum zu gewähren.

Unsere Illustration veranschaulicht wie diese plumpen Nilbarken beschaffen sind. Am Hintersteven befindet sich ein roher Bretterverschlag, in welchem sich Schweinfurth, so gut es eben möglich war, eingerichtet hatte zwischen Kisten, Kasten und vielen anderen Dingen. Die Bauart dieser „Negger", welche nur in den oberen Gewässern des Nil vorkommen, ist ganz eigenthümlich und so massiv, daß sie die heftigsten Stöße des Hippopotamus aushalten und auch fest bleiben, wenn sie auf eine der stellenweis sehr ausgedehnten Muschelbänke rennen.

Das einzige Holz, welches in Chartum zum Schiffsbau verwandt wird, ist jenes der Sjunt-Akazie (Acacia nilotica). Dasselbe ist schwerer als unser Eichenholz, doch unter allen Hölzern des Sudan das einzige, welches zu Planken und Brettern zerschnitten werden kann, aber wegen der unregelmäßigen Textur des kurzen und vielverzweigten Stammes nur zu solchen, die allerhöchstens 10 Fuß lang sind. Tannenholz kommt nur selten nach Chartum und ist außerordentlich theuer; deshalb müssen Mastbäume und Segelstangen durch Zusammenflicken vieler Stücke hergestellt werden. Man umwickelt sie mit Rindshäuten; bei heftigen Windstößen legen sie eine sehr zweifelhafte Solidität an den Tag. Das Holz der Sjunt-Akazie ist nun so hart, daß es nur in grünem Zustande zersägt werden kann; wenn es einmal trocken geworden ist, muß es ungenutzt liegen bleiben. Die Säge, ein in Nubien fast unbekanntes Werkzeug, wird von den Chartumer Zimmerleuten sehr ungeschickt gehandhabt und deshalb sind die Bretter sehr unregelmäßig. „Alle diese Uebelstände werden jedoch durch die beispiellos zähe und unverwüstliche Beschaffenheit des Holzes aufgewogen; denn wie könnte man aus anderm Material Barken von 60 Fuß Länge und 20 Fuß Breite in der hier üblichen Weise bauen, nämlich ohne Anwendung von Rippen oder Spantenhölzern? Die bis 1 Fuß dicken Schiffswände erscheinen vielmehr aus unzähligen Planken von ungleicher Größe zusammengezimmert, welche ausschließlich in sich selbst Halt und Festigkeit gewinnen. Eine leere Barke erhält, von innen gesehen, völlig das Aussehen einer halben, etwas länglichen Haselnußschale. Die übereinander greifenden, klinkerweise gefügten Planken werden durch senkrecht eingetriebene Eisennägel verbunden und die erforderlichen Bohrlöcher dergestalt von oben nach unten geführt, daß jeder Nagel je zwei, stellenweise auch drei Planken zusammenhält. Mit großer Mühe und vieler Berechnung wird auf diese Art eine Wölbung des Schiffsbodens erzielt, welche im Großen und Ganzen eine tadellose Symmetrie zeigt. Der große Aufwand an riesigen Eisennägeln und die schnelle Abnutzung von Beil und Säge vertheuern die Herstellungskosten dieser Barken in so hohem Grade, daß sie fünfmal höher zu stehen kommen als Eichenboote von derselben Größe in Europa. Ein Mastbaum von ungefähr 20 Fuß Höhe trägt die Riesenraa des einzigen lateinischen Segels, welches die Schiffslänge gewöhnlich um die Hälfte überragt."

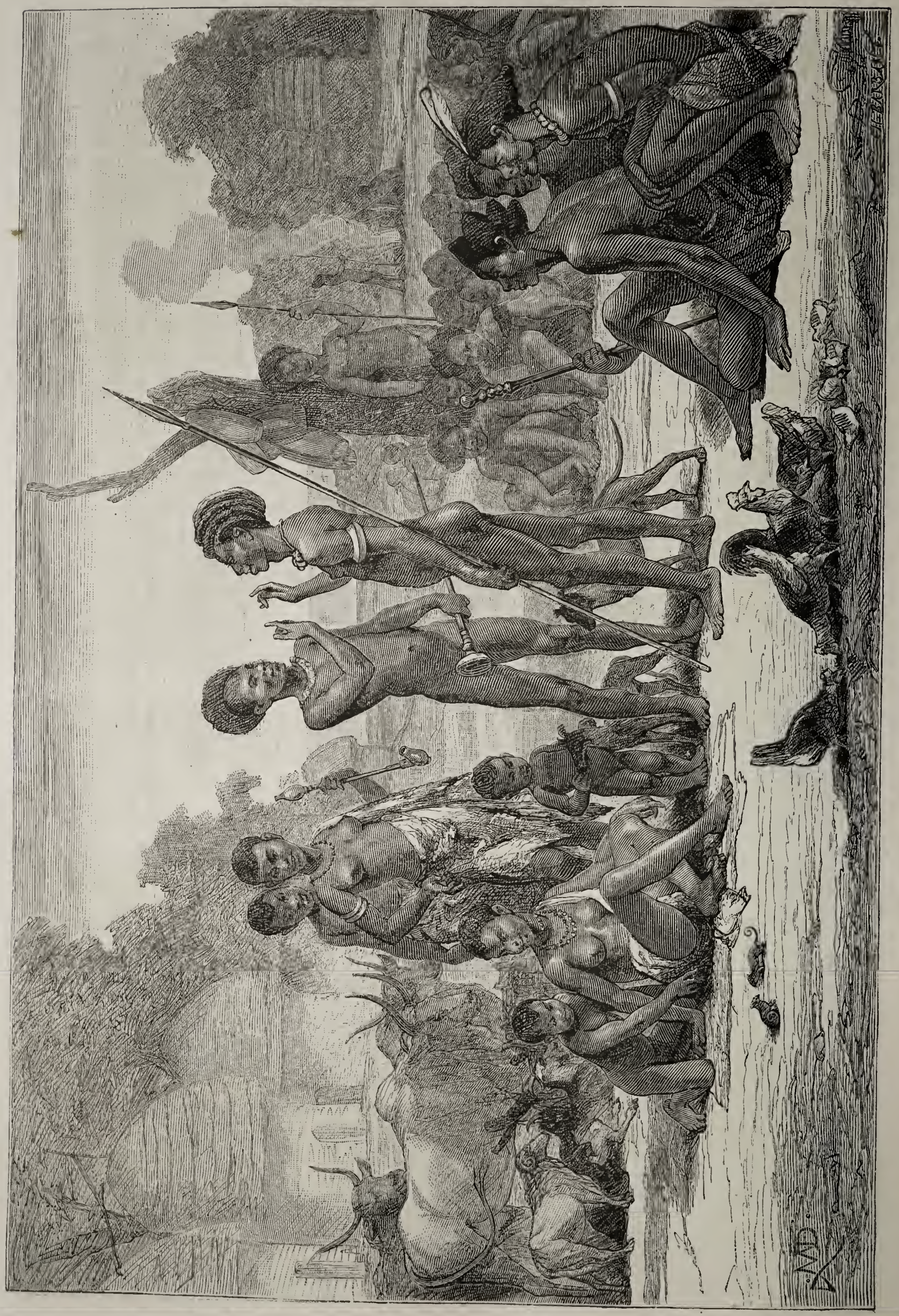
Ein Schilluk.

Die Uferlandschaft des majestätischen Stromes ist einförmig; dieser ist an manchen Stellen so breit, daß er vom Horizonte begrenzt wird. Den Rahmen der Landschaft bilden endlose flache Ufer, welche nur durch schmale Baumstreifen gegen das Binnenland abgegrenzt erscheinen; der Wüstenrand fällt hin und wieder dünenartig ab; zu beiden Seiten des Flusses ist er bald licht, bald dichter mit Haras- und Sejal-Akazien bestanden. Was man an Vegetation wahrnimmt, trägt den vollen Wüstencharakter Nubiens, und das als Kameelfutter weit verbreitete Schuschgras (Panicum turgidum) ist noch in Massen vertreten.

Weiter aufwärts liegen am westlichen Ufer ausgedehnte fruchtbare Strecken, auf denen eine große, gelbkörnige Varietät von Sorghum in solcher Ueppigkeit wächst, daß Schweinfurth nur wenige Kolben sah, welche nicht mindestens drei viertel Fuß lang waren und 5 Zoll im Durchmesser hatten. Im Gebiete der Hassanieh erinnerte das Westufer an die wenig bevölkerten Landschaften der Wolga und anderer Ströme des europäischen Rußlands; sie sind mit Akazien bestanden und der Hauptschmuck tropischer Gegenden, die Palmen, mangeln. An den Tränkeplätzen sah der Reisende häufig Herden von eintausend bis dreitausend Stück Rindern, die einen prächtigen Anblick gewähren; sie gehören zu den durch einen Höcker ausgezeichneten Racen, welche dem ganzen Sudan eigenthümlich und dem indischen Zebu verwandt sind. Die an Herden überreichen Hassanieh unterscheiden sich in ihrem Aeußern durch nichts von den paar Dutzend anderen Nomadenstämmen, welche, mehr oder weniger arabisirt, die Steppen und Wüsten zu beiden Seiten des Nils bewohnen; sie reden ein gutes Arabisch und Schweinfurth konnte sich mit ihnen bequem verständigen.

Kana oder Elehs, das vor Kurzem noch an der Südgrenze des ägyptischen Reiches lag, ist ein Militärposten, und die Regierung hat dort ein großes Getreidemagazin.

Barken auf dem obern Nil.



Ein Dorf der Schilluk.

Der Platz ist von Wichtigkeit, weil durch ihn eine besuchte Straße führt, welche, den weißen und den blauen Nil schneidend, Kordofan und Abyssinien verbindet. Oberhalb Kauas beginnt die Region der Schilluk-Inseln, wo die Wassermelone in wildem Zustande wächst; die Wiege dieses Pfleglings der Cultur hat, wie Schweinfurth nachgewiesen, in Afrika gestanden, das auch die Urheimath der Hauskatze und des Esels ist.

Am 13. Januar traf der Reisende zuerst mit Schilluk-Negern zusammen. Diese waren früher viel weiter nach Norden verbreitet und auf allen Inseln ansässig; jetzt waren sie nur ausnahmsweise bis in diese Breite, 12° 30′ N., vorgedrungen auf ihren Kähnen von ausgehöhlten Tamarindenstämmen. Wir werden in einem folgenden Artikel diese Schilluks schildern.

Eine Wanderung im südwestlichen Norwegen.

Von **Dr. D. Brauns.**

II.

Die nächsten Bergtouren unternahmen wir von Froisnäs aus nach den verschiedensten Richtungen. Schon dicht am See, dessen Spiegel etwa 670 Fuß über dem Meere liegt, erheben sich die Felsen steil bis zur dreifachen Höhe. Die Bäche eilen mit mächtigen Wasserfällen oder durch eine ununterbrochene Reihe von Stromschnellen zwischen gewaltigen Felsenmassen — mitunter noch weit gigantischer angewachsenen Roßtrappefelsen nicht unähnlich — dahin, oder sie rauschen über schwarze Felshänge in jäh abstürzenden Wasseradern und in Staubbächen in das Thal hinab. Hoch oben sind flachere Plateaus, mit Torfmooren oder Seebecken, aber überragt von colossalen Blöcken, Nuten oder Knuten, d. i. Felsen von steilen Seiten und gerundetem Gipfel. Diese Form ist hier die vorherrschende; manchmal sind jedoch die höchsten Partien noch weiter ausgebreitet und stellen wiederum wellige Plateaus, die sogenannten Heyas, dar. Scharfe Spitzen, Tinder, ja selbst Grate, Egger, sind hier selten. Die Plateaus im Osten sind nach dem Thale zu etwas weniger steil abgedacht; dort finden sich demzufolge auch die größten Seebecken, von denen einzelne in den höheren Seitenthälern nach zwei Seitenflüssen, ja, theilweise sowohl nach dem Sätersdal, als nach dem Topdal Abzug haben; wie überhaupt oft selbst die höchsten Punkte der Pässe tief zwischen die Felsmassen eingeschnitten sind. In dieser höchsten Paßhöhe, welche östlich von Froisnäs beiläufig 2500 Fuß beträgt, finden sich noch Kiefern von guter Entwickelung. Die Felsen der Umgebung sind mindestens 1000 Fuß höher und somit ist bei dem Wasserreichthume Norwegens die Bildung der weiten Seen auf den seitlichen Wasserscheiden erklärlich, sowie die starken Zuflüsse, welche sie, natürlich in eine Reihe von Cascaden und Stromschnellen, in die beiden benachbarten Hauptflüsse zu senden vermögen. Die Höhen, Heyas oder Fjeld-Knuten, ragen über die eigentliche Waldgrenze, d. h. die Grenze der hochstämmigen Birken — insbesondere der Betula pubescens Ehrh., der weichhaarigen Birke, welche höher und nördlicher als Betula alba L. wächst — hinaus, die hier auf etwas mehr als 3000 Fuß anzusetzen ist; die Kiefer, norwegisch Fyr oder Furu, Pinus silvestris L., hört schon unter 3000 Fuß Meereshöhe auf. Dagegen sind die höchsten Punkte durchweg noch mit Zwergbirken, Betula nana L., und den sie begleitenden niedrigen Weidenarten, auch Wachholder, Juniperus communis L., bestanden, wobei hier die Zwergbirke bedeutend das Uebergewicht hat. Am ganzen Gebirge findet sich die gelbliche, saftige Moltebeere, die Moosbeere des Riesengebirges, Rubus chamaemorus L., welche von den Norwegern fast über das ganze Land hin gesammelt und mit Recht als wohlschmeckend und erfrischend geschätzt wird; daneben die Heidelbeere, Blaabeer (Vaccinium Myrtillus L.), noch zahlreicher sowie andere Beeren von ähnlichen Stauden, welche nur dem wilden Geflügel zur Nahrung dienen.

Oben auf der Strömmesheia, einem der höchsten von uns berührten Punkte, der nordöstlich vom Bygland-Fiord liegt, fand ich das erste Renthiermoos. In den Seen konnten wir, wie bei Froisnäs selbst, nur Forellen (Trutta fario L.), norwegisch Oerred, constatiren; möglich wäre es immerhin, daß der weiter im Westen von uns angetroffene nordische Salmling oder Röding (Salmo alpinus L.) und der weiter östlich und nördlich als Tafelfisch bekannte Sik, die Renke (Coregonus Wartmanni Bl., Coregonus Lavaretus L. zum Theil, unter letzterem Namen in Nilsson's Skandinavisk Fauna, 4. Theil) sich daneben fänden. An Geflügel sah ich Birkwild (Tetrao tetrix L.), Auerwild (Tetrao urogallus L.), Moorschneehühner oder Skovryper (Lagopus albus L., subalpinus bei Nilsson). Raubthiere fanden wir nicht, nur bestimmte Angaben über deren Vorkommen, z. B. von Bären, schon in einer wilden Schlucht — der von Skomedal — etwa eine Meile südlich von Froisnäs hart am Westufer des Bygland-Fiord.

In den tieferen Theilen der Thäler und Hänge findet sich überall ein uncultivirter, mitunter — namentlich bis Froisnäs hinauf — durch zu starkes Abholzen ruinirter Waldbestand von Kiefern (Pinus silvestris L.), Fichten (Picea excelsa Lk., Pinus abies L.) und Birken (beide Arten, die Betula alba L. in den tieferen Partien ausschließlich), auch Ellern (Alnus glutinosa Gärtn.). Vorwiegend ist die Kiefer, die vermöge ihres langsamern Wachsthums noch festeres Holz hat als bei uns, ein überaus werthvolles Product des Landes, das leider nicht mit der nöthigen Sorgfalt gehegt wird. Die Speculation der Kaufleute von Christiansand und der Leichtsinn der Viehzüchter im Sätersdal haben beide dahin gewirkt, daß bis zum Bygland-Fiord hinauf die Wälder verwüstet erscheinen. Große Massen von Holz schwimmen alljährlich den Strom hinab, ohne daß dem Bauern entsprechende Summen Geldes zur Verbesserung seines knappen Ackerlandes, zur Anlage neuer Sennhütten im Gebirge, zur Anschaffung besserer Apparate für die Anfertigung von genießbarem Käse und von reinschmeckender Butter — gar nicht zu reden von Verbesserung der Communicationen — dafür zuflössen.

Gerade so, wie der Kaufmann in Bergen den Fischer im Norden, so hält hier der städtische Kaufmann den Bauer

und Holzhändler auf dem Lande in den Scheeren. Statt Geld liefert er Waaren, deren Preis um so weniger bekrittelt wird, je größer die Summen sind, um welche es sich handelt. Auch kennen die Bauern zu wenig die Kosten des Fällens und des Transportes der Bäume, die oft mit unerhörten Anstrengungen erst an die Hänge über dem Hauptthale zu schaffen sind. Es ist vorgekommen, daß ein Bauer Quadratmeilen Waldes abgeholzt und abgeliefert hat, und daß schließlich der Kaufpreis kaum seine Barauslagen deckte.

Die Nichtachtung des Waldbestandes, der Mangel jeder eigentlichen Forstcultur ist um so mehr zu beklagen, als die Kiefer die einzige Möglichkeit bietet, Häuser zu bauen. Das Gestein eignet sich sehr wenig zur Aufführung regelrechten Mauerwerks; erst in den Städten an der Westküste fand ich massive Häuser. Dort, in Stavanger und Bergen, ist das Klima verhältnißmäßig mild, auch brauchbares Gestein vorhanden. Aus den rundlichen Geröllen und den eckigen Trümmern des Gneises, der in Sätersdal vorherrscht, läßt sich in dem rauhen Berglande kein behagliches Haus bauen; man muß zufrieden sein, wenn man die Fundamente nothdürftig aus den umherliegenden Blöcken aufführt. Steinbrüche in dem harten Gneis oder Granit anzulegen, würde gewiß dem Zwecke nicht entsprechen, ja, bei den gegebenen Mitteln unmöglich sein. Da auch Ziegelsteine fehlen, so sind sämmtliche Gebäude Blockhäuser, zum Theil noch aus großen, schön behauenen und an geeigneten Stellen mit Schnitzereien verzierten Kieferstämmen, neuerdings wohl durchweg aus schwächerm Holze, dessen zahlreichere Fugen um so sorgsamer mit Moos verstopft werden müssen. Wo nun die Kiefer ausgerottet ist, und wo, wie dies in der That vorkommt, kein Zufuhrweg existirt, sind schon durch die Unmöglichkeit der Ergänzung der Wohngebäude die Niederlassungen dem Untergange Preis gegeben.

Die Hauptniederlassungen, die Gaarde, finden sich ohne Ausnahme im Thale. Zu einem solchen Gaard gehört außer den Stallungen mindestens ein größeres Wohngebäude und ein sogenanntes Stabuur (auch Stolpebuur). Das Wohnhaus hatte sonst allgemein, jetzt hat es nur noch selten eine Rögstue, ein großes Zimmer mit Sitzen — Bänken — ringsum, in dessen Mitte eine Feuerstelle mit darüber hängenden Kesseln sich befindet. Der mangelhafte Rauchabzug durch Fenster und Klappen in der Decke hat veranlaßt, daß an Stelle dieses Rögstue, von welcher die noch übrig gebliebenen Exemplare, mit alten Schnitzereien verziert, von den Bauern mit Vorliebe gezeigt werden, ein Zimmer mit einem Kamin in der Ecke getreten ist; nie aber sind diese Kamine so reich ausgestattet, als dies wohl im höhern Norden zu sehen ist, wo sie seit längerer Zeit bekannt sein mögen. Außer dem Hauptgemache und den untergeordneten, größtentheils im Dachgeschosse befindlichen Schlafgemächern finden sich Zimmer mit Lägerstätten in Nischen, meist zu beiden Seiten eines Kamines, zu deren Zahl auch die besten Zimmer, die Wohnzimmer für die Besitzer und für angesehene Fremde, gehören.

Auch wir übernachteten oft in recht netten, geschmackvoll geschnitzten und bemalten Zimmern der Art, allerdings auf ganz primitiven, nur aus Schaffellen bereiteten Lagern, die noch dazu häufig mehr Flöhe beherbergten als uns lieb war. Ueberhaupt ist das Leben sehr einfach und selbst bei den Reicheren oft karg. Von einer Bergfahrt heimkehrend, fanden wir in dem Gehöfte eines reichen Bauers, Gunnar Jonssön Strönume, oberhalb des Bygland-Fiord, ein Unterkommen, der ein Gebiet von etwa 7 deutschen Quadratmeilen sein eigen nannte, übrigens allgemein geachtet war und für einen unterrichteten und strebsamen Mann galt. Von hünenartiger Gestalt, die er mit seinem Sohne, Jon Gunnarssön, theilte, machte er den Eindruck eines wahren nordischen Patriarchen, der strenge Zucht unter Sippe und Knechten zu halten schien. Er war überaus gastfrei, brachte die flache Trinkschale, Skaal, aus bemaltem und geschnitztem Holze mit leider etwas säuerlich gewordenem selbstgebrauten Bier — hjemebrygged öl — und setzte uns in nicht geringe Verlegenheit durch die Fülle von ungenießbaren Nahrungsmitteln, von Forellen, die forglos in Salzsole aufbewahrt und völlig verdorben waren, von zweierlei gleich schlechtem Käse, von abgestandener saurer Milch von wochenlangem Alter, von übelriechender Butter und von dem landesüblichen dünnen Kuchen aus Gerstenbrei, dem Fladbröd. Dies war das Einzige, was uns nicht widerstand; doch konnten wir Nichts annähernd in den uns zugemutheten Quantitäten vertilgen und da wir fühlten, daß wir übel angesehen würden, wenn wir die fast oder ganz unberührten Speisen zurückgäben, so nahmen wir die Hülfe unseres Führers und eines Hundes in Anspruch, um uns mit Ehren aus dem Handel zu ziehen. Das anfangs verschmähete saure Bier erwies sich schließlich noch als wohlthätiges Hülfsmittel, die Mahlzeit hinabzuspülen.

Hier lernten wir auch das erste Beispiel eines wohlerhaltenen Stabuur kennen, einer Art Bauwerke von sehr alterthümlichem Charakter, so daß man bei ihrem Anblicke an die Beschreibung der alten hunnischen und gothischen Häuser zurückzudenken versucht ist. Sie entsprechen in ihrem Gebrauche unseren mittelalterlichen Kemenaten. Nicht sehr groß und von quadratischem Grundrisse, sind sie sehr solid und nett aus großen, namentlich sehr breiten, hochkantig auf einander gestellten Balken gezimmert. Sie haben zwei Stock; die obersten Balken eines jeden derselben kragen wohl über 4 Fuß weit aus und sind consolenartig zugeschnitten und verziert. Die Auskragung des untern Geschosses ist bestimmt, eine um den obern Stock laufende Gallerie zu tragen, welche mittelst einer aus einem Balken gezimmerten Leiter bestiegen wird und ringsum durch Bretter, an den Ecken mit dicken runden Pfosten eingefaßt, durch wohl ornamentirte Ausschnitte der Bretter aber erleuchtet wird. Aus dieser zum Ablagern von Heu und dergleichen — Sommers gelegentlich auch zu Schlafstätten — benutzten Gallerie führt eine Thür in den Innenraum, der die Kostbarkeiten der Familie, alte Geschirre von Silber, Bronze, geschnitztem und bemaltem Holze, namentlich die schon erwähnten Skaale oder Trinkschalen, ferner Frauenschmuck, feinere Kleider, den sogenannten Bryllupstat oder Hochzeitsschmuck, Pferdegeschirr der bessern Art u. s. w. aufzubewahren bestimmt ist. Offenbar hat man den Innenraum des Stabuur für einen wohlgeschützten Ort gehalten, und in der That ist er geeignet, dem schlimmsten Feinde der Norweger, dem Wetter, Widerstand zu leisten, was durch die lange Dauer der — oft Jahrhunderte alten — Gebäude zur Genüge bewiesen wird. Die Auskragung der obersten Balken des obern Stockes trägt das flache Dach, welches, auf mächtigen Fetten ruhend, Gallerie sammt Innenbau überragt. Der untere Raum dient zu wirthschaftlichen Zwecken, zur Aufbewahrung von Korn u. s. w. und ist gleich dem obern mit einer ungewöhnlich soliden Thür verschlossen.

Die Dächer über diesem Stabuur sowie über den meist einstöckigen Wohnhäusern und den Stallungen werden über den Bohlen oder Schindeln, mit denen sie belegt sind, mit Steinen beschwert, oder, was sogar noch öfter der Fall, mit Erde überschüttet und mit Gras bewachsen.

Die Ornamente der Balken sowie die Verzierungen der Geräthe tragen ohne Ausnahme, auch wenn sie in neuerer Zeit verfertigt sind, einen äußerst alterthümlichen Charakter, und zwar einen früh-mittelalterlichen. Nachdem byzantinische

und romanische Kunstmotive — wer weiß wie langsam? — durch die Vikingsfahrten eingeführt waren, blieben sie in den entlegenen Thälern so zu sagen in diesen Formen versteinert zurück, während das übrige Europa und mit ihm in gewissem Grade das norwegische Küstenland den bekannten Wechsel der Stilarten durchmachten. Schlagende Beweise davon sind Skaale, die, mit Jahreszahlen aus dem 17. und 18. Jahrhundert versehen, ganz den Charakter der alten byzantinischen Kunst bewahrt haben.

Die Bauern (Bönder) besitzen außer ihren Wohnhäusern stets noch andere für die Dienstleute, die zwar völlig frei, aber durch Gewohnheit und aus Interesse in hohem Grade stabil sind. Mehrere Gaardbesitzer haben ferner an einem Bache eine Reihe von Mühlen von sehr altmodischer Art, wie ich sie auch in der asiatischen Türkei gesehen habe: ein horizontales Rad wird durch einen seitwärts eingeleiteten Wasserstrahl gedreht und steht direct mit dem beweglichen Mühlsteine in Verbindung. Dieser kleinen Mühlen liegt mitunter ein Dutzend und mehr an einem dazu geeigneten Bache; wird nicht gemahlen, so wird der Wasserstrahl nicht gegen das Rad geleitet und die Mühle steht still; werden die Mühlen benutzt — was von Seiten der verschiedenen Gaarde zur selben Zeit geschieht und die große Zahl nöthig macht —, so wird durch ein einfaches Schützbrett das Wasser in das Mühlengerinne getrieben. Diese Art Mühle heißt Qvärn mit einem auch bei uns früher in gleicher Bedeutung benutzten Wurzelworte; sie hat vor der Mühle neuer Construction, der Mölle, welche im Sätersdal noch als bedenkliche Neuerung angesehen wird, den großen Nachtheil, daß sie das Getreide nur dann gut mahlt, wenn es zuvor getrocknet ist. Dies geschieht in der Badstue, einem gut gedichteten kleinen Holzhause, das zu einem Dampfbade wohl benutzt werden kann, nach meinen Erfahrungen aber selten benutzt wird; der Norweger hat nicht die Leidenschaft für den Aufenthalt im Dampfbade, wie z. B. der Finnländer.

Aus Ostturkestan.

III.

Die Expedition Trotter's, Biddulph's, Stoliczka's und Gordon's über die Pamir nach Wachan.

R.K. Am 21. März dieses Jahres brach die von Forsyth detachirte und aus den Capitänen Trotter, Biddulph und Dr. Stoliczka unter Oberst Gordon's Befehl bestehende Gesellschaft von Yengihissar nach den westlichen Hochgebirgen auf. Obwohl sie im Ganzen 48 Menschen und 72 Ponies zählte und während der Reise ausnehmend schlechtes, kaltes Wetter mit bedeutendem Schneefalle hatte, langte sie dennoch nach Ueberschreitung von fünf Pässen am 13. April ohne einen namhaften Verlust oder Unfall in Kila Pandscha in Wachan an, wo die beiden Hauptquellarme des Oxus sich vereinigen. Von dort sind eine Anzahl Briefe datirt, welche viel neues geographisches Material enthalten, und deren wesentlichen Inhalt wir hier zusammenstellen.

Der Emir von Kaschgar hatte sein Möglichstes in Unterstützung der Engländer gethan. Er gab ihnen nicht allein Leute, Yaks und Pferde mit, sondern ließ auch auf dem ganzen Wege von Yengihissar über die Pamir bis nach Wachan hinein, also noch über die Grenzen seines Gebietes hinaus, Vorräthe für sie niederlegen, was ihm große Kosten verursachte. Mit wenigen Ausnahmen fiel andauernd Schnee; in Wachan selbst reichte er den Pferden bis an den Bauch; dick lag er auf dem „Dache der Welt“ und hatte das spärliche Feuerungsmaterial fußhoch bedeckt.

Zum Glück war das Wetter, wenn auch ein eisiger Wind blies, beim Ueberschreiten der Pamir hell und machte erst beim Abstieg nach Wachan unweit Sarhad erneutem Schneefalle Platz. Während der nächsten zwei Tage schlug der Schnee den Reisenden gerade ins Gesicht; dies und die anstrengenden, bis 25 Miles langen Märsche hatten die Thiere so mitgenommen, daß in Wachan ein längerer Aufenthalt nöthig wurde.

Der Winter dauerte in jenen Gegenden dieses Jahr ausnahmsweise lange; noch in Kaschgar hatte die englische Gesandtschaft kurz vor ihrer Abreise Schneefall, welcher sich über alle Gebirge und Hochebenen jenes Theiles von Innerasien erstreckt zu haben scheint. Doch hatten die Reisenden keinen weitern Schaden davon, als daß sie die Haut von ihren Nasen einbüßten.

Der Weg von Yengihissar bis Sirikul, so weit er auf kaschgarischem Gebiete liegt, ist schlecht und geht über nicht weniger als drei Pässe. Weiterhin, wo er über den Nesatasch-Paß hinauf auf die Pamir nach Aktasch und den See Pamir Kul (auf den Karten auch fälschlich Birket Yassin genannt) führt, wird er besser. Die Pamir ist keineswegs, wie man sie sich wohl vorstellt, eine große ebene Steppe, auf welcher man nach allen Richtungen hin ungehindert entlang ziehen kann, sondern besteht aus einer Anzahl breiter, hochgelegener Thäler mit verschiedenen Namen, durch welche die Straßenzüge laufen. Da ist die kleine Pamir (Pamir Churd), wahrscheinlich das höchste aller gleichnamigen Thäler, in welchem der südliche Quellarm des Oxus und unweit davon dessen weit nach Norden ausbiegender Nebenfluß Murghab in jenem Pamir Kul ihren Ursprung nehmen; dann nordwestlich davon weiter hinab am Murghab die Alitschur-Pamir und die große Pamir mit Wood's Lake, dem Ursprunge der nördlichern Oxusquelle.

Der Weg, den die Engländer machten, ist die Winterstraße, welche bis zu 13,000 Fuß ansteigt. Die ganze Pamir wird nach Westen, also zum Oxus hin entwässert und ist keineswegs die Wasserscheide zwischen Ost- und Westturkestan oder den Gebieten des Lop- und des Aralsees. Das ist vielmehr das Kyzylyart-Plateau, welches östlich und nordöstlich von der Pamir liegt, sich zwischen der von Alexis Fedtschenko betretenen Alai-Hochebene und der Togharma-Kette (nördlich über Sirikul) erstreckt und dem Emir von Kaschgar gehört.

Bisher nahm man an, daß das unbewohnte Gebiet im Westen der Kyzylyart-Ebene herrenlos sei. Es eignet dasselbe aber dem Mir von Wachan, dessen Ansprüche auch in Kaschgar keineswegs bestritten werden und Allen, welche in jenen Gegenden reisen, wohl bekannt sind. Da nun Wachan

eine Provinz Badachschans ist, und dieses wieder zu Afghanistan gehört, so grenzen hier die Besitzungen der Emire von Kabul und von Kaschgar unmittelbar an einander, so daß der ganze Weg von Chokand nach Indien nur durch das Gebiet des einen oder des andern von ihnen führt.

In Pamir sahen die Reisenden große Herden des Bergschafes Ovis Poli, dessen mächtige Hörner auf Schritt und Tritt aus dem Schnee herausragten. Sie kamen aber nicht zum Schusse; denn bei den so starken Märschen (bis zu 25 englischen Meilen am Tage) mußten die Packthiere vorangehen, um nur das Ziel der Tagereise zu erreichen, und verjagten natürlich alles Wild, während andererseits der tiefe Schnee dem einzelnen Jäger ein Abweichen von dem allgemeinen Wege nicht erlaubte. Yaks giebt es in Pamir nicht, wohl aber Bären und Wölfe. Das berühmte, süße Gras der Pamir war zu jener Jahreszeit ganz verdorrt und obenein verschneit. Pamir wie Kyzylyart und die Pässe im Togharma-Gebirge sind nach Biddulph's Ansicht für Kanonen fahrbar; aber dieselben erst auf die Pamir u. s. w. hinaufzuschaffen, das ist die Kunst!

Von Pamir Kul ging es über eine leichte Wasserscheide ins breite, obere Oxusthal hinein; doch war der Weg schlecht und während der ersten Tagereisen waren weder Lebensmittel noch Niederlassungen zu finden. Ein Bote war vorangegangen, um die Ankunft der Expedition zu melden. Im ersten Dorfe traf sie denn auch auf das Oberhaupt Wachans, Mir Fattih, einen alten, schwachen, kranken Mann, dem der Besuch höchst unerwartet kam. Als er aber merkte, daß die Fremden ihre Bedürfnisse auch bezahlen und sein armes Ländchen keineswegs auffressen wollten, war er ganz zufrieden und sehr zuvorkommend, und half den Engländern nach Kräften.

Ganz Wachan zählt nicht mehr als etwa 1000 Einwohner, die zwar sehr arm, aber auch sehr unabhängigen Sinnes und stolz auf ihre angebliche Abkunft von „Sikandar" (Alexander) sind. Das Klima ist dort so rauh, daß sie fünf Monate lang ihre Wohnungen nur verlassen, wenn sie Feuerungsmaterial suchen müssen. Ihr Fürst war damals gerade in großen Aengsten wegen einer Schuld von 400 Rupien (800 Reichsmark), welche sein unerbittlicher Gläubiger von ihm forderte. Die Engländer dachten daran, diese Staatsschuld abzuzahlen, um seine ewige Dankbarkeit zu gewinnen.

Gordon spricht auch von sehr „interessanten, griechischen Resten", die er entdeckte und abzeichnete in einer Hütte, wo die ganze Gesellschaft Schutz vor einem heftigen Schneesturme gesucht hatte. Sind dieselben wirklich griechischen Ursprungs, so könnten sie wohl kaum einer andern Epoche, als jener der Herrschaft der griechischen Statthalter und Könige in Bactra (etwa seit 250 vor Christi Geburt) angehören und wären alsdann von großem Werthe für die Kenntniß jenes fast nur aus Münzlegenden bekannten Reiches.

Dort in Kila Pandscha waren die Engländer nicht mehr als 220 englische Meilen in der Luftlinie von Peschawar im Pendschab entfernt, und trotzdem wurde es ihnen durch innere Unruhen unmöglich gemacht, ihren Rückweg durch den noch so sehr der Erforschung bedürftigen nordöstlichen Theil Afghanistans zu nehmen. Nach neueren Zeitungsnachrichten ist nämlich der frühere Emir Iskander Schah, welcher während der letzten zwei Jahre in Tschitral als Flüchtling lebte, in Badachschan wieder aufgetaucht und hat, obgleich er nur wenig Anhang fand, in Zebach (Zeibak der englischen Karten) eine kleine Revolution veranstaltet. Gegen ihn zog zwar sofort Naib Muhamed Alim Chan, angeblich einer der besten Feldherren der Afghanen, zu Felde; aber für die Fremden war doch ein weiteres Vordringen nicht rathsam.

Während ihres Aufenthaltes in Wachan hatte Oberst Gordon einen seiner Leute mit zwei Landeseingeborenen nach der großen Pamir und Wood's Lake gesandt, um sich der bei dem starken Schneefalle immerhin fraglichen Passirbarkeit jener Gegenden zu vergewissern. Jene Leute waren am 22. April von ihrer Recognoscirung mit günstigen Nachrichten zurückgekehrt; in Folge dessen wurde eine Theilung der Gesellschaft beschlossen. Die eine Hälfte (Gordon, Trotter, Dr. Stoliczka) sollte auf dem nördlichern Wege die große Pamir überschreiten, während die andere denselben Weg, auf welchem sie gekommen, zurückmachen, dabei aber noch drei gegen Süden und Südosten nach Tschitral und Yassin, also ins obere Indusgebiet, führende Pässe, den Barogil, Ischkaman und Darkat, untersuchen sollte. Erstere beiden, die wichtigeren, sind mit Ausnahme der Schneeschmelze das ganze Jahr offen, während der Darkat sechs Monate lang verschneit ist. Das Gebiet des Emirs von Wachan reicht bis auf die Paßhöhen, und er besitzt dort oben Sommerdörfer (Yeilaks), welche in der warmen Jahreszeit von der Bevölkerung von Sarhad und Baba Zangi mit dem Vieh bewohnt werden. In Begleitung von Eingeborenen wollten die beiden Partien am 26. April nach ihren respectiven Richtungen hin aufbrechen, da das Wetter sich aufgeklärt hatte.

Ueber ihren Rückweg ist bis jetzt nichts bekannt geworden, als der tragische Tod des verdienten Geologen Dr. Stoliczka am Sasserpasse („Globus" XXVI, S. 175) und die glückliche Ankunft wenigstens der Herren Forsyth und Dr. Bellew in Indien („Globus" XXVI, S. 191).

Neue Entdeckungsreisen in Australien.

H. G. Der Oberbeamte der Kronländereien in Südaustralien, W. Everard, erhielt am 14. Juli dieses Jahres von Charlotte Waters aus (einer 804 Miles nördlich von Adelaide gelegenen Station am Ueberlandtelegraphen) eine vom 13. Juli datirte Depesche, welche ihn benachrichtigte, daß der letzte Versuch des Reisenden Ernst Giles, durch den unbekannten Westen Australiens bis an die Westküste zu gelangen, abermals fehlgeschlagen sei.

Giles trat vor ungefähr einem Jahre von der Peake Station aus, 636 Miles nördlich von Adelaide, seine gefährliche Reise an. Die Kosten der Ausrüstung wurden theils von der südaustralischen Regierung, theils aus Sammlungen bestritten, welche der frühere Director des botanischen Gartens in Melbourne, Dr. Müller, veranstaltet hatte.

Giles verfolgte anfänglich die Route des Reisenden W. C. Gosse, bis er dessen Dépôt-Stelle erreichte. Von da ab sah er sich aber genöthigt, die westliche Richtung, welche sich bei allen bisherigen Versuchen als unmöglich erwiesen, ebenfalls zu verlassen, um eine mehr nördliche einzuschlagen. Hier machte er einige Entdeckungen, welche

sich möglicherweise später als Viehweiden verwerthen lassen und die auf alle Fälle zum Ausgangspunkte neuer Expeditionen dienen werden. Giles fand nämlich ausgezeichnetes Land, gut begrast und reichlich bewässert und nahe an der Grenze von Südaustralien, 158 Miles von Gosse's Dépôt, stieß er sogar auf einen See mit frischem Wasser. Ebenen wechselten hier mit Berghöhen, Ranges, welche permanente Quellen enthielten, ab. Aber diese wichtige Entdeckung bildete doch nur eine Oase, wenngleich von ziemlichem Umfange, denn sie wurde von allen Seiten wieder von Wüsten umschlossen, welche des kühnsten Buschmann spotten. Dennoch machte es Giles möglich, durch diese ungastliche Wildniß wenigstens bis zu einem Punkte zu gelangen, der 100 Miles von dem letzten Wasser, welches er aufgefunden, oder 120 Miles vom Fuße des Mount Mc Kellar lag.

Giles bezeichnet das westliche Ende seiner Reise als in 125° Länge liegend. In dieser Länge erreichte er zwei verschiedene Punkte und von dem nördlichern derselben aus erblickte er fernliegende Bergzüge, von welchen er annimmt, daß sie in demselben Längengrade liegen müssen, bis zu welchem der westaustralische Reisende John Forrest im Jahre 1869 von Westen aus gelangte.

Der Tod eines Pferdes hatte dem weitern Vordringen ein Ende gemacht. Giles ließ dann seinen Begleiter Gibson reiten, während er selbst durch die rauhen Spinifexfelder zu Fuß zurückwanderte. Als er jedoch den Mount Mc Kellar, wo er mit seinem Gefährten wieder zusammentreffen wollte, erreichte, fand er letztern nicht vor. Der arme Mann hatte sich gewiß im Busch verirrt und kam nicht wieder zum Vorschein. Gibson's Name vermehrt die Liste der kühnen Männer, welche ihr Leben bei dem Versuche, das geographische Problem des australischen Continents zu lösen, geopfert haben.

Ueberhaupt fehlte es der Expedition nicht an allerlei Mißgeschick. Von den 25 Pferden, welche sie mit sich führte, kamen neun in den Wüsten um, wo man ihrer so sehr bedurfte, und mehrere andere mußten geschlachtet werden um Lebensmittel zu gewinnen.

Giles selbst kehrte, nachdem er Gibson verloren, auf einer neuen Route nach Mount Olga zurück. Hat er den Zweck seiner Reise nun auch zum zweiten Male verfehlt, so hat er doch dem geographischen Wissen bedeutende Dienste geleistet und sein kühner Muth muß unsere Bewunderung erregen. Es ist daher ganz wohl angezeigt, wenn, wie verlautet, die südaustralische Regierung damit umgeht, im Parlamente einen Antrag auf pecuniäre Belohnung dieses Reisenden zu stellen.

* * *

Es scheint jetzt so ziemlich gewiß, daß Leichardt und Genossen nicht westlich, sondern östlich vom Ueberlandtelegraphen ihr Leben eingebüßt haben. Weder Gosse, noch Warburton, noch Giles haben irgend welche Spuren von den Verschollenen entdeckt. Die Schwarzen im Innern Nordostaustraliens haben sich, bei den Fortschritten der Ansiedelung, als eine ungewöhnlich wilde, grausame und kampflustige Race erwiesen, so daß wohl anzunehmen ist, die Leichardt-Expedition habe ihren Untergang in den noch unerforschten Länderstrecken von Westqueenland gefunden.

* * *

In Adelaide ist die Nachricht eingetroffen, daß die Expedition unter J. Roß, welche Thomas Elder und Capitän W. W. Hughes — zwei in Adelaide lebende reiche Leute — ausgerüstet hatten, um den unbekannten Westen Australiens in südlicherer Richtung, als es neuerdings dem Obersten P. Egerton Warburton gelungen, zu erforschen, fehlgeschlagen sei. Roß gilt für einen der erfahrensten Buschmänner Australiens und darum hatte man großes Vertrauen in die glückliche Lösung der ihm gestellten Aufgabe. Um so mehr überraschte eine vom 3. August datirte Depesche des Telegrapheninspectors J. A. Bowley von der Station Strangways Springs (340 Miles nördlich von Port Augusta), welche meldete, daß Roß zurückgekehrt und am North Creek, westlich von Strangways Springs, gesehen worden sei.

Die Gesellschaft trat am 20. März dieses Jahres vom Peake-Flusse aus (400 Miles nördlich von Port Augusta) ihre westliche Reise an und bestand damals aus Roß als Leiter, aus dessen Sohne und einem andern Europäer Namens A. Smith sowie aus drei Arabern *). Sie führten 14 Pferde und 16 Kameele mit sich. In der Ausrüstung war carte blanche gegeben und alles was Roß nur verlangte, war in der liberalsten Weise gewährt worden.

Die letzten Nachrichten datirten vom 24. April und waren von Emma Creek aus geschrieben, einem Wasserlaufe beträchtlich westlich vom Peake-Flusse. Roß schreibt von da:

„Ich habe viel Zeit verloren, mir den Weg zu bahnen, und meine Vorräthe werden jetzt bis dahin, daß wir Perth (an der Westküste und Hauptstadt von Westaustralien) erreicht haben, nicht mehr für uns alle ausreichen. Ich schicke daher Smith und zwei Araber (Afghanen) mit 12 Kameelen und 2 Pferden sowie mit Allerlei, das wir nicht weiter gebrauchen, zurück. Es begleiten mich also nur mein Sohn und der Araber (Afghane) Kamran, und wir nehmen 10 Pferde und 4 Kameele nebst Mundvorräthen auf acht Monate mit uns. Ich schlug von meinem Lagerplatze in 27° 58′ 18″ S. und 133° 48′ O. eine mehr südliche Richtung ein, dabei gleichzeitig nach Westen ziehend, so viel es das dichte Mulgagestrüpp, in unbegrenzter Ausdehnung von Osten nach Westen, nur gestattete. Vergeblich versuchte ich in dasselbe einzudringen, aber in keiner Richtung bot sich eine Stelle dar, wo sich mit Kameelen vorwärts kommen ließ. Ich habe das vielfach versucht, bis ich zuletzt in die Nähe von Gosse's Spur, den Alberga herunter, gelangte. Wasser ist außerordentlich selten und obendrein sehr schwer aufzufinden; Regen von irgend welchem Belang ist seit langer Zeit nicht gefallen. Ich habe jedoch keineswegs die Hoffnung auf einen glücklichen Erfolg verloren, und werde nichts zurückschicken, das mir nicht geradezu entbehrlich ist. Die mich begleitenden Araber (Afghanen) haben mir vortreffliche Dienste geleistet; sie könnten nicht durch bessere Leute ersetzt werden. Man denke also in Adelaide nicht an unsere Niederlage! So lange ich noch ein Pferd oder ein Kameel besitze, hat unsere Reise ihr Ende nicht erreicht!"

Diese Nachrichten waren allerdings im Voraus wenig ermuthigend. Am 24. April wurde dann von Emma Creek aufgebrochen und die Reise fortgesetzt.

Am 8. August erhielt nun Thomas Elder von der Station Beltana (ungefähr 140 Miles nördlich von Port Augusta), wo dieser reiche Squatter sehr umfangreiche Viehweiden besitzt, folgende telegraphische Depesche von Roß:

„Ich bin gestern Abend hier eingetroffen. Ich wurde aus Mangel an Wasser in den Gegenden, welche ich zu durchreisen hatte, wo seit langer Zeit kein Regen gefallen, zurückgetrieben. Mehrere Male waren meine Pferde vier Tage lang ohne Wasser und einmal sogar fünf Tage. Die gewaltige Ausdehnung des Mulgagestrüppes und die enorme

---

*) Von Arabern kann keine Rede sein; es sind Afghanen gemeint, und dafür spricht auch der weiter unten vorkommende Name Kamran. A.

Masse von todtem Unterholze verhinderten mich, nach Wasser zu suchen. Der entfernteste Punkt, welchen wir erreichten, liegt in 30° 25′ S. und 131° 56′ O. Wir haben sehr wenig Eingeborene gesehen und wenn wir sie sahen, waren sie immer außerordentlich scheu und wild; sie liefen in der Richtung nach der südlichen Seeküste eiligst davon. Die Gegenden, welche wir passirten, tragen folgenden Charakter: hohes, offenes, wellenförmiges Tafelland, dichtes Mulgagestrüpp und offenen Mulgawald gut begrast, offene wellenförmige Ebene von bedeutendem Umfange und herrlich berast und Sandhügel von mäßiger Ausdehnung. Was soll ich jetzt mit den Pferden und dem Reste unserer Ausrüstung anfangen? Meine Reisekarte und Journal werde ich bei meiner Ankunft in Adelaide sofort in Ordnung bringen."

Bei Empfang dieser Nachricht telegraphirte Elder ohne Verzug zurück, daß die Expedition sich aufzulösen habe.

Die Südwestpassage nach der Küste von Westaustralien, welche schon so Mancher vergeblich aufgesucht hat, bleibt also auch jetzt noch eine ungelöste Aufgabe. Mangel an Wasser und das Mulgagestrüpp mit seinem Unterholze bilden das große Hinderniß. Der Westgrenze Südaustraliens zieht sich ein Gürtel dichten Gestrüppes entlang, das nach der südlichen Seelinie zu immer weiter und weiter und undurchdringlicher zu werden scheint. Indem Oberst Warburton eine mehr nördliche Richtung einschlug, gelang es ihm — freilich auch nur mit größter Lebensgefahr — die Westküste am De-Grey-Flusse zu erreichen. Gosse wählte eine mittlere Richtung und ward, wenngleich er ziemlich weit über die Grenze Südaustraliens hinauskam, doch zuletzt zurückgetrieben. John Roß hat das Aeußerste gewagt, aber gleichfalls den Schwierigkeiten weichen müssen. Er vermochte nur 140 Miles über die Grenze nach Westen zu vorzudringen und näherte sich dabei der Höhe der großen südaustralischen Bucht auf ungefähr 60 bis 70 Miles. Die gut begrasten wellenförmigen Ebenen, welche Roß passirte, werden im Charakter wohl denen in der Nähe der Küste gleichen, über welche Eyre seiner Zeit Bericht erstattet hat.

Das Kind und die Volksreime der Ostfriesen.

Von **Hermann Meier** in Emden.

II.

Das Kind liegt in seinem Bettchen und die Mutter sitzt singend an der Seite ihres Lieblings, bis die müden Augen sich auf mehrere Stunden schließen und der ruhige Athem den süßen Schlaf verkündet.

Das Kriechen ist überwunden und die Mutter freut sich und wünscht, daß ihr Kind als Erwachsener nie wieder kriechen werde. Freilich kriechen viele Kinder krebsweise rückwärts und huldigen doch später dem raschesten Fortschritt zum Segen für die Welt und für sich selbst.

Die Zeit vergeht im raschen Fluge. — Die kleinen Beinchen erspähen den Boden und der junge Erdenbürger versucht den ersten Schritt ins Leben zu thun. An Wand und Tisch, an Stuhl und Kommode klammert er sich stützesuchend an, bis es ihm gelingt, auf eigenen Beinen zu stehen. Die Mutter „greift ihm unter die Arme", führt es an der Hand, hält es am Kleidchen oder an einem vernünftig eingerichteten Gängelbande und dabei heißt es:

Keier — Rige — Strate,
War söl wi de Kinderkes laten?
In de blaue Toren!
Wat heb wi dar verloren?
'n Blaue sieden Schötteldook.
Wul J' uns dee wal wehrgefen
Ne, Ne, — ja, ja!
Um 'n Appel of um 'n Peer (Birne)
Mörgen heb wie moje Wehr (hübsches Wetter).

Oder

Keier — Keier — Riege,
Twintig is 'n Stiege,
Dartig is 'n langen Band.
Veertig is 'n Rosenkranz
De Wichter sünt so nettjes,
Se dragen golden Kettjes,
De Jungens sünt süks Hunden,
De worr'n in 't Stroh bewunnen.

* * *

Oft begleitet auch die Mutter die ersten und späteren Gehübungen, die gar zu sehr dem Watscheln gleichen, mit dem Reime:

Dim - dam - doosje kwam in 't Land,
Piep in de Mund un'n Stock in de Hand.
So kwam Dim - dam - dosje in't Land.

* * *

Dim - dam - dosje kwam van Brüggen,
Har 'n Stippstock up sien Rüggen,
Har 'n Stippstock in sien Hand,
So kwam Dim - dam - doosje in't Land.

Vielfach heißt es auch:

Lütje Gesientje,
Grote Gesientje
Alle mit 'nander to Ho—pe.

* * *

Also das Kind kann stehen. Dies Stehenkönnen auf eigenen Füßen ist ein Ereigniß von größter Bedeutung. Das Kind hat sich jetzt nicht bloß von der Mutter Erde, so weit möglich, frei gemacht. Es ist Mensch geworden in größerer Bedeutung des Worts, ist Zweihänder und richtet das Haupt himmelwärts. Es ist zum „Stehling" avancirt und wird gar bald ein „Läufling". Geistig überragt es nur die niederen Wesen, körperlich alle. Mädchen sind in den ersten Entwickelungsstufen stets den Knaben weit voraus, um später zurückzubleiben.

Das rosige Männchen suchte schon seit Langem in seiner reizenden Weise das ihm Vorgesprochene nachzuplappern und da singt die Mutter wiederum manchen Reim von Schäfchen Bä, von der Mukoo, vom Hü-pferdchen, vom Wau-Wau ꝛc. und das Kind spricht wie das Echo die letzten Worte jeder Zeile nach, wenn auch deren Sinn für dasselbe noch kein Verständniß hat. Es ist „Redling" geworden und steht körperlich sowohl wie geistig über allen Thieren.

Die Zeit vergeht, die Poesie verschwindet, die Schule winkt. Die ersten Uebungen für den Schulunterricht treten an das Kind heran:

A — B biet der in
C — D seh..t der in

* * *

A — b = ab
Vader geef mi ok 'n Hap (Happen, Bissen).

* * *

A — u — C
Puskat löpt in de Snee.
H — I — K
De Hund hör aehterna.

* * *

A — B — C — D — E — F — G
De Kat löpt in de Snee.
Un as se doo wehr umkwam
Har se 'n witte Büxen (Beinkleid) an.

Das Alphabet, diese Grundlage aller Wissenschaft und Weisheit, tritt in seiner erschreckenden Gestalt immer näher an das Kind heran, welches noch keine Ahnung davon hat, wie viel Thränen und saure Augenblicke ihm dereinst das A-B-C, das Einmal-Eins und der Katechismus bereiten werden. Vor- und rückwärts singt ihm die Mutter ohne Hahnenfibel dieses Kinderkreuz vor und das Kind singt es nach, bis es gar bald im Stande ist, es ohne Hülfe herzusagen. Wüßte es, daß der, der A gesagt hat auch B und mehr sagen muß, es würde nie den Mund hier öffnen:

A, B, C, D, E, F, G,
H, I, K, L, M, N, O, P,
Q, R, S, T, U, V, W,
X, X, Y, Z, o weh!

und rückwärts:

Z, Y, X, W, V, U, T,
Groot S, lütje S, R, Q, P,
O, N, M, L, K, I, H,
G, F, E, D, C, B, A.

Unbewußt tractirt die treue Schützerin die Pestalozzi'sche Lehre der Anschauung und fängt im Sinne des Altmeisters aller neuern Pädagogik mit dem menschlichen Körper an. Was liegt näher als die Hand, die Finger?

Dee is in 'nt Water fallen,
Dee het hum d'r uthaalt,
Dee het hum in't Bedde legt,
Dee het hum toodeekt
Un dee lütje Sehelm het 't an Vader un Mooder segt.

Oder:

Een is in't Water fallen,
D' ander het hum d'r wehr uthahlt,
De darde het hum 'n sehoon Hemd antrukken,
De veerde het hum in't Bedde leggt,
De fiefde het hum overdeckt.

Oder:

Dat is de Dume,
De plükt Plumen,
Dee sögt se up
Dee ander et se up
Dee lütje segt: Ik wilt an Mooder seggen.

Oder:

Dümling
Fümling
Langman
Johan
Lütje Peter Müllermann.

Die Anforderungen an die Bildung steigen fortwährend; das Concrete tritt leider schon jetzt vor dem Abstracten in den Hintergrund. Da heißen denn die Wochentage:

Maan—, Din—, Dön—,
Free—, Sat—, Sön—,

und auf die Frage:

Wat vör'n Dag is d'r ut vergeten?

antwortet das aufmerksame Kind:

Middeweke
De Hund het di up de Nöse seh—ten.

Das geographische Wissen wird vorbereitet durch:

Ry—, Lo—, Cam—,
Uplee—, Ham—,
Groot—, Man—, Pil—, Vis—,
Wel weet, war Greetsiel is?

Um die Zunge des Plaudermäulchens mehr zu üben und um zugleich eine angenehme Unterhaltung am Feuerherd oder in der Dämmerstunde zu haben, giebt die Mutter den Kindern Schiboleths zum dreimaligen Nachsprechen auf, als:

Dree Teertünnen (Theertonnen), dree Trantünnen (Thrantonnen).

* * *

Sniders Sehere snit seharp,
Seharp snit Sniders Sehere.

* * *

Mien Mooder malt Mustert (Senf) up
mien Mooders moje Mustertmölen.

* * *

Jöde, jökt di de Nöse?
Ja, Jöde, mi jökt de Nöse.

* * *

Gott gifft good Gras, good Gras gifft
goode Goosen (Gänse), goode Goosen
gefen good Geld.

Und wenn, wie meistens geschieht, die Zunge nicht so gehorsam sein will, wie deren Eigenthümer wohl verlangt und allerlei Verballhornungen zum Vorschein kommen, dann ist einerseits des Neckens, andererseits des Schämens kein Ende. Der kleine Studiosus arbeitet sich dabei gar nicht selten „den Schluchzen" in den Hals. Aber dafür giebt's Hülfe. Dreimal:

Ik un de Snuk sprungen over't Meer,
Snuk bloef weg un ik kwam weer,

hintereinander in einem Athemzuge gesagt, vertreibt diesen Quälgeist.

Auf dieser Stufe tritt auch schon das Räthsel in seiner einfachsten Gestalt an das Nachdenken des kleinen Kopfes heran und die Lust daran ist eine so große, wie die Anzahl unserer Räthsel und Räthselfragen. Fragen wie z. B.:

'k wil wat Roods in de Bakke (Cisterne) smiten,
't sal d'r swart weer utkomen.

* * *

Hest al'n half Swienskop mit twee Ogen
sehn?

* * *

War sünt de Hansken (Handschuhe) am warmsten?

* * *

Wel geit up de Kop na'de Karke?

* * *

Warum steit der jüst 'n Hahne up de
Toren un geen Henne?

* * *

Tweebeen satt up Dreebeen,
Doo kwam Veerbeen un wul Tweebeen bieten,
Doo nam Tweebeen Dreebeen,
Un wul Veerbeen darmit smieten.

* * *

Dee dat maakt, dee holt dat neet,
Dee dat köfft, dee bruukt dat neet,
Dee dat bruukt, dee weet dat neet.

solche Fragen und Räthsel unterhalten nicht nur angenehm, sondern üben auch das Nachdenken auf die prächtigste Weise*).

Die kleinen Quälgeister, die so gern und tapfer ins Butterbrot beißen, machen um diese Zeit dem Eigenthümer oft schon zu schaffen. Da ist dann fremde Hülfe erforderlich, entweder der Bindfaden der Mutter oder die Zange des Arztes. Der Schmerz ist überstanden und der böse Zahn wird in eine Ecke oder unter den Schrank geworfen:

Dar Mús (hier Maus)
Hest 'n hollen Kus (Zahn);
Geef mi 'n neëen (neuen) weer,
Dee mi neet kelt (wehthut),
Dee mi neet swelt,
Dee mi neet seer deit
Dee mi sien Leven neet weer too de Mund utgeit.

Aber der kindliche Sinn soll sich nicht bloß auf das Irdische richten. Hat die Mutter schon vom ersten Hauche ihres Lieblings an warme Gebete für dessen Wohl und Gedeihen himmelwärts gesandt; hat sie ihm schon recht früh die Händchen gefaltet und ihm erzählt vom himmlischen Vater, der die Sonne scheinen läßt und die Blümchen blühen; so hat sie auch im zartesten Kindesalter dafür gesorgt, daß das Kind sich selbst, wenn auch nur gedächtnißmäßig, mit Gott unterhält. Ein echt inniggläubiges, altes Abendgebet finden wir in dem Schatz unserer Volkspoesie, ein Product, welches übrigens in recht vielen Gauen Deutschlands heimisch ist:

's Avens, wen ik na Bedde ga,
Veertien leefe Engelkes um mi staan.
Twee ten Höfen,
Twee ten Föten,
Twee an mien rechter Sied,
Twee an mien linker Sied,
Twee dee mi dekken,
Twee dee mi wekken,
Twee dee mi wiesen
Na dat himmelsche Paradiesen.

Aber die Schalkhaftigkeit des Knaben bemächtigt sich auch des Gebets, wie er als geborner Revolutionair denn so gern des Ehrwürdigen spottet. Wenn zwei oder mehr beisammen sind und mit Aepfeln, Kuchen oder auch — Steckrüben spielen, da muß vor dem Essen erst gebetet werden:

Ede, bede, Büxen
Sat up de Trappen
Wul'n sük lappen
Um 'n Stükje Brot
Sloogen se'n ander doot.

Oder:

Pater — Nöster — Quäk
Ik beed de heele Week.
's Maandags fang ik an
Un Saterdags weet ik d'r nix meer van.

Oder:

Och Heer ja!
Speck vör un Brot na
Janever vör de Hunger
Un Keese vör de Dörst,
Un dan up Slurren (Pantoffeln) na't Gasthus.

Oder:

Unser Vater, der du bist,
Sett de Bohnen up de Disk,
Neem de Lepel (Löffel) in de Hand
Freet man weg vör't Vaderland.

Oder:

Mooder! geef mi 'n Botterbroot!
„Kind ik heb geen Mess",
Smeer mi 't man mi 't Dumke (Daumen) up,
Dan smekkt mi 't allerbest.

*) S. 200 plattdeutsche Räthsel aus dem Volksmunde der Ostfriesen. Von Hermann Meier 1869.

Aus allen Erdtheilen.

Aus dem russischen Reiche.

Die Tataren in der Krim können und wollen sich mit der Herrschaft Rußlands nicht befreunden. Seit mehreren Jahren haben Tausende derselben ihre Heimath verlassen und sind auf türkisches Gebiet gezogen; jetzt lesen wir, daß sie in großen Massen auswandern, weil sie die größte Abneigung gegen die allgemeine Wehrpflicht haben. Mohammedanische Agenten ziehen in der Krim umher, muntern sie auf, sich der Herrschaft der Ungläubigen zu entziehen, finden unter den obwaltenden Umständen gern Gehör und es steht vielleicht in Aussicht, daß der Rest der Tataren im Verlaufe der nächsten Jahre abzieht. — Die Mennoniten in Südrußland, von denen eine nicht unbeträchtliche Anzahl schon eine neue Heimath gefunden hat, sind nun beschwichtigt worden und werden bleiben. Die Regierung begriff, daß der Abzug dieser wackeren Leute, welche Einöden in blühende Felder verwandelt und wahre Culturoasen geschaffen haben, ein großer Verlust sein würde, und sie hat ihnen deshalb Bewilligungen zugestanden. Im Heerdienste sollen allerdings die Mennoniten verwandt werden, aber nur zu friedlichen Zwecken, z. B. als Handwerker, und damit sind sie, wie es scheint, in der Mehrzahl zufrieden. Uebrigens lesen wir, daß dennoch im Septembermonat Hunderte sich zur Auswanderung nach Nordamerika anschickten.

Im russischen Turkestan sind die Einwohner unzufrieden und mißvergnügt. Die russische Bureaukratie macht viele Mißgriffe, hat kein richtiges Verständniß für die Anliegen und Bedürfnisse des Volkes und ist in dem Wahne befangen, daß fiscalische Einrichtungen und Verwaltungsart des europäischen Rußlands auch für Turkestan passend seien. Dabei tastet sie unsicher hin und her. Bisher zahlten die eingeborenen Kaufleute, deren Zahl sehr beträchtlich ist, den Saket, eine Handelssteuer von $2\frac{1}{2}$ Procent vom Werthe der Waare und die Regierung hatte ausdrücklich versprochen, daran nichts zu ändern; turkestanischen Kaufleuten wurde deshalb die Aufnahme in russische Gilden verweigert. Nun hat man jüngst ganz plötzlich die ganze russische Handelsgesetzgebung eingeführt und alle Kaufleute müssen sich Handelsscheine lösen; man zwingt sie, in Gilden einzutreten; die neuen Steuern sind höher und die Zahlung ist mit größeren Schwierigkeiten verbunden. Wir wollen hier daran

erinnern, daß durch ungeschickte Maßregeln vor zwei Jahren die Kirgisen dermaßen erbittert wurden, daß sie bewaffneten Widerstand leisteten; es kostete große Mühe, sie wieder zu beruhigen. Die russische Bureaukratie ist unverständig genug, Alles über einen und denselben Leisten schlagen zu lassen.

Der Syr Darja, Jaxartes, ist schon vor zehn Jahren von Admiral Butakoff mehr als einhundert deutsche Meilen stromauf mit einem Dampfer befahren worden. Nun ist jüngst, im August, auch der Amu Darja, Oxus, in ähnlicher Weise erforscht worden. Man nahm bisher an, daß er keine geeignete Wasserstraße für den Handelsverkehr bilden könne und Vambery hatte ganz recht als er ihn einen leibhaftigen Repräsentanten der Gegend nannte, welche er durchströmt; er schildert ihn als wild und unbändig in seinem Laufe wie das Temperament der Mittelasiaten. Seine Untiefen und seichten Stellen seien eben so schwer zu bezeichnen wie die guten und schlechten Eigenschaften des Turkestaners; er bricht sich täglich neue Canäle; denn wie der Nomade nicht lange in einer Gegend verweilen kann, so scheine auch ihm sein altes Bett verrückt zu sein. Weil er „ein flüssiges Sandmeer in seinen Wellen führe", sei er selbst für kleine Schiffe schwer zu befahren. — Trotzdem haben die Russen, so viel wir aus den bis jetzt uns vorliegenden Notizen abnehmen können, einen Versuch gemacht, der nicht ungünstig ausgefallen ist. Der russische Dampfer „Petrovski" gelangte am 21. August bis zu dem neuen Fort Petrov Alexandrovsk, das dicht an der bucharischen Grenze liegt. Er hatte stromauf bis dahin das Wasser bequem schiffbar für Fahrzeuge von 3 Fuß Tiefgang gefunden, ganz frei von Felsen oder Stromschnellen; die Strömung war aber so heftig, daß der Dampfer, welcher nur 40 Pferdekraft hat, nicht über Petrov Alexandrovsk hinausfahren konnte. Die Mannschaft stellte aber doch weiter oberhalb auf bucharischem Gebiete Peilungen an und fand eine durchschnittliche Tiefe von 20 Fuß. Ein Dampfer mit stärkerer Pferdekraft wird also weiter hinauf gehen können.

Oberst Weniukow, jetzt wohl der gründlichste Kenner des russischen Asien, hat ein Werk über das chinesische Reich veröffentlicht, welchem die Berichte russischer Reisenden zu Grunde liegen und das als eine weitere Ausführung seines inhaltreichen Buches über die russisch-asiatischen Grenzlande betrachtet werden kann. Er behandelt vorzugsweise die westlichen Provinzen und die Mongolei. Bei Beschreibung der Handelsstraßen aus dem innern China nach jenen Sibiriens betont er, daß chinesischer Thee, der auf dem Seewege nach St. Petersburg kommt, dort billiger sein müsse als der auf dem Landwege angebrachte, so lange Sibirien keine Eisenbahnen habe. Die Tonne (20 Centner) Thee trägt von Schanghai nach St. Petersburg nur 47 Rubel Fracht, auf dem Landwege aus den Theeprovinzen bis Moskau „das Zehnfache". Gegenwärtig geht ein großer Theil des nach Rußland bestimmten Thees durch den Suezcanal nach Odessa.

* * *

— Ueber das Verhältniß der Erdkunde zu den verwandten Wissenschaften hat Dr. Sophus Ruge in Dresden, Professor am Polytechnicum, ein Programm veröffentlicht, auf welches wir insbesondere die Lehrer aufmerksam machen. Das Programm enthält nur zwanzig Seiten, ist aber inhaltreich und von lichtvoller Klarheit. Sehr richtig hebt Herr Ruge hervor, daß die Geographie stets vom Ganzen der Erde auszugehen, also mit Massen zu arbeiten habe, nicht mit Einzelnheiten. Sie hat, im Gegensatze zu den Naturwissenschaften, welche von einzelnen Beobachtungen, einzelnen Erscheinungen, einzelnen Objecten ausgeht, stets die Gesammtheit zusammenzufassen, zu verstehen und zur Anschauung zu bringen. Sie hebt die Beziehungen der einzelnen Zweige, die Verkettungen derselben hervor und associirt die Wissensgebiete. — In Bezug auf die „Geographische Verbreitung" wird gesagt: „Alle Erscheinungen und Objecte, welche sich in ihren Verbreitungsgebieten auf der Erde nachweisen lassen, welche also auch kartographisch dargestellt werden können, gehören in das Bereich der Erdkunde. Was ihr in dieser Beziehung durch die rastlose und erfolgreiche Forschung der einzelnen Wissenschaften zugeführt wird, dient ihr als Material zu neuer Erkenntniß und gedeihlicher Weiterentwickelung. Hier nimmt sie das Gegebene als abgeschlossenes Resultat an, um es in ihrem Sinne zu verwerthen und anzuwenden."

Herr Ruge erörtert dann das Verhältniß der verschiedenen Wissenschaften zur Erdkunde: der Mathematik, Astronomie und Meteorologie, der Mineralogie, Botanik, Zoologie und der Völkerkunde. Wir wollen das Nachstehende herausheben, um zu zeigen, in welcher Weise der Verfasser seinen Stoff behandelt.

„Wie man die Erde in botanische Provinzen eingetheilt, kann man, trotz der freien Bewegung der Thiere, auch die Grenzen zoologischer Reiche abstecken. Mit der Zunahme der Jahreswärme wächst nach dem heißen Erdgürtel zu ebensowohl der Reichthum der Pflanzenwelt als des Thierreichs, mehr an Arten als Individuen; denn auch der hohe Norden zeigt oft eine erstaunliche Fülle von Einzelwesen einer Gattung. Ich erinnere nur an die dichten Mückenschwärme auf Spitzbergen, an die Wolken durcheinander wirbelnder Seevögel, welche von den Klippen aufgescheucht die Luft verdunkeln, — gar nicht zu gedenken der zahllosen Bewohner des Meeres von den Quallen, welche meilenweit die See bedecken, bis zu den tiefer gehenden Häringszügen, welche Existenz und Wohlstand nordischer Völker bedingen, und bis zu den kleinen submarinen Baumeistern, welchen die Koralleninseln ihren Ursprung verdanken. Fischzüge haben auch schon im Alterthum zur Erweiterung geographischer Kenntnisse geführt. Den Thunfischen folgten die Phönicier aus dem Mittelmeer in das ungastliche Gebiet des Schwarzen Meeres, und den Phöniciern folgten die Colonisationen der Griechen. Nicht minder verdanken wir dann den kühnen Walfischfängern die ersten Kenntnisse der Polarzonen. Der Reichthum an Pelzthieren führte einerseits die Russen nach Sibirien, andererseits die Briten zur Besetzung der Hudsonsbailänder. Ja, wie manche Thiere an die Existenz einer Pflanze gebunden sind, so ist wiederum die Existenz mancher Menschen von einem Thier abhängig. Ich meine damit die Prärie-Indianer Nordamerikas, welche Haus und Kleid, Waffe und Nahrung — alles dem wilden Büffel verdanken. Mit dem Vordringen der europäischen Cultur an die Terrassen des Felsengebirges verschwindet der Büffel und mit ihm der Indianer.

Wie beim Anbau von Nahrungspflanzen der Mensch eine höhere Cultur erreicht, so steigt er auch in der Herrschaft über die Natur eine Stufe höher, wenn er das Thier, von dem er lebt, nicht als Jäger erlegt, sondern als Hirt zähmt. Nomadenthum war der neuen Welt und Australien fremd; nur die alte Welt hat von jeher diese einfache Form der Lebensverhältnisse ausgebildet, weil ihr allein die Natur zahlreiche zähmbare Thiere zur Verfügung gestellt. Auch von diesem Gesichtspunkte aus, wenn man den Reichthum an Getreidearten hinzunimmt, erscheint es als eine Nothwendigkeit, daß die neue Welt von der alten aus entdeckt, erforscht und in Besitz genommen ist. Zwar ist die alte Welt nicht in allen Theilen gleichmäßig reich gewesen an Hausthieren, aber die Mehrzahl hat sich schon in vorhistorischer Zeit über Europa und Afrika von Asien her, der Urheimath, verbreitet. Andere Einwanderungen sind in geschichtlicher Zeit nachweisbar. So kam mit den Hunnen der Büffel nach Südeuropa, mit den Arabern das Kameel nach Nordafrika, unter Justinian die Seidenraupe ans Mittelmeer. So sind im 16. Jahrhundert alle unsere Hausthiere nach Amerika hinübergeführt, im 18. Jahrhundert das Renthier auf Island eingebürgert, und im 19. Jahrhundert zahme und wilde Thiere nach Australien verpflanzt. Wenn überall bei Aufzeichnung solcher Thatsachen die geographische Betrachtung auf die Gesammtwirkung, nicht auf Charakteristik individueller Eigenthümlichkeiten gerichtet ist, so gilt dies ganz besonders auch in Bezug auf den Menschen, und zwar nach zwei Richtungen, ethnologisch und historisch.

Wie sich der Botanik die Geobotanik, der Zoologie die Geozoologie gegenüberstellt, so scheiden sich hier die beiden Gebiete der Anthropologie und Ethnologie.

Die Anthropologie — ihr Object ist der Mensch, als Individuum — gehört der Naturwissenschaft an; die Ethnologie — ihr Object sind die Menschen, in Stämme und Völker gruppirt und verbunden, mit ihrer Ausbreitung und Zusammengehörigkeit — bildet einen Haupttheil der Geographie, wonach man diesen griechischen Ausdruck auch wiedergegeben hat mit der Bezeichnung: Länder- und Völkerkunde. Im Anthropos haben wir — naturhistorisch — das letzte und höchste Glied in der Entwickelung organischer Wesen vor uns; im Ethnos, wenn es richtig von ἔθος abzuleiten ist, die durch Gewohnheit verbundene Menge. Hier spielen sogar, wie die Wurzel des Wortes betont, ethische Gesichtspunkte herein.

Die Anthropologie betrachtet den einzelnen Menschen nach seinen körperlichen Eigenthümlichkeiten, nach seinen sichtbaren, sinnlichen Merkmalen, die sich überall constant zeigen. Sie mißt die Größe, die Verhältnisse der Theile des Knochengerüstes, prüft den Schädelbau und die Entwickelung des Gehirns ꝛc. — kurz sie unterwirft den Menschen nach allen seinen Theilen der genauesten Untersuchung, wie irgend ein anderes Naturobject, und classificirt ihn oder versucht wenigstens, wenn auch bis jetzt noch keine befriedigende Lösung gegeben ist, eine Eintheilung nach Racen zu geben. Die Ethnologie dagegen faßt den Collectivbegriff auf, und sieht den einzelnen Menschen nur als Bestandtheil, als Glied eines Volkes an, dessen Wesen sie nach Sprache, Sitte, Religion ꝛc. zu ergründen strebt. Sie zeigt die verschiedenen Phasen und Grade seiner geistigen Entwickelungen von den niedrigsten Stufen, wo er noch lediglich als ein Geschöpf des Bodens erscheint und von seiner Naturumgebung abhängig ist, hinauf bis zu jenen geistig höher entwickelten Völkern, welche, von den Natureinflüssen mehr befreit, zur Herrschaft über die Natur und deren Kräfte gelangen. Jene erste niedrige Gruppe hat man, allerdings in sehr verschwommenen und verschwimmenden Grenzen, Naturvölker genannt, diese höher gebildeten, gesitteten: Culturvölker. Was sie unter der Leitung besonders hervorragend begabter Mitglieder ihres Stammes geworden sind, wie sie zu der Culturhöhe gelangt, auf welcher sie einst standen oder gegenwärtig stehen: — das zu lehren ist Aufgabe der Geschichte. Aber Erdkunde und Geschichte haben zu viele Anknüpfungspunkte, als daß man sie scheiden sollte. Der Historiker wirft von dem Schicksal der Völker einen Blick zurück auf das Land, welches den Schauplatz der Begebenheit bildet; der Geograph geht von der Natur des Landes aus und sucht von hier aus die Culturentwickelung im Laufe der Geschichte nachzuweisen. Daß die örtliche Eigenthümlichkeit eines Landstriches nicht bloß auf den äußern Habitus, sondern auf den Charakter und das Temperament der Bewohner andauernd einzuwirken vermag, ist früher bereits bei dem Einfluß der Pflanzenwelt angedeutet, daß sie aber als Grundton aller geschichtlichen Wandelungen eines Volkes anklingen kann, lehrt vor Allem die Geschichte Alt-Aegyptens, welche ihren originellen Verlauf nur auf die eigenthümlichen Naturverhältnisse des Nilthales zurückführen kann; ja welche unter einer solch eminenten Naturmitgift überhaupt nur geworden ist. Vor Allem gilt das von der Culturgeschichte.

Muß man zugeben, daß die Ethnographie etwas Fließendes sei, da Sprache, Sitte, Religionen wandelbar sind; so ist das in seinem Flusse beobachtete Volkselement die Grundlage der Culturgeschichte. Wie hier geographische Verhältnisse in die Geschichte hinüberführen, so lehnt sich hinwieder die Geschichtsforschung an die Geographie und speciell an die Ethnologie. Neuere Geschichtsschreiber betonen darum mit Recht, mehr als sonst geschah, die ethnischen Verhältnisse. Ich erinnere dabei an die vortrefflichen Darstellungen in Duncker's Geschichte des Alterthums. Und wenn auch in unseren Tagen sich die Geschichte eines Culturvolkes keineswegs allein aus den Naturverhältnissen seiner Heimath construiren läßt, so doch die Anfänge; und Niemand darf es wagen, bei seinen Forschungen und Schlußfolgerungen den Volkscharakter außer Acht zu lassen. Eine russische Geschichte ohne Eingehen auf die zum Communismus geneigte Volksindividualität würde ohne nothwendige Factoren rechnen und von fühlbaren Lücken nicht frei bleiben. In ähnlicher Weise finden wir den von Julius Cäsar schon vor fast 2000 Jahren beschriebenen gallischen Volkscharakter, nach guten und schlechten Seiten, in den heutigen Franzosen wieder. Freilich tritt überall mehr das culturgeschichtliche Moment in den Vordergrund und zeigt sich mit der Culturwissenschaft der Geographie verschwistert, so daß die allgemeinen zuständlichen Verhältnisse in erster Reihe betont werden. Aber auch einzelne Producte oder an bestimmte Oertlichkeit gebundene Naturgaben machen Geschichte. Wie im Kleinen Völkerstämme um gute Brunnen und ergiebige Jagdgründe kämpfen, so ist auch in größerm Stil durch Producte aus allen Reichen die Geschichte mancher Länder mitbedingt worden. Ich erinnere noch einmal an das Gold Mexicos, die Gewürze Indiens, die Pelzthiere Sibiriens."

— Auf S. 28 dieses Bandes nennt Taylor das Heimathland der afrikanischen Pygmäen, jener durch Schweinfurth's soeben erschienenes prachtvolles Reisewerk bekannten Akka, nach Angabe des dieselben begleitenden Dinkanegers „Naam". Sollte das nicht ein Mißverständniß sein? Der wahrscheinlich nur schlecht Arabisch sprechende Neger verstand Taylor's Frage: „Wie heißt ihre Heimath?" nicht und antwortete, um doch etwas zu sagen: „Naam", d. h. „Ja". Wir hätten darin also ein Gegenstück zu jenem russischen Oberst, von welchem kürzlich Herr Schuyler in der Londoner geographischen Gesellschaft erzählte, daß er in der Nähe von Chodschend einen Kirgisen um den Namen einer kleinen Hügelkette befragte. Dieser antwortete in seiner Muttersprache: „Weiß Gott", und sofort notirte der Russe auf seiner Karte das „Weiß-Gott-Gebirge" (Proceedings of the Royal Geogr. Soc. XVIII, p. 438). Oder jener Stadt Wana Macumbo im Delta des Camerun, welche nach Dr. Reichenow ihren Namen „dem falschen Verständniß der auf die Frage nach fernliegenden Orten häufig gegebenen Antwort: amala macumbo (gehe ins Buschland) verdankt" (Correspondenzblatt der Afrikanischen Gesellschaft 1873. Nr. 1, S. 22).

— Oberst Gordon, der nun wohl schon in Gondokoro angekommen sein wird, hat es sich auch zur Aufgabe gestellt, die beiden großen Seen Victoria und Albert genau zu erforschen und die Küsten aufzunehmen, über welche wir bis jetzt nur sehr wenig wissen. Man schickt ihm die zu solchen Fahrten geeigneten Schiffe nach. Mit einem derselben wurde in der Mitte des Septembers eine Probefahrt auf dem Nil veranstaltet. Dasselbe ist von Teckholz und besteht aus 64 Stücken, die in vier Kisten gepackt und so von Kameelen transportirt werden können; es wurde in Alexandria unter Leitung eines englischen Marinecapitäns gebaut und befriedigte alle Erwartungen. Mehrere andere solcher Boote, aber viel größer, und von denen eins ein Dampfer, sollen sofort in Angriff genommen werden. Die einzelnen Theile sind so beschaffen, daß sie auch zur Herstellung von Schiffsbrücken dienen können.

Inhalt: Georg Schweinfurth's Reisen in Inner-Afrika. I. (Mit vier Abbildungen.) — Eine Wanderung im südwestlichen Norwegen. Von Dr. D. Brauns. II. — Aus Ostturkestan. III. (Schluß.) — Neue Entdeckungsreisen in Australien. — Das Kind und die Volksreime der Ostfriesen. Von Hermann Meier in Emden. II. — Aus allen Erdtheilen: Aus dem russischen Reiche. — Ueber das Verhältniß der Erdkunde zu den verwandten Wissenschaften. — Verschiedenes. — (Schluß der Redaction 20. October 1874.)

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage: Prospectus, die Bibliothek des Unterrichts von Ferdinand Hirt in Breslau betreffend.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXVI. № 19.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 4 Thlr. Einzelne Nummern 5 Sgr. — 1874.

Georg Schweinfurth's Reisen in Inner-Afrika *).

II.

Die Ambadschstaude und ihre Verwendung. — Gefährliches Abenteuer mit einem Büffel. — Bei den Baggara-Arabern. — Das Volk der Schilluks. — Dichtigkeit der Bevölkerung und Fruchtbarkeit des Bodens. — Die Ortschaft Faschoda. — Dörfer der Schilluks. — Die Stromufer und die Wasservögel. — An der Mündung des Sobât. — Die Papyrusgebüsche. — Der No-See. — Die Ruehr. — Balaeniceps rex.

In der Region der Schilluk-Inseln fand Schweinfurth eine eigenthümliche Vegetation von Wassergewächsen, welche auf den Fluthen des Stromes sich anhäuft, ein Spiel des Stromes und der Winde. Unter ihnen spielt der Ambadsch, Herminiera mirabilis, eine hervorragende Rolle; er zeichnet sich aus durch die beispiellose Leichtigkeit seines schwammigen Körpers, schießt bis zu 15 und 20 Fuß auf und hat an seiner Basis gewöhnlich eine Dicke von 6 Zoll. „Das Gewicht dieses Schwimmholzes läßt sich fast mit dem einer Federseele vergleichen und man muß es in Händen gehabt haben, um an die Möglichkeit glauben zu können, daß ein Mann ein daraus verfertigtes Floß auf seine Schultern hebt, welches acht Menschen über dem Wasser zu halten vermag." Die Pflanze schießt sehr rasch an ruhigen Uferstellen in die Höhe und da sie bloß im Wasser wurzelt, lösen sich leicht ganze Gebüsche derselben durch die Kraft des Windes oder des Stromes ab, um an anderen Stellen der Wasserfläche von Neuem haften zu bleiben. So entstehen die so oft besprochenen Pflanzenbarren, welche die Gewässer des Nils verstopfen und in manchen Jahren die Schifffahrt geradezu unmöglich machen. Aber an der Formation der schwimmenden Inseln, dieser täglich dort auftauchenden „Delos", sieht man noch andere Gewächse, insbesondere das Vossiagras und den berühmten Papyrus des Alterthums, der jetzt in Nubien und Aegypten nicht mehr zu finden ist.

Auf einer dieser Schilluk-Inseln ereignete sich ein gefährliches Abenteuer. Der Reisende ging ans Land mit zweien seiner Leute. Einer derselben, Mohammed Amin, kam in dem hohen Gras einem wilden Büffel zu nahe, welcher, vielleicht im Schlafe gestört, in die äußerste Wuth gerieth. Auffspringen und den Mann in die Luft wirbeln war für ihn das Werk eines Augenblicks. Da lag er dann am Boden, über und über blutend, vor ihm mit hocherhobenem Schweife der Büffel, grunzend, in drohender Stellung und bereit sein Opfer zu zerstampfen. Schweinfurth hatte kein Gewehr in der Hand; sein schöner Hinterlader, den Mohammed getragen, hing vorläufig noch am linken Horne des Büffels. Sein anderer Begleiter hatte sofort angelegt, aber der Hahn knackte vergebens, mehrmals versagte das Gewehr. Da griff er nach einem kleinen Handbeile, das ganz aus

*) Im Herzen von Afrika. Reisen und Entdeckungen im centralen Aequatorialafrika während der Jahre 1868 bis 1871. Von Dr. Georg Schweinfurth. Mit Karten und Illustrationen. Leipzig 1874. Verlag von Brockhaus. 2 Bände. Mit Columnentiteln und Register.

Mohammed wird von einem Büffel angegriffen.

Eisen bestand und schleuderte es, auf eine Entfernung von kaum 20 Schritt, dem Büffel an den Kopf. Mit einem wilden Seitensprunge warf sich dieser seitwärts ins Röhricht, brüllend und den Boden erschütternd. Mohammed's Kopf lag wie angenagelt am Boden, da seine Ohren von scharfen Schilfhalmen durchbohrt waren, aber eine flüchtige Untersuchung zeigte sofort daß er keine tödtliche Verletzung habe. Das Büffelhorn hatte gerade den Mund getroffen und außer vier Zähnen im Oberkiefer und einigen Knochensplittern hatte er weiter keinen Verlust zu beklagen; nach etwa drei Wochen war er wieder hergestellt.

Auf einer der vielen Stromінseln hatten Baggara-Araber ihr Zelt aufgeschlagen, die Gut Freund! riefen, als sie die braunen Nubier erblickten, die ihre Glaubensbrüder waren. Sie haben die weite Länderstrecke inne, welche im Süden von Kordofan und Dar Fur bis an die von den Dinka und Schilluk bewohnten Flußufer sich ausdehnt. Der Reichthum dieser Kuhhirten (das bedeutet ihr Name) besteht in ungeheueren Herden, aber sie sind auch tapfere Krieger, rüstige Elephanten- und Löwenjäger. Ihre Gesichtsbildung verräth wenig semitischen Einfluß und der Reisende sah viele, deren Physiognomie ihn an manchen alten Freund in Europa erinnerte. Er erklärt sie für die schönste Race der am Nil wohnenden Nomadenvölker; überraschend war ihm ihre Liebhaberei an Putz und schönen Kleidern.

Die Stromufer wurden verzweifelt langweilig; man sah nichts als ein „endloses Savannenmeer". Abends erzählten die Leute Abenteuer, welche sich alle am obern Nil begeben haben sollten. Hier vernahm Schweinfurth die erste Kunde über die Pygmäen (das Zwergvolk der Akka). Er lachte über die Berichte, welche Augenzeugen von ihnen zu geben wußten und ahnete nicht, daß es sich hier einmal um etwas Wahres handelte.

Oberhalb des Dorfes Kaka tauchte am südlichen Horizont, mehrere Meilen vom Fluß entfernt, eine Bergmasse auf; es war der Defafang, ein ausgebrannter Vulcan von etwa 1000 Fuß Höhe. Dieser Berg bezeichnet die Grenze, welche jetzt zwischen dem nördlichsten Negergebiet am Weißen Nil und dem Hirtenvolke der Baggara-Araber gezogen scheint. Kaka ist schon von Schilluks bewohnt und die ägyptische Regierung unterhält dort ein Getreidemagazin. Schweinfurth macht hier folgende Bemerkung:

„Jeder Reisende in Centralafrika erkennt beim ersten Anblick wirklich nackter und in ihrer vollen adamitischen Majestät sich ihm präsentirender Wilder einen bedeutsamen Wendepunkt im Verlaufe seiner Reise, und der unvergeßliche Eindruck prägt sich für immer seinem Gedächtniß ein, denn in stets weiterer Ferne entschwinden ihm die Erinnerungen an unsere Cultur."

Am 24. Januar 1869 erreichte der Reisende Faschoda, welches damals für die südlichste Ortschaft des ägyptischen Reiches galt. Es war Sitz eines Mudir (Statthalters) für den Weißen Nil und Hauptwassenplatz, von welchem aus die Aegypter ihre Herrschaft in diesen Gegenden behaupten. Die Schilluks sind von ihnen erst 1871 völlig unterworfen worden. In Faschoda müssen alle Barken einige Tage halten, weil sie Kopfsteuer für die an Bord Befindlichen zu zahlen haben und sich mit Getreide versorgen. Schweinfurth blieb neun Tage dort und unternahm während derselben einige Streifzüge ins Land hinein, auf denen er weiter nichts sah als „aschgraue und rostrothe Teufel, endlose kegelförmige Hütten und Rinderherden."

Das Volk der Schilluk, bei welchem er sich nun befand, bewohnt auf einer Strecke von ungefähr 200 Meilen und in einer Breite von 5 bis 6 Stunden das ganze linke Ufer des weißen Nils bis zur Mündung des Gazellenflusses. Im Westen von den Baggara bedrängt, ist es durch den Fluß verhindert, sich weiter nach Osten auszudehnen; nur der untere Lauf des Sobât hat Schilluk zu Anwohnern. Die ägyptische Regierung, welcher sie nun wie bemerkt unterworfen sind, ließ eine Zählung ihrer Dörfer am linken Ufer veranstalten, welche fast genau die Anzahl von 3000 ergab. Man kann annehmen, daß ein Dorf von 45 bis zu 200 Hütten hat, mit im Durchschnitt vier Personen; die Zahl der Schilluks beträgt danach etwa 1,200,000 und das war auch die Schätzung des Mudirs von Faschoda. Kein bekannter Theil Afrikas, kaum das schmale ägyptische Nilthal, erreicht eine derartige Dichtigkeit der Bevölkerung.

Schweinfurth hebt hervor, daß eine ähnliche Gunst der Verhältnisse für die Ernährung einer so großen Einwohnermenge ohne Gleichen in der Welt sei. „Alle Factoren der menschlichen Existenz reichen sich hier auf beschränktem Raume die Hände: Ackerbau, Viehzucht, Fischerei und Jagd. Den Ackerbau begünstigt die fruchtbarste Bodenbeschaffenheit, erleichtert die Regenzeit und die durch das Steigen des Flusses mit Hülfe von Canälen bewirkte Bewässerung des Bodens; dazu kommt noch ein auffallend häufig bewölkter Himmel, der die Gewalt der Sonnenstrahlen bricht, und das ganze Jahr ein hoher Grad von Feuchtigkeit der Luft. Im Flusse die Fischerei, Krokodile und Nilpferde in Menge, am jenseitigen Ufer die freie Jagd in unermeßlichen Waldwildnissen, welche wegen der Feindseligkeit der jene Seite innehabenden Dinka zum Anbau nicht vortheilhaft erscheinen. Schließlich im Rücken des sich am linken Ufer hindehnenden Culturlandes die Steppe, diese zwar begrenzt durch Wassermangel in den Wintermonaten und die weit umherschwärmenden Baggara, aber immerhin den Schilluk bequem für den Weidegang ihrer großen Rinderherden." Wir erfahren, daß viele Schilluk nach Südwesten auswandern; sie sind als Denbo und Djur in den Grenzgebieten zwischen Bongo und Dinka seßhaft geworden. Aber während im Schillukkande über 600 Menschen auf die Quadratmeile entfallen, kommen im Bongolande kaum 12 auf eine solche. „Unter 5° und 1° N. finden sich in einem Abstande von 300 Meilen die größten und kleinsten Racen der Welt: Bari und Akka, erstere den Patagoniern ebenbürtig an Körpergröße, letztere den Eskimos gleich — Menschen von weniger als Mittelgröße."

Im Lande der Schilluk erscheint das ganze westliche Nilufer wie ein einziges Dorf, dessen einzelne Theile nur durch Zwischenräume von 500 bis 1000 Schritt getheilt sind. Diese Hüttencomplexe sind mit erstaunlicher Regelmäßigkeit gebaut und so eng zusammengedrängt, daß sie bei der Gestalt der einzelnen Hütten, aus der Entfernung gesehen, an einen Haufen wuchernder Pilze erinnern. Jedes Dorf hat seinen Vorsteher und die von 50 bis 70, manchmal auch 100 Dörfern, sind einem Häuptling unterworfen, welcher im Bezirke den Befehl führt. Solcher Bezirke, deren jeder einen besondern Namen hat, soll es nahezu einhundert geben.

In der Mitte eines jeden Dorfes befindet sich ein runder, freier Platz, auf welchem sich Abends die Bewohner versammeln; dort, auf Thierhäuten ausgestreckt, oder auf Stücken von Ambadsch niederkauernd, athmen sie das den Mücken widerwärtige Aroma brennenden Kuhmistes ein, oder rauchen aus Pfeifen mit colossalen Thonköpfen den Taback, welchen sie selber bauen (— s. in unserer vorigen Nummer S. 277 die Illustration: Ein Dorf der Schilluks —). Auf solchen Plätzen ist gewöhnlich ein großer Baumstamm errichtet, an welchem, nach allgemein afrikanischem Brauch, die Panken hängen; vermittelst derselben werden bei herannahender Gefahr die Ortschaften alarmirt.

Die meisten Negervölker unterscheiden sich in der Form

ihrer Hütten. Jene der Schilluk sind von denen der Dinka durch höhere Thonwände unterschieden und von geringerm Umfang. Die Kegeldächer sind fast kuppelförmig abgestutzt, die Dörfer nach außen nicht umfriedigt; dagegen schließen sich an die zusammengehäuften Hütten Zäune aus Strohmatten und innerhalb derselben befindet sich der Viehstand jedes Familienvaters.

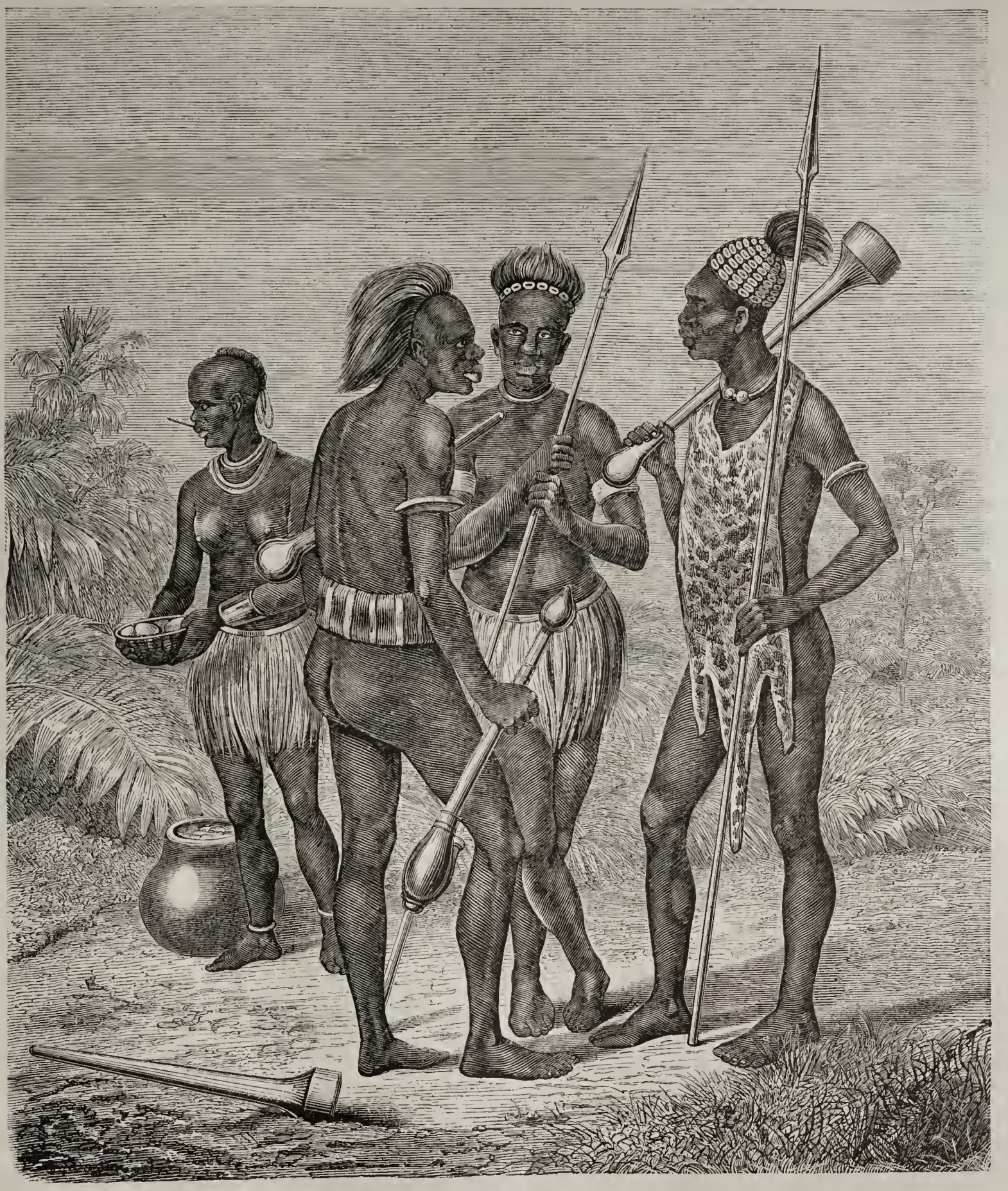
Die äußere Erscheinung der Schilluk ist keineswegs einnehmend. Sie erscheinen über und über mit Asche getüncht zum Schutze gegen den Stich der Insecten; bei den Armen ist dieser Ueberzug grau, indem die Asche aus Holz gewonnen wird, bei den Reichen roth, da sie aus Kuhmist erzielt wird, und diese „sehen aus wie rothe Teufel". Asche, Mist und Kuhharn sind unentbehrliche Gegenstände der Toilette. Die unteren Schneidezähne werden, wie auch bei anderen Negern in den Flachländern des obern Nilgebietes, frühzeitig ausgebrochen. Die Gesichtsbildung bietet keinen ausgesprochenen Negertypus dar, wie man ihn bei dem tiefen Schwarzbraun der Haut erwarten sollte. Die Schilluk zeichnen sich vor anderen nigritischen Stämmen durch geringere Prognathie und minder ausgeprägte Schmalköpfigkeit aus. Der nackte Körper erhält durch die bestän-

Schilluk-Neger.

dige Tünchung mit Asche einen wahrhaft diabolischen Ausdruck. Die knochigen dürren Gliedmaßen und die passive Ruhe aller Stellungen verleihen ihnen nicht selten ein mumienartiges Aussehen; „der an ihren Anblick nicht gewöhnte Neuling kann sich der Täuschung kaum erwehren, in diesen aschgrauen Gestalten eher verschimmelte Cadaver als lebende Wesen zu erblicken; die Statur ist eine mittlere und bleibt oft hinter dem mit langen Beinen hoch aufgeschossenen Dinka zurück. Gleich den meisten nackt oder fast nackt einhergehenden Afrikanern verwenden sie die größte Sorgfalt auf den Haarschmuck; an den übrigen Körpertheilen wird das Haar frühzeitig ausgerissen. Von den Männern wird das Haar durch Thon, Gummi und Mist so lange in der gewünschten Form zusammengekittet, daß es bald eine helm- oder kammartige oder auch eine schirmartige Gestalt annimmt. Die meisten tragen quer über den Scheitel einen handbreiten Kamm, der, gleich einem massiven Heiligenschein von Blech, von einem Ohre zum andern sich erstreckt. Am seltsamsten nehmen sich aber solche Köpfe aus, die nicht genug an einem Haarkamm haben, sondern deren zahlreiche aufweisen die parallel und in geringen Abständen wie Lamellen über den Kopf verlaufen. Drollig erscheint auch eine

dritte nicht seltene Form, die man am passendsten mit dem Helm eines Perlhuhns vergleichen kann. Doch kommen auch kurzhaarige geschorene Köpfe vor. Die Frauen gehen nicht völlig nackt, sondern sind mit einem Fellschurze bekleidet, der bis an die Knie reicht.

Zu Anfang Februars, wo der Wasserstand am niedrigsten ist, waren die Stromufer von Wasservögeln ungemein reich belebt; vorwaltend war der Kronenkranich, der an flachen Uferstellen in Schaaren von Tausenden zu finden war. Außer den schwarzen und rosenrothen Störchen zeigte sich an mehreren Stellen auch der Storch unserer Heimath. Allverbreitet sind sehr freche Milane; zierliche graue Falken



Ruehr.

kommen häufig vor, am bemerkenswerthesten ist aber der große weißgraue Adler, Haliaëtos vocifer., welcher einzeln auf Bäumen und Sträuchern in der Nähe des Wassers sitzt und den Vorüberziehenden durch sein sonderbares Geschrei erschreckt. Die Stimmmittel dieses Vogels sind ohne Gleichen in der befiederten Welt; stets unerwartet ertönt ein Geschrei weithin über die Wasserfläche. Bald glaubt man die Stimmen in Furcht gesetzter Weiber zu vernehmen, bald einen Haufen übermüthiger Knaben, die sich unter Jauchzen und Schreien aus ihrem Versteck hervorstürzen. Die Täuschung ist so vollständig, daß Schweinfurth sich stets überrascht nach dem Urheber des Geschreies umwenden

mußte. Und da an ihm das Geschrei die Hauptsache zu sein scheint, so geben die Sudanesen ihm den bezeichnenden Namen Faki, d. h. der Priester.

Am 6. Februar befand Schweinfurth sich an der Mündung des Sobât, der in flachen, von endlosen Steppen umgebenen Ufern in den Nil fällt und milchiges Wasser hat, das man noch weit abwärts von dem tiefdunkeln des Nils (Gebirgsstromes von hier ab) unterscheiden kann. In dieser Gegend zeigten die Schilluk sich feindselig; ihrer waren mindestens 10,000 auf den Beinen und nahezu 3000 Ambatschkähne in Bewegung. Doch erfolgte kein Angriff und am nächsten Tage befanden die sechs Barken der Kaufleute sich an der Mündung des Giraffenflusses; sie zählten nun etwa 350 Bewaffnete und waren damit den Schilluks gewachsen, die zu Markte kamen; als Geld cursiren Glasperlen, weiße und roth punktirte, die man in Chartum Genetot nennt.

Nachdem Schweinfurth die letzten Schillukdörfer hinter sich hatte, stieß er auf die ersten Papyrusgebüsche. „Für mich, den Botaniker, gestaltete sich die Begegnung zu einem förmlichen Feste. Hier also, unter 9° 30′ N., trifft man ihn wieder, den Vater des verewigten Gedankens. Vor Jahrhunderten war er in Aegypten wohl eben so häufig wie gegenwärtig an den Thoren der innersten Wildniß von Afrika. Ich war ganz versunken in andächtiger Betrachtung dieses großartigen Gemäldes des Wasserflors, zu welchem der geheiligte Papyrus des Alterthums die Staffage abgab. Wie Gebilde aus einer andern Welt erscheinend, wirken die Papyrushorste magisch auf die Phantasie des Beschauers ein und fordern ihn unwillkürlich auf zur Verehrung der unsichtbaren Mächte. Tage und Wochen verstrichen mir im vertrauten Umgange mit dieser wunderbarsten Erscheinung der Nilflora, aber mein Auge vermochte nicht sich satt zu sehen an den göttlichen Formen.“

Von nun an stellten die Wasserpflanzen der Schifffahrt große Hindernisse entgegen; die Barken befanden sich tagelang in einem Gewirr von schwimmenden Grasmassen, Papyrus- und Ambadschdickichten, welche die ganze Breite des Hauptstromes gleich einem Teppiche bedeckten und nur zum Schein denselben in Arme theilten. Die Hauptursache zu solcher Massenanhäufung schwimmender Wassergewächse liegt wohl in der verzögerten Strömung, zu welcher der Flußlauf des Nils bei seiner vorherrschend östlichen Richtung in dieser Gegend auf einer Strecke von 60 Meilen gezwungen ist. „Nicht einer Eisdecke, welche bricht und durch die Gewalt des Stromes in Stücke zerrissen wird, ist diese Pflanzendecke vergleichbar, sondern einem wirklichen Gewebe von zähem Filz, welches sich wie eine Decke über die ganze Wasserfläche ausbreitet. Hin und wieder macht sich in engen Rissen die Gewalt des Wassers Bahn, aber diese Canäle entsprechen nicht immer den Tiefenlinien des Strombettes und sind daher nur selten für Barken passirbar. Ein beständiges Ziehen und Drängen der Massen verändert sie alljährlich in so hohem Grade, daß selbst der erfahrenste Schiffer sich in ihnen nicht zu orientiren weiß und daher jede Weiterfahrt sich aufs Neue durch ein labyrinthisches Fahrwasser zu winden hat.“

Der Reisende beschreibt eingehend die vielen Kämpfe mit dieser Welt von Gras, welche die Barken zu bestehen hatten. Diese kamen nach außerordentlichen Anstrengungen in freieres Wasser, in den sogenannten No-See unserer Karten. Dieser ist aber nur die verbreiterte Mündung der Gewässer, an deren scheinbaren Gestaden, welche von vorgebauten Papyrushorsten gebildet werden, sich die Strömung hinzieht, welche von Süden aus dem Bachr el Gebel hinzutritt. Dieses Mündungsgewässer hat zu allen Jahreszeiten eine nur geringe Tiefe.

Mit gutem Winde fuhren die Barken in den Gazellenstrom ein; auch in diesem bildeten die Ufer ein undurchdringliches Grasmeer. Der Bachr el Ghasal, sagt Schweinfurth, hat sein Analogon in Europa, denn die Havel zwischen Potsdam und Brandenburg gewährt mit ihrer Unmasse schwimmender Vegetation, welche die Mehrzahl ihrer Pflanzengattungen mit dem afrikanischen Flusse gemein hat, eine sehr gute Vorstellung von ihm. Sehr häufig beträgt die Breite des offenen Wassers nur die einer Barkenlänge, aber die große Tiefe verräth den riesenhaften Wasserreichthum.

Schweinfurth war nun im Gebiete der Nuehr, deren Hütten am Flusse stehen; die Bewohner waren damals mit den Chartumern auf friedlichem Fuße, die sich ihrerseits dort jeder Gewaltthätigkeit enthielten. Die meisten Dörfer liegen da, wo der Gazellenfluß von der nordöstlichen in die südwestliche Richtung übergeht und ein Knie macht. Dort sah der Reisende zuerst den Balaeniceps rex, den die Schiffer als Abu Markub, d. h. Vater oder Urbild des Pantoffels, bezeichnen wegen seiner seltsamen Schnabelform. Die ersten Bälge desselben sind 1850 nach Europa gelangt, und er ist so lange bei uns unbekannt geblieben, weil er seine Heimath auf einem engbegrenzten Gebiete hat, über welches er nicht hinauszukommen scheint. Seine Brutplätze hat er nur am Gazellenflusse und am mittlern Laufe des Bachr el Gebel. Gewöhnlich sieht man ihn vereinzelt in beschaulicher Stellung, den breiten Schnabel auf den Kopf gelegt, im Grase stehen, selten auf Termitenhügeln. Im System hat er seine Stelle zwischen den Pelikanen und Reihern. Seine Beine gleichen vollkommen denen des Marabu. Er knackt mit dem Schnabel und kann klappern wie ein Storch.

Die Nuehr sind kriegerisch, werden von den Dinka gefürchtet, haben mit diesen und den Schilluk in den Sitten Vieles gemein, aber eine andere Sprache. Sie sind Rinderhirten; die Männer gehen nackt, die Weiber tragen einen Schurz von Grasfransen. Manche haben das Haar rostroth gefärbt, andere tragen es kurzgeschoren und wieder andere tragen mit Eisenocker gefärbte Perrücken aus Baumwollenfäden.

Der Schakal.

G. Der Schakal oder Goldwolf, wie derselbe auch von den Alten genannt wurde, hat eine sehr große Verbreitung; er kommt in Südeuropa, Kleinasien, Mittelasien und auch im nördlichen Afrika vor. In Europa geht seine nördliche Grenzlinie von Dalmatien durch Griechenland und die europäische Türkei nach dem Kaukasus, wo gegenwärtig der Kuban und Terek seine nördliche Grenzlinie bilden. Im südlichen Rußland soll er früher nach den Angaben von Pallas und Nordmann viel nördlicher vorgekommen sein als gegenwärtig. Als seine eigentliche Heimath kann man Kleinasien und Mittelasien ansehen, wo er selbst gegenwärtig noch in Menge angetroffen wird.

Der Schakal ist wegen seiner Stellung als Mittelglied zwischen den verschiedenen zur Familie der Hunde gehörenden Arten ein höchst interessantes Thier, denn er bildet einerseits das Uebergangsglied vom Wolf zum Hunde, und andererseits wieder vom Wolf zum Fuchs. In seiner äußern Erscheinung ist er mehr dem Fuchse als dem Wolfe und Hunde ähnlich. Dagegen steht er im Bezug auf seine innere Organisation den beiden letzteren und besonders dem Wolfe wieder näher, indem der Schädel und das Gebiß im Wesentlichen mit denen des Wolfes übereinstimmen, nur mit dem Unterschiede, daß bei ihm alles kleiner und schwächer ist, wie bei jenem.

A. Vom Wolf unterscheidet sich nun der Schakal:

1. Durch die Form und Stellung der Stirnbeine und Zwischenkieferknochen. Beim Schakal legen sich nämlich die Stirnbeine an die ganze hintere Hälfte der Nasenbeine, die Zwischenkieferknochen aber nicht bis zur Mitte der Nasenbeine an. Beim Wolf dagegen erstrecken sich die Stirnbeine längs des hintern Drittels, und die Zwischenkiefer längs der vordern Hälfte der Nasenbeine hin;

2. durch den Zahnbau. Beim Schakal ist der letzte obere Lückenzahn schwach und allmälig erweitert, so daß derselbe mit der Mittellinie des Schädels nur einen Winkel von 20 Grad bildet; beim Wolfe hingegen ist der Schädel vor dem letzten obern Lückenzahn so stark erweitert, daß derselbe mit der Mittellinie des Schädels einen Winkel von 45 Grad bildet;

3. durch die Fortpflanzung. Beim Wolf beträgt die Tragzeit dreizehn, beim Schakal dagegen nur neun Wochen, wie dies beim Fuchs und Hunde der Fall ist.

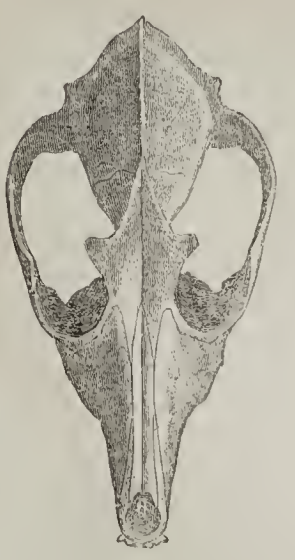
4. durch die mehr nach hinten verlängerten Nasenbeine, welche sich beim Fuchs zwischen die Stirnbeine hinein nicht soweit nach hinten erstrecken als die Oberkieferbeine;

5. durch die Größe, wie aus der vergleichenden Zusammenstellung der Maßverhältnisse der verschiedenen Körpertheile hervorgeht.

	Schakal	Fuchs
Körperlänge . .	32 bis 34 Zoll	24 bis 26 Zoll.
Kopflänge	6½ „ 7 „	6½ „ 7 „
Schwanzlänge .	10 „ 11 „	14 „ 15 „
Vordere Höhe .	20 „ 21 „	17 „ 18 „

Wenn der Schakal nun auch äußerlich dem Fuchse und Wolfe viel ähnlicher ist wie dem Hunde, so ist dies doch in Bezug auf seine Lebensweise und sein Naturell nicht der Fall, denn in dieser Hinsicht steht er dem Hunde wieder viel näher; einmal, indem er sich viel leichter zähmen läßt und sich dann ebenso wie der Hund an Menschen anschließt, zweitens weil er sich mit dem Hunde im Freien begattet, ohne erst durch Einsperren mit demselben dazu gezwungen zu werden. Dieser Eigenschaften wegen hat man in ihm auch den Stammvater (!!) unseres Hundes suchen wollen und behauptet, daß der Hund durch Paarung des Schakals mit den verschiedenen Wolfsarten entstanden, die verschiedenen Hunderacen aber wieder durch Züchtung und Kreuzung der Hunde mit dem Schakal hervorgegangen sein sollen!!!

Canis aureus.



Canis aureus, ⅓ nat. Gr.

Canis Lupus.

Die Sinnesorgane sind beim Schakal eben so fein und gewissermaßen noch feiner ausgebildet als beim Wolf; so ist z. B. sein Geruchssinn ausgezeichnet gut, denn er wittert auf ziemlich weite Entfernungen Thiere oder andere zu raubende Gegenstände. Auch das Gehör und Gesicht sind vortrefflich und noch viel besser wie beim Wolf. In geistiger Hinsicht steht er unter den wilden Hunden wohl am höchsten; denn so dreist und wenig scheu er sonst auch vor dem Menschen ist, so flieht er doch denselben und vermeidet seine Nähe überall da, wo er von demselben verfolgt wird. Auch auf seinen Raubzügen bekundet er seine hohe geistige Befähigung. Er jagt, je nachdem es für ihn am vortheilhaftesten ist, allein oder in Gesellschaft von mehreren seines Gleichen. Das Jagen in Gemeinschaft geschieht hauptsächlich nur dann, wenn sich ein einzelner nichts mehr verschaffen kann. Der

B. Vom Fuchse unterscheidet sich dagegen der Schakal wieder durch folgende charakteristische Merkmale:

1. Die runde Pupille seines Auges; beim Fuchs ist nämlich die Pupille länglich rund und etwas schief gestellt, was überhaupt als das charakteristische Unterscheidungszeichen zwischen den Füchsen und Wölfen angesehen werden kann;

2. die Länge des Schwanzes, welcher beim Schakal bloß ein Drittel, beim Fuchse aber die Hälfte von der Körperlänge beträgt, vom Schakal aber schräg nach unten hängend (wie auch der Wolf), vom Fuchs aber gestreckt getragen wird;

3. durch das Gebiß, welches beim Schakal kurz und stumpf, beim Fuchs aber schmal und langgezogen ist;

Schakal greift dann zu demselben Mittel wie der Jäger in solchen Gegenden wo es nicht viele Hasen giebt; je weniger vorhanden sind, um so mehr Hunde nimmt er zum Aufsuchen und Jagen derselben.

In seiner Lebensweise steht er ebenfalls dem Hunde näher als dem Wolfe. Am Tage hält er sich in Waldungen auf und streift des Nachts, oft unter einem lauten dem des Hundes ähnlichen Gebell zuweilen in Scharen von 50 und mehr Stück in den Feldern herum, um sich seine Nahrung zu suchen. Da er mit den in jenen Gegenden vorkommenden halbwilden Hunden stets in Freundschaft lebt, so jagt er auch mit diesen zuweilen gemeinschaftlich. Seine Nahrung besteht hauptsächlich aus kleinen Säugethieren, Vögeln, Insecten, Obst, Beeren und anderen Früchten. Findet er nichts im Freien, dann begiebt er sich in die Nähe der menschlichen Ansiedelungen, dringt hier in Höfe und Gärten sowie selbst in die Häuser ein und trägt fort, was er darin findet. Die Paarungs- oder Rollzeit fällt in den Monat Januar, sie findet in der nämlichen Weise statt, wie beim Wolfe und Hunde. Die männlichen Schakale begatten sich aber auch zu jeder andern Zeit mit den halbwilden Hündinnen, während der weibliche Schakal sich nur während der Rollzeit mit einem Hunde paart, wenn kein männlicher Schakal vorhanden ist. Die Tragzeit dauert, wie gesagt, ganz wie beim Hunde neun Wochen. Die Jungen, gewöhnlich fünf, werden von ihrer Mutter im dichten Gesträuch, Felsklüften oder Rohrdickichten verborgen gehalten, bis sie so weit erwachsen sind, daß sie derselben auf die Jagd folgen können, und dann noch so lange bei ihr bleiben, bis sie im nächsten Frühjahr wieder Junge bekommt.

Jung eingefangene Schakale werden ebenso zahm wie Hunde und schließen sich den Menschen ebenso an wie diese.

Eine Wanderung im südwestlichen Norwegen.

Von **Dr. D. Brauns.**

III.

Die Tracht der Sätersdaler — oder Dölen — ist originell und erregt selbst im übrigen Norwegen Aufsehen. Bei den Männern besteht sie fast nur aus colossalen braunwollenen, oft grün besetzten Hosen, welche dem Döl auch den Spottnamen Buxer verschafft haben. Dieselben reichen oben vom Halse und von der Brust dicht unter den Achseln bis auf den Fuß. Vorn oben sitzt ein kleiner, grün besetzter, oft gestickter viereckiger Latz daran, an welchem die winzig kleinen Hosenträger befestigt werden. Das Kleidungsstück hängt locker um den Körper und giebt diesem trotz der sonst guten Haltung der Bergbewohner einen wirklich komischen Anstrich. Der große, etwas spitze, breitrandige schwarze Filzhut, die plumpen, oft aus Holz geschnitzten Schuhe, unter Umständen Strümpfe, ferner ein kurzes, den Gürtel kaum erreichendes Hemd und — bei vollem Anzuge — eine außerordentlich kurze, dicht unter den Armen abschneidende Knopfjacke vollenden die Tracht, wenn man nicht die zum Zusammenhalten des Hemdes dienende Silberspange hinzurechnen will. Die Frauentracht ist kleidsamer; außer dem ebenfalls kurzen Hemde besteht sie hauptsächlich aus zwei über einander gezogenen Röcken von Wollstoff, beide bis fast unter die Arme reichend, dagegen nur bis aufs Knie herabfallend. Der untere Rock, der den obern nach beiden Seiten hin etwas überragt, ist hellgrau mit schwarzem Randsaume, der obere dunkelbraun mit rothem und grünem Randsaume. Beide werden in der Regel von den Sätersdalerinnen selbst verfertigt. Die Knie bleiben stets, die Füße und Unterschenkel oft entblößt; die dunkelbraunwollenen Strümpfe sind mitunter über dem Fuße abgeschnitten, die schnabelförmigen Schuhe häufig ganz hübsch aus Holz geschnitzt. Der Kopf ist von einem dunkeln Tuche in der Art der Salzburgerinnen umhüllt, und zum Schmucke dient außer der Spange, welche auch die Männer tragen, eine Brosche in Ringform. Die Röcke sind am obern Ende gekraust, jedoch wird der Gürtel — gewöhnlich von Leder mit Silberschnallen, beim Brylluplstat aus einer Reihe viereckiger, oft vergoldeter, Silberplatten bestehend — an der richtigen Stelle getragen. Ein am Gürtel befestigtes Täschchen und weißwollene, kunstreich bunt gestickte Handschuhe vollenden das Costüm, das mit einer gewissen natürlichen Grazie getragen zu werden pflegt. Im Gebirge, bei der Arbeit, vereinfacht sich die Tracht meist bis auf Hemd und Unterrock.

Beim Schlafen sind, wie dies auch für andere Gegenden von Norwegen bekannt, beide Geschlechter unbekleidet. Sie liegen auf Heu zwischen Schaffellen; da, wo im Gebirge Viele zusammen übernachten müssen, wird in demselben Raume die eine Seite vom männlichen, die andere vom weiblichen Geschlechte eingenommen; jedes derselben liegt unter einer gemeinsamen Decke. Das Haar tragen die Frauen und Mädchen in Zöpfe geflochten. Die Männer haben sämmtlich kurzgeschorene Haare mit Ausnahme der Stirnlocke, welche — als die alte Freiheitslocke der Germanen — stets ungekürzt bleibt. Häufig ist sie geflochten und hinter das Ohr geschlagen, eine Gewohnheit, die gewiß erst das rechte Licht auf die Zöpfe der alten Sueven u. s. w. wirft, welche man doch wohl nur mißverstandener Weise auf dieselbe Stelle versetzt hat, an welcher die Frauenzöpfe sich befinden.

Die Sätersdaler theilen außerdem viele alte Gewohnheiten mit anderen Norwegern; so die ausnahmlose Anrede mit „Du“ sowie den Mangel eigentlicher Vaternamen. Dem Eigennamen wird der Name des Vaters mit angehängtem Sön oder Datter und der Heimathsort hinzugefügt, häufig auch nur das eine oder das andere. Die Leute lieben es, die Anfangsbuchstaben der vier Worte, welche zur vollen Bezeichnung ihrer Individualität gehören, meist recht kalligraphisch in die Balken der von ihnen besuchten Sennhütten einzuschneiden. Diese Schreibweise ist so populär, daß die in byzantinischer Weise auf einem der Skaale ausgeschnittenen Buchstaben JHS uns von dem Gaardbesitzer zu Strömme als „Jesus Herre's Sön“ gedeutet wurden.

Die Mahlzeiten, deren Hauptbestandtheile — wenigstens für die sommerliche Jahreszeit im Thale — wir bereits kennen lernten, werden zumeist mit den Fingern und Gürtelmessern, die man in einer Lederscheide trägt, und ohne Gabeln eingenommen. Die Löffel sind kurz, flach, aus Holz geschnitzt. Gesäuertes Schwarzbrot, ähnlich dem Hamburger, ist Luxusartikel, da der Roggen schon am Byglandfiord nicht

recht mehr gedeiht und über Christiansand importirt werden muß. Im Winter kommt geräuchertes Hammelfleisch zu den Vorräthen hinzu, das wir Sommers nur ausnahmsweise frisch zu essen bekamen; eine nicht unbedeutende Zugabe zu den Wintervorräthen sind eingemachte Waldbeeren und Johannisbeeren, die in den Gärten noch gut fortkommen. Eier hat man hier weniger als in den Küstendistricten; die Hühner sind klein. Enten werden auffallender Weise nicht gezüchtet; man fürchtet stets, daß sie sich den wilden Enten zugesellen. Branntwein wird in Folge der gesetzlichen Einschränkung des Einzelverkaufs überhaupt in Norwegen wenig getrunken, in die ferneren Thäler kam er auch sonst des geringen Verkehrs wegen ziemlich selten. Desto begieriger wird er genossen, wenn er — sei es bei Festen, Hochzeiten, sei es durch Tausch bei den Holzverkäufen und dergleichen — in die Hände der Bauern kommt. Kaffee ist dagegen sehr verbreitet und stets von guter Qualität. Er wird zu jeder Mahlzeit frisch gebrannt und in länglichen Holzschalen mittelst eines hölzernen Rades gepulvert. Das Bier, welches die reicheren Bauern selbst brauen, ist hier im Allgemeinen nicht so gut als in der Gegend von Bergen, namentlich im Hardangerlande, wo man ein obergähriges, starkes, unseren obergährigen Bieren weit vorzuziehendes „Oel“ braut, das die Vorliebe der alten Kämpen für dieses Getränk wohl erklärlich macht; nur ist es von geringer Haltbarkeit, und wird deshalb ziemlich rasch von dem vortrefflichen Lagerbier verdrängt, das man in den größeren Küstenstädten — auch in Christiansand — nach bayerischer Art braut. Taback ist beliebt, wird gekaut und geraucht, letzteres auch von Frauen und Mädchen.

Auf den Sennerniederlassungen ist natürlich das Leben noch einfacher; Milch, Butter, Grütze, gelegentlich ein Fisch oder etwas Kaffee, nebst dem unausbleiblichen Taback — das ist die ganze Reihe der Nahrungs- und Genußmittel. Freilich ist die Sommers im Thale meist ungenießbare Milch hier frisch und gut und reichlich vorhanden, so daß man auch die Grütze mit ihr kocht, was eine wesentliche Verbesserung derselben ist. Aber doch ist es unumgänglich nöthig, sich auf der Reise, deren Strapazen nicht unbedeutend sind, mit Zwieback, Fleisch in Blechbüchsen, Getränken zu versehen, und außerdem immer noch rathsam, Fischgeräthe mitzunehmen. Die Jagd auf Geflügel liefert ebenfalls, wenn man mit Hunden versehen ist, einen sichern Ertrag und sehr schmackhafte Beute; allein das Mitführen der Hunde in der kargen Gegend ist keineswegs ohne Schwierigkeit. Das Fischen ist zwar vom Wetter abhängig, erfordert jedoch verhältnißmäßig wenig Apparate — eine Sammlung künstlicher Fliegen und gute Schnüre ist auf den Seen allenfalls ausreichend, eine Angelruthe aber außerdem leicht mitgenommen — und liefert ebenfalls gute frische Kost, da an Forellen nirgend Mangel ist. Die norwegische Bachforelle, ganz die nämliche Art wie unsere Forelle, ist von feinem Geschmacke, fett und häufig ziemlich groß; sie wechselt übrigens, gleich den hiesigen Forellen, sehr in Farbe der Haut und des Fleisches.

Uebrigens hat das fast wilde Leben im Freien, dessen einzige Sorgen das Warten des Viehes, das Einbringen des ausgezeichneten Bergheues und das Anfertigen von Käse und Butter sind, für diese Naturmenschen seine großen Reize und nicht selten ziehen die Söhne und Töchter der reichen Bauern mit Vorliebe auf die Säter. Hat doch für den Reisenden selbst das Säterleben eine gewisse Anziehungskraft, die freilich nicht selten durch die Beigaben von Schmutz und Ungeziefer gelähmt wird! Mit wahrem Vergnügen erinnere ich mich an ein paar am Strömmesfiord, im Gebirge östlich vom Hauptthal, nahe der Wasserscheide nach dem Topdal, verlebte Tage, wo alle Entbehrungen den Genuß an der wilden, schönen Natur und das Wohlgefallen an der natürlich-gutmüthigen Gastfreundschaft der Säterinnen nicht aufwogen und wir schließlich unter beiderseitigem Bedauern schieden. Ein anderes Mal freilich war die Ueberfüllung der engen Hütte — es lagen 18 Personen in einem Raume von etwa 20 Fuß Länge und weniger als 16 Fuß Breite, von dem zum Glück ein Heuschober abgetrennt war, der uns und unsern Führer aufnahm — schon an und für sich so abscheulich, daß sie jedes Gefühl von Behagen ausschloß.

Wahre Naturmenschen sind diese Sätersdaler durchweg, gutmüthig, treuherzig, gastfrei. Es genügte im Gebirge überall, daß wir uns durch ein paar Worte als Fremde ankündigten und unsererseits Vertrauen zeigten, um bald jede Scheu zu überwinden und selbst eine gewisse Vertraulichkeit anzubahnen. Fragen nach unserer Heimath, nach Beschäftigung, Namen, Alter, nach politischen und socialen Verhältnissen verriethen nicht bloß die Neugier der vom Weltverkehr Abgeschlossenen, sondern auch einen nicht geringen Grad von Auffassungsvermögen und Verständniß. Der dem Nordländer eigene Respect vor gelehrter Bildung zeigte sich auch hier. Insbesondere aber fand ich, daß die den Norwegern eigenthümliche Kälte des Temperamentes bei diesen Alpenhirten, die vermöge ihrer Beschäftigung dem germanischen Urstamme näher geblieben zu sein scheinen, in minder unangenehmer Weise hervortritt. Mehrfach habe ich herzliche Fröhlichkeit oder auch Heftigkeit sich ähnlich wie bei unserm Landvolke äußern sehen, was man sonst bei Norwegern kaum bemerken kann, so lange nicht starke Getränke das träge Blut in Wallung gebracht haben. — Sonderbar genug erinnern auch in dem sehr pronoucirten Dialekte der Sätersdaler einige Eigenthümlichkeiten an das Deutsche.

Das Vieh besteht aus einem kleinen Schlage buntgefleckten Rindviehs, aus grobwolligen, der eigentlich deutschen Race, also auch den Haidschnucken ähnlichen Schafen und aus Ziegen, die denen der Alpen ähneln. Hunde sieht man auffallend wenig, die meisten von kleiner, etwas spitzschnauziger, langhaariger Race, die man versucht sein kann mit den kleinen Hunden der Renthierhirten und den fossilen Hunderesten der Küchenabfälle zusammenzustellen. Auf manchen Sätere waren Hunde entschieden unbekannt; die Kühe verfolgten die zugereisten Hunde gleich Raubthieren. Katzen waren desto häufiger. Schweine, welche so wesentlich für die Schweizer Sennereien sind, führt man nicht; vielleicht aus Mangel an hinreichender Nahrung. Dieser zeigt sich auch durch das Fehlen der gefräßigen Elstern, welche — vielleicht geschont als die Vögel der alten Nornen — in Unmasse die Gaarde in den Thälern umschwärmen. Pferde findet man dagegen viele auf den Gebirgen, wo man sie das nahrhafte Gras frei abweiden läßt. Es ist ein eigenthümlicher Schlag derselben in Norwegen heimisch, der vermöge seiner Eigenschaften eine der größten Wohlthaten für die Bevölkerung ist. Er ist klein, stark, doch geschmeidig, hellfarbig — hellledergelb oder gelbgrau — mit dunkelm Streife über die Mitte des Kopfes, der Mähne, des Rückens und Schwanzes, mit dunkelen Ringstreifen um die unten schwärzlichen Beine. Man schneidet allgemein die Mähne so, daß sie aufrecht steht und daß in ihrer Mitte der Kamm der schwarzen Haare zum Vorschein kommt. Diese Mode, jedenfalls uralt, erinnert an die antiken Bildwerke. Die norwegischen Pferde sind überaus fromm, ja zahm, an ihre Herren attachirt, auch gelehrig, namentlich aber so sicher auf den furchtbaren Pfaden im Gebirge wie sonst kein Thier. Im Thale, wo allerdings die Race leider hier und da gekreuzt ist, sind sie trotz ihrer Kleinheit recht gute Traber.

Noch habe ich von mineralischen Producten das Kupfer-

glaserz und den Kupferkies anzuführen, welche hin und wieder, jedoch sparsam, in den dem Gneis und Glimmerschiefer — namentlich letzterm — zwischengelagerten Quarzpartien eingesprengt vorkommen. Augenblicklich fanden diese Erze keine Verwendung; doch zeugten die verlassenen und mit Wasser gefüllten Schächte und Stollen und die verfallenen Pochwerksgebäude an manchen Orten — z. B. nordöstlich von dem genannten Strömmesfiord — von dem Schaden, der den industriellen Unternehmern aus dem bergmännischen Fieber erwachsen war, welches hier, wie an so vielen Orten, grassirt hat.

Erst am 9. August nahmen wir von unserm Landsmanne Seyppel Abschied und fuhren dem rechten Ufer der uns in prachtvollen Stromschnellen entgegenrauschenden Otteren-Elv entlang durch ziemlich dichten Kiefer- und Fichtenwald; links von uns die schäumenden Sturzbäche und die schwarzen, steilen, fast senkrechten Gneiswände, jenseits des Stromes ebenfalls dichter Wald mit schwarzen Felswänden darüber. Von vielen malerischen Punkten hebe ich nur das an einem grünen Thalhange zwischen zackigen Felsen und an schäumendem Bergwasser sich ausbreitende Hyllestad hervor, hinter dem die Straße sich über den tosenden Fluß auf schwankender Holzbrücke an das linke Ufer begiebt. Bei Valle, dem letzten größern Centralpunkte im Sätersdal, machten wir unweit der Kirche und des Pfarrhofes oder Präste-Gaardes Halt, um welche sich auf 1 bis 2 Stunden Entfernung zahlreiche Niederlassungen gruppiren. Das ganze Kirchspiel hat nach Angabe des Pfarrers (Präst) Blom, der zugleich Probst (Provst) und damit Chef von drei anderen Pfarren ist, etwa 3000 Einwohner. Dieselben gelten noch im Vergleich zu ihren nördlichen Nachbarn, welche schon mehr auf die Erträge der Jagd angewiesen sein sollen, für wohlhabend.

Die Kirche war nett und geräumig und gleich allen neu gebaueten Kirchen mit hell bemalten Brettern verschalt. Diese modernen Holzkirchen sind bei aller Sauberkeit äußerst nüchtern und prosaisch und es ist sehr zu beklagen, daß nicht auch in dieser Richtung sich Anklänge an die frühere Kunst erhalten haben, die sich so originell und effectvoll in den nun schon fast gänzlich verschwundenen alten Holzkirchen bethätigte.

Wir machten die Bekanntschaft des Probstes, Provst Blom, eines hochgebildeten Mannes, der fließend deutsch sprach und sich lange im Auslande aufgehalten hatte; er war ein charakteristischer Vertreter der skandinavischen Geistlichkeit. Den Sectirern seines Kirchspiels, Läsern oder Haugeanern, trat er entgegen, obwohl er einer durchaus strengen kirchlichen Richtung anhing. Sein etwas frostiges, dem norwegischen Nationalcharakter conformes Wesen wurde durch die Innigkeit seiner religiösen Ueberzeugung, namentlich aber auch durch seine mit wahrer Liebenswürdigkeit geübte Gastfreundschaft in angenehmer Weise gemildert. Er war nicht aus dem Sätersdal gebürtig, jedoch schon eine Reihe von Jahren in Valle wohnhaft. Seine Wirksamkeit als Seelsorger schien durch das Grassiren des Sectenwesens in Etwas behindert; eine gewisse Augendienerei, ein geringeres Hervortreten des offenen Charakters der Thalbewohner ist jedenfalls mehr dem Einflusse der Läser, als der strengern Kirchenzucht zuzuschreiben, welche er, wie er erzählte, hier eingeführt hatte; denn die letztere ist dem Volkscharakter doch im Ganzen conform. Dem Auslande gegenüber verhielt sich der würdige Mann gleich vielen seiner Landsleute mehr abwehrend; demzufolge trat er auch mit Entschiedenheit der Auswanderungslust der Norweger entgegen, die freilich zu tief in materiellen Verhältnissen begründet ist als daß dies viel nützen könnte.

Ich verdanke diesem Geistlichen viele interessante Notizen über die Sätersdaler. Die guten Eigenschaften derselben, ihre Gastlichkeit und Gutmüthigkeit, die Kühle des Temperaments, die sie vor vielen Ausschreitungen der Leidenschaften bewahrt, ihre Zähigkeit im Ertragen von Strapazen und von den Unbilden des Klimas — das alles fand in ihm einen beredten Lobredner. Die unehelichen Geburten, so theilte er uns mit, sind trotz des naturwüchsigen Beisammenseins der Geschlechter auf dem Gebirge und trotz „Nattefrieri“, dem „Fensterln“ der Sätersdaler Senner, über das unser Freund Seyppel schwere Klagen führte, äußerst selten; in Valle war in den letzten zwei Jahren nur eine uneheliche Geburt zu verzeichnen gewesen. Dies wäre übrigens völlig räthselhaft, wenn nicht alle diejenigen Geburten für ehelich angesehen würden, bei denen überhaupt eine Heirath der Niederkunft vorangeht. Alsdann wird der Vorfall als ein Vergehen von Brautleuten entschuldigt. Es ist daher erklärlich, daß wohlhabende Mädchen und Töchter von einflußreicheren Familien nie in die Gefahr kommen, durch Geburt eines unehelichen Kindes gebrandmarkt zu werden. Findet eine solche aber statt, so ist die Brandmarkung — oft in grausamer Weise gehandhabt — sichere Folge.

Dagegen hielt unser Freund die Sätersdaler gleich ihren übrigen Landsleuten für berechnend, schlau, verstellungsfähig. Ihren eigentlichen Charakter behauptete er selbst jetzt kaum zu kennen. Die Geisteskräfte der Thalbewohner achtete er bedeutend höher, als die der westlichen Küstenbewohner, welche zwar weniger unwissend, aber weit weniger entwickelungsfähig seien. Diese paradox klingende Behauptung fand ich später vollauf bestätigt. Der Grund davon mag in den ethnologischen Verhältnissen liegen; entschieden sind die Dölen ein unvermischterer germanischer Stamm, als ihre westlichen und nördlichen Nachbarn.

Der Provst ist ein vollendeter Kenner der Volksmusik jener Thäler. Er spielte auf einer kleinen Orgel in ergreifender Weise die schauerlichen, in unbeschreiblich weichen und wehmüthigen Molltönen sich bewegenden Melodien, deren Wiedergabe durch die Kunstmusik wegen des Fehlens eines scharfen Rhythmus immer eine schwierige Aufgabe ist. Noch größer war freilich der Effect, wenn ich in der Felswildniß von einsamen Sängerinnen die Klagetöne ganz kunstlos vortragen hörte. In der That, so überraschend es mir war, mußte ich schließlich einräumen, daß diese Mollklänge die eigentlich zu der norwegischen Gebirgsnatur passenden sind.

Die Verbreitung des Glaubens an Hexerei.

In gebildeten Kreisen lächelt man über den Glauben an Hexenmeister, Hexerei und Hexen, ahnt aber nicht, daß dieser Wahn auch heute noch unter dem Landvolke vielfach verbreitet ist. Allein aus dem Monate August 1874 haben wir von vier Hexenprocessen gelesen, die wir kurz erzählen wollen, um daran einige geschichtliche Nachrichten über eine psychische Seuche zu knüpfen, welche Jahrhunderte hindurch grauenvolles Unheil gestiftet.

Es ist ein wüster, wilder Aberglaube, der in den Köpfen spukt. Zu Jakobo im mexicanischen Staate Sinaloa werden mehrere Leute der Hexerei verdächtigt und die Ortsbehörde läßt unter lautem Jubel des Volkes die Angeschuldigten auf dem Marktplatze verbrennen. Die Bundesregierung schickt aus der Hauptstadt Mexico Commissarien ab, um den ganzen Vorgang zu untersuchen. So geschehen im Juli 1874. Jetzt eben lesen wir in einer Correspondenz des „New York Herald", daß gegen die Behörde und die übrigen Hexenverbrenner nicht eingeschritten werden soll; sie bleiben unbestraft.

Im Dorfe Niedersedlitz dicht bei Dresden wird eine Frau von einer andern beschuldigt, daß sie ihrer Ziege die Milch verhext habe und die angebliche Hexe wandte sich um Genugthuung für den Schimpf an das Bezirksgericht. August 1874.

Weniger harmlos ist das, was wir, einem in Pesth erscheinenden Blatte zufolge, aus zwei Ortschaften in Ungarn zu berichten haben. Auch dort hielt im vergangenen Sommer die Dürre sehr lange an und die Bauern in Dombo zerbrachen sich die Köpfe darüber, was wohl Schuld daran sein könne. Sie brachten endlich heraus, daß die Dürre von vier alten Weibern über ihr Dorf heraufgehext worden sei. Sie schleppten dann sofort die „Hexen" an das hohe Ufer, um sie ohne Weiteres ins Wasser zu werfen und also die Hexenprobe zu bestehen. Nach vielem Bitten und Jammern wurde ihnen gestattet, selber ins Wasser zu gehen, nicht von oben hinunter geworfen zu werden. Alle vier stellten sich dann dicht neben einander und blieben im Wasser bis — Nachmittags wirklich ein schwerer Regen fiel. Aber eben deshalb galt es den Bauern nun erst recht für ausgemacht, daß jene alten Weiber Erzhexen seien. Nun ist die eine wahnsinnig geworden, eine zweite ist fortgelaufen, die beiden anderen halten sich versteckt, um nicht abermals einer Hexentaufe anheimzufallen. Die Domboer Bauern thaten dann noch ein Uebriges, indem sie die Kirchenglocken ins Wasser tauchten, damit der Regen anhalte.

In Kraßnihora fand fast um dieselbe Zeit eine allgemeine Hexentaufe statt. Unter Glockengeläut mußten sämmtliche Frauen und Mädchen des Dorfes sich an den Fluß begeben und ins Wasser gehen, damit man erkenne, welche Hexen seien; diese, so meinte man, würden sicherlich ersaufen. Glücklicherweise ist keine ertrunken. — In einem andern Dorfe, gleichfalls in Ungarn, wurde ermittelt, daß ein Waisenpfleger eine Kirchenglocke gestohlen hat; er ließ sie in seinen Brunnen hinab, damit ihm der ersehnte Regen für seine Felder beschert werde. Man denkt dabei unwillkürlich an den Gesangbuchvers: „Gieb Regen, Herr, und Sonnenschein für Schleiz, Greiz und Lobenstein ꝛc."

Ein in mancher Hinsicht interessanter Proceß über Hexerei kam in der zweiten Woche des August beim Bezirksgerichte zu Zweibrücken in der bayerischen Pfalz zur Verhandlung. Der „Pfälzische Courier" berichtet darüber ausführlich; wir heben das Wesentliche hervor.

Eine Frau Frenzel war von der unverehelichten Margaretha Klein, beide im Dorfe Trulben wohnhaft, verklagt worden, weil sie gesagt hatte, ihr Kind sei von der Klein verhext worden; diese sei eine Hexe. Die Untersuchung ergab Folgendes. Die Frenzel hat ein krankes Kind, dem mehrere herbeigeholte Aerzte nicht helfen konnten. Da kam der Mutter der Gedanke, daß es wohl „von bösen Leuten verhext worden" sei. Um dem „bösen Werk" auf die Spur zu kommen, fuhr sie nach Ixheim, wo ein Hexenmeister wohnt. Diesen zog sie zu Rath und als sie nach Trulben zurückkam, erklärte sie dort, es sei durch denselben „approbirt" worden, daß die Margaretha Klein (ein unbescholtenes Mädchen von 22 Jahren) eine Hexe sei. Das „Approbiren" geschah auf folgende Weise: Der Hexenmeister nahm eine Bibel, legte zwischen die Blätter des Buches einen Schlüssel und die Frenzel mußte denselben mit ihrem rechten Zeigefinger berühren. Sie hatte dabei sämmtliche Bewohner eines jeden Hauses in Trulben der Reihe nach zu nennen. Als sie die Familie Klein nannte, drehete sich der Schlüssel. Der Schlüssel wurde dann gefragt, ober Vater, Mutter oder Margaretha sich „mit Hexerei abgebe". Als der Name der letztern genannt wurde, drehete sich der Schlüssel abermals und also war kein Zweifel mehr, daß Gretel eine Hexe sei.

Dies leuchtete der Frenzel ohne Weiteres ein; sie wollte aber auch gern wissen, von wem die Gretel ihr „Handwerk" erlernt habe und auch darüber brachte der Hexenmeister sie bald ins Klare. Der Schlüssel that abermals seine Schuldigkeit; er drehete sich als der Name der „Großmutter weiblichen Geschlechts" (von mütterlicher Seite) genannt wurde; also war diese die Lehrmeisterin gewesen.

Als nun die Frenzel von Ixheim zurückgekommen war, wusch sie ihr krankes Kind und während sie das that, hörte sie aus ihrem Hof her ein klägliches Geschrei wie von einer Katze. Sie ist überzeugt, daß dasselbe von der nun ermittelten Hexe hergerührt habe. Der Hexenmeister hatte ihr gesagt, er würde die Hexe Margaretha Klein gern in einen Hund oder in eine Katze verwandeln; das dürfe er aber nicht, weil er, als er seine Kunst erlernt, versprochen habe, dergleichen Verwandelungen nicht vorzunehmen!

Nun wurde in Trulben und in den umliegenden Dörfern allgemein erzählt, die Gretel sei eine Hexe und „das bringt sie ihr Leben lang nicht mehr von sich ab." Darauf hin wandte sie sich an das Gericht, von welchem die Frenzel in eine Haftstrafe von fünf Tagen und zu den Kosten verurtheilt wurde.

In Europa kann man keine „Hexe" mehr verbrennen, aber der von Päpsten und der Geistlichkeit der römischen Religion großgezogene und genährte scheußliche Wahnglaube spukt auch heute noch im Hirne des rohen Landvolkes nach. Der sorgfältig gepflegte Aberglaube wuchert in der sogenannten christlichen Welt so plump und frech wie nur jemals im Mittelalter; man denke nur an die stigmatisirten Frauenzimmer, an das Wunderwasser von Lourdes und an die heiligen Knochen.

Hexerei galt für Verrath an Kirche und Kirchenglauben und Ketzern gebührte der Tod auf dem Scheiterhaufen, damit auch ihre böse Seele durch das Feuer vernichtet werde. Von ihnen sollte gar nichts übrig bleiben; sie hatten allen Anspruch auf das verwirkt, was man als Seligkeit und ewiges Leben bezeichnete. Ketzern gegenüber brauchte man keinerlei Rücksicht zu beobachten und die von den Päpsten eingesetzte Inquisition war unablässig in „Förderung der guten Werke". Der Scheiterhaufe hat seine Opfer bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts gefordert. Fünf Secula hindurch hat die Seuche des Wahns gewüthet; dann ist sie so ziemlich verschwunden, ist latenter geworden und tritt heute nur noch sporadisch zu Tage.

Das System des Glaubens an Hexen und Zauberer ist in ein raffinirtes System gebracht worden. Es wird hier am Orte sein zu zeigen, daß mit diesem System auch eine geradezu tolle Sophistik verquickt war, und die nachstehenden Angaben und Thatsachen, welche wir aus einer wirren Masse von Barbareien hervorheben, werden es dem Leser klar machen, bis zu welchen dämonologischen Ungeheuerlichkeiten der Wahnwitz auf Veranlassung und Antrieb der päpstlichen Kirche sich gesteigert hat.

Es galt für selbstverständlich und unbestreitbar, daß Menschen mit dem eben so unbestreitbar vorhandenen Teufel ein

Bündniß abschließen und sich ihm verschreiben können, „pactum facere cum inferno“, denn der Teufel ist „Herr der Hölle“. Der Teufel kann den Menschen plagen, da er, wie schon der heilige Augustin wissen wollte, Kinder zeugt, indem er menschliche Gestalt annimmt; Thomas von Aquino bewies derartige Buhlschaften aus dem Alten Testamente; im Neuen steht allerdings nichts von dergleichen.

Das Volk spricht noch heute von Wetterhexen. Ein protestantischer Pastor Namens Brontius entwickelte im Jahre 1569, daß die Unholde das Wetter nicht machen können. Aber der Teufel weiß, wann ein Unwetter heraufziehen will; dann theilt er es den Hexen mit und sie glauben, von ihm bestrickt, selber daran, daß das Unwetter durch sie veranlaßt worden sei.

Seit Anfang des dreizehnten Jahrhunderts wurden die Hexenprocesse regelrecht geführt. Schon im ersten Viertel desselben sind in Trier viele alten Weiber verbrannt worden, welche leugneten, als Kröten an gewissen Stellen gewesen zu sein oder eine Kröte gesehen zu haben. Die Kröte steht überhaupt vielfach in Verbindung mit der Hexenwirthschaft; das Inquisitonsgericht zu Logroño in Spanien wußte ganz genau und machte in seinen Verurtheilungen öffentlich bekannt, daß der Teufel Jedem, mit welchem er seinen Bund abgeschlossen, die Gestalt einer ganz kleinen Kröte in den linken Augenstern drücke.

Die Jungfrau von Orleans, Jeanne d'Arc, wurde 1431 in Rouen als Hexe verbrannt; heute soll sie vom Papste selig gesprochen werden. Zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts wurden in Frankreich ganze Landschaften der Zauberei und Behexerei für verdächtig erklärt; die Geistlichkeit setzte die Folter in Bewegung und ermittelte, da die „Racker“ nicht lässig am Werke waren, daß 1495 viele Einwohner der Stadt Arras mit dem Teufel Pacte abgeschlossen hätten. Nachdem man sie mit glühenden Zangen gezwickt und ihnen die Gelenke ausgereckt hatte, gestanden sie Alles was man herauspressen wollte und wurden selbstverständlich Alle verbrannt. Der Jubel war groß, daß man „so viele Werkzeuge des Teufels, Zauberer und Hexen“, unschädlich gemacht habe, und es war diesen Verbrannten von keinem Nutzen mehr, daß zwei Jahre später das Pariser Parlament sie für unschuldig und die Hexenrichter für strafbar erklärte.

Dem römischen Papste genügten die früheren Proceduren noch nicht. Innocenz VIII. erließ im Jahre 1484 eine fulminante Bulle, die insbesondere gegen die Hexereien in den Rheingegenden und im südlichen Deutschland wetterte. Dort seien sehr viele Leute vom wahren Glauben abgefallen und hätten sich mit den Dämonen fleischlich vermischt. „Durch Zaubermittel richten sie zu Grunde die Geburten der Weiber, die Jungen der Thiere, die Früchte der Erde, die Trauben der Weinberge, das Obst der Bäume, Menschen, Haus- und andere Thiere, Weinberge, Baumgärten, Wiesen, Weiden, Körner, Getreide und andere Erzeugnisse der Erde; sie ersticken und vernichten dieselben, quälen Männer, Weiber und Thiere mit inneren und äußeren Schmerzen und verhindern die Männer am Zeugen, die Frauen am Gebären.“ Man sieht, daß der Hexenglaube sich auf alles Mögliche erstreckt und daß, dieser Bulle des Papstes zufolge, Jedermann aus jedem beliebigen Grunde für verdächtig gehalten werden konnte. Innocenz VIII. befahl gleichzeitig drei deutschen Mönchen, die Zauberer im Rheinland und Oberdeutschland „auszuspähen und auszurotten“. Die Verfolgungen erstreckten sich, da eine große Anzahl anderer Mönche bei denselben thätig waren, über den größten Theil des deutschen Reiches und man ging dabei ganz methodisch zu Werke.

Der Predigermönch Jakob Sprenger schrieb nach den Anweisungen der römischen Curie und im Sinne der Bulle (Summis desiderantes affectibus) eines der abscheulichsten Bücher, die je von dem wahnwitzigen Hirn eines tollen Fanatikers ausgeheckt worden sind, den „Hexenhammer“, Malleus maleficarum, Köln, 1487, der auch ins Sassisch-Niederdeutsche übersetzt wurde und fortan als Richtschnur, als eine Art von Corpus juris bei den Hexenprocessen diente. Sprenger zählt die verschiedenen Arten der Hexerei auf, entwickelt, weshalb gerade die Weiber der Hexerei vorzugsweise ergeben seien; der Mönch geht ausführlich ein auf die verschiedenen Arten und Wirkungen der Zauberei und zeigt, wie man die letzteren wieder aufheben könne. Er erörtert, wie die Hexen mit dem Teufel buhlen, wie sie Verträge mit demselben abschließen; spricht von Nestelknüpfen, Zauberliedern, Segensprechen und wie man sich schußfest mache. Gegen alles das Böse giebt er als wirksame Mittel an: Beichte und Communion, das Zeichen des Kreuzes, geweihetes Wasser, Salz, Rauch, Amulete und Teufelaustreiben.

Da Hexerei und Zauberei ihm eines und dasselbe bedeuten, da also ein Abfall vom wahren römischen Glauben vorliegt, ist es die Geistlichkeit, welche die Processe gegen die dem Teufel Anheimgefallenen zu führen hat. Sie ist dabei nicht gebunden. Sobald der Geistliche im Gericht vernimmt, daß an irgend einem Orte Hexen seien, darf und soll er sofort seine Inquisition beginnen und Zeugen herbeischaffen. Gegen die Verdächtigen können auch Ketzer gegen Ketzer, Excommunicirte, Hexen gegen Hexen, Kinder gegen Eltern, Geschwister gegen Geschwister zeugen. Wenn die verdächtige Person nicht gestehen will, wird sie zunächst in ein „Drillhäuschen“ gebracht, wo sie so lange gedreht und umhergewirbelt wurde, bis sie mit dem Kopfe nickte. Das galt als vorläufiges Geständniß. Dann kam die Folter. Der Hexenhammer befiehlt, daß den Hexen Weihwasser eingegeben und ein Crucifix umgehängt werde, „damit sie die Folter besser verspüren.“

Nach dieser Methode verbrannte Sprenger in wenigen Wochen zu Constanz und zu Ravensburg 48 Hexen und seine Genossen standen an Eifer ihm nicht nach. Die Hexenpfähle wurden permanent. Die Priester verkündeten, daß die bösen Hexen ihren Sabbath in der Nacht auf den ersten Mai abhalten und gaben ausführliche Beschreibungen wie es auf dem Blocksberge, auf dem Huy bei Halberstadt, auf dem Fichtelberge und anderen Hexenbergen zugehe, wo der Teufel Hof hielt, die Hexen um ihn tanzten und ihm den Theil des Körpers küßten, wo der Rücken aufhört. Die Schilderungen sind so genau, als ob Sprenger selbst bei diesen Feierlichkeiten zugegen gewesen wäre und die Hexenfahrten auf Besen oder Böcken mitgemacht hätte. Die Mönche wiesen dem Volke Hexensalbe vor, durch deren Einreibung die Hexen sich zur Fahrt auf den Blocksberg fähig machen konnten. Sie hatten vom Teufel das Recept dazu erhalten; diese Salbe sei ein Gemisch von Mohn, Nachtschatten, Schierling und anderen Kräutern, zu welchen man das zu Brei gekochte Fleisch junger Kinder als wirksamstes Ingrediens thue. Auch eine sehr unsaubere Materie wurde von den Mönchen dem Volke vorgezeigt, die sogenannte Hexenbutter, welche die Unholde auf ihrem Heimzug auf die Erde hatten fallen lassen. Ueberhaupt spielen in die Hexenprocesse mancherlei unflätige Dinge hinein, deren wir hier nicht erwähnen können.

Die Inquisitoren verkündeten, daß die Hexen verbrannt würden „zu Ehren des dreinigen Gottes“, als welcher in den Büchern Mosis, in denen freilich von einer Dreieinigkeit keine Rede ist, verboten habe, die Zauberer am Leben zu lassen. So war den Mordthaten der Geistlichkeit Thor und Thür geöffnet, denn das Morden galt für religiöse

Pflicht und Schuldigkeit. Aber ein Hauptinquisitor und Werkzeug Roms, Jobst Hocker, erklärte, das Wirken des Teufels sei nothwendig und Gott werde durch dasselbe nicht im allermindesten beeinträchtigt.

Die Hexenseuche spukte aber nicht allein in den Köpfen derer, welche der päpstlichen Kirche angehörten, der Wahnwitz hatte nicht minder die protestantische Geistlichkeit und das ihr folgende und ihr glaubende Publicum umnachtet. Schon in der Zeit des wildesten Fanatismus, in der Zeit des dreißigjährigen Krieges, hatte der Jesuit Friedrich von Spee es gewagt, gegen Hexenverfolgungen und Hexenprocesse aufzutreten; schon im neunten und zehnten Jahrhundert hatten Geistliche, z. B. Burkhardt, Bischof von Worms um das Jahr 1000, den Glauben an Hexen für unbegründet und widersinnig erklärt. Aber noch Thomasius in Halle, der 1701 und 1712 durch seine Schriften diesem Wahne so harte Schläge beibrachte, erklärt, daß es auch ihm große Mühe verursacht habe, sich desselben zu entledigen. Der Teufel freilich blieb immer noch oben. Man disputirte auf protestantischen Universitäten über seine Philosophie (de philosophia diaboli), und zu Rostock, im Lande der Obotriten, wurde in einer Disputation über die Theologie der Dämonen (de theologia daemonum) die Frage: „ob der Teufel Professor der Theologie werden könne“ mit Ja beantwortet.

Bei den Hexenverfolgungen war es auch auf die Confiscirung der Güter abgesehen; theils nahm die Geistlichkeit ihren Antheil, theils die Landesherrschaft, z. B. in Koburg, wo 1628 der protestantische Herzog Johann Casimir in einem Erlasse befahl, die Hexen und Druhten in seinem Gebiete so viel möglich „exterminiren und ausrotten zu lassen, zu gebührlicher, wohlverdienter Strafe, die Reichen mit den Armen und die Alten mit den Jungen nehmen zu lassen.“ Der Schöppenstuhl zu Koburg verkündete als Recht, „daß die Obrigkeit berechtigt sei, in dem Laster der Hexerei die Güter der Condemnirten zu confisciren, und daß an anderen Orten die ob crimen haereseos eingezogenen Güter ganz oder zum halben Theile den Inquisitoribus ad exstirpandos haereticos zugeschlagen werden sollen; es sollte ein Christ dasjenige, was vom Teufel immediat herrührt, zu behalten nicht begehren, sondern selbst der Obrigkeit offeriren, damit solch verflucht Geld zur Ausrottung der Hexerei angewendet werden könne.“

Auch in England und Schottland, wo im siebenzehnten Jahrhundert der Hexenwahn entsetzlich im Schwange ging, und die „Hexenjagd“ allgemein war, wurden dem Hexenjäger Hopkins für jede von ihm ausgewitterte Hexe 20 Schilling Findelohn ausgezahlt. Natürlich fand er Hexen in Menge und lieferte dem Hexenpfahle reiche Beute, 222 Stück im Lauf eines Jahres. Von England aus wanderte die Hexenseuche über den Ocean nach Nordamerika zu den Puritanern in Neuengland, diesen herben, fanatischen Frömmlern. Sie errichteten unzählige Hexenpfähle und eines ihrer hervorragenden Kirchenlichter, Cotton Mather, ließ allein zu Salem in Massachusetts im Lauf eines Jahres 21 Hexen den Tod durch Feuer sterben.

Der berühmte Paracelsus (Bombastus ab Hohenheim), in seinen Tagen eine gewichtige Autorität, verkündete: „Zur Sommerzeit giebt es nicht so viele Fliegen in der Luft als das ganze Jahr hindurch unsichtbare Teufel.“

Die Zahl der Zauberer und Hexen, welche dem grauenhaften Wahne zum Opfer gefallen sind, läßt sich nicht genau ermitteln; jene, die in Frankreich zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts während der Regierungszeit Franz des Ersten verbrannt wurden, hat man auf mehr als 100,000 angegeben. Die Kirche hat Millionen Menschen auf solche Weise geopfert und die Juristen haben ihr mehr als zwei Jahrhunderte hindurch eifrig dabei geholfen. Dann und wann spielt ein grimmiger Humor in diese Abscheulichkeiten hinein. Als in Würzburg eine ganze Schaar von Hexen von den Rackern (d. h. Folterknechten) gezwickt wurde und die Geistlichen, welche dabei die Aufsicht führten, nach Mitschuldigen fragten, erklärten sämmtliche Weiber, daß der Bischof und sein Kanzler zu ihrem Bunde gehören. Darauf hin ließ man sie frei.

Wir ersparen uns alle weiteren Betrachtungen und wollen nur bemerken, daß es die jüngst in Mainz in Acht gethane Civilisation ist, welche der Hexenwirthschaft und den mit ihr verbundenen Grausamkeiten ein Ende gemacht hat, trotzdem der Exzultramontane Joseph Görres noch im Jahr 1836 in seiner christlichen Mystik die Hexenprocesse vertheidigte.

Ein Jesuit, Pater Tanner, rieth dringend an, daß man bei denselben recht vorsichtig zu Werke gehen müsse, damit nicht Unschuldige dem Flammentod überantwortet würden. Dafür versagte man im frommen Tyrol ihm 1632 ein christliches Begräbniß; ohnehin hatte man in seinem Nachlasse einen „haarigen Teufel“ gefunden, den er in ein Glas „gebannt“ habe. Dieser Teufel war freilich nichts anderes als ein in einem Mikroskop aufbewahrter — Floh.

Den armen, unwissenden Indianern zu St. Jacobo in Mexico könnte man eine Verwechselung von Teufel und Floh allerdings zu Gute halten.

Aus allen Erdtheilen.

F. Kanitz wieder in Bulgarien.

F. Kanitz hat, wenn wir nicht irren, nicht weniger als 17 Reisen im sogenannten illyrischen Dreieck unternommen; den Balkan und Bulgarien kennt er so gründlich wie kein Anderer; er hat mit dem größten Eifer und mit der löblichsten Ausdauer seinem Ziele nachgestrebt und ist nun zu einem Abschlusse gelangt. Wir dürfen von ihm über Bulgarien eine nicht minder treffliche Arbeit erwarten wie jene, welche er vor einigen Jahren über Serbien veröffentlichte. Herr Kanitz schreibt uns aus Wien vom 24. October Folgendes:

Mit meiner diesjährigen Reise habe ich meine Forschungen im Balkangebiete abgeschlossen. Die Karte im Maßstabe 1 bis 288,000 ist nun auch vollendet und ich arbeite bereits am zweiten Bande, während der erste unter der Presse ist; dieser wird wohl bis zum März erscheinen können.

Auch die Centralpartie Bulgariens, welche ich in diesem Jahre bereiste, erwies sich als eine wahre terra incognita. Mein Hauptstreben ging vor Allem dahin, die Wasserscheide zwischen den zur Donau und zum Pontus abfließenden Adern richtig zu stellen. Sie rückte bedeutend höher gegen Norden vor und als weiteres Resultat ergaben sich für den bei Rustschuk mündenden Lom vier Quellarme, während unsere Karten deren nur zwei kennen. Einzig in ihrer Art ist in ganz Bulgarien die mäanderartige Spalte, durch welche der vereinigte Lom läuft. Die Scenerie mit ihren mehrere hundert Fuß hohen

Steilmauern ist stellenweise von überraschender Schönheit. Das Jantraquellgebiet erhält gleichfalls zwei neue Wasseradern. Die Dobrutscha erwies sich eigentlich unmittelbar bei der bulgarischen Hauptstadt beginnend; denn östlich des „Varna-Rustschuk-Railway" traf ich, im Gegensatze zu unseren Karten, nur einen einzigen die Donau erreichenden Wasserlauf, die unteren Betten aller übrigen fand ich aber vollkommen trocken, — und dies ungeachtet des an Regen reichen Sommers.

Nach unseren Karten möchte man glauben, daß Centralbulgarien nahezu unbewohnt sei und doch gehört es zu den bevölkertsten Theilen der europäischen Türkei. Des Beispiels wegen will ich Ihnen nur anführen, daß nach meinen Aufnahmen der Kreis Rustschuk 94 Orte zählt, wo Scheda's Karte nur 42 zeigt; der Kreis Tutrokan 43 gegen 15, Rasgrad 144 gegen 41 Orte u. s. w. An den beiden Jantrazuflüssen fand ich 85 Orte, wo auf Kiepert's Karte nur 12 liegen. Zusammen also hier allein schon 366 gegen 110 Orte, und dies abgesehen von den Kreisen Osmanpazar und Eski-Dschumaa, deren Ortezahl sich gleichfalls auf meiner Reise bedeutend vermehrte.

Die Bevölkerung des centralen Bulgariens stellte sich als vorherrschend türkisch heraus, obschon nicht in der totalen Dichtigkeit von Lejean's Angabe in den „Geographischen Mittheilungen". Ich fand hier zahlreiche „Reke", aber kein einziges christliches Kloster. Hier herrscht der Moslim noch uneingeschränkt von allen Neuerungen der „Djauren" und er bemühte sich im Laufe der Jahrhunderte, alle geschichtlichen Monumente zu vernichten. Ich fand bloß außer zahlreichen Tumuli einige alte Castellruinen und nur wenige Inschriften.

Da haben Sie in Kürze einen Blick auf die Resultate meiner diesjährigen Reise, welche allerdings, obschon mühsam genug, des romantischen Reizes einer Polarreise entbehrt. — Vielleicht halten Sie aber auch dieses bescheidene Scherflein zur bessern Kenntniß des uns so nahe liegenden und interessirenden Ostens als erwähnenswerth für die Leser des „Globus".

Die Hungersnoth in Kleinasien.

Der Orient wird seit einigen Jahren schwer heimgesucht. In Persien verhungerten die Leute zu vielen Tausenden, während der Schah seine Diamanten während seines wunderlichen Zuges durch Europa glitzern ließ; dann folgte die Hungersnoth in Ostindien, welche', Dank der Fürsorge der englischen Regierung', leidlich vorübergegangen ist und nicht einmal tausend Opfer gefordert hat. Und während man ein Wiederaufleben der orientalischen Beulenpest befürchtete, sind in Folge des Mangels an Lebensmitteln und der türkischen Wirthschaft weite Strecken Kleinasiens geradezu verödet. Wenn man bedenkt, in wie hoher Blüthe gerade dieses Kleinasien in den Tagen der heidnischen Griechen und Römer stand, so wird man den Wahn, „daß Alles im Fortgange der Geschichte auf Fortschritt hinziele", für kindisch erklären müssen. Der größte Theil des Orientes, gleichviel ob er von Christen oder Mohammedanern bewohnt werde, ist einem höhern Grade von Unbildung und Barbarei verfallen.

Ueber die Noth in Kleinasien geben Berichte von Engländern in Angora nähere Mittheilungen. (— Beiläufig bemerkt, man muß nicht, wie gewöhnlich geschieht, Angōra sprechen, sondern ángŏra; es ist das alte Ancyra. —) Die Gegend, in welcher Hungersnoth herrscht, umfaßt Galatien und Theile von Phrygien und Cappodocien, etwa 40,000 Quadratmiles, mit 2 Millionen zumeist christlichen Bewohnern. Am schlimmsten steht es in Galatien, dessen Hauptstadt Angora ist. Die Ernte von 1873 war schlecht und die türkische Regierung that nichts, um den Folgen, welche sich doch voraussehen ließen, vorzubeugen. Dann kam ein strenger Winter mit hohem Schnee, der die Straßen ungangbar machte, und viel Vieh erlag der Kälte. Die Leute waren genöthigt, das Saatkorn zu verzehren und hatten im Frühjahr nur noch so viel, um den neunten Theil ihrer Felder bestellen zu können. Diese haben jetzt eine gute Ernte geliefert, aber der Betrag reicht auch nicht entfernt aus, um das nöthige Brot zu liefern; mit Hinzunahme von Obst wird man das Leben bis zum Spätherbste fristen können; aber was soll im Winter werden? Die Leute haben kein Getreide, keine Beschäftigung, kein Samenkorn, keine Ochsen zum Pflügen. In der Provinz Angora sind 35,000 Menschen vor Hunger und Krankheiten, die eine Folge der unzureichenden Lebensmittel waren, elendiglich gestorben. In einem Dorfe starben so viele, daß der Pascha Polizeileute schicken mußte, um sie zu begraben; die Leichen wurden in einen alten Brunnen geworfen. Etwa 25,000 Familien sind aus dieser Provinz fortgezogen und in vielen Dörfern ist gar kein Mensch mehr zu finden. Sehr spät hat nun allerdings die Regierung etwas zur Abhülfe des Nothstandes gethan, aber das langt bei Weitem nicht zu. Der Berichterstatter sagt, daß wenigstens eine halbe Million Pfund Sterling erforderlich sei, um nur das dringend Nöthige zu bestreiten; von der türkischen Regierung sei nicht viel zu erwarten, und wenn dieselbe in ihrer Finanzklemme jetzt eben in Europa eine Anleihe aufnehme, so werde sie mit diesem Gelde andere Verpflichtungen erfüllen müssen.

* * *

— Die australische Colonie Queensland verdient Lob. Sie zählt nur etwa 130,000 Bewohner und ihr Parlament hat für den öffentlichen Unterricht nicht weniger als 62.000 Pf. St. jährlich bewilligt, so daß für jeden erwachsenen Mann 2 Pf. St. Schulsteuer entfallen. Der Unterricht ist unentgeltlich und jedes Kind dem Schulzwange unterworfen. Was uns aber besonders verständig und löblich erscheint, ist die Bestimmung, daß „die Schulen frei bleiben sollen und müssen von Sectirerei, Bigoterie und kirchlichem Parteitreiben". Deshalb ist jeder confessionelle Unterricht ausgeschlossen, die Schule hat mit der Geistlichkeit gleichviel welcher Kirche oder Secte gar nichts zu schaffen und dadurch wird Hader und Zank vermieden. Es geht die Schule gar nichts an, zu welcher Secte ꝛc. sich die Eltern der Kinder halten. Sie mögen letztere zu ihren Geistlichen schicken und ihnen dort Unterricht in ihrer respectiven Kirchen- oder Sectenreligion ertheilen lassen; in die Schule gehört dergleichen nicht. — Dieses richtige System, zu dem man in Deutschland noch nicht gekommen ist, wird schon seit längerer Zeit in Holland befolgt und verdient überall befolgt zu werden.

— Die britische Krone hat endlich von den Fidschi-Inseln in der Südsee am 30. September Besitz genommen, also nun doch thun müssen, wozu unser nun verstorbener Landsmann Berthold Seemann so dringend rieth. Wäre sie seinem verständigen Rathe gefolgt, so hätte jenem Archipelagus, der eine so herrliche Weltlage hat, viel Unheil erspart werden können. Wir kommen gelegentlich auf den Gegenstand zurück.

— Die Schulden des Bundes, der einzelnen Staaten, der Städte und Gemeinden in den Vereinigten Staaten von Nordamerika stellen sich gegenwärtig auf etwa 3200,000,000 Dollars. Diese Angabe hat jüngst der Sprecher des Repräsentantenhauses, Blaine, gemacht.

— Im Napa-Thale, Californien, liegt die „Stadt" Pine Flat; sie hatte am 1. September 16 Wohnhäuser, von denen nicht weniger als 7 „Salons" sind, d. h. Branntweinschänken. — San Francisco erfreut sich einer hoffnungsvollen Jugend, insbesondere der „Embryo-Einbrecher". Am 23. September wurden am hellen Nachmittag in der Unionstraße neun Knaben verhaftet, weil sie in ein Kandisgewölbe eingebrochen waren. — In der Stadt Helena in Montana scheint das Brandstiften methodisch betrieben zu werden und die Bewohner fühlen sich sehr beunruhigt. Am zweiten Sonntag im September wurden nicht weniger als vier Versuche gemacht, die Stadt in Brand zu stecken.

— Die Sparbanken in San Francisco. Eine der interessantesten Erscheinungen in San Francisco sind die Spar-

banken. In denselben sind über 50 Millionen Dollars deponirt, und es wird kaum eine Stadt in der Welt geben, die verhältnißmäßig eben so viel Geld in den Sparbanken hat. Der größte Theil dieses Geldes gehört Handwerkern, Arbeitern, Clerks, Knechten und Mägden ꝛc. und repräsentirt deren Ersparnisse. Handels- und Geschäftsleute legen ihr Geld entweder in Geschäften oder in anderen Banken an. Die Gesammtsumme der in den Sparbanken San Franciscos deponirten Gelder würde hinreichen, für zehn Handelsbanken erster Classe das nöthige Capital zu liefern.

— Die Sahara wird nicht in einen See verwandelt werden. Bekanntlich hat Herr von Lesseps sehr ausführlich nachzuweisen gesucht, daß eine solche Umwandelung verhältnißmäßig leicht und ohne übermäßige Kosten ins Werk zu setzen sei, und es ist dann viel über den „Sahara-Ocean" hin und her gesprochen worden; die Linie ward vorgezeichnet, jeder Zweifel galt für unstatthaft. Man erörterte schon, welche Einwirkungen dieses Binnenmeer auf die klimatischen Verhältnisse Europas üben werde. Nun hat aber jüngst ein französischer Ingenieur aus Algier gethan, was Herr von Lesseps hätte thun sollen, ehe er in die Posaune blies. Derselbe ist nach Tunis gekommen und hat die Kette von Seen und Lachen untersucht und vermessen, welche benutzt werden sollten, um Wasser aus dem Mittelländischen Meere in die Sahara zu leiten. Dabei hat sich nun ergeben, daß diese Seen nicht, wie Lesseps behauptete, niedriger als das Mittelmeer liegen, sondern höher. Ein Canal würde also lediglich die Binnenseen entwässern, aber kein Wasser in die Sahara leiten können. Und falls das Project überhaupt ausführbar wäre, würde es einen Kostenaufwand von mehr als 80 Millionen Thalern erfordern. Lesseps hat mit seinen neuen Projecten kein Glück, da ja auch, wie unsere Leser wissen, aus seiner Eisenbahn über das Karakorumgebirge und den Himalaya nichts wird.

— Das Project der centralasiatischen Eisenbahn des Herrn v. Lesseps ist nun, wie von russischer Seite amtlich erklärt wird, völlig aufgegeben. Die Russen hoffen, dem Amu Darja sein altes, so lange verlassenes Bett wieder eröffnen zu können und sie würden dann vom Ostufer des Kaspischen Meeres aus einen bequemen Weg nach Turkestan haben.

— Daß das Volk in China den Eindringlingen aus dem Abendlande nichts weniger als freundlich gesinnt ist, wissen wir längst; die Regierung aber, welche jetzt große Rüstungen gegen Japan trifft, nimmt viele weiße Abenteurer in ihren Dienst. Nun wird aus Schanghai vom 31. August Folgendes gemeldet. Unter den kaiserlichen Truppen zeigt sich ein meuterischer Geist, auch deshalb, weil sie schlecht ernährt werden, der Sold im Rückstande ist und die Offiziere, wie landesüblich, betrügen. Sie haben auch keine Lust, sich mit Japanern zu schlagen. In Tientsin, dem Hauptquartier des Oberfeldherrn Li hung tschang, war ein Plan zum Ausbruch einer Meuterei entworfen worden. Die Truppen wollten in Masse die Fahne verlassen, Tientsin ausplündern, alle dort befindlichen Fremden massacriren und Stellung gegen die Truppen nehmen, welche etwa geschickt würden, um sie anzugreifen. Die Sache hätte allerdings gefährlich werden können, die Verschwörung wurde aber entdeckt und zwar dadurch, daß ein paar Tage vor dem anberaumten Ausbruche der Revolution ein Brief in die unrechten Hände gelangte. General Li hung tschang ließ sofort die Rädelsführer verhaften und ohne Weiteres köpfen. Aber viele Soldaten hatten reißaus genommen und in Tientsin war man noch in Besorgniß über die Dinge, welche kommen würden.

— Die Kuliverschiffung aus Indien nimmt ihren Fortgang. Im Julimonate sind von Calcutta aus 1440 Personen befördert worden, davon 418 nach Natal an der Südostküste Afrikas und 1020 nach Mauritius im Indischen Ocean. Früher gehörten die Kulis vorzugsweise den Küstenlandschaften an; es ist deshalb bemerkenswerth, daß von den eben erwähnten 624 aus Behar und 615 aus den Nordwestprovinzen kamen.

Der Vorübergang der Venus vor der Sonnenscheibe am 9. December 1874 *).

Wir entlehnen den „Blättern für literarische Unterhaltung" die nachfolgende, von Heinrich Birnbaum verfaßte Besprechung des unten angezeigten Werkes. „Das ist eine vortreffliche Schrift. Sie behandelt einen sehr wichtigen Gegenstand auf eine eben so eingehende als anziehende Weise, und zwar nicht bloß für die Gelehrten von Fach, sondern auch für jeden Gebildeten überhaupt. Der Vorübergang der Venus vor der Sonnenscheibe ist verhältnißmäßig ein seltenes Ereigniß. Von den jetzt lebenden Astronomen hat dasselbe bisher keiner erlebt; und wenn uns auch das Glück bevorsteht, in unserm Jahrhundert diese Himmelsbegebenheit noch zweimal — in diesem Jahre und 1882 — beobachten zu können, so wird sie doch für das nächste ganze Jahrhundert gar nicht wahrnehmbar sein. Aber nicht bloß die Seltenheit ist es, welche uns dies Ereigniß interessant und bedeutungsvoll macht, sondern auch die davon abhängige genauere Bestimmung der Entfernung der Erde von der Sonne. Die Sache ist also auch praktisch wichtig. Darin liegt der Grund, daß ohne Ausnahme alle Culturstaaten und Völker der ganzen Erde eine rühmliche Bereitwilligkeit an den Tag gelegt haben, die pecuniären Mittel zu bewilligen, welche die dabei nothwendigen Expeditionen von Gelehrten und Künstlern erforderlich machen, und daß die Männer von Fach schon seit längerer Zeit ihren Scharfsinn angestrengt haben, um die zweckmäßigsten Methoden und Instrumente zum Beobachten herauszuklügeln. Man will der so hochstehenden Astronomie des 19. Jahrhunderts möglichst gute Gelegenheit geben, ihr Wissen und Können zu bewähren. Es ist dies eine Ehrensache geworden, welche die Gelehrten des 18. und 17. Jahrhunderts auf uns vererbt haben. Seitdem Halley, der große Kometenberechner, den astronomischen Zeitgenossen gezeigt, wie man die Durchgänge der beiden unteren Planeten Venus und Mercur benutzen könne zur Bestimmung der Sonnenparallaxe, hat man diesen Gegenstand nie wieder aus dem Auge verloren, sondern ihn immer schärfer und eingehender auszubilden gesucht. Man will das Vollkommenste leisten.

Ueber alle diese historischen Punkte giebt das Buch sehr befriedigende Belehrung und geht dann an die Lösung seiner Hauptaufgabe, wobei es allerdings stets eingedenk bleibt, so wenig wie möglich mathematisches Wissen vorauszusetzen, jedoch auch nicht unterläßt, durch einige Fingerzeige darauf hinzuweisen, wie man mit Hülfe der Geometrie und Trigonometrie schärfere Beweise für diese Resultate führen könne. Um aber nicht abzuschrecken, bringt es solche Winke immer nur sehr bescheiden in Form von Anmerkungen und Zusätzen an. Man erkennt daraus, daß der Verfasser sich gern herabläßt, allen denkenden Lesern leicht faßlich zu bleiben, obgleich er selbst in seiner Bildung auf der Höhe der Wissenschaft steht. In der Einleitung wird zunächst die Sonne im Allgemeinen besprochen, dann der Uebergang gemacht zur Zerlegbarkeit ihrer Strahlen in das Farbenspectrum, zur Spectralanalyse und Photographie, auch die Geschwindigkeit des Sonnenlichts und die Eigenbewegung des großen Sonnenkörpers zum Verständniß gebracht. Darauf ist von der Parallaxe die Rede und von den verschiedenen Methoden ihrer Bestimmung bei der Sonne. Ebenso wird auch zuerst die Venus für sich besprochen und dann ihre Beziehung zur Erde und der Sonne in Hinsicht ihrer Lage und Bewegung dargestellt. Nun erst kommt die Rede auf den Vorübergang der Venus vor der Sonnenscheibe, wobei Kepler's Berechnung für den 6. December 1631 den Anfang bildet. Nachdem noch von dem Vorübergang von 1639 eine kurze Mittheilung gemacht worden, kommt die weltberühmte Anweisung Edmund Halley's, wie ein solcher Durchgang zur genauen Bestimmung der Sonnen-

*) Der Vorübergang der Venus vor der Sonnenscheibe am 9. December 1874 und die Bestimmung der Entfernung der Sonne. Gemeinfaßlich dargestellt von F. Schorr. Mit in den Text eingedruckten Holzschnitten und einer Tafel. Braunschweig, Friedrich Vieweg und Sohn. 1873. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

parallaxe benutzt werden könne, zur Betrachtung. Bei dieser Gelegenheit werden alle wesentlichen Punkte zum klaren Verständniß gebracht und speciell die Vorübergänge von 1761 und 1769 besprochen. Der Vorübergang von 1874 verlangt nun eine eingehendere Untersuchung. Es wird die Berechnung a) für den Mittelpunkt der Erde, b) für die Oberfläche derselben in Bezug auf die Oerter, welche die Erscheinung zuerst und zuletzt sehen, c) für 155 Oerter Asiens, Australiens, Afrikas und Europas sowie für einige bedeutende Inseln, endlich ein Verzeichniß numerischer Ausdrücke zur Berechnung der Hauptmomente des Vorübergangs für das östliche Sibirien, das Amurgebiet, die Küste der Mandschurei, der Halbinsel Korea, die Kurilen, die japanischen Inseln, China, Hinterindien, Ostindien, Australien und den mittlern Theil Sibiriens, der nur den Austritt sieht, vorgeführt und erklärt.

Wir wollen für einige Mittheilungen dem Verfasser selbst das Wort geben und wählen dazu eine Stelle, welche die Halley'sche Methode darstellt, aus dem Venusdurchgange durch die Sonnenscheibe die Entfernung der Sonne von der Erde zu bestimmen:

„Man denke sich zwei Beobachter, die den Abstand eines sehr entfernten Gegenstandes, z. B. eines Kirchthurms, ermitteln wollen. Derselbe liegt ihnen gegenüber jenseit eines Flusses, der parallel der Verbindungslinie der von den Beobachtern erwählten Standpunkte läuft. Liegen nun die Beobachtungsörter so vertheilt, daß der eine links, der andere rechts von jenem Thurme sich befindet, dann wird auch ihre Entfernung von einander als bekannt angesehen werden können. Nimmt man dieselbe beispielsweise 2000 Fuß an und stellt sich vor, daß ein Dampfschiff auf dem Flusse von der linken nach der rechten Seite fährt, so werden die Beobachter die Bedeckung des Thurms von denselben zu verschiedenen Zeiten wahrnehmen. Bemerkt der zweite Beobachter diese Bedeckung 2 Minuten später als der erste, so wird, wenn man die Geschwindigkeit des Dampfschiffs 700 Fuß in einer Minute annimmt, die auf dem Flusse zurückgelegte Länge 1400 Fuß betragen. Es verhält sich auch hiernach der gesuchte Abstand des Kirchthurms von den Beobachtern oder von der die Beobachtungsörter verbindenden Linie zu dem Abstande desselben von dem Flusse wie 2000 : 1400. Hierauf kann man auch das Verhältniß der Entfernung des Thurms von jener erwähnten Verbindungslinie der Beobachtungsörter zur Entfernung des Flusses von derselben ableiten; dasselbe ist 2000 : (2000 — 1400) oder wie 2000 : 600, welches dem wie 10 : 3 entspricht. Da wir aber die Entfernung des Flusses von den Beobachtern oder ihrer Standlinie auf irgend eine Weise messen können, so wird auch die Entfernung des Thurms bekannt sein. Es giebt noch eine zweite Art, diese Entfernung zu bestimmen, wenn der Winkel bekannt ist, der, vom Thurme gesehen, in den beiden Beobachtungsörtern enthalten ist. Derselbe ist indeß leicht zu ermitteln, namentlich für denjenigen, der mit den leichtesten Sätzen der Geometrie bekannt ist. Wenden wir das Ebengesagte auf die Bestimmung der Entfernung der Sonne an, so können keine Schwierigkeiten sich finden, um ein ähnliches Verhältniß zwischen dieser Entfernung von der Erde und der des vorübergehenden Planeten Venus von derselben zu ermitteln."

Man erkennt sogleich, daß hierbei der Thurm die Sonne vorstellen soll, das Dampfschiff die Venus und die beiden Beobachtungsörter Punkte auf der Oberfläche der Erde, und daß der Winkel von der Sonne aus gesehen durch die Zeit zu finden ist, welche der Planet während der Dauer seines Vorüberganges nöthig hat. Indeß so leicht wie die Sache hier dargestellt wird, ist sie bei der wirklichen Bestimmung der Entfernung oder der Sonnenparallaxe denn doch nicht. Auch weiß dies der Verfasser seinen Lesern recht gut zum Verständniß zu bringen. Wir sind aber mit ihm einverstanden, daß man bei einer populären Darstellung gut thut, die Sache zuerst in ihrer größten Einfachheit anschaulich und begreiflich zu machen, um dann erst nach und nach die verwickelteren Verhältnisse hinzuzufügen. So deutet er die periodische Wiederkehr des Ereignisses erst einfach durch die Zahl der dazwischen verfließenden Jahre mit 8, 105½, 8, 121½ an, was ein leichtes Mittel an die Hand giebt, die ungefähre Vorausbestimmung zu machen und zu verstehen, und versucht dann auch die Ursache zum Verständniß zu bringen. War also der letzte Durchgang 1769 den 3. Juni und der Cyclus der Periode bei 105½, so fällt die Wiederkehr auf 1874 Anfang December, die folgende auf 1882 Anfang December, die dann kommende auf 2004 in den ersten Tagen des Juni, worauf die Periode wieder durch 8, 105½, 8, 121½ hindurchgeht und so fort. Es wird auch nicht versäumt, eine genau berechnete Tabelle der künftigen Wiederkehr mitzutheilen. In ähnlicher Weise bespricht der Verfasser alle nur irgendwie bedeutsamen Momente des Ereignisses. Zum Schluß berührt er nochmals die Hauptpunkte der Wichtigkeit des diesjährigen Durchganges:

„Es ist keine imposante Erscheinung, wie sie eine totale Sonnenfinsterniß oder der Anblick eines großen Kometen am nächtlichen Himmel gewährt, aber sie giebt zum weitern Nachdenken Veranlassung, wie es nach vielen Jahrhunderten der beharrlichsten Bemühungen dennoch dem schwachen Menschen — dem Sohne des Staubes von kurzer Lebensdauer — gelungen ist, auch den weiten Raum zu messen, der ihn von dem großen Sonnenkörper trennt und ihm den Maßstab nicht allein für dieses Sonnensystem liefert, sondern auch für diejenigen jenseit der Grenzen desselben, für das unendliche Universum, wo Sonnen um Sonnen ohne Zahl nach den ihnen vom Weltschöpfer bestimmten Gesetzen in ihren Bahnen sich bewegen."

Zu solchen begeisterten Aussprüchen kommt indeß der Verfasser nur selten; er bewahrt meistens eine ruhige, einfach belehrende Haltung, was dem Leser nur angenehm sein dürfte, da man hier keine sentimentalen Ergüsse, sondern nüchterne Verstandesnahrung erwartet.

In den Nachträgen werden specielle Mittheilungen für die Gelehrten gegeben, z. B. über die Bestimmung der Aberrationsconstante aus der Foucault'schen Lichtgeschwindigkeit, Beobachtungen der ersten innern Berührung oder des zweiten Contacts während des Vorüberganges von 1769, über die Bemühungen der Photographie, astronomische Abbildungen zu liefern:

„Beim bevorstehenden Vorübergange könnte das photographische Verfahren der Astronomie wichtige Dienste erweisen, denn es ist nur erforderlich, für eine bestimmt angegebene Zeit eine kleine, schwarze Kreisfläche — die Venus — und einen Faden — den Spinnenfaden des Abweichungskreises — abzubilden. Doch man kann die Frage anstellen, werden die Beobachter an weit entfernten Beobachtungsstationen Refractoren von größeren Dimensionen mit sich führen und dort aufstellen? Dieses ist wohl nicht zu erwarten, während kleinere Fernröhre, mit dem photographischen Apparate vereinigt, nicht gelungene und zuverlässige Abbildungen hervorbringen. Man kann demnach gute Photographien des gegenwärtigen Vorüberganges von den Sternwarten Asiens, Batavia und Madras, erwarten; denn diejenigen Australiens — Paramatta, Sydney und Melbourne — sehen die Sonne zu jener Zeit beinahe im Zenith und sind nach der von Hansen berechneten Lage der isosthenischen Linien für diesen Welttheil zur genauen Berechnung der Parallaxe nicht geeignet."

Inhalt: Georg Schweinfurth's Reisen in Inner-Afrika. II. (Mit drei Abbildungen.) — Der Schakal. (Mit drei Abbildungen.) — Eine Wanderung im südwestlichen Norwegen. Von Dr. D. Brauns. III. (Schluß.) — Die Verbreitung des Glaubens an Hexerei. — Aus allen Erdtheilen: F. Kanitz wieder in Bulgarien. — Die Hungersnoth in Kleinasien. — Verschiedenes. — Der Vorübergang der Venus vor der Sonnenscheibe am 9. December 1874. — (Schluß der Redaction 31. October 1874.)

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage, betreffend: Prospect, „Das Reich der Luft. Von Wilhelm Schütte." Verlag von Friedrich Brandstetter in Leipzig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXVI. № 20.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 4 Thlr. Einzelne Nummern 5 Sgr. — 1874.

Georg Schweinfurth's Reisen in Inner-Afrika.

III.

Der Reisende hatte den Bachr el Ghasal erreicht. Was die Schiffer so nennen, bezeichnet nur die Wasserstraße bis zum Ende ihrer Schiffbarkeit, nicht einen Strom im hydrographischen Sinne, denn als solchen müßte man eher den Bachr el Arab oder den Bachr el Djur nennen, da diese beiden zu seiner Entstehung Anlaß geben. Erst mit der Mündung des Arab beginnt eine meßbare Strömung sich merkbar zu machen, und Schweinfurth hält, nach den im fernen Westen eingezogenen Erkundigungen, diesen Bachr el Arab für den Hauptstrom; denn noch 300 Meilen oberhalb seiner Mündung zeigte er sich als ein Strom, der zu jeder Jahreszeit mit Booten befahren werden kann.

Am 22. Februar 1869 war der Halteplatz aller Bachr-el-Ghasal-Fahrer, die Meschera, erreicht, Port Reck unserer Karten, weil diese Haltestelle im Gebiet der Reck liegt, eines Dinkastammes. Vor 1854 ist der Gazellenstrom nicht befahren worden; der erste welcher dorthin kam war der Chartumer Kaufmann Habeschi, welchem dann zwei Jahre später Consul Petherick folgte, über dessen Erlebnisse wir früher im „Globus" ausführlich berichtet haben. Schweinfurth hatte von Chartum aus 30 Fahrtage gebraucht; er meint aber daß die Strecke bis zur Meschera auch in 20 Tagen zurückgelegt werden könne. Als er ankam lagen achtzehn Barken der Chartumer dort.

Sein Aufenthalt verzögerte sich bis in den März hinein, weil er die Ankunft der Träger erwartete, welche ihn nach der Seriba der Ghattas befördern sollten. Der Aufenthalt in dem tückischen Sumpfklima war gefährlich; man kann ohne Uebertreibung behaupten, daß die Hälfte aller Reisenden, welche sich in dasselbe hineinwagten, dem Fieber erlegen ist.

Die Eingeborenen jener Gegend gehören zu der weit verbreiteten Völkerfamilie der Dinka, deren äußerste Vorposten nach Osten hin bis an die Grenze des obern, Aegypten unterworfenen Sennar reichen. In der Nähe der Meschera wohnt der Stamm der Lao, und eine alte Frau aus demselben, die Schol hieß, spielte gewissermaßen den Häuptling in der Meschera. Sie war oder ist unermeßlich reich an Rindern und würde von den Nubiern längst ausgeraubt worden sein, wenn diese nicht in die Nothwendigkeit versetzt wären, an einem so wichtigen Platze mit den Umwohnern ein gutes Einvernehmen und Frieden aufrecht zu erhalten. Jetzt liegen ihre Barken dort sicher und brauchen keinen Ueberfall zu besorgen.

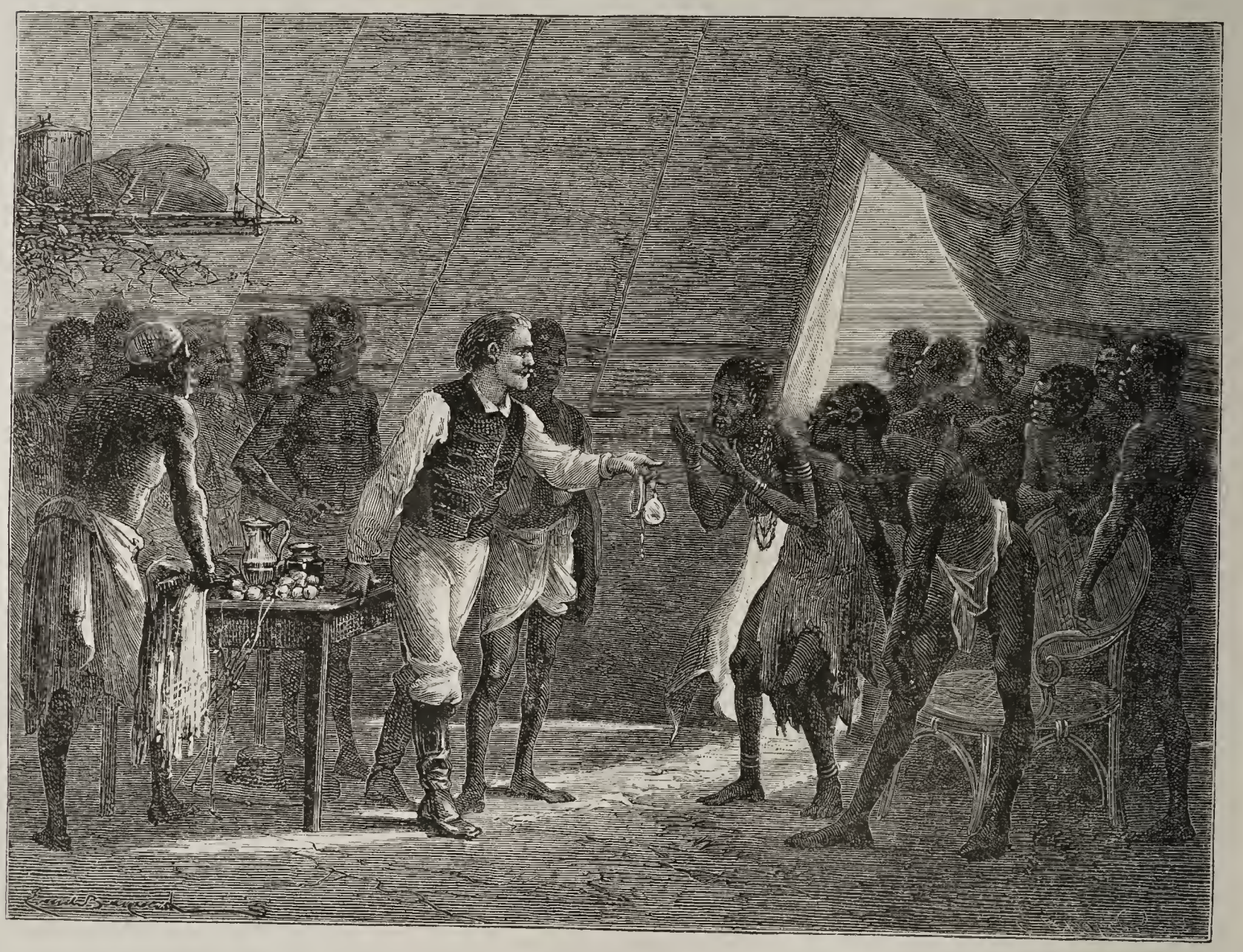
Die „alte Schol" kam gleich am ersten Tage auf die Barke Schweinfurth's, welchen sein nubischer Diener für einen Bruder der „Signora" Tinne ausgegeben hatte; diese war 1863 in der Meschera. Der Reisende entwirft folgende Schilderung: „Worte reichen nicht aus, um ihre Häßlichkeit zu schildern. Ein nacktes, von runzelig zäher Negerhaut umhülltes, wackelndes und geknicktes Beingerüst, zahnlos, mit dünnen, schmierigen, fettgetränkten Haarsträngen, um die Lenden einen Schurz von gleichfalls fettgetränktem Schafleder, dessen Kanten mit weißen Glasperlen und Eisen-

ringen umsäumt waren. An Hand- und Fußgelenken ein Arsenal von Eisen-, Kupfer- und Messingringen, stark genug um einen Verbrecher damit an die Mauer eines Gefängnisses zu schmieden, um den Hals schließlich Ketten von Eisen, Lederstränge, Schnüre mit Holzkugeln und Gott weiß welchen Plunder aus alten Rumpelkammern — das war die alte Schol." Ein ehemaliger Dinkasklav, jetzt Soldat, spielte den Dolmetscher. Er begann das Lob der Alten zu verkündigen und die Menge ihrer Rinder zu preisen, deren sie wohl an die dreißigtausend habe.

Höchst eigenthümlich waren die häuslichen und Familienangelegenheiten dieser Frau im Verhältnisse zu ihrer einflußreichen Stellung und ihrem Reichthum. Nach dem Tode ihres Mannes hatte sie einen Sohn des letztern aus anderer Ehe zum Prinz-Gemahl erhoben. Derselbe hieß Kurdjuck und auch er besuchte unsern Landsmann. Seiner Frau Mutter gegenüber war er an Einfluß und Reichthum eine Null, aber dennoch terrorisirte er sie unerhört, prügelte sie, die seine Frau und Stiefmutter war, auf das Brutalste, obwohl sie nie anders als mit einer Art Knute oder neunschwänzigen Katze in der Hand auszugehen pflegte.

Am 26. Februar kam die alte Schol in Schweinfurth's Zelt; sie hatte erfahren daß die ihr zugedachten königlichen Schätze dort bereit lägen. Wir lassen ihn selber erzählen.

„Sie trug diesmal ein ganz anderes Costüm, d. h. sie hatte aus ihrem unerschöpflichen Arsenal von Ringen, Ketten und Stricken lauter neue Gegenstände hervorgesucht, um sich zu schmücken. Ich hatte Alles zum festlichen Empfange



Besuch der alten Schol bei Dr. Schweinfurth.

hergerichtet, um bei ihr eine eben so vortheilhafte Erinnerung zu hinterlassen wie Fräulein Tinne. Da sind Perlen so groß wie Eier, in diesen Landen noch nie gesehen; da schwere Steinkugeln, grüne und blaue aus Indiens mythischen Gefilden. Für wen sind sie? Für die Schol! Da eine Stahlkette. Wem wird sie gehören? Der Schol. Dieser königliche Stuhl von Strohgeflecht, wer wird auf ihm thronen? Die Schol! Und nun die Krone von Allem, dieses Riesenmedaillon von Bronze, vom Jubiläum eines deutschen Professors herrührend, an güldener Messingkette um den Hals zu tragen. Alles für die alte Schol! Sie war in der That gerührt, besonders machte das Medaillon, das auch von allen Schiffern und Soldaten bewundert wurde, einen tiefen Eindruck auf ihr Herz. Als Gegengeschenk erhielt ich eine Kalebasse voll Butter, eine Ziege, ein Schaf und einen prachtvollen Bullen von einer sonderbaren, völlig hornlosen Race."

Am 25. März konnte Schweinfurth von der Meschera aus die Wanderung ins Innere antreten, und noch vor Einbruch der Regenzeit der dumpfen Sumpfluft und der nächtlichen Mückenplage den Rücken kehren. Die Karawane zählte etwa 500 Köpfe, wovon 200 bewaffnet waren; mit einer solchen Macht hätte man unangefochten die größten Staaten Centralafrikas durchziehen können. Der Reisende verschmähete es, auf schlechtgesattelten Eseln zu reiten und verließ sich auf die Ausdauer seiner eigenen Füße. Indem er ging, konnte er besser beobachten, Pflanzen sammeln und Notizen machen. So begann er die Wanderungen, welche

sich im Laufe von zwei und einem Viertel Jahre auf eine Ausdehnung von über 2000 Meilen erstreckte, ausschließlich zu Fuß; denn in jenen Ländern gab es weder Kameele noch Esel, kein Ochsengespann und keine Sänftenträger. „Das einzige Thier welches mit Erfolg nutzbar gemacht und mit dessen Hülfe allein Centralafrika der Cultur erschlossen werden könnte, der Elephant, wird ausgerottet mit Feuer und Schwert. Und das nur zu dem Zwecke um uns Culturmenschen einen Artikel zu verschaffen, aus welchem wir nutzloses Spielzeug anfertigen, und Europäer kommen noch, den Wilden mit bösem Beispiel voranzugehen."

Der Reisende befand sich nun unter den Dinka und seine Beziehungen zu diesem „seltsamen Hirtenvolke" waren in den folgenden zwei Jahren auch im tiefsten Innern selten unterbrochen; so lange er die Seriba des Ghattas bewohnte dienten ihm Dinka als Kuhhirten, versorgten ihm die Küche und sowohl im fernsten Osten wie Westen trat er mit ihnen häufig in Verkehr. Er lernte nur die westlichsten Stämme kennen, diese aber, wie seine Schilderungen zeigen, gründlich.

Diese Dinka haben wenig über mittlere Körperhöhe (1,74 Meter bei 26 gemessenen Individuen). In ihrer Statur zeigen sie als Sumpfmenschen dieselbe Langschnittigkeit der Gliedmaßen wie die Nuehr und Schilluk. Am auffälligsten prägen sich die knochigen, sehnigen Körperlinien in den horizontal gestellten und eckig abfallenden Schultern aus; ein langer, an der Basis etwas verschmälerter Hals entspricht dem stets in einem spitzen Hinterkopfe gipfelnden Haupte, das, im Allgemeinen flach, einen hohen Grad von

Dinka.

Schmalköpfigkeit aufweist, verbunden mit stark entwickelter Prognathie. Die Dinka zählen zu den am dunkelsten gefärbten Racen, aber die tiefe Schwärze der Haut läßt deutlich einen braunen Ton erkennen, sobald sie von Asche gesäubert ist, die Haut schimmert dann wie braunschwarze Bronze. „Der angeblich bläuliche Schimmer der Negerhaut beruht auf Einbildung und ist lediglich als Reflex des blauen Himmels zu betrachten. Das kann man mit gutem Gewissen sagen." Die Nasenform ist großen Schwankungen unterworfen; nach unseren ästhetischen Begriffen sind die Männer meist wohlgestalteter als die Frauen gleichen Alters. Einigermaßen einnehmende Gesichtszüge, um nicht zu sagen menschliche, sind selten; unaussprechlich häßliche Fratzen, gehoben durch ein Grimassenspiel, bei welchem die kurzen Augenbrauen häufig mitwirken und den an und für sich geringen Raum zwischen ihnen und dem Beginne des Haarwuchses auf ein Minimum reduciren, verleihen der großen Mehrzahl einen affenartigen Ausdruck der Physiognomie. Doch fehlt es auch nicht an Ausnahmen. Das Haar wird meist kurz geschoren, indem man auf der Höhe des Scheitels einen Schopf stehen läßt, der gern mit Straußfedern geziert wird, um den Reihertypus nachzuahmen *).

*) „Nirgends in der Welt scheint sich das Gesetz der Natur, demzufolge gleiche Existenzbedingungen analoge Formen unter den verschiedensten Classen des Thierreichs hervorzurufen vermögen, mehr zu bewahrheiten als hier. Daß Menschen und Thiere in vielen Gebieten, deren physikalische Beschaffenheit sie in grellen Gegensatz zu den Nachbarländern stellt, etwas Gemeinschaftliches in der Summe ihrer Merkmale und eine gewisse Harmonie in ihrem Charakter darbieten, läßt sich nicht bezweifeln.

In Allahabad am Ganges.

Als Cantonnements bezeichnen die Engländer die von Europäern bewohnten Ortschaften in Indien, welche neben den alten indischen Städten erbaut worden sind. Jene bei Allahabad (d. h. Aufenthalt oder Stadt Allahs, des Ewigen) bilden eine prächtige Stadt, in welcher mehr Europäer wohnen als an irgend einem andern Orte, die drei Präsidentschaftsstädte ausgenommen. Die Häuser stehen inmitten von Gärten, die breiten Straßen werden von Bäumen beschattet und laufen an großen Plätzen aus. Ohne Zweifel wird Allahabad über kurz oder lang zur Regierungshauptstadt Indiens erhoben werden und dazu eignet es sich auch in jeder Beziehung. Es liegt am Zusammenflusse des Ganges und der Dschamna (Yamuna), in fast gleicher Entfernung von Bombay, Lahore, Madras und Calcutta und ist Hauptknotenpunkt für die indischen Eisenbahnen. Das Klima, obwohl sehr heiß, ist gesund, während Calcutta, von pesthauchenden Sümpfen umgeben, in einem fernen Winkel liegt.

Die mit Palmen bestandene Ebene, in welcher die beiden Ströme sich vereinigen, gilt seit den ältesten Zeiten für hochheilig. Dort ist ja der große Triveni, der Zusammenfluß der drei heiligen Gewässer: des Ganges, der Yamuna und des Saravasti; dieser letztere fällt vom Himmel, er ist mythisch. Als die ersten Arier in diese Gegend kamen, muß ihr bewunderndes Staunen nicht gering gewesen sein; im gebirgigen Afghanistan, im sandigen Pendschab hatten sie eine so majestätische Wasserfülle und eine so fruchtbare Gegend nicht gefunden. Dort erbaueten sie Prayaga, das noch viele Jahrhunderte nach seiner Gründung eine blühende Stadt war und mit zahlreichen Tempeln, Topes und Klöstern geschmückt war. Der chinesische Reisende Hiuen tsang (um 640 nach Christus) hebt hervor, wie glänzend sie sei.

Die Heiligkeit ist groß und der Andrang von Pilgern nicht minder. Sie versammeln sich am Ufer der beiden Flüsse, wo Brahminen unter breiten Schirmen sitzen oder stehen und Anweisung geben, wie die große Reinigung verrichtet werden müsse. Männer und Frauen legen ihre Bekleidung bis auf einen Schurz um den Unterleib ab, gehen dann bis an die Hüften ins Wasser und jeder schneidet sich andächtig Haare ab, welche er in die heilige Fluth fallen läßt; denn jedes schwimmende Haar gewährt Ablaß für eine schwere Sünde. Nachher stellt sich der Brahmine vor die Pilger hin, taucht einige Mal auf und unter, wirft dann Wasser nach den vier Himmelsgegenden und das Alles wird von den Wallfahrern genau nachgeahmt; diese kommen aus allen Theilen Indiens, gewöhnlich in Familie, manchmal thut sich aber auch ein halbes Dorf zusammen und pilgert Hunderte von Meilen weit. Eine besondere Classe von Pilgern geht zum Triveni um Gangeswasser zu holen, mit welchem in der Heimath Handel getrieben wird. Die Flaschen sind von den Brahminen mit einem Siegel versehen, und das Wasser, wunderthätig wie es ist, nimmt die Sünden hinweg.

Die von Akbar dem Großen im sechszehnten Jahrhundert errichtete Citadelle enthält einige alte Monumente, welche der Bilderstürmerei der Muselmänner entgangen sind. Im Innern derselben steht der jetzt verfallene Palast, in welchem

---

Einer der frappantesten Belege für derartigen Parallelismus bieten, im Gegensatze zu dem steinigen und felsigen Innern des Gebietes, die Völker, welche an diesen sumpfigen Flußniederungen ansässig sind: Schillnk, Nuehr und Dinka. Als Menschen, sagt mein Vorgänger Heuglin, machen sie den Eindruck der Flamingo als Vögel im Vergleich zu ihren anderen geflügelten Verwandten. Und gewiß, er hat Recht. Es sind Sumpfmenschen, die vielleicht auch eine Andeutung von Schwimmhaut zwischen den Zehen zeigen würden, erschiene diese nicht durch den Plattfuß ersetzt und die ebenso bezeichnende Verlängerung der Ferse. Dazu kommt noch ihre sonderbare Gewohnheit, nach Art der Sumpfvögel auf einem Beine zu stehen und das andere mit dem Knie zu unterstützen. So pflegen sie in dieser Stellung stundenlang zu verharren; ihr gemessener langer Schritt im hohen Schilf ist dem des Storches zu vergleichen. Dürre und langschüssige Gliedmaßen, ein ebenso verlängerter dürrer Hals, auf dem ein kleiner und schmaler Kopf ruht, vervollständigen diese Uebereinstimmung."

Beide Geschlechter brechen sich die unteren Schneidezähne aus; der Grund dafür ist schwer zu erkennen; beide durchlöchern sich mehrfach die Ohrränder um eiserne Ringelchen oder mit Eisen beschlagene Stäbchen hindurchzustecken; die Frauen durchbohren sich auch wohl die Oberlippe, um einen eisernen Stift und ein walzenförmiges Stück Glasperle hineinzustecken. Die nur bei Männern gebräuchliche Tättowirung besteht in zehn radialen Schnitten, welche über Stirn und Schläfe verlaufen und die Glabella oder die Nasenwurzel haben. Hieran erkennt man den Dinka sofort; es ist sein Volkswappen.

Der Mann hält jegliche Bekleidung des Körpers für unwürdig; die Frauen tragen zwei enthaarte Fellschürzen, denn Ledergerben ist unbekannt. Dieselben sind mit Eisenringen, Glasperlen, Schellen ꝛc. geziert. Kupfer wird weniger geschätzt als Eisen und mit letzterm sind die Reichen dermaßen überladen, daß manche einen halben Centner Ringe und Zierrathen an sich tragen. Lieblingszierde sind massive Elfenbeinringe und aus Ledersträngen geflochtene Stricke, die um den Hals getragen werden. Auch Kuh- und Ziegenschwänze gelten als Schmuck. Als Kopfzier trägt der Mann gern Kappen, die aus großen weißen Glasperlen verfertigt werden. Als Zeichen der Trauer trägt man einen Strick um den Hals. Hauptwaffe ist die Lanze; Bogen und Pfeile hat man nicht, wohl aber Keulen und Stöcke.

Gleiche Lebensverhältnisse haben in verschiedenen Gegenden und

---

selbst bei ungleichen Racen ähnliche Gebräuche und Einrichtungen zur Folge. So erinnert bei den Dinkas Vieles an Gebräuche der Kaffern; dieselbe Vorliebe für Keulen und Stöcke, für länglichrunde Schilde von ähnlicher Construction; aber den Dinka eigenthümlich sind die Schutzwaffen zum Pariren der Stock- oder Keulenschläge.

Die Dinka sind in Betreff ihrer Wohnungen reinlich und in Betreff auf Zubereitung ihrer Speisen stellt Schweinfurth sie über Araber und Aegypter; ihre Mehl- und Milchspeisen stehen den unserigen keineswegs nach. Sie haben eine „gewählte Küche". In den reinlichen Hütten ist kein Ungeziefer: Flöhe und Läuse, welche sonst überall hin dem Islam gefolgt sind wie die Wüste und Sklaverei, fehlen in jenem Theil Afrikas. Aber Schlangen, den einzigen Thieren, welche Schillnk und Dinka eine Art göttlicher Verehrung zollen, sind häufig, werden als „Brüder" betrachtet und die Tödtung einer Schlange gilt für ein Verbrechen. Widerwärtig ist den Dinka der Genuß von Krokodil- und Eidechsenfleisch, ebenso das vom Hunde, aber jenes wilder Katzen und der Hasen gelten für Leckerbissen. Cannibalismus wird von ihnen verabscheut. Tabak wird aus colossalen Pfeifenköpfen geraucht.

Dörfer giebt es nicht, nur Weiler und Gehöfte, die zerstreut liegen. Jedes Gehöft ist mit einer großen Einhegung versehen, in welcher das Vieh rastet. Die Chartumer bezeichnen solchen Pferch als Murach. Unsere Illustration (S. 307) veranschaulicht die Hütten; in der mit einem doppelten Vorbau versehenen wohnt der Familienvater, die andere ist für die Weiber bestimmt; außerdem ist allemal eine große vorhanden, in welcher kranke Kühe verpflegt werden.

Den verschiedenen Stämmen fehlt der politisch-nationale Zusammenhang, aber den Chartumern ist es doch nicht gelungen, auch nur einen derselben sich unterwürfig zu machen. Mit hübschen Zeugstoffen ist ihnen nicht beizukommen, denn sie wollen nackt bleiben; auch für den Sklavenhandel ist der Dinka völlig werthlos. Die bei Razzias erbeuteten Männer sind von den Aegyptern unter die Soldaten gesteckt worden und heute besteht die große Mehrzahl ihrer schwarzen Truppen aus Dinkas, die tapfer sind und für grausam gelten. Ueber ihre religiösen Vorstellungen vermeidet Schweinfurth jede Auslassung, weil er die Sprache des Volkes sich nicht aneignen konnte; er erwähnt nur des Instituts der Kogur; so heißen bei den Dinka die Zauberer und Kunststückmacher von Profession.

jener Großmogul gern verweilte. Die indische Stadt bietet nichts dar, das besonders interessant wäre. Tracht und Typus der Einwohner unterscheiden sich von dem der weiter nach Westen hin wohnenden Hindus; die Männer sind schlank gewachsen aber mager und die Hautfarbe ist, auch bei den Frauen, stark gebräunt.

Während der Wandelgänge, welche Rousselet in den Straßen machte, wurde er von einem Bekannten in eine Kinderschule geführt. Der Schulmeister war ein Mohammedaner, um ihn herum saßen die Kleinen, welche im Chor das Urdu-Alphabet singen mußten. Jedes hatte eine Schiefertafel und übte sich im Schreiben der arabischen und der Nagaribuchstaben. Als Schulstube diente eine Veranda, welche nach einem Hofraum hinausging; der letztere war den Schülern als Spielplatz angewiesen.

Auf der linken Seite des Ganges, Allahabad gegenüber, liegen landeinwärts Indigofabriken. Rousselet besuchte mit einem ihm befreundeten Pflanzer dessen Plantage. Dem Stromufer entlang zieht sich ein breiter Strand weißen Sandes, der bei Sonnenschein das Auge blendet und in welchem die Wagenräder sich nur langsam fortbewegen. Ueber den wohl einen Kilometer breiten Strom führt eine Schiffsbrücke und auch auf der andern Seite dehnt sich ein breiter Streifen Sandes aus bis an steile Bodenabfälle, welche das eigentliche Ufer des Ganges bilden, der bei Hochwasser wohl eine halbe deutsche Meile breit wird.

Mohammedanische Schule in Allahabad.

Die Wohnung des Pflanzers war ungemein behaglich und zweckmäßig. Unsere Illustration (S. 310) veranschaulicht ein geräumiges Haus mit niedrigen Backsteinmauern; auf diesen ruht ein colossales, pyramidenförmiges Dach; dasselbe besteht aus einer dicken Lage von Maisstroh und hält als schlechter Wärmeleiter die Hitze ab. Dieses Bangalo erscheint ganz einfach und schmucklos, aber das Innere ist elegant und wohnlich. Die vier sehr geräumigen Zimmer haben jedes eine Veranda und ein Badegemach; in der Mitte befindet sich ein großer, reich möblirter Saal. In den umliegenden Gärten werden auch europäische Gemüse gezogen und alle tropischen Früchte sind in Fülle vorhanden.

In einiger Entfernung vom Bangalo liegen die Factoreigebäude, in welchen Indigo bereitet wird. Bei der Ernte muß man sehr vorsichtig zu Werke gehen. Sobald die Zweige der Staude das erforderliche Wachsthum haben, muß man unverweilt das Abschneiden vornehmen und zwar während der Nacht, denn an der Sonne würden sie welk werden und ihre Kraft verlieren. Deshalb werden so viele Arbeiter aufgeboten wie man nur haben kann; sie kommen aus allen Dörfern der Umgegend und vertheilen sich gegen Mitternacht in den verschiedenen Indigofeldern, von wo sie gegen Morgen das Eingeerntete nach der Factorei bringen; hier werfen sie die Zweige in große, mit Wasser angefüllte Steintröge. Nun ist es Tag und die Sonne hat ihre Arbeit zu verrichten. Sie ruft eine Gährung hervor und in Folge derselben wird das Wasser rasch blau. Nach etwa achtundvierzig Stunden wird diese Flüssigkeit in kleinere Tröge gebracht, wo sie dann einen schwachen Ammoniakgeruch entwickelt und fast schwarz wird. Man läßt die Verdunstung fortgehen, bringt dann die Masse in große Metallbehälter die mit Dampf geheizt werden und in ihnen bildet sich

ein Niederschlag reinen Indigos, der dann noch getrocknet, verpackt und zum Verkaufe nach Calcutta geschickt wird.

Die Indigoplantage von Gadnpur bei Allahabad ist in Indien diejenige, welche am weitesten nach Westen hin liegt.

Eine Indigo-Factorei bei Allahabad.

Von dort ab nach Osten hin findet man ausgedehnte Bezirke, in welchen fast nur diese Färbepflanze gebaut wird, so in Tirhut, im obern Behar und in einem großen Theile von Bengalen. Man kann die Indigopflanzer, im Gegensatze

Wohnung eines Pflanzers bei Allahabad.

zu den europäischen Soldaten, Beamten und Kaufleuten als eigentliche Colonisten betrachten. Freilich ist die Zahl derselben nicht sehr beträchtlich. Der Pflanzer muß sich acclimatisiren, was dem Nordeuropäer nicht leicht, wenn überhaupt, gelingt. Ist das jedoch der Fall und bringt die Waare guten Nutzen, dann führt er ein in seiner Art beneidenswerthes Leben. Er ist Herr und Gebieter über einen weiten Flächenraum, hat sich behaglich eingerichtet und ist er wohlwollend und gerecht, dann wird er auch nicht in Streit mit den Hindus gerathen, welche friedlicher Natur sind.

Von Allahabad aus fährt man über eine mehr als einen Kilometer lange eiserne Brücke über die Dschamna und dem rechten Ufer des Ganges entlang auf der Bahn nach Mirsapur, einer wichtigen Handelsstadt, die viele Teppichfabriken und Färbereien hat und deren Baumwollenmarkt von Bedeutung ist. In der Nähe liegt Tschunar, eine der stärksten Festungen im Gangesthale, die noch nie mit Sturm genommen worden ist. Sie liegt auf einem Felsen, dessen Abhänge einen Winkel von 45 Grad bilden. Dieser Umstand ist seit den ältesten Zeiten von den Vertheidigern benutzt worden; sie hatten stets und die Engländer haben dort oben heute noch eine ungeheure Menge walzenförmiger Steinmassen, welche man auf den Feind hinabwälzen kann, um ihn zu zermalmen.

Im Hofraume des alten Palastes der Hindukönige liegt der allerheiligste Punkt, welchen die Welt aufzuweisen hat, ein kleiner Hofraum, den ein mächtiger Banianenbaum mit seinem Gezweige fast ganz überdeckt. An diesem Baum liegt eine schwarze, polirte Marmorplatte ohne jede Verzierung. Auf derselben sitzt an jedem Tage neun Stunden lang der ewige, unsichtbare Gott, dessen Name Aûm nur mit leiser Stimme genannt werden darf. An einer Mauer sieht man einen Kreis, der von einem Dreieck umgeben ist; die Hindus wissen heute nicht mehr, welche Bedeutung dieses mystische Zeichen hat. In diesem hochheiligen Hofraume werden alle Menschen einander gleich; dort gilt keine Kaste und kein Brahmine; Alle müssen sich in den Staub werfen vor der unsichtbaren Majestät des dort anwesenden Gottes.

Das Kind und die Volksreime der Ostfriesen.

Von **Hermann Meier** in Emden.

III.

Viel zu früh für die heitere Lebensblüthe erscheint die Schulzeit, und die Rosinentüte des ersten und zweiten Morgens kommt gar zu bald in Vergessenheit. Gott sei Dank! sind die Zeiten längst dahin, in denen die Schule dem Kinde als Marteranstalt vorgemalt werden konnte, weil sie es wirklich war. Der kindliche Humor hat sich aber dieser Mißverhältnisse bemächtigt und singt:

Kanter mit de Bessemsteel
Haut de Kinder al too veel.
Al too veel is ungesund
U—n—d — Und
Unse Kanter is 'n Swienehund.

Mit heißer Sehnsucht wird gelauscht, ob die alte Thurmuhr denn heute nicht schlagen will. Ja, sie hat ihre Launen und bleibt zuweilen im Roste stecken. Endlich fällt der Hammer, der schwere Vormittag ist dahin für die, welche nicht nachzusitzen haben.

Kinderkes doot Ju Bookjes too,
Gaat na Vader un Mooder too,
Anders krieg Ji Ribbensmeer
Un dat deit Ju düchtig seer.

Aber es ist doch nicht alle Tage Schultag; der schöne Sonntag läßt Bänke und Tische leer.

Wen 't Söndag is, wen 't Söndag is,
Dan kookt mien Mooder Herenk,
Vader krigt dat Middelstük,
Mooder krigt de Kop un Steert,
Wi Kinder kriegen de Rögen.

Das ist ein Fest! Wie gerechtfertigt erscheint darum der Wunsch:

Ik wul, dat 't altied, Söndag was,
Un overmörgen Paaske (Ostern),
Dat in mien Geld geen Ende was,
Wat wul ik dan noch braasken (prahlen).

An Entschuldigungen, vom Unterricht fern zu bleiben, hat es nie gefehlt und noch heute mangelt's nicht daran.

Meester, mag ik Maandag (vielleicht einen blauen?) maken?
Dingsdags kan 'k ant Wark neet raken.
's Middeweeks bin ik seek (siech),
Dünderdags dög ik neet.
Freedags mut ik na de Kark,
De Drummel geit up Saterdag an't Wark.

Aber nicht alle Entschuldigungen führen zum erwünschten Ziel:

Joost, ga na School too!
Mooder, ik heb geen Schoo.
Treek dien Vaders Klumpen an,
Joost, ga man too!

Endlich sind die so lange schon so schmerzlich ersehnten Ferien da. Ungestümer als sonst stürmt die Schaar aus dem Schulthor und die Straßen erklingen vom Gesang:

Utslag — Inslag
Mester het mi too d' Schoole utjagt.

Oder:

Utslag — Inslag!
Van Dage is de letste Dag,
Ik seg de Mester gooden Dag,
Un hoop, dat hee noch lewen mag.

Gewiß hat die letzte Zeile der Correctur eines Erwachsenen unterlegen; das Kind hätte solche ironischer gefaßt. — Die Ferientage sind schlimme Tage, bös für Eltern und Kinder. Diese haben bald Langeweile, jene werden durch die Unruhe der Kinder belästigt. Das Kind sucht von Zeit zu Zeit seine Bücher hervor, theils um das Aufgegebene zu lernen, theils um sich selbständig zu ergehen. Der Name des Eigenthümers nebst Datum und Jahreszahl genügt bei weitem nicht; in der Väter Weise muß noch ein Mehr hin-

zu. Leider sind diese Bücherinschriften fast alle so urwüchsig, daß sie sich der Mittheilung entziehen. Eine, die wir mit der Jahreszahl 1789 fanden, heißt:

Dee dit Book wil stehlen
Dee sal hangen an de Kehlen —
In den allerhogsten Boom
Dan krigt de Deef sien Loon.

Zuweilen heißt es auch in Bezug auf ein verloren gegangenes Buch:

Dee dit findt un neet kan lesen,
Mut wol'n dumme Esel wesen.

Das Wort „Ende" in den Bibeln und anderen Büchern wird gewöhnlich illustrirt durch den Reim:

Enno Nam Dat Ei,
Enno Dürst Neet Eten,

so daß die Anfangsbuchstaben vor- und rückwärts gelesen das Wort „Ende" ergeben.

Allen gesunden Kindern wohnt eine unbezähmbare Lust zum Necken bei. Es geht ihnen wie den jungen Thieren, welche auch diese schelmische, übermüthige Art des Verkehrs lieben. Man beobachte nur junge Hunde und Katzen!

Zwei Kinder sitzen beisammen und das eine will plötzlich die Gabe der Weissagung fühlen. Ohne Arg giebt das andere die Hand her, um aus deren Linien sein Schicksal zu erfahren. Der Prophet spricht:

Ik wik di waar
Up dien Kop is Haar.
Ik wik di wat —
Dien Hand is — nat

und spuckt bei den letzten Worten in die dargereichte Hand. Dasselbe Manöver erfolgt bei dem folgenden Reim:

'k weet 'n Raadsel
Van Jan Kaadsel
Geef mi de Hand
Dan wil'k di't seggen.

Ein Kind wirft sich in Positur, dem andern etwas zu erzählen:

Pater nöster, Pik un Strik,
Twalf Katers beten sük,
Doo was d'r noch 'n halfe,
Dee beet se alle twalfe.
't Scheelt mi geen Haar
Of de Kop, de ligt — sidaar.

Bei diesen Worten wird dem Zuhörer die Mütze vom Kopfe geschlagen.

Die Erwartung des kleinen Neugierigen wird durch folgenden Märchenanfang nicht wenig gespannt, leider aber dann bitter getäuscht:

Eenmal was d'r 'n Man,
Dee truk (zog) sien Büxen (Beinkleid) an.
Dee truk sien Büxen weer ut —
Nu is 't Vertelsel ut. —

Besser befriedigt folgender Lügenreim, der sich in den verschiedensten Gegenden in stets neuen Variationen wiederfindet. Wir geben den, der in unserer Stadt (Emden) heimisch ist:

Ik wil di wat vertellen
Un leegen (lügen) wat ik kan.
Ik sag 'n Mölen fleegen,
Un de Mülder d'r achter an.
Ik sag twee Kreyen (Krähen)
Dat Land afmeyen (abmähen).
Ik sag twee Störken
Dat Hei upförken
Ik sag twee Dufen,
De Wagen wegschufen (fortschieben)
Ik lag in d' Slaap un sag dat an,
Nu hör ins, wat ik leegen kan.

Das Gebiet unserer Neckmärchen ist ein weites und gut bebautes und fast alle erscheinen in den verschiedensten Landestheilen in abweichender Form. — Die Neckluft zeigt sich auch in anderer Gestalt. So wird z. B. dem eigensinnigen Kinde verhöhnend zugerufen:

Kindje kan sien Will' neet kriegen,
Mut van noot in't Schoolke bliefen.

Kommt Jemand zu spät bei Tisch, so heißt es:

Dee neet kumt too rechter Tied,
Dee is sien Maltied quiet.

Verläßt einer seinen Platz und ist dieser mittlerweile von einem andern eingenommen, so heißt es spottend:

Dee upsteit
Sien Stee vergeit (seine Stelle vergiebt, verliert).

Hat die Neckluft etwas Auffälliges an Jemandem entdeckt und ist ihm durch Ein- oder Anstecken etwas angehängt, so ruft der Attentäter:

Ik see 'n Esel, dee dragt wat
Dee dragt al sien Levend wat.

Will ein Kind das andere schlagen, schlägt aber vorbei und thut sich selbst weh, so spottet das entkommene:

Boontje!
Krigt sien Loontje!

Einem Säufer wird nachgerufen:

Janever is mien Levend
Janever is mien Dood
Janever mut ik hebben
Al heb ik ok geen Brood.

Will die Mahlzeit nicht munden, oder kehrt dieselbe Speise zu rasch wieder, so seufzt das Kind voll Ironie:

De heele Week Kartuffelsop
Un dar Kartuffels too,
De heele Week krieg ik neet sat
Un dan noch Prügel too.

Noch reicher ist die auf Personennamen bezügliche Neck- und Schimpfweisheit; fast so umfassend, als die auf Ortsnamen sich beziehende; von welcher wir kürzlich in diesem Blatte eine Auswahl gaben.

Wir theilen von jenen Reimen nur einige wenige mit.

Berend Butje, dee wul faren
Mit sien Schipke over de Baren (Wogen).
De Weg was krum,
Doo gung Berend Butje wer um.

In diesen Zeilen wird uns ein Peter in der Fremde gezeichnet, der umkehrt, sobald er rathlos am Scheidewege steht.

Noch einen humoristischen Reim:

Ik bin so riek,
As Hei van de Diek
Dee het söven Bedden.
Dree van Stroh
Un de andern sünt net so.

Karl v. Neumann's Expedition nach dem Lande der Tschuktschen *).

I.

Am 27. August (n. St.) 1868 verließen die Reisenden Irkutsk; am 22. September langten sie in Jakutsk an, nach einer an Naturgenüssen überaus lohnenden Fahrt auf dem majestätischen Lenastrome. Bereits vor mehreren Jahren hat der „Globus" über diesen ersten Theil der Neumann'schen Reise einige Mittheilungen veröffentlicht. Die Expedition drang vor in das von den Kosackeneroberern so genannte „erstarrte Moor" und auf Inseln, die von riesigen Eiswällen umgeben und nur schwer erreichbar sind. Sie zog weiter, bald auf Rennthieren oder Pferden über Berge und durch Wälder, bald in Hundeschlitten (Narten) über die unabsehbare, waldlose, mit schneeigem Leichentuche bedeckte Tundra, oder sie schwamm in leichten sibirischen Kähnen (Wiatken) die Wogen gewaltiger, dem Eismeere zufließender Ströme hinunter, und besuchte sowohl die Jurten der Jakuten wie jene der im höchsten Norden von Sibirien nomadisirenden Stämme.

Die schließliche Ausrüstung unserer Expedition — wir lassen von nun an den Vortragenden selber reden — hielt uns noch ganze fünf Wochen in Jakutsk auf und erst gegen Ende Octobers konnten wir uns endlich auf den Weg machen. Am 1. November erreichten wir den von Jakutsk etwa 200 Werst = 28½ deutsche Meilen entfernten Flecken Dsheli am Aldan, einem Nebenflusse der Lena, wo die nach dem Kolyma-Gebiete reisenden Kaufleute behufs Aufsütterung und Erfrischung ihrer Pferde einige Wochen zu rasten pflegen. Die Sumpfwiesen des Aldan geben nämlich meist eine reichliche Heuernte, sonst ist aber bis zur Wierchojanschen Gebirgskette, über welche den Pferden ein mühsamer Uebergang bevorsteht, der ganze Weg ohne Gras. Dadurch ist der Aufenthalt der Kaufleute bei jenem Fleckchen geboten, wir aber brauchten, da unsere Lastpferde bereits einige Wochen vor uns am Aldan eingetroffen, nicht so lange daselbst zu verweilen und brachen schon am 7. November in vollem Bestande des Expeditionspersonals und der erforderlichen Ausrüstungsgegenstände, begleitet von zwei Kosacken des jakutischen Regiments und fünf Jakuten, die uns als Führer dienten, aus dem geographisch von mir bestimmten Orte auf.

Die Entfernung vom Aldan bis zum Wierchojanschen Gebirge, durch völlig unbewohnte Gegenden, beträgt gegen 250 Werst. Der größere Theil des Weges liegt im Thale des Flusses Tukulan, welcher einige Werst vom Passe in einem unbedeutenden Bergsee seinen Ursprung hat und sich rechts in den Aldan ergießt. Der Tukulan ist ein echter Bergstrom; brausend und reißend bahnt er sich seinen Weg durch enge Schluchten hindurch und überschwemmt im Frühjahr während der Regenzeit das ganze Thal, wobei er hundertjährige Pappeln und Lärchen entwurzelt. Die umgestürzten Bäume erschweren den Weg ungemein und ermüden die ohnehin durch Mangel an Futter ermatteten Pferde, welche in diesen Gegenden sich einzig mit dem im Herbst gefallenen Laube und kargem, hin und wieder mit den Hufen aus dem Schnee gescharrten Grase begnügen müssen.

Auf diesem Wege lernten wir zum ersten Male eine sogenannte Powarnia kennen. Eine Powarnia besteht aus einem kleinen sechsseitigen Blockhause, dessen Wände ungefähr einen Faden lang sind. Das Dach der Powarnia, etwa vier Finger hoch mit Erde bedeckt, ist etwas erhaben und hat in der Mitte eine Oeffnung, um den Rauch hinauszulassen. Inwendig befindet sich ein Herd. Man trifft solche Powarnias an allen wald- und grasreichen Stellen die ganze Poststraße entlang. Das von den Pferdehufen unter dem Schnee herausgegrabene Gras wird in der jakutischen Provinz mit Nachgras (Dunnoba) bezeichnet und die Kunst, diese Stellen besonders im Winter aufzufinden, wird zu den besten Eigenschaften eines Führers gezählt. Die Entfernung zwischen den einzelnen Powarnias beträgt gewöhnlich 35 bis 50 Werst (5 bis 8 deutsche Meilen), zuweilen auch mehr. Wie ärmlich dieselben uns auch beim ersten Anblicke wegen ihres gänzlichen Mangels an Behaglichkeit erschienen, so gewöhnten wir uns doch bald daran; jeder dieses menschenleere Land durchstreifende Reisende bewillkommnet freudig den aus der Powarnia aufsteigenden Rauch und mit Ungeduld eilt er dem durch den vorausgeschickten Jakuten angelegten Feuer zu. Hier endlich ist es ihm vergönnt, die erstarrten Glieder zu erwärmen und seine Kleider zu trocknen, hier wird ihm endlich auch wieder der Genuß zu Theil, am Thee, dem Zaubertrank der nordischen Wildniß, sich zu laben. Es ist mir absolut unbegreiflich, warum sich die jakutischen Kaufleute, die doch ein Jahr wie das andere diesen Weg passiren, nicht solide, mit Kaminen versehene Jurten erbauen, anstatt dieser elenden Powarnias, in denen man unausgesetzt einer starken Erkältung ausgesetzt ist und wo der hineingewehete Schnee, den man oft stundenlang hinausschaufeln muß, nicht minder lästig fällt wie der für die Augen so verderbliche Rauch.

Am 12. November erreichten wir die ungefähr 70 Werst vom Gebirgspasse entfernte Powarnia Kurum-Hoptschagai, wo wir einen Tag rasten mußten, weil wir von nomadisirenden Tungusen in Erfahrung brachten, daß die Berge wegen starker Winde und Schneegestöber nicht zu passiren wären; übrigens prophezeieten die kundigen Leute eine baldige Aenderung des Wetters. Bei uns war dasselbe klar und es gelang mir, hier einige Beobachtungen anzustellen und die Correction des Chronometers zu bewerkstelligen. Am 14. langten wir bei der letzten diesseits des Gebirges und am Abhange desselben liegenden Powarnia Syß-Anna an. Den erhaltenen Prophezeiungem gemäß legte sich nun der Wind und am 16. befanden wir uns bereits auf der andern Seite der Berge. Das Gebiet an der Tyrgach-Yreja, einem Flüßchen, an dessen Ufern die Zwergweide wächst, ist völlig waldlos. Auch hier vermochte ich, bei einer Temperatur von — 26° R. die geographische Lage des Orts zu bestimmen.

*) Im Sommer des Jahres 1868 rüstete die russische Regierung eine nach Nordostsibirien bestimmte Expedition aus. An der Spitze derselben standen Baron G. Maydell, der zum höhern Beamten des kolymschen Kreises ernannt worden war, und Dr. Karl v. Neumann, ein begabter Schüler Liebig's. Andere Mitglieder waren der Topograph Afanasjew und der Chirurg Autonowitsch. Als Dolmetscher diente Jegor Lygtschin, ein unter den Tschuktschen aufgewachsener und ihrer Sprache völlig mächtiger Jukagire. Drei Kosacken begleiteten die Reisenden, deren Aufgabe es war, das noch von keinem Europäer betretene und von den Sibiriern für durchaus unzugänglich gehaltene Innere des Tschuktschenlandes zu erforschen. Die Expedition erfüllte in erfolgreicher Weise ihre Aufgabe, und Dr. Neumann hat über dieselbe in einem zu Irkutsk gehaltenen russischen Vortrage öffentlich Rechenschaft gegeben, dessen wesentlichen Inhalt wir mittheilen. Die Bearbeitung desselben verdanken wir Herrn Dr. Karl Schmid in Dresden.

Der Uebergang über das Wierchojanſche Gebirge iſt äußerſt beſchwerlich und dauert ſieben Stunden. Der ſüdliche Abhang iſt ſchwieriger als der nördliche zu paſſiren und wir mußten hier von den Pferden ſteigen. Der höchſte Punkt des Paſſes iſt, nach Ausweis des Barometers, 4700 Fuß über dem Meeresſpiegel gelegen. Oben ſteht ein Kreuz, das die Jakuten, als Dankopfer für den glücklichen Uebergang, mit Pferdehaaren und allen möglichen Lappen zu behängen pflegen. Zu beiden Seiten der Paßhöhe erheben ſich noch Gipfel von etwa 700 Fuß Höhe, ſo daß man die Geſammthöhe des Gebirges auf 5400 Fuß angeben kann. Aus einem kleinen See oben am Bergpaſſe entſpringt der Fluß Keng-Yrjaeh, welcher ſich 20 Werſt weiter unten mit dem oben erwähnten Tyrjaeh-Yreja vereinigt; beim Zuſammenfluſſe derſelben liegt zwiſchen hohen, aus reinem, ſchwarzem Schiefer beſtehenden Bergen die Powarnia Tyrjaeh-Yreja. Von der Vereinigung beider Gebirgsbäche ab führt der Strom den Namen Skartan, ſpäter nach Aufnahme des Dulogolaeh heißt er Jana.

Im Wierchojanſchen Kreiſe trafen wir mehrmals mit dem Erzbiſchof von Jakutsk zuſammen, welcher zum erſten Male dieſes nördliche Grenzgebiet ſeiner Diöceſe beſuchte. Beim Flecken Barylaeh trennten Baron Maydell und ich uns zeitweilig von unſeren Gefährten, welche den directen Handelsweg einſchlugen, um unſererſeits mittelſt Renthierſchlitten die um etwa 200 Werſt umführende Kronspoſtſtraße über Wierchojansk zu befahren. In Barylaeh gelang es mir nicht, Beobachtungen anzuſtellen und ich muß hierbei bemerken, daß der ſtarke Froſt dieſelben im höchſten Grade erſchwert. Das Inſtrument muß zuvor in der Jurta erwärmt werden, gefriert in freier Luft aber wieder binnen wenigen Minuten, ſo daß die Achſe ſowohl wie die Schrauben alsbald den Dienſt verſagen; dazu kommt, daß auch die Finger vom Anfaſſen des Metalls ſchnell kalt und ſteif werden und trotz der wärmſten Handſchuhe ſchließlich abfrieren. Dennoch beobachtete ich einige Meilen hinter Barylaeh bei einer Temperatur von — 41° R.

Am 24. November trafen wir beide in Wierchojansk ein und wurden vom dortigen Iſprawnik (Kreisvorſteher) Iwaſchtſchenko aufs Freundlichſte aufgenommen. Zwölf Tage blieben wir in der Stadt, deren Lage ich durch eine Reihe von Beobachtungen des Polarſterns ꝛc. genau beſtimmte. Das Klima änderte ſich nach Ueberſchreitung des Gebirges merklich; drei Wochen hindurch zeigte der Thermometer einen Stand von unter — 40° R. und er fiel bisweilen bis auf 45 bis 48°. Die niedrigſte im Laufe des Jahres von Anderen daſelbſt beobachtete Temperatur war 50° 2′ unter Null!

Durch Vermittelung des Erzbiſchofs, denn uns wäre es ſicher verheimlicht worden *), erfuhren wir, daß ein Tunguſe Namens Foka an dem Flüßchen Chomos-Yreja, welches ſich zwiſchen den Flüſſen Indigirka und Alarega ins Meer ergießt, ein Mammuth gefunden habe.

Die Stadt Wierchojansk iſt ſeit Wrangel's Zeiten ſowohl äußerlich wie in Betreff der Lebensweiſe ihrer Bewohner ganz unverändert und ſpurlos ſind die letzten 40 Jahre an derſelben vorübergegangen. Wir verließen dieſes Städtchen am 5. December und fünf Tage ſpäter trafen wir in Tabalaeh mit unſeren übrigen Reiſegefährten wieder zuſammen. Hier vermehrte ſich unſere Geſellſchaft durch den Kolymſchen Kaufmann Nicolai Solowjew, welcher 40 Renthiernarten mit ſich führte und ſo freundlich war, uns 10 von ſeinen Thieren bis Sſrednij-Kolymsk (1400 Werſt) unentgeltlich zur Verfügung zu ſtellen. Wir waren dadurch in den Stand geſetzt, das langſame, ermüdende Reiten mit der ſchnellen Renthierfahrt zu vertauſchen, eine Wohlthat, deren Werth nur Jemand, der dieſe Gegenden bereiſt hat, vollkommen zu würdigen vermag.

Baron Maydell reiſte hier allein voraus, um im Kolyma-Bezirk, als deſſen Verwaltungschef er nun zu fungiren hatte, Vorbereitungen für den Empfang des Erzbiſchofs zu treffen; wir Uebrigen folgten ihm am 14. December nach. 40 Werſt von Tabalaeh gelang es mir, die Breite des Ortes Tostaeh zu beſtimmen und noch 40 Werſt weiter bei Tugum-Ereſtiaeh, im Quellgebiete des Fluſſes Dogdo, beobachtete ich zum erſten Male auf dieſer Reiſe eine Sternbedeckung (27. December Eintritt Tauri in den dunkeln Rand des Mondes). Zwei Tagereiſen nachher, in der Powarnia Eljar-Sſybit (die „mörderiſche", ſo genannt nach einem hier zwiſchen Tungusen, Jakuten und Koſacken ſtattgefundenen blutigen Gefechte), ereignete ſich der unangenehme Vorfall, daß einer der uns begleitenden Koſacken ſich wegen einer Unglücksbotſchaft, die ihm von Hauſe zugegangen war, den Hals abſchnitt. Wir wurden durch dieſe Angelegenheit den Tag über aufgehalten und brachen erſt am Abend wieder auf, wodurch der Anblick der maleriſchen Engpäſſe der Chabarowka, eines Nebenfluſſes des Dogdo, für uns verloren ging. Uebrigens würden wir auch am Tage nicht viel mehr von den Reizen dieſer Landſchaften genoſſen haben, da die Sonne dort um jene Jahreszeit gar nicht zum Vorſchein kommt. Die Chabarowka wird hier von hohen, aus ſchwarzem und gelbem Schiefer beſtehenden Bergen eingeengt, zwiſchen denen ſich oft die ſogenannten Taryny bilden (vergleiche Wrangel's Reiſen). Der Dogdo ergießt ſich in die Adytſcha, welche außerdem noch den Tostaeh aufnimmt und ihrerſeits unweit Tabalaeh in die Jana mündet.

Die Waſſerſcheide zwiſchen Jana und Indigirka wird von einem Ausläufer des Wierchojanſchen Gebirges gebildet, welcher ſich, faſt genau dem Meridian folgend, zwiſchen den eben erwähnten Flüſſen hinzieht und wo die Flüſſe Dogdo und Sſeleniaeh entſpringen. Ein anderer Ausläufer dieſes Gebirges, Tos-Tabalaeh, trennt die Indigirka von der Alaſeja, wogegen das ſogenannte Alaſeja-Gebirge, den beiden vorhergehenden faſt parallel, die Waſſerſcheide zwiſchen der Alaſeja und den weſtlichen Zuflüſſen der Kolyma bildet. Dieſe drei Gebirgszüge ſind bedeutend niedriger und weniger ſteil als das Hauptgebirge und verlaufen ſich in der Nähe des Eismeers in unbedeutende Hügel. Das Alaſeja-Gebirge bildet zugleich die Grenze zwiſchen dem wierchojanſchen und dem kolymſchen Kreiſe; in letzterm führt der Weg faſt durchweg an Seen vorbei (im Winter über dieſelben), von denen einige von bedeutendem Umfange und reich an Fiſchen ſind. Die ſchmackhafteſten der dort vorkommenden Fiſche, Tſchir genannt, gehören zu den Lachsarten.

Das Neujahrsfeſt begingen wir im Orte Abyj an der Indigirka, woſelbſt ich auch Beobachtungen anſtellte. Am 16. Januar 1869 gelangten wir endlich nach Sſrednij-Kolymsk, einem an beiden Ufern des Ankudin angebaueten Städtchen von etwa 50 Häuſern, das eine hölzerne Kirche „zu Mariä Schutz und Fürbitte" und ein Verwaltungsgebäude beſitzt. Die Militärmacht beſteht aus einem Detachement von 40 Koſacken, die ein Sergeant befehligt. 3 bis 4 Kaufleute wohnen hier gewöhnlich, während des Jahrmarkts wächſt deren Anzahl aber bis auf 20 an. Eine ſolche Menge von Menſchen aber wie zu Anfang des Jahres 1869 hat Sſrednij-Kolymsk jedenfalls noch nicht geſehen,

*) Der Vorfall bei der Auffindung des Adamsſchen Mammuths iſt noch zu friſch im Gedächtniß der Eingeborenen und noch lange wird die Furcht, ähnliche Behandlung zu erleiden, ſie abhalten, von ihren Entdeckungen Anzeige zu machen.

es fanden sich dort nämlich zur Begrüßung des Erzbischofs und des neuen Isprawniks (Baron Maydell) Russen und Eingeborene aus dem ganzen Kreise ein und fast gleichzeitig zur Abhaltung des Jahrmarkts die Kaufleute. Auch hier unterm Polarkreise blieb sich die notorische sibirische Gastfreundlichkeit treu. Man stattete einander mittelst Hundeschlitten Besuche ab, ja selbst ein Hochzeitszug wurde mit diesem für die Augen eines Europäers wundersamen Gespanne zur Kirche geleitet.

Besonderes Interesse bot für uns aber das erste Zusammentreffen mit den Tschuktschen, welches am 18. Januar stattfand. Maydell wurde bereits im Jahre 1866, bei seiner ersten Revisionsreise, von zehn Tschuktschenfamilien gebeten, ihnen die Erlaubniß zur Uebersiedelung vom rechten aus linke Ufer der Kolyma, in die sogenannte Bolschaja („große") Tundra auszuwirken, eine Gegend, die im Norden vom Eismeer, im Osten von der Kolyma und im Westen von der Indigirka begrenzt wird, gegen Süden aber keine bestimmte Grenze hat, wenn man nicht den Fluß Fiedotieha, der beinahe unter 67° von links in die Kolyma fließt, dafür nehmen will.

Diese Gegend bietet einen ausgezeichneten Weideplatz für Renthiere dar und wird seit langer Zeit von den Tschuktschen als ihr gelobtes Land betrachtet. Hier haben blutige Kämpfe zwischen Tschuktschen und Kosacken stattgefunden; die letzteren im Bunde mit Jukagiren, Lamuten und Tschuwantschen blieben Sieger; eine Reihe von Ortsbenennungen, wie Pochodsk (Pochod=Feldzug), Ubiyonnaja (die Mörderische), Pogromnaja (Ort der Niederlage), Maloje und Boltschoje Tschuchotschja (Klein= und Groß=Tschuktschenort), gilt der Erinnerung an jene Kriegszeiten. Das mit Gewalt nicht erreichte Ziel suchten 100 Jahre später die Tschuktschen auf friedlichem Wege zu gewinnen. Die Tschuwantschen waren in den eben erwähnten Kämpfen fast gänzlich aufgerieben worden, die Tungusen und Jakuten zogen mit ihren Herden weiter nach Süden, die Jukagiren verloren mit der Zeit durch Epizootie und andere ansteckende Krankheiten fast ihre sämmtlichen Renthiere und wurden schließlich ein ansässiges Volk. So kam es, daß die große Tundra allmälig ganz verödete. In Folge dessen suchten die Tschuktschen, deren Renthierherden sich ungemein vergrößert haben und an ihren bisherigen Wohnorten Mangel an Futter leiden, um die obrigkeitliche Erlaubniß zur Uebersiedelung nach, und seit Gewährung derselben siedelten sich fürs Erste 50 Familien mit ihrer gesammten Habe in der großen Tundra an. Eine Deputation dieser übergesiedelten Familien, mit den Aeltesten Woolargin und Araro an der Spitze, fand sich nun in Sfrednij=Kolymsk ein, um über den von ihnen zu entrichtenden Felltribut und die Bestätigung der aus ihrer Mitte gewählten Aeltesten mit Baron Maydell zu verhandeln.

Wir waren natürlich auf unsere erste Begegnung mit den Tschuktschen, welche für längere Zeit unsere Reise= und Lebensgefährten sein sollten, nicht wenig gespannt. Zuerst begaben sie sich sämmtlich — die Deputation bestand aus neun Männern, die Frauen waren außerhalb der Stadt zur Bewachung der Renthiere zurückgeblieben — zum Erzbischof, um seinen Segen zu empfangen, dann erst kamen sie zu uns. Der Eindruck, den dieses Zusammentreffen auf uns machte, war ein entschieden günstiger. Diese Tschuktschen sind hoch von Wuchs und kräftig gebaut, nichts in ihren Physiognomien erinnert an Mongolen oder Tataren; ihre Manieren sind angenehm, ihr Wesen zeugt eben so sehr von Herzensgüte wie von Selbstgefühl. Ueber die neuen Weideplätze und die Tributvereinbarung äußerten sie ihre volle Zufriedenheit, eben so über ihren Renthierhandel mit den Bewohnern der Stadt und Umgegend; an Arme verschenkten sie großmüthig Thiere.

Von hier aus beschloß Herr von Maydell zunächst allein den Beherrscher aller Tschuktschen, Amraurgin, aufzusuchen, dessen persönliche Bekanntschaft er bereits früher gemacht hatte und auf dessen dienstfertigen Beistand wir vor Allem angewiesen waren; derselbe pflegte seit einiger Zeit im Quellgebiete der Flüsse Bolschoi, Anuinj und Tschaun den Winter zuzubringen. Ueber Nischnij=Kolymsk fuhr Baron Maydell mit nur zwei Narten, von einem Kosacken begleitet, nach Anuinjskaja Krieposta und weiter ins Land, bis er ein tschuktschisches Nomadenlager erreichte und dort nach Amraurgin's Wohnort gewiesen wurde. Der Häuptling (auf Tschuktschisch Erem, meist aber von den Eingeborenen Tajon genannt, was auf Jakutisch „Herr" bedeutet) empfing seinen alten Bekannten mit den ihm zukommenden Ehren und ließ sich zur persönlichen Begleitung unserer Expedition bereit finden. Jedoch weigerte er sich entschieden, zur Benutzung von Pferden auf diesem Wege seine Zustimmung zu geben; er versicherte, daß die Kräfte der Pferde zur Ueberwindung des Tschuchotskischen Vorgebirges nicht ausreichen würden und daß nur bis zum Schelaginschen Gebirge das für deren Unterhalt benöthigte Nachgras sich vorfinde. Er versprach aber seinerseits gegen eine mäßige Belohnung alles zur Reise Erforderliche zu besorgen, namentlich eine hinreichende Anzahl von Narten und Renthieren und tüchtige, des Landes kundige Führer. Uebrigens wurde der Mangel an Pferdefutter auch von allen bis zum Tschaun=Busen zu Pferde gereisten Mammuthhändlern bestätigt und es blieb demnach nichts übrig, als sich dem Verlangen des erfahrenen Häuptlings zu fügen. Man kam nun überein, Ende März auf dem kolymskischen Jahrmarkt sich zu treffen und dann gemeinschaftlich den von den heimkehrenden vorgebirgischen Tschuktschen benutzten Weg zu verfolgen. Amraurgin begleitete nun seinen Gast bis Nischnij=Kolymsk, um sich daselbst dem Erzbischof vorzustellen und kehrte von dort zunächst nach seiner Tundra zurück. Baron Maydell gesellte sich am 24. Februar in Sfrednij=Kolymsk, wo wir inzwischen auch nicht unthätig gewesen waren, wieder zu uns.

Die ältesten deutschen Häuser.

R. A. Wir pflegen unser Haus unsere vier Pfähle zu nennen. Es sind damit die vier Stützen und Wandpfosten eines sogenannten „gestrickten" Hauses gemeint. Sie sind mit ihren ineinandergefügten Stämmen versetzbar. Schiebt man sie vom Platze, füllt das Kellerloch wieder zu und ebnet die Herdstätte ein, so wird man schon im nächsten Sommer die Stelle nicht genau mehr erkennen, wo solch ein Haus gestanden hat. Ohne daß man es niederzubrechen brauchte, ist es so aus einer abgeweideten Gegend in die unächste hinübergeschoben worden, wie dies gegenwärtig noch im Appen=

zeller Lande vorkommen kann *). Da haben wir noch in der Gegenwart eine der ältesten Formen des Hausbaues. Hölzern waren die ersten deutschen Häuser, der Holzbau so vorherrschend, daß der Steinbau in der Reihe der urkundlichen Ortsnamen sich nur als Besonderheit, der Holzbau aber als allgemein erkennen läßt. Ortsnamen wie Steingaden, Steinenkammer treten, wo sie nicht eine Burg bezeichnen, in unserm Alterthum nur selten hervor; um so häufiger aber Namen wie Neckarzimmern (in Schwaben), Kirchzimmern. Nach Rochholz (a. a. O.) soll nicht technische Erfahrungslosigkeit der Grund gewesen sein, wenn man lange und namentlich im Gebirge fortfuhr, ausschließlich hinter Holzwänden zu wohnen. „Mehr als alles andere war hier der andauernde Haincultus und die Baumverehrung ein bindendes Motiv. Oder wie wäre es sonst zu verstehen, daß eine urkundliche Namenreihe schwäbischer alter Lehnshöfe zugleich den Namen sämmtlicher Wald- und Fruchtbäume enthält? Aus unseren Hain- und Waldtempeln wurden die Wallfahrten zu Kirchlinden, zu Weihenlinden, Gnadenwalde, Heiligenbuch und Maria Waldraft." Keines der Häuser alter Art ist dauerhaft genug gewesen, um uns ein lebendes Zeugniß von der Bau- und Wohnart unserer Vorzeit abzulegen. Aber die Stetigkeit der Naturbedingungen und die Macht der Gewohnheit erlaubt Rückschlüsse zu machen aus der spätern Zeit auf die frühere und so zeigt man in Oberdeutschland und in den Alpen jetzt noch „Heidenhäuser", deren Balken an Ort und Stelle gewachsen sind.

Außer den Rückschlüssen, die wir heute noch aus vorhandenen Gebäuden, meist Bauerhäusern, auf die ältesten deutschen Wohnungen machen können, kommt uns bei der Forschung über dieselben noch Zweierlei zu statten: Urkunden und die Sprache. Was die ersteren betrifft, so sind sie mit einem wahrhaft staunenswerthen Fleiß in Bezug auf die älteste deutsche Bauweise von Dr. J. B. Nordhoff ausgenutzt worden **), der, wenn er auch speciell seine westphälische Heimath berücksichtigt, doch auch die allgemeinen Gesichtspunkte keineswegs vernachlässigt. Hätte er noch die hier so wichtigen sprachlichen Beziehungen herbeigezogen, so würde er, zumal in den von den Anfängen der Bauten handelnden Abschnitten, auf manche bisher düstere Partien seines Buchs helle Streiflichter haben werfen können.

„Die incunabelsten (sic) Anfänge der Wohnungen" waren nach Nordhoff auch bei den alten Deutschen unterirdische Höhlen. Wir haben uns daher wohl eine Art Gammen, wie bei den Lappen, zu denken. Die Berücksichtigung ethnographischer Beispiele würde unserm Verfasser sein mühsames Werk oft erleichtert haben, denn für die ganze Scala der primitiven von ihm angeführten Wohnungen und Wohnungsarten finden wir noch fortdauernde Belege bei den sogenannten Naturvölkern. Nach Orosius und Dio Cassius besaßen einzelne germanische Stämme aber auch Wagenhäuser, worin sie auf ihren Wanderungen und Kriegszügen Weib und Kind und das Wenige ihrer Habe mit fortschafften. Cäsar berichtet, daß der Suevenfürst Ariovist, den er 58 v. Chr. bei Vesontio schlug, solche Wagenhäuser besaß. Innerasien zeigt uns diese Wagenhäuser bei den Kirgisen noch heute massenhaft.

Das stehende Haus ist dem gegenüber ein Fortschritt. Daß es noch beweglich sein kann, wie die bald hier bald da aufgeschlagene Filzjurte des Turkmanen, haben wir oben nach Rochholz gezeigt. Nordhoff beginnt mit dem isolirten Hause des Germanen, das Tacitus uns schildert, wie es dasteht, je nachdem dem Besitzer ein Wasserquell, Feld oder Hain gefiel. Es ist der echte Vorläufer der vereinzelt stehenden westphälischen Bauerhäuser (Kotten) und war ursprünglich zum Theil wohl aus Flechtwerk errichtet. Der Hausbau hob sich im Norden Deutschlands nach Nordhoff nicht eher aus seinen kümmerlichen Zuständen, bis die Völkerwanderung den Anstoß zu einer festen, sichern Culturentwickelung gab. In den Maingegenden bauete man allerdings schon um die Mitte des 4. Jahrhunderts Häuser, welche der römischen Anlage gleichen, die seitdem den Franken und Rheinfranken verblieben ist. Uebrigens haben die Wagenhäuser wie die Erdwohnungen in Norddeutschland ihre Ausläufer bis in die Gegenwart entsandt: der Schäferkarren vertritt die ersteren; die Erdwohnungen finden sich wieder in den ausgetieften mit Flechtwerk überbaueten Erdhütten unter den Groesbeckern in Holland und unter den Zigeunern der Grafschaft Berleburg *).

Wir können hier nicht auf die Schilderung des westphälischen Bauerhauses nach Nordhoff eingehen, nur einige culturgeschichtliche Momente mögen noch berührt werden. Wir lernen, daß der niedrige Landadel in Westphalen bis ins 16. Jahrhundert hinein beim angestammten Holzbau verharrte und erst damals zum Steinbau überging. Der Landmann blieb dem Holze treu und nur eine Oase von bäuerlichen Steinbauten findet sich im Sauerlande, bei Balve und Olpe: hier aber ist der Steinbau sehr roh gehandhabt, er betrifft nur die Außenwände und der Grundriß des alten Holzhauses erscheint nicht im mindesten verändert. Schornsteine kommen im Münsterlande erst ums Jahr 1500 vor und im ganzen östlichen Westphalen fehlen sie bei den Bauerhäusern heute noch. Glasfenster treten sehr spät auf und jetzt noch findet man statt ihrer in den Wohnungen der Kötter und Beilieger häufig Holzklappen und Vorhänge.

Hätte Dr. Nordhoff in seinem Werke über den westphälischen Holz- und Steinbau die Sprache zu Rathe gezogen und aus ihr geschöpft, er würde den interessanten Uebergang vom Holz- zum Steinbau eingehender haben schildern können. Die Stein- und Erdwälle, die er herbeizieht, gehören nicht hierher; sie sind vorgeschichtliche Denkmäler und haben kaum etwas mit den heutigen Bewohnern Westphalens zu schaffen.

Die Geschichte der gebräuchlichsten Wörter lehrt uns, daß die eigentliche Baukunst vom Mittelmeer stammt. Das griechische χάλιξ wurde zum römischen calx und weiter zum deutschen Kalk; die französische und deutsche Chaussée ist die römische via calcata, die Kalkstraße, welche vorbei führt an den steinernen Weilern, villas. Unser Ziegel ist das entlehnte lateinische tegula, unser Mörtel das lateinische mortarium, unser Thurm das germanisirte turris, unser Fenster und Söller das lateinische fenestra und solarium; die althochdeutsche cheminata, mittelhochdeutsch Kemenate die lateinische caminata **).

---

*) Rochholz, deutscher Glaube und Brauch II, 82.

**) Der Holz- und Steinbau Westfalens in seiner culturgeschichtlichen und systematischen Entwickelung. Zweite Auflage. gr. 8. 451 S. Mit acht lithographirten Tafeln. Münster, Regensberg, 1873. 2 Thlr.

*) Wir wollen noch darauf aufmerksam machen, daß auf der Antoninsäule die Wohnungen der Markomannen aus Cylindern mit rundgewölbtem Dache ohne Fenster bestehen und deutlich Flechtwerk zeigen. Pfarrer Helmold erzählt von den Slaven des dreizehnten Jahrhunderts: „Sie geben sich auch nicht einmal beim Häuserbau viele Mühe; vielmehr verfertigen sie Hütten aus Flechtwerk, da sie nur zur Noth Schutz gegen Sturm und Regen suchen." (2. Buch, Cap. 13.)

**) Hehn, Culturpflanzen und Hausthiere. Zweite Auflage. S. 121.

Wie einst das Holz, unser Urmaterial beim Bau, von dem semitisch-mittelländischen Stein verdrängt wurde, so wird dieser jetzt in der neuesten Epoche, jener der technisch-mechanischen Civilisation, von Glas und Eisen verdrängt, aus denen Gebäude sich erheben, so groß und wunderbar wie unsere höchsten Kathedralen.

Aus allen Erdtheilen.

N. Michluko-Maclay's Fahrten an der Südwestküste Neu-Guineas im Frühjahr 1874.

I.

Dieser russische Reisende setzt mit Muth und Ausdauer seine Fahrten an den Küsten jenes großen Eilandes fort, mit welchem im fernen Osten der sogenannte hinterindische Archipelagus seinen Abschluß findet. Nachstehend geben wir den Bericht, welchen er an die Petersburger geographische Gesellschaft eingeschickt hat:

Das Ziel meiner zweiten Reise nach Neuguinea war die südwestliche Küste desselben und namentlich der Theil der Küste, welcher sich ostwärts von der großen Halbinsel Kumawa, auch Halbinsel des Prinzen von Nassau-Oranien genannt, hinzieht.

Diese Küste, vom großen Flusse Karufa auf der Halbinsel Kumawa bis zum Vorgebirge Buru, trägt den einheimischen Namen Papua-Kowiaï. Nordwärts von der Halbinsel Kumawa heißt die Küste bis zum Golf von Mac-Cluer und diesen mit eingeschlossen Papua-Onim. Nordwärts vom Mac-Cluer-Golf heißt der Theil der Küste von Neuguinea, welcher der Insel Salwatty gegenüber liegt, Papua-Notan. Diese Eintheilung der Westküste Neuguineas fand ich unter den Papuas verbreitet; sie ist auch bei den Kaufleuten von Ceram im Gebrauch, die seit Alters her mit den Papuas in Handelsverkehr stehen.

Papua-Onim und Papua-Notan wird von den Kaufleuten aus Macassar (Celebes) und Ceram vorzugsweise besucht, weil der Verkehr mit ihnen weniger Gefahren bietet. Papua-Kowiaï hat wegen der häufigen Kriege unter den Papuavölkern und auch wegen der häufigen, von Handelsexpeditionen ausgeübten Mordthaten und Räubereien einen andern Ruf und wird gegenwärtig nur sehr selten durch große Praauwen (Seefahrzeuge) aus Macassar besucht.

Letzterer Umstand, d. h. der geringere Zufluß Handeltreibender und der verminderte Einfluß fremden Elementes waren für meine Wahl entscheidend, obwohl ich aus den Erzählungen von Leuten aus Macassar und Ceram schließen durfte, daß ich mit der interessanteren auch zugleich die gefahrvollere Partie wählte. Schon einmal entschlossen nach Papua-Kowiaï zu gehen, mußte ich auch auf derartige Dinge gefaßt sein, und so erlebte ich dann auch später eine ganze Reihe von Abenteuern, die dem Charakter der Bewohner dieser Gegenden durchaus entsprechend sind.

Am 23. Februar 1874 fuhr ich von Gecir (einem kleinen Inselchen zwischen dem Ostende Cerams und der ebenfalls nicht großen Insel Ceram-Laut) in dem landesüblichen, Urumbai *) genannten Seefahrzeuge der Südwestküste Neuguineas zu. Meinen Weg nahm ich von den Inseln Goram, Matabello und Adi hin.

Mich begleiteten zwei Diener, Bewohner von der Insel Amboina und mein Papuaknabe Achmat **). Die Bemannung des Urumbai bestand aus 16 Mann, darunter waren 10 Papuas.

Am 27. Februar ging unser Urumbai bei der Insel Namatote vor Anker. Diese Insel liegt zwischen dem Golf von Bitscharu und dem Golf von Triton auf Neuguinea.

Um eine Oertlichkeit ausfindig zu machen, die zur Erbauung einer Hütte geeignet wäre, besuchte ich die Insel Aiduma, die Lobo-Küste, den Mawara-Archipel, und entschloß mich, auf dem Theile der Küste von Neuguinea selbst zu bleiben, der unter dem Namen Aiwa bekannt ist und dem Mawara-Archipel gegenüber gelegen ist.

Die Papuas waren über mein Vorhaben, unter ihnen wohnen zu wollen, höchlichst verwundert, begegneten mir aber freundlich und sogar sehr achtungsvoll. Da die Küstenbewohner von Papua-Kowiaï ein völlig nomadisirendes Leben führen und in ihren Piroguen aus einem Golf in den andern, von einem Ufer zum andern fahren, so wurde meine Hütte sehr bald ein Versammlungscentrum, um welches sich fast beständig die Piroguen der Bewohner von Namatote, Aiduma und Mawara drängten; ihre Häuptlinge, die Radjas von Namatote und Aiduma, so wie der „Capitän" von Mawara besuchten mich täglich und versicherten mich ihrer Ergebenheit und Freundschaft.

Nachdem ich mich mit der nächstgelegenen Gegend vertraut gemacht hatte, entschloß ich mich, eine etwas weitere Excursion zu unternehmen. Ich machte mir den Umstand zu Nutze, daß unser Urumbai des westlichen Monsuns wegen nicht nach Gecir zurückkehren konnte. Nachdem ich zur Bewachung der Hütte fünf Cerameser und als sechsten Joseph von Amboina zurückgelassen hatte, machte ich mich mit den übrigen Leuten zuerst nach dem östlichen Ufer der Tritonbai auf, in die „Warika" genannte Oertlichkeit. Meiner Gewohnheit folgend, ließ ich meine Leute im Urumbai zurück und allein unternahm ich völlig unbewaffnet eine Excursion in die Berge. Bewohner der Kamakaberge geleiteten mich; selbst nennen sie sich „Waoissirau". Ich überschritt den gegen 1300 Fuß hohen Uferkamm und besuchte den großen, sehr interessanten See Kamaka-Wallar, der bis dahin auch nicht einmal den Cerametern bekannt war, die fast alljährlich diese Küsten besuchen. Der See liegt nach Osten zu, gegen 500 Fuß über dem Meeresspiegel. Die den See einschließenden Berge fallen gegen Südost etwas ab. In der Nähe des Ufers befinden sich einige Hütten der Waoissirau. Die Berge nach Osten zu, d. h. mehr ins Innere hinein, sind unbewohnt.

Von Warika aus setzte ich den Weg im Urumbai fort. Ich besuchte die Inseln Aiduma, Kaju-Mera, Lakaija und fuhr in den engen Golf Kiruru ein (Etna-Bai auf holländischen Karten). Ich fand, daß dieser „Golf" nur fälschlich so genannt wird. Er ist in Wirklichkeit nichts anderes als eine lange Meerenge oder Straße, die sich zwischen dem Festlande und einem Archipel niedriger mit Mangrovien bewachsenen Inseln hinzieht. In das letzte und größere Bassin dieses vermeintlichen Meerbusens kann man auch auf anderen Wegen gelangen, indem man mehr durch enge Straßen zwischen den Inseln hinfährt.

An den Ufern der Kiruru-Straße waren keine menschlichen Wohnstätten zu bemerken und nur am letzten Bassin, in der „Timbona" genannten Oertlichkeit, fand ich zwei halbzerfallene

*) Urumbai — ein großes, nicht verdecktes Boot mit einer hüttenartigen Cajüte in der Mitte. Der Bord des Urumbai liegt nicht höher als $1\frac{1}{2}$ Fuß über der Wasserlinie; Nase und Hintertheil sind zugespitzt und hoch. Der Urumbai ist das allgemein gebräuchliche Fahrzeug im Archipel der Molukken und ist von sehr verschiedener Größe. Mein Urumbai hatte einen Gehalt von nicht mehr als zwei Tonnen.

**) Achmat, ein zwölfjähriger Papuaknabe, war mir im Januar 1873 von dem Sultan von Tidor geschenkt worden. Nachdem er ungefähr fünf Monate an Bord des Klippers „Isumrud" zugebracht, hatte er Russisch sprechen gelernt, und seit dieser Zeit spreche ich mit ihm nie anders als in dieser Sprache. Obwohl er nur eine sehr geringe Neigung zum Gehorchen hat, ist er mir doch durch seine Gewandtheit und Anstelligkeit von Nutzen.

Hütten. Auch in den Bergen lieferten einige Fußsteige, abgehackte Baumstämme und Aeste den Beweis, daß die Gegend von Papuas besucht zu werden pflegte. Ich erfuhr später, daß die Eingeborenen hierher von Zeit zu Zeit kommen, um sich Massoi zu holen, die Rinde eines zur Familie des Lorbeers gehörigen Baumes, welche dort zu Arzneien verwandt wird.

Von meinem Ausfluge in die Berge zum Urumbai zurückgekehrt, machte ich mich auf, um längs des Ufers einen geeigneten Ankerplatz für das Nachtlager aufzusuchen. Am andern Morgen wollte ich dann auf einer andern Wasserstraße wieder aufs Meer hinaus gehen. Mein Plan erlitt dadurch eine Aenderung, daß ganz unerwartet fünf große Piroguen erschienen, in welchen sich eine beträchtliche Anzahl von Papuas befand.

Allerlei Umstände bei dieser Begegnung ließen vermuthen, daß die Papuas uns in das Kiruru-Bassin nicht in friedlicher Absicht gefolgt waren und obgleich dann auch nach langem Zögern einige von ihnen an Bord unsers Urumbai kamen, so wurde dadurch der Verdacht meiner Leute nur gesteigert. Unter meinen Leuten befanden sich mehrere, die wohl erfahren waren und durch häufige Reisen nach den Küsten Neuguineas Gelegenheit hatten, sich mit dem Charakter der Papuas gut vertraut zu machen. Sie meinten, die Papuas hätten sich uns lediglich in der Absicht friedlich genähert, um die Zahl der Besatzung und die Ausrüstung des Urumbai kennen zu lernen, um danach die gegenseitigen Kräfte abwägen zu können. Sie waren überzeugt, die Eingeborenen warteten nur die Nacht ab, um uns zu überfallen, und baten mich dringend, hier nicht zu übernachten und schneller auf die offene See hinauszufahren. Nur widerwillig gab ich ihren dringenden Bitten nach. Freilich mußte ich in Erwägung ziehen, daß der Papuas mehr als 50 und unserer im Ganzen nur 13 waren und daß zur Nachtzeit die Chancen sehr ungleich sein konnten. Meine Leute waren so überzeugt von der nahen Gefahr, daß sie mit bemerkenswerthem Eifer die ganze Nacht hindurch ruderten, und unter dem Beistand der Ebbe konnten wir mit Anbruch des Morgens beim Ausgang der Kiruru-Straße dem Wasserfall Guru-Guru gegenüber vor Anker gehen. Im Laufe des ganzen folgendes Tages war ich bemüht, von Neuem mit den Papuas in Beziehungen zu treten, aber nicht eine Pirogue näherte sich uns, obwohl uns die Eingeborenen vom Ufer aus zuwinkten und uns einluden, zu ihnen ins Dorf zu kommen. Der geringe Wasserstand gestattete dem Urumbai nicht, nahe ans Ufer zu fahren, und da die Papuas, ob aus Unlust oder aus Furcht, nicht zu uns gefahren kamen, war ich gezwungen, den ganzen Tag auf dem Urumbai zuzubringen. (Die Lakaija-Papuas haben häufig Ueberfälle des Sultans von Tidor und der Onim-Papuas zu erleiden gehabt, was sie sehr argwöhnisch und boshaft gemacht hat.)

Weiter nach Südwest vom Lakaija-Golf ist das Ufer nicht durch Inseln geschützt wie der nördliche Theil der Kowiaï-Küste, und bietet keine sicheren Ankergründe dar. Daher stellten denn auch der frische Wind, der große Wellenschlag und die starke Brandung der südlichen Fortsetzung unserer Fahrt ernste Schwierigkeiten in den Weg, die noch durch den geringen Umfang unseres Fahrzeuges und die unzuverlässige Ausrüstung desselben erhöht wurden. Ich beschloß deshalb, nach Aiwa umzukehren.

Hier mögen einige Worte über die besuchte Gegend und ihre Bewohner Platz finden. Bei dieser Excursion hatte ich Gelegenheit, eine der allermalerischsten Gegenden des ostindischen Archipels zu sehen. Ein Meer mit zahlreichen Buchten und Straßen, steil abfallende Felsen, hohe Gebirgsrücken in den mannigfaltigsten Contouren, eine reiche Pflanzenwelt verbinden sich in Papua-Kowiaï zu den wirksamsten Effecten und häufig muß man die Landschaft herrlich, majestätisch nennen.

Außer der Schönheit der Natur setzt den Reisenden ihre Menschenleere in Erstaunen. Längs der ganzen Kowiaï-Küste, die ich vom Bitscharu- bis zum Lakaija-Golf besuchte, bin ich nicht mehr als drei oder vier Baulichkeiten begegnet, die man allenfalls Hütten nennen konnte; was ich sonst sah, verdient auch diesen Namen nicht einmal. Man trifft deren häufig so winzig kleine an, daß nur ein Mensch und auch das nur in liegender Stellung Platz darin findet. Alle diese Wohnstätten sind nur zeitweilig bewohnt und nur selten findet man einen Menschen in ihnen. Die ganze Bevölkerung streift auf ihren Pirogen in den Meerbusen und Küstengewässern umher und bleibt meist nur einige Stunden oder Tage an ein und demselben Ort. Die Veranlassung hierzu hat man hauptsächlich in den beständigen Fehden der Eingeborenen unter einander und in den Chonai-Ueberfällen, d. h. den mit zahlreichen Piroguen von den Onim-Papuas ausgeführten Seezügen zu suchen, die sich häufig der Kowiaï-Küste zuwenden, um dort zu rauben, zu morden und Sklaven zu machen. Die beständige Gefahr hat den Einwohnern nicht gestattet, das Nomadenleben aufzugeben oder hat sie vielleicht auch gar zu Nomaden gemacht. Die Bergbevölkerung ist noch geringer an Zahl als die der Uferbewohner und nur ein schmaler Küstenstrich ist hin und wieder dünn bevölkert. Es ist eine bemerkenswerthe Thatsache und dies beweist die große Isolirtheit der Bevölkerungsgruppen Neuguineas, daß weder die Küsten- noch die Bergbewohner von Papua-Kowiaï etwas von der Existenz der großen Geelvink-Bai wissen, trotzdem die Landenge eine so schmale ist, namentlich von der Kiruru-Bai aus. Die Berge im Innern sind nicht bewohnt und die Bewohner von Papua-Kowiaï überschreiten dieselben niemals. Diese Thatsache ist als feststehend zu betrachten, denn häufig und sehr eingehend habe ich die Bewohner der verschiedensten Gegenden darüber befragt und stets die allerentschiedenste Verneinung hören müssen.

Vergleicht man die Lebensweise der Kowiaï-Papuas mit der Lebensweise der Papuas an der Maclay-Küste, so stellt sich ein großer Unterschied zwischen beiden Bevölkerungen dar. Obwohl die Kowiaï-Papuas schon lange mit dem Eisen und verschiedenen Geräthschaften bekannt sind, obwohl sie ferner auch Kleider anlegen und mit dem Gebrauch der Schußwaffen vertraut sind, und trotzdem sie auch silberne und sogar goldene Schmucksachen tragen, so waren sie und sind sie doch Nomaden geblieben.

Die Unzulänglichkeit der Nahrung, eine Folge des fehlenden Ackerbaues und des Nichtbesitzes von Hausthieren (nur bei den Bergbewohnern in Papua-Kowiaï habe ich Hunde angetroffen; den Uferbewohnern fehlt sogar dieses Hausthier. Da es übrigens auch in den Bergen nur wenig Hunde giebt, so ißt man sie nicht, wie dies an der Maclay-Küste der Fall ist) zwingt die Bevölkerung, am Meeresufer herumzuziehen, um Seethiere zu erjagen, Fische zu fangen und die Wälder abzustreifen, um einige Früchte, Blätter und Wurzeln einzusammeln. Wenn ich bei Begegnungen die Frage stellte: „Wohin?" oder „Woher?" so erhielt ich von den Papuas fast immer zur Antwort: „Ich suche" oder „ich habe etwas zu essen gesucht."

Die Papuas der Maclay-Küste, obwohl sie von dem Verkehr mit anderen Racen völlig isolirt sind und obgleich sie bis zu meinem Besuch im Jahre 1871 mit keinem einzigen Metall bekannt waren, baueten und bauen mit ihren steinernen Aexten große Ansiedelungen mit vergleichsweise sehr bequemen, oft großen Hütten. Sorgfältig bestellen sie ihre Felder, durch welche sie das ganze Jahr hindurch mit Nahrungsmitteln versorgt werden; endlich haben sie auch Hausthiere: wie Schweine, Hunde und Hühner. In Folge ihrer seßhaften Lebensweise und des Verbandes, zu welchem zahlreiche Dörfer unter einander vereint sind, finden Kriege bei ihnen vergleichsweise seltener als unter den Kowiaï-Papuas statt.

Alles dies beweist, daß die schon viele Jahrhunderte lang andauernden Beziehungen der höher gebildeten Malayen zu den Papuas auch nicht entfernt günstige Folgen für letztere mit sich geführt haben, und schwerlich darf man auch erwarten, daß die künftige Berührung der Papuas mit den Europäern zu besseren Resultaten führen wird, wenn diese Berührungen sich lediglich auf Handelsbeziehungen beschränken werden.

Amerikanisches Urtheil über amerikanisches Schulwesen.

Dem amerikanischen Dünkel, welcher die Wissenschaft und die höhere philosophische Bildung geringschätzt, dagegen die experimentale Praxis über Alles erhebt und die Amerikaner selbst als das auserlesenste praktische Volk betrachtet, diesem Dünkel tritt ein ausgezeichneter Amerikaner, der Präsident White von der Cornell Universität zu Ithaca, im Staate Neuyork scharf entgegen. Nicht nur, daß er in der kürzlich in Neuyork abgehaltenen wissenschaftlichen Versammlung die amerikanischen Erziehungs- und Bildungsinstitute tief unter die deutschen stellte, er zeigte vielmehr, daß die gesammte amerikanische Erziehung und Bildung, selbst in den höheren Bildungsanstalten, auf nichts anderes gerichtet sei als auf Reichthum, Geld und Gewinn. Im Zusammenhang hiermit beweist der vom Präsidenten Barnard aufgestellte statistische Bericht die interessante Thatsache, daß in den öffentlichen Körpern, Gesetzgebungen und Aemtern die Zahl wirklich literarisch gebildeter Männer von Jahr zu Jahr in auffallender Abnahme begriffen und gleichzeitig die öffentliche Corruption in abschreckender Zunahme sei. Wer von Haus aus dazu erzogen ist, den Zweck des Lebens in Geld und Gewinn zu suchen, der ist für die höheren Zwecke des Lebens, für geistige tiefere Bildung und für philosophische Forschungen, erlahmt und erblindet.

Herr White geht nun auf die inneren Mängel der hohen Bildungsanstalten Amerikas näher ein und erklärt frank und frei, daß das religiöse Kirchensectenwesen den freien Geist und die freie wissenschaftliche Bildung erdrücke. Nach dem Census von 1870 stehen 360 Collegien und Universitäten unter dem Einflusse und unter der Controle dieser religiösen Secten, welche selbst die wirksamsten Kräfte tüchtiger Lehrer schnüren und entmannen.

Alle diese sogenannten Bildungsinstitute athmen einen äußerst beschränkten kirchlichen Sectengeist. Alle diese Collegien und Universitäten sind von kirchlichen Secten gegründet und nicht ein einziges dieser Institute nimmt irgendwie einen hohen Rang unter den wissenschaftlichen Bildungsanstalten ein.

Herr White sagt ferner: Irgend ein Methodist, Baptist, Presbyterianer und Episcopale macht eine Schenkung oder ein Vermächtniß an solche Secteninstitute und fügt hinzu bestimmte Bedingungen der strengen Aufrechthaltung des Sectenglaubens. Auf diese Weise sind alle diese 360 Collegien und Universitäten entstanden. Nichts ist aber der freien Wissenschaft gefährlicher, als der blinde Glaube an bestimmte Dogmen. „Wir brauchen unter allen Umständen nothwendiger Weise Staatsuniversitäten, die mit reichen Mitteln dotirt und mit tüchtigen Lehrkräften versehen sind, so daß diese Secteninstitute entweder förmlich eingehen oder sich in freie Bildungsanstalten umwandeln und den vorzüglicheren Staatsuniversitäten nacheifern und nachahmen müssen. Was würde man wohl von einem großen Palaste sagen, der von Sectenstiftungen und Schenkungen in der Art errichtet worden sei, daß der eine Geschenkgeber einen Thurm im römischen Stile, der andere einen Thurm im gothischen Stile, der dritte eine Renaissancekuppel von Eisen, der vierte dorische Säulen, der fünfte corinthische ꝛc. anordnen, so daß endlich das Gebäude schief, krumm, mit engen Fenstern und engen Hallen aufgebaut würde. Wie dieses verschrobene Gebäude, so sind die Sectenuniversitäten, welche eine Mixtur von guten und schlechten Ideen, von lebenden und todten Anschauungen bilden."

White geißelt ferner diese Sectenuniversitäten, indem er z. B. erwähnt, daß eine dieser Universitäten ein splendides Teleskop erhalten, aber weder Raum noch Lehrkräfte zum Gebrauche desselben habe; für eine andere Universität wurde ein Observatorium errichtet, um nach außen Reclame zu machen, es fehlten aber alle Instrumente; eine dritte Universität erhielt eine ausgezeichnete botanische Sammlung, es gab aber darin nicht einen einzigen Sachverständigen der Botanik; ebenso war es mit mineralogischen Sammlungen. Am schlimmsten aber sieht es in allen diesen Sectenuniversitäten bezüglich des totalen Mangels von chemischen Laboratorien und physikalischen Apparaten aus.

Herr White erklärt das amerikanische System, wonach Universitäten wie kaufmännische Geschäfte nach der Handelsmaxime des Angebotes und der Nachfrage und wohl auch zu dem Zwecke errichtet werden, die Einwanderung nach einem bestimmten Orte anzulocken, für durchaus verfehlt und nachtheilig.

Er, White, hält es für die Pflicht der Staaten, mit den möglichst größten Fonds Staatsuniversitäten zu errichten und daraus jedes kirchliche Sectenwesen zu verbannen. Ebenso wie die Religion und das Sectenwesen von den öffentlichen Schulen ausgeschlossen sei, müsse mit weit größerm Rechte die Religion und das sectirerische Kirchenthum von den Universitäten und höheren Bildungsanstalten entfernt werden, weil diese lediglich der Wissenschaft gewidmet seien. Schließlich empfiehlt Präsident White, daß diese Staatsuniversitäten durch unentgeltlichen Unterricht den ärmeren Classen zugänglich gemacht werden sollten, in welchen erfahrungsmäßig mehr Talent und Genius, schon ihrer großen Anzahl wegen, verborgen und unentwickelt liege als in den reicheren Classen, die überdies die Auswahl haben, ihre Kinder nach ausländischen Universitäten zu senden.

(— Wir können unsererseits hinzufügen, daß Herr O. White jahrelang in Deutschland sich dem Studium der Philosophie gewidmet hat. Er kennt die Werke unserer Philosophen gründlich und hat Manches aus denselben ins Englische übertragen. Schon 1857, als er über ein Jahr in Dresden verweilte, waren ihm die Schattenseiten nicht fremd, welche dem nur auf äußeres Erlernen und Einlernen in den Lehranstalten der Yankees gerichteten Unterrichtswesen anhaften. Uebrigens kommen immer mehr junge Angloamerikaner nach Deutschland, um auf unseren höheren Lehranstalten eine gründliche und gediegene Ausbildung zu erwerben, und nicht wenige zeichnen sich durch Eifer und Fleiß aus. —)

Ostindien.

Die vor einiger Zeit an der Grenze unweit von Dera Ghasi Chan entdeckten Kohlenlager sind nicht so reichhaltig wie man anfangs glaubte, aber in jener holzarmen Gegend immerhin werthvoll. — Am Ufer des Godavery, im Gebiete des Nisam von Haiderabad haben die Bohrungen auf Kohlen ein sehr günstiges Ergebniß geliefert.

Im Himalaya wächst, indischen Blättern zufolge, eine Art Taback, die perennirend ist; Schnee und Frost schaden ihr nicht und sie hat Blüthen vom August bis zum März. Ihre Blätter gleichen jenen des virginischen Tabacks.

Den amtlichen Nachweisen zufolge nimmt die Ausfuhr von Dschute aus Calcutta beträchtlich ab. Im Mai 1872 wurden 400,215 Centner nach Großbritannien, Amerika ꝛc. verschifft, im Mai 1873 nur 267,382 Centner und 1874 nur 209,352; im Werthe von respective 2,497,837 — 1,351,348 und 1,252,582 Rupien. Die Abnahme erklärt sich wohl zum Theil daraus, daß am Hugly immer mehr Spinnereien gebaut werden, welche Fabrikate exportiren, so im Mai 1872 Gunnysäcke 214,252 Stück, Mai 1873 schon 513,055 und Mai 1874 417,117. Das vorige Jahr war für das Wachsthum des Dschute nicht günstig. — In den Nordwestprovinzen wurden seit Anfang des Jahres 1874 mehrere Wollspinnereien gebaut und die Regierung in Agra hat für 15,000 Rupien Maschinen für die Spinnerei des dortigen großen Centralgefängnisses kommen lassen.

Die Hirtenbriefe der englischen Bischöfe in Indien haben wegen ihres unangemessenen Tones bei den Eingeborenen Mißstimmung erregt und finden scharfen Tadel. Ein Hindublatt, „Die öffentliche Meinung", bemerkt, daß die unkundige Menge den Verdacht hege, daß die Regierung darauf ausgehe, die Hindus zu Christen zu machen. Das sei nun allerdings nicht der Fall, und dieselbe werde die bisher beobachtete Neutralität auch fortan beobachten. Aber sie solle das rund heraus und offen erklären, weil dann das Volk sich be-

ruhigen werde. Es sei ein Uebelstand, daß sie anglicanische Geistliche als solche in ihrem Dienste verwende. Ueberhaupt führen die Eingeborenen, welche über die Ausfälle gegen ihre Religion sich ärgern, eine scharfe Sprache. In Bangalore hielt jüngst ein Hindu einen öffentlichen Vortrag, in welchem er erklärte: „Der englische Unterricht, welchen man unseren Landsleuten ertheilt, hat nichts Anderes zur Folge, als uns mit Scheinheiligen, Atheisten, Ochsenfleischfressern und Trunkenbolden zu beschenken."

Die Hochschule (Medresseh) in Calcutta, welche 1781 von Warren Hastings gegründet wurde, zählt gegenwärtig 603 Studenten; von diesen besuchen 183 die arabischen Vorlesungen, die übrigen sind beim „englisch-persischen Departement" inscribirt. Mit der Medresseh ist eine Zweigschule verbunden, die von 310 Schülern besucht wird. Von der Gesammtzahl gehören etwa 350 der Stadt Calcutta an, die übrigen sind aus allen Theilen von Bengalen und Behar gekommen, manche aus Arrakan und Ranguhn in Pegu.

Ein mohammedanisches Blatt, der „Urdu Guide", brachte neulich Auszüge aus Shaw's Reise nach Jarkend und knüpft an dieselben folgende Bemerkungen: „Wir theilen diese Erzählungen mit, um darauf hinzuweisen, daß in keinem Lande und unter keinem andern Volke die Mohammedaner so unanständig sind als in Indien, und wir wollen ihnen zeigen, welch ein Unterschied zwischen ihnen ist und jenen in Jarkend, wo die Leute durch ein feines und höfliches Betragen sich auszeichnen. Die Herrscherfamilie in Jarkend ist, gleich jener der Kaiser von Delhi, von türkischer Abkunft. Der Herausgeber spricht die Erwartung aus, daß die indischen Mohammedaner die Sitten der Hindu und der Engländer abseit liegen lassen und vielmehr sich die Civilisation der Muselmänner in Arabien, Aegypten und der Türkei aneignen. Dadurch würden sie sich von ihrer gegenwärtigen Versunkenheit und Erniedrigung zur Stufe der Ehre erheben. Das ist aber unmöglich so lange sie nicht ihre gegenwärtigen Sitten und Gebräuche abthun und eine andere Ausbildung bekommen."

Vor etwa einem Jahre meldeten wir im „Globus", daß ein Engländer, Namens Melvill, zum Islam übergetreten sei. Seine Landsleute in Indien fanden das entsetzlich shocking; ein britischer Beamter wird Muselmann! Nun ist aber sogar eine altengländische Frau Mohammedanerin geworden. Das einzige zu Bombay in Hindustanisprache erscheinende Blatt „Khussuful Akbar" giebt über dieses „most shocking event" folgende Auskunft: „Durch Gottes Gnade wird die Herrlichkeit der mohammedanischen Religion mehr und mehr erhöht. Eine englische „Madam" begriff die Hoheit dieses Glaubens und welche Macht und Kraft demselben innewohnt, die Sünder zu erlösen. Deshalb hat sie am vergangenen Freitag sich mit ihrem Sohn und ihrer Tochter feierlich zum Islam bekannt. Sie ist die Frau des Herrn Bushey, der in Bombay lebte; er ist vor einiger Zeit mit Tode abgegangen. Der Sohn ist sechs, die Tochter fünf Jahre alt. Die Wahrheit unseres Glaubens hat tiefen Eindruck auf ihr Gewissen gemacht, das Licht der Erkenntniß hat sie erleuchtet, der Einfluß des jüngsten, allein wahren Propheten, — sein Name sei hochgeehrt! — ist mächtig in ihr gewesen, und so ging sie in die Dschakeria-Moschee und bekannte sich zum wahren Glauben. An demselben Abend noch verheirathete sie sich mit dem Afghanen Mohammed Chan."

* * *

— Die Arche Noäh oder Streifblicke vom Ararat. Das ist der Titel einer Zeitschrift (Whiffs from Ararat), welche von Pilgern aus dem Yankeelande in Armenien gedruckt wird. Wir erfahren durch diese frommen Amerikaner allerlei Neues. In den armenischen Dörfern wird ein heirathsfähiges Mädchen mit 14 bis zu 112 Thalern bezahlt. — Sie discutiren die hochwichtige Frage, „ob die Welt wirklich auf dem Rücken eines colossalen Stieres ruhe"; Erdbeben haben ihre Ursache darin, daß der Stier sich regt und seinen Kopf bewegt, wenn eine Fliege ihn beunruhigt. — Die armenischen Bauern glauben, daß der Ararat, auf welchem ja die Arche des weinseligen Noah festsitze, von der göttlichen Vorsehung, die ja zu so vielerlei Dingen nützlich ist, mit einer undurchdringlichen Schranke umgeben sei, damit er nicht durch den Fuß der Menschen entheiligt werde. An der Arche fehlt auch heute noch kein einziges Brett, dafür haben die Engel gesorgt, welche nach der großen Fluth als Wächter derselben angestellt sind. Ablösung hat im Laufe der Jahrtausende nicht stattgefunden, aber Engel können die ewige Langeweile schon ertragen.

— Der Mineralreichthum Chiles ist bekanntlich groß. Allein das Grubenrevier von Copiapo im Norden der Republik hat im Jahre 1873 folgende Ausbeute ergeben:

	Erz.		Feines Silber.	
Chañarcillo	2,721,571	Kilogr.	12,312	Kilogr.
Lomas Bajas . . .	2,992,034	„	8,964	„
Chimbero	11,355,284	„	35,649	„
Tres Puntas . . .	1,374,187	„	3,330	„
	18,443,076	Kilogr.	60,255	Kilogr.

Die Provinz Atacama hat im Verlaufe der letztverflossenen 30 Jahre eine Erzproduction im Werthe von 201,826240 Dollars ergeben, zumeist Kupfer und Silber, demnach im Durchschnitt jährlich 6,700,000 Dollars. Im Jahre 1867 stellte sich die Ausfuhr von Mineralien auf nahezu 11½ Millionen Dollars, seitdem hat sie sich zwischen 10 und 11 Millionen gehalten.

— Nicht nach Tibet, wie auf S. 191 dieses Bandes, nach Angabe der „Mail", gemeldet wurde, will der um die Topographie Chinas verdiente Rey Elias jetzt seine Schritte lenken; er organisirt vielmehr eine Expedition, welche von Bhamo am Irawaddy aus nach Jünnan-fu vordringen soll. Der Widerstand, welchen die Reste der Panthays den chinesischen Truppen dort noch leisten, muß also nicht mehr sehr heftig und umfangreich sein. Von dem namentlich mit dem Bestimmen astronomischer Positionen sehr vertrauten Reisenden (man denke an seine Aufnahme des neuen Unterlaufes des gelben Flusses) sind große Verbesserungen der Karte Südwestchinas zu erhoffen.

— In Siam lernen die Männer der höheren Classen mit Eifer Englisch. Die in Bangkok erscheinende Zeitung „Siam Weekly" berichtet, daß man in den Häusern der Prinzen und Vornehmen englische Zeitungen halte und mit Aufmerksamkeit lese. Einige Prinzen sind in mehreren europäischen Sprachen bewandert und alle sprechen das Englische geläufig. Daß sie sich in Folge ihrer Studien viele neue Ideen aneignen, versteht sich von selbst. In Birma dagegen werden diejenigen Vornehmen, welche Englisch oder Französisch gelernt haben, von den Höflingen des Königs mit Mißtrauen betrachtet.

— Die Auswanderung der Szeckler in Siebenbürgen nimmt mehr und mehr größere Dimensionen an; sie ziehen in Massen nach der Moldau.

Durch ein unliebsames Versehen sind in der laufenden Nummer, S. 308, in dem Aufsatze über Schweinfurth's Reisen sechs Absätze mit Petitschrift gedruckt worden. Wir bitten dafür die Leser um Nachsicht.

Inhalt: Georg Schweinfurth's Reisen in Inner-Afrika. III. (Mit zwei Abbildungen.) — In Allahabad am Ganges. (Mit drei Abbildungen.) — Das Kind und die Volksreime der Ostfriesen. Von Hermann Meier in Emden. III. (Schluß.) — Karl v. Neumann's Expedition nach dem Lande der Tschuktschen. I. — Die ältesten deutschen Häuser. — Aus allen Erdtheilen: R. Michluko-Maclay's Fahrten an der Südwestküste Neu-Guineas im Frühjahr 1874. I. — Amerikanisches Urtheil über amerikanisches Schulwesen. — Ostindien. — Verschiedenes. — (Schluß der Redaction 10. November 1874.)

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXVI. № 21.

GLOBUS

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 4 Thlr. Einzelne Nummern 5 Sgr. — 1874.

An der ligurischen Riviera di Ponente.

In Mentone und Bordighera.

I.

Als Adam und Eva aus ihrem Lustgarten („Paradiese") vertrieben wurden, wo sie doch eigentlich nichts gethan hatten was unmenschlich gewesen wäre, zogen sie tief betrübt fürbaß. Der Mythus will wissen, daß sie sehr zerknirscht gewesen seien, aber den Legenden darf man nicht in allen Stücken glauben. Eva ist übrigens eine ganz gescheidte Person gewesen; sie nahm nicht bloß ihren Adam mit, sondern auch eine Citrone, welche sie mit ihrer Hand von einem Baum abpflückte, der an der Ausgangspforte des Lustgartens stand. Die Legende behauptet, sie habe diese Frucht in ihrer Schürze verborgen, was aber nicht im ersten Buche Mose steht.

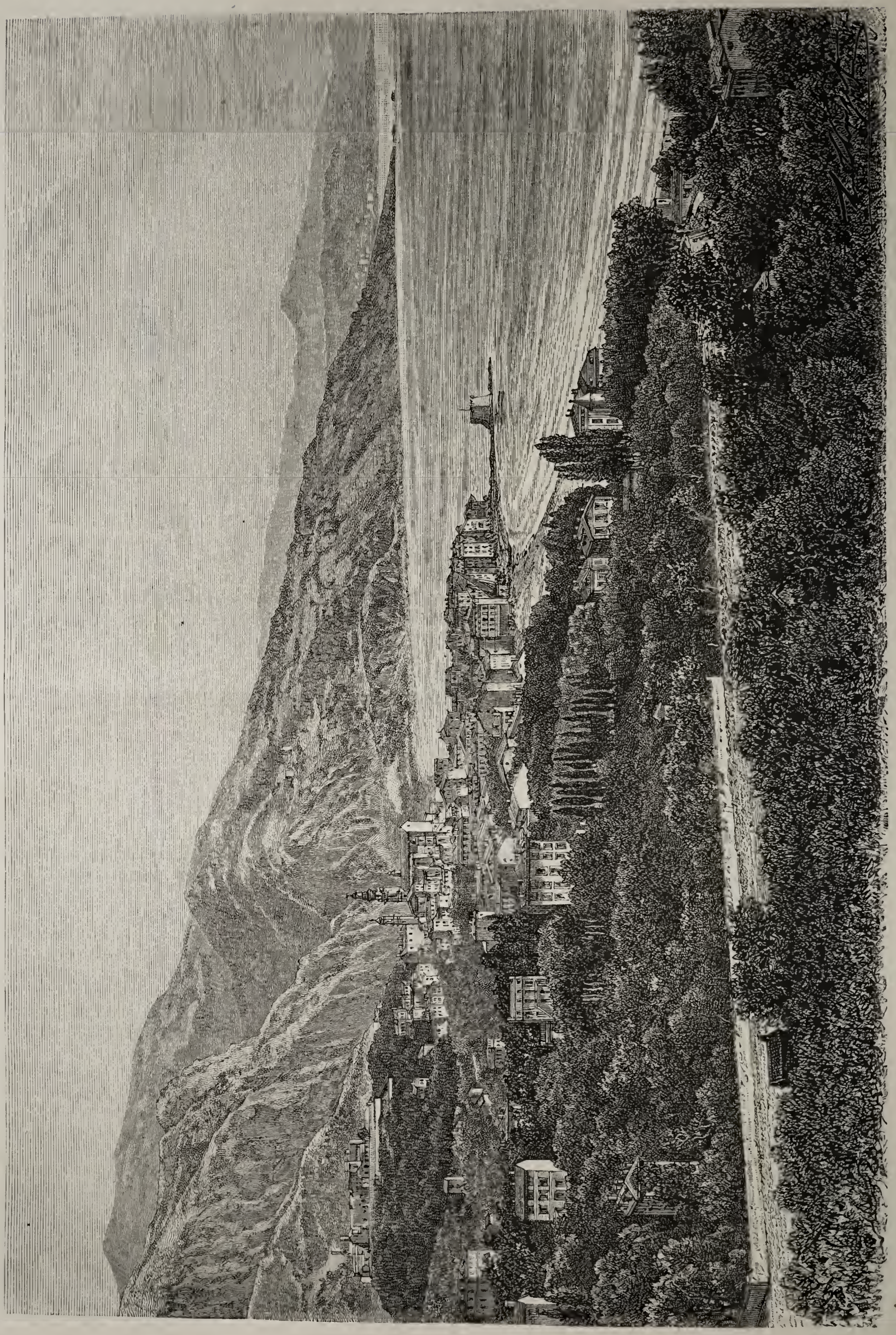
Eva sprach zu Adam: „Diese Frucht will ich dem schönsten Lande geben, welches wir auf Erden finden." Das Paar schweifte und irrte lange Zeit in der weiten Welt umher, doch Eva behielt die dem Paradies entfremdete Citrone immer in der Schürze, bis sie dorthin kamen wo heute Mentone steht. Hoch entzückt über die herrliche Gegend nahm sie die Frucht und warf sie zu Boden; dabei hat sie gesagt: „Hier gedeihe, wachse und vermehre dich; schaffe an dieser Stelle ein Paradies für die Menschen, welche hier einst wohnen werden!" Die Vermehrung hat in der That stattgefunden, denn im Gebiete von Mentone werden in jedem Jahre viele Millionen dieser Frucht geerntet.

Diese Gegend ist wirklich ein Paradies und der Boden, wo er Feuchtigkeit genug hat, überaus fruchtbar. Auch darüber hat man eine Sage. Es kommt ein Fremder nach Mentone der außerhalb des Thores seinen Wanderstab in die Erde steckt, und dann vergißt ihn wieder herauszuziehen. Nach ein paar Tagen, als er wieder fortgeht, findet er den Stock und ist nicht wenig erstaunt, daß derselbe bereits Zweige und Blätter getrieben hat. Man kann diesen Baum noch heute sehen, er steht in der Straße des heiligen Michael.

Wer Mentone gründlich genießen will, muß sich dort in den Monaten von Februar bis Mai aufhalten und trifft er es, daß das Frühjahr recht schön ist, dann wird er allerdings sagen können, daß er in einem Paradiese lebe.

Dem westlichen Gestade des Golfes von Genua entlang, der Riviera di Ponente, läuft die Eisenbahn nach Nizza und dann weiter nach Toulon und Marseille, aber die Fahrt auf der Landstraße, welche der erste Napoleon gebaut hat, die Route de la Corniche, bietet unendlich mehr malerische Ansichten. Wer Abends in Mentone ankommt und in einem der vielen Landhäuser seine Wohnung genommen hat, wird sich am Morgen auf das Angenehmste überrascht fühlen; er steht entzückt und bewundernd da über die Pracht und den magischen Zauber dieser Gegend.

Mentone liegt so ziemlich in der Mitte einer Meeresbucht von etwa 8 Kilometer Umfang; an der Westseite tritt Cap Martin in die See hinaus und über dieses längliche



Mentone, von der Westseite gesehen.

Vorgebirge zieht die Cornichestraße; an der Westseite fällt Cap Murtola steil ab. Bucht und Stadt sind nach allen Seiten hin gegen die kalten Winde durch einen Gürtel von Höhenzügen geschützt, die sich von etwa 1000 bis 1300 Meter erheben und nur nach einer Seite offen sind. Die Hauptstraße ist einige Kilometer lang, an manchen Stellen sehr eng, auf den Seitenwegen können nicht zwei Leute neben einander gehen, und große Vorsicht ist wegen der Omnibus und anderer Wagen, der beladenen Esel und Pferde wohl angebracht. Dem Fremden fällt sofort auf, daß die Mentonesen überaus lebhaft gesticuliren; man hat scherzhaft gesagt, daß die Arm- und Handbewegungen derselben einen Hauptbestandtheil des dortigen Patois bilden.

In der Altstadt hat man bis 1811 keinen Wagen gekannt; nach Mentone konnte man nur von der Seeseite her gelangen oder über die Berge zu Fuß und auf Maulthieren, die Mauern erhoben sich hart am Meer. Als Napoleon die Cornichestraße bauen ließ, mußte er unterhalb der südöstlichen Festungswerke den schönen, langen Uferstaden (Kai) aufmauern lassen, und die Eisenbahn ist unter der Altstadt durch einen 500 Meter langen Tunnel gelegt worden. Die Fremden wohnen in der Neustadt, welche dem Meer entlang steht und sich nun schon bis in die verschiedenen Thäler hinaufzieht.

Als klimatischer Curort ist Mentone erst seit 1850 bekannt geworden und es hat als solcher einen großen Namen. In jedem Jahre werden neue Landhäuser gebaut und die Zahl der Fremden steigt. Die Ostseite der Bucht ist bereits völlig mit Villen besetzt. Aber die Altstadt ist viel malerischer als jener moderne Theil. Sie liegt amphitheatralisch auf den Anhöhen und wer sie durchwandelt, glaubt sich in das Mittelalter versetzt. Man klettert in den engen, düsteren Straßen aufwärts, die man eigentlich als schlecht gepflasterte Treppen bezeichnen sollte. Das ist mühsam, aber man wird durch das Malerische und die herrlichen Lichtreflexe über den dunkelen, niedrigen Gewölben vollauf entschädigt, dort ist die Hitze niemals drückend. Die oberen Geschosse der Häuser haben freien Ausblick nach dem Meer hin.

Alle Ausflüge sind überaus lohnend und man hat eine reiche Auswahl. Zum Vorgebirge St. Martin wandert man durch einen Wald mächtiger Oelbäume bis an den Punkt, wo die von Monaco und von Nizza her führenden Straßen zusammentreffen; dort ist die Aussicht entzückend. Vor sich hat man einen grünen Ocean von Olivenbäumen; Mentone liegt unten halb versteckt, aber man erkennt deutlich die alte Burg, wo nun der Friedhof ist, und die Thürme der Altstadt. Jenseits der St. Louisbrücke, welche die Grenze zwischen Frankreich und Italien bildet, zieht die Cornichestraße steil bis zu dem Grenzristorante, wo sich nun die Zollstätte befindet; diese liegt oberhalb der sogenannten Rothen Felsen. Weiterhin wird Cap Murtola sichtbar, man hat einen Blick auf den Strand und die Festungswerke von Ventimiglia, die langgestreckte Landspitze von Bordighera, welche in einem azurblauen See zu schwimmen scheint, und dann auch auf die bläulichen Hügel von San Remo. Das Meer hat die Färbung des Himmels, mit welchem sie fern am Horizont in einander fließt, und der weite Strand mit seinen goldgelben Uferstrecken oder den dunkelen Felsen wird von milchweißem Wellenschaum eingesäumt. Ueber aller dieser Pracht prangt in wolkenlosem Blau die Sonne.

Der Oelbaum ist für Mentone von großer Wichtigkeit. In der Provence nimmt er sich nichts weniger als malerisch aus, in Monaco tritt er schon stattlicher auf, aber am Cap Martin entfaltet er sich in seiner ganzen Macht und gilt für den König aller Bäume, die am Mittelmeere wachsen. Hier leidet er nicht durch Fröste und hat sich unter den ihm durchaus zusagenden Verhältnissen des Bodens und des Klimas herrlich entwickeln können. Er gelangt zu einem hohen Alter und einige Patriarchen am Cap Sant Martin sollen, wie man behauptet, bis in die Zeit der römischen Imperatoren hinauf reichen. Je älter ein Olivenbaum, um so schöner ist er; er hat wunderliche Gestalten, ein phantastisches Geäst und Gezweig, welches die Sonne abhält und doch der freien Luft Zugang gestattet; dasselbe ist leicht und zierlich gebogen und anfangs kann man sich lange an einem solchen Baume nicht satt sehen, namentlich im Frühjahr, wo die Blätter noch frisch grün sind.

Er blüht im April und giebt im Jahr eine Ernte; einer sehr ergiebigen folgt dann, wie so häufig auch bei den Aepfelbäumen, im nächsten Jahr eine schwächere. Der Baum will gut gepflegt und stark gedüngt sein, am liebsten mit wollenen und anderen Lumpen. Im Herbste beginnt die Olive zu reifen, im December und Januar fällt sie vom Baum ab. Jeder Landmann erntet in der ihm beliebigen Art; der eine schlägt die Frucht mit Stangen ab, der andere pflückt sie sorgfältig, und der dritte sammelt sie wie sie eben abfällt. Die Oelmühlen, Frantoi, haben gewöhnlich eine sehr malerische Lage, aber sie verschwärzen und verunreinigen das Wasser der Bäche. Das Pfund Oel wird, je nach der Güte, mit 4 bis 6 Silbergroschen bezahlt. In guten Jahren werden im Gebiete von Mentone bis zu 800,000 Pfund Oel gewonnen.

Der Weinbau ist früher durch die Traubenkrankheit stark beeinträchtigt worden, man hat ihn aber wieder aufgenommen und herbstet jetzt etwa 2000 Hektoliter; das Liter wird mit 4 bis 12 Groschen bezahlt. Bei sorgfältiger Behandlung würde man ein sehr gutes Getränk liefern können, aber man bleibt im Hergebrachten stecken. Die Mentonesen sind zwar geldgierig aber träge. Sie haben z. B. im Gebirge manche Quellen, welche sie für die Bewässerung der Felder nutzbar machen könnten, sie geben sich indeß nicht die Mühe dieselben zu fassen und durch Aquäducte irgend welcher Art in die Citronengärten zu leiten, wo das Wasser manchmal so nothwendig ist. Sie begnügen sich mit Cisternen in welchen das Regenwasser gesammelt wird.

Die alte Eva that wohl daran, die Paradiscitroue hier dem Boden anzuvertrauen, denn sie gedeiht vortrefflich, so gut wie 5 Grad weiter nach Süden hin in Sicilien. Von Mentone bis Palermo findet man keine Stelle, wo der Baum auch in den Wintermonaten unbedeckt bleiben darf, und auch bei Palermo muß er durch hohe Mauern gegen die Nordwinde geschützt werden, falls er nicht in tiefen Schluchten steht. Bei Mentone gedeiht er so gut, weil das Klima dem von Cannes und Nizza, von Pisa, Rom und selbst Neapel vorzuziehen ist. Kein anderes in Frankreich und Italien kommt ihm gleich, weil es keine Fröste kennt, die Lage nach Südwesten den milden Winden Zugang gewährt und die Berge keine Nordwinde zulassen. Was die mittlere Jahrestemperatur anbelangt, so steht dieselbe mit jener von Cannes und Neapel gleich und einen halben Grad höher als jene von Nizza, Pisa oder Rom; sie stellt sich auf 16,1° C., das Mittel für den Winter 9,6°, Frühling 15,3°, Sommer 23,6°, Herbst 16,8°. Die mittlere Wintertemperatur beträgt für Neapel 9,8°, Rom 8,3°, Siena 5,2°, Florenz 7,6°, Pisa 7,82°, Venedig 3,35°. Auf allen diesen Punkten sind Fröste nicht ungewöhnlich, in Mentone dagegen äußerst selten. In den Jahren von 1818 bis 1861 hat der Thermometer nur viermal, und dann nur wenige Stunden oder Tage, unter Null gestanden, und in manchen Jahren nicht unter + 8 Grad. Der Schneefall beträgt im Durchschnitt für das Jahr ungefähr 6 Stunden. Das Alles ist ganz richtig, aber Mentone hat auch kalte

Landhaus bei Mentone.

Olivenernte.

und Regentage und namentlich auch windige; es ist ein Paradies, aber nicht immer.

Die meteorologischen Beobachtungen ergaben für die Jahre vom 1. Januar 1851 bis 31. December 1860 im Durchschnitte: 214 Tage mit vollkommen heiterm Himmel, 45 waren theilweise bedeckt, an 80 fiel Regen und davon kamen auf den Winter 18, den Frühling 21, den Sommer 13, den Herbst 28. An 24 Tagen regnete es nur je etwa eine Viertelstunde lang; der mittlere Regenfall stellt sich auf nur 746 Millimeter und man begreift sehr wohl, daß die Mentonesen sich viel mehr Regen wünschen. Nebel kommen selten vor. Also das Klima ist im Winter mild und im Sommer nicht drückend heiß; im Verlauf von 36 Jahren hat das Maximum der Wärme nur zwei Mal 31° C. betragen. Die Mitteltemperatur der Sommermonate stellt sich, wie schon bemerkt, auf 23°. Das vorstehend Gesagte gilt nur von dem Küstenlande, welches den unmittelbaren Einwirkungen des Meeres ausgesetzt ist; in den Schluchten und auf den Bergen walten andere Verhältnisse ob.

Der Citronenbaum hat auf Sicilien nur eine Saison, die mit September beginnt und mit März zu Ende geht. Im Frühling und Sommer setzt er dort keine Früchte an, weil ihm dann die Hitze zu stark ist; in Mentone dagegen, bei einer gleichmäßigern und mildern Temperatur, trägt er das ganze Jahr hindurch gleichzeitig Blüthen und Früchte in verschiedenen Stadien des Reifwerdens. Also liefert er hier die Verdami, Sommercitronen, welche eine weite Versendung gut vertragen. Die Ernte dauert das ganze Jahr hindurch, man pflückt vom 1. Januar bis 31. December. Ob die Angabe, daß dieselbe in manchen Jahren bis zu 40 Millionen Stück ergebe, richtig ist, müssen wir dahingestellt sein lassen. Man thut sie zunächst in große Körbe, welche von Frauen auf dem Kopfe getragen werden. Daran sind die Mentonesinnen gewöhnt, Tragkörbe benutzen sie nicht. Man kann täglich sehen, daß eine Frau den am Brunnen mit Wasser gefüllten Kübel auf den Kopf hebt, dann ein Kind auf dem Arme trägt, irgend einem Knaben, der nicht aus dem Wege geht, einen Tritt versetzt und bei alledem auch nicht einen Tropfen verschüttet. Die Citronenträgerinnen haben schwere Arbeit und müssen die Kopflast mit den Händen stützen, wenn sie auf den engen, steinigen Pfaden bergab steigen, wo an vielen Punkten nicht einmal Stufen vorhanden sind.

Oelbäume.

Der Inhalt der Körbe wird in Magazine am Hafen gebracht; in denselben bleiben die Früchte einige Tage liegen, damit sie ihre natürliche Frische nicht verlieren; nachher sortirt man sie und nur die ganz untadelhaften gelangen zur Versendung nach entfernten Gegenden. Dabei wird sehr sorgfältig zu Werke gegangen und jede Citrone in Papier gewickelt. Die Verpackung geschieht auf dreierlei Art. Die „Lyoner“ Kisten gehen nach Frankreich und jede hält 490 Stück; die „flandrischen“ Kisten sind für Nordeuropa bestimmt und enthalten 420 Stück; die sogenannten messinesischen, welche nach Amerika verschickt werden, nur 360. Gegen Ende April ankern auf der Rhede amerikanische Schiffe, für welche die Kisten schon bereit stehen um sofort an Bord gebracht zu werden. Sie holen durchschnittlich 3000 derselben ab. Der Preis ist je nach den Jahrgängen verschieden; im Durchschnitte stellt er sich im Minimum auf 12 bis 15 Francs, für das Maximum auf 50 bis 60 Francs; 70 Francs sind schon ein Ausnahmepreis. Ein Citronenbaum, der sich selbst überlassen wird, trägt weder Blüthen noch Früchte; er will seine Pflege haben. Manchmal wird er von Krankheiten heimgesucht und unter diesen ist die Morfea die schlimmste; sie besteht darin, daß der Baum ganz und gar mit Myriaden schwarzer kleiner Insecten überzogen wird. Hornspähne sind für ihn der zuträglichste Dünger, man thut denselben in Löcher, die um den Baum gegraben und dann zugeworfen werden. Nach Verlauf von anderthalb bis zwei Jahren hat sich dann diese „Nahrung des Baumes“ in Erde verwandelt.

Apfelsinenbäume fehlen bei Mentone keineswegs und die Ernte ergiebt jährlich von $1\frac{1}{2}$ bis 2 Millionen Orangen. Diese sind aber zumeist von mittelmäßiger Güte und können mit denen aus Spanien, von den balearischen Inseln und aus Sicilien keinen Vergleich aushalten. Der Baum giebt nur eine Ernte im Jahre, die gewöhnlich im Januar oder Februar stattfindet, wenn die Früchte noch nicht ganz reif und deshalb zur Ausfuhr geeignet sind. Für Mentone selbst pflückt man sie im April oder Mai, wenn sie roth und reif sind. Mandeln- und Feigenbäume wachsen in allen Gärten und die mentonesische Flora ist ungemein reich. Die Botaniker wollen wissen, daß dort auf einem Flächenraume von nur 75 Quadratkilometer etwa 1000 Pflanzenspecies gefunden werden, etwa ebenso viele wie in ganz Irland.

Quer durch Afrika.

Das ist der Titel, welchen Gerhard Rohlfs seinem neuesten Werke gegeben hat. Dasselbe beschreibt seine Reise vom Mittelmeere nach dem Tschad-See und von dort zum Golfe von Guinea. Vor uns liegt der erste Band, welcher die Wanderung von Tripolis nach Ghadames, Mursuk in Fessan, die Sahara mit ihren Eigenthümlichkeiten, das Volk der Tebu (Tibbu), die Oase Agadem und Bornu schildert. Diese Region, durch welche die große Karawanenstraße zieht, ist bekanntlich schon mehrmals dargestellt worden; man liest aber mit Vergnügen das was Rohlfs über das Land und dessen Bewohner und seine eigenen, oft in nicht geringem Grad interessanten Erlebnisse zu sagen hat. Die Darstellung ist lebendig, der Stil gut und wir wissen es dem berühmten Reisenden Dank, daß er das, was früher vereinzelt in Zeitschriften erschien, zusammengestellt und überarbeitet hat. Das Werk ist bei F. A. Brockhaus erschienen, hat eine saubere Uebersichtskarte, ist aber zu unserm Leidwesen mit lateinischen Buchstaben gedruckt, was sich, so weit unsere Erfahrung reicht, bei erzählenden Büchern, denen man ein möglichst großes Publicum wünschen muß, nicht empfiehlt und sehr vielen Lesern nicht angenehm ist. Bei streng wissenschaftlichen Fachwerken mag die lateinische Letter ihre Vorzüge haben, hier aber lag keine Nothwendigkeit vor, dieselbe anzuwenden.

Gerhard Rohlfs gehört zu den Männern, in welchen der Trieb zu Forschungsexpeditionen sich nicht zurückdrängen läßt; er hat die „Laufkrankheit", wie Gustav Wallis, Georg Schweinfurth, Adolf Bastian und andere, welche der Wissenschaft so hervorragende Dienste leisten. Kaum war er zu Ende des Jahres 1864 von seiner merkwürdigen Wanderung über den marokkanischen Atlas, durch Tafilet, Tuat und die Sahara in der Richtung nach Osten in Tripolis angelangt, als er, nach einem Aufenthalte von nur wenigen Monaten in Deutschland, schon wieder nach Afrika zurückeilte, um eine neue Reise anzutreten, eben jene, welche er in diesem Werke beschreibt. Er verläßt sich bei seinen Wanderungen am liebsten auf sich allein; in Afrika schrecken ihn weder das Klima noch die wilden Thiere, Gefahren drohen nur, wie er hervorhebt, von einer Seite, den Menschen. Er selbst mußte das ja schon oft erfahren und hatte, verrätherisch von einem Begleiter überfallen und fast tödtlich verwundet, nur einem Zufall es zu danken, daß sein Leben gerettet wurde.

Wohl ausgerüstet, auch mit wissenschaftlichen Instrumenten, brach er am 29. April 1865 von Tripolis auf, zunächst nach den Oasen Mschia und Tadschura und von dort durch einen Sandgürtel nach der Leptis magna der Römer, heute Lebda. Den Rückweg nahm er über Messalata; er fand unterwegs eine theils seßhafte, theils nomadisirende Bevölkerung, jene in armseligen Steinhütten, beide aber schwer gedrückt und ausgesogen durch die türkisch-tripolitanische Regierung. „Angesichts der herrlichsten Baudenkmäler und verfallener Paläste, die oft nur einer geringen Ausbesserung bedürften, um mehreren Familien als solides und gesundes Obdach zu dienen, fristen diese Leute ihre erbärmliche Existenz. Nie fragen sie sich: warum können denn nicht wir solche Gebäude errichten und bewohnen? Nie regt ein Steindamm, der auf die Umfassung eines ehemaligen Wasserreservoirs deutet, nie der Bogen eines alten Aquäductes sie zum Nachdenken über die gegenwärtige Armuth des Landes an. Stumpfsinnig schleichen sie vorüber, oder ein Weiser unter ihnen versteigt sich etwa zu der Aeußerung: Das sind Werke der Rumi, der Christen, die standen mit dem Teufel im Bunde; mit seiner Hülfe erbaueten sie jene Schlösser; verflucht seien die Christen! Und doch ist dieses Volk bildungsfähig und würde unter angemessener Leitung sich gewiß nach und nach aus seiner Lethargie herausarbeiten. Aber bei dem Verwaltungssysteme der türkischen Regierung (— und dem brutalisirenden Fanatismus der Religion —) kann auf ein derartiges Emporheben wohl niemals gerechnet werden."

Rohlfs war in Tracht, Sitte ꝛc. ein echter Muselmann. „Das gelang mir vortrefflich. Weintrinken ist den Tripolitanern nichts Auffallendes; sie betrachten das Trinken von Spirituosen als halb erlaubt; in der Kunst des Gebetmachens aber nahm ich es mit dem frömmsten Fakir auf. Hierin hatte ich in Marokko eine gute Schule durchgemacht und mir allerlei kleine Finessen angeeignet; ja, ich bin überzeugt, mancher Thaleb aus der Umgegend beneidete mich um meine Fertigkeit im Niederwerfen und Fingerdrehen beim Gebet."

Im letzten Drittel des Maimonats brach Rohlfs dann von Tripolis, wohin er zurückgekehrt war, wieder auf, um die Wanderung nach der Oase Ghadames anzutreten, also die erste Etappe seiner großen Reise zu erreichen. Er zog zunächst durch den Palmenwald, an dessen östlichem Saume die Sanddünen beginnen. „Man hat dort in nächster Nähe von Tripolis ein echt afrikanisches Bild vor sich: schlanke, immergrüne Palmen, Orangen- und Olivenbäume mit saftigem Blätterschmuck, unmittelbar daneben aber die öde Sanddüne und Alles überwölbt von einem trübblauen Himmel. In Nordafrika ist der Himmel beständig in graue Schleier gehüllt, der klare und tiefblaue Himmel des europäischen Südens zeigt sich erst wieder in der Region der Haufenwolken, d. h. in Centralafrika, während der Regenzeit."

In der Oase Sensur begegnete Rohlfs einer Karawane, die mit Sklaven und Sklavinnen aus Mursuk kam; er hatte also hier wieder einen neuen Beweis, daß der Menschenhandel in den türkischen Provinzen noch immer nicht aufgehört hat, trotzdem die Pforte den europäischen Mächten immer das Gegentheil versichert. In Tripolis begünstigte geradezu die Regierung selbst den Sklavenhandel in jeder Weise.

Der Zug ging über den Djebel Ghorian und über den Djebel Tkutt (dessen Höhe bis zu 2800 Fuß geschätzt wird); die Höhe des Schlosses Ghorian, wo ein Pascha waltet, fand Rohlfs zu 2118 Fuß. Nach Süden hin sind einige der unterirdischen Dörfer, die aus Steinhütten bestehen, von Juden bewohnt. Dieselben haben ganz die Sitten und Gebräuche der eingeborenen Gebirgsbewohner angenommen, während sie sich im Aeußern stark von ihnen unterscheiden. Jene zeigen durchweg den Typus der Berberstämme, während die Juden heller von Farbe sind. Ihre Sprache ist zwar auch berberisch, aber man erkennt sie gleich an dem lispelnden Jargon. Sie tragen Locken (Peies) an den Schläfen, wie ihre Stammesgenossen in Polen und Marokko. Im Ganzen stehen sie mit den Eingeborenen auf gutem Fuße, weil sie diesen unentbehrlich sind, denn sie allein betreiben Handwerke und beschäftigen sich namentlich mit dem Ausbessern von Schießgewehren und dem Anfertigen von Schmucksachen. Ihre Dörfer sind eben so schmutzig wie jene der Berber; überall guckt das Elend hervor und auch die Begüterten verbergen sorgfältig ihre Habe, aus Furcht von dem

türkischen Pascha derselben beraubt zu werden oder sie bei einem feindlichen Ueberfalle zu verlieren.

Die Landschaft am obern Susedschinflusse, der einen großen Theil der Gewässer des Ghoriangebirges in seinem Bette sammelt und zur Syrte hinabführt, heißt Gedama. Sie hat zum großen Theil anbaufähigen Boden, da in der Regenzeit geackert werden kann. Unter den Gewächsen bemerkte Rohlfs die Halfa, Stipa tenacissima. Es war ihm früher schon aufgefallen, daß die Eingeborenen in die Halme dieser Halfa Knoten schlangen und er bemerkte Aehnliches auch hier an einem Kameeltreiber, der sich niedersetzte und mit seinen hinter den Rücken gelegten Händen einen solchen Knoten machte. Auf die Frage weshalb erfolgte die Antwort: „Wenn Du Rückenschmerzen hast, giebt es kein besseres Gegenmittel als sie in die Halfa zu knoten; auch zukünftige Schmerzen kann man festknoten; es hilft auf der Stelle."

In den Köpfen der Kameeltreiber steckt auch sonst noch mancher Aberglaube. Sie geberdeten sich vor Freude wie unsinnig, als ein kleiner Vogel in Rohlfs' Zelt flog und sich dem Reisenden zutraulich auf die Schulter setzte. „Es ist ein Marabut!" riefen sie, „auch Du mußt ein Marabut sein; Du verstehst sicher, wie unser seliger Herr Sliman (Salomo), die Sprache der Thiere." Die Sache ging aber sehr natürlich zu; der Vogel war vor Durst fast verschmachtet und nachdem er sich von dem ihm vorgehaltenen Wasser satt getrunken, flog er davon. In der Sahara folgen häufig kleine Vögel, namentlich Sperlinge, tagelang einer Karawane, um Brosamen aufzupicken und an den Tropfen einer Girba (Wasserschlauches) ihren Durst zu löschen. Wenn Einem nach langer Wüstenwanderung Sperlinge oder Schwalben entgegen kommen, so ist gewiß eine Oase nicht mehr fern und man kann bald, wie der Schiffer auf hohem Meer, ausrufen: Land!

Weiterhin führte der Weg über ein hamadaartiges Gelände, d. h. eine mit scharfkantigen Steinen bedeckte Ebene, nach zwei Ortschaften, welche beide Mista heißen. Die zusammen etwa 1000 Bewohner sind arabisirte Berber, deren Erwerbszweig Karawanenbetrieb ist und welche sämmtlich dem neugestifteten Orden der Snussi angehören; dieser zeichnet sich durch strenge Vorschriften und besonders durch den Haß gegen das Christenthum aus. Ueber Mista hinaus kam man auf der Hamada durch viele kleine, kräuterreiche Oasen, sogenannte Gra; der Thermometer zeigte nun beständig Nachmittags 35 bis 40° im Schatten und selbst vor Sonnenaufgang 18°.

In einer natürlichen Höhle fand Rohlfs Figuren in die Wände gehauen, ziemlich roh ausgeführt, doch immerhin von einer gewissen Stufe der Cultur zeugend; sie stellten Kameele, Elephanten, Antilopen und andere Thiere vor, dann auch eine weibliche Menschengestalt in sehr indecenter Stellung mit ausgeprägter Negerphysiognomie. Alte Schriftzeichen fand man nicht.

Dann wurde der Rand der großen Hamada berührt. „Bevor wir ihn überschritten, veranlaßten mich meine Kameeltreiber, weil ich zum ersten Male dieses Weges ziehe, einen kleinen Steinhügel, Bu ffor oder Bu saffar, d. h. Reisevater, zu errichten. Ursprung und Bedeutung dieses Brauches konnten sie mir nicht erklären oder ich verstand ihre Erklärung nicht. Erst später erfuhr ich, daß die Bu ffor Fetische sind, welche den Reisenden, der das erste Mal solche hervorragende Punkte berührt, vor Ungemach schützen sollen." Mit der Errichtung eines Bu ffor ist die Verpflichtung verbunden, den Reisegefährten ein Gastmahl zu geben.

Beim Lagern hängt man die Wasserschläuche auf, damit, wie die Kameeltreiber sagen, die Erde nicht das Wasser trinke, d. h. einsauge. Rohlfs hatte deshalb nach Sitte reicher Marokkaner Dreifüße zum Aufhängen der Schläuche mitgenommen, nun sah er aber, daß man diese letzteren der Reihe nach auf eine Matte legte und mit einer andern sorgfältig zudeckte. Das geschah „weil sonst der Mond das Wasser trinke".

Die Kameeltreiber stellten einer kleinen Eidechse mit plattem Kopf eifrig nach; sie wird Bu bris genannt und ist eine Geckoart. Der Aberglaube will nun wissen, das Thierchen vergifte durch seinen Hauch die Speisen, es könne den Menschen Ausschlag anspritzen und Frauen in guter Hoffnung, welche von demselben angeblickt würden, müßten gefleckte Kinder gebären.

In der Oase Derdsch, am steilen Abhange der Hammada, sind die verschiedenen Ortschaften von verschiedenen Völkerstämmen bewohnt, die eine, Matres, von Arabern, andere von Leuten berberischen Ursprungs, die von den umwohnenden Stämmen als Mammeluki bezeichnet werden. Aber weder die Araber noch die Berber dieser Oase zeigen im Aeußern die charakteristischen Merkmale dieser Völkerracen; sie sind so stark mit Negerblut durchsetzt, daß man sie eher als wohlgestaltete Schwarze mit kaukasischer Gesichtsbildung als zu den Weißen rechnen möchte.

Diese Oase hat fließendes Wasser; außerdem fördert man das befruchtende Naß aus unterirdischen Gallerien (Fogarat) und aus Ziehbrunnen. Die Zahl der Dattelpalmen beträgt etwa 300,000, aber zwei Drittel der Gärten und Bäume sind an Fremde, z. B. an Leute aus Rhadames, verkauft worden. Wie überall in den Oasen, so werden auch dort die Bäume und der Boden, auf welchem sie stehen, getrennt von einander verkauft, und ein so widersinniger Brauch verfehlt nicht, Anlaß zu Streitigkeiten zu geben. So klagt z. B. der Besitzer einer Palme gegen den Grundeigenthümer, der Baum sei eingegangen, weil er nicht hinreichend bewässert wurde ꝛc. Grund und Boden sind verhältnißmäßig billig zu haben, die Bäume aber stehen hoch im Preise. Für eine Palme der edlern Gattung, welche alljährlich eine Kameelladung Datteln liefert, zahlt man bis über 100 Mahbub (etwa 500 Francs).

Am 18. Juni zog Rohlfs in Rhadames (Ghadames) ein, gefolgt von Erwachsenen und Kindern, welche mit Staunen den kleinen weißen Spitzhund des Reisenden betrachteten. Sie hatten nie zuvor ein solches Thier gesehen, denn die Windhunde, Slugi, welche die Tuareg mit sich führen, werden von den Rhadamsern nicht zum Hundegeschlechte gerechnet.

Die Oase Rhadames verdankt ihr Entstehen einer Quelle. Sie liegt am Eingange der Sahara in 30° 7′ 48″ N., 6° 43′ 15″ O. von Paris, 1000 Fuß über dem Meere und ist von Tripolis aus in 12 Tagemärschen zu erreichen. Wir werden gelegentlich das Wesentliche mittheilen, was Rohlfs über dieselbe, die er nun zum zweiten Male besuchte, zu sagen hat und den Reisenden nach Mursuk in Fessan begleiten.

Karl v. Neumann's Expedition nach dem Lande der Tschuktschen.

II.

Am 12. März brachen wir zusammen auf und erreichten, die 280 Werst lange Strecke bis Kresty über Butalaeh, Sygly-Itar, Olbut und Pomaskino mit Rentieren, den Rest von 200 Werst, den Fluß entlang und durch das Dorf Omolonskoja mit Hundeschlitten zurücklegend, am 17. März die Stadt Nischni-Kolymsk, wo wir den Jahrmarkt bereits in vollem Gange fanden und fünf Tage verweilten. Ungeachtet seiner Aermlichkeit, es stehen nur einige elende Hütten da, ist der Ort doch in seiner Art von Bedeutung. Das Gedächtniß der berühmten russischen Expeditionen des vorigen und Anfangs dieses Jahrhunderts ist mit Nischni-Kolymsk eng verbunden; Laptew, Deschnew, Schalaurow, Billings, Hedenström, Wrangell, sie Alle haben längere oder kürzere Zeit dort verweilt. Die alterthümliche Festung ist längst vom Erdboden verschwunden und ein halbverfallener Thurm nur zeugt noch von ihrer ehemaligen Existenz; auch das Haus mit dem hölzernen Observatorium, Wrangell'schen Angedenkens, liegt in Trümmern. Wir nahmen von beiden Ueberresten photographische Abbildung und ich machte dort eine ganze Reihe von Beobachtungen.

Am 23. März verließen wir den Ort, um uns nach der 260 Werst entfernten Aninskaja Kreposta (Blockhaus am Anin) zu begeben. Der Weg führt anfangs längs der Kolyma hin, dann längs dem Maly (kleiner) oder Ssuchoi (trockener) Anin, dessen Ufer noch zu Wrangell's Zeiten von den Inkagiren bewohnt waren, gegenwärtig aber, da die Fische sich in diesem Flusse vermindert, die wilden Rentiere, das Hauptnahrungs- und Erwerbsmittel der Eingeborenen, aber sich von da entfernt haben, ziemlich verödet sind.

Am Vorabend von Mariä Verkündigung langten wir in Aninsk an und trafen dort, obwohl es schon spät am Abend war, ein reges Treiben an. Geräuschvoll drängte sich das Volk noch um die geöffneten Buden; neben dem großgewachsenen plumpen Tschuktschen der kleine bewegliche Lamute, neben der elegant gekleideten Jakutin ein breitschultriger Tschuwantsche mit bloßem Haupt und bloßer Brust; hier eine alte Tungusin, die ihre Enkel einschläferte, dort eine Gruppe tättowirter Tschuktschinnen, ihre Kinder nährend; hier Bewohner von Anadyrsk-Ostrog, dort von der russischen Indigirkamündung — überall ein buntes und mannigfaltiges Bild. Plötzlich erschallt ein Ruf, der ganze Haufe kommt in Bewegung und bildet einen Kreis, ein Jeder sucht sich einen guten Platz zu verschaffen, um seinem Lieblingsspiele, dem Ringkampfe, zuzusehen.

Das Schauspiel verspricht in der That interessant zu werden. Ein hoher Tschuktschenbursche, ein echter Sohn der nördlichen Tundra, fordert einen jungen Lamuten heraus. Die Oberkleider werden abgeworfen, ungeachtet der 30° Kälte, der Körper wird mit Schnee eingerieben und nun umfassen die beiden Kämpfer einander. Sicher wird jeder unerfahrene Zuschauer dem kräftigern Tschuktschen den Sieg prophezeien, er wird jede Wette auf denselben eingehen und — verlieren. Wohl bringt dieser den schwächern Lamuten bald zum Wanken, aber noch im Fallen weiß letzterer wie ein Aal sich unter seinem Gegner hervorzuwinden und die Gewandtheit trägt über die Kraft den Sieg davon. Die Zuschauer klatschen beifällig in die Hände, der Sieger strahlt vor Entzücken. Oft fordern die Verwandten des Unterlegenen die seines Gegners zu neuem Kampf heraus und das Schauspiel wiederholt sich mit frischen Kräften, zur großen Freude der zuschauenden Menge, welche nicht müde wird diesen olympischen Spielen des Nordens zuzusehen. Meist endet das Vergnügen mit einer gehörigen Schlägerei, die blutigen Raufereien aber, welche früher wohl auf das Spiel folgten, kommen jetzt, Dank dem Einflusse Amraurgin's, nicht mehr vor. Gleich zu Beginn des Spiels werden Allen ihre Messer und Waffen abgenommen und eigens erwählte Schiedsrichter wachen über die Beobachtung der Kampfregeln.

Am 26. kam ein Bote von Amraurgin mit der Anmeldung seines Besuches und bald darauf betrat der Häuptling selber die Festung, begleitet von seinem einzigen Sohne und Nachfolger Afanassi und zwei Schwiegersöhnen. Amraurgin ist ein Mann von 56 Jahren, kleiner an Wuchs, als seine Stammesgenossen zu sein pflegen, dabei aber von sehr kräftigem Körperbau. Sein Gesicht hat einen offenen und gutmüthigen Ausdruck, die Haare sind schwarz, stark mit Grau gemischt. Seine Kleidung bestand aus dem hochrothen Ehrenkaftan (Leibrock), eben solchen mit breiten goldenen Tressen verzierten Hosen, aus russischen Juchtenstiefeln und einer Bibermütze. Das Gefolge erschien in tschuktschischen Festkleidern, welche sich übrigens von der aus Rentierfellen verfertigten Alltagskleidung nur durch eine Verzierung aus dem bei den Eingeborenen hochgeschätzten Vielfraßfell unterscheiden.

Nachdem Baron Maydell und der Tschuktschenhäuptling einander begrüßt hatten, fand die Vorstellung des beiderseitigen Gefolges statt; alsdann nahmen alle Anwesenden Platz und es wurde eine kleine Collation aufgetragen, bestehend aus Thee mit weißem Zwieback und chinesischem Zuckerkand, den größten Leckerbissen unserer Gäste. Mit Hülfe zweier Dolmetscher entspann sich nun ein ziemlich lebhaftes Gespräch, dessen Thema der nahe Jahrmarkt und die uns bevorstehenden Reisebeschwerden bildeten. Auf unsere Frage, warum so wenig Bewohner des Vorgebirges zum Jahrmarkt gekommen seien, antwortete man uns, daß die Weide auf dem gewöhnlichen Wege vom Eise bedeckt sei und auch wir deshalb einen dicht am Fuße der Berge gelegenen, überaus mühsamen Weg würden verfolgen müssen. Ja, Amraurgin bezweifelte, ob es möglich sein werde, jenseits der Berge zu nomadisiren, indeß habe er Leute vorausgesendet, um Weideplätze aufzusuchen und sich an Ort und Stelle von der Richtigkeit der gemachten Angaben zu überzeugen.

Am folgenden Tage statteten wir unsern Gegenbesuch ab; etwa 10 Werst von der Stadt, in deren nächster Umgebung es an Rentiermoos fehlt, lagerten die Tschuktschen. Pfeilschnell flogen die leichten Narten über die Schneefläche hin; die Nähe der Rentiere witternd, rannten unsere Hunde mit unglaublicher Schnelligkeit nach dem Tschuktschenlager und nach einer Viertelstunde schon erblickten wir, von ebensolchen, nur kleineren Zelten umgeben den Rowdugapalast Amraurgin's. Rowduga ist eine Rentierhaut, welche dem sämischen Leder an Güte nichts nachgiebt. Von allen Seiten strömte das Volk zusammen und beeiferte sich, uns beim Abnehmen der Oberkleider wie beim Reinigen von dem

durch das rasche Fahren massenhaft aufgeworfenen Schnee freundlichst zu Dienste zu sein.

Bald erschien auch Amraurgin und lud uns ein, sein Zelt zu betreten. Die Zelte der Tschuktschen haben die Form eines niedrigen Cylinders, welchem ein Kegel aufgesetzt ist. Die Größe derselben hängt nicht von der Zahl ihrer Bewohner ab, sondern vom Stande des Besitzers; eine große Familie stellt dafür lieber mehrere kleine Zelte auf. Ein so großes Haus wie das Amraurgin's (er selber bezeichnet es als Haus) haben wir während unseres ganzen Aufenthalts im Tschuktschenlande nicht wieder angetroffen, woraus man sich einen Maßstab für seine Vornehmheit bilden kann. Die Zelte werden über Stangen ausgebreitet, deren Spitzen so zusammengestellt werden, daß eine Oeffnung zum Durchlassen des Rauchs bleibt. Im Innern einer solchen Behausung befindet sich neben der Küche, d. h. einem Platze, auf welchem Feuer angemacht und der Kessel aufgehängt wird, eine Art Zimmer, der sogenannte Polog. Der Polog ist ein würfelförmiges, niedriges Zelt, das ebenfalls durch dünne Stangen gestützt wird und gerade so geräumig ist, daß man darin sitzen und auf allen Vieren kriechen kann. Die Seiten des Pologs sind, mit Ausnahm des vordern Eingangs, verschlossen oder mit Schnee beworfen; es giebt in ihm sonst keine Oeffnungen, weder für Licht noch für Luft, und so lange man sich nicht zum Schlafen niederlegt, brennt die Lejka, eine eiserne Pfanne mit Renthierfett, in welchem ein Docht aus Moos oder verfaultem Holze steckt. Früher, als den Tschuktschen das Eisen noch unbekannt war, diente zu diesem Zwecke — man trifft noch zuweilen solche altmodische Lejkas — ein ausgehöhlter Stein. Renthierfett, mit einer weißen Flamme völlig geruchlos brennend, wird zum Leuchten übrigens nur von den Reicheren benutzt, arme Leute verwenden dazu das Fett der Seehunde, welches Ruß giebt und einen übeln Geruch verbreitet. Gewöhnlich findet man in den Pologs auch Felle ausgebreitet. Die Tschuktschen, Männer wie Weiber, pflegen sich vor dem Schlafengehen bis zum Gürtel zu entblößen und schlafen ganz nackt; man mache sich nun eine Vorstellung von der in solchen Pologs herrschenden Temperatur, der wir ein ganzes Jahr lang ausgesetzt sein sollten!

An diesem Tage lernten wir auch zum ersten Male die tschuktische Küche kennen. Wir wurden mit einem aus kalten und warmen Speisen bestehenden Male regalirt. Als Entrée fungirte die in jenen Gegenden sehr verbreitete Stroganina, das ist eine aus gefrorenem, in kleine Stücke zertheiltem Fisch bestehende Speise, die aus Lachs oder Sterlett bereitet ganz wohlschmeckend ist. Darauf folgte gefrorenes Mark aus den Fußknochen der Renthiere, dann geräucherte Renthierzunge und endlich gekochtes Renthierfleisch: Alles in einer Weise aufgetragen und zubereitet, daß selbst ein wenig verwöhnter Europäermagen sich schwerlich daran sättigen würde. Wie alle Nomadenvölker, gebrauchen auch die Tschuktschen kein Salz bei ihren Speisen; leider fehlte es uns an chemischen Apparaten, um den Procentgehalt von Chlornatrium in ihrem Blute zu ermitteln. Zum Dessert wurden gefrorene Blaubeeren vorgesetzt, eine Lieblingsdelicatesse der Tschuktschen; diese Beeren werden in besonderen Säcken aus Renthierhaut, die man den Thieren, jeden Einschnitt vermeidend, über den Hals abzieht, aufbewahrt.

Nach beendeter Mahlzeit sahen wir den Spielen der Weiber zu. Erst sangen und tanzten dieselben, wobei der Gesang freilich nur in einer Nachahmung des Gänsegeschnatters und des Brüllens der Renthiere bestand; dagegen ist der Tanz originell. Der Körper bleibt fast unbeweglich, nur mit den Händen wird gesticulirt, die Hauptsache aber ist die Pantomime und ein possirliches Gesichterschneiden. An einem andern Spiele, das unserm Rundlaufe gleicht, betheiligten sich die jungen Leute beiderlei Geschlechts und unwillkürlich mußten wir die außerordentliche Gewandtheit bewundern, welche sie dabei bekundeten. Die Dämmerung war schon ziemlich weit vorgeschritten, als wir endlich nach Aninsk zurückkehrten.

Am folgenden Tage wurde der Jahrmarkt eröffnet. Von früher Morgenstunde an ging es beim Blockhause lebhaft zu, indem die russischen Kaufleute sich mit dem Abwiegen und Zurichten von 1 und 2 Pud (1 Pud = 40 Pfund) schweren Tabacksbeuteln beschäftigten und die Tschuktschen ihre Waarenschlitten halb kreisförmig auf dem Flusse ordneten. Gegen Tabacksbeutel und eiserne Kessel werden hier Thierfelle und Walroßzähne eingetauscht. Ein Pud Tabak bildet die Tauscheinheit, die Tschuktschen geben dafür 5 Flußbiber oder 10 rothe Füchse oder 10 Marder oder 30 Eisfüchse; über schwarz, schwarzbraune, graue und blaue Füchse findet eine besondere Vereinbarung statt. Vor einigen Jahren erst haben die Tschuktschen sich zum Tabak eine Zugabe ausgewirkt, die bei 1 Pud aus einem eisernen Kessel, bei 2 Pud aus einem Vielfraßfell besteht.

Wenn beide Theile mit ihren Zurüstungen fertig und zum Handel auf dem Flusse bereit stehen, so wird eine Deputation an den Isprawnik abgeschickt, um die Erlaubniß zur Eröffnung des Geschäfts zu erbitten. Der Isprawnik begiebt sich alsdann persönlich auf den Markt und überzeugt sich erst von der vollzähligen Entrichtung des Felltributs. Nachdem er diese Angelegenheit erledigt, ertheilt er die nachgesuchte Erlaubniß und auf das sehnlich erwartete Signal geräth nun Alles in die größte Bewegung: die Russen nehmen ihre Mützen ab und bekreuzigen sich zuvor, dann umgehen sie die Tschuktschenreihen, sehen sich die aufgestellten Waaren an und der Tauschhandel beginnt. Zu bemerken ist hierbei, daß die Tschuktschen nur mit bekannten Kaufleuten handeln, mit denen sie schon vor Eröffnung des Jahrmarkts über ihr Geschäft sich verständigt haben. Am zweiten Tage wird vorzugsweise Kleinhandel betrieben, meistens eiserne Gegenstände gegen Riemen und Zähne von Walrossen. Von allen Handelsartikeln schätzen die Tschuktschen am höchsten birkene Lanzenstiele und Schlittensohlen, welch letztere sie sehr theuer bezahlen; ich war selbst Zeuge wie ein Tschuktsche für jeden fertigen Lanzenstiel einen Biber bezahlte (das erklärt sich mit daraus, daß von Sfredni-Kolymsk ab den ganzen Fluß entlang keine ordentliche Birke mehr fortkommt und die Lamuten sie von Omolon herbringen müssen). Ich muß die allgemein verbreitete Ansicht, als ob die Tschuktschen durchweg ihre selbsterlegte Beute zum Tausche bringen, als eine ganz irrige berichtigen. Man kann mit Bestimmtheit sagen, daß die Tschuktschen gar keine großen Jäger sind; sie schießen schlecht und verstehen nicht einmal eine Falle aufzustellen. Ihre ganze Jagd beschränkt sich auf den Fang von Walrossen, Seehunden und höchst selten von Eisbären. Die Pelze bekommen sie durch Tauschhandel von den auf den Inseln der Behringsstraße wohnenden Völkern. Der Aussage zweier mir wohlbekannter Tschuktschen nach sind die Karaganen ein sehr wildes, unbändiges Volk, „deren Sitten schlechter sind als die der Bären." Doch scheuen die Tschuktschen den lästigen Verkehr mit diesen wilden Völkerschaften und die gefahrvolle Ueberfahrt über die stürmische Behringsstraße in ihren kleinen Baidaren (ledernen Booten) nicht, um den lucrativen Handel alljährlich zu betreiben! Kaum den zehnten Theil der von den Russen eingetauschten Waaren geben sie für die schönsten Pelze!

Nach Schluß des Jahrmarkts führten die Tschuktschen verschiedene Spiele auf, namentlich Wettfahrten zweispänniger Renthierschlitten und Wettläufe unter einander; die Schnellig-

keit der Renthiere erreicht bis 12 Werst in 22 Minuten (eine deutsche Meile in 13 Minuten) und die der Läufer bis 4 Werst in 28 Minuten (also etwa 25 Minuten auf eine halbe deutsche Meile). Auch an den beliebten Kampfspielen fehlte es nicht. Die Preise waren dazu von unserer Seite ausgesetzt worden: Taback, Glasperlen, Tücher, eiserne Kleinigkeiten, Confecte und anderes mehr. Besonders zeichnen sich die Tschuktschen aus als kühne und gewandte Renthierlenker; ihre Schlitten sind nur ungefähr 14 Zoll hoch und wiegen nicht mehr als 15 Pfund, die Kufen derselben sind aus Fischbein. Zum Wettrennen meldeten sich 23 Concurrenten, welche sich, den Fluß aufwärts, 12 Werst von uns entfernt in einer Linie aufstellten. Auf das gegebene Signal flogen die Schlitten in gestrecktem Galopp auf uns zu und Amraurgin kam, laut und freudig begrüßt, als Erster ans Ziel.

In Betreff des Jahrmarkts will ich schließlich nur noch bemerken, daß der gesammte Umsatz die Summe von 60,000 Rubel nicht übersteigt. Zwei Tage nach Schluß desselben hatten die Russen wie die Nomaden sich in verschiedenen Richtungen zerstreut und der Flecken war wieder leer für das ganze übrige Jahr. Wir allein — wohl die ersten Menschen, die Anjinskaja Kriepostа nicht bloß ankommen und wieder nach Hause abfahren, sondern durchreisen sah — wir blieben noch eine Weile, unsere letzten Vorbereitungen zur Reise in ein wildes unbekanntes Land zu treffen.

Die Vorsorge für eine gehörige Verpackung unserer Sachen erheischte nicht geringe Umsicht und Mühe. So mußte namentlich bedacht werden, daß die niedrigen Schlitten der Tschuktschen wohl im Winter für die Schnee- und Eisbahn ausreichen, im Frühjahr aber und beim Passiren der Flüsse ihre Ladung nicht vor dem Naßwerden schützen würden. Es wurden deshalb von den Lamuten 20 Stück Reitrenthiere erstanden, da die tschuktschischen Renthiere, welche, vermuthlich eine besondere Species, bedeutend kürzer und niedriger sind als die der Lamuten, zum Reiten nicht benutzt werden. Letztere werden von den Tschuktschen sehr geschätzt und zur Verbesserung der Race für schweres Geld angekauft; die Mischlinge von einem wilden Männchen und zahmen Weibchen gelten für die besten und leisten bei langen und zugleich schnellen Reisen durch ihre Ausdauer vortreffliche Dienste.

Am 3. April waren wir mit unseren Vorbereitungen fertig und kamen mit Amraurgin überein, am folgenden Nachmittage aufzubrechen. Interessant war es zu beobachten, wie unsere kolymschen Kosacken von ihren Verwandten, die sie bis hierher begleitet hatten, auf Nimmerwiedersehen Abschied nahmen. Die Vorstellungen von der Wildheit der eingeborenen Völker sind nämlich ganz ungeheuerliche und je näher man ihrem Gebiete kommt, um so größer wird die Angst vor ihnen. In Jakutsk schon zweifelte man an der Möglichkeit, das Land dieser Wilden zu bereisen, in Wierchojansk und Sfredni-Kolymsk tischte man uns allen möglichen Unsinn von ihrer Wildheit auf und in Nischni-Kolymsk, wo man am besten mit ihnen bekannt war, hielt man uns erst recht für verloren und war vollkommen geneigt, über unsere ganze Expedition im Voraus das Todtenamt abzuhalten. Wunderlich genug! Ein halbes Jahrhundert schon wird mit den Tschuktschen ein friedlicher, gewinnbringender Verkehr getrieben, nie hat man unterdessen etwas Anderes als Gutes von denselben erfahren und doch verharrt man bei den abergläubigsten Vorstellungen von ihrer vermeintlichen Wildheit! Als ich 9 Monate später zuerst, von einem Kosacken begleitet, nach Nischni-Kolymsk zurückkam, bekreuzigte man sich vor uns und wollte nicht glauben, daß wir als leibhaftige Menschen aus dem Tschuktschenlande herausgekommen und daß auch die übrigen Gefährten gesund und wohlbehalten auf dem Rückweg sich befänden. Und endlich fruchtete der sichtbare Erfolg unserer Expedition nicht einmal viel. Als später im Jahre 1870 eine größere Anzahl von Vorgebirgs-Tschuktschen sich zum Jahrmarkt einstellten, wurden wieder die alten, albernen Mährchen von ihrer blutdürstigen Wildheit in Umlauf gesetzt und wenig fehlte, so hätte das eingeschüchterte Volk vor ihnen von dem Jahrmarkt die Flucht ergriffen. Tagelang hielten wir uns Angesichts Aller im Tschuktschenlager auf, vergeblich: nur zwei beherzte jakutische Kaufleute wagten es bei Tage uns dahin zu begleiten, aber eine Nacht dort zuzubringen waren sie bei Leibe nicht zu bewegen. Unsere Berichte über die gute Aufnahme, die wir bei den Nomadenstämmen gefunden, wurden mit Interesse angehört, aber der Refrain, mit dem man sie beurtheilte, lautete immer: „Ja, Sie sind gelehrte Leute, Sie wußten mit ihnen umzugehen, aber uns würden sie absolut todtschlagen, es sind und bleiben doch Tschuktschen!“ Und Jahrzehnte dürften noch vergehen, ehe unternehmende Kaufleute es über sich gewinnen, unseren Spuren folgend ins Tschuktschenland einzudringen und an Ort und Stelle ihren Handel zu treiben.

Der gegenwärtige Stand der deutschen Expedition im äquatorialen Westafrika.

I.

R. K. Nahezu anderthalb Jahre sind verflossen, seit Dr. Güßfeldt, der Leiter der deutschen Expedition nach Innerafrika, den Boden Europas verließ. Er steht jetzt im Begriffe, nach wiederholten kürzeren Vorstößen in das unbekannte Innere die Hauptreise anzutreten. Es scheint wohl angemessen, die bisherigen Leistungen unserer Landsleute in Kürze zu überblicken und ihre Aussichten und Pläne für die nächste Zukunft zu besprechen. Nur zweimal seit jener Zeit hatte der „Globus“ Gelegenheit, sich diesen Dingen zuzuwenden; wir verweisen hier behufs rascher Orientirung über das ganze, große Unternehmen auf die trefflichen Aufsätze Richard Andree's: „Die deutsche Expedition nach Innerafrika und die Afrikanische Gesellschaft“ („Globus“ XXIV, S. 7 ff.) und „Adolf Bastian's Werk über die Loangoküste“ („Globus“ XXV, S. 380 ff.).

Es ist bekannt, wie sehr sich gleich anfangs das Unglück an die Fersen der unternehmenden Männer heftete, wie am 14. Juni vorigen Jahres das sie nach der afrikanischen Westküste tragende Schiff am Strande von Sierra Leone auf einen Felsen lief, und unsere Reisenden zwar das Leben,

nicht aber ihre so sorgfältig zusammengestellte und ausgewählte Ausrüstung retteten, trotzdem aber ihre Reise mit dem nächsten Dampfer fortsetzten und am 25. Juli in Banana an der Mündung des Congo landeten. Der Vorstand der Gesellschaft verlor keine Zeit; prompt und rasch bewirkte er, daß die 1000 Pfund Sterling betragende Versicherungssumme ihm ausgezahlt wurde; schon im October befanden sich die vorzüglichsten Instrumente und die verschiedenen Ausrüstungsgegenstände zum Ersatze des Verlorenen unterwegs nach dem Congo. Der größere Theil erreichte auch sein Ziel, während der Rest, namentlich Gewehre, Pulver und Provisionen umfassend, mit dem Dampfer „Liberia" auf der Reise nach Afrika wiederum total verunglückte, und dadurch neuer Aufschub und neue Weiterungen hervorgerufen wurden. Dies wiederholte Unheil trägt hauptsächlich die Schuld daran, daß die Expedition nicht von vornherein mit der nöthigen Energie und Schneidigkeit vorgehen konnte; jetzt dagegen, wo die Station seit Monaten arbeitet, wo mehrere Gelehrte nachgegangen und alle nur denkbaren Vorräthe aufgestapelt sind, wird hoffentlich bei einigermaßen günstigen Umständen die unverschuldet versäumte Zeit binnen Kurzem wieder eingebracht werden.

Schon Anfangs Juli 1873 war Professor A. Bastian selbst in Kabinda eingetroffen und da Güßfeldt abwesend war, hatte er sich, wie wenig andere unter den Lebenden, im Verkehr mit fremden Völkerschaften geübt und, mit der Technik des Reisens vertraut, auf Erkundigungsausflüge gemacht, welche sehr werthvolles, geographisches Material lieferten und die vorläufige Construction einer Karte der Loangoküste gestatteten. Es war dieselbe bis dahin derjenige Theil des Continentes gewesen, wo das unbekannte Innere buchstäblich bis an das Meer reichte, und wo dem Kartographen außer der englischen Admiralitätsaufnahme der Küstenlinie buchstäblich kein anderes Material zu Gebote stand. Dreißig, vierzig deutsche Meilen weit in das Innere hinein erstreckten sich nun Bastian's Erkundigungen über die vier kleinen, verfallenden Reiche der Küstenebene (Loango, Tschiluango, Kabinda und Kakongo), über den dahinter sich ausdehnenden Waldgürtel Mayumba und die dem Meeresgestade parallelen Bergketten mit den Kupferminen von Kadonde, und noch weiter im Osten über mancherlei Negervölker, darunter namentlich die Zwergrace der Babongo Bakkabakka. Bastian gelangte zu der Ueberzeugung, daß sowohl die politischen Verhältnisse jener Reiche dem Unternehmen günstig seien, als auch die Configuration des Bodens: schon eine Tagereise weit landeinwärts sah er das Land ansteigen und die Europäern stets gefährlichen Niederungen gesunderen Hochflächen Platz machen.

Erst am 5. August trafen Bastian und Güßfeldt zusammen und beschlossen nach gemeinsamer Berathung, vor Ende der Regenzeit keine größere Expedition in das Innere zu unternehmen, vielmehr alsbald zur Einrichtung einer Station zu schreiten, welche als Basis aller landeinwärts gerichteten Vorstöße und als unumgängliches Standquartier für die nachfolgenden Naturforscher, namentlich auf des erfahrenen Georg Schweinfurth gewichtigen Rath gleich von Anfang an geplant worden war. In Chinchoxo (spr. Tschintschoscho), unter 5° 9′ südlicher Breite an der Küste gelegen, wurde eine geeignete Factorei erworben und sofort in Stand gesetzt, um die von Zeit zu Zeit nachfolgenden Mitglieder, Vertreter der verschiedenen Zweige der Naturwissenschaft, aufnehmen zu können. So betraten am 4. November 1873 der Arzt Dr. Falkenstein, welchem die zoologischen Sammlungen und Beobachtungen obliegen, und der Mechaniker Lindner, dessen Kunstfertigkeit nach mehr als einer Richtung hin sich den Bewohnern der Station nützlich erweist, den afrikanischen Boden; am 25. desselben Monats der Botaniker Soyaux, welcher Schweinfurth beim Ordnen seines Herbars zur Seite gestanden und dabei wohl die bestmögliche Unterweisung für seine demnächstige Thätigkeit erhalten hatte. Am 17. Juni 1874 landete der Geolog Dr. Lenz in der Coriscobai, um selbständig am Ogowe zu operiren; im Juli folgte Dr. Pechuel-Lösche, um speciell Dr. Güßfeldt bei seinen geographischen Ortsbestimmungen und sonstigen wissenschaftlichen Arbeiten zu unterstützen. Schon aus dieser Aufzählung der hinausgesandten Männer geht hervor, mit welcher Umsicht der großartige Plan einer Erschließung Centralafrikas durchgeführt werden soll.

Es mag Manchem, welcher mit derartigen Expeditionen und ihren Schwierigkeiten weniger bekannt ist, sogar scheinen, als ginge es zu bedächtig und langsam vorwärts. Epochemachende Entdeckungen sind bis jetzt freilich nicht gemacht, aber ein Grund zu Größerm ist gelegt worden, und nach menschlichem Ermessen ein fester und sicherer Grund. Die Station arbeitet in geregelter Weise; da werden die meteorologischen Beobachtungen gemacht, die gesammelten Naturalien präparirt, Messungen an Eingeborenen vorgenommen. Ein kleiner Garten mit europäischen Gemüsen ꝛc. gedeiht vortrefflich. Die Mitglieder der Expedition haben sich an das neue, fremde Leben und Klima gewöhnt und sich in die ihnen obliegenden Beschäftigungen hineingearbeitet. In Zwischenräumen langen die Früchte ihrer Thätigkeit in Deutschland an; Photographien der verschiedensten Objecte, darunter viele von Eingeborenen, selbst der Babongozwerge, ethnographische Gegenstände, meteorologische und anthropologische Tabellen, zoologische Gegenstände in Spiritus, Vogelbälge, Schädel, Herbarien, astronomische Ortsbestimmungen, Karten, kurz, was nur immer ein Gelehrter in fremdem Lande als des Sammelns und Aufzeichnens werth halten mag. Und das alles aus einem von wissenschaftlichen Sammlern noch unberührten, jungfräulichen Lande! Was dürfen Botanik und Zoologie, Anthropologie und Meteorologie allein von dieser Station nicht Alles erwarten!

Der Leiter der ganzen Expedition unternahm mehrere kürzere Reisen nach Osten, um den geeignetsten Weg ins Innere zu ermitteln; so zuerst Ende September 1873 nach Konde am Rande der großen Waldregion Mayumba, dann vom 16. October bis 2. December 1873 durch Mayumba hindurch den Quillustrom aufwärts bis nach dem von Bakunianegern bewohnten Lande Yangela. Im März 1874 folgte dann die Erforschung des südlich vom Quillu mündenden Loango-Luz-Flusses bis dahin, wo er sich in die Arme Loango und Luculla theilt. Genaue Aufnahmen beider Gewässer und eine Anzahl astronomischer Ortsbestimmungen sind die Resultate dieser Reisen, und vor allem die Ueberzeugung, daß für die so bald als möglich anzutretende Expedition ins Innere das Thal des Quillu den besten Weg darbiete.

Dieselbe soll im Großen und Ganzen eine nordöstliche Richtung innehalten und etappenweise vorzudringen suchen, um so die Verbindung mit der Küstenstation Chinchoxo möglichst lange aufrecht zu erhalten und damit die Möglichkeit, die Ausrüstung nöthigen Falls zu ergänzen.

In neuester Zeit ist auch die Trägerfrage, welche ja bei jeder innerafrikanischen Reise eine so große Rolle spielt, gelöst worden. Sie war bei unserer Expedition eine besonders schwierige, da die anarchischen Zustände der Loangoküste und die feindliche Haltung der vielen kleinen Machthaber gegen einander die Benutzung einheimischer Träger für eine längere Reise unmöglich machten. Dr. Güßfeldt sah sich also

gezwungen, in südlicheren Breiten seinen Bedarf an zweibeinigen Transportmitteln zu decken, und begab sich mit einem Dampfer der „Afrikaanschen Handelsvereeniging“, welche nebenbei gesagt der Expedition schon die verschiedenartigsten, größten Dienste geleistet hat, nach (St. Paulo de) Loando. Unter Zustimmung des portugiesischen Gouverneurs warb er in Novo Redondo einige und achtzig Träger an und erlangte durch Vermittelung des auswärtigen Amtes in Berlin, welches jener Rotterdamer Gesellschaft an allzeit bereiter Hülfeleistung nicht nachsteht, und des deutschen Gesandten in Lissabon die Zustimmung der dortigen Regierung zu dem abgeschlossenen Vertrage. Augenblicklich (Anfang November) befinden sich diese Träger wahrscheinlich schon unterwegs nach Chinchoxo, während ihnen von Europa aus ihr zukünftiger Befehlshaber entgegenschwimmt, der Major von Mechow, welcher fast ganz auf eigene Kosten die weite Reise macht, um jenes Menschenmaterial zu organisiren und militärisch einzuexerciren.

Aus allen Erdtheilen.

N. Michluko-Maclay's Fahrten an der Südwestküste Neu-Guineas im Frühjahr 1874.

II.

Auf dem Rückwege nach Aiwa, den 2. April, erfuhr ich bei der Insel Aiduma von den Papuas, daß die Bergbewohner der Bitscharu-Bai während meiner Abwesenheit die Bewohner von Aiduma überfallen hatten, die sich zeitweilig in der Nähe meiner Hütte niedergelassen. Der Feind hatte in barbarischer Weise die Frau und Tochter des Radja von Aiduma erschlagen und mehrere Männer und Frauen verwundet, in Folge dessen meine Leute die Hütte in Aiwa verlassen und meine Sachen auf einen macassarschen Paduakan (Schiff) gebracht hatten, der unlängst nach Namatote gekommen war, um mit den Papuas Handel zu treiben.

Ohne Verzug eilte ich nach Namatote, wo ich noch Folgendes erfuhr: Meine Nachbarn, die Ufer-Papuas, Bewohner von Mawara und Namatote, machten sich den Ueberfall der Bergbewohner zu Nutze und stahlen meine Sachen, die theilweise mit Hülfe der macassarschen Matrosen auf den Paduakan gebracht worden waren. Unter den gestohlenen Sachen war mir der Verlust einiger meteorologischen Instrumente sowie einiger Apparate zu anatomischen und anthropologischen Forschungen besonders empfindlich. Meine Apotheke und mein Vorrath von China- und Rothwein waren auch nicht verschont worden. Der Verlust aller anderen von den Papuas gestohlenen Sachen (Wäsche, Kleidungsstücke, Conserven in Blechbüchsen u. s. w.) ließ mich sehr kalt, weil dadurch meine Beschäftigungen und Pläne nicht besonders alterirt wurden.

Ich wollte nach Aiwa zurückkehren, aber weder die Ceramesen noch meine Diener aus Amboina wollten mir dahin folgen, weil sie einen zweiten Ueberfall der Papuas befürchteten.

Anakoda, der malayische Schiffer, erwartete beständig, überfallen und beraubt zu werden, und kaum hatte ich meine Sachen vom Paduakan auf meinen Urumbai hinüberschaffen lassen, so verließ er auch die Kowiai-Küste aufs Eiligste und begab sich nach der Insel Kei oder Ara.

Meine Leute wären gar zu gern dem Paduakan gefolgt, ich aber beschloß, nach der Insel Aiduma überzusiedeln, da sie sich ausnahmslos weigerten, den Aufenthalt wieder in Aiwa zu nehmen. In Ausführung dessen begab ich mich nach Aiwa zurück, nahm die Atapien *) vom Dach und die Wände meiner Hütte, verbrannte alle Ueberreste derselben und erbauete mir aus den mitgebrachten Atapien eine andere Hütte auf der Insel Aiduma in der Umburmeta genannten Oertlichkeit. Diese zweite Hütte war kleiner als meine erste und ich wohnte allein in ihr, da meine Leute sich fürchteten, die Nacht über am Ufer zuzubringen, es vielmehr vorzogen, an Bord des Urumbai zu schlafen, der nicht weit vom Ufer vor Anker lag. Mir aber war es nicht beschieden, weiter in Ruhe leben zu können. Die Umstände wurden mit jedem Tage verwickelter. Die Berg- und Ufer-Papuas waren in der That nochmals nach Aiwa gekommen. Ich erfuhr auch, daß die Bewohner von Namatote die Absicht hatten, meine neue Residenz in Aiduma zu überfallen. Jeder Tag brachte dieselbe Neuigkeit, daß entweder diese oder jene nichts Gutes gegen mich im Schilde führten; hier wurde eine verdächtige Prauw, dort frische Spuren unbekannter Menschen gesehen, die sich um meine Hütte herumgetrieben und ihr in der Nachtzeit auch näher gekommen waren. Bald auf diesen, bald auf jenen Papua wiesen meine Bundesgenossen, die Bewohner von Aiduma, als feindliche Spione hin.

Die Sache lag nachgerade so: wollte ich auf der Insel bleiben, mußte ich Waffen tragen, was eben so langweilig als ermüdend ist. Dazu kam noch, daß ich über die Beraubung meiner Hütte in Aiwa noch weitere Einzelnheiten erfuhr. Es kam an den Tag, daß meinen Ceramesen nicht zu trauen war, ja daß von ihnen bei einem etwaigen Ueberfall auf keine Hülfe zu rechnen sei. Thatsächliche Beweise lagen vor, daß einer der Ceramesen an der Ausraubung meiner Hütte in Aiwa thätigen Antheil genommen hatte, und daß andere meiner Ceramesen intime Beziehungen zu den Papuas unterhielten, so daß, als die Berg-Papuas nach Aiwa herabkamen und Joseph, mein Diener aus Amboina, Pulver und Kugeln vertheilte, um die Eindringlinge zu verjagen, sie nur blinde Schüsse abfeuerten. Diese Thatsachen erklären sich leicht durch den Umstand, daß drei Viertel meiner Matrosen aus Ceram Papuas waren; einige von ihnen waren sogar aus eben diesen Gegenden in jugendlichem Alter fortgeführt worden.

Ich hatte mich in Aiwa niedergelassen, weil ich in Betracht zog, daß die Fauna des Festlandes von Neuguinea reicher als die der nächstgelegenen Inseln sein müsse. Mein Aufenthalt auf der Insel Aiduma bewies mir, daß ich mich nicht geirrt hatte. Obwohl diese Insel an einer Stelle nicht weiter als eine halbe Seemeile von Neuguinea entfernt ist, so erwies sich ihre Fauna doch um Vieles ärmer. Nach dem Raub an meinen Sachen wagten es die Leute von Namatote und Mawara nicht mehr, meine Hütte auf Aiduma zu besuchen und nur die Leute aus Aiduma, Kaju-Mera und Kamaka hielten sich auch bei meiner neuen Residenz auf, so daß mein Material zu anthropologischen Studien ein beschränkteres war. Bei der gespannten Lage der Dinge wäre es unklug gewesen, große Excursionen zu unternehmen oder sich auch nur weiter von der Hütte zu entfernen; demnach blieben meine Forschungen auf das zunächstbefindliche Korallenriff beschränkt und meine freie Zeit und die Abende brachte ich unter den Papuas zu, die ihre Piroguen ans Ufer gezogen hatten und abermals anfingen, um meine Hütte herum eine kleine Ansiedelung zu bilden.

Was mir in Aiduma besonders widerwärtig war, das

*) Atapien sind auf besondere Art zu Schichten verbundene Blätter der Nipa- oder auch der Sagopalme und werden im ostindischen Archipel zur Eindeckung der Dächer und zuweilen auch zur Verkleidung der Wände in den Hütten gebraucht.

war die beständige Unruhe der mich umgebenden Leute, der Ceramesen und Papuas, und ihre Furcht in Bezug auf Ueberfälle, Mord und Raub. Meine Verbündeten, die Leute von Aiduma, wiesen auf viele Personen hin, die sich unter dem Vorgeben, ebenfalls Bewohner von Aiduma zu sein, meiner Hütte näherten, in Wirklichkeit aber Leute von Namatote und Mawara sein sollten, die an dem Raube meiner Sachen in Aiwa betheiligt gewesen und die sie mich daher zu tödten baten. Zweimal brachten sie sogar einige Papuas mit Gewalt zu mir geschleppt, welche die Frechheit besaßen, sich in Umburmeta in den Kleidern zu zeigen, die sie aus meiner Hütte gestohlen hatten. Ich befahl, sie laufen zu lassen, obwohl ich entschlossen war, es nicht ungestraft zu lassen, daß man Leute ermordet, die unter meinem Dache eine Zufluchtstätte gesucht hatten, und daß man mir meine Sachen in Aiwa geraubt hatte. Es schien mir aber nicht ausreichend zu sein, einige gemeine Papuas zu erschießen, die sich listiger Weise meiner Hütte zu nähern suchten, selbst wenn sie wirklich feindliche Spione waren. Ich wollte wenigstens einen wenn nicht beide Anführer des Raubzuges in meine Gewalt bekommen. Das wollte ich aber selbst ausführen, da ich aus Erfahrung weiß und es auch aus dem Munde der Papuas selbst gehört habe, daß in solchen Fällen, wo ein Kriegsschiff oder selbst ein größeres Seeschiff die Bestrafung der Papuas auszuführen übernimmt, alle Schuldigen in die Berge fliehen. Die vergleichsweise geringe Zahl meiner Leute, die freundschaftlichen Beziehungen der Papuas zu den Ceramesen gestatteten ihnen nicht, anzunehmen, daß ich es wagen würde, irgend etwas Ernsteres gegen ihre Häuptlinge auszuführen.

Ohne irgend einen Plan zu fassen, wartete ich die Umstände ab.

Gegen Ende April änderte sich das Wetter. Häufige Gewitter, starke Regengüsse und die verstärkte Brandung wiesen auf die Aenderung des Monsuns hin. Die Zeit kam näher, wo der Urumbai nach Ceram zurückkehren konnte und sogar mußte, weil sonst später, bei anhaltendem Monsun; Wind, Brandung und Wellenschlag die Rückfahrt auf einem so kleinen Fahrzeug wie der Urumbai gefährlich machen konnten.

Zudem hatte ich mein den Ceramesen gegebenes Wort zu halten, d. h. den Urumbai mit Aenderung des Monsuns zurückgehen zu lassen.

Meine beiden Diener aus Amboina weigerten sich auf das Allerentschiedenste, mit mir allein zurückzubleiben, wie ich ihnen unter Erbietung größern Gehalts vorgeschlagen hatte. Ich dachte nämlich daran, den Urumbai allein zurückfahren zu lassen.

Ein unerwartetes Ereigniß entschied über meinen Entschluß.

Am Morgen des 25. April erfuhr ich, daß einer der Anführer des Raubzuges, der Capitän von Mawara, sich auf einer der Piroguen versteckt halte. Ich war sofort entschlossen. Ohne meinen Leuten, denen ich nicht trauen durfte, auch nur ein Wort zu sagen, machte ich mich in Begleitung nur eines Menschen nach der Pirogue auf, wo der „Capitän" von Mawara versteckt war. Ich fand ihn und indem ich ihm meinen Revolver unter die Zähne steckte, befahl ich meinem Begleiter, ihm die Hände zu binden. Er war so bestürzt und in Furcht gesetzt, daß er nicht den geringsten Widerstand leistete.

Nicht minder erstaunt waren auch die Ceramesen und Papuas, die sich am Ufer befanden und nun Alles sahen. Niemand hatte das eben Geschehene erwartet.

Nach dieser Verhaftung durfte ich den Abend nicht herankommen lassen, bis die übrigen Papuas erfuhren, daß einer ihrer Anführer in Gefangenschaft gerathen war. Ich befahl sofort, indem ich den Häuptling von Mawara auf den Urumbai brachte, eben dahin auch meine Sachen aus der Hütte zu schaffen.

Die Papuas waren durch das Vorgefallene in dem Grade betroffen, daß sie sich ohne Widerspruch meinen Befehlen unterordneten und meinen Leuten bei Verladung der Sachen in den Urumbai Beistand leisteten.

1½ Stunden nach der Verhaftung des Häuptlings von Mawara war alles zur Abfahrt bereit und gegen Mittag desselben Tages war der Urumbai Dank dem günstigen Winde schon weit von der Küste von Papua-Kowiaï entfernt.

Am 30. April kam ich mit meinem Gefangenen auf der Insel Kilwaru an und hier erwarte ich die Ankunft des holländischen Kriegsschiffes, welches mit dem Residenten von Amboina hierher kommen soll.

Ich habe aus Neuguinea eine ziemlich interessante zoologische Sammlung mitgebracht, die ich zum Zweck von Studien aus dem Gebiet der vergleichenden Anatomie angelegt habe. Vorzugsweise habe ich solche Wirbelthiere gesammelt, deren anatomischer Bau noch nicht vollständig bekannt ist. Auf den Korallenriffen haben mich die Schwämme mit ihren unzählig verschiedenartigen Gestaltungen ganz besonders angezogen. Meine kraniologische Sammlung habe ich durch sechs zweifellos echte Papuaschädel vermehrt.

Eingehendere Mittheilungen über meine Beobachtungen und Forschungen werde ich erst nach meiner Rückkehr nach Europa machen können, theils wegen der zahlreichen Zeichnungen, die nur unter meiner Aufsicht hergestellt werden können, theils auch deshalb, weil ich meine Zeit hier weiteren Forschungen und nicht der Verarbeitung des gewonnenen Materials widmen will.

Diese zweite Excursion nach Neuguinea, die mir neue wissenschaftliche Resultate geliefert hat, zieht mich noch entschiedener auf den Weg hinüber zur Erforschung dieser interessanten Insel und ihrer Bewohner, trotz der Schwierigkeiten und mancherlei unvorhergesehenen Widerwärtigkeiten. Ich hoffe, daß diese zweite Excursion nicht mein letzter Besuch Neuguineas sein wird.

Insel Kilwaru, den 13. Mai 1874.

Meine Krankheit auf Amboina und dann meine Rückkehr nach Java verzögerten die Correspondenz und die Abfertigung dieser Mittheilungen bis zum August.

Ti-Panas, auf der Insel Java, den 20. August 1874."

Aus dem russischen Asien.

Die Aufnahme der Gegend zwischen dem Amu (Oxus) und dem Kaspischen Meere wird mit Eifer fortgesetzt. Während die südlichen Abdachungen des Ust urt von mehreren Partien erforscht werden, erfahren wir, daß auch der nördliche Abhang des Aralplateaus ganz besonders berücksichtigt wird. Der Astronom v. Struve und der Ingenieuroberst Thilo sind unter 45° N. thätig, um hier die Strecke zwischen dem Aralsee und dem Kaspischen Meere genau zu untersuchen. Unter der angegebenen Breite liegen beide Seen einander am nächsten und in dem Zwischenraume liegen manche kleine Seen. In Rücksicht auf diese Verhältnisse wird in Erwägung gezogen, ob es nicht rathsam sei, für den projectirten Canal diese Seen zu benutzen als das alte Bett des Amu, welches weiter südlich liegt.

Auch die Gegend zwischen dem Yani Darja und dem Amu ist untersucht worden. Der erstere zweigt vom Syr Darja (Jaxartes) bei Fort Perowski ab und fällt jetzt in den Aralsee auf halbem Wege zwischen den Mündungen des Syr und des Amu; vor Zeiten hat er sich in den letztern ergossen. Wenn man diese alte Veränderung wieder herstellt und den projectirten Canal vom Aralsee zum Kaspischen Meere ausführt, dann hat Rußland eine ununterbrochene Wasserverbindung von Nischni Nowgorod bis ins Innerste von Turkestan. Russischen Blättern zufolge wird der aralo-kaspische Canal 1875 in Angriff genommen werden; daß ein solcher sich herstellen lassen könne, wird nicht im Mindesten bezweifelt.

Wir erwähnten jüngst, daß der Dampfer „Perowski" den Oxus bis zur bucharischen Grenze hinauf befahren habe. Am 2. September war derselbe in Nukus zurück. Dies ist eine von den Russen angelegte neue Redoute am Amu, in welcher 1000 Mann Soldaten Unterkommen finden. Von Nukus fuhr der Dampfer auf den Deltaarmen Kuwan Djarma und Yangie Su in den Aralsee.

Die Nachrichten über die Thätigkeit der verschiedenen wis-

senschaftlichen Expeditionen sind folgende. Die Geographen unter Oberst Stoletow erforschten im September den nördlichen Theil der neuen Provinz, namentlich auch in Bezug auf die klimatischen Verhältnisse; die Naturforscher Bogdanoff, Butler und De Morny studirten die Flora und Fauna und die geognostischen Dinge, die Ingenieure die südliche Abdachung des Ust urt.

Im Chanat Chokand war es noch immer unruhig. Die Insurgenten waren von den Truppen des Chans zweimal aufs Haupt geschlagen worden und hatten sich auf russisches Gebiet geflüchtet. Sie wurden von den Russen geschlagen, die auch ihren Anführer Ammun Beg gefangen nahmen.

Die rumänische Sprache.

Dieses „Walachische" wird gegenwärtig von etwa acht Millionen Menschen in Rumänien, der Türkei, Oesterreich-Ungarn und Rußland geredet, und sie enthält wesentlich Bestandtheile und Gepräge desjenigen Lateinischen, welches die durch Trajan angesiedelten Colonisten sprachen. Diese redeten aber nicht das Latein der Stadt Rom, die lingua urbana oder classica, sondern Bauernlatein, lingua rustica oder Verwandtes. Ganz richtig bemerkt A. Ubicini, daß diese Ansiedler in Dacien keineswegs reine Lateiner waren, sondern ein Gemisch aus allen Völkern des römischen Reiches, copias toto orbe romano collectas, wie Eutropius sagt, Italer aus allen Theilen Italiens, Gallier, Hispanier ꝛc. Das Latein, welches diese Leute redeten, war nicht etwa das Latein der Umgegend von Rom, sondern der Provinzen Mittel- und Norditaliens, und mit mancherlei Zuthaten versetzt. So erklärt sich, daß man im heutigen Rumänischen manche Ausdrücke findet, die gallischen oder hispanischen Ursprungs sind. V. Alexandri hat eine Liste von mehr als einhundert Wörtern aufgestellt, die er in den Werken Rabelais' fand und die im Rumänischen genau die alten Formen und Bedeutungen haben, z. B. ains, im Rumänischen insa, aber; destoupper (deboucher), destouppa; — s'esclaffer (rire) a se sclafari; — mascarer (salir) a mascari.

Auch kommen viele altdacische Wörter vor, welche Hasden nachweist, z. B. bardsa, Storch; mire, Braut, Verlobte; isnudra, Bauernmantel; cociaba, Hütte; choperta, Eidechse; samcea, Lanze. — Gothische Wörter kommen nicht vor; was Deutsch im Rumänischen angetroffen wird, ist in späteren Jahrhunderten eingeführt worden. Griechische Wörter sind schon während der dacischen Periode ins Land gekommen, slavische nach dem neunten Jahrhundert, als das cyrillische Alphabet und die slavische Kirchensprache amtliche Sprache wurde. Hasden hat ein altes dacisches Alphabet entdeckt und erklärt, dessen sich das rumänische Volk in minder wichtigen Angelegenheiten bis zum funfzehnten Jahrhundert bedient habe. Viele griechische Ausdrücke wurden geläufig, nachdem die Moldau und die Walachei gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts Fürsten aus dem Phanar Konstantinopels erhielt. Seitdem diese Phanarioten herrschten, machte das Griechische reißende Fortschritte, es überwucherte am Hofe, in der Verwaltung, in den Schulen und Gerichten und das Rumänische wurde nur noch auf dem platten Lande gesprochen.

Die Rückwirkung dagegen begann um 1815 und die Landessprache wurde begünstigt, seit von 1820 an wieder eingeborene Fürsten vorhanden waren. Aber sie mußte gleichsam neu geschaffen werden. Man beseitigte das cyrillische Alphabet und nahm lateinische Buchstaben an, jedoch ohne sich vorher in Bezug auf die Transscription verständigt zu haben. Sodann wollte man die Sprache von vielem Fremden reinigen, ohne sich vorher genaue Rechenschaft über die Ausgangspunkte zu geben. Einige wollten vom Lateinischen ausgehen, Andere vom Italienischen, noch Andere vom Französischen. So kommt es, daß man noch heute keine festen Regeln und keine feste Orthographie bei den Rumänen findet.

— Die Universität Leipzig steht, nicht bloß an Frequenz, an der Spitze der deutschen Hochschulen, und man kann wohl sagen, aller Universitäten, gleichviel welchen Erdtheils. Sie zählte im November 1874 nicht weniger als 3084 immatriculirte Studenten. Im Sommersemester 1874 hat sie die Berliner Hochschule um 1107 inscribirte Studenten überflügelt. Zu den schon vorhandenen vortrefflichen Einrichtungen sind neuerdings gekommen: ein ägyptisches Museum, eine kirchlich-archäologische Sammlung und eine akademische Lesehalle. Neue Gebäude haben erhalten: das physikalische Cabinet, die mineralogischen und geologischen Sammlungen. Man hat in Berlin nicht ungestraft fast zwei Decennien einen Unterrichtsminister Mühler gehabt und einer hysterischen Frau Einfluß auf das wichtigste Staatsministerium gestattet.

— Der Naturforscher Anton Goering aus Altenburg ist nach einem achtjährigen Aufenthalte in Venezuela nach Deutschland zurückgekehrt. Er bringt reiche Ausbeute mit und wir dürfen von ihm über jenes interessante Land Südamerikas gediegene Arbeiten erwarten.

— Auswanderung aus Großbritannien und Irland im Jahre 1873. Das Handelsamt hat die Nachweise darüber veröffentlicht. Die Zahl der Ausgewanderten stellte sich auf 310,612 und ist somit größer als in irgend einem Jahre seit 1854, da der „irische Exodus", der 1847 begann, zu Ende kam. Nach der Nationalität betrachtet bestanden diese Emigranten aus 123,343 Engländern, 21,310 Schotten, 83,692 Irländern und 82,867 Ausländern und Nationalitätslosen. Gegen 1872 ergiebt sich ein Zuwachs von 5153 Engländern, 1769 Schotten und 10,929 Irländern, während die Summe der Ausländer um 6825 fiel. Vor dem Jahre 1869 waren die Iren an Zahl immer die ersten, seit dieser Zeit aber überwiegen die Engländer, obwohl von dem Standpunkte des Procentsatzes auf die Bevölkerung betrachtet die Iren mit 1,06 Proc. gegen die 0,52 Proc. Engländer den Vortritt haben. Mehr als zwei Drittel dieses Auswanderungsstromes floß nach den Vereinigten Staaten, und zwar 64 Proc. Engländer, 57 Proc. Schotten und 90 Proc. Iren und eben so viele Ausländer. Nach Australien wandten sich 26,428 und nach Britisch-Nordamerika 37,208. Faßt man die Alters- und Geschlechtsclassen ins Auge, so theilt sich die Gesammtzahl in 148,207 Männer, 95,092 Frauen und 63,105 Kinder. Die Sterblichkeitsrate auf den Auswanderungsschiffen war 16,22 per Mille, also günstiger als in irgend einer Stadt Großbritanniens. Von den 685 Auswanderungsschiffen scheiterten vier, zwei ohne Menschenverlust, und zwei, der „Northfleet" und der „Atlantic", mit einem Verluste von 845 Seelen. — Wie die Auswanderung, so hat sich auch die Einwanderung in das Vereinigte Königreich gemehrt. Sie betrug 1870: 49,157, 1871: 53,827, 1872: 70,181 und 1873: 86,416. Das Gros derselben besteht aus früheren Auswanderern in die Vereinigten Staaten, welche dort keine Arbeit finden konnten.

— Die Stadt Paris zählt, der neuesten Aufnahme zufolge, 1,851,792 Einwohner. Im Jahre 1873 starben dort 41,732 Personen.

— Das hinterindische Königreich Annam ist nun von den Franzosen, welche vor elf Jahren die Zerstückelung desselben begannen, ganz und gar abhängig. Der Gouverneur von Cochinchina, Dupré, hat dem König oder Kaiser, dessen Hauptstadt Hüe ist, einen Vertrag aufgezwungen; diesem zufolge sind den Franzosen in Tonkin, der nördlichsten Provinz von Annam, welche an die chinesische Provinz Yünnan grenzt, drei Häfen als Handelscentra eröffnet, besser gesagt völlig überantwortet worden, denn sie halten in jedem derselben 100 Mann Besatzung und einen Consul. Französische Kaufleute können überall Handel treiben und Durchgangszölle für Waaren, welche aus China nach jenen drei Plätzen kommen, dürfen nicht erhoben werden. Bei Unruhen im Innern oder bei Verwickelungen mit dem Auslande darf sich der Kaiser nur allein an die Franzosen um Hülfe und Beistand wenden. Der Vasall ist fertig.

— In Peking ist eine literarische Curiosität zum

Verkauf ausgeboten worden, ein Exemplar eines Werkes, das aus 6109 Bänden besteht und den Titel führt: „Kaiserliche Sammlung alter und neuer Literatur." Diese colossale Encyklopädie wurde unter der Regierung des Kaisers Kang hi (1662 bis 1722) begonnen und mit eigens für dasselbe gegossenen kupfernen Typen gedruckt. Es giebt nur noch sehr wenige vollständige Exemplare; für das nun käufliche sind nach unserm Gelde 100,000 Mark gefordert worden.

— Wir finden die Notiz, daß die Birmanen die Leichen, welchen sie eine große Ehre erweisen wollen, einige Wochen in Honig legen und sie dann zum Nikban, einem buddhistischen Himmel, transportiren; dabei findet ein großer Aufwand von Feuerwerk aller Art statt und zwar so, daß dasselbe den Sarg in Brand steckt und die Leiche verbrennt. Dann gehen die Leidtragenden befriedigt nach Hause.

— Ein anglicanischer Geistlicher in Calcutta hat sich nützlich gemacht, indem er einen Verein stiftet, dessen Mitglieder sich verpflichten, ihren Nebenmenschen nicht durch übele Nachrede wehe zu thun. Eine solche „Anti-evil speaking society" sei platterdings nothwendig, weil, wie er von der Kanzel herab verkündete, unter der europäischen Gemeinschaft in Calcutta die schmachvolle Gewohnheit herrsche, allerlei böswilligen Klatsch zu verbreiten. Er selber verpflichte sich feierlich, über seine Nebenmenschen sich niemals zu „skandalisiren".

— „Wir wollen nicht nach Zion." Zu Kitzingen am Main hantirt ein stramm orthodoxer Rabbi, der zäh am Alten klebt; die in dem Städtchen Marktbreit lebenden Juden gehören zu seiner Cultusgemeinde. Unter diesen giebt es ganz verständige Leute, die nicht lügen wollen. Sie haben jenen Rôf ersucht, diejenigen Gebete fallen zu lassen, in welchen die Juden als in der Verbannung lebend hingestellt werden, und in welchen ihr Allah oder Jehova angefleht wird, sie in das gelobte Land, insbesondere aber nach Jeruschalaim zurückzuführen. Sie haben dem orthodoxen Rôf kund und zu wissen gethan, daß sie „ihren Gott fernerhin nicht mehr anlügen wollen", und die Erklärung abgegeben, daß sie sich da, wo sie sind, sehr wohl fühlen. Sie verspürten nicht im Mindesten Lust, in ein Land zu ziehen, „von woher nur Bettler und Hungerleider kommen", und sagen schließlich dem Rabbi: „Fragen Sie den Baron Rothschild, fragen Sie unsern Herrn Benaria dahier, ob es ihnen Ernst ist mit einer Auswanderung nach Zion? Wir wollen also nicht um etwas beten, was unserer Seele zuwider ist." — Uebrigens ist mit grimmig orthodoxen Rabbinern nicht zu spaßen. In Nordamerika erscheint eine jüdische Zeitschrift „Deborah", welche Folgendes erzählt. Rabbi der kleinen Judengemeinde zu Grand Rapids in Michigan ist Herr Weinstein; derselbe fungirt auch als Schächter, Circumcisor, Vorbeter und Schulmeister, und in seinem Hirn qualmt talmudischer Kram. Nun hat ein Jude eine Christin geheirathet, und diesem Ehepaar starb ein acht Monate altes Kind. Rôf Weinstein verbot das Begräbniß auf dem Leichenacker der Juden, der nicht entweiht und nicht entheiligt werden dürfe; das Grab wurde außerhalb des Zaunes gegraben. „Man hätte die Kindesleiche vor dem Hause des Rôf verbrennen sollen, dann hätte er eine Fluchpredigt dabei halten können."

— Kalakana, König der Sandwichs-Inseln, ist unter die Spiritualisten gegangen. Ein Yankee aus Neuyork Namens Richards hat ihn in die Geheimnisse der Geisterwelt eingeweiht und vermittelt, als Medium, den Verkehr Sr. Majestät mit dem was überirdisch ist. Richards ist ein Genie, der alles Mögliche aus sich machen kann. Er arbeitete früher als „Negro-Minstrel", d. h. er war einer jener Bummler, die sich das Gesicht schwärzen und in den Branntweinschänken Negergesänge zum Besten geben, während sie dazu die Grimassen schneiden, welche der Schwarze zu machen pflegt. Nun offenbart er dem braunen Könige was der Gründer der Dynastie, Kamehamea der Erste, „im Himmel" denkt und seinem Nachfolger anräth.

— Auf den Marianen- (Ladronen-) Inseln hat man eigenthümliche, bisher nicht beachtete Denkmäler gefunden, pyramidenförmige Steinsäulen, die wahrscheinlich Grabmonumente der alten Eingeborenen sind.

— Bisher ist viel Eis aus Nordamerika, namentlich aus Neuyork und Boston, nach Ostindien verschifft worden. Als vor einer Reihe von Jahren die erste Ladung Eis in Calcutta anlangte, gab man dort für jedes Pfund gefrornen Wassers ein Pfund Baumwolle. Gegenwärtig sind Eisfabriken schon in mehreren Hafenplätzen in Thätigkeit. Die jüngst zu Madras in Betrieb gesetzte liefert täglich $4\frac{1}{2}$ Tonnen, also mehr als 80 Centner, in Blöcken von 4 bis zu 6 Fuß.

— Der Stockfischfang in den Gewässern von Alaska wird von San Francisco aus lebhaft betrieben, aber nicht, wie früher, im eigentlichen arktischen Ocean, sondern bei den Tschumagin-Inseln, wohin man zwei Fahrten im Jahre machen kann. Vom 21. Juli bis 5. September waren sechs Skuner von dort zurückgekommen; sie hatten etwa 346,000 Fische an Bord, und man berechnete, daß der Fang für das laufende Jahr etwa eine Million Stockfische liefern werde.

Mit Bezugnahme auf die kürzlich von uns publicirten Aufsätze über das große ethnographische Werk des Professor G. Fritsch bringen wir hiermit zur Kenntniß, daß die Verlagshandlung durch den bekannten Schriftsteller Professor Friedrich Körner unter Zugrundelegung der Illustrationen aus den Werken von Professor Fritsch ein populäres Werk über Südafrika hat herstellen lassen unter dem Titel:

Südafrika. Natur- und Culturbilder mit einer historischen Einleitung und einer ausführlichen Uebersicht der neueren Reisen von Professor Friedrich Körner. Mit 121 Illustrationen in Holzschnitt und 28 in Holzschnitt und Farbendruck ausgeführten Tafeln, sowie einer Karte, die Reiserouten angebend. Geh. 3 Thlr. 10 Sgr. Sehr elegant gebunden Preis 4 Thlr.

Wie deutsche Gelehrsamkeit von allen Völkern hoch geachtet wird, so haben sich auch deutsche Reisende durch ihre wissenschaftlichen Forschungsreisen unsterblich gemacht; Amerika und Hochasien, die Sahara nebst den Sudanländern, die Inseln des großen Oceans, wie das Nordpolarmeer sind erst von Deutschen, von einem Humboldt, Buch, Barth, Vogel, v. d. Decken, Henglin u. A. für die Wissenschaft entdeckt worden. — In neuerer Zeit haben sich unsere Reisenden besonders der Erforschung Afrikas zugewandt, die Atlas-, Nil- und Nigerländer durchzogen, Gebiete der Ostküste durchwandert, den Süden bereist und durchmessen und bekanntlich hat die deutsche Gesellschaft zur Erforschung Afrikas Expeditionen nach dem Congo gesandt, um von dort aus in das Innere des Landes vorzudringen.

Muß uns also Afrika schon als Schauplatz deutscher Forschungen interessant sein, so verdient Südafrika unsere besondere Theilnahme, weil wir dessen Durchforschung vorzugsweise deutschen Reisenden verdanken und dort germanische Volksstämme große Staaten gegründet haben, wir also dort eine Art Heimath wiederfinden. Wir erhoffen mithin auch für das vorliegende Buch um so mehr freundliche Aufnahme, als es dieses Thema im nationalen Sinne auffaßt.

Inhalt: An der ligurischen Riviera di Ponente. I. (Mit vier Abbildungen.) — Quer durch Afrika. — Karl v. Neumann's Expedition nach dem Lande der Tschuktschen. II. — Der gegenwärtige Stand der deutschen Expedition im äquatorialen Westafrika. I. — Aus allen Erdtheilen: N. Michluko-Maclay's Fahrten an der Südwestküste Neu-Guineas im Frühjahr 1874. II. (Schluß.) — Aus dem russischen Asien. — Die rumänische Sprache. — Verschiedenes. — (Schluß der Redaction 18. November 1874.)

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage: Literarischer Anzeiger Nr. 7.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXVI. № 22.

GLOBUS

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

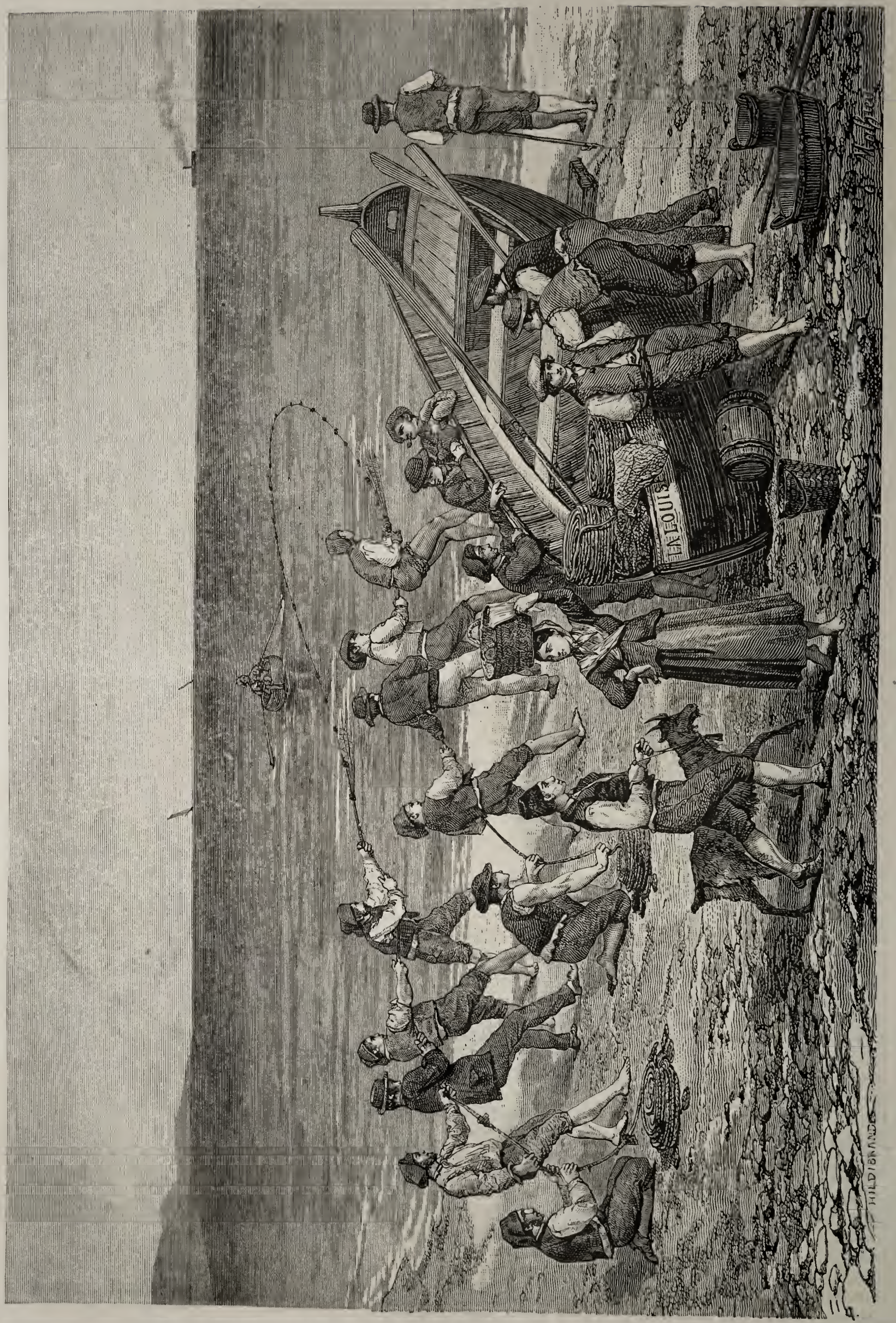
Braunschweig — Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 4 Thlr. Einzelne Nummern 5 Sgr. — 1874.

An der ligurischen Riviera di Ponente.

II.

Das Klima von Mentone ist herrlich, und bedarf keiner übertriebenen Lobpreisungen. Da ist Einer so weit gegangen, allen Ernstes zu behaupten, der Blitz wage es gar nicht, dort ein Haus oder einen Menschen zu treffen. Man rühmt die Meeresstille und glückliche Fahrt auf der spiegelglatten Fläche, die aber namentlich in den Herbstmonaten auch so wild wird, daß man sich nicht auf sie hinauswagt und selbst dem Ufer nicht gern nahe kommt. Dort brauden die Wogen hochauf in ohnmächtiger Wuth gegen das kyklopische Gestein der Garavan-Anländе und schleudern mit donnerndem Getöse colossale Massen weißen Schaumes über die Felsen hinweg. Sie sind im Meerbusen von Biscaya nicht wilder. Sobald wirklicher Sturm eintritt und bedrohlich wird, ziehen die Schiffer mit größter Eile ihre Barken in die zunächst dem Hafen liegenden Straßen, denn dieser selbst würde gegen die entfesselten Elemente keinen Schutz gewähren. Dabei müssen sie nicht selten alle Kräfte anwenden; Männer und Frauen, Greise und Kinder helfen beim Ziehen oder Fortschieben des Fahrzeuges, Alle munntern sie einander mit Schreien und Zuruf an, und sobald es gelungen ist, die Barke auf sicherm Boden zu sehen, jubeln sie laut in das Wogengebrüll hinein.

Im Durchschnitt hat das Mittelländische Meer bei Mentone nicht weniger als 214 ganz ruhige Tage im Jahr und an solchen ist ein Blick auf dasselbe zu jeder Stunde bewundernswürdig, am herrlichsten jedoch bei Aufgang und Untergang der Sonne. Aber auch wenn es wie ein glatter Spiegel da liegt, bricht es sich doch mit starker Gewalt am Ufer. Man hört diese Melodie gern, wenn man sich stillen Träumereien hingiebt; sie wiegt Geist und Sinne ein, paßt vortrefflich zu verschwommenen Gefühlen, und Abends spät schläft man wonnig ein bei diesem eintönigen Rhythmus der anbrandenden Wogen. Aber das Alles nur in der ersten Zeit des Aufenthaltes im Paradiese; nach und nach wird die Stimmung anders, man sehnt sich nach Stille und Ruhe, ist jener ewigen Melodie ganz überdrüssig und möchte bald sie gar nicht ferner anhören. Man wird sehr reizbar, sie stört uns in unseren Gedanken und im Schlafen und man wünscht sich weit hinweg in ein Thal, wohin sie nicht dringt, wo es ganz still ist und wo die Nerven sich wieder ganz beruhigen. Auch wünscht man oft, daß an dem blauen Himmel doch endlich auch einmal graues Gewölk aufziehen und Regen spenden möchte. Beim Blick auf den glatten Meeresspiegel auf welchem die Sonne glitzert, fühlt man das Auge angegriffen und gern flüchtet man sich unter die Schatten spendenden Oelbäume. Und wenn nur die fatalen Stechmücken nicht wären! Gleichviel von welcher der drei Arten: der großen, mittlern und kleinen, wir angegriffen werden — die Plage ist dieselbe. Es giebt bei Nacht kein Mittel, um sie abzuhalten oder abzuwehren, auch die Moskitovorhänge helfen nicht; die Mücken finden doch eine Oeffnung durch welche sie hineinschlüpfen; sie stechen, wenn man auch Handschuhe im Bette trägt, sich dicht einwickelt, Kopf, Hals und Schulter einhüllt. Und dazu kommt, daß das



Die Fischer.

Pfeifen und Schwirren bis zum Tagesgrauen kein Ende nimmt. Dann verschwinden sie und man sieht und hört nichts mehr von ihnen. Das Paradies ist nicht ohne Schattenseiten.

Das Mittelländische Meer hat eine höhere Temperatur als das Adriatische unter denselben Breiten und an den Küsten bei Mentone eine beträchtliche Tiefe; das sind zwei für die Fischerei ungünstige Verhältnisse. Die Fische lieben kälteres Wasser und vermehren sich dort mehr wo die See nicht tief und wo auch der Fang leichter ist. Uebrigens ist die Zahl der Fischer in Mentone beträchtlich und man muß die Geduld bewundern, mit welcher diese Leute ihr Gewerbe betreiben. Sehr oft bleiben die ausgeworfenen Netze ganz leer oder es haben sich nur wenige Fische in denselben gefangen, kleine, die für den Markt nicht geeignet sind. Aber das Netz wird wieder und immer wieder ausgeworfen.

Die Geschichte Mentones bietet mancherlei seltsame Episoden dar. Die Stadt gehörte vor 1848 zum Fürstenthume Monaco. Wer auf der Landstraße von Nizza her an die Grenze des letztern kam, wurde angehalten und mußte aus dem Wagen steigen, der sofort von zwei Grenzwächtern durchsucht wurde. Dabei kam es vor, daß Auftritte folgender Art sich ereigneten. Eine junge kränkliche Dame welche, von ihrem Vater begleitet, einige Zeit in Mentone zu verweilen gedachte, erzählt Folgendes:

„Steuerpflichtige Gegenstände hatten wir nicht und konnten weiter fahren, nachdem die Zollwächter uns einige frischgebackene Brötchen abgenommen, die mein Vater in Nizza

Garten der Villa Bennet.

für mich gekauft hatte. Sie erklärten, daß sie dazu durch das Gesetz verpflichtet seien. — Wie, ein Gesetz, das befiehlt einem kranken Mädchen etwas Weißbrot wegzunehmen, welches während der Reise genossen werden soll? — Allerdings; wir befolgen die fürstliche Ordonnanz vom 15. Mai 1817, sprach der eine, und der andere fügte hinzu: und die Ordonnanz vom 14. Juli 1817."

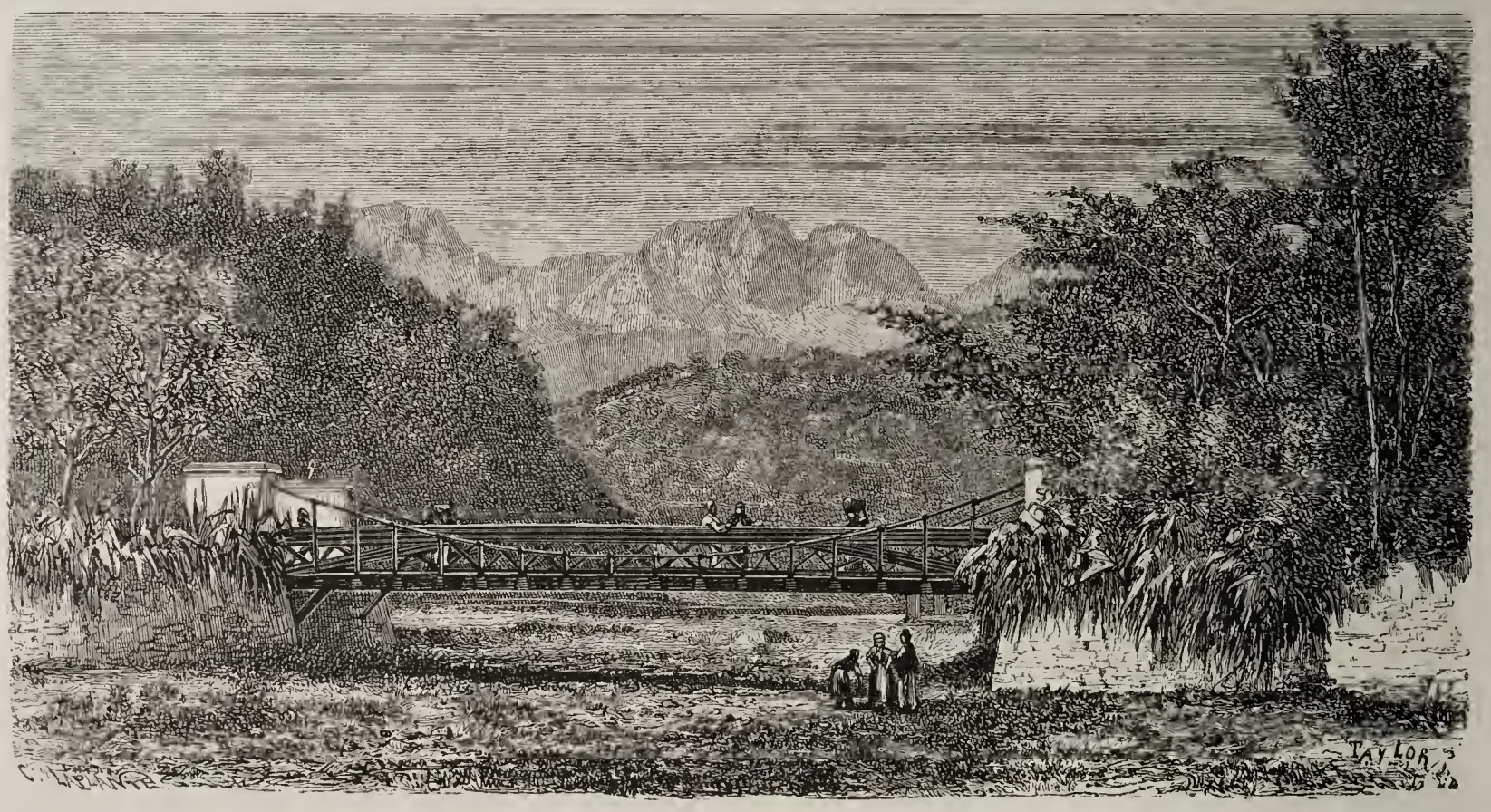
Was sie sagten war richtig. Den beiden Ordonnanzen zufolge waren nicht bloß alle Einwohner des Fürstenthums Monaco, sondern auch alle Fremden die wenn auch nur einen Tag im Gebiete desselben verweilten, verpflichtet kein anderes als „officielles Brot" zu essen. Die Uebertretung des Gebotes wurde mit schwerer Strafe geahndet.

In der kläglichen Reactionszeit war das Ländchen dem Fürsten zurückgegeben worden. Er hieß Honoré der Fünfte und wohnte für gewöhnlich in Frankreich, wo er unter den älteren Bourbons einen Sitz in der Pairskammer einnahm; in Paris nannte er sich Herzog von Valentinois. Er spielte den Philanthropen, lebte auf glänzendem Fuß und hatte viel Geld nöthig. Sein Fürstenthum war kein reiches Land, aber Honoré war ein raffinirter Philanthrop, der als Souverän mit der Steuerschraube umzugehen wußte. Vermittelst derselben erpreßte er von seinen getreuen und geliebten Unterthanen jährlich die Summe von 300,000 Francs. Er war der alleinige Müller und Bäcker im Lande und bezeichnete das, was er lieferte, als officielles Brot. Dasselbe war sehr schlecht und theuer; er stellte den Preis fest und kaufte auf See beschädigtes Mehl in Genua oder Marseille billig ein. Dabei schätzte er ab, wie viel Brot etwa eine Familie verbrauchen könne oder solle; kaufte sie weniger als den ver-

meintlichen Bedarf, dann hielten die Polizeidiener Hanssuchung. Diese Dinge und noch manche andere werden in Abel Rendu's Geschichte von Mentone und Monaco ausführlich erzählt.

Der fürstliche Bäcker wurde auch Falschmünzer und prägte unterwichtiges Geld. Sein Nachfolger Florestan trat in dieselben Fußtapfen und trieb es in manchen Dingen noch ärger. Honoré war „Philanthrop", dieser spielte sich als „Freund und Beschützer der Künste" auf; das heißt er war in Paris Stammgast in der Großen Oper und verkehrte am liebsten mit Ballettänzerinnen. In seinen jungen Jahren war er selbst als Comödiant aufgetreten. Auch nachdem dieser gewaltige Monarch den Thron seiner Väter bestiegen hatte, blieb er an der Seine und regierte seine geliebten Unterthanen aus weiter Ferne. Für seine schwere Arbeit ließ auch er sich von ihnen jährlich 300,000 Francs zahlen. Das Backmonopol konnte er nicht ferner aufrecht erhalten, er öffnete sich aber andere Quellen des Einkommens; z. B. auch dadurch, daß er das ganze Unterrichtswesen monopolisirte als „Protector". Es war den Eltern verboten, ihre Kinder in andere als die von ihm gegründeten Schulen zu schicken, und sie mußten das exorbitant hohe, von ihm ein für alle Mal festgestellte Schulgeld zahlen.

Man begreift, daß die Unterthanen die erste beste Gelegenheit wahrnahmen, das Tyrannenjoch eines solchen Zaunkönigs abzuschütteln. Jene von Mentone und Roquebrune benutzten die Februarrevolution von 1848, erklärten sich für unabhängig und stellten sich als freie Städte unter den Schutz des Königs von Sardinien. Dreizehn Jahre lang erfreuten sie sich als solche ungestörten Gedeihens; ihr Einkommen stellte sich jährlich auf etwa 80,000 Francs, die im Lande blieben, während Florestan 300,000 erpreßte, die er in Paris vergeudete. Nach den Friedensschlüssen von Villafranca und Turin wurde die kleine Republik am 16. April 1860 an Frankreich abgetreten; Mentone ist nun eine Cantonsstadt im Departement der Seealpen und seit jener Zeit in beträchtliche Aufnahme gekommen.



Brücke über den Caréi.

Unter den Bewohnern, über welche von den Fremden eben kein günstiges Urtheil gefällt wird, findet man keine Aristokratie, aber viele reich gewordene Bürger des Mittelstandes. An Lebensweise und Manieren bilden sie vielfach einen Uebergang zu dem gemeinen Manne, von welchem sie sich nicht allemal in Kleidertracht und Sprache unterscheiden. Jene Mittelclasse kann, wenn sie will, reines Französisch sprechen. Das eigentliche Volk aber bleibt bei seinem mentonesischen Patois, und dieses ist ein abscheuliches Gemengsel aus den Sprachen aller Völker am Mittelmeer. Der eigentliche Italiener versteht von demselben eben so wenig wie der Franzose; in dem Mischmasch ist Piemontesisch, Provençalisch, Spanisch und Arabisch bunt durch einander enthalten und das Tsch spielt in demselben eine bedeutende Rolle.

Der mentonesische Bürger gilt für unfreundlich und ist nicht einmal höflich; er hält das für überflüssig oder unnütz, und den Fremden gegenüber, welchen er doch zumeist seinen Wohlstand verdankt, zeigt er eine plumpe Verachtung. Selbst die, mit welchen er bekannt geworden ist, wird er nicht ansprechen, viel weniger sie grüßen. Auch im Casino, wo er mit Fremden aus verschiedenen Nationen zusammentrifft, spricht er sein nichtswürdiges Patois, das kein anderer Sterblicher versteht als nur der Mentonese. Es fällt ihm nicht ein z. B. auf der Treppe oder dem Fußweg einem Kranken, einer Dame oder einem alten, gebrechlichen Mann auszuweichen. Dabei ist er mit seinem Gelde so sparsam wie mit seiner geistigen Befähigung. Die Frauen hingegen stechen von den Männern sehr vortheilhaft ab, und sind, wenn auch dürftig unterrichtet und von mangelhafter Erziehung, doch nicht selten recht anmuthig. Das eigentliche Volk ist viel, viel besser als der aufgeblasene Bourgeois, höflich ohne servil zu sein, nicht ohne Intelligenz, einfach und keineswegs gewaltthätig. Es stammt von einem Gemisch aus Arabern, Spaniern, Corsen, Italienern und Franzosen und der Atavismus bringt nicht selten eigenthümliche Typen hervor. Sehr oft sieht man schlank aber kräftig gebauete junge Männer mit tief gebräunter Haut, feine zart gebauete Mädchen mit feurigen schwarzen Augen, gedunkeltem Teint und feiner

Haltung; man glaubt den maurischen Typus zu sehen, der sich in Andalusien so trefflich erhalten hat. Die Sitten sind im Allgemeinen recht gut, aber das viele Betteln wird lästig. Die Leute sind nicht ganz so träg wie manche Italiener, sie sind dem Trinken weniger ergeben als die Provençalen und schreien auch nicht so viel und so laut wie diese. In religiöser Beziehung steht es bei ihnen wie bei den Italienern; wahre, tiefinnere Frömmigkeit kennt man nicht; mit dem äußern Cultus ist Alles abgethan und an dickem Aberglauben fehlt es nicht.

Es wurde schon weiter oben gesagt, daß der Fremde gern die Thäler aufsucht, in welchen das ewige Geräusch des Meeres nicht zu vernehmen ist. Er hat die Auswahl. Er kann und wird an der Ostseite der Bucht bis zum Berceau emporsteigen, einer Bergkette, welche steil in die See abzufallen scheint. In den gewundenen kleinen Schluchten findet er überbrückte Bäche, die aber nur selten Wasser haben. In einer gewissen Höhe über dem Strande sind die Abhänge mit Fleiß unter Cultur gebracht worden. Auf jeder der vielen übereinander liegenden Terrassen stehen Citronen-, Orangen-, Feigen- und Oelbäume; kein Fleckchen Landes bleibt unbenutzt; man hat mit großer Mühe künstlichen Boden geschaffen und manche dieser mit Steinen umfriedigten Gärten sind so klein, daß nur ein einziger Baum in ihnen wächst. Die Johannisbrotbäume erreichen eine stattliche Größe und manchmal trifft man während der Wandelgänge unvermuthet auf Landhäuser in entzückender Lage. Wir haben in der vorigen Nummer (S. 324) die Abbildung eines solchen Landhauses mitgetheilt. Die Gebäude sind von ganz schlichter, gewöhnlicher Bauart, aber der Ausblick! Unterhalb eines prächtigen Waldes von Oelbäumen liegen unzählige Terrassen mit Citronen- und Orangenanpflanzungen, am Gestein wächst der Weinstock, geradeaus sieht man das blaue Meer, zur Rechten Mentone, zur Linken die rothen Felsen. Die Terrasse selbst, auf welcher das Landhaus steht wird von einem Oelbaume beschattet; am Eingange stehen Bambus und Palmen, weiterhin ist ein Gemüsegarten, in welchem Alles auf das Ueppigste gedeiht; würziger

Dolce Acqua.

Blumenduft durchzieht die Luft. Man glaubt zu träumen und in Armidas Gärten zu wandeln!

Zu dem schon früher erwähnten Ristorante della Frontiere pflegt man gewöhnlich den Weg auf der Cornichestraße zu nehmen. Eine Viertelstunde von der Villa Santa Maria kommt man über die 1806 gebauete St. Louisbrücke; sie überspannt in einem 22 Meter weiten Bogen eine Felsenschlucht, welche hier die Grenze zwischen Frankreich und Italien bildet. Von der Brücke ab hat man nur noch zehn Minuten bis zum Ristorante.

Man versäumt nicht die Grotten von Mentone zu besuchen. Schon im vorigen Jahrhundert hatte Saussure auf dieselben aufmerksam gemacht; sie sind seit jener Zeit häufig von Geognosten besucht worden und die Nachgrabungen lieferten den Beweis, daß in denselben Menschen gewohnt hatten; man fand auch Ueberreste von Thieren. Am 26. März 1872 setzte Rivière in der Cavillongrotte frühere Nachgrabungen weiter fort; $6^1/_2$ Meter unterhalb des Niveaus derselben entdeckte er dann Fußknochen, welche zu einem Menschengerippe gehörten. Acht Tage später war das ganze Skelett bloßgelegt; dasselbe ist im naturhistorischen Museum zu Paris aufgestellt. (Die Cavillongrotte liegt übrigens auf italienischem Gebiete.) Dieser Troglodyt mag gut und gern vor zwanzigtausend Jahren gelebt haben, ist also doch etwas älter als Eva und die Paradiescitrone; er war Zeitgenosse des Mammuths, des Höhlenbären und anderer urweltlicher Thiere. Rivière hat im Jahr 1873 in einer andern Höhle bei 4 Meter Tiefe viele Bruchstücke eines andern Menschenskeletts gefunden, das 2 Meter lang ist. Dasselbe lag, wie das frühere auch, auf einem Aschenbett und hatte neben Schmucksachen auch Knochen- und Feuersteinwaffen bei sich.

Die westliche Bucht ist breiter, luftiger und weniger heiß als die östliche, und in sie münden vier Thäler mit manchen Nebenthälern, alle mit Bächen, welche aber nur in einem kleinen Theile des Jahres etwas Wasser haben. Das Val di Mentone wird als ein Paradies im Paradiese gerühmt, aber trotzdem nicht häufig besucht, weil man nicht zu Wagen

hinkommen kann. Die drei anderen an der westlichen Bucht sind die Thäler des Carói, des Borrigo und des Gorbio; jedes derselben hat einen verschiedenen Charakter.

Der schönste Spaziergang auf dieser westlichen Seite ist und bleibt der nach Santa Agnese, einem Dorfe mit etwa 500 Einwohnern, 700 Meter über dem Meeresspiegel. Dasselbe liegt unterhalb der Ruinen eines alten Schlosses, deren man schon ansichtig wird, wenn man die Carói-brücke überschreitet. Ein guter Fußgänger legt die Strecke in dritthalb Stunden zurück; gewöhnlich reitet man zu Esel hinauf. Man kommt aus der Region der Oliven in jene der Pinien und weiter aufwärts in jene der Kastanien. Dann folgt eine dürre, kahle Strecke, die ganz baumlos ist und einen schroffen Gegensatz zu der übrigen Gegend bildet. Das Dorf hat nur eine Straße; an jeder Seite sieht man Steinmassen mit Fensteröffnungen; in diesen Löchern wohnen die Menschen; es wimmelt dort von hübschen aber zudringlichen und überaus schmutzigen Kindern. Aus dem Dorfe führt der Weg an einer unserer Lieben Frau vom Schnee gewidmeten Capelle vorüber zu der Burgruine, welche man in einer guten Viertelstunde erreicht. Die Aussicht von dort ist wunderbar schön und großartig und man hat diesen Punkt wohl nicht mit Unrecht den Rigi des Mittelmeeres genannt. Lohnend ist auch ein Ausflug nach Dolce Acqua an der Straße nach Bordighera, wo das alte Stammschloß der Doria steht.

Bei den Santals in Ostindien.

Südlich von Bhagalpur, das zur Präsidentschaft Calcutta gehört, dehnt sich eine weite Ebene aus, welche die Höhenzüge von Karrackpur von den Radschamahalbergen trennt. Diese gehören nicht zum System der Windhyaberge, sondern sind von diesem völlig getrennt und haben auch eine ganz andere geologische Formation; sie ziehen in nördlicher Richtung der westlichen Grenze Bengalens entlang vom Birbhum bis zum Ganges.

In diesen Radschamahalbergen wohnen die Santals oder Ontals, Ureingeborene, welche zu der sogenanten Mundagruppe gehören. Abweichend von anderen „Wilden“ treiben sie Ackerbau, hausen in Dörfern, welche aus einer größern Anzahl zierlich aus Bambus erbaueter Hütten bestehen; diese haben manchmal an der Vorderseite einen Ueberbau, eine Verandah. Dieses Volk ist muthig und hält sich so viel als möglich unabhängig. Noch ganz vor Kurzem, im August 1874, hatte es den Anschein als ob die Engländer abermals mit ihnen in eine Fehde verwickelt werden könnten, es ist aber gelungen, sie zu begütigen. Im Jahre 1855 waren sie aus ihren Bergen hervorgebrochen und hatten nach allen Seiten hin große Verwüstungen angerichtet; sie waren ergrimmt, weil sie von Wucherern (Geldgeschäftsleuten, Mahadschien) schwere Bedrückungen erfahren hatten. Es kostete nicht geringe Mühe sie zu bändigen, und sie haben sich seitdem ruhig verhalten, weil die Regierung die Verwaltung in milder Weise geordnet, das Volk gegen Ausbeutung geschützt und auch Unterrichtsanstalten gegründet hat.

Rousselet, der sich bei ihnen aufgehalten hat, entwirft eine Schilderung. Ihre Bekleidung ist dürftig genug und besteht insgemein nur aus einem Schurz um die Lenden (Languti) bei den Männern, die Frauen schlagen ein Stück Baumwollentuch um Schulter und Hüften und schmücken sich mit Hals- und Armbändern, die aus Glasperlen und Kaurimuscheln zusammengesetzt sind. Die Religion der Santals ist, dem genannten Reisenden zufolge, ein plumper Naturdienst; ihre Idole bestehen aus viereckigen Holzbalken, die mit rothem Oker bemalt werden und an welchen sich ein colossaler Lingam befindet. Vor diesen Götzenbildern opfern sie Büffel und noch häufiger Ziegen. Der Opferpriester schneidet vermittelst eines langen Messers dem Thiere auf einen Streich den Kopf ab und besprengt zunächst das Idol und dann die Anwesenden mit Blut. Vor dem Eingange zu den Dörfern und neben den Götzenbildern schlagen sie leichte Bambusgerüste auf, und auf diesen sind die Trophäen der Jagd niedergelegt. Die Santals sind als Jäger ausgezeichnet und es ist ihnen gelungen, die zahlreichen Elephantenherden im Gebirge, welche den Feldern großen Schaden zufügten, beinahe völlig auszurotten.

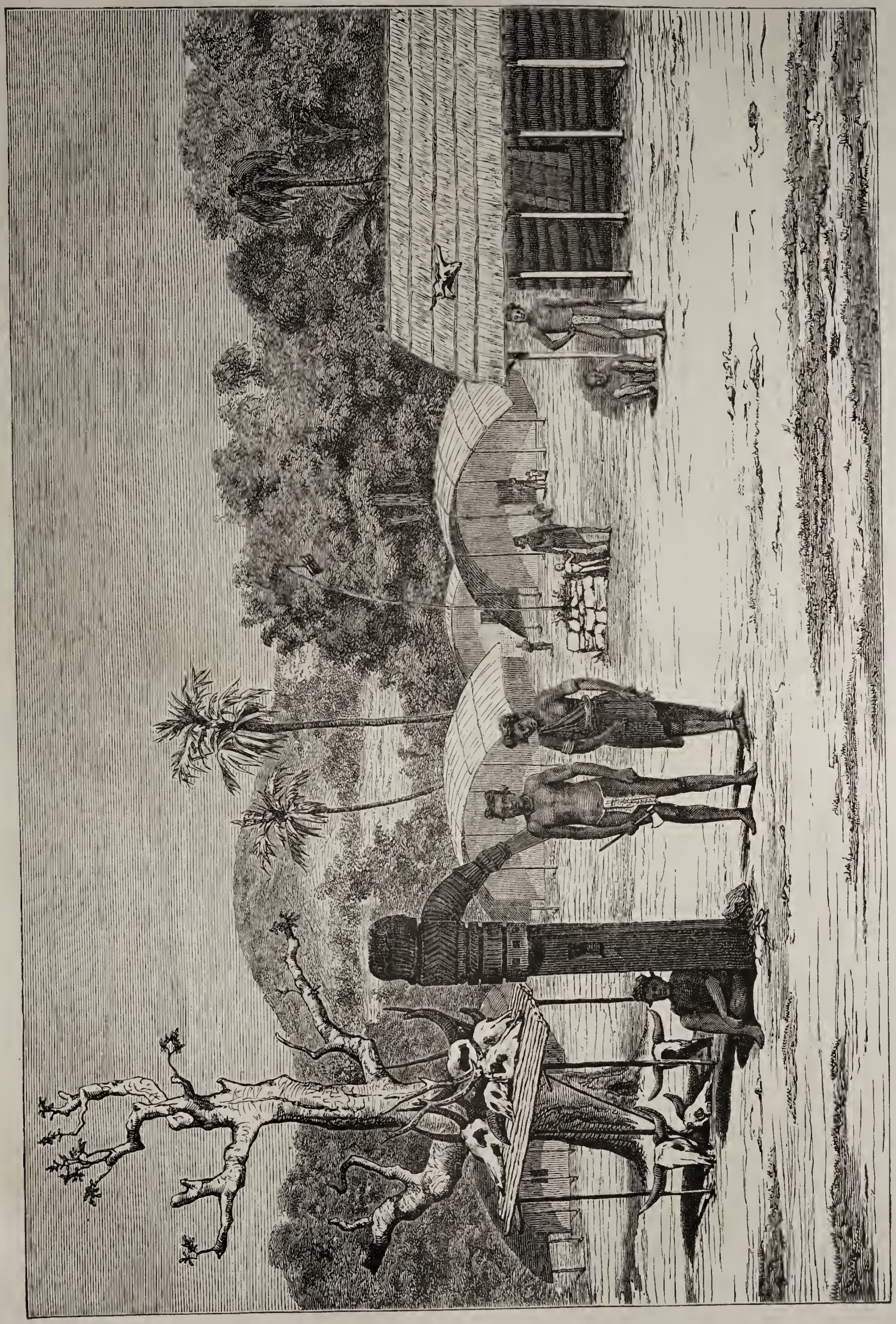
In einem andern Berichte heißt es: „Sie sind Anbeter der Sonne und Fleischesser. Ihre Priester, Dschoihera genannt, müssen allmonatlich ein blutiges Opfer bringen. Das Blut wird auf ein Stück Holz gebracht, das oben an einer Stange befestigt ist; diese steht im Mittelpunkt eines von drei Seiten durch Pfähle mit darüberliegenden Querbalken abgehegten, an der vierten Seite offenen Raumes. Am Opfertage darf der Priester nicht mit den Uebrigen zusammenessen. Sie schwören bei der Sonne und nehmen dabei Kuhdünger in die Hand. Ehen schließt man nach eigener Wahl, und die Hochzeitsceremonie besteht darin, daß der Bräutigam der Braut rothe Farbe auf die Stirn malt. Vielweiberei ist selten; die Frauen arbeiten nur im Hause, niemals in Wald und Feld. Man rühmt den Santals nach, daß sie wahrheitsliebend seien. Die Leichen werden verbrannt und ein Theil der Ueberreste muß vom nächsten Angehörigen des Verstorbenen in den Ganges geworfen werden.“

Das Volk ist in Stämme getheilt; die Vorsteher oder Häuptlinge derselben, Mandschi, werden durch Wahl ernannt und haben einen Rath der Alten neben sich. Die Zahl der Santals wird auf etwa 85,000 Köpfe angenommen.

Die Malêrs wohnen in den höchsten Theilen des Radschamahalgebirges und stehen an körperlicher und geistiger Begabung den Santals nach; von diesen sind sie in die entlegensten Gegenden des Hochlandes zurückgedrängt worden; ihre Zahl wird kaum 35,000 übersteigen.

Es wurde schon gesagt, daß die Santals ausgezeichnete Jäger seien. Jedes Dorf hat einen amtlich bestellten Tschikari, sagen wir Oberjäger, der sein Handwerk gründlich versteht und deshalb ein hochgeachteter Mann ist. Europäische Waidmänner haben deshalb immer einen solchen Tschikari bei sich und folgen dessen Weisungen.

Rousselet und Schaumburg hatten ihre Zelte beim Santaldorf Daragâm aufgeschlagen und wollten sich das Vergnügen einer Jagd auf Tiger nicht versagen. Für diese sind April und Mai die günstigste Zeit, weil dann Bäche und Lachen in Folge der starken Hitze austrocknen, der Tiger deshalb sein Winterlager verlassen und ins Unterland herabkommen muß, wo er Wasser findet. Dann wählt er zum Schlupfwinkel irgend eine mit Gesträuch bewachsene Schlucht, wo er den Tag über schläft und die er gegen



Dorf der Santals in den Radschamahal-Bergen.

Abend verläßt, um sich aus dem zur Tränke gehenden Vieh ein Stück zu holen. Man nimmt an, daß ein ausgewachsener Tiger etwa alle vier bis fünf Tage einen Ochsen holt, den er bis in die Nähe seines Schlupfwinkels schleppt, damit nicht die Hyänen und Schakale, welchen seine Ausdünstung widerwärtig ist, sich an seiner Beute gütlich thun. Solch ein Tiger holt sich im Verlauf des Jahres 60 bis 80 Stück Großvieh, und danach läßt sich der von ihm angerichtete Schaden leicht berechnen. Eben jetzt lesen wir, daß die indische Regierung die Prämien für erlegte Tiger erhöht hat, und die Jagd auf dieselben in jeder Weise aufmunterte; sie sind im Jahre 1874 frecher geworden als je zuvor.

In der Schlucht bei Daragâm waren in den letztverflossenen vierzehn Tagen vier Ochsen von zwei Tigern geholt worden, die ihr Geschäft in Compagnie trieben. Der Tschirkari hatte ihnen nicht beikommen können, weil die Anhöhen über der Schlucht ganz kahl waren und in das Gestrüpp an dem Trockenbache (Nala, die Engländer schreiben Nullah!)

Santals und Malêrs.

hatte er sich doch nicht wagen mögen. Nun zog er mit Rousselet und dessen Begleitern aus. Die Schlucht war tief und hatte steile Wände; in ihr befanden sich einige Lachen mit klarem Wasser, an denen dieses Bambusgesträuch stand. Zu Fuß war den Tigern nicht beizukommen; man nahm also zwei Elephanten mit. Dergleichen sind aber nur zu verwenden, wenn sie eine sorgfältige Abrichtung erfahren haben und erst nachdem man es dahin gebracht hat, den Widerwillen zu überwinden, welchen der Anblick und der Geruch der Katzenthiere ihnen einflößen. Auch muß ihr Führer (Mahant) herzhaft und erprobt sein; denn es kommt vor, daß der Elephant vor Schrecken Kehrt macht und sich rettet, wenn der Tiger anspringt. Zuerst gewöhnt man den Elephanten an den Büchsenknall und verfolgt mit ihm Hirsche oder Damwild. Merkwürdig bleibt, daß der Elephant den Keiler mehr fürchtet als den Tiger und vor dem erstern, wenn er irgend kann, Reißaus nimmt.

„Wir ritten," erzählt der Reisende, „langsam der Schlucht

entgegen. Ich blieb mit dem Tschikari an einem Ende derselben; mein Gefährte sollte mit seinem Elephanten von der andern Seite an der Nala hin eindringen und die Tiger aufjagen. Ich war eben an den Rand des Gehölzes gekommen, als ich kaum hundert Schritt von mir den Tiger sah, der sich ruhig, gemessenen Schrittes fortbewegte; das schöne Thier zeigte nicht die mindeste Unruhe; offenbar kam es wohlgesättigt von seinem nächtlichen Raubzuge heim. Als ich anschlug, verschwand es im Gestrüppe. Einige Minuten später erschien mein Gefährte auf der entgegengesetzten Höhe; als der Tiger ihn bemerkte, kam er wieder zum Vorschein und kroch, ohne mich zu sehen, auf mich zu. Als er noch etwa 60 Schritt von mir entfernt war, jagte ich ihm eine Kugel in den Leib, da er eben den Kopf wandte, um nach meinem Freunde zu sehen. Er brüllte laut, sprang empor und lief ins Gebüsch."

„Nun trieb mein Mahant den Elephanten vorwärts in die Schlucht an die Nala und wir konnten beobachten, wie der Tiger nach dem Gehölze floh. Da gab ihm Herr H. eine Kugel und nun sagte er sich wohl, daß er umstellt sei. Deshalb ging er gerade auf H. zu; dessen Elephant kehrte erschrocken um und wurde vom Tiger angepackt. Ich glaubte, mein Freund sei verloren, aber mein Elephant hielt Stand, und ich sah wie H. dem Tiger eine Kugel ins Auge schoß. Er fiel zu Boden, raffte sich aber noch einmal auf, sprang nun auf meinen Elephanten ein, der jetzt zur Stelle war; als er sich ankrallen wollte, schoß ich und traf sein Rückgrat unter dem Halse. Nun lag er da, wir gaben ihm aber noch ein paar Kugeln. Dieser prächtige Königstiger war brillant gezeichnet; von der Schnauze bis zur Schwanzspitze war er etwas über 3 Meter lang und das ist etwa der Durchschnitt für einen erwachsenen Tiger."

„Als er todt war, äußerten die Elephanten ihre Freude in auffallender Weise. Sie trompeteten mächtig und wandten ihn mit den Rüsseln um und um. Der zweite Tiger wurde am nächsten Tage unweit des Dorfes von Herrn Schaumburg erlegt und einige Tage später gelang es uns ein paar Bären zu schießen. Der Bär des Radschamahalgebirges ist kleiner wie der in Kaschmir; er hat langen, schwarzen Pelz, breite Tatzen und sehr lange, furchtbare Krallen. Er ist aber nicht gefährlich und macht sich als Rattenvertilger nützlich. Die Santals bezeichnen ihn als Badschra balu, d. h. den Unverwundbaren, weil er sehr schwer zu tödten ist."

Der gegenwärtige Stand der deutschen Expedition im äquatorialen Westafrika.

II.

Ob Schweinfurth's Vorschlag (vergl. dessen „Im Herzen von Afrika" II, S. 323 f.), einräderige, von je zwei Menschen fortzubewegende, den chinesischen ähnliche Schiebekarren, welche bis zu 5 Centner tragen können, bei dieser Expedition einzuführen, Anklang und Ausführung finden wird, davon verlautet bis jetzt noch nichts. Doch ist die Sache wichtig genug, um wenigstens einen Versuch zu rechtfertigen. Mehr als funfzig Pfund vermag kein Eingeborener auf längeren Märschen zu tragen; wie bedeutend ist also jedesmal die Anzahl derer, welche Lebensmittel tragen müssen, so oft der Weg mehrere Tage lang durch menschenleere Wildnisse oder feindlich gesinnte Gebiete führt! Die Pfade, welche nie eine größere Breite, als eine menschliche Fußsohle besitzen, schließen jedes andere Gefährt als einräderige Karren aus. Der Reisende denkt dieselben sich als Kästen von Stahl oder Eisen, welche das eine in der Mitte sich drehende Rad überwölben, und welche je ein Mann schiebt und einer zieht. „Mit derartig construirten Karren würde man in Centralafrika alle Terrainschwierigkeiten, man würde die Sümpfe und die überschwemmten Flußniederungen sowohl als auch das steinige Terrain der Berggegenden überwinden können, die dichtesten Wälder so gut wie die offenen, aber schwer mit breiten Wagen zu durchfahrenden Steppen." Der Reisende hätte dann stets den nöthigen Proviant bei sich und brauchte nur den fünften Theil der Mannschaft, als wenn der Negerkopf sein einziges Transportmittel bildet.

Wenn nun auch diese Güßfeldt'sche Expedition die hauptsächlichste ist, so beschränken sich doch die Pläne der Afrikanischen Gesellschaft nicht auf sie allein. Wir erwähnten schon des Dr. Lenz, der zunächst völlig auf eigene Hand operirt und eine nördlichere Route ins unbekannte Innere eingeschlagen hat. Am 17. Juni dieses Jahres betrat er zuerst afrikanischen Boden, die Elobi-Inseln in der Coriscobai, und gleich dieser erste Schritt war sehr ermuthigend: bereits nach wenigen Minuten hatte er am Strande mehrere Petrefacten der Juraformation (besonders Ammoniten) gefunden. Dann befuhr er den Munistrom mit seinen Zuflüssen N'Tambuni, Nunde und Moa, welche alle er aufnahm, und begab sich an den Gabun, wo er vom französischen Commandanten die Erlaubniß zum Befahren des Gabun und des Ogowe erbat. Denn vornehmlich diesen, für das innere äquatoriale Afrika sehr wichtigen Fluß, der nicht, wie bisher angenommen, aus Nordosten herkommt, sondern fast genau von Osten und in einem dem Aequator parallelen Laufe hat sich Dr. Lenz zur Basis seiner Untersuchungen gewählt. Die dort ansässigen Europäer, Militärs, Missionäre und Kaufleute, sind einstimmig der Ueberzeugung, daß nirgends ein leichteres und ergiebigeres Forschungsgebiet existire, als dieser Strom, und alle sagten ihm ihre kräftigste Unterstützung zu Nach den letzten Nachrichten wollte unser Geolog etwa Ende Juli mit einem kleinen Dampfer nach den weit stromauf gelegenen Factoreien des Hamburger Großkaufmanns Wörmann abgehen. Interessant übrigens ist es, daß Dr. Lenz beim ersten Betreten afrikanischen Bodens sofort dieselbe geologische Formation, Brauneisenstein, traf, wie sie Schweinfurth auf seinen Wanderungen vom ersten Betreten des Djurlandes an begleitete und wie sie sich nach demselben wahrscheinlich durch den ganzen Continent als verhüllende Bedeckung anderer, älterer Gesteine hinzieht.

Inzwischen ist auch der mehrfach schon angedeutete Plan, von einem dritten Punkte aus die Terra incognita Afrikas in Angriff zu nehmen, zur Reife gediehen; eine dritte

Parallelexpedition soll von den portugiesischen Besitzungen in Angola aus Kabebe, die Hauptstadt des Muata Janvo, zu erreichen suchen. Um die Tragweite dieser Unternehmung zu verstehen, müssen wir ein wenig weiter ausholen.

Unsere Leser wissen, daß Georg Schweinfurth's Entdeckungen mit den Hauptanstoß zur Gründung der Afrikanischen Gesellschaft gaben. Als er bei der Erreichung des Mbruole im Lande der Niamniam aus dem Gebiete des Nil herausgetreten war, eröffnete sich vor ihm ein ganz neues, von den bisher durchzogenen Länderstrecken verschiedenes Gebiet, welches in Pflanzen- und Thierleben wie in ethnographischer Beziehung die auffallendsten Beziehungen zu der Westküste verrieth. Was in dieser Hinsicht sein treffliches Buch enthält, stellen wir in Folgendem kurz zusammen, weil der Nachweis dieser Zusammengehörigkeit beider so weit getrennter Gebiete einen Hauptgrund für die Aussendung unserer Expedition abgegeben hat. So heißt es Band I, S. 497: „Diese Flora (am Bache bei Kulenscho im Niamniamlande) bietet die Mehrzahl der von der Westküste des tropischen Afrika, vom Gabun, vom Niger und vom Gambia her bekannt gewordenen Pflanzenarten zur Schau; hier überschreitet sie die Grenzen der das Nilgebiet vom Tsadbecken trennenden Wasserscheide und eröffnet dem vom Norden her kommenden Reisenden die ungeahnte Pracht der innersten centralafrikanischen Wildniß." Band I, S. 537 sieht er in den massigen Dickichten von Pandanus südlich vom Mbruole einen unzweifelhaften Hinweis auf die Flora der Westküste und S. 567 macht er es höchst wahrscheinlich, daß Manioc, Mais und Taback, erst durch die Portugiesen aus Amerika nach Angola verpflanzt, sich durch Vermittelung der unter dem Scepter des Muata-Janwo stehenden Staaten zu den Monbuttu und Niamniam verbreitet haben. Am Assika findet er (I, S. 568) das westafrikanische Rothholz (Pterolobium santalinoides) und den riesigen angolischen Maulbeerbaum wieder, bei den Monbuttu (II, S. 54) die als kostbares Reizmittel aus Bornu bekannte, kofferinhaltige Kolanuß. Erst außerhalb des Nilgebiets, am Mbruole, trifft er die ersten Schimpanse (I, S. 536); bei Munsa sah er zuerst Felle von Galago Demidofii, eines bisher nur in Westafrika beobachteten Thieres (II, S. 104). Das Mangalaspiel haben die Niamniams (II, S. 32) wie die Peuls (Fulahs), Jolofs, Mandingo ꝛc.; die mit Muscheln und Steinchen gefüllte Klapper aus Korbgeflecht ist bei Munsa (II, S. 56) wie am Gabun gebräuchlich; die Sänger von Profession, die Nsanga der Niamniam, erscheinen als Ganga in Loango (II, S. 34). Die hölzerne Signalpauke der Monbuttu (II, S. 121) tönt ebenso an der Westküste, und ihr Häuserbau (II, S. 127) ist verwandt mit demjenigen der Ischogo, Aschango, Bakalai, Aschiwa, Camma, Mpongwe und Fan im Westen. Bd. I, S. 541 vermuthet er, daß einst Kupfer vom Congo durch Handel bis in die Niamniamländer gelangt sei und Bd. II, S. 117, daß „die Kupferminen in Angola und Loango, oder andere aus den südwestlichen Theilen von Südafrika, bis zu den Monbuttu ihre Schätze gespendet haben."

Die Zwergrace der Akka erscheint in den Obongo du Chaillu's wieder (II, S. 142, 143); ja sogar ihr Name in dem der pygmäischen Bakkabakka, von denen Bastian an der Loangoküste vernahm, und welche schon den Portugiesen im vorvorigen Jahrhundert bekannt waren. Möglicherweise existirt sogar noch heutigen Tages eine Handelsverbindung von der Westküste bis zu den Akka, welche dem Könige Munsa Tribut in Salz entrichtet, das weit von Süden herbeigebracht wird (II, S. 144). Dazu stimmt prächtig, was der alte Dapper 1676 von den zwerghaften Bakkabakka erzählt: daß sie die geschicktesten Elfenbeinjäger im Reiche des großen Makoko, welches hinter dem Königreiche Kongo, nördlich vom Zairefluß 200 bis 250 Meilen landeinwärts gelegen, seien und ihre Jagdbeute gegen Salz von Loango austauschen, gegen echtes Salz, das sich in allen von Schweinfurth besuchten Ländern nicht findet. Selbst Völkerverwandtschaften scheinen zwischen beiden Gebieten obzuwalten, zwischen Niamniam und Fan, zwischen Monbuttu und Fulbe. Schon die äußere Erscheinung und der schrecklich ausgebildete Cannibalismus der beiden zuerst genannten Völker sprechen dafür (I, S. 514); dann ihre Volkssitten. „Auch sie (die Fan) feilen die Schneidezähne spitz (wie die Niamniam), sie tragen Rindenzeuge, färben sich den Körper mit Rothholz, ihre Häuptlinge bedienen sich des fürstlichen Leopardenfells als Zeichen des Ranges, sie verwenden eben so viel Mühe und Fleiß auf ihren mit vielen Zöpfen versehenen Haarputz. Die Grundfarbe ihres Körpers ist das nämliche Kaffeebraun. Von ihren Gebräuchen erinnern die beim Erscheinen des ersten Mondviertels üblichen Tanzfeste und nächtlichen Orgien am meisten an die Niamniamsitten" (II, S. 21). Was er schließlich über die wahrscheinliche Verwandtschaft der Monbuttu, welche durch Hautfarbe, Tracht und Sitten in den größten Gegensatz zu ihren sämmtlichen Nachbarvölkern sich stellen, mit den einst von Osten her vorgedrungenen Fulbe sagt, mag man nachlesen Bd. II, S. 108 f.

Welch große Zahl von Verbindungsgliedern! Aber auch welche mächtige, neue, uns bisher verschlossene Welt!

Das halb mythische Reich des Muata Janvo zeigt seinen Einfluß bis in die Monbuttuländer, welcher vornehmlich in den Regierungsformen hervortritt (II, S. 105); die Monbuttu ihrerseits mit den Fulbe verwandt und in indirectem Handelsverkehr mit der Westküste. Die nach Osten (II, S. 89) vorrückenden Niamniam in naher Verwandtschaft mit den menschenfressenden Fan am Ogowe, welche nach ihrer eigenen Aussage von Südosten her in ihre Sitze am Gabun gelangten und einst dem Muropue oder dem Muata Janvo unterthan waren. Wir glauben Schweinfurth gern, daß er von Munsa mit schwerem Herzen umkehrte, als ihn nur noch 100 Meilen von Livingstone's äußerstem Punkte trennten, als eine verhältnißmäßig kurze Wanderung ihn in die Quellgebiete der drei großen Flüsse des Westens, Bennë, Ogowe und Congo, hätte führen und so manche der übrig gebliebenen Räthsel von Afrika lösen können.

Jetzt sind des trefflichen Forschers Landsleute eifrig am Werke, von einer andern Seite her sein Werk aufzunehmen und fortzuführen, Güßfeldt vom Quillu, Lenz vom Ogowe her; und ihnen reiht sich als Dritter in nächster Zukunft der Hauptmann von Homeyer, bekannt als Ornithologe, an, welcher den Coanza und Quango zur Basis seines Eindringens nehmen soll. Am erstern Strome besitzt die „Afrikaansche Handelsvereeniging" seit Kurzem schon zwei Factoreien, welche auch hier im Süden, wie an der Loangoküste, unseren Reisenden mit Rath und That zur Seite stehen werden.

Noch im November wird Hauptmann von Homeyer mit einem Gefährten von Europa nach Angola aufbrechen, um während der Regenzeit seine Vorbereitungen an der Küste zu treffen. Im Januar oder Februar sollen dann Gelehrte ihm nachfolgen; namentlich soll ein Geolog zur Theilnahme gewonnen werden. Doch sind die Unterhandlungen darüber noch in der Schwebe. Von Kassandsche, dem östlichsten portugiesischen Posten, der schon im Gebiete des Quango liegt, wird der Versuch gemacht werden, nach Kabebe, der Hauptstadt des Muata Janvo, vorzudringen und die Lage dieses nur von den beiden ungebildeten Pombeiros (vergl.

„Globus" XXIV, S. 318 f.) im Jahr 1806 und von dem ebenso unwissenden Graça 1846 besuchten Ortes zu fixiren. Wenn auch der Eintritt in das Reich Muropue mit Schwierigkeiten verbunden ist, so hat man doch Hoffnung, daß diese überwunden werden. Es ist ja dort nicht gänzlich unbetretenes Gebiet, über welches unsere Landsleute ziehen: denn außer jenen obengenannten Händlern wurde es 1850 und 1851 von Ladislaus Magyar und 1854 und 1855 von Livingstone gekreuzt. Haben sie aber die Residenz jenes mächtigsten und grausamsten aller innerafrikanischen Negerkönige erreicht, so stehen sie an der Schwelle des total Unbekannten. Nördlich von Kabebe zeigen uns unsere Karten nur ein paar Namen von Flüssen und Völkern, welche auf Erkundigungen von mehr als zweifelhaftem Werthe beruhen. Dann also wird es ihre Aufgabe sein, nach Norden und Nordosten vorzudringen und vielleicht eine Vereinigung mit dem nördlicher operirenden Dr. Güßfeldt anzustreben, jedenfalls aber ihre Forschungen und Erkundigungen nach dieser Richtung hin anzustellen, wo sie in einer geraden Entfernung von kaum 60 deutschen Meilen auf Livingstone's äußersten Punkt treffen würden.

Ob sie dieses Ziel erreichen werden, wer will dies jetzt schon behaupten oder ableugnen? Aber wir daheim haben die Pflicht, den ausziehenden, muthigen Männern alle nur möglichen Hülfsmittel mitzugeben oder nachzusenden — und Afrikareisen kosten viel Geld. Wir bitten also unsere freundlichen Leser dringend, dieses große, nationale Werk an ihrem Theile durch Beiträge oder Anschluß an die afrikanische Gesellschaft zu unterstützen *). Denn wenn auch vorläufig reichliche Mittel durch Fürsten, geographische Gesellschaften und Privatleute zusammengebracht wurden, so darf die Opferwilligkeit nicht aufhören, ehe nicht das große, vorgesteckte Ziel erreicht ist.

*) Beitrittserklärungen zu richten an den Vorstand, Berlin, Krausenstr. 42. Jährlicher Beitrag 1 Thlr., wofür das Correspondenzblatt der Gesellschaft geliefert wird.

Karl v. Neumann's Expedition nach dem Lande der Tschuktschen.

III.

Der 4. April 1869, an welchem wir von Anînsk aufbrachen, ist als der eigentliche Anfang der tschuktschischen Expedition zu bezeichnen, an jenem Tage begann unser Nomadenleben unter den Eingeborenen. Einen Theil unseres Gepäcks hatten wir, unter der Obhut zweier dem Häuptlinge nahe stehender Tschuktschen, Aigimrat und Tineimit, ins Quellgebiet des Omolon vorausgesandt. Zum Ziehen werden von ihnen nur die Renthiere verwandt, wie auch die Lamuten und Tungusen der Hunde nur zur Jagd und zum Herdenschutz sich bedienen. Allerdings ist es oft unbequem, die in den Wäldern zerstreuten Renthiere zusammenzusuchen und ihnen die nöthige Pflege angedeihen zu lassen. Die Behauptung aber, daß den Hunden als Hausthieren im hohen Norden vor allen anderen der Vorzug gebühre, ist ganz widersinnig, und lediglich die angeborene Trägheit der Kolymabewohner trägt die Schuld an der Beibehaltung der Hundeschlitten; und doch sind es gerade die Hunde, für welche alljährlich eine ungeheuere Menge von Fischen, wie sie für die Ernährung einer ungleich größern Bevölkerung ausreichend wäre, als Futter verbraucht wird. Erst mit der Abschaffung der Hunde, von deren Entbehrlichkeit das Beispiel der Eingeborenen Zeugniß ablegt, wird im Kolymagebiete die ewige Hungersnoth ein Ende haben.

Zu bemerken ist, daß die Construction der Schlitten und des Fahrgeschirrs, die Art und Weise zu fahren und die Renthiere zusammenzutreiben, ein- und auszuspannen und zu lenken, seit einem Jahrhundert sich kaum verändert zu haben scheint. Es ist Alles noch so wie Billings in seiner Reisebeschreibung es angiebt, und das erscheint um so merkwürdiger, als die Tschuktschen seitdem erst den Gebrauch des Eisens kennen gelernt haben. Das hölzerne Panzerhemd haben sie freilich abgelegt, aber das war auch zu Billings' Zeiten nicht oft mehr im Gebrauch und kam somit um dieselbe Zeit aus der Mode wie das Panzerhemd bei den sibirischen Kosacken, ihren furchtbaren Feinden. Das Panzerhemd des kühnen Pawlucky († 1765), dessen Tapferkeit und Heldentod noch frisch im Gedächtniß der Eingeborenen nachlebt, machte Amraurgin uns in der Folge zum Geschenke.

So wenig wie die Einführung des Eisens in ihren Lebensgewohnheiten änderte, so wenig hat auch ein anderes Ereigniß, welches sonst eine bedeutungsvolle Umwälzung im Leben der Völker hervorzurufen pflegt, auf ihre Sitten und Gebräuche den erwarteten Einfluß ausgeübt: die Einführung des Christenthums. Wohl hat der blinde Glaube an die Schamanen seine alte Kraft längst eingebüßt und mit ihm ist manche barbarische Sitte, wie die Tödtung altersschwacher Leute durch ihre eigenen Kinder, für immer gefallen, aber noch sind viele andere heidnische Gebräuche im Schwange, wie Todtenverbrennung, Thieropfer und Polygamie. Zwei Missionäre aus Nischni-Kolymsk und Anadyrsk haben die Bekehrung und Belehrung der Eingeborenen gewiß mit Eifer betrieben, allein was können so geringe Kräfte in jenen unabsehbar weiten Flächen ausrichten? Der neugegründeten Missionsgesellschaft erwächst die heilige Pflicht, dem fernen Lande höhere Cultur zu bringen.

Am 4. April also machten wir uns auf den Weg mit etwa 60 Schlitten und mehr als 200 Renthieren, zu deren Leitung und Obhut wiederum 15 Führer erforderlich waren. An diesem ersten Tage legten wir nur eine kleine Strecke von 12 Werst zurück, den Anin hinauf bis zur Mündung des kleinen Nebenflusses Kobelewa oder Sarchan und an diesem noch einige Werst entlang. Dann wurden unsere Zelte aufgeschlagen, eine Operation, zu welcher die Tschuktschen nicht weniger als zwei Stunden Zeit gebrauchten, die wir genöthigt waren unter freiem Himmel zu verbringen. Noch war die Temperatur erträglich milde, aber mit Schrecken dachten wir an die Pein, welche uns in dieser Lage bei starkem Frost und Schneegestöber bevorstand! Die Tschuktschen nehmen immer ihre Frauen mit auf die Reise, was aus den Obliegenheiten, welche dieselben bei den täglichen Vorkehrungen zu erfüllen haben, sich genugsam erklärt. Die Männer thun absolut gar nichts, da nach ihren Begriffen jede häusliche Arbeit, wozu namentlich auch das Aufschlagen und Abbrechen der Zelte, das Tragen des Gepäcks u. s. w. zu rechnen ist, unter der Würde des Mannes steht. Sie überlassen dieses Alles ihren Frauen und besor-

gen selber nur das Hüten und Zusammentreiben der Rentiere, wobei jene noch beim Anspannen mit behülflich sein müssen. Der im Zelt geborene und auferzogene Amraurgin lieferte uns mehrmals Beweise von seiner gänzlichen Unwissenheit betreffs der Aufstellung der Zelte. Ich muß gestehen, daß das Aufstellen und Abbrechen derselben uns immer die peinlichsten Momente während unseres Nomadenlebens bereitete. Der bestehenden Sitte gemäß wird vorläufig Alles erst auf die Schlitten geladen und dann erst werden die Rentiere geholt und angespannt. Dagegen halfen keine Bitten und wir konnten nie die Tschuktschen bewegen, einen Schlitten eigens für den Polog nachzulassen, um doch so lange als möglich unter dessen schützendem Dache geborgen zu sein.

Ueberhaupt führen die Tschuktschinnen ein strammes Regiment und ihre Männer stehen ganz gehörig, wie man zu sagen pflegt, unter dem Pantoffel; Amraurgin selber macht keine Ausnahme davon. Der mächtige Beherrscher der nördlichen Tundra, dieser tschuktschische Ritter ohne Furcht und Tadel, verhält sich ganz demüthig unter dem Scepter seiner Frauen. Er verstand es, sich unserer wiederholten Bitten, seine Gewalt über das Weibervolk zu üben und ihnen das Abbrechen des Pologs vor dem Aufbruche zu untersagen, unter verschiedenen Vorwänden zu entziehen. Er versprach uns jedesmal in schlechtem Russisch, um von den Anderen nicht verstanden zu werden, daß unser Wunsch folgenden Tages gewiß erfüllt werden solle; es kam aber der folgende und wieder der folgende Tag und die Sache blieb beim Alten. Wir kauften uns sehr bald einen eigenen Polog, luden ihn auf unsern eigenen Schlitten, fuhren ihn mit unseren eigenen Rentieren, zeigten unseren Kosacken die Art und Weise, wie er aufzustellen und zusammenzulegen sei, und — wurden die Weiber doch nicht los: tout comme chez nous!

Am 5. machten wir schon einen Weg von 30 Werst, den Fluß Sarchan aufwärts, und am folgenden Tage passirten wir, unterwegs nach dem Thale der Kamennaja, eines Zuflusses der in den Anin sich ergießenden Orlowka, eine Bergkuppe von etwa 2000 Fuß Höhe. Die Berge bestehen aus rothem Porphyr und schwarzem Tafelschiefer; man findet dort eine Menge wilder Schafe (Ovis nivicola). Diese Thiere sind im ganzen Gebiete der Tschuktschen, bis zum Eismeere hinab, sehr verbreitet. Die Jagd auf dieselben aber ist ebenso gefahrvoll wie beschwerlich. Der Gemse ähnlich, greift der verwundete Bock den Jäger an und stürzt ihn bei der geringsten Unvorsichtigkeit in den Abgrund. Ihr Fleisch ist sehr fett und hat einen dem des Rentiers nahe kommenden angenehmen Geschmack. Das Rentiersfleisch halte ich für die beste aller mir bekannten Fleischsorten, es sagte uns von Anfang an zu und wir wurden desselben nie überdrüssig. Anfangs nahmen wir es freilich mit französischen Conserven und verschiedenen Sojas, bald aber gewöhnten wir uns so daran, daß wir ihm schon in Nischni-Kolymsk vor dem Rindfleisch den Vorzug gaben.

An den nächstfolgenden Tagen führte unser Weg erst den Lauf der Orlowka, dann der Beresowka entlang bis zum Einfluß letzterer in den Anin, dem wir noch 35 Werst aufwärts folgten, um alsdann wieder eine Bergkette zu passiren. Endlich am 13. April erreichten wir den gewöhnlichen Aufenthaltsort Amraurgin's, woselbst wir 10 Tage verweilten und das Osterfest mit einander feierten. Unterwegs waren wir noch so glücklich gewesen, einige Feldhühner von besonderer Gattung (Lagopus alpinus) zu erlegen, die Middendorf ausführlich beschrieben hat, während Pallas ihre Existenz gänzlich leugnet.

Die von Amraurgin bewohnte Gegend liegt nach meinen Beobachtungen ungefähr 2000 Fuß hoch über dem Meeresspiegel, unter 66° 35′ 2″ nördl. Br. und 166° 22′ östl. L., und bildet ein ziemlich weites Plateau von 15 Werst im Durchmesser, von hohen Bergen rings umgeben; der lichte Wald besteht aus mittelgroßen Lärchen.

In Amraurgin's Residenz versammelte sich viel Volk während unserer Anwesenheit. Er allein übrigens fastete die stille Woche über, seine eigene Familie und die anderen Tschuktschen nahmen ohne Unterschied alle Speisen zu sich. Wir lernten dort nun das Familienleben der Tschuktschen kennen. Als eine Hauptursache der bei ihnen noch üblichen Polygamie darf man die Unwissenheit der Männer in der Hauswirthschaft betrachten, die von einer einzigen Frau, und wäre sie gleich die wirthlichste, nicht bewältigt werden könnte. Zu gleicher Zeit hat sie nach den Kindern zu sehen, die Kleidung für die ganze Familie zu verfertigen und, was nicht gering anzuschlagen ist, Rentierfelle, ohne welche ja der Tschuktsche sich nicht rühren kann, auszugerben; das Alles will besorgt sein.

Amraurgin besitzt drei Frauen. Die älteste, Anna, welche er sich nach orthodoxem Ritus hat antrauen lassen, eine sehr achtbare, gutmüthige alte Person, hat ihm seinen einzigen Sohn und drei Töchter geboren; sie ist tschuwanzischer Abkunft und rettete ihm einst das Leben im Kampf mit einem schwarzen Bären. Sie war arm und Amraurgin heirathete sie gegen den Willen seines strengen und auf seine Reichthümer stolzen Vaters, der ihm dafür einen namhaften Theil seiner Nachlassenschaft entzog. Gleich bei den ersten Abmachungen über die Reise erklärte der Häuptling, Anna mitnehmen zu wollen, da er ohne sie nicht leben könne. Die zweite Frau, Maria, mit der er nur eine Tochter zeugte, hat unter ihrem Volke den Ruf einer mächtigen Schamanka (Zauberin), welche Rentiere von jeglicher Krankheit heilen und ebenso Epidemien verbreiten könne.

Diese beiden bejahrten Damen machten unsere Expedition mit, sie litten aber nicht, daß der Häuptling auch seine dritte Frau mitnahm, ein junges, hübsches Geschöpf, das er sich von armen Eltern mit einer ganzen Rentierherde erkaufte und dafür auf den Händen trägt; sie kann so ziemlich mit ihrem Manne anfangen, was sie will, aber gegen ihre Mitnahme protestirten die beiden Anderen so energisch, daß der Gebieter sich fügen mußte. Anstatt ihrer vertrat seine jüngere Tochter Endoxia, welche zur Unterstützung der Frauen mitgenommen wurde, die Stelle der Schönheit. Im Ganzen machten einige 30 Tschuktschinnen unsere weibliche Begleitung aus. Die Kinder werden von den Tschuktschen sehr verzogen, so auch zwei Enkel und Zöglinge Amraurgin's, fixe Knaben, die schon gehörig zu commandiren verstehen und vom Großvater eine ansehnliche Anzahl von Rentieren geschenkt erhalten haben.

Am 23. April verließen wir die Residenz des Tschuktschenhäuptlings, um unsern Weg fortzusetzen. Uebrigens will ich unsere Route fortan nicht umständlich beschreiben, ohne genaue Karte, und eine solche giebt es noch nicht, wäre es doch unmöglich, dieselbe zu verfolgen *).

Am 26. erreichten wir die Quelle des Flusses Tenneke, der sich in den En-Moa, einen der Quellflüsse des Anadyr, ergießt. Es zeigte sich in der Folge, daß dieser En-Moa nichts anderes ist, als der von den Einwohnern des Anadyrsk-Ostrog Metschkerowa genannte Fluß, der zu dem Quellgebiete des Anin führt und von denselben als Weg zum Jahrmarkte benutzt wird. Ich selbst legte im folgenden

*) Eine nach Rückkehr unserer Expedition der geographischen Gesellschaft eingereichte Karte ist für specielle Zwecke entworfen; sie giebt vornehmlich die Stellen an, wo besondere Steinarten, Pflanzen und Thiere (Vögel) gefunden wurden; viele der interessantesten Beobachtungen sind darauf gar nicht bemerkt worden.

Winter diesen Weg zurück und fand ihn ganz gut. Eine Bergkette, welche die Wasserscheide bildet zwischen dem Großen Anin und den Zuflüssen des Anadyr, erhebt sich nicht über 3000 Fuß. Man kann drei ziemlich bedeutende Flüsse als den Ursprung des letztern betrachten: En Moa (Metschkerowa), Kim-Gim (Rother Fluß oder Großer Pelodon) und Anetwa (Kleiner Pelodon). Die geologische Bildung des Gebirges ist uralt: Porphyr, Diorit, gelber und schwarzer Schiefer, an wenigen Stellen Granit. Der Wald im Quellengebiete des Anadyr ist sehr licht, wächst nur an den südlichen Abhängen der Berge und besteht aus Pappeln, Lärchen und einer niedrigen Weidenart.

Von dieser Stelle aus hatten wir beabsichtigt, auf die Bucht von Kolintschin und das Ostcap unser Ziel zu richten, wurden aber durch lange vor uns aus der Aniuskaja Kriepostа aufgebrochene Vorgebirgs-Tschuktschen, die auf dem gewöhnlichen Wege die Weiden ganz vereist gefunden hatten und daher umkehren mußten, dort am 10. Mai mit dieser unwillkommenen Botschaft empfangen. Ueber den nördlichen die Wasserscheide zwischen den Quellflüssen des Anadyr und den ins Eismeer sich ergießenden Flüssen bildenden Abhang des Gebirges war es ganz unmöglich unsern Weg fortzusetzen, und so mußten wir aufs Gerathewohl den südlichen Abhang wählen, ohne zu wissen, ob wir nicht auch hier, wo der Schnee unter dem Hauche warmer Südwinde eher als auf der andern Seite zu schmelzen beginnt, irgendwo stecken bleiben würden. Die Hoffnung, das Ostcap auf dem Landwege zu erreichen, mußten wir ganz aufgeben und statt dessen den leider auch vergeblichen Versuch machen, mittelst Schlitten womöglich die Mündung des Anadyr zu erreichen und von dort aus auf schleunigst hergestellten Baidaren zum Vorgebirge überzusetzen.

An der Ausführung dieses Plans verhinderte uns indessen der zeitige Ausbruch des Frühlings im Jahre 1869. Die ersten Boten desselben, die Zugvögel, zeigten sich bereits am 9. Mai. Zuerst erschienen die Schneeammer (Emberiza nivalis) und verschiedene Gänsearten (Anser segetum und Anser albifrons), dann die Enten (Anas histrionica und Anas candacula); am 12. erlegten wir die ersten Schnepfen (Tringa pugnax, Pallas, und Numenius phaecops, Pallas). Das Wetter wurde immer milder und bald sahen wir uns genöthigt, nur noch des Nachts zu reisen, rückten dessenungeachtet, so gut es ging und in Tages- oder vielmehr Nachtreisen von 30 bis 40 Werst, doch allmälig vor, bis wir endlich am Himmelfahrtstage (29. Mai) auf ein ernstliches Hinderniß stießen. Der Fluß Utykyn Nyn Uka („der Unentbehrliche"), einer der nördlichen Zuflüsse des Anadyr — wahrscheinlich derselbe, welcher bei seiner Mündung Bielaja („der Weiße") heißt —, floß eisfrei dahin. Obwohl er ziemlich flach war (gegen $4^1/_2$ Fuß), so mußten wir doch, der niedrigen Schlitten wegen, ein Floß für den Uebergang bauen und das war, beim gänzlichen Mangel an Hochwald, durchaus keine leichte Aufgabe.

Hier schlugen wir zum ersten Male unser eigenes geräumiges, aus Segeltuch verfertigtes Zelt auf und man kann sich leicht vorstellen, wie wohl uns in demselben zu Muthe war nach dem langen Aufenthalte in den dunkelen und schmutzigen Pologen. Hier nahmen aber auch unsere kleinen Reisewidrigkeiten ihren Anfang. Bei einer Tiefe von über 2 Fuß wurden bereits alle unsere Sachen naß und das Trocknen derselben nahm uns jedesmal einen ganzen Tag weg, sonst wäre unser Vorrath an Mehl, Zucker, Zwieback, Pulver, die Collectionen nicht gerechnet, zu Grunde gegangen. Oder aber wir mußten den Lauf eines Flusses aufwärts bis zu seinem Ursprung verfolgen, um eine leichte Uebergangsstelle zu finden und so manchmal, statt einer Strecke von 8 bis 10 Werst in gerader Linie, einen Umweg von 80 Werst machen: da ging unsere Reise natürlich nur langsam von Statten.

In der zweiten Hälfte des Junimonats verschwand der Schnee gänzlich, die armen Renthiere wurden todtmüde und wir mußten Alle zu Fuß gehen. Man kann diesen angenehmen Spaziergang im Tümpel der Tundra einem Seiltanze vergleichen: bei jedem Schritte wankt der Boden unter Einem, macht man einen Fehltritt und erreicht nicht den nächsten festen Punkt, so versinkt man bis zu den Knien im Sumpf. Dazu gesellten sich als plagende Zugabe vom 20. Juni ab die Mücken, und zwar in solcher Menge, daß sie zuweilen buchstäblich die Sonne verfinsterten, und gleichzeitig auch Bremsen, eine furchtbare Plage für die Renthiere. Sie legen ihre Eier unter die Haut derselben und die daraus entstehenden Würmer fressen die armen Thiere bei lebendigem Leibe auf. Das einzige Mittel, das sich ihnen gegen diese Plagegeister bietet, ist sich ins Wasser zu stürzen; stundenlang bleiben so ganze Renthierherden im Wasser, nur mit dem Geweih aus demselben hervorragend. Hier helfen keine Dymokury (aus Faulholz und Dünger bestehende Haufen, die zum Schutz gegen die Insecten angezündet werden), wofür es übrigens auch an Material fehlt. Oft war nicht einmal genug Haidekraut zum Theekochen aufzutreiben und wir mußten uns ohne erwärmendes Getränk behelfen. Die Noth mit den Mücken ist wirklich groß und dauert unter dem Polarkreise, wo die Sonne kaum auf eine Stunde vom Horizont verschwindet, ununterbrochen Tag und Nacht. Die Renthiere waren den ganzen Juli über so abgemattet, daß sie nicht mehr als 4 bis 5 Werst in einer Tour zurücklegten; dabei waren sie nicht im Stande, mehr als 2 Pud fortzuschleppen, und so mußten, da wir wegen mangelnden Materials auch keine größere Anzahl von Schlitten für die leer mitgehenden Renthiere beschaffen konnten, unsere Kosacken mit den Tschuktschen widerwillig einen Theil des Gepäcks tragen. Man kann sich nun vorstellen, in welchem Zustande der Erschöpfung wir oft am Orte unseres Nachtlagers anlangten, und dann mußten die armen Leute oft noch Werste weit Wasser und Haidekraut holen und auch mir gebrach es oft an Kraft, meine astronomischen Beobachtungen fortzusetzen. Um wenigstens die wichtigeren Punkte nicht zu vernachlässigen, rasteten wir oft einen Tag; zu diesen so zu sagen wissenschaftlichen Tagesrasten kam aber auch noch mancher vom Wetter verursachte Aufenthalt. Vom Regen nämlich wurden die ledernen Zelte der Tschuktschen so schwer, daß die Renthiere sie nicht mehr von der Stelle bringen konnten und wir ganze Tage zum Trocknen derselben verwenden mußten. Das Alles verzögerte unsere Reise bedeutend.

Aus allen Erdtheilen.

Neue Forschungsreisen in Patagonien.

Am 4. August 1874 verließen die Herren Moreno und Berg Buenos Ayres, um den Rio Negro und dessen Schiffbarkeit näher zu untersuchen. Der erstere dieser Reisenden hat früher schon vorgeschichtliche Denkmäler in Patagonien entdeckt; Berg war früher Director des naturwissenschaftlichen Museums in Riga. Beide wollten den Strom aufwärts fahren so weit es anging, dann den Vulcan Tornado besuchen und weiter über irgend einen Paß nach Valdivia in Chile gehen. Sie haben zehn wohlbewaffnete Reiter mitgenommen und bestreiten alle Kosten aus eigenen Mitteln. Hoffentlich sind sie glücklicher als Oberst Guerrico, der 1873 den Rio Negro befuhr. Derselbe kam über die auf allen guten Karten eingetragene Strominsel Choëlechel fünf spanische Meilen hinaus. Seine Begleiter waren A. Rodriguez, ein junger Offizier, Nicador Martinez, zwei Ingenieure und drei Matrosen. Guerrico peilte den Strom oberhalb Choëlechel, aber sein Floß kenterte und alle Vorräthe, welche sich auf demselben befanden, gingen verloren. Trotzdem drang er weiter vor, kam aber in Streitigkeiten mit den Indianern, von welchen Rodriguez verrätherisch überfallen wurde. Derselbe mußte ihnen während einer ganzen Nacht auf seinem Accordion vorspielen; zum Dank dafür wurde er am Morgen ermordet und seine Leiche abscheulich verstümmelt. Bald nachher ertrank der Pilot Martinez und Guerrico sah sich nun zum Umkehren gezwungen. Er schildert die Gegend zwischen Choëlechel und den Andes als sehr hübsch, doch ist zu erwähnen, daß er selber nur einen Theil derselben sah; viele Nachrichten erhielt er von befreundeten Indianern. Diese stehen unter dem Kaziken Inacayal, dessen Stamm am See Nahuel huapi am Fuße der Andes wohnt. Dieser See ist mehrfach von Chile aus besucht und noch 1864 von Cox beschrieben worden. Der Rio Negro ist bis zu der genannten Insel das ganze Jahr von Schiffen zu befahren, die nicht über 4 Fuß Tiefgang haben; zu beiden Seiten des Eilandes hat er etwa 100 Yards Breite; an beiden Ufern sind Wiesen, mit Klee und Weidenbäumen bewachsen. Weiter oberhalb liegen drei kleinere Inseln; Choëlechel selbst ist 27 Miles lang und 3 breit. Für gewöhnlich hat der Rio Negro 10 Fuß, in der Regenzeit 15 Fuß Wassertiefe und weiter aufwärts wird er immer tiefer. Auf sechs sogenannten Pässen beträgt die Tiefe nur 7 bis 8 Fuß; die Strömung beträgt in der Stunde 4 bis 5 Miles; er hat nur an wenigen Stellen Stromschnellen und dort fließt er rascher. Guerrico meint, er könne bis zum See Nahuel huapi befahren werden.

Handelsbewegung in den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Der amtliche Bericht über dieselbe im Finanzjahre 1873/74 (30. Juni bis 1. Juli) ist Anfang Octobers erschienen. Wir wollen, wie in früheren Jahren, die wichtigsten Ziffern aus demselben mittheilen:

Einfuhr.	1873/74.	1872/73.
Zollfrei	179,936,668 Doll.	166,296,821 Doll.
Zollpflichtig	415,924,580 „	497,320,326 „
	595,861,248 Doll.	663,617,147 Doll.
Wieder ausgeführt	23,780,338 „	28,149,511 „
Netto	572,080,910 Doll.	635,467,636 Doll.
Ausfuhr	693,148,054 „	649,132,563 „
Ueberschuß der Ausfuhr	21,067,144 Doll.	13,664,927 Doll.

Von zollfrei eingeführten Gütern entfallen in runden Ziffern 55 Millionen Dollars auf Kaffee, 21¼ auf Thee, 28 auf Gold und Silber, 16½ auf Häute, 6 auf rohes Kautschuk und Gätta pertscha.

Von zollpflichtigen mehr als 28 Millionen Dollars auf Baumwollenwaaren, 12 auf Brotstoffe, 5 auf Porzellan und Fayence, 18 auf Stoffe aus Leinwand und Flachs, 8¼ auf Früchte und Nüsse, nahezu 7 Millionen auf Glaswaaren, mehr als 33 auf Eisen, Stahl und daraus verfertigte Waaren, 6 auf Soda-Asche, 10½ auf Leder und Lederwaaren, 24½ auf Seidenwaaren, 93 auf Zucker und Syrup, 13 auf Zinnplatten, 9 auf Taback, 8½ auf Wein und Spiritnosen, 9 auf Bauholz und Holzfabrikate, mehr als 55 Millionen auf Wolle und Wollfabrikate.

Die Hauptartikel der Ausfuhr waren: Baumwolle 213½ Millionen Dollars, 160¼ Brotstoffe, 78 Provisionen, 33 Taback, gegen 60 Gold und Silber, 43 für Oele (zumeist Petroleum), 13 Eisen- und Stahlwaaren, 8 Talg und Fette, 21 Bauholz und Holzwaaren.

Die Einnahme von Zöllen betrug 163,103,833 Dollars in Gold, was einer durchschnittlichen Einfuhrabgabe von 39 Procent gleichkommt. Es wurden für 81,000,000 Dollars weniger zollpflichtige und für 13½ Millionen mehr zollfreie Güter eingeführt als im Vorjahre. Die Zolleinnahmen betragen mehr als die Hälfte der Gesammteinnahme der Union. Dieselbe erhob 102,409,784 an inländischen Steuern (was etwa dem Zinsenbedarf für die Union gleichkommt); 49½ Millionen von Spiritnosen, 33¼ von Taback, 9¼ von gegohrenen Getränken, 6 von Stempeln und 3½ Millionen von Banken.

In der überseeischen Schifffahrt steht die Rhederei der Nordamerikaner noch immer weit hinter den fremden Flaggen zurück; dafür zeugt die Hafenbewegung.

	Unter amerik. Flagge.	Unter fremder Flagge.
Eingelaufen.		
1872/73	3,612,631 Tonnen	8,083,086 Tonnen
1873/74	3,893,723 „	9,196,460 „
Ausgelaufen.		
1872/73	3,764,500 Tonnen	8,065,132 Tonnen
1873/74	3,982,052 „	9,206,627 „

Vom Küstenhandel sind, in Folge der nordamerikanischen Navigationsgesetze, die fremden Flaggen ausgeschlossen; derselbe wird von den Nordamerikanern monopolisirt und ein Schiff, das z. B. von Neuyork nach San Francisco oder Portland in Oregon um Cap Horn herumfährt, gilt für einen — Küstenfahrer. Uebrigens betrugen die Einläufe in der Küstenfahrt 33,495,435 und die Ausläufe 32,151,195 Tonnen.

Aus Süd- und Centralamerika.

Die peruanische Regierung hat nun die Chincha-Inseln definitiv für die Ausfuhr des Guano für geschlossen erklärt. Die letztere hat eigentlich schon seit etwa drei Jahren aufgehört, als ermittelt worden war, daß auf den Chinchas nebst den anliegenden kleinen Inseln Ballestas und Isla blanca kaum noch eine halbe Million Tonnen Vorrath lagen. Dieser soll zum Abbau für die peruanischen Küstenbewohner der fruchtbaren Provinz Yca vorbehalten bleiben. Dieselben bauen Zucker, Baumwolle und Wein und exportiren auch Traubenbranntwein und Reis. Was an Guano seit 1872 zur Ausfuhr gelangte (im Werthe von mehr als 100,000,000 Reichsmark), kam von Guañape, den Macabi- ꝛc. Inseln; gegenwärtig nehmen die Schiffe aber auch Guanoladungen ein bei den Lobos-Inseln, Pabellon de la pica ꝛc., wo colossale Lager sich befinden, die wohl für ein halbes Jahrhundert ausreichen. — Im Departement Moquegua sind abermals reiche Salpeter-

lager entdeckt worden. — Von Lima nach Pisco wird eine Eisenbahn gebaut; sie wird 145 Miles lang sein und viele fruchtbare Gegenden durchziehen, in welchen sich Zuckerplantagen befinden. — Ein höchst unruhiger Geistlicher, Pater Masia, der eine Rebellion in Arequipa angestiftet hatte, ist kurz und gut außer Landes gebracht worden. Man hat ihn nach Ecuador geschafft, wo die Jesuiten die Herrschaft in Händen haben. — Peru hat das Gesuch der Jesuiten, welche wegen fortgesetzten Unfugs außer Landes verbannt wurden, um Wiederzulassung ihres Ordens, rundweg abgeschlagen. Im Senate des Congresses in Lima wurde dasselbe nicht einmal einer Debatte gewürdigt.

— In der Magellanstraße, welche von so großer Bedeutung geworden ist, seitdem Dampfer ihren Weg durch dieselbe nehmen, läßt die Regierung von Chile Tonnen legen. Die Staatsschuld dieser Republik stellte sich am 1. Januar 1874 auf 9,629,970 Pf. St.; davon entfielen 7,363,700 auf die auswärtige und 2,266,270 Pf. St. auf die innere Schuld. Die Gesammtverzinsung betrug 847,000 Pf. St. In den beiden letztverflossenen Finanzjahren hat sich ein Ausfall ergeben und der Fehlbetrag wird zu Ende 1875 sich auf 394,000 Pf. St. stellen (Einnahme 1873: 15,265,531 Dollars). Während die Handelsbewegung (Ein- und Ausfuhr) 1844 nur erst etwa 3,000,000 Pf. St. betrug, war sie 1874 angewachsen auf 18,000,000, hatte sich also in 30 Jahren versechsfacht. — Im Jahr 1875 wird in Santiago eine internationale Ausstellung stattfinden.

— In Buenos Ayres herrscht in Folge der Präsidentenwahl wieder einmal Bürgerkrieg. Ein in jener Stadt erscheinendes englisches Blatt, „Daily News", giebt Notizen aus dem amtlichen Polizeiberichte für das Jahr 1873. Verhaftet wurden wegen Mordes und Todtschlages 465; wegen Einbrechens und Straßenraubes 553, anderer Vergehen 6210, total 7228. Den Nationalitäten nach entfallen von diesen Verbrechen $1/20$ auf die Argentiner; $3/5$ auf die Italiener; $1/7$ Spanier, wenige Irländer und Engländer; keine Deutsche. Die Polizeimannschaft der Stadt, die etwa so viele Einwohner zählt wie Dresden, besteht aus 1620 Mann, wovon 286 zur Feuerwehr gehören. Gewöhnlich sind nur 407 in Dienst, dem sie nicht mit Eifer obzuliegen scheinen.

— In Neugranada (Colombia) herrscht Ruhe und in der Hauptstadt Bogota hat man eine Ausstellung von Gemälden eröffnet, in welcher nicht weniger als — 400 „einheimische Künstler" Bilder geliefert haben. — Aus Nordamerika sind vier eiserne Brücken angekommen für den Staat Tolima. In einem Lande, wo die Verkehrsmittel noch so spärlich sind, ist eine Brücke mehr werth als ein Dutzend Revolutionen. — Das Budget für das Fiscaljahr 1874 bis 1875 führt auf: Einnahmen 4,063,728 Dollars, Ausgaben 4,576,101, also Fehlbetrag von mehr als einer halben Million. — Die sehr ergiebigen Schwefelgruben von Gachala sind nun Eigenthum der Regierung. — Die Telegraphendrähte in Neugranada haben jetzt eine Länge von 1600 Kilometer; sie reichen von Popayan im Süden nach Cucuta im Norden. — Präsident der Republik ist Barrios.

— In Brasilien begreift man wie wichtig für das Stromgebiet des Amazonas die Madeira-Mamorebahn sein wird, und dieselbe wird wohl auch zu Stande kommen, obwohl man von Seiten eigensinniger Capitalisten in London dem Obersten Church so viele Hindernisse in den Weg gelegt hat. Vor uns liegt ein Bericht über die Sitzung des brasilianischen Senates vom 20 August, in welchem die Verhältnisse und die Bedeutung dieser Bahn erörtert wurden. Senator Leitao da Cunha hob mit großer Wärme die Verdienste hervor, welche unsere Landsleute, die Herrn Keller, Vater und Sohn, sich durch ihre Vermessungen und ihre Forschungen am Madeira erworben haben. Er betont insbesondere, daß der von den Herren Keller am 20. Mai 1870 der brasilianischen Regierung übergebene Bericht eine geradezu musterhafte Arbeit sei und alle irgend erforderlichen Anhaltspunkt gebe.

— Die Republik Costa rica befindet sich finanziell in guten Verhältnissen. Das Budget für 1874 bis 1875 giebt die Staatseinnahme auf 602,760 Pf. St. an, die Ausgabe auf 323,139, somit Ueberschuß 279,621. Der letztere soll für Verzinsung und Abtragen der Staatsschuld verwandt werden. Der Präsident der Republik heißt Guardia; es scheint als ob man mit ihm zufrieden sei.

— Guatemala ist ohne Rebellion, seitdem es die Jesuiten und andere widerspenstige Geistliche, von welchen die Indianer aufgehetzt wurden, aus dem Lande fortgeschafft hat. Nähere Nachrichten über den Handelsverkehr haben wir nur für 1872. In diesem Jahre betrug die Ausfuhr nach: Nordamerika 994,590 Dollars; England 722,047; Deutschland 328,340; Frankreich 119,884; Belgien 50,333; Italien 13,122; Südamerika 81,521; Centralamerika 126,990; Belize 45,690 Dollars.

— Nicaragua hat 1871 importirt für 1,022,163 Dollars und 1872 für 1,153,447. Ausfuhren respective 1,427,785 und 1,585,709 Dollars. Es hat jüngst keine Revolution stattgefunden.

Die Eisenbahnen in Ostindien.

Dieselben hatten Mitte 1874 eine Länge von 5872 Miles; sie haben etwa 97,000,000 Pf. St. gekostet, so daß im Durchschnitt 16,536 Pf. St. auf die Mile kommen. Im Bau begriffen waren 1850 Miles, wovon 817 mit einer Spurweite von 5′ 6″, die übrigen 1033 haben Meterbreite. Die letztere hatte man anfangs für die Industhal-Bahn annehmen wollen, hat aber dann die breitere vorgezogen und sie wird wohl auch für die Linie Lahore-Peschawar angenommen werden. — Wie großen Profit England aus dem Bau der indischen Bahnen zieht, ergiebt sich aus Folgendem. Es schickte im Verlaufe des Jahres 1873 nach Indien 118,245 Tonnen Bahnmaterial; außerdem noch 10 Locomotiven und 85,499 Tonnen Brennstoffe. Seit Anfang des Bahnbaues in Indien sind aus England etwa 4,700,000 Tonnen Bahnmaterialien dorthin geschafft worden, im Geldwerthe von 31,500,000 Pf. St. Von den 62,318 Inhabern von Eisenbahnsecuritäten (von denen 56,579 auf England entfallen) wohnen nur etwa 900 in Indien und von diesen sind nur 421 Eingeborene. Das ganze garantirte Capital betrug am 31. März 94,725,000 Pf. St. — Die Zahl der Unfälle auf den Bahnen betrug im Jahre 1873 nur 258; davon 13 durch Zusammenstoß, 20 durch Befahren unrechter Geleise, 26 durch Feuer, 165 weil Vieh sich auf der Bahn befand, 34 aus anderen geringeren Ursachen. Beschädigt wurden 438 Personen, davon 96 Fahrgäste, 236 Bahnbeamte, die übrigen weil sie auf der Bahn gegangen waren; Todesfälle im Ganzen 166, wovon 13 Fahrgäste. — Gesammteinnahme nach Abzug aller Kosten 3,185,069, Bruttoeinnahme 6,742,790 Pf. St.

Die katholischen Armenier in der Türkei.

Das unfehlbare Oberhaupt der vaticanischen Religion liegt in Zank, Streit und Hader mit wenigstens einem Dutzend solcher Staaten, die fast ausschließlich von Anhängern der römischen Hierarchiekirche bewohnt werden, so Italien, Brasilien, Guatemala, Peru ꝛc.; mit Staaten, deren Herrscher sich zum Protestantismus bekennen, dann auch mit der mohammedanischen Türkei, deren Regierung indeß kurzen Proceß macht und ihre Autorität aufrecht erhält.

Von der großen Anzahl Armenier im osmanischen Reiche sind nach und nach etwa 200,000 für die römische Religion gewonnen worden; sie bezeichnen sich als armenische Katholiken und zerfallen, in Folge vaticanischer Umtriebe, in zwei Parteien: Hassunisten und Anti-Hassunisten. Hassun ist aus dem Collegium der Propaganda zu Rom hervorgegangen, das völlig unter jesuitischem Einflusse steht. Als er in die Türkei zurückgekehrt war, wurde er von einer geistlichen Würde zur andern erhoben und zuletzt, auf ungesetzliche Weise, zum Patriarchen gewählt. Aber er war und ist ein blindes Werkzeug des

Vaticans und der Jesuiten, und so erklärte der Papst, daß Hassun Patriarch und das geistliche Oberhaupt sei. Die Frau Napoleon's des Dritten, welche mit Rom stets unter einer Decke gespielt hat, besuchte 1869 Konstantinopel; sie begab sich dort eines Sonntags mit großem Gepränge in die Patriarchenkirche der Vorstadt Pera, verrichtete das, was die Leute als Andacht bezeichnen und ließ sich von dem Jesuitenzögling Hassun den Segen geben. Die „Armeno-Katholiken" waren höchst unwillig, daß der ungesetzlich ins Amt gekommene Hassun obendrein ihre überkommenen Rechte mißachtete, sie waren auch im höchsten Grade mißvergnügt, weil sein ganzes Streben dahin ging, die „armenisch-katholische Kirche" zu verrömern, vaticanisch zu revolutioniren, zu „lateinisiren". Jene Armenier erkennen allerdings die kirchliche Suprematie des Papstes an, halten aber an ihrer besondern Liturgie und ihren hergebrachten Ceremonien fest. Nun erließ der Papst die Bulle Reversurus, deren Bestimmungen gegen die armenische Kirche Hassun durchsetzen wollte und in welcher auch die Pforte Uebergriffe fand. Sie legte also ihr Veto ein und erklärte die vaticanische Bulle für wirkungslos. Sie übte ferner ein herkömmliches, unbestrittenes Recht aus, als sie erklärte, daß Hassun nicht mehr Patriarch sei, sie setzte ihn ab. Damit waren die armenischen Katholiken einverstanden.

Als der Vatican diese Energie sah, schickte er einen Legaten, welcher die Hassunisten und die Katholiken mit einander aussöhnen sollte; er forderte aber unbedingte Unterwerfung der letzteren, und deshalb konnte keine Ausgleichung erzielt werden. Gleichzeitig machte sich Hassun durch die ihm nachgewiesenen Umtriebe bei der Pforte so mißliebig, daß sie ihn als Ränkeschmied, der Zank und Unfrieden nähre, aus dem Reiche verbannte. Er ging nach Rom, wo er im Vatican die beste Aufnahme fand. Der im Excommuniciren wohlerfahrene Papst schleuderte dann den Bannstrahl gegen die armenischen Katholiken, die Anti-Hassunisten, welche jedoch des lächerlichen, längst abgenutzten Verfluchens spotteten. Sie wählten sich regelrecht und gesetzmäßig ihren Patriarchen, Kupelian, welchen die Pforte bestätigte; diese erklärte, sie werde nicht dulden, daß der römische Papst sich in innere Angelegenheiten ihres Reichs und ihrer Unterthanen einmische. Die Hassunisten sind den „Kupelianisten" gegenüber nur eine schwache Minderheit; sie weigerten sich aber den Armeno-Katholiken die Kirchen- und andere Nationalgüter herauszugeben und halten an Hassun fest, der ihr Patriarch sei. So ist denn auch dort eine durch den Vatican und seine Jesuiten hervorgerufene Kirchenspaltung vorhanden und die Hassunisten schreien, daß sie „verfolgt" würden. Die „Armeno-Katholiken" dagegen haben dem Sultan gedankt. Vom Vatican aus wird nun in die Welt hinaus gerufen, daß nicht die türkische Regierung an der „Verfolgung" der Hassunisten Schuld sei, sondern Fürst Bismarck! („Mail", 21. October.) In der Osterzeit ist es in Jerusalem hergebracht, daß lateinische und orientalische Christen in und bei der Kirche des heiligen Grabes mit Knütteln übereinander herfallen; dann kommen die türkischen Gensdarmen, hauen mit ihren Peitschen ohne Unterschied auf Lateiner und Orientalen und rufen: „Hunde sind sie alle!" Daran wird wohl auch „Bismarck" schuld sein?

* * *

— Annehmlichkeiten auf der nordamerikanischen Ueberlandbahn. Unsere Leser können sich dieselben vergegenwärtigen, wenn sie das nachstehende Document lesen. Es ist eine von 48 mit Vor- und Zunamen unterzeichneten Fahrgästen erhobene Beschwerde, welche die „California Staatszeitung" vom 1. October veröffentlicht. Wir wollen sofort bemerken, daß der Superintendent der Central-Pacificbahn auf diese und „zahlreiche andere" Beschwerden folgende Antwort gegeben hat. „Die Fahrgäste mögen so gefällig sein, sich mit den Spielern und Raufbolden nicht einzulassen; es ist ihnen anzurathen, sich selber zu beschützen." Die Bahnverwaltung erklärt damit, daß sie dem Unfuge nicht steuern wolle oder könne.

„Wir, die unterzeichneten Personen, sind soeben von Omaha in Californien eingetroffen und wir halten es für unsere Pflicht, das Publicum zu benachrichtigen, daß weder Leben noch Eigenthum auf den Emigrantenzügen der Central-Pacific-Eisenbahn sicher ist. Diese Reiseroute ist von einem Ende bis zum andern mit Dieben, Spielern und Schwindlern inficirt, welche wenig besser sind als Straßenräuber. Die Conductors und Bremser fürchten sich entweder, irgend welche Autorität auszuüben, oder sind mit diesen Wegelagerern im Bunde. Es giebt dort kein Gesetz und keinen Platz, wo man wegen Beschützung appelliren kann, wie dies an Bord eines Schiffes der Fall ist, sondern jeder friedliche und unbewaffnete Passagier ist der Willkür jedes Schurken überantwortet, der ihn maltraitiren will. Die Conductors, an welche Klagen hierüber gerichtet werden, weigern sich irgend welche Notiz hiervon zu nehmen. Auf unserer neulichen Fahrt wurden viele arme Leute unserer Gesellschaft um ihren letzten Dollar im Dreikart-Monte betrogen — einzelne derselben waren Familienväter. Wir beklagen uns hierüber nicht so viel als über die Thatsache, daß unser Train letzte Nacht auf dieser Seite von Reno thatsächlich von einer Bande von acht oder zehn Monte-Briganten in Besitz genommen wurde, welche, da sie Niemand finden konnten, der mit ihnen wetten wollte, durch die Cars raunten, ihre Revolver und Messer schwangen, ihre Tabacksjauche auf die Passagiere spuckten, diese snob nannten und drohten uns die Hälse abzuschneiden oder unser Gehirn zu verspritzen. Alle waren schwer bewaffnet, während wenige von uns Waffen irgend welcher Art hatten, da wir nicht nach diesem Staat in der Erwartung kamen, unsern Weg durchkämpfen zu müssen. In Truckee hörten wir, daß ein Passagier eines nach Osten gehenden Trains barbarisch maltraitirt worden war, weil er sich geweigert hatte, mit diesen Schurken zu wetten. Man sagte uns außerdem, daß auf den nach dem Osten gehenden Trains die Gefahr bedeutender sei als auf den von dort kommenden. Alle diese Spieler und Mithelfer sind den Eisenbahn-Conductors persönlich bekannt, werden aber nie gestört, im Gegentheil, nachdem sie ihren Unfug auf dem Train getrieben, fahren sie gewöhnlich in demselben Car mit dem Conductor weiter. So weit wir sehen konnten, vermochten wir entlang der Central-Pacificbahn in Nevada nicht die leiseste Spur von Gesetz zu entdecken, Alles wurde durch Rohheit und Drohung controlirt und wir glauben, daß das reisende Publicum mit diesen Thatsachen bekannt gemacht werden sollte."

— Eisenbahnen in Rußland. Zu Anfang des Jahres 1874 waren 16,903 Kilometer im Betrieb, 1857 im Bau begriffen und für etwa 2500 war Concession ertheilt worden. Im Verlaufe der letztverflossenen drei Jahre vergrößerte sich das Schienennetz um 5663 Kilometer.

— Malayische Perlenfischer haben in den australischen Gewässern während der letzten Saison nicht weniger als 270 Tons Perlenaustern zu Tage gefördert, im Werthe von 44,200 Pf. St. Unter der großen Menge von Perlen war aber nur eine einzige von höherm Werth und guter Farbe.

Inhalt: An der ligurischen Riviera di Ponente. II. (Mit vier Abbildungen.) — Bei den Santals in Ostindien. (Mit zwei Abbildungen.) — Der gegenwärtige Stand der deutschen Expedition im äquatorialen Westafrika. II. (Schluß.) — Karl v. Neumann's Expedition nach dem Lande der Tschuktschen. III. — Aus allen Erdtheilen: Neue Forschungsreisen in Patagonien. — Handelsbewegung in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. — Aus Süd- und Centralamerika. — Die Eisenbahnen in Ostindien. — Die katholischen Armenier in der Türkei. — Verschiedenes. — (Schluß der Redaction 22. November 1874.)

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage: Literarischer Anzeiger Nr. 8.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXVI. № 23.

GLOBUS

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 4 Thlr. Einzelne Nummern 5 Sgr. — 1874.

An der ligurischen Riviera di Ponente.

III.

Von Mentone nach Ventimiglia zieht die Cornichestraße fast immer dem Meere entlang; sie steigt manchmal zu beträchtlicher Höhe auf und fällt dann wieder bis fast zum Strande ab. Jenseits des neuen Zollhauses und des corsischen Thurmes, welcher die schöne Villa Bennet (S. 339) überragt, fährt man steil aufwärts bis zu einem Punkte, an welchem sie einen scharfen Winkel macht. Von da ab windet sie sich am Sorbathale hin, dessen ganze Landschaft an die schönsten Gemälde Salvator Rosa's erinnert. Nachdem man das pittoresk gelegene Dorf Murtola erreicht hat, geht die Straße abwärts in das lachende, fruchtbare Lattethal und steigt dann wieder etwas an bis Ventimiglia.

Die ganze Fahrt bis dorthin ist überaus reizend, bunt, mannichfaltig, allerdings jedoch recht staubig. Nun gewahrt man die Festungswerke, die 165 Meter hoch liegen und von einigen Palmen überragt werden. Das Bild ist ganz und gar orientalisch. Zur Linken liegen auf jäh abfallendem Felsen die großartigen Ruinen der Burg oder des Schlosses Appio, zur Rechten sieht man steil abfallende Felsen, unter welchen mehrere von den übrigen gesondert allein stehen und als Nadeln bezeichnet werden können.

Ventimiglia, eine der ältesten Städte Liguriens, hat sich den Geboten fügen müssen, welche von den neueren Verkehrsbedürfnissen nun einmal gebieterisch verlangt werden. Der alte Maulthierpfad führte in die Stadt durch ein Thor, das noch jetzt mitten in einem Felde steht; die Cornichestraße lief um die Stadt oder vielmehr an derselben vorbei; der Eisenbahntunnel zieht unterhalb derselben bis zum internationalen Bahnhof in der Vorstadt San Agostino und liegt jenseits des linken Ufers der Roya. Die Stadt selbst wird nicht häufig von Fremden besucht, aber für Künstler und Alterthumsforscher ist der Aufenthalt doch immerhin lohnend; ein Gleiches gilt von einem Ausfluge in das schöne Thal der Nervia, nach Campo Rosso, Dolce acqua, dessen wir schon erwähnt haben, nach Isola buona und Pigna.

Nach Ueberschreitung der Nerviabrücke glaubt man sich in einen andern Erdtheil versetzt; man fühlt sich nicht mehr in Europa, sondern in Asien oder Afrika, nicht mehr in Italien, sondern in Syrien oder Algerien. Zur Linken zieht sich eine mit Oelbäumen und Pinien bestandene Hügelkette hin, zur Rechten bis an das nahe Meer ein sandiger, theilweise in Feld verwandelter Strand. An manchen Stellen ragt eine Palme über die Aloëhecken und den Cactus empor; jedes Bodenstück hat einen Brunnen oder eine Noria. Auf der immer flach hinlaufenden Straße wird man in dichten Staub gehüllt und der Wind, welcher stets freien Zugang hat, wirbelt ihn in die Höhe. Das ist freilich für den Reisenden unangenehm; er kann es aber als eine Art Trost hinnehmen, daß er nun eine orientalische Sandwüste kennen lernt. Allmälig tritt dann wieder Feldbau auf, man erblickt Häuser, und bald auch zur Linken eine befestigte Stadt auf einer Anhöhe, kommt vor einem Gasthof vorüber, der expreß für Engländer gebaut worden ist, und fährt in eine enge, übelriechende Gasse ein, in

welcher moderne, häßliche Häuser stehen, die obendrein schlecht gehalten und schmutzig sind. Man würde dort keine Minute verweilen, wenn man nicht das Bedürfniß fühlte, Staub und Durst mit ein paar Flaschen Astiweines zu löschen. Diese Gasse, la Marina, ist die Seevorstadt von Bordighera; sie wird von den Einwohnern auch Sant' Ampeglio genannt.

Wer weiter nichts als die Marina sieht, wird kaum ahnen, daß er an einem der „Wunder des Mittelmeeres" vorübergekommen sei. Sobald er nur ein paar hundert Schritt von den letzten Häusern der Vorstadt entfernt ist, wird er von Staunen ergriffen, denn wenn er um die Biegung der Straße kommt, liegt ein großer Palmenwald vor ihm. Noch einige Schritte weiter und er ist in Judäa oder in der Sahara; die Veränderung der ganzen Landschaft ist so plötzlich, daß man sich die Augen reibt und sich fragt, ob denn das Alles nicht etwa ein Traum sei?

Man wählt den Weg zur Linken, welcher zur Stadt hinaufführt, und sieht je höher man kommt das Meer durch die Palmenzweige hindurch schimmern. Bordighera ist, wie überhaupt die Städte an der Küste Liguriens, auf einer Anhöhe erbaut und befestigt worden, um sich gegen Ueberfälle der Piraten wehren zu können, welche Jahrhunderte hindurch das Mittelmeer unsicher machten. Seine Mauern sind theilweise verfallen und lassen Luft und Licht ein, und man bedarf nur einer Viertelstunde, um die engen, düsteren, krummen Gassen zu durchwandeln; obendrein sind sie steil, aber Alles ist sehr malerisch und die breiten Arcaden, welche vielfach von einem Hause bis zum andern reichen, weisen merkwürdige Reflexe von Licht und Schatten auf. Vor einer Kirche, die man weiter keines Blickes zu würdigen braucht, ist ein hübscher Springbrunnen mit kühlem, klarem Wasser. Die hübschen Kinder strotzen von Gesundheit, sind aber empörend schmutzig, bettelhaft und so aufdringlich, daß man sie mit einem Stocke sich vom Leibe halten muß; sie schreien und schreien immer wieder nach einem Sou. Die

Ventimiglia.

Bettelei, wie sie in Bordighera getrieben wird, ist geradezu schamlos; das Gesindel läßt nicht los von dem Fremden und verfolgt ihn auf Schritt und Tritt.

Wenn man dieses Bordighera als ein Wunder des Mittelmeers bezeichnet, kann man mit vollem Recht den Morenogarten das Wunder von Bordighera nennen. Das Haus des Besitzers ist ohne Stil, aber der Garten ist gewiß das schönste Treibhaus der Welt — in freier Luft. Man findet dort eine prachtvolle Sammlung von Blumen, Büschen und Sträuchern aus allen Erdtheilen und Himmelsstrichen, und das Ganze macht einen so überwältigenden Eindruck, daß man erst spät dazu kommt, sich die Einzelheiten näher zu betrachten. Die üppige Fülle ist zu groß. Am längsten haften die Blicke auf den herrlichen Palmen verschiedener Art: Bordighera liefert nach Rom die Zweige für den Palmsonntag.

An eine Art von vierblätterigem Jasmin, den man die schwarze Blume nennt, knüpft sich eine Sage aus der Saracenenzeit. Ali hatte mit seinen Arabern Bordighera erstürmt und ausgeplündert. Als er die Christen ermorden ließ, trat ein altes Weib zu ihm hinan und reichte ihm ein Reis. Dabei sprach sie: „Pflanze das in Deinen Garten; übers Jahr wird es eine Blume tragen, und sie wird Deiner Geliebten gefallen." Ali ging nach seinem Schloß in Monaco zurück und gab seiner schönen Moab das Reis: „Siehe hier," sprach er, „die Blume der Liebe; sie ist die schönste unter allen und wird Dir Freude machen. Pflanze sie in den Garten und wenn sie sich öffnet wird sie Dir zulächeln."

Moab erbleichte als sie die Blume nahm, es war als presse sich ihr das Herz zusammen. Sie bat Ali, nicht mehr fortzugehen, bei ihr zu bleiben und fernerhin nicht mehr gegen die Ungläubigen zu kämpfen. Darein wollte er jedoch nicht willigen; war es doch seine Pflicht, das Kreuz durch den Halbmond zu bekämpfen.

Das Reis bewurzelte sich und als der Frühling gekommen war trieb es grüne Blätter. Ali erhielt von seinem Vater Befehl, abermals Bordighera zu erstürmen, das sich gegen den Halbmond aufgelehnt hatte. Beim Abschiede sprach er zur Moab: „Wie gern hätte ich gesehen, wie die Blume der Liebe sich öffnet, jetzt knospet sie erst. Siehe, ich drücke meine Lippen auf die Knospe; wenn sie aufgeht, giebt sie Dir den Kuß." Moab zitterte; jemehr die Pflanze in die Höhe gewachsen war, um so stärker war ihre innere Be-

Moreno-Gaurte bei Bordighera.

klemmung und Betrübniß geworden. Ali ging und war bald ihren Blicken entschwunden.

In dieser Nacht hatte Moab einen schweren, bösen Traum. Sie sah Ali todt in seiner Barke liegen; er war mit einem schwarzen Laken bedeckt, welches die Gestalt einer Blume hatte. Sie sprang auf, irrte unruhig umher und kam in den Garten. Die Knospe hatte sich geöffnet, die schwarze Blume war da! Moab sank bewußtlos nieder und es dauerte lange ehe die weinenden Dienerinnen sie wieder zum Bewußtsein bringen konnten. Und als das eben gelungen war, erschien ein schwarzer Sklav und verkündete, daß Ali in der Nacht getödtet worden sei. Als er umsank, war ein altes Weib zu ihm herangetreten und hatte höhnisch geschrien: „Ali, die Blume, welche sich für Deine Geliebte eignet, ist nicht die Blume der Liebe, sondern die Blume der Trauer!“

Moab drückte ihre Lippen auf die schwarze Blume und

Bordighera.

trug sie von da an auf ihrem Herzen. Und als ihr bald nachher Ezraël, der Engel des Todes, erschien, um sie mit ihrem Geliebten wieder zu vereinigen, fand er die Blume auf ihrem Herzen. Aber bei Moab's Eintritt ins Paradies verwandelte sie sich in eine Blume glänzender Diamanten, die niemals welken kann.

Die Leute in Bordighera sind schlau. Sie möchten die Fremden, welche zu ihnen kommen für immer bei sich behalten. Ihr früherer Leichenacker hatte den Uebelstand, daß er zu nahe an der Stadtmauer lag. Nun haben sie östlich vom Vorgebirge einen neuen angelegt, der sehr geräumig ist, und sie haben ihn in getrennte Stücke getheilt, damit jede Confession eines für ihre Todten habe. Man braucht sich nur an den Gemeinderath zu wenden, der „zu angemessenem Preise“ Grabstellen verkauft. Doctor Francesco Semeria hat ein Büchlein über Bordighera und dessen Klima geschrieben, in welchem es heißt, der Mensch; welchem es vergönnt ist in Bordighera zu sterben, sei glücklich zu preisen.

Zu diesen „Glücklichen“ gehört der Landschaftsmaler A. Calame; er ist dort gestorben.

In Lakhnau, der Hauptstadt von Audh in Indien.

Das Königreich Audh — die Engländer schreiben Oude — ist den britischen Besitzungen einverleibt worden. Man hat dem König ein Jahrgeld ausgeworfen und er hat nun eine Besitzung unterhalb Calcuttas, wo er große Pracht entfaltet. Das Königreich liegt zwischen 25° 34′ und 29° 6′ nördl. und wird vom Ganges, Rapti, Gogra, Gumty und anderen Flüssen durchströmt. Der größte Theil der etwa dritthalb Millionen Einwohner besteht aus Hindus; von den Mohammedanern bekennen sich viele zum Schiitismus.

Die Hauptstadt Lakhnau (englisch geschrieben Lucknow!) gewährt einen eigenthümlichen Anblick. Sie ist von wohlbewässerten Wiesen umgeben und schon aus der Ferne gewahrt man die hohen Mauern und manche über dieselben hervorragende Gebäude. Die Straßen des Bazars sind breit, geradlinig, und haben hübsche Häuser mit hölzernen Söllern und platten Dächern; da wo die Gassen einander durchschneiden findet man Springbrunnen unter schattigen Bäumen. Die Läden und Buden sind reichlich mit Waaren aller Art versehen und der Handel ist beträchtlich, auch der Geldhandel der von reichen Bankiers betrieben wird. Früher war die Stadt eng, schmutzig und selbst am Tage herrschte keine Sicherheit; das ist unter der Herrschaft der Engländer ganz anders geworden.

Lakhnau reicht ins hohe Alterthum hinauf, aber die

gegenwärtige Stadt gehört doch zu den modernsten in Indien, denn sie entstand als im siebenzehnten Jahrhundert das mohammedanische Königreich Audh gegründet wurde. Es war damals eine gewöhnliche Provinzialstadt, allein die neuen Herrscher hätten gern den Glanz der Großmogule überflügelt, verwandten ungeheure Summen auf Bauwerke, aber die Pracht war nur künstlich; viele derselben sind zwar geräumiger als manche in Delhi, aber ohne künstlerischen Werth und darauf berechnet das Auge zu blenden. Sie sind Theaterdecorationen vergleichbar und leicht dem Verfalle preisgegeben.

Die Residenz der Könige ist eine Anhäufung von Palästen, welche mehrere Kilometer Flächenraum bedecken; man bezeichnet sie als Kaiserbagh, d. h. Kaisergarten. Dieser Name rührt von dem Erbauer her, dem französischen Abenteurer Claude Martin, der um 1760 als gemeiner Soldat nach Indien kam, 1780 Befehlshaber aller Streitkräfte des Königs von Audh wurde und auch als Baumeister auftrat. Im Norden des Kaiserbagh strömt der Gumty in vielfach gewundenem Laufe; er ist ein Lieblingsfluß der Gaviale (indischen Krokodile), von denen es in ihm wimmelt. An ihm liegen die Ruinen des Palastes, in welchem der britische Resident wohnte. Als 1857 die große Meuterei der Sipahis ausbrach, flüchteten sich die Europäer dorthin und ein Gleiches that die schwache Besatzung unter Sir Henry Lawrence. Das Backsteingebäude mit seinen drei Geschossen war zur Vertheidigung schlecht geeignet, aber trotzdem wehrte sich das tapfere Häuflein in denselben fünf volle Monate

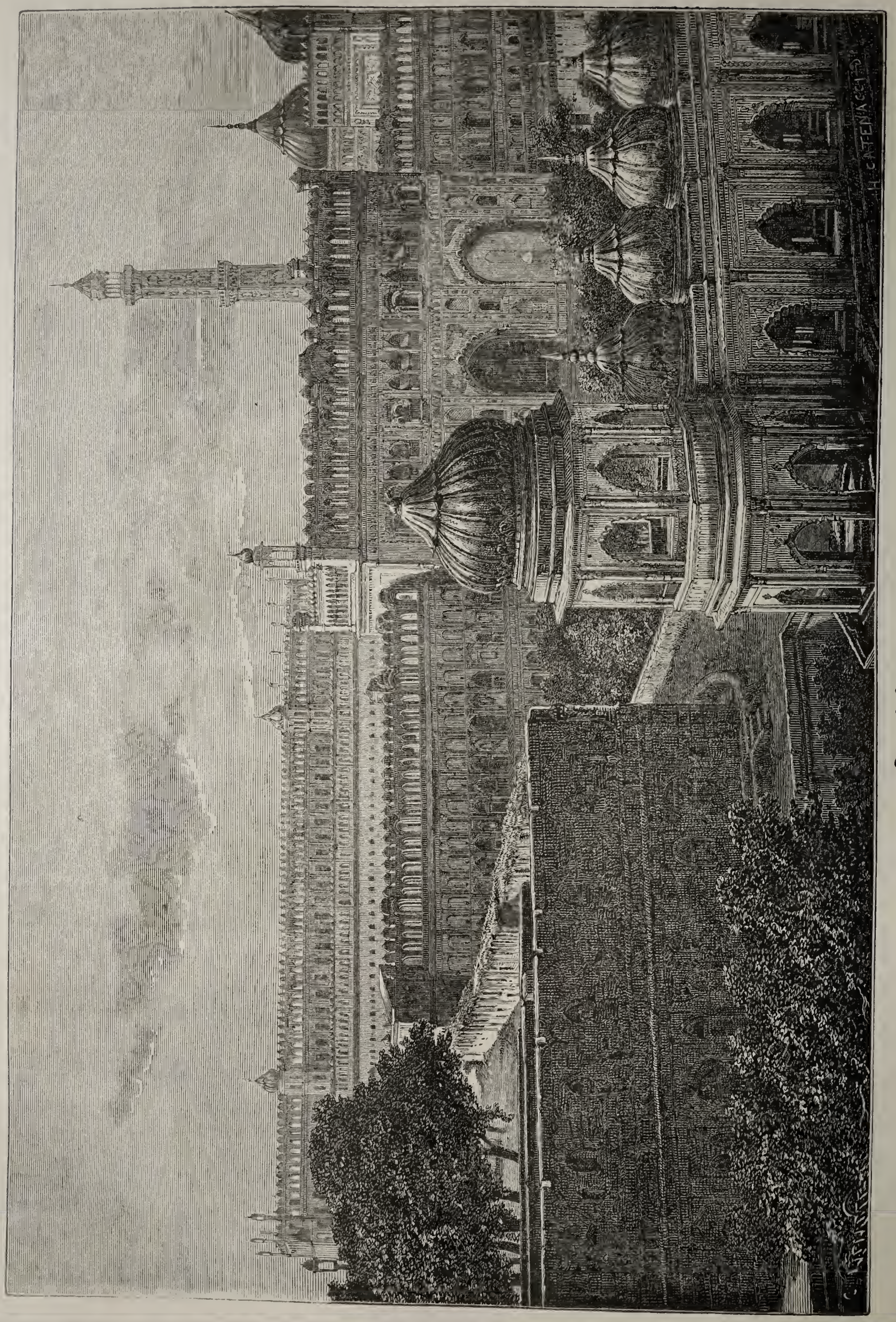
Hindu-Bankiers.

lang gegen weit überlegene Streitkräfte. Als dann die Noth am größten war, erschien der General Campbell vor Lakhnau und konnte nach einer Schlacht, die zwei Tage gewährt hatte, die Bedrängten entsetzen. Die Engländer lassen mit Vorbedacht die Ruinen der Residenz in dem Zustande, in welchem sie sich bei Aufhebung der Belagerung befanden, und sie thun recht daran. Denn so wie dieselben sind, veranschaulichen sie trefflich den Muth und die Ausdauer der Bedrängten.

Inmitten der Citadelle Matschi Bauan steht das große Imambara auf einer hohen Terrasse. Dasselbe bietet, wie unsere Illustration zeigt, in der That einen großartigen Anblick dar mit den langen Mauernlinien, über welche unzählige Thürmchen hervorragen. Das Gebäude wurde im siebenzehnten Jahrhundert unter der Regierung Asaf und Daulas errichtet. Dieser König wollte seinen Namen unsterblich machen und schrieb einen Concurs an alle indischen Baumeister aus; Bedingung war ein Palast nach einem Plane, der seines Gleichen nicht habe und schöner sein solle als irgend ein Gebäude. Der Preis wurde dem Baumeister Kaisiatulla zuerkannt.

Das Innere wird eingenommen von einem Saale, der 51 Meter lang und 16 Meter breit ist. Die gewölbte Decke ist ein Wunder von Kühnheit. An jeder Ecke des Saales befindet sich ein achteckiges Gemach mit einer Kuppel und von 16 Meter Durchmesser. Alle diese Zimmer waren einst reich bemalt und vergoldet, aber die Engländer haben den Saal in ein Zeughaus verwandelt und alle Verzierungen beseitigt.

Ein Gang durch die Bazare ist lohnend; bemerkens-



Der große Imambara in Lakhnau.

werth sind namentlich die Lackfabriken, die Werkstätten der Goldschmiede und die Seidenfärbereien. Die Bewohner von Lakhnau, wohl an 300,000, gelten für sanft, ja für verweichlicht; sie lieben Feste und Vergnügungen, singen gern und viele machen auch Gedichte. Rousselet war nebst einem Freunde zu einer literarischen Abendunterhaltung bei einem Mohammedaner eingeladen. Er fand im ersten Geschoß junge, feingekleidete Männer und einige Granbärte im Saale; der Hausherr trat den beiden Europäern mit Salamaleks, Begrüßungsformeln, in zierlichem, gewähltem Persisch entgegen, ward aber verlegen als Stühle fehlten. Aber sie sagten ihm: „Wir kennen ja Indien, ohnehin sind wir Serdars der Königin von Bhopal, also gewissermaßen von Euerm Range; wir nehmen Platz auf dem Teppiche.“ Darüber war man verwundert und erfreut.

Nun wurden Hukahs (Tabackspfeifen) gebracht und nachdem man sich ein Weilchen unterhalten sprach der Hausherr zu einem stark bejahrten Manne: „O Dschi, willst Du uns nicht durch den Vortrag einiger Deiner erhabenen Gedichte erfreuen?“ Der Dichter ließ sich nicht lange bitten, zog ein Manuscript hervor, wiegte sich einige Mal von der Linken zur Rechten und begann in näselndem Ton eine in Urdu-Hindustani verfaßte, recht hübsche Ballade herzusagen, eine Legende aus dem Pendschab; sie berichtet von den Heldenthaten des fahrenden Ritters Rusalu, welcher die Stadt Sauga von einem Monstrum befreit. Einer der jungen Herren begleitete das Recitativ des Dichters auf der Laute und die Zuhörer äußerten bei manchen Stellen ihre Bewunderung durch ein wiederholtes Uah, uah! Nach dem Dichter kamen die Sänger, die ihre Sache ganz gut machten; nur zogen sie die Kopftöne zu lang.

Die Gesellschaft wurde wohl bewirthet und trennte sich erst nach Mitternacht. Im Saale ließ sich kein weibliches Wesen sehen; die Frauen und Mädchen hielten sich hinter einem großen Vorhange versteckt und nahmen so wenigstens mittelbar an der Unterhaltung Theil.

Ein Runenstein in Tyrol.

In der Beilage der „Illustreret Tidende“ vom Sonntag, den 18. October 1874, finden wir eine kleine Abhandlung über einen im Laufe dieses Sommers in der Nähe des Brennerpasses in Tyrol gefundenen Runenstein, die wohl verdient auch deutschen Lesern, die sich für die Sache interessiren und der dänischen Sprache nicht mächtig sind, zugänglich gemacht zu werden. Der auf dem Gebiet der Runenkunde rühmlichst bekannte Professor G. Steffens schreibt folgendermaßen:

„Mit Ausnahme einiger Stücke von Schmucksachen, Juwelen ꝛc. sind alle alten Runendenkmäler im Norden oder in nordischen Colonien gefunden worden, und jeder Runenstein, den man in germanischen oder sächsischen Gegenden gefunden haben wollte, hat sich bisher immer als unecht erwiesen. Auch diesmal handelt es sich um einen Runenstein — und soweit ich urtheilen kann um einen vollkommen echten — der in einem zum größten Theil deutschen Lande gefunden worden ist. Prof. J. Steenstrup hat die Güte gehabt, mir die beifolgende Zeichnung nebst den nöthigen Erklärungen, wie er sie von dem soeben von einer Reise in Tyrol zurückkehrenden Arzt Dr. Cold aus Fredrikswaerk erhalten hat, mitzutheilen. Dr. Cold entdeckte den ganz mit Moos überwachsenen Stein in einem uralten Alpenpaß in der Nähe des Brenner auf dem Wege nach Carlsteg im Zillerthal. Der Stein hatte eine ebene Oberfläche, eine

Länge von 32 und eine Breite von 35 Zoll. Da es schien, als ob sich buchstabenähnliche Zeichen auf denselben befänden, so kratzte er (Dr. Cold) das Moos von denselben herab und zeichnete, als er wirklich Buchstaben darauf fand, dieselben sorgfältig ab. Der erste Buchstabe war durch das Abschaben des Mooses so undeutlich geworden, daß er nicht unterscheiden konnte, ob derselbe nur aus zwei geraden Strichen bestände, oder ob dieselben oben verbunden waren, doch schien ihm letzteres der Fall zu sein. Dieser undeutliche Buchstabe ist auf der Zeichnung nur punktirt. Die Runen sind 7 Zoll hoch. Jeder Wanderer, der von Mayerhof kommt, wird den Stein mit Leichtigkeit eine Viertelstunde Wegs vor dem Kreuzwege bei Carlsteg finden. Soweit Dr. Cold, und wir danken ihm für seine scharfen Augen und seine sichere Hand.

Die Inschrift scheint sehr alt zu sein; laßt uns zuerst die Buchstaben untersuchen: Es ist nicht zu bezweifeln, daß der erste Buchstabe ᚢ (= U) gewesen ist. Der zweite ist ᚾ (= N) und der nächste ᚠ (= F). Der vierte ist ᛟ (= O); die barbarische Krümmung nach links ist nur ein Riß im Stein. Dann kommt ᛏ (= T), und zuletzt das gewöhnliche ᚨ (= A). Dies giebt zusammen UNFOTA, einen männlichen Eigennamen, und somit haben wir es hier vielleicht mit dem Namen eines Verstorbenen zu thun, dem zur Erinnerung die Runen eingehauen sind.

Kann nun dieser Stein als Beweis für den Gebrauch der Runen in deutschen und sächsischen Ländern angesehen werden? Ich glaube nicht.

Untersuchen wir zunächst das muthmaßliche Alter. Wie man sieht gehören alle Runen der skandinavischen oder spätern Runenreihe an. In diesem Alphabet ist ᚨ (in mehreren Variationen) die Rune für A und ᛟ (ebenfalls in mehreren Variationen) das Zeichen für O. In dem altnordischen oder ältern Alphabet steht ᛅ für A und ᚯ für O. Da nun die kräftigere Entwickelung des jüngern Alphabets im achten Jahrhundert vor sich ging, so ist nicht gut anzunehmen, daß dieses *spätere* A und *spätere* O vor dem achten Jahrhundert eingehauen sei. Hier haben wir also die eine Grenze, der Stein kann *nicht älter* sein.

Wenden wir uns jetzt der Sprache zu. Wir haben hier die Form UN; wir wissen aber, daß N in dieser Partikel sehr häufig ausfällt, in den skandinavischen Dialecten, so daß sie in Dänemark zu U und im übrigen Skandinavien zu O geworden ist. Diese Veränderung ist sehr alt, und im elften Jahrhundert war UN bereits nahe zu vollständig ausgestorben. Dies ist also die andere Zeitgrenze; wenn der Stein skandinavischen Ursprunges ist, kann er kaum jünger sein als aus dem elften Jahrhundert.

Aber ist derselbe skandinavisch? Ich halte dies für ziemlich *gewiß*. Derselbe ist jedenfalls ein *heidnisches* Grabmal und im allerhöchsten Fall aus dem achten Jahrhundert; gab es nun damals deutsche Heiden in Tyrol? Davon habe ich nie etwas gehört. Tyrol wurde früh christianisirt, bereits im dritten und vierten Jahrhundert. Man hat niemals von dem Gebrauche der Runen in Tyrol gehört, und wenn dieselben möglicherweise dort im Gebrauche gewesen wären, so müssen sie lange vor dem achten Jahrhundert ausgestorben sein, so kräftig war die römische und christliche Cultur. Ueberdies gehören die Runen dem spätern Alphabet an, und kein Deutscher hat bis jetzt auf die skandinavischen oder späteren Runen Anspruch erhoben. Die christliche Civilisation war vom achten bis zum elften Jahrhundert in Tyrol in voller Blüthe und gehört dieser Zeitraum der Geschichte an. Skandinavien dagegen war zu der Zeit noch heidnisch, und Skandinavier fand man — damals wie jetzt — überall, als Vikinger und Krieger, aber auch als Handelstreibende oder Reisende. Es ist daher ebenso möglich als wahrscheinlich, daß ein skandinavischer Heide zu jener Zeit in der Nähe des Brennerpasses seinen Tod gefunden haben kann, und daß seine Mitreisenden ihm Runen auf den Grabstein setzten. Aber es ist ebenso gut möglich, daß, da sich der Stein auf einem selten betretenen Nebenwege, in großer Höhe und in einer öden Gegend findet, der Eine oder Andere seinen eigenen Namen eingehauen hat, entweder zum bloßen Vergnügen, oder um seinen Gefährten zu melden, daß er vor ihnen dagewesen.

Den Namen UNTOTA kenne ich in deutschen und sächsischen Documenten nicht; in Skandinavien kommt derselbe vor, aber sehr selten und nur in der spätern Form als OFOTI."

Dr. J. H. Albers.

Zustände der Neger im Süden der Vereinigten Staaten.

Als vor nun bald zehn Jahren die radicalrepublikanische Partei es durchsetzte, daß Präsident Lincoln die Emancipation der Neger verkündigte, war großer Jubel weit und breit unter den unzähligen Leuten, welche sich von der Phrase täuschen ließen und in dem Wahne befangen waren, daß man durch Erlaß eines Decretes freie Bürger schaffen könne. Lincoln selber sah wohl ein, welch ein Chaos unausbleiblich sei. Bevor die verhängnißvolle Maßregel in Kraft trat, hatte er einer Deputation von Negern rundweg erklärt, daß sie niemals auf gleiche Linie mit weißen Bürgern gestellt werden könnten; die beiderseitige Abneigung sei zu tief gewurzelt, man betrachte die Schwarzen als einen Gemeinschaden im Lande und sähe es gern, wenn sie dasselbe ganz verlassen würden. Er, Lincoln, rathe ihnen zur Auswanderung, und er werde seinerseits Alles thun um ihnen bei einer solchen hülfreich beizustehen. Das war damals als er mit dem Plan umging, eine Negerauswanderung nach Nicaragua ins Werk zu setzen; diese Republik erklärte ihm jedoch, daß sie so unwillkommene Gäste sich verbitte.

Die Neger wurden nicht nur ohne Weiteres emancipirt, sie erhielten auch alle bürgerlichen und politischen Rechte der Weißen. Edele und ehrlich philanthropische Beweggründe gaben bei diesen Maßregeln keineswegs den Ausschlag; es kam der radicalen Partei darauf an, *achtmalhunderttausend Negerstimmen* für sich zu gewinnen, während eine halbe Million weißer Leute als „Rebellen" politisch entrechtet wurden; man proscribirte sie ohne Weiteres. Nun wurden die zu Boden getretenen Südstaaten von Schwärmen politischer Abenteurer aus dem Norden heimgesucht, und diese Carpetbaggers, weißes Raubgesindel der schlimmsten Art, wurden von der Bundesregierung unterstützt und geschützt, und als die einzigen wahren Freunde der Neger hingestellt. Sie bemächtigten sich aller Aemter und 800,000 Neger waren das „Stimmvieh", über welches diese politischen Gauner unbedingt bis zum Herbst 1874 verfügt haben. Die Neger haben den Ausschlag bei der zweiten Präsidentenwahl des Gerbers Grant gegeben. Die Mehrzahl der weißen Wähler war gegen ihn: 132,000 Stimmen, und dabei ist wohl zu beobachten, daß Hunderttausende von der demokratischen Partei sich der Wahl enthielten, weil sie nicht für Greeley stimmen wollten.

So ist denn Ulysses *Grant* Präsident durch der Neger Gnaden geworden in der „Republik", deren erster Präsident *Georg Washington* gewesen ist. So weit ist man bereits gesunken.

Durch die Führer der radicalen Partei — denn auch bei diesen Weißen ist die große Masse nur „Stimmvieh", das sich von Handwerkspolitikern, Stellenjägern, „Ringen" und hohlen Freiheits- und Gleichheitsfloskeln an der Nase gängeln läßt — ist in den Südstaaten, auf denen ein bleiernes Joch lastete, und zu nicht geringem Theil durch des Präsidenten Grant Schuld, eine politische und gesellschaftliche Anarchie hervorgerufen worden, in welcher die Verwilderung und die Nichtachtung dessen, was recht, billig, ehrlich und anständig ist, in empörender Weise hervortritt.

Die geradezu tyrannisch wirthschaftende radicale Partei, die des schwarzen Stimmviehes bedurfte und die Weißen entrechtete, um die Herrschaft zu behaupten und den Bund wie die Einzelstaaten des Südens finanziell für sich ausbeuten zu können, schlug alle Lehren der Völkerkunde

und der Geschichte in den Wind; die Zustände auf Haïti und Jamaica, in Britisch Guyana und überhaupt in Westindien wurden nicht in Erwägung gezogen. Als ob der Neger, sobald er jeglicher Controle enthoben worden ist, anders werden könnte, als wie die Natur ihn einmal angelegt hat! Es ist den Radicalen gelungen, die Südstaaten, so weit die überwiegende Masse der Schwarzen in Betracht kommt, in ein zweites Sanct Domingo umzuwandeln. Man täuscht sich heute nicht mehr darüber; und selbst Radicale sagen heute offen: „Man ist zu weit gegangen, man hat sich übereilt und überstürzt; die Halbbarbaren geben vielfach in politischen Dingen den Ausschlag, ohne nur zu begreifen was eine republikanische Regierung ist und von den Bürgern verlangt."

Von allen den Hoffnungen, welche der Unverstand der Radicalen auf den Neger setzte, der einen „mächtigen Fortschrittsdrang" in sich habe, ist in den Vereinigten Staaten keine einzige zur Wahrheit geworden. „Wir haben das leibhaftige St. Domingo in unserer Mitte." Nun, wer auch nur mit dem Abc der Völkerkunde einigermaßen bekannt ist, wußte und sagte das im Voraus; es konnte ja gar nicht anders kommen als es schon heute gekommen ist.

Die großen Neuyorker Blätter haben im Verlaufe der letztverflossenen Monate Berichterstatter in die Südstaaten geschickt, um über die gegenwärtige Stellung der Neger ins Klare zu kommen. Sie alle, gleichviel von welcher Partei und aus welchen Gegenden sie schreiben, stimmen in ihren Mittheilungen überein. Vor uns liegen dergleichen in Grant's speciellem Organ, der „Newyork Times", in der von Horace Greeley gegründeten „Newyork Tribune", die so viel Unheil in den Köpfen der Schwachen angerichtet hat, im „Newyork Daybook", das an einer „weißen Republik" festhält, und im „Newyork Herald". Dieser letztere ist politisch genommen eine Wetterfahne, aber als Blatt für Nachrichten hat er seines Gleichen nicht und die Summe von Thatsachen, welche er liefert, ist unschätzbar. Wir wollen heute mittheilen, was sein Beobachter, welchen er nach Georgien geschickt hat, ihm berichtet. Wohlgemerkt ist dieser Staat im Süden derjenige, welcher sich zuerst wieder, gegenüber dem Druck und der Willkür der radicalen Bundesregierung, einigermaßen zurecht gefunden und in leidlich regelmäßige Zustände gebracht hat.

Wir geben nun das Wesentliche des Berichtes, der sehr ruhig abgefaßt ist und nur Thatsachen bringt. Zunächst wird betont, daß die Experimente, welche die radicale Bundesregierung seit nun neun Jahren angestellt hat, nichts weniger als ermuthigend sind und daß man nirgends Spuren geistiger oder sittlicher Verbesserung wahrzunehmen vermag. „Und doch hat man alles Denkbare zu Gunsten des Negers gethan; er hatte das Freedmen's Büreau, das ihn in Schutz nahm, man gab ihm Schulmeister und Bücher und Soldaten, die ihm zur Seite standen, wenn er irgendwie in seinen materiellen Interessen sich beeinträchtigt glaubte. Leute aus dem Norden standen ihm zur Seite und sorgten dafür, daß er beim Abschließen von Arbeitscontracten nicht übervortheilt werde. Man gab ihm Kirchen für seinen Gottesdienst; die Bundesregierung sparte viele Millionen nicht, um ihn mit Lebensmitteln zu versehen und ihm den Uebergang in eine selbständige Laufbahn nach Kräften zu erleichtern. Niemals ist für Leute so eifrig gesorgt und niemals es ihnen so erleichtert worden, sich in eine behagliche Lebenslage zu bringen. Aber alle diese wohlwollenden Bemühungen haben keinen Erfolg gehabt, außer daß der Neger bisher (— der Bericht ist vom 5. October 1874 datirt —) der republikanischen (radicalen) Partei seine Stimme gegeben hat. Das ist Alles."

„Onkel Tom hat keine Hütte!" Kennzeichnend ist, daß bei steter Nachfrage nach sehr lohnender Arbeit der Schwarzen von fünfhundert Negern kein einziger seine eigene Wohnstätte hat! Grund und Boden kann man für ein Butterbrot erwerben; aus einer einzigen Ernte kann der Kaufschilling überreichlich gedeckt werden. Aber es fällt dem schwarzen Manne nicht ein, Land zu kaufen und selber etwas zu produciren. Nach der Ernte, falls er bei derselben sich beschäftigt und den Ertrag nicht liederlich vergeudet hat, besitzt er 150 bis 200 Dollars und doppelt so viel, wenn seine Familie bei der Arbeit half. Aber die schwarzen Ladies und die Kinder thun das im Allgemeinen nicht mehr; seit der Emancipation wollen die Frauen nicht mehr auf das Feld gehen, sondern wie die weißen Frauen im Hause bleiben, und die Kinder gehen vielleicht in die Schule. In der Nähe der Städte verrichten die Neger wohl allerlei Arbeit, welche sich eben darbietet und dort findet man wohl eine Art von Bude oder Hütte, deren Eigenthümer ein Neger ist. Dann nimmt er Schwarze in Wohnung und Kost, er boardet, aber seine Hütte ist nun ärger angefüllt wie das abscheulichste Tenementhaus in Neuyork, und ringsumher ist Alles voll von Unflath. Steuern will der Neger unbedingt nicht zahlen, er reißt lieber die Pfähle seiner Bude oder Hütte aus, zieht fort und treibt es anderwärts eben so. Die Hütte dieser Classe von Negern besteht aus Holzblöcken, die in rechten Winkeln übereinander gelegt werden; sie hat eine Eingangsthür und zwei Oeffnungen die als Fenster dienen; der Rauchfang befindet sich außerhalb. Im Innern bilden einige zusammengenagelte Bretter eine Schlafstätte, die mit schmierigen Decken belegt ist, und allerlei Geräthschaften und Lebensmittel liegen bunt durcheinander umher. Man lebt von der Hand zum Munde. Darf es Wunder nehmen, daß die Sterblichkeit unter diesen Schwarzen und namentlich unter den Kindern so groß ist?

Nun Onkel Tom's Arbeit. Die Weißen im Süden wissen wohl, daß die Arbeit der Schwarzen immer schlechter wird und spärlicher zu haben ist. Diejenigen Neger, welche zur Zeit der Sklaverei sich an Arbeit gewöhnt haben, arbeiten auch jetzt noch, wenn auch vollauf um die Hälfte weniger. Aber die in der „Freiheit" heranwachsenden haben andere Gewohnheiten, „und es ist keine Aussicht, daß sie jemals productive Mitglieder der menschlichen Gesellschaft werden." Es ist viel schwerer, einen ehrlichen und rechtschaffenen schwarzen Diener zu bekommen als einen dito irländischen im Norden. Diese Diener kommen und gehen wie es ihnen gerade einfällt oder beliebt, bleiben wohl so lange bis sie ein paar Dollars in der Hand haben und wenn diese verthan sind suchen sie sich eine andere Stelle. Es ist gewiß gut, daß man die Leute unterrichtet, aber die Bücher, welche man den Negern in die Hand giebt oder aus denen man ihnen vorliest, bringen Verwirrung in ihre Köpfe und machen sie unzufrieden; sie alle wollen hoch hinaus und nicht arbeiten. (— Fanatische Abolitionisten haben sogar drucken lassen, daß der Neger höher stehe und besser sei als der Weiße. Besser oder weniger schlecht als solche Freunde des „Menschen und Bruders" ist solch ein Congo- oder Mosambikneger allerdings. —) Wenn das so fortgeht, wird kein Weißer mehr schwarze sogenannte Arbeiter haben wollen, die faul, unverschämt und anspruchsvoll sind; er wird sich nach solchen anderer Race umsehen.

Der Berichterstatter betont, daß die Weißen im Süden ehrlich und redlich sich bemühen, den Neger in moralischer Beziehung zu heben und ihm sein Fortkommen zu erleichtern. Vor dem Unterjochungskriege des Nordens gegen den Süden lehrte man ihn Lesen und Schreiben, wäre es auch nur gewesen ihn für manche Dinge nützlicher und brauchbarer

zu machen. Selbst heute zahlt der Staat Georgien jährlich 365,000 Dollars für Schulen und die Hälfte davon entfällt auf die Negerschulen. Unter Obhut der weißen Großlogen der wohlthätigen Tempelherren und auf Antrieb derselben sind nun schon vierzehn schwarze Logen gegründet worden, deren Mitglieder sich nicht berauschen und zur Wohlthätigkeit verpflichten. Das und noch vieles andere liefert den Beweis, wie die Weißen bemüht sind, das Wohlergehen der Neger zu fördern und der gegenwärtigen Entsittlichung entgegen zu arbeiten. Die Zeit wird lehren ob diese Bestrebungen Erfolg haben. In der Stadt Atlanta hat die Schulcommission dafür gesorgt, daß 1400 Negerkinder Unterricht erhalten und für 600 mehr werden Vorkehrungen getroffen. Auch ein Gymnasium für die Schwarzen ist dort eröffnet worden und dasselbe erhält eben so viel an Geldunterstützung wie das für die Weißen.

Die Baumwollenproduction hat seit dem Kriege allerdings sich wieder erholt, aber daraus darf man nicht etwa folgern, daß die Neger fleißig gewesen seien. Wo die örtlichen Verhältnisse es irgend gestatten arbeiten die Weißen; man hat angefangen den Boden zu düngen und erzielt seitdem das Dreifache gegen früher und in den nördlicheren Gegenden pflückt man nun, ehe Frost eintritt. Jetzt sind die höher gelegenen Theile in Georgia, Südcarolina, Tennessee, Nordcarolina und Virginien dem Baumwollenbau eröffnet, was früher nicht der Fall war und helfen aus, wenn in anderen Gegenden die Ernte ungünstiger ausfällt.

Der Berichterstatter sagt weiter: „Es ist eine beklagenswerthe Thatsache, daß die Neger, seitdem sie in Bezug auf den Kirchenbesuch von den Weißen getrennt bleiben, allerlei Abspurigkeiten sowohl im Glauben wie im Gottesdienst anheim gefallen sind. Manche ihrer Congregationen sind wenig besser als eben so viele Höllen („Pandemonia"). Dort sieht man sie in abscheulichen Verrenkungen und Verzückungen und in so wilder Aufregung, daß dieselbe manchmal den Tod zur Folge hat. Sie sind dem tollsten Aberglauben verfallen und ein Spuk hat mehr Gewalt über sie als das Wort eines verständigen Predigers, falls überhaupt ein solcher vorhanden ist. Der Fetischdienst des Wodu greift um sich, und ein in einen Baumwollenlappen gewickeltes Stück Glas, das man unter eine Thürschwelle legt, ist ein Zauber, der alle bösen Einflüsse abhält. In Folge der allgemeinen Verwilderung und Entsittlichung werden Hexerei, Zauberei und Beschwörungen immer allgemeiner. Diese grassiren heute viel ärger als vor der Emancipation, weil die Schwarzen nicht mehr unter irgend welcher Aufsicht stehen und ihren afrikanischen Instincten ungehindert folgen können."

Solche Halbbarbaren spielen eine wichtige politische Rolle seitdem man ihnen das Stimmrecht gegeben hat. Die Neger sind von den politischen Abenteurern und Gaunern aus dem Norden aufgeregt und von diesen als Stimmvieh an die Polls getrieben worden; nun sind die Schwarzen sich mehr oder weniger ihrer Macht bewußt, üben dieselbe ohne Intelligenz aus und reißen die Controle in öffentlichen Angelegenheiten an sich. Bei solchen Zuständen bleibt eine gute Regierung außer aller Frage. Da findet sich ein speculirender Carpetbagger aus dem Norden ein, stellt sich den Negern als ihren Freund und echten Radicalen vor; er hält tagtäglich aufreizende Reden und bringt es dahin, daß sie nach wenigen Monaten ihm blindlings durch Dick und Dünn folgen. Von Anhänglichkeit an den frühern Herrn ist dann keine Rede mehr, alles Gute, was dem Schwarzen früher zu Theil geworden ist, wird vergessen, der Carpetbagger declamirt täglich über und gegen die „Tyrannen", während er selber als Autokrat über diese rohen Schwarzen herrscht, denen er als nun freien Männern in niedriger Weise schmeichelt. Er weiß wohl, daß sie seine Sklaven geworden sind; ihnen verschlägt es nichts, wenn auch solch ein Carpetbagger ein anrüchiger Dieb ist.

„Nicht alle Carpetbagger haben eine weiße Haut. Da ist vor einiger Zeit ein Neger aus den Nordstaaten gekommen, der sich Alvah Peoria Bradley nennt; er hat erst Reden gehalten, dann bei denen, welche überhaupt etwas besitzen, die Personalsteuer erhoben und ist sofort mit einigen hundert Dollars durchgebrannt. Schadet das etwa diesem Diebe? Mit nichten, er ist jetzt wieder hier und tritt als Bewerber um ein einträgliches Amt auf; er hat auch gute Aussichten, denn er ist ja „ein radicaler Mann aus Boston". Wer die Zustände kennt und das Treiben der Gauner aus dem Norden näher beobachtet, muß es ganz in der Ordnung finden, wenn die Weißen in diesen Südstaaten rufen: „Fort um jeden Preis mit solchem Gesindel."

„Selbst wenn im Süden keine radicale Partei wirkte, würde es dennoch ein verhängnißvoller Uebelstand bleiben, daß der Neger das Stimmrecht hat. Er wird sich im Allgemeinen stets solchen Weißen anschließen, die ihm in Charakter und an Treiben am nächsten stehen und die nichtswürdig genug sind sein Stimmrecht zu benutzen, um die verächtlichsten Personen in einflußreiche Aemter zu bringen, Regierung und Verwaltung den schlechtesten Elementen der Gesellschaft in die Hände zu spielen. Wenn man den Negern von radicaler Seite her nicht so viel verwirrte politische Ansichten in den Kopf gesetzt hätte, dann würde auch die Corruption nicht so allgemein sein. Die Weißen gönnen den Schwarzen gern alle bürgerlichen Rechte und haben das größte Interesse daran, mit ihnen in Frieden und gutem Einvernehmen zu leben. Dafür haben sie sich die größte Mühe gegeben, bisher jedoch vergeblich, und ein günstiges Resultat steht auch nicht zu erwarten, so lange die Heuschreckenschwärme der Carpetbagger aus dem Norden in den Südstaaten ihr Unwesen forttreiben können."

Soeben, im October und November, ist in den allgemeinen Wahlen die radicale Partei unterlegen und einiger Hoffnungsschimmer auf bessere Zeiten für den schmachvoll mißhandelten Süden angebrochen.

Karl v. Neumann's Expedition nach dem Lande der Tschuktschen.

IV.

Die ungünstige Witterung, welche den ganzen Monat über vorherrschte — am Tage hatten wir selten mehr als 13° Wärme, Nachts fiel der Thermometer meist unter Null — und die fortwährenden Winde erschwerten außerordentlich meine astronomischen und magnetischen Beobachtungen. Auf den wankenden Erdhaufen der Tundra ließ das Instrument sich nicht gut befestigen; an ein Einstoßen hölzerner Pflöcke war bei dem sumpfigen Boden nicht zu

denken und im Zelte konnte man wiederum der eisernen Pflöcke wegen, durch welche dasselbe gestützt wird, mit dem magnetischen Theodolithen nicht arbeiten.

(— Herr von Neumann schildert dann seine Beobachtung der Sonnenfinsterniß vom 8. August 1869, die mit mancherlei Schwierigkeiten verbunden war. Wir übergehen die Darstellung, wollen aber folgen lassen, was er über das Benehmen der Tschuktschen während des Phänomens erzählt. —)

Die Reisenden befanden sich im Quellgebiete des in die Anadyrbucht mündenden Seehundflusses (Memel waen der Tschuktschen, russisch Nierpitschja Rjeka) unter 65° 22′ 44″ N. und 11 St. 54 Min. 135 O., etwa 30 Werst von der Nordgrenze der Totalität.

Nachdem ich den Anfang der Erscheinung notirt hatte, schlug ich Amraurgin vor, einen Blick ins Fernrohr zu thun. Derselbe bemerkte, als er den in den Sonnenrand eingetretenen Mond wahrnahm, sofort, daß der schwarze Theil sich vergrößere und am Ende die Sonne ganz bedecken würde, und schleunigst theilte er diese Nachricht seinen ernstlich unruhig gewordenen Leuten mit. Einige Minuten später, als die Erscheinung schon dem bloßen Auge sichtbar war, ging der Wirrwarr erst recht los. Die Weiber flüchteten unter die Pologe und bald erhob sich unter lauter Begleitung der Schamanentrommeln ein allgemeines Heulen und Wehklagen. Die Männer forderten dringend von uns eine Erklärung der sie beängstigenden Naturerscheinung und wir bemüheten uns, ihnen dieselbe, so gut es anging, begreiflich zu machen. Aber Amraurgin allein brachte es über sich, wenngleich sichtlich in ernster und betretener Stimmung, aus der auch unsere sorglose Heiterkeit ihn nicht zu reißen vermochte, tapfer bei uns auszuhalten; auch gab er sich ernstlich Mühe sein aufgeregtes Volk zu beruhigen, was ihm aber erst mit dem wiederkehrenden Lichte allmälig gelang. Als die Sonne wieder ganz sichtbar wurde und ihre Strahlen die Gegend erleuchteten, da war auch die ausgestandene Angst vergessen; sie fingen an zu lachen und einander zu verhöhnen. Wie wäre ihnen aber erst zu Muth geworden, wenn wir die Totalitätslinie erreicht und die Corona nebst den Protuberanzen hätten wahrnehmen können? Aus Erzählungen von Vorgebirgstschuktschen, welche eine totale Sonnenfinsterniß erlebt hatten, weiß ich, daß sie positiv das Ende der Welt erwarteten: sie zogen ihre Todtenhemden an und flohen angstvoll in die Kirche. Merkwürdiger Weise wollte von unseren Tschuktschen keiner je eine Finsterniß gesehen haben. Mich aber, der sie doch den Tag vorher schon verkündigt hatte, hielten sie von da ab für einen gewaltigen Schamanen und nicht selten bemerkte ich, wie sie ein besonderes Zeichen vor mir machten; sie legten, ähnlich wie beim italienischen Jettatore (böses Auge), die drei Mittelfinger der linken Hand auf eine gewisse Art zusammen und schüttelten sie mit einer schnellen Bewegung von sich ab. Am 17. Januar 1870, bei Gelegenheit der totalen Mondfinsterniß, wiederholte sich in Nischni-Kolymsk dieselbe Geschichte und bestärkte meinen Ruf als Zauberer.

Einige Tage nach der Sonnenfinsterniß trafen wir zum ersten Male mit den am Meere wohnenden Tschuktschen zusammen. Aeußerlich gleichen sie vollkommen den Renthiertschuktschen, ihre Sprache aber ist von der der letzteren ganz verschieden und Amraurgin war naiv genug zu fragen, ob wir sie nicht verstehen könnten? Unsere Tschuktschen nennen sie Ang-Kali (nicht, wie bei Wrangell zu lesen, Onkilon), was wörtlich so viel bedeutet wie: „in der Nähe des Meeres." Die Ang-Kali halten keine Renthiere und leben von Fischen, Walrossen und Seehunden. Da indeß ihre Kleider aus Renthierfellen und Cordugas gemacht werden, die sie von den Renthiertschuktschen beziehen, so sind sie mehr oder weniger von den letzteren abhängig und werden von ihnen wie Bettler behandelt und verachtet. Von diesen ansässigen Tschuktschen erfuhren wir, das Meer sei so nahe, daß man es von den ungefähr 5 Werst vor uns liegenden Hügeln aus erblicken und im Winter in 24 Stunden leicht erreichen könne. Ferner, daß gegenwärtig an der Mündung des Anadyr viele Menschen, darunter auch Russen aus dem Anadyrski Ostrog, mit Fischfang beschäftigt seien, sowie daß die für uns bestimmten Baidaren bereits fertig bereitlägen und wir bei günstigem Winde das Vorgebirge in zwei Tagen erreichen könnten.

Wir nomadisirten mehrere Tage bei unseren neuen Bekannten und überzeugten uns dabei betreffs ihrer Sprache von der Richtigkeit der Billings'schen Ansicht, welcher dieselbe als das Idiom der ansässigen Tschuktschen bezeichnet und mit derjenigen der kudjakschen Insulaner in eine Linie stellt. Der dänische Gelehrte Rink, welcher als Director der dänischen Colonien in Grönland mit dem Studium der Sprache und Lebensweise der Eskimos sich genauer beschäftigt hat, vermuthete eine Verwandtschaft derselben mit den Tschuktschen und ersuchte uns, unter Mittheilung der bei den Eskimos gesammelten Sagen und Legenden, um Nachforschung nach ähnlichen Ueberlieferungen der ansässigen Tschuktschen. Ich kann aber positiv bezeugen, daß dergleichen hier eben so wenig wie bei anderen Tschuktschen existiren. Die einzige Ueberlieferung, die sich unter ihnen erhalten hat, ist die, daß ihre Vorfahren von Jenseits der Behringsstraße herübergekommen seien.

Am 1. August erblickten wir das Meer. Es war die Bucht von Kantschelon, ein Theil der Bolschejetschenskaja-Bucht des Anadyrschen Meerbusens, in deren Mitte eine kleine felsige Insel sich befindet Namens Peritschew. Das Meer lag nur 30 Werst vor uns, aber wir erreichten es erst nach 18 Tagen! Die dicht bei einander liegenden Seen mit den „Wiskis" (kleinen die Seen verbindenden Bächen) sowohl als die durch den fast immerwährenden Regen gebotenen Tagesrasten hielten uns so lange auf. Endlich am 19. August erreichten wir, bei der Mündung eines unbedeutenden Flüßchens, das hohe steile Meeresufer und schlugen daselbst, 280 Fuß hoch über dem Wasser, unser Lager auf, worauf die Tschuktschen sofort das übliche Opfer für die glückliche Ankunft am Meere darbrachten.

Dabei wird in folgender Weise verfahren: Ein Jeder tödtet einige Renthiere auf eine besondere Art; er faßt nämlich das Thier bei den Hörnern und sticht ihm mit dem Messer gerade ins Herz; dann läßt er das arme Opfer frei und beobachtet nun, daraus die Zukunft prophezeiend, den Tod desselben. Verendet das Thier langsam, ohne Schmerzen und Zuckungen, und legt es sich dabei gar auf die rechte Seite, dann geht Alles glücklich von statten, wenn anders, so steht bestimmt ein Unglück zu erwarten. Amraurgin war dieses Mal vom Tode seiner Renthiere sehr befriedigt. Die getödteten Opfer wurden sodann ausgeweidet, die Köpfe mit dem Geweih im Kreise um das Lager aufgestellt und das Fleisch verzehrt; mit dem Blute der gut gestorbenen Thiere bespritzten sie sich sowohl das Gesicht wie auch die Pologe und Zelte. Damit war der erste Act der Opferung zu Ende. Dann wurde ein Renthier an den Strand gebracht und daselbst erstochen, wobei man das Blut ins Meer fließen läßt, schließlich wurde das Fleisch roh verzehrt. Auch unsere kolymschen Kosacken, die dem Meere gleichsam ihren Unterhalt verdanken, brachten demselben ein eigenthümliches Dankopfer dar: sie baten sich von uns Branntwein aus, thaten Salz und Zwieback hinein und gossen den durcheinandergerührten Brei ins Meer. Am Abend des nämlichen Tages

konnten wir bereits eine regelrechte Fluth und Ebbe beobachten, erstere erreichte einen Höhestand von etwa $3^1/_2$ Fuß. Von der Unmasse von Fischen und Seethieren, die den Anadyrschen Busen bevölkern, kann man sich kaum einen Begriff machen. Mühelos fangen die Eingeborenen mit alterthümlichen Netzen eine Menge ausgezeichneter und verschiedenartiger Lachse; Walrosse und Seehunde waren alle Tage sichtbar, letztere sollen in dem nach ihnen benannten Nierpitschasfluß bis 40 Werst aufwärts anzutreffen sein.

Am 22. August fing es an zu schneien und bald gab es ein so heftiges Schneegestöber, daß unsere Zelte nur mit großer Mühe Stand hielten. Sofort erklärten die Seetschuktschen, daß an eine Ueberfahrt nach dem Vorgebirge nicht mehr zu denken wäre, und wir mußten die Hoffnung aufgeben, von hier aus unser Ziel zu erreichen. Acht Werst von unserm Lager entfernt befand sich im Meere das Wrack eines ehemals der russisch-amerikanischen Telegraphencompagnie angehörigen Schiffes, dessen Holz wir, bei der völligen Waldlosigkeit der Gegend (das aufgefangene Treibholz erwies sich leider als zu klein), zur Ausbesserung unserer Schlitten nothgedrungen verwenden mußten. Für eine im Verhältniß zu der gefährlichen Passage sehr mäßige Belohnung holten die ansässigen Tschuktschen, ungeachtet des stürmischen Wetters, uns das Holz in ihren leichten Fahrzeugen herbei.

Den Namenstag des Kaisers benutzten wir zu einer gemeinsamen Feier mit den Tschuktschen und errichteten dabei, zum Andenken an unsere Expedition, auf einem dicht am Strande befindlichen Hügel ein 14 Fuß hohes Kreuz, versehen mit einer entsprechenden Inschrift und unseren so wie der hervorragendsten Tschuktschen Namen. Ein Festmahl und die bekannten Spiele unterhielten uns bis um Mitternacht. Bald war unsere Ankunft am ganzen Strande bekannt geworden und täglich kamen einige Ang-Kali in unser Lager, um von ihren nomadisirenden Stammesgenossen gegen Schiffsholz, Fische, Seehundsfett und Walroßzähne Renthiere, gegerbte Häute, Kleider u. s. w. einzutauschen. Bemerkenswerth ist, daß gleichwie die Renthiertschuktschen in Folge ihres Verkehrs mit den Russen viele russische Wörter im Gespräche gebrauchen, die Strandbewohner dagegen viele Dinge mit englischen Ausdrücken bezeichnen, die sie amerikanischen Walfischfängern entlehnt haben. Sie besaßen sogar verschiedene amerikanische Sachen, namentlich Flinten, Messer, Beile, auch Stoffe und Kleider, welche sie ihrer Meinung nach von den einfältigen Fremden überaus billig erworben hatten. Für ein einziges Renthier z. B. hatten sie eine ganze Flasche Branntwein erhalten! Unsern Aufenthaltsort am Meeresufer bestimmte ich durch eine ganze Reihe von Beobachtungen; er liegt unter 64° 48′ 23″ nördl. Br.; die Länge ist nicht ganz genau berechnet worden. Während dieser Zeit verließen die Zugvögel alle das Land; die letzten, die wir am Strande sahen, waren Taucher (Colymbus arcticus, Pallas) und von den Möven die Seeschwalbe (Sterna maritima, Pallas, und Larus glaucus), auf den umliegenden Seen trieben Enten und Gänse sich noch bis zum 20. umher.

Am 3. September traten wir unsern Rückweg an, anfangs wegen der noch offenen Flußmündungen nur in kleinen Etappen und mit einem großen Umwege etwa 200 Werst nördlich vom linken Ufer des Anadyr. Am 16. fiel der Schnee bereits in größerer Menge und wir konnten von nun an, zu unserer nicht geringen Freude, wieder auf Schlitten fahren; wir wären auch wirklich nicht im Stande gewesen, zum zweiten Male den ermüdenden Marsch über die halbgefrorene Tundra auszuführen. Bei den Flüssen Touew und Eugenakol („der Alterthümliche"), zweien bei ihrer Mündung nicht unbedeutenden Nebenflüssen des Anadyr, wurden wir durch Treibeis einige Tage aufgehalten. In der Hoffnung den Anadyr bereits zugefroren zu finden, wandten wir uns dann wieder gegen Süden, stießen aber bald auf ein unerwartetes Hinderniß: das Eis des Flusses Tanurer war noch nicht stark genug, um eine ganze Herde Renthiere zu tragen, und da dieselben gewohnt sind zusammen zu weiden und sich in kleineren Abtheilungen nicht hätten hinüberführen lassen, so mußten wir hier eine ganze Woche verweilen! Am 10. October erst erreichten wir die ersten jedoch unbewohnten Häuser der Russen am Anadyr; dieselben dienen den Bewohnern des Anadyrski-Ostrog nur als Sommeraufenthalt während des Fischfanges und der Renthierjagd.

Vor Mücken und Wespen flüchten sich nämlich des Sommers die Renthiere in großen Massen nach dem Eismeer, um im Herbste wieder zu den alten Weideplätzen zurückzukehren. Dabei kennen sie kein Hinderniß und lassen sich durch nichts aufhalten, zu Tausenden und aber Tausenden setzen sie durch werstebreite Ströme wie den Anadyr. Diese Wanderung wird von den Jägern zum Tödten einer ungeheuern Menge von Renthieren benutzt (vergl. Wrangell's Reisen II, 88). Vor 60 Jahren fand diese Jagd noch an der Kolyma und den beiden Anin statt, jetzt wird sie nur noch am Anadyr und Anabara betrieben. Uebrigens meinen die Lamuten, ein in dieser Hinsicht sehr erfahrenes Volk, daß die verscheuchten Thiere *) bald wieder den frühern Weg aufnehmen würden; Sache der Regierung wird es dann sein, für einen rationellen Betrieb dieses so wichtigen Erwerbszweiges Sorge zu tragen. Zunächst muß den Lamuten — während unseres Aufenthalts im anadyrschen Gebiete kamen uns unausgesetzt Klagen darüber zu Ohren, daß dieselben beim Uebergang über die Flüsse auf die Thiere schießen — streng untersagt werden, die Renthiere auf ihrer Wanderung zu tödten; dieselben ändern nämlich, durch einen Schuß aufgescheucht, sofort ihre Richtung. Der Herbst 1869 war für die Jagd besonders günstig; die ganze Strecke bis zum Anadyrski-Ostrog hin, 600 Werst weit, sahen wir eine Menge getödteter Renthiere. Ebenso ergiebig war in dem Jahre der Fischfang gewesen und den ganzen Weg entlang hingen an beiden Ufern des Flusses Fischbündel zum Trocknen aus. Die Fische kommen dort, nach mehrfach bestätigten Erzählungen der Bewohner des Ostrog und des 30 Werst weiter gelegenen Dorfs Markowa (ich konnte mich übrigens in der Folge, auf meiner Tour nach den Bäreninseln, selber davon überzeugen), in so ungeheurer Menge den Fluß herauf, daß sie einander buchstäblich aus dem Wasser aufs Ufer drängen und lebendig mit Händen zu fangen sind **). Diese einer mir unbekannten Gattung angehörigen Fische, von den Russen Gorbuscha („die Höckerige") oder Dikuscha („die Wilde") genannt, haben die Größe eines Lachses und ein rosiges Fleisch, der Körper ist ohne Schuppen, die Haut schmutzig-grün mit lillafarbigen Flecken auf dem Rücken.

Am 27. October kamen wir in dem am rechten Ufer des Anadyr befindlichen Ostrog an, der etwa 40 Werst südlicher angelegt worden ist, als die in der Kosackengeschichte berühmt gewordene Festung. Alljährlich wird der Flecken,

*) Ueber das Verschwinden der Renthiere von der Kolyma ist dort folgende Sage verbreitet: Einst fingen Tungusen ein Renthier und zogen ihm lebendig die Haut ab, das Thier entkam aber seinen Peinigern und klagte dem Renthierkönige die ihm widerfahrene Behandlung. Der König verbot darauf den Renthieren, den Anin zu passiren.

**) Man versicherte uns, daß das Wasser des Anadyr bei Markowa, wo er noch eine Breite von einer Werst hat, oft ungenießbar sei wegen des Gestanks der verfaulenden Fische!

obwohl er 21 Fuß hoch über dem Wasser liegt, überschwemmt und es läßt sich mit ziemlicher Bestimmtheit annehmen, daß seine Bewohner deshalb über kurz oder lang nach dem 30 Werst höher gelegenen und durch Ueberschwemmungen nicht mehr heimgesuchten Dorfe Markowa übersiedeln werden. Es wohnen hier außer einem Missionär und dessen Küster und 12 von einem Unteroffizier befehligten Kosacken etwa 60 Eingeborene, Lamuten, Tschuwanzen und Koriaken, die, großentheils seit dem Verschwinden der Renthiere aus dem Kolymagebiete herübergekommen, sich ausschließlich mit Jagd und Fischerei beschäftigen. Alljährlich unternehmen sie auf 20 und mehr Narten die gefahrvolle Reise über das sogenannte Anadyrsche Gebirge nach der Aninskaja Kriepostа, um dort ihren Felltribut zu entrichten und gegen rohe und gegerbte Renthierhäute Thee, Zucker, Taback u. s. w. einzutauschen; sie umgehen dabei den nahen Jahrmarkt in Anadyrski-Ostrog, weil die dort hinkommenden Kaufleute aus Geschiga, die hauptsächlich mit Amerikanern Handel treiben, nur Pelzwerk eintauschen und die Renthierhäute dort keinen so guten und schnellen Absatz finden wie in Aninskaja Kriepostа.

Paul Schumacher über Kjökkenmöddings und alte Gräber in Californien.

Wir danken Herrn Paul Schumacher in San Francisco für Uebersendung des Berichts über seine Untersuchungen. Unser Landsmann dient in der Flotte der Vereinigten Staaten und ist mit der Nordwestküste gründlich bekannt. Im Jahre 1874 hat er in den Monaten von April bis Juni die Küste zwischen Point San Luis und Point Sal erforscht und dort eine Menge von Küchenabfällen gefunden, gleich denen, welche er 1873 in Oregon bemerkt hat. Die Ablagerungen von Muscheln und Knochen rühren von früheren Anwohnern dieser Küsten her. Je nach den verschiedenen Oertlichkeiten und dem Alter sind auch die Arten der Muscheln und der Knochen von Wirbelthieren in denselben verschieden, aber sie haben, zusammen mit den Steingeräthschaften, welche man in ihnen findet, eine auffallende Aehnlichkeit an der ganzen pacifischen Küste Nordamerikas und — mit den dänischen.

In Oregon fand er auf der Strecke zwischen Chetko bis zum Rogue River in den Muschelhügeln: Mytilus californianus, Tapes staminea, Cardium Nuttallii, Purpura lactuca etc., aber neun Zehntel etwa gehörten der zuerst genannten Species an. In Californien, an den Dünen zwischen dem Arroyo grande und dem Rio de la Santa Maria, dessen Mündung einige Miles nordwärts von Point Sal liegt, fand er, daß die Muscheln auf den wie er meint zeitweiligen Lagerplätzen der alten Indianer fast ganz aus kleinen Exemplaren der Familie Lucina bestehen; hier wurden aber nur sehr wenige Knochen gefunden. Daß es sich hier um nur zeitweilige Lagerplätze handelt, folgert Schumacher aus dem sehr spärlichen Vorkommen von Feuersteinmessern, Speerspitzen und anderen Geräthschaften, welche er dort antraf; auch fand er hier keine Splitter, welche auf ein dauerndes Verweilen der Leute hindeuten könnten. Bei solchen Niederlassungen, die dauernd gewesen sind, findet man dergleichen allemal.

Schumacher fand bei verticalen Durchstichen Lagen von Sand in geringen Zwischenräumen und zieht daraus den Schluß, daß diese Stellen zu bestimmten Jahreszeiten besucht worden sind. Diejenigen Möddings, welche dem Nordwestwind ausgesetzt sind, wurden verlassen, während dieser Wind sie dann mit Sand bedeckte, und dasselbe war der Fall bei denen, welche dem Südwest ausgesetzt bleiben. Sie wurden in den günstigen respectiven Jahreszeiten besucht; die Muscheln wurden mit Flintmessern geöffnet, von denen man mehr oder weniger findet, in der Sonne getrocknet und dann nach den besser geschützt liegenden, permanenten Wohnstätten getragen. Für das letztere spricht es wohl auch, daß an solchen Stellen, wo die Dörfer standen, nur wenige Muscheln gefunden werden; auch hat man in jenen Möddings keine Grabstätten gefunden. „Allerdings fand ich ein Gerippe zusammen mit 13 Pfeilspitzen; es unterliegt aber nicht dem geringsten Zweifel, daß dieser Indianer starb, während sein Stamm an jener Stelle nur kurze Zeit verweilte; und er war in der Eile und nicht nach herkömmlichem Brauche begraben worden."

An der äußersten Spitze von Point Sal, deren nördlicher Vorsprung breite Sandstrecken hat, findet man bis an den Rand der steil abfallenden Felsenspitze gleichfalls sehr ausgedehnte Lager von Muscheln (mit wenigen Ausnahmen Mytilus californianus) und Knochen, dann auch dann und wann Flintsplitter. Dieser Abhang ist von der See unterwaschen worden, der Erdboden von oben nachgesunken, und dort findet man nun 5 bis 6 Fuß dicke Muschellager. Am äußersten Vorsprung der Point Sal bilden die Muscheln ein so hartes, zusammenhängendes Conglomerat, daß dasselbe über den Fels ins Freie hinaus hängt.

Spuren von dauernden Wohnplätzen findet man an der Point Sal an mehreren Stellen. Die Muscheln liegen in unregelmäßigen, formlosen Haufen beisammen, was überall an der Küste bei permanenten Dörfern der Fall ist. Man brachte die Muschelschalen an bestimmte Plätze, während sie da, wo man nur zeitweilig sich aufhielt, weit und breit zerstreut waren. „Jene gebleichten Muschelhügel an Point Sal erinnerten mich lebhaft an die immensen Haufen, welche ich in Oregon gesehen hatte am rechten Ufer des Chetko, dann auch bei Natenet, und bei Crooks Point oder Chetlessin am Pistol River. Ich habe dort an verschiedenen Stellen die Indianer beobachtet, z. B. unweit von Crescent City, am Klamath und an der Big Lagoon; sie machten dort genau eben solche Haufen und zwei oder drei Familien warfen die Abfälle auf einen und denselben Mödding."

Im südlichen Californien fand Schumacher ähnliche Muschelhügel wie bei Point Sal, nur kleiner am linken Ufer des Flusses Santa Maria. Hier sowohl wie bei den eben erwähnten dauernden Wohnplätzen sah er nach allen Richtungen hin zerstreut eine überaus große Menge von Feuersteinsplittern, Messern, Lanzen- und Pfeilspitzen. Aber es war ihm auffallend, daß er dort keine Gräber bemerkte. Als er weiter landein ging und an eine Stelle kam, wo weicher Erdboden und gutes Wasser war, bemerkte er in einiger Entfernung Muschel- und Knochenhaufen; die ersteren werden seltener je weiter man sich von der Küste entfernt. Er fand, wie er glaubt, die Spuren von einer großen Ansiedlung, denn dort lagen Flintsplitter, Muscheln und Knochen in großer Menge und bald nachher in einem

dichten Gebüsch (Chapparal, wie die Mexicaner ein solches bezeichnen) einige wenige Sandsteinplatten umherliegen; solche dienten den Indianern zur Einfassung oder Umfriedigung ihrer Gräber. Dort veranstaltete er Nachgrabungen und fand richtig die Gräber eines Dorfes, welches die alten spanischen Ansiedler Kesmali nannten.

Hier brachte Schumacher etwa 150 Gerippe und verschiedene Arten von Geräthschaften zu Tage. Was die Gräber anbelangt, so warf man in dem sandigen Boden ein großes fünf Fuß tiefes Loch aus, und machte in demselben ein Feuer an, das so lange brennen mußte, bis das Erdreich eine 4 bis 5 Zoll dicke, harte Kruste hatte. Alsdann theilte man das Loch vermöge mehrerer Sandsteinplatten in kleinere Abtheilungen; diese Platten haben etwa anderthalb Zoll Dicke, einen Fuß Breite und drei Fuß Länge. In diesen kleiner Abtheilungen lagen die Skelette. Ueber dem Kopfe lag, gleichsam als Schutz für denselben, eine Platte wagerecht, genau so wie Schumacher es am Chetko River gefunden hatte; doch bestanden hier die Platten nicht aus Stein sondern aus Holz von der Rothtanne. Nicht alle Gräber sind so sorgfältig hergerichtet, denn in manchen findet man statt der Sandsteinplatte nur einen rothen Stein über den Köpfen. Die Steinplatten waren alle bemalt; eine, welche Schumacher mitnahm, hatte der Länge nach einen schwarzen Streifen, von welchem aus an jeder Seite, in einem Winkel von etwa 60 Grad, 32 andere aber rothe Streifen auslaufen, 16 an jeder Seite, etwa so wie beim Fische die Knochen vom Rückgrat aus. Die innere Seite der Platte ist gewöhnlich einfach roth angestrichen.

Die Skelette liegen auf dem Rücken mit angezogenen Knien und in den meisten Fällen ausgestreckten Armen. In der Lage scheint keine bestimmte Richtung maßgebend zu sein; manche lagen einander gegenüber Fuß an Fuß, andere kreuzweise übereinander. Die weiblichen Gerippe haben einen steinernen Mörser oder steinernen Topf über den Schädel gestülpt; wenn der letztere zu eng für den Nacken war, legte man ihn einfach unter den Kopf. Trinkgeschirr und Schmuck liegen bei beiden Geschlechtern in der Nähe des Kopfes, Muschelperlen im Munde, in den Augenhöhlen und in der Hirnhöhle, welche allemal mit Sand ausgefüllt ist, den man durch das foramen magnum hineingebracht hat. In manchen Fällen waren die Gerippe dicht übereinander gepackt und so, daß die obersten nur etwa 3 Fuß unter der Oberfläche liegen. Diese haben wohl armen Leuten angehört und aus manchen Anzeichen geht hervor, daß die Gräber mehrfach wieder geöffnet worden sind, um neue Leichen hineinzubringen. Und das ist zu verschiedenen Zeiten geschehen. In einem Falle schlug Schumacher die Bodenkruste eines Grabes durch und fand unter derselben ein zweites Grab, das vielleicht vergessen worden war, denn die in demselben vorhandenen Knochen waren durch Feuer beschädigt worden. In allen diesen Gräbern findet man viele Holzkohlen, zumeist von der Rothtanne, selten von der Fichte. Manchmal kommen auch Stücke von Pfählen oder Pfosten vor, die 3 bis 6 Zoll im Durchmesser haben, und von gespaltenen 2 Zoll dicken Brettern; sie beide sind wahrscheinlich Ueberreste von der verbrannten Hütte des Todten und mit aller andern Habe desselben ins Grab gelegt worden. Schumacher hat 1873 in Chetko mit angesehen, wie die Indianer dabei verfahren.

Er untersuchte auch noch andere Gräber, die unter dem Namen Temeteti bekannt sind. Dieselben liegen etwa 15 Miles nördlich von den Point-Sal-Gräbern am rechten Ufer des Arroyo de los Berros, den Spuren früherer Ansiedelungen gegenüber, etwa 7 Miles landeinwärts. Sie unterscheiden sich von denen bei Kesmali nur dadurch, daß sie keine durch Feuer hervorgebrachte harte Kruste haben, sondern nur leicht und etwa einen viertel Zoll tief angebrannt sind.

Schumacher untersuchte gemeinschaftlich mit zwei Alterthumsforschern, Dr. Hays und Richter Venable, eine andere Ansiedelung, wie er sich ausdrückt. Sie heißt Nipomo und liegt auf dem gleichnamigen Rancho; dann die Ansiedelung Walekhe. Hier bezeichnet auf dem erhabensten Punkt eines Höhenzuges eine Erdvertiefung die Stelle, wo einst eine Hütte stand, möglicherweise die eines Häuptlings.

Die Geräthe, Waffen und Schmucksachen, welche beim Nachgraben gefunden wurden, und die 300 Gerippe in den Gräbern von Kesmali, Temeteti, Nipomo und Walekho sind bei genauer Betrachtung alle einander sehr ähnlich und haben wohl Menschen gleichartigen Stammes angehört. Auffallend sind zunächst die großen, kugelrunden oder birnenförmigen Kochtöpfe, die aus einem Magnesiaglimmerschiefer (magnesia mica) ausgehöhlt worden sind. Die runde Oeffnung hat eine schmale Riefe und 5 Zoll im Durchmesser bei einem Topfe von 18 Zoll Durchmesser. Am Rande der Oeffnung ist dieses Gefäß nur $^1/_4$ Zoll dick, wird aber nach dem Boden hin immer stärker; hier hat es $1^1/_4$ Zoll. Schumacher fand noch Töpfe von anderer Gestalt, z. B. solche die an der Oeffnung sehr breit waren und nach unten hin schmal zuliefen. Außer diesen besitzt er auch Sandsteinmörser von verschiedener Größe; sie sind halbkugelförmig und wechseln von 3 Zoll Durchmesser und $1^1/_2$ Zoll Höhe bis zu 16 Zoll Durchmesser und 13 Zoll Höhe — Alles auf der Außenseite gemessen — mit den dazu gehörigen Stößeln. Er fand eine förmliche Auswahl von Schalen, von $1^1/_4$ bis 6 Zoll Durchmesser, hübsch aus polirtem Serpentinstein gearbeitet. Die kleinste welche er fand war in einer aus drei Muscheln bestehenden Umfassung, Etuis, und enthielt Farben, von denen er Spuren in allen diesen Schalen fand.

„Ich fand in den Gräbern weder Messer noch Löffel; wohl aber drei hübsche Pfeifen zum Cigarrenhalten, viel größer aber von ähnlicher Gestalt wie die in Oregon. Von Waffen grub ich wenig aus, nur eine Pfeil- und Speerspitze, die aber von vortrefflicher Arbeit sind. Von Obsidian kam mir nur eine $5^1/_2$ Zoll lange Lanzenspitze vor, sodann eine andere von Chalcedon, $9^1/_2$ Zoll lang und $1^1/_4$ Zoll breit, und ganz prächtig gearbeitet."

„Die meisten der genannten Gegenstände sind in wohlerhaltenem Zustande gefunden worden; es ist demnach einleuchtend, daß die Sachen, welche man dem Todten mit ins Grab gab, nicht zerbrochen wurden. Dasselbe gilt auch von den Gräbern in Oregon. Ich habe sogar Mörser und Stößel gefunden, die ausgebessert worden und mit Asphalt zusammengekittet worden sind. Bei den Skeletten reicher Leute findet man Muschelperlen in Menge; sodann sichelförmige Zierrathen von der Abelonemuschel und ein Schmuckstück, das einer Dentolieummuschel ähnelt, aber aus einer großen Miesmuschel verfertigt worden ist."

Aus allen Erdtheilen.

Aus den Nilregionen.

Dr. Nachtigal ist im August aus Wadai und durch Dar Fur glücklich in Kordofan angelangt. Er gedachte über Chartum nach Aegypten zu reisen, und somit können wir hoffen, daß er etwa vor Schluß des Jahres wieder in Deutschland sein werde.

Oberst Gordon war, den letzten Nachrichten zufolge, in Gondokoro, bis wohin nilaufwärts nun unbestritten die Herrschaft des ägyptischen Chedive reicht. Er fand dort den von Samuel Baker in äußerst ungünstigem Lichte geschilderten Abu Saud Bey el Akkad als Mudir (Statthalter) und General, den er seinerseits sehr lobt; man lebe dort in Frieden und Sicherheit. (— Baker war dort gleich nach seiner Ankunft mit den Bari-Negern in Streitigkeiten und Krieg gerathen. —)

Der Handel mit den oberen Nilgegenden ist wieder lebhaft geworden. Aus dem ägyptischen Sudan sind, amtlichen Nachweisen zufolge, im Jahre 1873 in Kairo für nicht weniger als 1,554,600 Pf. St. Güter eingeführt worden. Es ist nicht ohne Interesse, dieselben aufzuführen; man ersieht daraus, was der Sudan unter geordneten Zuständen liefern könnte. — Vorn an in der Liste stehen — Straußfedern mit dem colossalen Betrage von 824,013 Pf. St.; sodann folgen verschiedene Arten von Gummi 647,390 Pf. St.; Elfenbein nur 50,816 Pf. St. Sodann folgen mit mehr oder weniger geringerm Betrage: Tamarinde, Wachs, Sennesblätter, Kalbfelle, Hippopotamuskarbatschen, Kaffee (12,112 Pf. St.), rother Pfeffer, Tigerfelle, Affen, Krokodile, Rhinoceroshörner, Straußeier und Arzneipflanzen. Diese Güter kamen vermittelst Karawanen nach Kairo, die vier Monate unterwegs sind.

Es unterliegt nun keinem Zweifel mehr, daß der Chedive Dar Fur erobern und seinem Reiche einverleiben will. Wir werden ohne Zweifel durch Dr. Nachtigal Näheres über das noch so wenig bekannte Land erfahren, das zwischen Kordofan und Wadai liegt. Der Sultan desselben hat im vorigen Jahre Einfälle auf ägyptisches Gebiet gemacht, ist aber zurückgeworfen worden. Ursache zu den Feindseligkeiten soll der Umstand gegeben haben, daß Aegypten keine Sklaven aus Dar Fur mehr über seine Grenzen ließ, und damit war dem Sultan eine wichtige Einnahmequelle verstopft. Nun verlautet, daß die Aegypter gleich nach der Eroberung alle Sklaven in Dar Fur für frei erklären und auch keine Sklavenjagden mehr dulden wollen. Damit wird auch für Wadai und die Baggara-Araber der Sklavenhandel verhindert; sie finden für ihre schwarze Waare dann keinen Absatz und keinen Durchzug nach Norden hin und ebensowenig in östlicher Richtung zum Nil, wo Gordon Wacht hält.

Die Expedition gegen Dar Fur steht auch unter einem Engländer, General Stone. Er will die Productionsfähigkeit des Landes erforschen und auf einer Route für Kameelkarawanen Brunnen graben und neben denselben Soldatenposten anlegen lassen; damit sind zwei andere Engländer, die Obersten Purdy und Mason, beauftragt; bereits sind alle erforderlichen Werkzeuge, Pumpen ꝛc. aus England nach Aegypten abgegangen. (— Dar Fur ist inzwischen von den Aegyptern occupirt worden. —)

Da der Handel mit dem Sudan sich als sehr vortheilhaft ausweist, so hat der Chedive nun fest beschlossen, die Sudanbahn in Angriff zu nehmen; der bekannte Londoner Bahnbauer Fowler soll unverweilt ans Werk gehen. Die Linie beginnt an ihrem südlichen Ende in Schendy am Nil, der von Süden her bis dorthin schiffbar ist und wo Kameelstraßen aus Gedaref, Gallabat, Takka, Barka und Sennar auslaufen. Die Bahn soll von Schendy durch die Bahindawüste gehen, welche Wasser und Gesträuche hat, und dann den Nil bei Dubbe erreichen, das bequem liegt für den Handelsverkehr mit Kordofan, Dar Fur, Wadai und überhaupt mit den westlichen Gegenden. Sie zieht dann über Dongola am Nil hin (etwa 220 Miles), an den dritten und zweiten Katarakten vorbei, bis Wady Halfa, von wo ab der Nil das ganze Jahr hindurch bis Philae an dem ersten Katarakt schiffbar ist. Von dort bis Assuan ist bereits zur Umgehung des ersten Kataraktes ein Schienenstrang hergestellt; von Assuan ist freies Stromwasser bis Syut, dem südlichen Endpunkte der im Betriebe befindlichen Bahn nach Kairo und Alexandria. Gleichzeitig mit der Sudanbahn soll die kurze Assuanbahn nach Norden hin verlängert und die oberägyptische Linie südlich bis Esneh verlängert werden, so daß dann ohne Unterbrechung Schienenverbindung von Alexandria bis Schendy stattfinden wird.

Wenn das Alles Ramses der Große sehen könnte!

Die Ueberschwemmungen in China.

Seit vier Jahren wird ein Theil der chinesischen Provinz Tschili in der Umgegend des bekannten Freihafens Tien tsin von Ueberschwemmungen heimgesucht, welche etwa 40,000 Quadratkilometer Landes ½ bis 1½ Meter hoch bedecken und aus welchen nur die Dörfer, Dank ihrer Lage auf den seltenen Bodenerhebungen, hervorragen. Die Bevölkerung des unlängst noch reichen und blühenden Landstriches vermindert sich zusehends und wird gänzlich fortziehen, wenn man jener Landplage keinen Einhalt thut. Eine große Anzahl wandert nach Norden jenseit der großen Mauer und nimmt im Verein mit den Bauern von Schan tung, welche der Hwang ho beim Verlassen seines alten Flußbettes verjagte, die Weiden der Mongolen unter den Pflug. Die ersten drei Tagereisen hinter Kalgan führen durch ausgedehnte Weizen- und Haferfelder, wo noch vor 15 Jahren Weideland sich erstreckte. Die Chinesen, die Gebildeten wie der große Haufen, erblicken in dieser Calamität natürlich nur die Folgen des Zornes eines schwarz-grünen Drachens; das niedere Volk in allem Ernst, die Gebildeten, weil sie alle Ursache haben, die Vorurtheile der Masse aufrecht zu erhalten. Dem wahren Grunde nachzuspüren vermag oder will Niemand, und doch liegt er so nahe. Hier, wie in so vielen Theilen der Welt, in Frankreich (Loire vor Allem) wie in Deutschland (Oder), in den Alpen wie in den Vereinigten Staaten oder in der Türkei, ist lediglich der Mensch selbst an seinem Unglücke Schuld; die Ueberschwemmungen sind lediglich die Folge der unvernünftigsten Waldverwüstung. Der Wald mit seinem Humusgrunde und Wurzelgeflechte hält die Feuchtigkeit fest wie ein Schwamm und läßt sie in geregelter Weise das ganze Jahr über zu Thale fließen; aber von den abgeholzten Berglehnen strömt das Regenwasser unaufhaltsam hinab und nimmt in kurzer Zeit auch die letzte dünne Humusschicht mit hinweg, solchergestalt eine Wiederbewaldung schwierig und kostspielig, wenn nicht unmöglich machend.

Der Schaden, welchen allein im Juli dieses Jahres die Wolkenbrüche in den deutschen Alpen an Straßen und Brücken, Feldern und Wohnungen angerichtet haben, ist colossal und außer allem Verhältnisse zu dem Gewinne, welchen das abgetriebene Holz dereinst den thörichten Bauern gebracht hat. Und derselbe Fall ist es im Norden Chinas, welcher von sehr steilen und kahlen, humuslosen Gebirgen durchzogen ist. Die Flüsse sind nichts als mächtige Felsschluchten bis 500 Meter und darüber breit, in denen ein winziger Wasserfaden hinabrieselt. Wenn aber in der Zeit vom Mai bis September die Unwetter, oft drei bis vier in der Woche, losbrechen,

so erfüllt eine 1 bis 2 Meter tiefe tosende Wassermasse diese Schluchten und, in der Ebene angelangt, vermag sie nicht rasch genug abzufließen, und überschwemmt weithin das Ackerland.

Nun schlägt der französische Generalstabsoffizier Guy de Contenson vor, jene Wassermassen in künstlichen Teichen aufzustauen und nur allmälig abfließen zu lassen. Die Bodengestaltung in den oberen Theilen der Flußthäler (Pei-ho, Sanku-ho, Tschu-long-ho, Hu-to-ho) ist derart, daß sich leicht an vier, fünf besonders eingeengten Stellen jedes Flußthales da, wo sie die stufenweise über einander emporsteigenden Gebirgsketten quer durchbrechen, Dämme errichten lassen, um die Gewässer zu sammeln; der Grund und Boden hat keinen Werth und billige Arbeitskräfte würden der chinesischen Regierung in Masse zu Gebote stehen. Ja, vielleicht würden einzelne jener Flüsse eine Strecke weit schiffbar werden. Trotz alledem aber fragt es sich doch sehr, ob schon jetzt bei den leitenden Kreisen Chinas die Unternehmungslust so groß ist, ein so fruchtbringendes Werk in Angriff zu nehmen.

Corsica.

In den Jahren 1864 bis 1867 ist die Insel Corsica von Neuem durch Offiziere des französischen Generalstabes triangulirt worden, da die alte auf den Arbeiten Tranchott's beruhende Karte des Landes vom Jahre 1824 als unzureichend erkannt worden war. Bis heute sind erst einige Blätter der neuen Aufnahme erschienen; doch soll der Rest in kurzer Zeit nachfolgen. Es stellte sich dabei heraus, daß die meisten alten Höhenbestimmungen zu corrigiren sind, daß z. B. nicht der Monte Rotondo, wie man bisher annahm, sondern der Monte Cinto der höchste Gipfel der Insel ist, und der Monte d'Oro die bisher von ihm eingenommene zweite Stelle mit der sechsten zu vertauschen hat. Folgende sind in Meter die höchsten Erhebungen Corsicas: Monte Cinto 2707,0, M. Rotondo 2624,8, M. Paglia Orba 2525,5, M. Cardo 2454,4, M. Padro 2392,5 und M. d'Oro 2390,8.

Australien und Neuseeland.

Die Colonien in Australien erfreuen sich gedeihlicher Zustände, ihre Fortschritte sind zugleich rasch und sicher. In Victoria ist das Budget der Ausgaben für das laufende Finanzjahr (das am 1. Juli beginnt) veranschlagt auf 4,478,080 Pf. St., 30,018 Pf. St. mehr als die wirkliche Ausgabe im Vorjahre betrug. Die Einnahmen sind veranschlagt auf 4,259,135 oder 194,211 Pf. St. mehr als die im Vorjahr eingegangenen; von diesen sind 170,368 Pf. St. als Ueberschuß auf das neue Jahr übertragen worden. Es wurden für das Unterrichtswesen in jenem Jahre reichlich 500,000 Pf. St. verausgabt und im laufenden Jahre soll noch weit mehr auf dasselbe verwandt werden. Der Unterricht ist gratis und die Colonie erbaut alle Schulhäuser. Hauptquelle der Einnahme sind die Einfuhrzölle mit 1,765,000 Pf. St.; von öffentlichen Werken, Wasserleitungen und Eisenbahnen 1,009,625; Landverkäufe 878,000. Die directe Bestenerung betrug nur 60,000 Pf. St. und bestand aus Abgaben von Erbschaften. Victoria hat seit drei Jahren ein strenges Schutzzollsystem; so trägt z. B. ein Paar Mannsstiefel oder Schuh 2 Schilling Eingangszoll; die Gallone Schaumwein 6 Schilling ꝛc. Die Colonialschuld stellt sich auf 12,520,432 Pf. St.; sie ist aber zum überwiegenden Theile von productiver Art. Die Eisenbahnen haben eine Länge von 515 Miles. Die Veredelung der Schafe nimmt ihren Fortgang; zu Anfang Septembers wurde für einen aus Tasmania herübergebrachten Stähr, „den berühmten Sir Thomas", die Summe von 680 Guineen bezahlt! Ein Herr Wilson hat der Melbourner Acclimatisationsgesellschaft 1100 Pf. St. geschenkt, damit sie wieder einen Versuch mache, den Lachs in die Ströme von Victoria zu verpflanzen. Der vor etwa neun Jahren angestellte war mißlungen. Man will nun Lachseier aus Californien und aus Schottland kommen lassen.

Auf Neuseeland ist die Finanzlage äußerst günstig. Die Einnahmen haben im abgelaufenen Finanzjahre jene des Vorjahres um 300,814 Pf. St. überstiegen und sind mit jedem Jahre angewachsen. Während sie 1870/71 erst 936,188 Pf. St. betrugen, stellten sie sich 1873/74 auf 1,410,216. Dazu kommen noch die Erträgnisse des Verkaufs von Ländereien, die sich von 208,091 auf 1,003,797 Pf. St. gesteigert haben. Die Regierung ist ernstlich darauf bedacht, der Waldverwüstung zu steuern, die vorhandenen Waldungen zu schützen und an vielen Stellen Baumpflanzungen anzulegen. Sie will auch eine „Handelscompagnie für die Südsee" nach Kräften fördern. Sie hat ferner die Genehmigung zum Bau von 1010 Miles Eisenbahnen gegeben, für welche 5,575,400 Pf. St. bewilligt worden sind. Davon wurden bis jetzt verausgabt 3,660,881 Pf. St. Dem Betrieb eröffnet sind 90 Miles, fertig gebaut und demnächst zu eröffnen 58 Miles. Auf einer Strecke von 103 Miles wurden im August die Schienen gelegt; 421 Miles waren im Bau begriffen und es ist mit Bestimmtheit anzunehmen, daß gegen Mitte des Jahres 1875 vollauf 672 Miles Schienenwege dem Betriebe eröffnet sein werden. Auch der für ein solches Land hochwichtige Bau von Landstraßen schreitet rasch fort. Am 30. Juli 1874 hatten dieselben eine Länge von 1088 Miles, uno dazu kamen noch 526 Miles Chausseen. Diese 1700 Miles Straßen ziehen zumeist durch Gegenden, in denen vor wenigen Jahren kaum ein Europäer wohnte; durch sie werden Millionen Morgen fruchtbarer Boden und prächtige Waldungen zugänglich gemacht.

* * *

— Daß Kometen etwas Absonderliches bedenten, ist bekanntlich ein weit verbreiteter Wahn. Wenn sie ihre Himmelsbahn durchrasen, kann es ja nimmermehr fehlen, und da auf unserm Erdball, dieser besten aller Welten, die Menschen unablässig in Zank und Hader liegen, so fehlt es nicht, daß sie in irgend einem beliebigen Lande sich todtschießen oder einander die Hälse abschneiden. Im verflossenen Sommer war nun allerdings Krieg — auf Formosa, wo wilde Eingeborene von Japanern gezüchtigt wurden. Daraus hätte nun ein Krieg zwischen China und Japan entstehen können. Nun wird aber das Erscheinen eines Kometen von den Chinesen so gedeutet, daß er nothwendig Krieg verkündige; ihre nächsten Nachbarn, die Japaner, sind dagegen der Ansicht, er prophezeie Frieden, und was die beiden ostasiatischen Reiche anbetrifft, so haben die letzteren Recht behalten. Die Chinesen besorgten übrigens keine lange Dauer der Feindseligkeiten, weil — der diesjährige Komet einen nur kurzen Schweif zeigte; je länger der Schweif, um so länger der Krieg.

— In Tokio (Yeddo) erscheint unter dem Titel Nipon Tsche ein japanischer Kladderadatsch oder Punch mit vortrefflichen Illustrationen, in welchen insbesondere das steife Behaben der Engländer zur Geltung kommt. Die Japaner sind Meister im Zeichnen von Carricaturen.

Inhalt: An der ligurischen Riviera di Ponente. III. (Mit drei Abbildungen.) (Schluß.) — In Lakhnau, der Hauptstadt von Audh in Indien. (Mit zwei Abbildungen.) — Ein Runenstein in Tyrol. (Mit einer Abbildung.) — Zustände der Neger im Süden der Vereinigten Staaten. — Karl v. Neumann's Expedition nach dem Lande der Tschuktschen. IV. — Paul Schumacher über Kjökkenmöddings und alte Gräber in Californien. — Aus allen Erdtheilen: Aus den Nilregionen. — Die Ueberschwemmungen in China. — Corsica. — Australien und Neuseeland. — Verschiedenes. — (Schluß der Redaction 30. November 1874.)

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage: Literarischer Anzeiger Nr. 9.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXVI. № 24.

GLOBUS

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 4 Thlr. Einzelne Nummern 5 Sgr. — 1874.

Eine Fahrt auf dem Parana in Argentinien.

Als Rio de la Plata, Silberstrom, bezeichnet man die weite Mündung für ein ausgedehntes Stromgebiet Südamerikas, welches die Region zwischen 15 und 35 Grad südlicher Breite umfaßt; dasselbe begreift einen großen Theil des Gebietes zwischen dem brasilianischen Küstengebirge, welches dem Atlantischen Ocean nahe liegt, im Osten, und den Andes im Westen. Diese Mündung hat zwischen Montevideo und dem Cap San Antonio eine Breite von 30 deutschen Meilen und von der ebengenannten Stadt bis zu dem Punkt aufwärts, wo durch die Vereinigung des Uruguay mit dem Parana der La Plata gebildet wird, beträgt die Entfernung eben so viel.

Als Hauptarm aber muß der Paraguay betrachtet werden, welchen man wohl mit dem Mississippi verglichen hat, aber diesem ist er bei Weitem vorzuziehen. Als Wasserstraße ist er unvergleichlich, wenn man den Amazonas ausnimmt. Er kommt, unter etwa 13° S., aus den sogenannten Sieben Seen im Diamantendistricte der brasilianischen Provinz Mato grosso, und ist bis Jaura auch für große Boote in jeder Jahreszeit schiffbar; auf einer Strecke von nicht weniger als 19 Breitengraden hat er auch nicht einen einzigen Felsen in seinem Bette und bildet so einen herrlichen Verkehrsweg bis recht in das Herz des südamerikanischen Continents hinein.

Ganz anders sein wichtigster Zufluß, der Parana, dessen Quellen in der brasilianischen Provinz Minas geraës liegen: derselbe hat in seinem obern Laufe eine große Menge von Stromschnellen und prächtigen Wasserfällen, welche die Schifffahrt hemmen. Er fließt durch malerische Gegenden, die zum großen Theil noch unangebaut sind. Etwas oberhalb der Stadt Corrientes mündet er in den Paragnay und ist von dort ab ein „Riesenstrom", der seit etwa einem Vierteljahrhundert von zahlreichen Dampfern befahren wird. Ein Europäer, welcher zum ersten Male die Reise von Buenos Ayres bis Asuncion, der Hauptstadt der Republik Paragnay, macht, wird durch manche neue ihm fremdartige Erscheinungen überrascht.

Die Dampfer sind nach nordamerikanischer Art gebaut, haben geringen Tiefgang, laufen schnell und bieten den Fahrgästen alle Bequemlichkeit. Man steuert von Buenos Ayres ab zunächst in das vielfach verschlungene Delta des Parana und kommt an der Tigerinsel vorüber. Es ist gegen Ende des Augustmonates; die Pfirsichbäume, welche ganze Wälder bilden, stehen in prachtvoller Blüthe, auch der Seïbo hat seinen herrlichen Schmuck entfaltet. Dieser stark mit Dornen besetzte Baum ist von Mittelgröße, hat purpurfarbige Blumen und ein zartes Holz, aus welchem man, da es zum Brennen nicht taugt, Näpfe und andere Hausgeräthe verfertigt. Sehr oft bilden die Seïbobäume ein Dickicht, unseren europäischen Buschgehölzen ähnlich, aber manchmal ist dasselbe so sehr durch einander verwachsen, daß man sich den Weg mit der Axt bahnen muß. Die Pfirsiche sind im Februar voll reif; auf allen Inseln sieht man ihre rosenrothen Früchte und daneben die goldfarbigen Orangen. Zierliche Palmen streben schlank empor und in das leichte Gezweig der Bambus ragen die langen Traubenbüschel des

Seïbo hinein. (Sein botanischer Name ist Erythrina Cristagalli, L.)

Die Inseln in jenem Delta sind angeschwemmtes Land, überaus fruchtbar und manche so hoch, daß sie nicht in jedem Jahre überschwemmt werden, was bei den übrigen der Fall ist. Viele Eilande werden vom Strome ganz hinweggerissen und er bildet an einer andern Stelle wieder neue; eine Karte vom Delta, welche man heute entwirft, ist nach wenigen Monaten nicht mehr richtig, denn das eigentliche Fahrwasser, die Strombahn, verändert sich unablässig. Im August ist niedriger Wasserstand, aber der Arm, welcher als Parana de las Palmas bezeichnet wird, hat Tiefe vollauf. Außer demselben wird das Delta von noch vier anderen Hauptarmen durchzogen; im Ganzen zählt man vierzehn solcher Mündungen.

Weiter aufwärts sieht man da und dort eine Viehschlächterei (Saladero) und kommt an die Mündung des Flusses Baradero, in dessen Nähe die gleichnamige, von Schweizern gegründete Colonie sich in gedeihlichem Zustande befindet. Der Dampfer hält bei manchen Ortschaften am Ufer, so bei San Pedro, bei Obligado, wo der Strom sich bedeutend verengt; bei San Nicolas de los Arroyos, einer Stadt mit etwa 10,000 Einwohnern, die bereits Pferdebahnen hat, vortreffliches Rindsleder in den Handel bringt, und daneben die schlechteste Wolle.

Der Parana hat seine periodischen Stromanschwellungen. Gegen Ende des Decembers fängt er zu steigen an, täglich etwa 5 Centimeter, bald nachdem die Regenzeit zwischen dem Aequator und dem Wendekreise des Steinbocks eingesetzt hat; dann wächst er bis März, wo er seinen höchsten Stand erreicht und fällt allmälig bis Juli. Der niedrige Wasserstand dauert bis in den October; dann tritt wieder eine kleinere Anschwellung ein, die gewöhnlich nur etwa 6 Fuß beträgt, die sogenannte Repunte, bis in die zweite Hälfte des November. Sie rührt wahrscheinlich daher, daß die Flüsse in der gemäßigten Zone in Folge der Winterregen anschwellen. Es ereignet sich zuweilen, daß die Ueberschwemmungen ihre gewöhnliche Grenze nicht innehalten und dann richten sie große Verwüstungen an. Bei einer derselben, im Jahre 1812, gingen viele Herden zu Grunde und als das Wasser von den Inseln wieder abgelaufen war, brannte die Sonne auf Hunderttausende von Thierleichen, namentlich Rindvieh, Flußschweine und Jaguars; lange Zeit war die ganze Luft verpestet. Bei solchen Ueberschwemmungen retten die Thiere sich auf Camelotas, schwimmende Massen, die sich aus Rohr und Buschwerk zusammenschieben. Auf diesen Inseln treiben sie dann stromab und gehen, sehr unwillkommene Gäste, ans Land, sobald die Camelota sich irgendwo ans Ufer festlegt. So ist es gekommen, daß einst in Montevideo bei Nachtzeit vier Tiger landeten, welche am Morgen zu nicht geringer Ueberraschung der Bewohner in den Straßen umhergingen.

Die Tiger-Insel im Parana.

Die wichtigste Stadt am Parana ist Rosario, am rechten Ufer, aber vom Strom aus nicht sichtbar. Bis hierher gelangen Seeschiffe, die nicht über 14 Fuß Tiefgang haben und sie können dicht am Ufer ankern. Durch die Eisenbahn,

Schlachten von Rindvieh in einem Saladero.

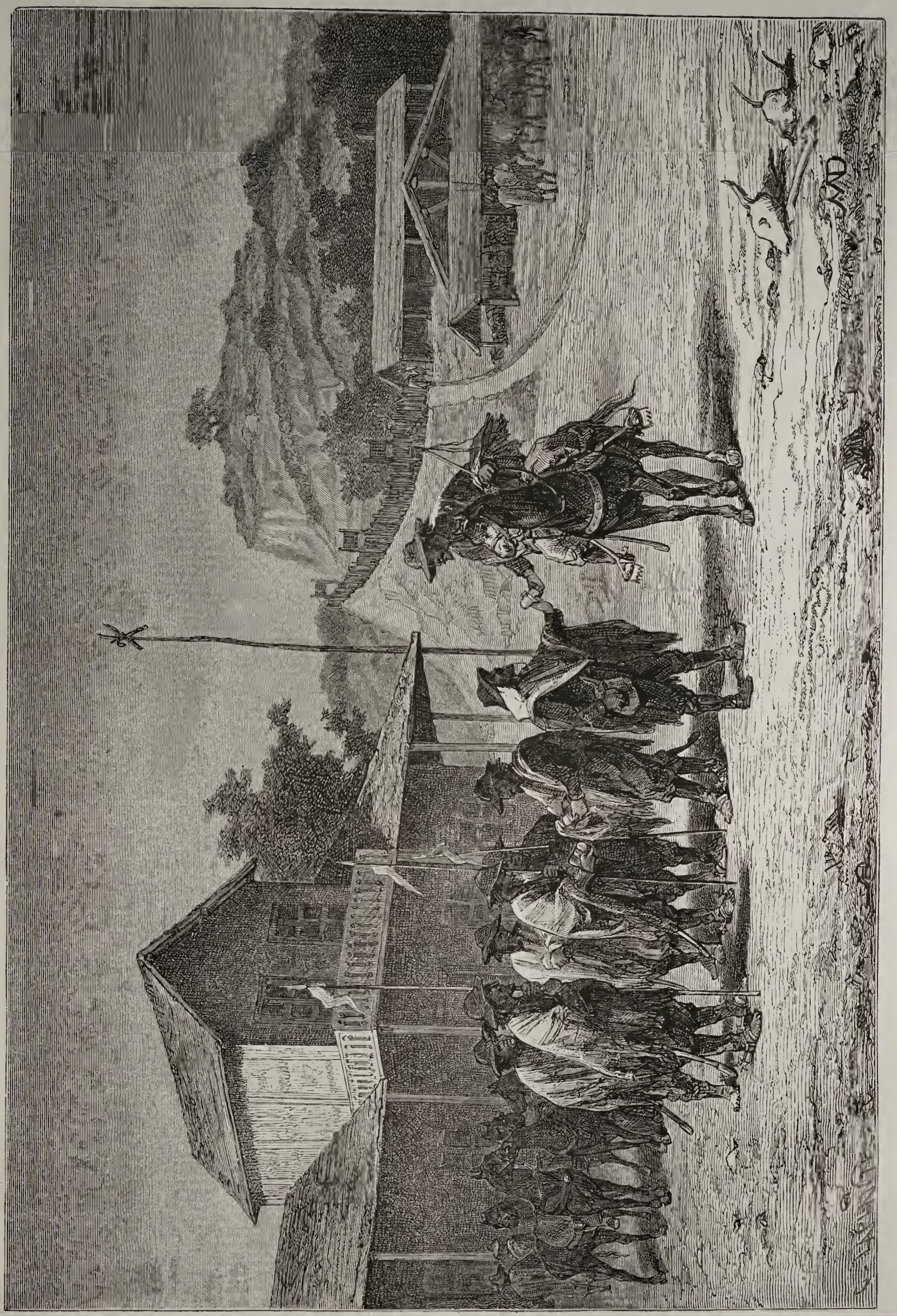
welche nach Cordova führt und von dort in die inneren Provinzen, zunächst nach Tucuman weiter gebaut wird, hat Rosario bedeutend an Verkehr gewonnen und ist ein wichtiger Productenmarkt geworden. Auf der Weiterfahrt bietet das rechte Ufer einen eigenthümlichen Anblick dar; es erhebt sich bis zu etwa 150 Fuß Höhe und besteht aus einem sehr harten braunen Erdreich, das genau wie gepulverte Chocolade aussieht, während das Wasser des Parana die Farbe von Milchkaffee hat. Auch das linke Ufer hat sehr steile Wände; sie sind besonders interessant, weil man in ihnen eine große Menge fossiler Thiere findet, insbesondere Gerippe vom Megatherium, vom Glyptodon ꝛc. Die Funde werden an das naturhistorische Museum in Buenos Ayres abgeliefert.

Zu beiden Seiten des Parana weiden hunderttausende Häupter Hornvieh und über das Land sind Saladeros vertheilt. Das Verfahren in diesen Schlächtereien ist einfach.

Argentinischer Gaucho.

Man fängt die Thiere ein und bringt Abends deren so viele, wie am folgenden Tage geschlachtet werden sollen, in einen eingehegten Platz, einen Corral. Die Gebäude sind mit Schilf und Rohr gedeckt. Man sieht einen großen Schuppen und vernimmt von dort her Brüllen und Geschrei. Aus dem Corral wird eine Anzahl von Ochsen vor einen abgeplankten engen Eingang getrieben; über demselben liegen Querbalken, unter demselben ist ein breites Brett das in Schienen läuft. Auf dasselbe wird der Ochs, an welchen die Reihe kommt, von Pferden gezogen und sobald er sich unter dem Balken befindet, rennt ein auf demselben stehender Schlächter ihm ein Messer in den Nacken. Dadurch wird er augenblicklich getödtet und dann auf den Schienen unter den Schuppen gezogen. Sofort zieht man ihm die Haut ab und wirft den Kopf zur Seite; die Halle schwimmt in Blut; ein Gleiches kann man von den Arbeitern sagen, die mit ihren scharfen Messern am Werke sind, plumpe Scherzreden führen und sich lachend Stücke noch warmer Eingeweide ins Gesicht werfen!

Die Häute sind abgezogen und sollen nun gesalzen wer-

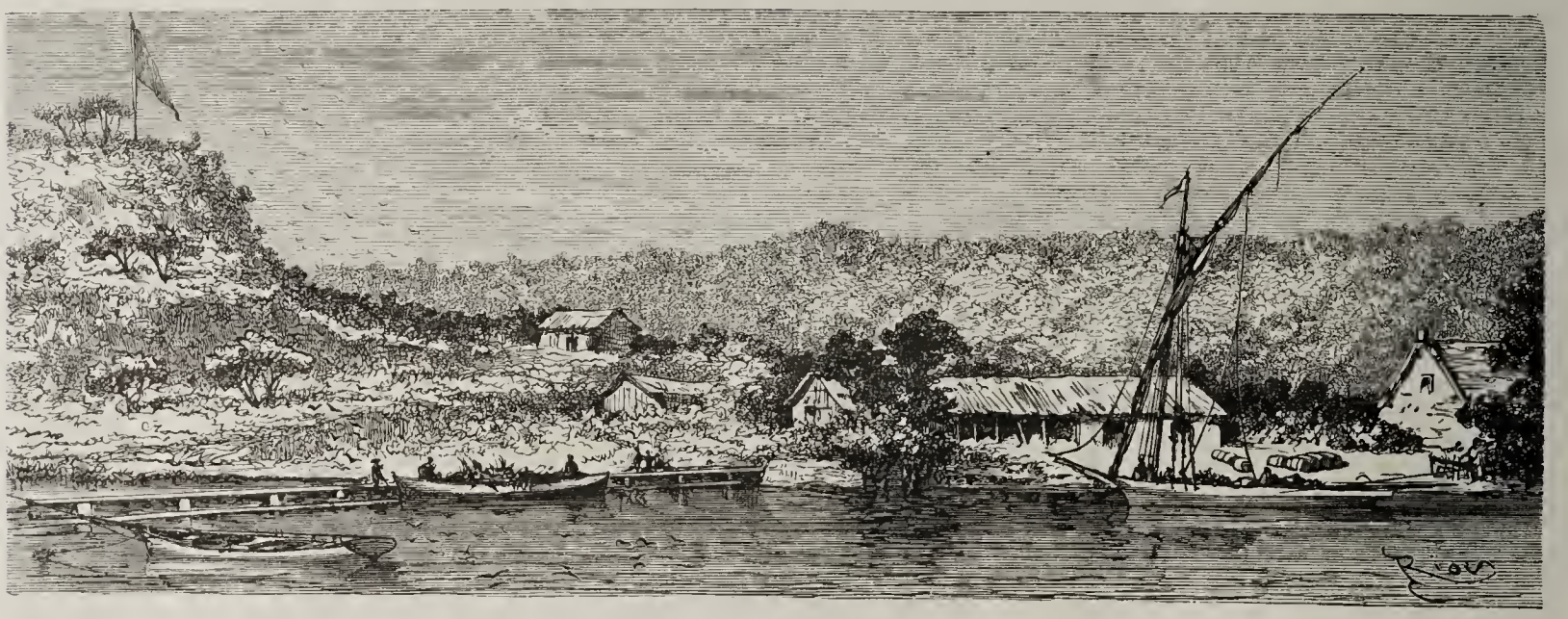


Vertheilung von Tabak an Gaucho-Soldaten.

den. Auf dem Verdeck eines Fahrzeuges arbeiten acht Mann mit Schaufeln und Eimern und schütten Salz und Lake auf die Felle, bei 35° C. Hitze! Der Geruch ist unausstehlich. Am Ufer treiben sich Schweine umher, die mit ihrem Rüssel in Blutlachen wühlen; man sieht gelbe Köter mit steifen, abstehenden Haaren, Geier, Buntspechte und über das Wasser hin streifen hellgraue Möven.

Wer den Arbeitern in einer solchen Schlächterei zusieht, erstaunt allerdings über ihre Geschicklichkeit, aber er empfindet doch ein gewisses Grauen vor diesen über und über mit Blut besudelten Menschen. Nachts brüllen die eingefangenen Thiere, welche oft zwei Tage lang weder Nahrung noch Wasser bekommen haben, ganz entsetzlich, am Tage nimmt das Röcheln kein Ende. Wenn man näher tritt, gewahrt man zehn oder zwölf von Blut triefende Männer, welche mit blinkendem Messer Hälse abschneiden, Felle abziehen, Fleischmassen aus einander säbeln, und ringsum liegen fünfzig bis hundert Thiere, hier ein Ochs, der eben verendet, dort ein noch nicht abgeschlachtetes Rind, das vor Hunger und Durst dem Verschmachten nahe ist, und etwas entfernt liegen Berge von Fleischmassen. Und dabei lachen und scherzen die Arbeiter und die Raubvögel kreisen kreischend in der Luft oder streiten mit den Hunden über den Abfall. Sobald die Schlachtzeit beginnt, kommen die Urubugeier und die großen und kleinen Caracaras aus weiten Entfernungen her zu den Saladeros, und manchmal findet man sie bei einem Saladero nicht zu Hunderten sondern zu Tausenden.

Die Stadt Parana liegt am linken Ufer in der Provinz Entre Rios, deren Bewohner die revolutionärsten Leute in der Republik sind. Die Aufstände wiederholen sich periodisch und eben jetzt, zu Ende des Jahres 1874, rebellirt ein Theil derselben wieder gegen die Bundesregierung. Diese hatte im vorigen Jahre große Mühe, den Aufstand des Raubmörders Lopez Jordan niederzuschlagen, desselben Mannes, welcher seinen Oheim Urquiza mit eigener Hand ums Leben gebracht hat und heute wieder eine hervorragende Rolle spielen will. Während seiner Rebellion von 1872 kam ein europäischer Kaufmann aus Buenos Ayres nach Parana, um von einem Saladero der Umgegend 5000 Stück Häute zu übernehmen und einzuschiffen. Die Bundestruppen hatten die Hafenstadt inne und Schiffe auf dem Strome, waren aber von den Aufständischen auf der Landseite blockirt. Diese nahmen sich ruppig genug aber doch malerisch aus; als Parteiabzeichen trugen sie ein weißes



Saladero bei Barranca de Parana.

Band um den Schlapphut. Wer sie sah, mußte sich unwillkürlich sagen: Räuber und Banditen wie sie nicht besser im Buche stehen können! Die mächtigen Sporen klirren, ein gewaltiger Reitersäbel schleift hinter dem Manne her, wenn dieser sich einmal vom Pferde herabläßt, was er nicht oft und immer nur ungern thut.

Die Felle lagen in einem Waarenhause, welches die Rebellen besetzt hatten. Der Kaufmann mußte wohl oder übel sich mit diesen in Verbindung setzen, er faßte ein Herz und meldete sich beim Lieutenant (Alferez) des Postens. Der wild genug aussehende Offizier nahm den Hut ab, reichte dem Fremden die Hand und sagte freundlich Guten Tag. Nachdem dieser den Zweck seiner Anwesenheit auseinander gesetzt hatte, entspann sich eine ganz gemüthliche Unterhaltung. Der Kaufmann stopfte sich eine Pfeife und fragte ob die Patrioten auch Taback hätten? Die Antwort war, daß seit vielen Wochen völliger Mangel an dem edeln Kraute bei ihnen herrsche. Das war schlimm, denn was dem Deutschen Pfeife oder Cigarre, ist dem Gaucho die Cigarrette. Die Freude war groß, als der Fremde seinen Vorrath mit dem Alferez theilte und auch die Leute des Wachtpostens nach Möglichkeit bedachte.

Betrachten wir die Bewohner des platten Landes in den argentinischen Provinzen etwas näher. Domingo Sarmiento, der im October 1874 die Präsidentenwürde niederlegte, welche er sechs Jahre lang mit Ehren bekleidet hat, wurde vor einem Vierteljahrhundert von dem Tyrannen Rosas geächtet und lebte jahrelang als Schullehrer in Chile. Dort schrieb er ein ausgezeichnetes Werk über Argentinien*); in demselben entwirft er eine meisterhafte Charakteristik der Bewohner (S. 28 bis 107). Er hebt vor allen Dingen den schroffen Gegensatz zwischen Stadt und Land hervor. Die Stadt ist Mittelpunkt der Civilisation und der aus Europa überkommenen Bildung; man trägt dort europäische Kleidung. Die Provinzialstädte sind kleine Gesittungsoasen in der Wildniß; in dieser fehlen eigentliche Dörfer und die Gehöfte und Weiler liegen weit auseinander. Sobald der Städter seine Gemarkung überschreitet, findet er Alles anders. Der Mensch des platten Landes trägt sich „südamerikanisch", hat ganz verschiedene Sitten und Bedürfnisse, führt eine andere Lebensweise, gehört einer andern gesellschaftlichen Stufe an und dem Stadtbewohner steht er als Fremder gegenüber.

*) Vida de Facundo Quiroga, i aspecto fisico, costumbres i hábitos de la republica arjentina etc. Santiago 1851. Zweite Auflage.

Er will mit diesem nichts zu schaffen haben, sieht verächtlich auf dessen Verfeinerung und Manieren herab. Die höhere Gesittung der Städte befindet sich gleichsam in Blockadezustand, sie ist draußen geächtet und ein Oberrock, ein Sattel von europäischer Form giebt Aergerniß und Anstoß *).

Der argentinische Hirt lebt vereinzelt; weit und breit sind die Gehöfte über eine ausgedehnte Fläche von ein paar tausend Geviertmeilen zerstreut; oft wohnt der nächste Nachbar zehn Stunden weit entfernt; Alle kommen nur mit Ihresgleichen in Berührung; gesellschaftliche Beziehungen höherer Art fehlen und so erhält vieles im Leben dieser Leute einen barbarischen Anstrich.

Der Viehzüchter (Estanciero) und die Hirten der Pampas sind „Leute für sich“. Der kirchlichen Religion sind sie fremd geworden, sie haben sich ihre eigene zurecht gemacht. Ein sogenanntes Christenthum und spanische Sprache sind allerdings vorhanden, aber nur wie eine Ueberlieferung; Cultus und Ueberzeugungen sind geschwunden, dafür ist der Aberglaube um so stärker eingekehrt. In allen weit von den Städten entfernten Campañas trifft es sich häufig, daß Handelsleute, welche von San Juan oder Mendoza kommen, aufgefordert werden den Kindern die Taufe zu geben und diese Täuflinge sind oft ein Jahr alt und darüber. Mancher Priester hat Knaben vom Pferd herabgehoben und sie dann getauft.

Der Knabe übt sich schon früh im Gebrauche der Fangschnur und der Wurfkugeln (Laço und Bolas) an Kälbern und Ziegen; sobald er auf eigenen Füßen stehen kann setzt man ihn auch auf ein Pferd. Der Jüngling bändigt Füllen und reitet wilde Pferde zu. Als Mann ist er Müßiggänger. Sarmiento, der die Leute kennt, schreibt: „Man muß sie mit eigenen Augen beobachtet haben, um den hochfahrenden, unbändigen Charakter zu begreifen, welcher sich bei ihnen in jener wilden Natur herausarbeitet. Es sind markige Gestalten mit ernstem Gesichtsausdruck und Vollbart. Wer es nicht versteht einen wilden Stier einzufangen, ein ungebändigtes Pferd zu reiten und Auge in Auge den Kampf mit einem Jaguar zu wagen, gilt ihm wenig oder nichts. Er seinerseits thut das. Der Gaucho wickelt seinen Poncho um den linken Arm, rennt diesen der Bestie in den Rachen und stößt ihr sein Messer in den Leib. Er ist gewohnt allen Widerstand zu besiegen, im Kampfe mit der Natur oben zu bleiben und ihr Trotz zu bieten. Als Soldat ist dieser Gaucho muthig, ausdauernd und erträgt alle Entbeh-

Anländе für das Vieh.

rungen. Von früher Jugend an hat er Blut fließen sehen, und ist taub geworden gegen das Stöhnen und Röcheln seiner Schlachtopfer. Alle physischen Eigenschaften des Menschen sind bei ihm stark entwickelt, desto weniger die moralischen. Er ist kräftig, hochfahrend, energisch, aber Unterricht irgend welcher Art hat er nie genossen. Seine Bedürfnisse sind gering. Der Gaucho ist glücklich in seiner Armuth; er kennt keine anderen Vergnügungen als solche, die er allzeit haben kann. Zu arbeiten braucht er nicht, denn seine Herde giebt ihm Kleider und Nahrung und die Beaufsichtigung des Viehes verursacht ihm keine Beschwerde.“

Der Gaucho fühlt sich aber in der eigenthümlichen und großartigen Natur poetisch angeregt, er hat seine Volkspoesie, seine Tänze und ist auch Liebhaber der Musik. Die Vidalita des Landvolkes ist ein Chorgesang, der mit Tamburin und Guitarre begleitet wird und vielleicht von den Indianern herrührt; die Melodie wurde auch anderen Gesängen untergelegt; der Gaucho dichtet die Verse, welche er singt. Die Pampas haben ihre Sänger, Dichter, Barden, welche die verschiedenen Estancias besuchen. Sie singen von den Helden der Einöde, die dem Arme der Gerechtigkeit entflohen, vom Schmerze der Wittwe, welcher die Indianer jüngst ihren Sohn geraubt, von der Niederlage oder dem tragischen Tod eines hervorragenden Gaucho, sie sind Dichter, Chronisten, Geschichtserzähler und Biographen in einer Person. Der Sänger hat keine feste Behausung, er legt sein Haupt nieder wo der Abend ihn überrascht, nicht selten unter freiem Himmel. Aber willkommen ist er überall wo er einkehrt, wo der Cielito getanzt, wo ein Glas Wein getrunken wird; man behält ihm bei festlichem Schmaus eine besondere Stelle vor. Der Gaucho trinkt nicht, falls weder Musik noch Verse ihn anregen; in jeder Schänke (Pulperia) hängt eine Guitarre.

Der Gaucho hat Eigenschaften und Anlagen, durch welche er sich sehr nützlich macht. Er kennt weit und breit, bis in alle kleinen Einzelnheiten, das Land auf dessen Boden er sich bewegt. Er ist scharfsinnig im höchsten Grade und als Rastreador hat er Seinesgleichen nicht. Rastrero

*) El hombre de la campaña, léjos de aspirar a semejarse al de la ciudad, rechaza con desden su lujo i sus modales corteses; i el vestido del ciudadano, el frac, la silla, la capa ningun signo europeo puede presantarse impunemente en la campaña. Todo lo que hai de civilizado en la ciudad i está bloqueado allí, proscrito afuera; i el que osara mostrarse con levita, por ejemplo, i montado en silla inglesa, atraeria sobre sí las burtas i las agresiones de los campesinos. Sarmiento p. 16.

heißt ein Spürhund und ein solcher in Menschengestalt ist dieser Mann der Steppe. Er kennt in derselben jeden Fußpfad, Reitweg und jede fahrbare Straße; er kann die Spuren eines Thieres unter tausend anderen herausfinden; er weiß ob es langsam oder rasch ging, ob es allein oder mit einem andern angeschirrt war, ob beladen oder nicht. Der Aufspürer von Gewerbe ist allemal ein ernster, einsichtiger Mann dessen Aussagen vor Gericht viel gelten; er tritt würdig auf und thut gern etwas geheimnißvoll.

„Während der Nacht ist ein Diebstahl begangen worden; der Thäter ist unbekannt. Man weiß nicht, woran man sich halten soll und sucht eine Fußspur, die man endlich auch auffindet und sorgfältig zudeckt, damit der Wind sie nicht verwehe. Nun wird der Rastreador geholt. Er besieht sich die Spur genau und verfolgt sie, ohne dabei stets das Auge am Boden haften zu lassen; er sieht ohnehin Dinge, von welchen ein anderer nichts ahnt. Er geht durch Straßen und Gärten, tritt zuletzt in ein Haus, geht auf einen Menschen zu und sagt ruhig: der ist es! Der auf solche Weise Bezeichnete leugnet nur selten die That; denn der Rastreador gilt für einen zuverlässigern Richter als der am Tribunal, der Rastreador ist, wie man sagt, ein Finger Gottes."

Nicht minder nützlich ist der Vaqueano, in dessen Hand nicht nur das Schicksal einzelner Menschen sondern unter Umständen ganzer Provinzen liegt. Das Wort bedeutet einen Rinderhirten; aber ein General hat keine andere Landkarte als den Vaqueano an seiner Seite. Dieser ist bescheiden, verschwiegen wie das Grab. Er weiß wohin ein beliebiger Pfad führt, ob zu einer Wasserstelle oder nicht; kennt die Wege, welche durch einen Morast führen; in dunkler Nacht, auf freier Ebene, im dichten Walde verirrt er sich niemals. Im Nothfall untersucht er die Bäume, steigt vom Pferde, läßt die Pflanzen durch seine Hand gehen und orientirt sich dadurch. Er wittert aus weiter Ferne die Ankunft eines Feindes und weiß in welcher Richtung derselbe sich fortbewegt; er folgert aus der Dichtigkeit des Staubes ungefähr wie stark der Gegner sei. Er weiß auch ganz genau, wie viele Tage und Stunden er nöthig hat, um an einen bestimmten Punkt zu gelangen. Gleich den Vaqueanos sind auch die Bomberos mit jedem Weg und Steg bekannt, und deshalb für Reisende unentbehrlich. Sie spüren den Indianern nach, deren erbitterte Feinde sie sind und mit denen sie in ewiger Fehde liegen; auf das Leben legen sie nur geringen Werth; sie sind gleichsam Halbwilde.

Wir wollen noch einer Charakterfigur erwähnen, des bösen, schlimmen Gaucho (malo Gaucho). Er hat sich für immer mit der Gerechtigkeit überworfen, wird von den Richtern verfolgt, von den Leuten gefürchtet, lebt in der Einöde, versteckt sich in Distelfeldern, nährt sich von Feldhühnern, Igeln und Armadillen. Manchmal wagt er sich in die Nähe eines Gehöftes, reißt mit der Fangschnur eine Kuh zu Boden, schneidet die besten Fleischstücke heraus und läßt das Uebrige liegen. Es kommt auch vor, daß er, falls er sich sicher weiß, plötzlich bei guten Gauchos erscheint, die sich bewundernd um ihn drängen; man versorgt ihn mit Mate und Taback. Nur selten wird er verfolgt; er reitet einen raschen Gaul. Falls er aber umzingelt wird, rennt er gegen seine Verfolger ein, versetzt dreien oder vieren Schnitte ins Gesicht und sucht sich auf solche Weise freien Weg zu bahnen. Er legt sich platt auf den Rücken seines Pferdes, damit die Kugeln ihn nicht so leicht treffen und sprengt fort, so lange sein Roß Athem hat. Er erscheint auch wohl urplötzlich bei einem ländlichen Tanzfeste und raubt sich ein Mädchen, das er einige Tage nachher zurückbringt. Aber dieser Geächtete, dieser weiße Wilde läßt den Reisenden unbehelligt, er ist weder Straßenräuber noch Bandit. Allerdings raubt er Vieh, aber das gilt für seinen Beruf; anderer Leute Rosse betrachtet er als sein Eigenthum, mit welchem er Handel treibt. Eine Verpflichtung welche er eingegangen ist, erfüllt er gewissenhaft. Seine Großthaten werden von den Dichtern der Pampas in Gesängen gefeiert und in der Campaña bilden sie Stoff zur Unterhaltung. —

In den argentinischen Landen liegen zwei ganz verschiedene Civilisationsschichten auf einem und demselben Boden neben einander. Die eine ist ganz mittelalterlich und von der Entwickelung völlig unberührt geblieben, die andere will die europäische Cultur der Gegenwart mit ihren Folgerungen in die La-Plata-Länder verpflanzen. So wohnen und leben dort das zwölfte und das neunzehnte Jahrhundert in nächster Berührung, jenes auf dem platten Lande, dieses in den Städten. Nun aber hat das Land Telegraphen, bauet Eisenbahnen und Präsident Sarmiento hat Hunderte von Volksschulen gegründet. Die Zahl der einwandernden Europäer wächst beträchtlich und im Fortgange der Zeit wird der Gaucho auch wohl von der Civilisation berührt werden.

Karl v. Neumann's Expedition nach dem Lande der Tschuktschen.

V.

Baron Maydell hatte mit dem Isprawnik des Gischigabezirks (im Küstengebiete von Ostsibirien), zu welchem auch Anadyrski-Ostrog und Markowa gehören, wegen der nun vereinbarten Beziehungen zu den Tschuktschen Abmachungen zu treffen und entschloß sich deshalb, da die Aufgaben unserer Expedition es nicht gestatteten, dessen zum Jahrmarkt erst bevorstehenden Besuch in Ostrog zu erwarten, denselben in seiner Residenz aufzusuchen. Ich aber trennte mich hier von meinen Gefährten, um voraus nach Nischnij-Kolymsk zurückzukehren, wo ich über den Erdmagnetismus und das Nordlicht Untersuchungen anzustellen gedachte; außerdem beabsichtigte ich die von Billings, Laptow und Schalaurow magnetisch beobachteten Punkte des Eismeeres aufzusuchen in der Hoffnung, durch solche in ziemlich gleichmäßigen Intervallen wiederholte Beobachtungen zur Erzielung wichtiger Resultate für die Theorie des Erdmagnetismus beizutragen. Ich erwähne für jetzt nur, daß es mir auch dort am Anadyr gelang, interessante Beobachtungen zu machen.

So ging nun unsere Expedition ganz aus einander. Zuerst machte sich Amraurgin auf den Rückweg mit dem Topographen und dem Chirurgus und zwei Tage später am 8. November brachen auch Maydell und ich nach verschiedenen Richtungen auf. Anfangs gaben sich die Leute große Mühe mich von meiner beabsichtigten Tour abzubringen; sie versicherten, der Uebergang über die Berge sei bei den dort herrschenden starken Frösten sehr gefährlich, der Schnee

für die Hunde zu tief u. s. w. Ich ließ mich aber dadurch nicht irre machen, versprach eine Extraerhöhung der Postgelder für jede Werst und da verschwand bald alle Besorgniß. So fuhr ich, in Begleitung eines zuverlässigen Kosacken, mit sieben Narten aus Markowa heraus.

Zunächst führte unser Weg 16 Werst weit den Anadyr aufwärts, dann sieben Tage am Flusse Podkammenaja entlang, dessen Quelle sich in einer von Bergen eingeschlossenen schmalen und dunkeln Schlucht befindet. Hier begann eine steile Steigung; nur mit Mühe brachten wir unsere Narten, unter Vorspann sämmtlicher Hunde, einzeln nach einander hinauf und bei einer Kälte von 30° gestattete das heftige Schneegestöber nicht einmal Feuer zu machen. In zwei Tagen legten wir auf diese Weise nicht mehr als 40 Werst zurück.

Das Anadyrsche Gebirge, auf sämmtlichen Karten unrichtig als Ausläufer des Stannowoi bezeichnet, ist eine niedrige Fortsetzung des Wierchojanschen Gebirges, und erhebt sich, soweit wir es beobachten konnten, nicht über 5000 Fuß; es bildet die Wasserscheide zwischen den nördlichen Zuflüssen des Anadyr und den direct ins Eismeer fallenden Strömen. Ein Ausläufer desselben scheidet die nördlichen Zuflüsse des Anadyr, wie die Podkammenaja, von den östlichen, Sobatscha, Schuskowaja, Drosonianaja (ein Blick auf eine Karte, wo der Lauf des Anadyr sich von seiner nördlichen Richtung plötzlich nach Osten wendet, wird diesen Umstand erklären). Der Uebergang über das Gebirge war in der That sehr beschwerlich; die Hunde versanken bis zum Bauche im weichen Schnee und die Leute konnten nur auf Schneeschuhen fortkommen.

Am 19. November erreichten wir den höchsten Punkt des Gebirges, und wir hätten leicht unsern Tod finden können. Wir kamen nämlich an eine 2 Werst lange und drei Faden breite, zwischen einer steilen Bergwand und einem furchtbaren Abgrund befindliche schiefe Ebene, über welcher ungeheuere Schneemassen hingen, bereit uns beim Hinabstürzen zu erdrücken. Vorsichtig mit verhaltenem Athem wagten wir uns in diesen schrecklichen Engpaß, selbst den Hunden wurden, um jede Lufterschütterung zu vermeiden, die Mäuler *) verbunden. Plötzlich stürzte unmittelbar vor uns eine gewaltige Schneelawine hinab, glücklicherweise keinen der Menschen erfassend, nur vier Hunde der vordersten Narte wurden verschüttet.

Eine Schneewand breitete sich vor uns aus und gleichsam als wäre der Lawinensturz nur ein Signal für die Elemente gewesen, brach ein heftiger Sturmwind los mit starkem Schneegestöber. Es war nun rein unmöglich den vor uns liegenden Berg zu passiren, der Sturm würde uns Alle unrettbar in den Abgrund hinabgefegt haben. Selbst mein Reisegefährte, der Kosack Kotelnikow, einer der kühnsten Bärenjäger, mit allen Gefahren der Eisregion vertraut, war sichtlich von Angst erfüllt und hielt unsere Lage für äußerst bedenklich. Wir Alle hatten im ersten Augenblick unsere Geistesgegenwart ziemlich verloren und wußten nicht, was wir beginnen sollten. Kotelnikow gewann zuerst seine Fassung wieder und schlug vor auf demselben Wege auf dem wir hergekommen wieder zurückzukehren. Es blieb uns kaum eine Wahl und schon sollte die letzte Narte umgewendet werden, als plötzlich hinter uns eine zweite Lawine mit donnerähnlichem Getöse herabstürzte und auch den Rückweg uns abschnitt. Aus dieser schrecklichen Lage verdanken wir der Erfahrung und Entschlossenheit Kotelnikow's unsere Rettung. Mit furchtloser Selbstaufopferung versuchte er, um eine Aussicht auf den versperrten Weg zu gewinnen, die vordere Schneewand und bald gab ein Freudenruf desselben uns neuen Muth: die Wand war nur drei Faden dick und die Möglichkeit durch sie hindurchzudringen, nicht ganz ausgeschlossen. Sofort machten wir uns mit Schaufeln und Schneeschuhen an die Arbeit, die Verzweiflung verlieh uns doppelte Kräfte und nach achtstündiger Anstrengung war es gelungen, eine Art Tunnel durch die vor uns aufgethürmten Schneemassen zu graben.

Nun aber verloren wir auch keine Minute länger; hurtig schleppten wir Narten und Hunde durch die Oeffnung und flogen dann in rasender Eile auf dem schmalen Pfade dahin bis zu einer gefahrlosern Stelle. Hier erst umarmten wir uns dankerfüllten Herzens und beglückwünschten uns gegenseitig zur glücklichen Errettung aus einer so großen Lebensgefahr, wie ich sie selbst auf meinen beiden Excursionen nach den Bäreninseln nicht auszustehen gehabt habe. Dann wickelten wir uns mit Wonne in unsere Pelze ein und legten uns zur Ruhe nieder ohne Feuer und ohne Zelt. Physisch und moralisch waren wir Alle dermaßen erschöpft, daß wir an nichts anderes als an Schlaf denken mochten. Und was war das dann auch für ein Schlaf! Von 6 Uhr Abends bis zur Mitternacht des folgenden Tages, 30 Stunden ohne Unterbrechung! Wir wollten erst nicht glauben, daß es schon das Ende des andern Tages sei, aber ein Blick auf meinen stehengebliebenen Chronometer überzeugte uns von der Wirklichkeit.

Wir fuhren nun die Schuskowaja herunter und erreichten am folgenden Tage den Anadyr, hier von den Tschuktschen Jai-Weem genannt, um dann wiederum drei Tagereisen weit die Metschkerowa (En-Moá) hinaufzufahren.

Nach Ueberschreitung eines kleinen waldlosen Gebirges, Aninsk-Chrebet, kamen wir ans Ufer der Sokutina, die sich in den kleinen Anin ergießt, und dann weiter zur Mündung des südlicher in den nämlichen Strom fließenden Elombal. Hier trafen wir Bewohner von Nischni-Kolymsk, die von Amraurgin — derselbe erhielt bei der Taufe den Namen Andreas, sein Vater Jatorym hieß russisch Nicolaus — angeworben waren, eine Capelle zu Ehren des heiligen Andreas, seines Schutzpatrons, an der Mündung des Elombal zu erbauen. Da Amraurgin für die ganze Bauzeit den Unterhalt der dabei beschäftigten Leute und Hunde bestritt, so hatte sich ziemlich viel Volks hier zusammengefunden, das sich während des an der Kolyma sehr fischarmen Jahres 1869 auf Kosten des Tschuktschenhäuptlings von dessen zahllosen Renthieren nährte. In Folge dessen erhielt ich hier frische Hunde, die mich in einem Tage nach der 120 Werst entfernten Aninskaja Krieposta brachten.

Ich fand diesen bei meiner ersten Anwesenheit so belebten Ort jetzt völlig leer, nur von dem Aeltesten bewohnt. Letzterer hielt ebenfalls frische Hunde für uns bereit und mit denen erreichte ich schon am dritten Tage Nischni-Kolymsk, woselbst wir nach Zurücklegung einer Strecke von 1200 Werst binnen 24 Tagen am 2. December wieder einzogen.

Bei unserer Ankunft waren nur vier Häuser in Nischni-Kolymsk bewohnt und ich mußte vorläufig beim Commandeur der dortigen Kosackengarnison absteigen, während derselbe sich große Mühe gab, die für unsere Expedition erforderlichen Quartiere auszusuchen, aus dem Schnee herauszugraben, mit Eisblöcken statt der Fenster zu verschließen und mit der nöthigen innern Einrichtung zu versehen. Nach einer Woche erst konnte ich die für mich bestimmte Wohnung beziehen und daselbst behufs Beobachtung der Declination der Magnetnadel meine Instrumente aufstellen.

*) Die Hunde pflegen im Norden meist nur zu heulen, ein ordentliches Gebell lassen sie sehr selten hören.

Eine störende Nähe von Eisen hatte ich nicht zu befürchten, da die Häuser nur aus Holz gebaut sind und die in der Haushaltung unentbehrlichen eisernen Sachen sofort nach gemachtem Gebrauch an ihren Aufbewahrungsort gebracht werden.

Außerdem beschäftigte ich mich mit der Längenbestimmung von Nischni-Kolymsk und auch meine meteorologischen Instrumente ruheten nicht. Die nicht unerhebliche Differenz zwischen den Angaben Wrangell's und Koznim's, welche die Lage des Orts nach Monddistanzen bestimmten und in ihren Ergebnissen um beinahe 2′ auseinander gingen, bewogen mich eine nochmalige Längenbestimmung von Nischni-Kolymsk vorzunehmen; nach längeren, mühsamen Beobachtungen erreichte ich ein mit Wrangell's Angaben (160° 56′ 34″ östl. L.) fast ganz übereinstimmendes Resultat. Die Länge berechnete ich nach den Zenithdistanzen eines Sternes auf 160° 56′ 3″, nach zwei am nämlichen Tage berechneten Monddistanzen auf 160° 57′ 33″, die Breite (nach Wrangell 68° 31′ 53″) auf 68° 31′ 35″; die kleine Differenz dürfte wohl durch die Verschiedenheit der von uns gewählten Beobachtungspunkte sich erklären lassen.

Am 28. December langten der Topograph und der Wundarzt in Nischni-Kolymsk an. Letzterer fuhr alsbald weiter nach Sfredni-Kolymsk, Afanasjew aber blieb bei mir. So führten wir den ganzen Januar hindurch ein ausschließlich dem Dienste der Wissenschaften gewidmetes, an Entbehrungen mannigfacher Art reiches Einsiedlerleben. Unser Gepäck langte erst später an; inzwischen saßen wir da ohne Thee, Zucker, Taback, ja selbst ohne Mehl, nur von Fischen und Renthierfleisch uns nährend. Von den Einwohnern, die selber großen Mangel litten, war eine Aushülfe nicht zu beanspruchen und ich entschloß mich daher, um der Noth endlich abzuhelfen, die unentbehrlichsten Lebensmittel durch einen Eilboten aus Sfredni-Kolymsk holen zu lassen. Zu Anfang Februar langten die bestellten Waaren glücklich bei uns an und ich machte mich nun mit Afanasjew von Neuem auf den Weg, dieses Mal um die Bäreninseln zu besuchen und diejenigen Punkte zwischen der Mündung der Kolyma und dem Tschaunschen Meerbusen, in welchem Wrangell bereits magnetische Beobachtungen angestellt hatte.

Ueberreste der Ureingeborenen auf den Antillen.

R. A. Gegenüber der ziemlich allgemein angenommenen Ansicht, daß die Ureingeborenen, welche Columbus bei der Entdeckung der neuen Welt auf den Antillen antraf, schon seit Langem völlig ausgestorben seien, erhebt René de Semallé im Bulletin der Pariser Geographischen Gesellschaft September 1874 seine Stimme. Nach ihm existiren immer noch unvermischte Reste derselben und er führt folgende Belege vor, die allerdings zum Theil sehr zweifelhafter Natur sind.

Im Dorfe (Pueblo) del Caney auf Cuba nennen sich die Einwohner Indianer; sie haben mit Rücksicht auf diesen Ursprung — der indessen nicht sehr rein ist — besondere Gesetze und Privilegien. Als Quelle hierfür wird Rosemond de Beauvalon angeführt. — Oliffe bemerkt in den „Scènes américanes“ S. 111 (1851): „Der Stamm der Monteros, Nachkommen der Ureingeborenen Cubas, scheint den milden und friedfertigen Charakter seiner Vorfahren bewahrt zu haben.“

Auf Portorico haben Schölcher und Granier de Cassagnac (welche Autorität!) die Ibaros und Ivaros gesehen. Nach Letzterm sollen sie 22,000 Seelen zählen, aber mit spanischem Blute gemischt sein.

Auf Dominica giebt es mehrere hundert Kariben von reinem Blut. In den „Annales de la propagation de la foi“, März 1858, S. 121, heißt es: „Die Karibenmission hängt von der Parochie St. André ab; es sind Ueberbleibsel der Eingeborenen, die Columbus auf dieser Insel antraf und die noch inmitten der Wälder und Berge dieser Insel umherirren. Sie sind jetzt alle Katholiken.“

Alle Reisenden und Missionäre stimmen überein, daß auf der Insel Trinidad noch Kariben wohnen. Ebenso auf der Insel Marguerita, die zu Venezuela gehört (vergl. „Bull. der Paris. Geogr. Ges.“, October 1872, S. 407).

Sporadisch kommen die Kariben auf allen Antillen vor, bestimmt auf den Inseln les Saintes. Granier hat, glaube ich, einen auf Guadaloupe gesehen. Seit 1830 erst haben die farbigen Leute dieselben Rechte mit den Weißen auf den französischen Antillen. Vor dieser Zeit durften sie nicht neben den Weißen in der Colonialmiliz dienen. Doch in der genannten Epoche meldete sich ein gewisser Nonone, gebürtig aus Martinique, um in der großen Miliz mit zu dienen, da er Karibe sei. Das Gesetz hatte die Indianer den Weißen gleichgestellt.

Auf St. Vincent giebt es nur eine geringe Anzahl „schwarzer Kariben“, aber nur darum sind so wenige vorhanden, weil sie am Ende des vorigen oder Anfang dieses Jahrhunderts von den Engländern aufs Festland übergesiedelt wurden. Dort hat sie Arthur Morelet in Centralamerika gefunden.

So weit Herr René de Semallé. Allein seine Angaben können nur als Anregung Werth haben, nicht aber vom ethnographischen Standpunkt Berücksichtigung verdienen, denn die sämmtlichen Angaben sind ungenau und keinerlei Beweise beigebracht, daß die angeführten Ureinwohner (Trinidad ausgenommen) wirklich von reiner Race sind. Die Urbevölkerung Haitis verschwand, wie Peschel sagt (Zeitalter der Entd. S. 545) mit „unheimlicher Geschwindigkeit“. Bei der ersten genauern Zählung im Jahre 1508 betrug sie noch 60,000 Köpfe; zwei Jahre später nur noch 46,000 und nach Oviedo im Jahre 1548 nur noch 500. Mit Ausnahme der Karibischen Inseln hielt die Sterblichkeit auf den Antillen gleichen Schritt mit Haiti. Waren die Spanier auch die Urheber des Völkertodes, trifft sie die sittliche Schuld den Proceß beschleunigt zu haben, so wäre der Untergang der Race doch auch ohne ihr Zuthun erfolgt. Die Antillanos übten nämlich den Racenselbstmord. Die Frauen gelobten sich nicht mehr Kinder zu gebären, sondern entfernten den Leibesfegen durch wohlbekannte Pflanzengifte (wie theilweise in Neuspanien auch, wo sogar die Indianer übereinkamen, die Berührung ihrer Frauen zu meiden, damit das Geschlecht aussterbe). Was übrig blieb, rafften 1518 die Blattern hinweg. Zu bemerken bleibt noch, daß mit der Urbevölkerung auch die einzigen vier Säugethierarten aus der Familie der Schrotmäuse von Haiti verschwanden, da die verwilderten Hunde ihnen nachstellten. Und ist es nicht

überall, wo „Naturvölker" aussterben, dasselbe? Geht nicht mit dem Maori die Fauna Neuseelands zu Grabe und folgt ihr nicht jetzt sogar die Flora nach? In den Mischlingen der Antillen mag noch homöopathisch verdünnt Blut der alten Ureingeborenen vorhanden sein — reine Reste derselben sind nicht mehr vorhanden.

Reise des Marquis de Compiegne und A. Marche's auf dem Ogowe.

R. K. Seit Jahr und Tag schon bereisten die beiden Franzosen de Compiegne und Marche das äquatoriale Westafrika, die Länder am Gabon, Ogowe und Nguniё, ohne daß sie bisher sonderliche Resultate aufzuweisen gehabt hätten. In der Mitte dieses Sommers kehrten sie nach Europa zurück und überreichten der Pariser geographischen Gesellschaft am 5. August 1874, in der letzten Sitzung vor den Ferien, einen sehr interessanten Bericht über ihre Bereisung des Ogowe im Anfang dieses Jahres. Derselbe ist jetzt mit einer Aufnahmekarte erschienen, aus welcher hervorgeht, daß sie diesen Strom über 30 deutsche Meilen weiter hinauf erforscht haben, als ihr Vorgänger Walker. Dieser Bericht ist um so bemerkenswerther, als gerade jetzt Dr. Lenz, der von der Afrikanischen Gesellschaft ausgesandte Geologe, diesen mächtigen Wasserlauf zur Basis seines Vordringens in das unbekannte Innere gemacht hat. Hoffen wir, daß ihm nicht das gleiche Schicksal, wie den beiden Franzosen, beschieden ist.

Am 9. Januar traten sie von dem Fetischplatze am Zusammenflusse des Nguniё mit dem Ogowe ihre Flußfahrt auf vier Piroguen an, die mit 30 Inenga- und 40 Galloa-Ruderern bemannt waren. Renoke, der blinde König der Inenga, begleitete sie. Am 12. erreichten sie das große Bakaledorf Sam Quita, wo sich die letzte Factorei befindet, und am folgenden Tage die Mündung des Obangaflusses, durch welchen man nach Angabe der Neger den Remboë und damit den Gabon zu Wasser erreichen kann. Nun beginnen schon die Engen und Stromschnellen; der Fluß ist nicht breiter als 200, ja 100 Meter, während er weiter oberhalb das Fünfzehnfache dieser Breite erreicht. Felsen starren aus dem Bette empor, vor welchen die Neger „Fetisch machen", und die Strömung wird so reißend, daß sich die Ruderer starke Lianen aus dem Walde holen, welche sie als Taue zum Ziehen der Boote verwenden. So geht es mehrere Tage durch unbewohnte Wildniß, bis sie am 16. Januar wieder Dörfer der Bakale und Okota erreichen. Letztere sind ein elendes Volk von Hungerleidern, welche einst bessere Tage gesehen haben, ehe sie noch durch die Osyebo vom Norduser des Flusses vertrieben wurden und ihre dort gelegenen, reichen Mais- und Bananenpflanzungen einbüßten. Jetzt nähren sie sich fast ausschließlich von einer ziemlich großen, süßlichen und weichlichen Frucht, welche sich in Menge in ihren Wäldern findet, treiben auch viel Sklavenhandel. Die Männer sind sehr klein und haben einen falschen, bösartigen Ausdruck im Gesicht; die Frauen sehr häßlich und fratzenhaft, aber zurückhaltender als die Weiber anderer Stromanwohner.

Ihre Sprache soll sich von derjenigen der Benga auf der Koriskoinsel nur wenig unterscheiden.

Am 17. Januar übernachteten die Reisenden in dem Dorfe des Königs der Okota, Edibe, auf einer Insel des Flusses. Nur durch Drohungen erreichen sie es, daß derselbe, anfangs mit ihren reichen Geschenken anscheinend sehr zufrieden, sie am nächsten Morgen weiter ziehen läßt. Nun werden die Stromschnellen immer heftiger; oft gleichen sie mehr Wasserfällen, als Wirbeln und Schnellen. Vorne sitzen die beiden besten Leute: bald umfahren sie mit Hülfe langer Stangen die Klippen, bald springen sie auf dieselben hinauf und ziehen die Pirogue weiter; andere stürzen sich, ein Tau zwischen den Zähnen, ins Wasser, binden es an einen Felsen und bugsiren daran das flache, aber starkwandige Fahrzeug hinauf.

So gelangten sie am Abend des 19. in das Gebiet der Yalimbongo, gleichsprachig und verwandt den Okota, aber von größerer Gestalt, leichter in ihren Sitten und umgänglicher. Hier giebt es wieder Bananen in Fülle, so daß sich die Mannschaft nach den Hungertagen bei den Okata gütlich thun kann.

Am 20. Januar sehen sie auf dem hier durchweg gebirgigen Norduser den bekannten Berg Otombi aufsteigen, welcher bisher, nach Walker's Erkundigungen mit Unrecht, für einen thätigen Vulcan gegolten hat. Ihm zur Seite erhebt sich seine „Frau", wie ihn die Eingeborenen nennen, der Berg Wemen. Den Franzosen theilten dieselben mit, daß oben ein von unzähligen Tigern und Gorillas bewachter See existire, den noch kein Sterblicher geschaut habe, und welcher darum wohl ebenfalls ins Reich der Sage gehört.

Am folgenden Tage durchfahren sie das Gebiet des kleinen nur 700 bis 800 Seelen starken Stammes der Apingi; diese sind ein angenehmes, fleißiges Völkchen, welches seine Geschäfte rasch abschließt und nicht ewig bettelt, wie die Okota, Galloa u. s. w. Sie sammeln viel Kautschuk und Honig, bauen viel Haschisch, wollen keine Perlen und sonstigen Kram, sondern nur Zeuge, Pulver und das hochgeschätzte Salz kaufen. Sie fabrieiren sehr hübsche Matten, Haarnadeln für Frauen und Geschirr, haben Hühner und Ziegen und wären die glücklichsten Menschen unter der Sonne ohne die räuberischen Osyebo, vor denen sie in beständiger Furcht leben.

Da man sich dem Lande derselben mehr und mehr näherte, so wurde auch die Stimmung der Bootsmannschaft immer schwieriger; am 23. schon waren sieben derselben auf Nimmerwiedersehen verschwunden. Tags darauf brach offene Empörung aus: man wollte die beiden Franzosen mit all ihrem Gepäck aussetzen und umkehren. Doch fehlte den Negern im letzten Augenblicke dazu der Muth; sie baten um Verzeihung und setzten die Reise fort. Am 25. Januar wurde die Stromschnelle Elandscha passirt, die bedeutendste von allen bisher überwundenen, welche ein Ausladen der Boote nöthig macht; am 26. das erste, von Okanda bewohnte Dorf und am 27. der „Thor von Okanda" genannte Engpaß. Am Abend dieses Tages waren die beiden Franzosen im Dorfe Lope, über welches hinaus noch nie ein Weißer oder ein anderer Neger als Okanda selbst vorgedrungen war. Hier mußten nun frische Bootsleute geworben werden, da die Galloa und Inenga nicht weiter gehen dürfen; und das gelang unter vielen Mühseligkeiten auch, aber erst in einem vollen Monat, welchen sie zu Ausflügen verwendeten im ebenen Lande der Okanda, zu den südlich

davon wohnenden Banguën und den gefürchteten Osyebo nördlich vom Ogowe, welche zu der großen Familie der Fan gehören. Beide haben dieselbe Haartracht bei Männern und Weibern, dieselben Waffen, dieselbe Art und Weise, das Eisen zu schmieden und Elfenbein zu verkaufen, denselben Tanz, bei welchem sie sich Schellen an die Beine binden und auf hohlen Elephantenzähnen fürchterliche Töne hervorbringen. Beide Völker leben in stetem Kampfe mit allen ihren Nachbarn, welche sie bei jeder Gelegenheit tödten und auffressen.

Durch diese Osyebo sind auch die Okanda nach Süden getrieben worden, ein schöner, zugänglicher Stamm, der im Geruche schrecklicher Zauberei steht, aber harmlos und freundlich gegen Fremde ist, dabei entsetzlich faul. Sie treiben nichts, als Sklaven kaufen von den Osyebo und Maduma im Osten und Norden und verkaufen dieselben stromabwärts. Alle schwere Arbeit fällt den übrigens hübschen und wohlgestalteten Frauen zu. Ihr König Awele, schon alt und krank, war nicht davon abzubringen, eine ganze Flasche Rum auszutrinken und dann eine ganze Stunde in der glühendsten Sonne zu sitzen, wozu er als zweckmäßigste Kopfbedeckung den Messinghelm eines französischen Pompiers aufsetzte; am andern Morgen war er natürlich eine Leiche.

Schon seit zwei Jahren war der Elfenbein- und Sklavenhandel zwischen den Okando und Osyebo unterbrochen gewesen; doch einige Tage vor Ankunft der Weißen waren auch vier Osyebo und ebensoviele Maduma auf kleinen Booten stromabwärts gerudert und hatten die Okanda aufgefordert, den einträglichen Handel wieder aufzunehmen. Dies und die reichliche Bezahlung, welche die Franzosen anboten, machte den Okanda Muth, 120 ließen sich anwerben zur Fahrt ins Osyeboland. Sechs Piroguen bis an die Zähne bewaffneter Okanda fuhren am letzten Februar von Lope ab; mit ihnen Compiegne und Marche und jene 8 Maduma und Osyebo in ebenso vielen Nußschalen. Letztere versprachen den Fremden, daß sie, einmal in ihrem Lande angelangt, ihnen die Mittel liefern würden, um sehr weit in das Innere einzudringen. Es sollte leider anders kommen.

Zunächst waren wieder schwierige Kataraкten zu überwinden, bei deren Bewältigung sich die Okanda noch geschickter als die früheren Bootsleute zeigten. Doch verbrachten sie auch sehr viel Zeit mit langweiligen religiösen Ceremonien, besonders als am 4. März der „Ogan ganga", der große Fetischpriester, welcher die Expedition vor allem Unglücke zu bewahren hat, zu ihnen stieß. Schon Tages zuvor waren sie ganz auf Osyebo-, also feindliches Gebiet gelangt, da dieser Stamm von jetzt an beide Ufer des Flusses besetzt hält. Zahlreiche Dörfer zeigen sich am Lande, deren Einwohner Lebensmittel zum Kauf anbieten; aber beide Parteien begegnen sich mit äußerstem Mißtrauen, haben ihre Flinten stets geladen und retten sich beim geringsten, blinden Lärm mit gleichem Entsetzen, die einen in die Wälder, die anderen in die Boote.

Doch that Vorsicht wirklich Noth, weil die Osyebo Hinterhalte legten, die durch Verrath zur Kenntniß der Franzosen kamen. So oft von nun an Stromschnellen zum Landen nöthigten, ließen sie von 25 bis 30 Kriegern die Gebüsche absuchen und die Flußufer recognosciren. Am 7. März wurde das Nachtlager am Fuße des prächtigen, 26 Fuß hohen Wasserfalls Bougnë aufgeschlagen, welchem sie kraft ihres Entdeckerrechtes den Namen des Generalforstdirectors Farè beilegten. Während Marche einige nicht recht gelungene photographische Bilder der Cascade anfertigte, harpunirte die Bootsmannschaft eine Menge großer Fische oder holte sie sich aus den von den Osyebo ausgelegten Reusen mit leichter Mühe heraus. Es befanden sich darunter mehrere für die Wissenschaft neue Arten, von welchen die Reisenden Exemplare für sich zurückbehielten.

Fünf Stunden lang dauerte es am folgenden Morgen, um die Boote und alles Gepäck zu Lande über den Fall hinwegzuschaffen, während alle kahlen Höhen ringsum von bewaffneten Osyebo bedeckt waren. Ihre Schildwachen reichten bis an den Fluß; doch trug keiner den Kriegsschmuck, und sie benahmen sich zwar mißtrauisch, aber friedlich.

Am 9. März, wo das obere Ende der 110 Seemeilen lang ausgedehnten Schnellen erreicht wurde, fand sogar noch ein kleiner Tauschhandel mit ihnen statt; die Mannschaft war voller Freude, nun offenes und ruhiges Fahrwasser erreicht zu haben und ihren Feinden entkommen zu sein.

Am folgenden Morgen aber, als alle sechs Piroguen, eine hinter der andern, am rechten Ufer entlang fuhren, entluden sich plötzlich im Dickicht zwei Salven aus nächster Nähe. Die nun folgende Verwirrung läßt sich kaum beschreiben. Die Hälfte der Leute stürzt sich ins Wasser, die Boote stoßen an einander und hemmen sich gegenseitig; manche schießen aufs Gerathewohl in den Wald hinein, und zu allem Unglück läuft das Boot der Franzosen auf.

Glücklicherweise hatten sich die Osyebo nach vollbrachter Heldenthat in aller Eile geflüchtet, so daß die Ueberfallenen sich sammeln und die Insel, auf welcher sie die letzte Nacht zugebracht hatten, wieder gewinnen konnten. Hier stellte sich heraus, daß sechs Leute durch Eisenstücke, mit welchen jene Neger ihre Flinten laden, schwer verwundet wurden. Während man ihnen die Geschosse mit den bloßen Fingern aus der Wunde zog, wurde Kriegsrath gehalten, wobei der einflußreiche Fetischpriester großen Muth entfaltete. Freilich handelte es sich auch um sein Ansehen, da er der Expedition Erfolg prophezeiet hatte. So ermuthigte er also die Krieger, während die Reisenden zwei Pulverfässer aufmachen ließen und Branntwein und Bleistücke vertheilten. Trotz des Protestes einiger Furchtsamen und des Stöhnens der Verwundeten wurde beschlossen, die Durchfahrt zu erzwingen. Viele rühmten sich schon im Voraus der zu vollbringenden Heldenthaten, und nachdem der Priester allen die Stirn mit einem gewissen Pulver gerieben und Amulete vertheilt hatte, ging es weiter, stets in der Mitte des Flusses, bis zur Mündung des großen Stromes Ivindo (Schwarzer Fluß). Derselbe kommt gerade von Osten her, während der Ogowe an dieser Stelle von Süden nach Norden fließt. Er und der Ivindo, beide durchweg von Osyebo bewohnt, sehen fast wie zwei gleich große Arme desselben Wasserlaufes aus; doch fließt letzterer, an Stromschnellen und Wasserfällen reich, aus oder durch sehr große 4 bis 5 Tagereisen entfernte Seen. Auf einer Felsinsel bei dem Zusammenflusse wurde zum Abkochen gelandet, als plötzlich ringsum die Wälder vom Kriegsgeschrei der Feinde wiederhallten, welche sich in Menge zeigten, heulten und auf die Fremden feuerten. Selbst Marche wurde leicht verwundet. Eine Stunde lang wurde das Feuer erwiedert, von den beiden Reisenden mit Explosionsgeschossen aus weittragenden Stutzen, während dessen die Anführer der Okanda im Schutze der Felsen rathschlagten und einstimmig eiligste Flucht beschlossen.

Bitten, Beleidigungen, Versprechungen, Drohworte, nichts half; die beiden Franzosen weinten vor Wuth, als sie so in einem Augenblicke die Mühen und Opfer zweier Jahre verloren gehen sahen. Schon flogen, um die Flucht zu erleichtern, die Bananen, Moskitonetze u. s. w. der Okanda über Bord; nur mit dem Stutzen in der Hand konnten sie ihre Sammlungen vor gleichem Schicksale bewahren.

Mit rasender Eile ging es dann stromab; die Rude-

rer waren rein verrückt geworden. Im Bonguëfalle wäre der Marquis de Compiegne beinahe ertrunken; doch kam man mit dem Verluste einer Pirogue davon, während zwei andere noch in den Stromschnellen scheiterten, darunter die des Fetischpriesters, welcher in das Boot der Reisenden aufgenommen wurde. 40 Seemeilen weit setzten die Osyebo ihre Verfolgung fort; ein noch weiter unterhalb gelegter Hinterhalt wurde von dem voranfahrenden Marche vermuthet, umgangen und mit Erfolg angegriffen, wobei mehrere Feinde fielen und viele nur darum demselben Schicksal entgingen, weil Marche selbst Osyeboblut nicht unnütz vergießen wollte.

Mit Mühe und Noth erreichten sie das Okandagebiet, krank, erschöpft und geschmäht von den Müttern und Frauen der Gefallenen, welche ihnen deren Tod zur Last legten. Unter mannichfachen Leiden und Gefahren langten sie endlich am Gabon an, wo das Hospital sie aufnahm.

Trotz alledem spricht Compiègne zum Schlusse die Hoffnung aus, daß die von ihnen erlittene Schlappe dazu dienen würde, andere mehr wissenschaftlich organisirte Expeditionen vor gleichen Gefahren zu bewahren und zu einem glücklichen Ende zu führen, ein um so größerer Trost für sie, als allem Anscheine nach bald eine französische Expedition ihre Versuche, den Ogowe zu erforschen, aufnehmen wird.

Dem ist nun inzwischen Dr. Lenz zuvorgekommen. Mögen sich auch an ihm die Hoffnungen Compiègne's erfüllen, und es ihm gelingen, zunächst den eben geschilderten Gefahren glücklich zu entgehen.

Aus allen Erdtheilen.

Ueber den Auszug der Juden aus Aegypten.

Der um Aegypten, seine Verkehrsmittel und seine Karten so verdiente Linant de Bellefonds hat unlängst ein starkes Memoire über die hauptsächlichsten öffentlichen Bauten des Landes vom grauesten Alterthume an bis auf den heutigen Tag veröffentlicht, worin er sich auch viel mit der alten Geographie des Isthmus von Suez beschäftigt, den er zu sieben verschiedenen Malen besuchte, nivellirte und mappirte, lange ehe Herr von Lesseps mit seinem Projecte an die Oeffentlichkeit trat. Interessant vor Allem ist, was er über den Zug der Israeliten beibringt, weil Manches durch noch heute existirende Sitten oder Bodenverhältnisse sich leicht erklärt.

Zunächst weist er nach, daß der Isthmus nicht stets die heutige Breite besessen hat, daß vielmehr einst das Rothe Meer weiter nach Norden reichte. Stufenweise läßt sich das Zurückweichen desselben verfolgen; in vorgeschichtlicher Zeit umfaßte es noch den Timsahsee, in einer spätern Epoche die Gegend um das Serapeum, um dann seine heutigen Küsten zu erreichen. Und hörte der Canal auf zu existiren, so würde auch der Hafen von Suez über lang und kurz sich schließen und zu einem Binnensee werden.

Zur Zeit des Exodus nun bestand, nach Linant's Ansicht, schon eine Untiefe, welche noch heute als Bodenanschwellung des Serapeum erkennbar ist, und über welche ein seichter Meeresarm nach Norden hinausreichte. Von diesem Umstande hatte der Führer der Juden Kenntniß und er benutzte ihn, um unter dem Schutze der Nacht bei günstigem Nordostwinde und zur Zeit der Ebbe sein Volk zu retten, während die nachsetzenden Aegypter durch die Wellen, welche die wiederkehrende Fluth um mehr als $1\frac{1}{2}$ Meter und obendrein vielleicht ein herrschender Südwind erhöht hatte, zu Grunde gingen.

Dann erklärt er die bekannte Wolken- und Feuersäule. Noch heute reitet an der Spitze der großen Karawane, welche alljährlich von Kairo nach Mekka zieht, auf einem Kameele ein Mann, der Scheich-el-Gamal, in dessen Familie dies Amt erblich ist. Während der ganzen Reise, Tag und Nacht, bei jedem Wetter hat er an seinem Leibe nichts als eine kurze Hose. Ihn begleiten stets Leute mit langen Fackeln, die bei Nacht Feuerschein und bei Tage an schwierigen Stellen, zwischen Sanddünen und Hügeln Rauch erzeugen, welcher bei ruhigem Wetter gerade in die Höhe steigt und weithin bemerkbar ist. Stehen die Fackeln still, so ist dies ein Zeichen, daß der Lagerplatz erreicht ist. Dadurch, daß die Juden die Fackeln in der Nacht vor ihrem Durchzuge stets an derselben Stelle beließen, täuschten sie ihre nachsetzenden Feinde über ihre Flucht. Nichts, als orientalische Redeweise ist es, wenn es im 13. Capitel des Exodus heißt: „Und der Herr zog vor ihnen her, des Tages in einer Wolkensäule, daß er sie den rechten Weg führete und des Nachts in einer Feuersäule, daß er ihnen leuchtete, zu reisen Tag und Nacht."

Drei Tagereisen weiter führte der Weg die Juden nach Mara, wo sie nur bitteres Wasser fanden und zu murren begannen. Moses aber „schrie zu dem Herrn, und der Herr weisete ihm einen Baum, den thät er ins Wasser, da ward es süß" (Exod. 15, 25). Dazu bemerkt Linant-Bey, daß noch heute die Beduinen brakiges und schwefeliges Wasser durch Hineinwerfen von Früchten des Kapernstrauches oder eines Asfaf-el-Seder genannten Holzes trinkbar zu machen pflegen.

Die Stelle von Mara nimmt heute der Brunnen Chargade ein, während das darauf erreichte Elim mit seinen „zwölf Wasserbrunnen und siebenzig Palmenbäumen" den bekannten Mosesquellen entspricht.

Aus der Negerrepublik Haiti.

Die Meinung der Leute, welche von Racen- und Völkerpsychologie nichts verstehen, daß die „schwarzen Republikaner" auf Haiti als „freie Leute" auf der Bahn des Fortschrittes wandeln würden, ist, wie jeder Kundige wußte, ein Wahngebilde geblieben. Nichts geht vorwärts. Der „Economist francais" hebt hervor, daß in den Jahren 1863 bis 1870 nicht einmal Nachweise über die Handels- und Schifffahrtsbewegung vorhanden sind. Eine Revolution folgte der andern; die Häfen waren bald auf der Landseite belagert, bald auf der Seeseite blockirt. Erst 1870 konnte der französische Consul auf Port au Prince einige statistische Notizen geben. In 1863, einem Normaljahre, betrug die gesammte Handelsbewegung $94\frac{1}{2}$ Millionen Francs, 1869 nur $36\frac{3}{4}$ Millionen, wovon $3\frac{1}{2}$ Millionen auf Frankreich entfallen; dasselbe führte für nur 198,000 Francs Waaren ein, gegen 7 Millionen in 1863. Die haitischen Neger, deren Land so üppig fruchtbar ist, beziehen einen großen Theil ihrer Nahrungsmittel aus Neuyork und Boston, weil sie viel zu träge sind, regelrechten Ackerbau zu treiben. Einen Hauptartikel der Einfuhr bildet Stockfisch, welchen sie dem Fleische vorziehen. Mehl liefert ihnen die Banane, deren Anbau keine Arbeit verursacht. — Die Ausfuhr stellte sich 1863 auf $56\frac{1}{2}$ Millionen Francs; sie war 1869 auf $22\frac{3}{4}$ gesunken und bestand zumeist in Kaffee; den Anbau desselben läßt die Regierung zwangsweise betreiben, weil die Steuern in Kaffee erhoben werden. Derselbe wird aber von den faulen Negern höchst nachlässig besorgt und manche Pflanzungen sind verwildert und

die Ernte wird nachlässig eingeheimst. Zur Ausfuhr kommen auch Färbehölzer. — Vom 1. October 1872 bis 1. Juli 1873 sind in den haitischen Häfen 565 Schiffe mit 78,811 Tonnen eingelaufen; ausgelaufen 566 mit 84,157 Tonnen. Die Einfuhren wurden auf 7, die Ausfuhren auf 8 Millionen Francs abgeschätzt. — Vor 1789 war St. Domingo, wie man damals Haiti nannte, die blühendste Colonie, welche die Europäer überhaupt besaßen; nun ist sie längst der Barbarei verfallen.

Diese Neger auf Haiti befleißigen sich der äußersten Rücksichtslosigkeit gegen die weißen Leute, welche sich bei ihnen aufhalten. In den Händen der letzteren ist aller Handel, sie sind Vertreter der Cultur gegenüber den Schwarzen, doch eben deshalb von den letzteren sehr ungern gesehen. Vor allen Dingen zeigen sie eine entschiedene Abneigung, denselben Schulden zu bezahlen. Nun haben diese Neger sich im September wieder einmal eine neue Verfassung gegeben, und in derselben sind folgende Bestimmungen enthalten: Auf Haiti verweilende Ausländer sollen künftighin bei jeder Revolution, jeder Rebellion oder jedem Kriege genau so behandelt werden als ob sie Haitier seien. Für die Verluste, welche ihnen dadurch erwachsen oder Alles, was von ihrer Habe durch Zerstörung verloren geht, wird von der haitischen Regierung kein Schadenersatz geleistet! — Beibehalten hat man die Bestimmung der alten Verfassung, daß kein weißer Mann die haitische Nationalität erwerben, d. h. Bürger werden kann. Damit sind dieselben so gut wie entrechtet. Die Haitier haben auswärts gar keinen Credit; die weißen Kaufleute als Großhändler geben den schwarzen Kleinhändlern Credit. Wenn diese aber nicht bezahlen wollen, so brauchen sie nur eine kleine Rebellion anzustiften. Berichte aus Kingston auf Jamaica vom September heben hervor, daß in der haitischen Nationalversammlung es ganz offenbar die Absicht der Redner gewesen ist, einen Aufstand hervorzurufen, um alle Weißen auszutreiben, welche freilich beträchtliche Summen zu fordern haben. — Auch in der durch und durch verlotterten Musterrepublik der Schwarzen in Liberia darf kein Weißer Grundeigenthum erwerben oder Bürger werden. Die verrückten Yankees dagegen haben ihre Neger nicht bloß zu sogenannten freien Leuten gemacht, sondern ihnen auch die Entscheidung der wichtigsten politischen Angelegenheiten in die Hände gespielt. So ist der vormalige Gerber Grant durch die Negerstimmen Präsident seiner Musterrepublik geworden; in Betracht der Stimmen weißer Leute befand er sich in einer Minderheit von nahezu 130,000.

Aus dem russischen Reiche.

Im April l. J. machte man in Odessa einen interessanten paläontologischen Fund. Noch im Jahre 1846 hatte Professor Nordmann in dem sogenannten Quarantaine-Thale eine Grotte entdeckt, worin sich Knochen verschiedener vorsintfluthlicher Thiere befanden. Dies wurde jedoch damals weiter nicht beachtet und so hatte man seit dieser Zeit die Grotte verschüttet. Erst jetzt war es Herrn Wiedhalm, Conservator des zoologischen Museums der Odessaer Universität, gelungen, die erwähnte Grotte wieder aufzufinden. Diesmal wurden die Nachsuchungen mit dem besten Erfolge gekrönt. Obgleich wegen ungünstiger Lage der Grotte nur ein kleiner Theil derselben erforscht werden konnte, so wurden dennoch ungefähr 900 gut erhaltene Knochen, etwa 800 größere und kleinere Zähne und 85 obere und untere Kinnladen verschiedener Thiere aufgefunden. Nachdem alle diese Ueberreste gesammelt wurden, ergab sich als Resultat, daß man 85 verschiedene vorsintfluthliche Thiere ausgegraben hatte, darunter 35 Bären, 10 Hyänen, 3 Wölfe, 2 Hasen, 1 Mammuth, 9 Auerochsen und Büffel, 4 Kälber, 2 Hirsche, 2 Antilopen, 6 Pferde, 3 Esel, 1 Nashorn und viele andere Thiere.

— In der Nähe der Stadt Slawjansk im Charkower Gouvernement entdeckte Professor N. D. Borysiak mächtige Steinsalzlager. Nachdem man mehrere dicke Lagen von Thon und Mergel, harter Anhydrite und salziger Thone durchbohrt hatte, gelangte man in einer Tiefe von 52 Saschenen auf Steinsalz. Binnen einer Woche war der Bohrer im Steinsalz eine Klafter tief eingedrungen und erreichte die Salzsoole 22 Grad. Die Entdeckung dieses Salzlagers ist für die Provinzen von Süd- und Central-Rußland in ökonomischer Hinsicht von sehr großer Wichtigkeit, weil man Salz dorthin theilweise aus Galizien und zum Theil aus dem orenburgischen Gouvernement und Transkaukasien einführt, was natürlich mit bedeutenden Transportkosten verbunden ist.

— Das Werk des russischen Hauptmanns Przewalski, wovon wir seiner Zeit kurz erwähnten („Globus" XXV, Nr. 14), soll nun unter dem Titel: „Die Mongolen und das Land der Tanguten" in St. Petersburg in russischer Sprache erscheinen. Die ganze Reisebeschreibung ist in drei Bände eingetheilt. Der erste Band wird eine allgemeine physikalisch-geographische Beschreibung der bereisten Ortschaften, Völkertypen, dann Reiseabenteuer u. s. w. enthalten. Zur bequemern Orientirung des Lesers wird eine kleine Karte von China mit Bezeichnung der Reiseroute beigeheftet werden. Der Inhalt des zweiten Bandes besteht speciell aus einem Artikel über das Klima der erforschten Länder als allgemeines Resultat meteorologischer Beobachtungen, welche alltäglich viermal während der ganzen Reise gemacht wurden; außerdem befinden sich noch speciell beschrieben sämmtliche dort vorgefundenen Säugethiere, Vögel, Fische, Reptilien und Insecten. Dieser Band wird Abbildungen von Thieren, Tabellen von geographischen, magnetischen und hypsometrischen Beobachtungen sowie auch praktische Winke für Reisende enthalten. Der dritte Band befaßt sich ausschließlich mit der gesammelten Flora. Die ersten zwei Bände sollen im Laufe künftigen Jahres, der letzte Band dagegen erst 1876 oder 1877 erscheinen.

— Wie sehr der russische Handel in Centralasien steigt, beweist der Umstand, daß im vorigen Jahre nach Taschkend auf 46,294 Kameelen, 2663 Pferden und 2436 Arabas (Wagen, Karren) Waaren im Gesammtwerthe von 10,938,169 Silberrubeln eingeführt wurden; dagegen erreichte die Ausfuhr den Betrag von 6,299,182 Silberrubel und wurden die Waaren auf 36,208 Kameelen, 1632 Pferden und 1212 Arabas exportirt.

— Zu Anfang 1874 betrug die Länge der dem Verkehre übergebenen Eisenbahnen in Rußland 15,190 Werst. Die Einnahme aller Eisenbahnen erreicht jährlich die Summe von 122,800,000 Silberrubel oder im Durchschnitt 8000 Silberrubel pro Werst. Die größte Einnahme erzielt die Nicolai-Bahn, 31,500 Silberrubel pro Werst, hierauf folgen die Moskau-Riasansker (23,000 Silberrubel) und Riasansk-Koslower Bahn (21,500 Silberrubel). Vom Gesammtnetz der Eisenbahnen ergeben circa zweidrittel (9500 Werst) mehr als 6000 Silberrubel pro Werst jährlichen Einkommens; 3811 Werst ergeben 6000 bis 8000 Silberrubel; 1967 Werst 8000 bis 10,000 Silberrubel; 1754 Werst 10,000 bis 15,000 Silberrubel und 1957 Werst über 15,000 Silberrubel pro Werst. Obenan stehen jene Bahnen, welche nach Moskau führen, und zwar die Moskau-Petersburger, Moskau-Nischni-Nowgoroder und Moskau-Riasansker Bahn mit den Flügelbahnen Riasansk-Koslow und Moskau-Kursk. Die Einnahme dieser Linien beziffert sich auf mehr als 15,000 Silberrubel pro Werst. Dagegen erreichen die Moskau-Jaroslawer, Riga-Dünaburger, Warschau-Wiener, Odessaer, Dünaburg-Witebsker, Orlow-Witebsker, Kursk-Kiewer und Tambowsk-Koslower Bahn eine Einnahme von 8000 Silberrubel pro Werst.

— Die Zahl sämmtlicher im russischen Reiche befindlichen Städte beträgt 2919. Die dichteste Bevölkerung in den Städten entfällt auf Russisch-Polen, nämlich 25 Procent der Gesammtbevölkerung. In den Gouvernements von Mittel-Rußland sinkt die Zahl auf 10 Procent, im Kaukasus auf 9¼ Procent, in Centralasien, Finnland und Sibirien gar auf 6 bis 7 Proc. Ueber 100,000 Einwohner zählten: St. Petersburg 667,000, Moskau 611,000, Warschau 290,000, Odessa 180,000, Kischenew 105,000, Riga 102,000. Zu den Städten, welche 50,000 bis

100,000 Einwohner haben, gehören kaum zehn: Taschkend, Saratow, Wilna, Kiew, Nicolajew, Kasan, Tiflis, Tula, Berdytschew und Charkow. Es ist dies ein trauriges Zeugniß vom Wachsthum der Städte in Rußland!

— Der Getreide-Export aus Rußland im laufenden Jahre grenzt ans Fabelhafte. Bis zum 1. Juni wurden 11,306,262 Tschetwert ausgeführt, um 5,926,840 Tsch. mehr als um dieselbe Zeit im Vorjahr. An Roggen wurden ausgeführt 5,046,172 Tsch. (um 3,637,481 Tsch. mehr als 1873), Weizen 2,909,886 Tsch. (um 948,829 Tsch. mehr), Hafer 1,664,596 Tsch. (um 915,295 Tsch. mehr), Gerste 923,665 Tsch. (um 430,558 Tsch. mehr). Bis 1. Juli l. J. stieg die Getreideausfuhr auf 14,316,928 Tsch. gegen 8,197,456 Tsch. im Vorjahre! Aus Riga allein wurden vom 1. Januar bis Ende April l. J. 240,355 Tsch. Roggen, 87,806 Tsch. Weizen, 256,481 Tsch. Hafer, 30,055 Tsch. Gries und 925,917 Pud Flachs exportirt.

— Die Schifffahrt nach der Petschora wird vorzugsweise von deutschen Schiffen betrieben. Wir lesen in der „Deutschen St. Petersburger Zeitung" vom 12. November, daß das letzte Schiff von diesem Jahre in Kronstadt eingetroffen war. Im Ganzen sind im Laufe der diesjährigen Schifffahrtszeit 15 Schiffe mit Lärchenholz von der Petschoramündung dort eingetroffen, alle unter deutscher Flagge, mit Ausnahme eines englischen und eines russischen. Sie alle sind kleine Schuner von nur 50 bis 100 Last; sie müssen so klein sein, weil sie sonst die Petschorabank nicht passiren können, die nur 12 Fuß Wasser hat; dieselbe ist von der Mündung, in welcher die Schiffe ihre Ladung einnehmen, gegen 80 Werst entfernt. Auf dieser Sandbank ist diesmal ein deutsches Fahrzeug durch Strandung verloren gegangen, das Schiffsvolk wurde gerettet. Die Schifffahrt war günstig; auf der Hinreise wurde kein Eis angetroffen; aber im vorigen Jahre haben die Schiffe im Juli und selbst noch im Anfange des August viel mit Treibeis zu kämpfen gehabt. Das deutsche Schiff „Ceres", Capitän Poelmann, war 23 Tage lang zwischen hohen Eisbergen eingeklemmt und in Gefahr zerquetscht zu werden. Im Jahre 1874 sind 20 Schiffe in der Petschora gewesen; der Lachs, welcher in diesem Flusse gefangen wird, gilt als ganz vorzüglich.

Der zoologische Garten des Königs von Audh.

Etwa anderthalb Wegstunden unterhalb Calcuttas liegt am Hughly „Garden Reach", ein „Königreich" von ganz eigenthümlicher Art. Sein Flächeninhalt ist allerdings nicht ausgedehnter als der einer mittelmäßig großen deutschen Dorfflur, aber auf so engem Raume herrscht orientalischer Pomp und das Ganze ist ein Raritätencabinet, desgleichen ein zweites auf Erden nicht zu finden ist. Der Calcuttaer Berichterstatter der „Times Mail", welchem der Zutritt in der letzten Septemberwoche gestattet war, entwirft eine lebhafte Schilderung von dem was er gesehen hat.

Nach Beendigung der großen Sipahi-Meuterei nahmen die Engländer dem Könige von Audh (Oude) sein Land weg, setzten ihn ab und verwiesen ihn auf den eben genannten Fleck Landes, wo er über etwa 6000 Leute herrscht, aber von einem britischen Residenten beaufsichtigt wird. Er hat einen vollständigen Hofstaat genau so wie einst in seiner prächtigen Residenzstadt Lakhno. Die drei Paläste, welche er im Königreich Garden Reach besitzt, bezeichnet er als Sultan Chaneh, Serd Kuti und Ased Mensil. Der letztere ist von der Menagerie des Königs umgeben, und diese ist gewiß die schönste und reichhaltigste in der Welt. Dieselbe enthält etwa 20,000 Vögel, vierfüßige Thiere und Schlangen, und befindet sich an allen vier Seiten eines prächtigen Teiches von 300 Fuß Länge und 240 Fuß Breite. Im Wasser spielen alle Arten von Süßwasserfischen, die in einem heißen Klima leben können, und die Schaaren von Wasservögeln sind mit großen Kosten aus allen Gegenden dorthin geschafft worden.

Die Tauben sind des Königs Lieblinge; er hält deren nicht weniger als 18,000 Stück von allen möglichen Arten. An den Ufern des Teiches wandeln der Strauß neben dem schwerfälligen Pelikan, neben den Gänsen, Enten und Schwänen, Wadvögeln und Stelzenläufern, wie kein zoologischer Garten sie aufzuweisen hat. Alle diese Thiere, die wilden, reißenden ausgenommen, haben ihre volle Freiheit. Man sieht Ziegen und Schafe aller Art, Kameele und Dromedare, Ibisse und der Himmel weiß was sonst noch Alles.

Die Schlangen haben einen domförmigen „Berg" von etwa 30 Fuß Höhe mit vielen Löchern, in welchen man sie von allen Größen findet; auf ihrem Gebiete bewegen auch sie sich in voller Freiheit und der König füttert sie reichlich mit Fröschen und mit allerlei was ihnen zuträglich ist. Außerhalb des Berggebietes auf Rasenteppichen bemerkt man schöne Grasschlangen und andere die nicht giftig sind. Eine schöne Sammlung von Cobras hat ihr besonderes Gehäge. Der Berichterstatter schreibt: „Wir wurden von etwa fünfzig Dienern des Königs begleitet, und sie alle drängten sich um einen kurzgewachsenen, muskelkräftigen Mann, der grimmig genug aussah. Sie nannten ihn den Ringkämpfer. Ohne Zögern langte er rasch mit der Hand zu und zog eine große Cobra hervor, deren Biß bekanntlich den Tod nach sich zieht. Hier war von Zauber oder irgend welcher Gaukelei keine Rede, die Schlange hatte ihre Giftzähne, und der Mann zeigte die größte Kaltblütigkeit. Gewiß hatte er eine lange Uebung für sich und wußte mit den Cobras umzugehen, weil er ihre Gewohnheiten kennt."

Vor mehreren Jahren ließ der König einige tausend Schlangen mehr als er jetzt besitzt aus verschiedenen Gegenden herbeischaffen, die britische Regierung fand aber die Sache so bedenklich und gefährlich, daß sie den Transport verbot, zu großem Leidwesen des Königs, der nächst den Tauben keine anderen Thiere so gern hat wie Schlangen. Nicht selten verweilt er längere Zeit auch bei den giftigsten, um seine Blicke an ihnen zu weiden. Er besitzt in diesem zoologischen Garten eine Anzahl Pavillons, von welchen aus er einen Ueberblick hat; dieselben werden Abends mit buntfarbigen Lampen erleuchtet.

Die britische Regierung zahlt ihm monatlich 10,000 Pf. St., und von dieser Summe legt er nichts zurück, was auch sehr begreiflich ist. Er hat zwei angeheirathete Frauen, 30 Mahels, d. h. „Frauen, welche Kinder bekommen", und 100 Begams, bei denen letzteres nicht der Fall ist, also 141 Damen. Die Zahl seiner lebenden Söhne beträgt 31, der Töchter 25. Die Zeit vertreibt er sich vor allen Dingen in der Menagerie, außerdem zeichnet und malt er, ist aber auch lyrischer Dichter: manche nach ihm Hazret ki Thungri genannten Gedichte sind sehr beliebt und werden von den Tanzmädchen in Calcutta, Benares und in anderen Städten gesungen.

Das Futter für die Thiere kostet monatlich etwa 500 Pf. St.; nicht weniger als 300 Gartenarbeiter halten den Garten in vortrefflicher Ordnung.

* * *

— Das „Allgemeine Repertorium der Marine" berechnet, daß gegenwärtig die Handelsmarine aller seefahrenden Staaten eine Tragfähigkeit von 19,768,518 Tonnen habe, jede zu 20 Centner gerechnet. Davon entfallen 5,244,888 auf die Dampfschiffe, wovon 3,015,773 auf England, so daß auf alle übrigen nur 2,229,115 kommen. — Die Segelschiffe, 56,289 an der Zahl, halten 14,523,630 Tonnen und auch hier steht England in erster Reihe mit 20,528 Schiffen und 5,383,763 Tonnen; dann folgen die Vereinigten Staaten mit 2,181,659 und 6869 Schiffen; Norwegen 4464 Schiffe mit 1,349,138 T.; Italien 4343 mit 1,227,016 T.; Deutschland 4483 mit 882,789 T.; Frankreich 3780 mit 736,326 Tonnen. — Wir wollen hierzu bemerken, daß die Angabe für Norwegen platterdings falsch ist; sie soll sich wohl auf die drei skandinavischen Staaten beziehen. Während für Deutschland nur die eigentlichen Seeschiffe aufgeführt werden, berechnet Italien jeden Kahn und jedes Leichterschiff. Die vorstehenden Angaben haben nur bedingten Werth. Die Vereinigten Staaten rechnen auch alle ihre nichtregistrirten, d. h. nur für die Binnenschifffahrt bestimmten Schiffe mit, d. h. jene, welche eine „License" und kein

Register haben. Factisch ist, daß unter den seefahrenden Völkern Deutschland die dritte Stelle einnimmt.

— Nordamerikanische „Aristokraten". Die in Chicago erscheinende „Illinois Staatszeitung" entwirft folgende Schilderung:

„Der Englisch-Amerikaner hat gewiß viele gute Eigenschaften. Aber zuweilen kommt selbst beim „feinen" Amerikaner eine abschreckende Bestialität zum Vorschein. „Es grunzt und wild'st die innere Natur," wie Göthe sagt.

Selbst viele der gebildetsten Amerikaner benehmen sich z. B., wenn sie angetrunken sind, wie die Schweine. Statt den Rath des verstorbenen August Becker zu befolgen: „Lernt von den Deutschen, wie man trinkt," leisten sie, wenn sie sich im Rausche gehörig blamirt haben, auf einige Monate das Temperenzgelübde, um sich, sobald die Zeit um ist, oder auch schon vorher, von Neuem zu blamiren.

Leider tritt diese innere Bestialität zuweilen selbst bei Anlässen von weit mehr als localer Bedeutung zu Tage, so daß sie dann in die allerausgedehnteste Oeffentlichkeit kommt, ja auch auf einige Zeit zum Weltgespräche wird.

Man denke nur an den „Inaugurationsball", welcher der Einsetzung Abraham Lincoln's in seine zweite Präsidentschaft am Abend des 4. März 1865 folgte. Nur gegen ein hohes Eintrittsgeld konnte man jenen Washingtoner Ball mitmachen, so daß die sogenannten unteren und auch die mittleren Volksclassen von ihm ausgeschlossen waren. Der schlichteste Ballgast war der Mann, welcher sich vom Holzhacker bis zum Präsidenten der Vereinigten Staaten emporgeschwungen hatte; um ihn drängte sich „der Reichthum und die Bildung der Nation".

Als sich aber die Ballbuffets mit ihren köstlichen Speisen und Getränken aufthaten, da entspannen sich Scenen, deren sich der roheste Comanche-Indianer schämen würde. Unter den Augen der fremden Gesandten stürzten jene „Reichen und Gebildeten" gleich ausgehungerten Bestien auf die Schüsseln voll Leckerbissen und stießen und rauften sich um dieselben. Wer eine Schüssel erobert hatte, drückte sich mit ihr in eine Ecke des Saales, um sie sich dort zu Gemüthe zu führen. Man sah einen „Gentleman" im elegantesten Ballanzuge mit einer Schüssel, aus welcher er einen kostbaren Salat mit den Fingern fraß. Auch andere „feine und vornehme Herren" bedienten sich, da sie mit der Schüssel nicht zugleich Messer und Gabel erbeutet hatten, beim Leeren der ersteren unmittelbar der Finger; manche dieser als Gabel und Löffel dienenden Hände trugen noch den Glacée-handschuh.

In der Hitze des Gefechts bewarf man sich gegenseitig mit Speisen; und als wieder zum Tanze aufgespielt wurde, klebten am Fracke gar mancher der Tänzer Austern, Trüffeln, Pasteten-stücke. Ja, einzelnen der eleganten Herren tröpfelte sogar die köstlich gewürzte französische Brühe, mit der sie im Kampfe am Buffet begossen worden waren, aus den herrlich frisirten Haaren.

Der Skandal war damals in der Presse des In- und Auslandes groß und trotz der Ereignisse, welche nach wenigen Wochen jenem Balle folgten — Eroberung Richmonds, Capitulation Lee's, Ermordung Lincoln's — hat sich die Erinnerung an ihn erhalten, er ist historisch.

Daß der „Geist", der sich auf jenem Balle kundgab, unter den Amerikanern durchaus noch nicht ausgestorben ist, das hat sich leider gar oft bei kleineren und größeren Anlässen gezeigt.

In seinem ganzen Glanze erschien er vor einigen Tagen in San Francisco bei den großen Feierlichkeiten, welche zu Ehren des Geburtstages des jungen Staates Californien veranstaltet wurden. Die Presse San Franciscos ist voll von dieser neuesten Manifestation amerikanischen Anstandes und amerikanischer Bildung; und auch dort waren es nicht die sogenannten niederen, sondern die „höheren" Classen, von denen die Pöbelei ausging.

Die „Pacific Mail Steamship Company" hatte ihr prächtiges Schiff „Great Republik" zu einer Festfahrt für die aus allen Theilen des Staates anwesenden californischen Pioniere hergegeben und es sich über zehntausend Dollars kosten lassen, um ihren Gästen die ausgesuchtesten Speisen und gute Weine zu bieten. Außer den Pionieren war auch die amerikanische Aristokratie San Franciscos zu der Festfahrt eingeladen oder konnte sich um hohen Preis Billets zu der Fahrt kaufen. Vor der Abfahrt des Dampfers fand ein wilder Sturm auf denselben statt. Die Pioniere, meist alte Herren, von denen nicht wenige aus beträchtlicher Entfernung hergereist waren, konnten es im Laufen, Drängen und Stoßen den jüngeren Leuten nicht gleichthun; die meisten von ihnen standen zurückgedrängt am Ufer, als der von der Shoddy-Meute eroberte Dampfer abfuhr. Viele derselben reisten sogleich voll Entrüstung von San Francisco ab.

Indessen entspannen sich auf dem Dampfer ähnliche Auftritte wie vor neun Jahren beim Washingtoner Inaugurationsballe und es zeigte sich dabei, daß der vornehme Amerikaner auch seine vielgerühmte Galanterie gegen Damen bei solchen Gelegenheiten ganz vergißt.

Die Speiseräume auf dem Dampfer wurden zuerst den Damen geöffnet, die Herren sollten nachher daran kommen; aber letzteren ging das Essen der Damen viel zu langsam; wie ein Rudel hungriger Wölfe drängten sie sich an den Thüren; den Damen wurde zugebrüllt, sie sollten sich beeilen; gleich darauf stürmten die Männer herein und warfen sich, ohne der Damen zu achten, ja diese bei Seite schiebend und auf die Seite stoßend, auf die Flaschen und Schüsseln und auf die Kisten mit Havana-Cigarren. Die bestialischen Scenen, die sich nun bei diesem Fressen, Saufen und Rauchen entwickelten, spotten der Beschreibung.

Ganz San Francisco hatte sich vorher mit vollem Herzen an den Festlichkeiten zu Ehren des jungen herrlichen Staates betheiligt; aber obige Scenen und die mit ihnen verknüpfte rohe Verletzung der Gastfreundschaft gegenüber den Pionieren und Gründern des Staates warfen dunkle Schatten über das ganze Fest.

Das Schweinische in der Natur des Amerikaners scheint hauptsächlich am Buffet zum Ausbruche zu kommen."

— In mehreren Gegenden der australischen Colonie Victoria, namentlich in jener am Julia Creek, stehen die Landleute der Kaninchenplage rathlos gegenüber. In den Bezirken bei Ballarat haben sie sich gegen dieselbe dadurch geschützt, daß sie Füchse aus Europa einführten und diese aussetzten. Meister Reinecke hat alle von ihm gehegten Erwartungen nicht nur erfüllt, sondern auch übertroffen; er räumt gründlich auf. Auch verwilderte Katzen machen sich nützlich. Man hofft, daß weder diese noch die Füchse ihrerseits zu einer Landplage werden.

— Die Cunard-Linie besaß am 1. October 1874 nicht weniger als 49 Dampfer mit zusammen 90,000 Tonnen (zu 20 Centner) Tragfähigkeit.

— Dreißig chinesische Studenten oder Schüler, im Alter von 10 bis 16 Jahren, sind im September aus ihrem Blumenreiche der Mitte nach Springfield in Massachusetts geschickt worden. Sie sollen auf den dortigen Unterrichtsanstalten ausgebildet werden und sind die dritte Sendung junger Leute, welche die chinesische Regierung dort erziehen läßt. Man sieht, daß sie hinter Japan nicht zurückbleiben will.

Inhalt: Eine Fahrt auf dem Parana in Argentinien. (Mit sechs Abbildungen.) — Karl v. Neumann's Expedition nach dem Lande der Tschuktschen. V. (Schluß.) — Ueberreste der Ureingeborenen auf den Antillen. — Reise des Marquis de Compiegne und A. Marche's auf dem Ogowe. — Aus allen Erdtheilen: Ueber den Auszug der Juden aus Aegypten. — Aus der Negerrepublik Haiti. — Aus dem russischen Reiche. — Der zoologische Garten des Königs von Audh. — Verschiedenes. — (Schluß der Redaction 8. December 1874.)

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage: Literarischer Anzeiger Nr. 10.

GETTY CENTER LIBRARY
3 3125 00630 3339